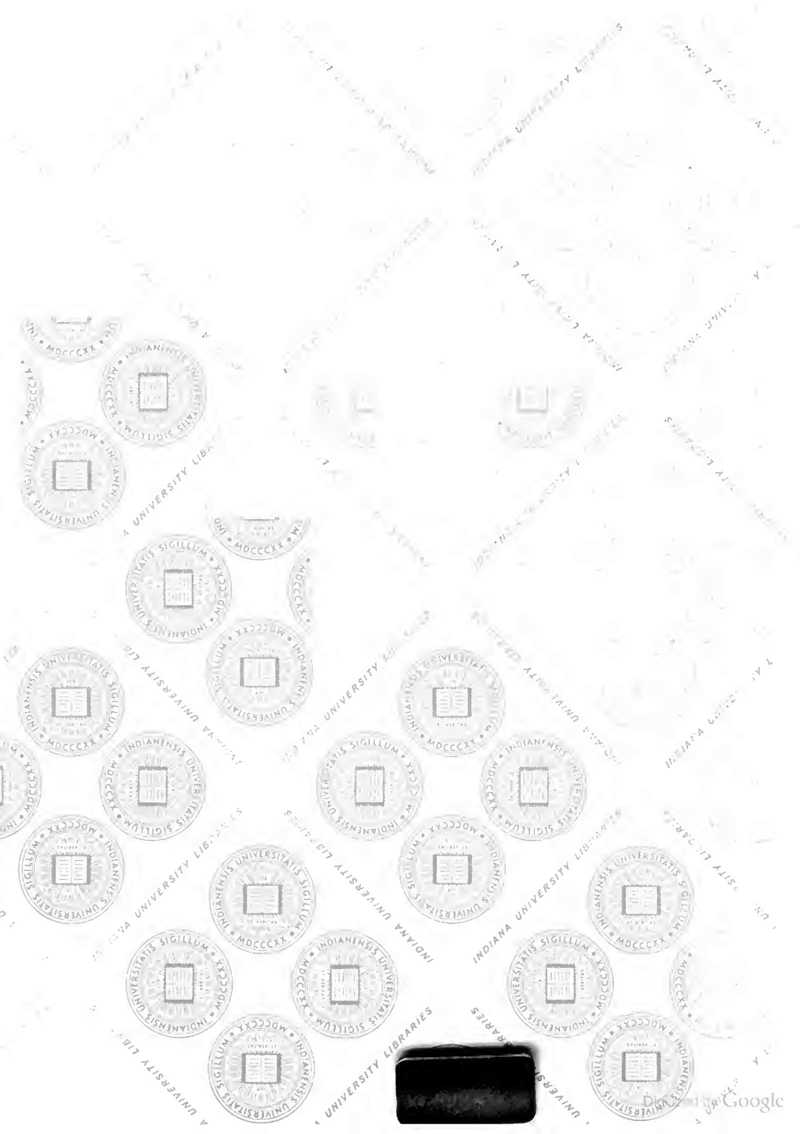
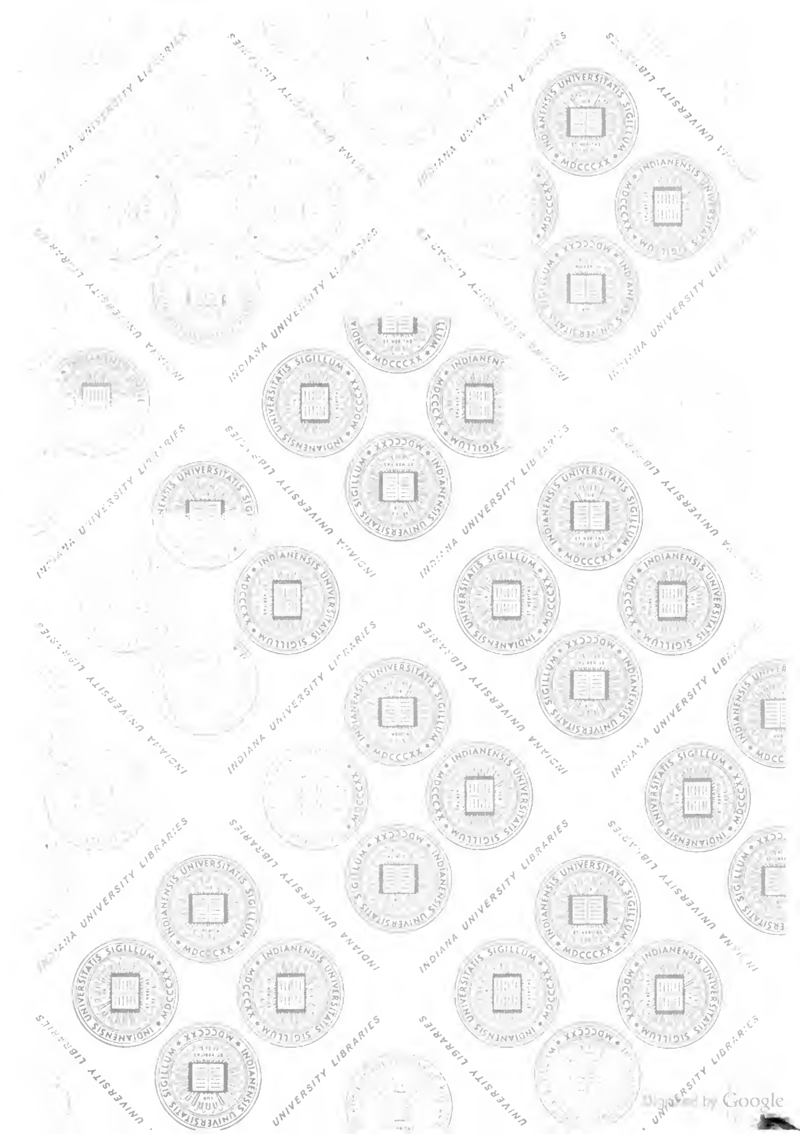
Die Gegenwart







Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Neunundfünfzigster Band.

(Nr. 1—26.)



Berlin 1901.

Verlag der Gegenwart.

Register.

…undfünfzigster Band.

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

3. Vermischte Aufsätze.

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

b. Bühne und Bühnenkritik.

6. Bildende Künste.

7. Musik.

8. Notizen.

9. Offene Briefe und Antworten.

№ 1. Berlin, den 5. Januar 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Zukunft des Parlamentarismus.

Von A. Gundaccar von Suttner.

„Das System hat sich überlebt!" Das ist die Phrase, die man heute vielfach hören kann und die in den Massen, — wie alle Phrasen, welche eine weitere Denkanstrengung ersparen, — ein ziemlich lautes Echo findet. Das hochweise Consilium hat den Patienten aufgegeben, ergo muß er sterben. Es ist aber nicht wahr. Das System ist allerdings krank, sehr krank, allein die Lebenskraft ist noch lange nicht geschwunden; es gilt nur den Kranken einer anderen Behandlung unterziehen. Wenn ein Heldendarsteller in seiner veralteten Manier stecken geblieben ist und den Anforderungen der heutigen Richtung nicht mehr entspricht, wird man da sagen: Die dramatische Kunst hat sich überlebt? Gewiß nicht. Man wird einfach finden, der alte Herr soll in Pension gehen und seinen Platz jüngeren, den Bedürfnissen der Zeit gewachsenen Kräften überlassen. So auch der Parlamentarismus: Er ist stecken geblieben, für unsere Zeit alt geworden und braucht daher eine Auffrischung, eine Verjüngung. Eigentlich noch mehr: Er braucht eine radicale Umgestaltung.

Diese Nothwendigkeit macht sich in allen Ländern fühlbar, die eine Constitution besitzen. Freilich, in Oesterreich ist die Krankheit auf ihren Gipfelpunkt gestiegen, der wilde Fieberparoxismus kann einen höheren Grad kaum mehr erreichen, und darum ist hier die Abhilfe am dringendsten. Anderswo ist man eben klüger; weise Aerzte ordnen bei gewissen Symptomen Präventivmaaßregeln an und beugen auf diese Weise dem ernsten Ausbruche vor. Im österreichischen Charakter liegt es aber, den Dingen ihren Lauf zu lassen, bis der Tag da ist, wo man sich nicht mehr zu helfen weiß und den Kopf verliert. Hier fehlt denn leider schon seit Langem der kluge Arzt, der alle Vorsichtsmaaßregeln trifft und der Krankheit gewappnet gegenüber steht.

In Frankreich denkt man schon seit geraumer Zeit daran, die Verfassung einer Revision zu unterziehen und dem Parlamentarismus eine verjüngte, arbeitskräftigere Gestalt zu geben. Dort hat man längst die Richtigkeit des Spruches „viel Köpf', viel Sinn'" erkannt, und eine in jüngster Zeit angestellte Enquête hat gezeigt, daß die große Majorität der hervorragenden Politiker mit einer zweifachen Remedur einverstanden wäre: Verminderung der Zahl der Deputirten — und Erhöhung der Diäten. Auch Edouard Drumont, der sattsam bekannte Herausgeber der „Libre Parole", wurde um seine Meinung befragt. Der große Antisemit und ehemalige kleine Jude Dreimond spielt sich da auf den bescheidenen, bedürfnißlosen Asketen hinaus, dem ein Taggeld von 25 Francs vollkommen ausreichend scheint, um seinen Deputirten zu ernähren. Er führt seinen Vater in's Treffen, der, als er heirathete, 1200 Francs Gehalt hatte, nie über 4000 stieg und trotzdem seine beiden Kinder ehrlich „erzog". Er, Drumont Sohn, war lange Jahre hindurch mit 500 Francs monatlich ein vollkommen glücklicher Mann, — warum sollen es also nicht Andere ebenfalls sein können, wenn auch die Monatseinnahme des Herrn Drumont mittlerweile vielleicht auf 5000 Francs und mehr gestiegen ist? Aber seine Ansicht wird, wie in so vielem Anderen, nur von einer kleinen Gruppe seiner Collegen getheilt, und die Meinung der Majorität geht dahin, daß diese „indemnité" — wie dort der Jahresgehalt der Parlamentarier genannt wird — für die heutigen Verhältnisse zu gering ist. Der französische Deputirte bezieht für seine Leistungen als Volksvertreter jährlich 9000 Francs, was einem Taggelde von 25 Francs gleichkommt. Seine Wahl kostet ihm 4—5000 Francs, so daß er im ersten Jahre nur auf die Hälfte zu rechnen hat. Die österreichischen Abgeordneten beziehen an Diäten 10 Gulden und dies nur für die Zeit der Parlamentssession, so daß sie im Jahre kaum auf mehr als auf 15—2000 Gulden zu stehen kommen, und da die Wahl wohl auch eine Ausgabe von 3—5000 Gulden erfordert, so braucht der mittellose Abgeordnete 2 und 3 Jahre, bis er nur diese Auslagen restituirt hat, wenn nicht irgend ein geheimnißvoller Parteicassirer hinter ihm steht, der diese Kosten ohne weitere Belastung seines Clienten deckt.

Hierin liegt schon ein Keim der Krankheit, die am Parlamentarismus zehrt. Statt daß der Candidat von einem Wirthshause zum anderen wandert, Ausrufer, Agitatoren und Ordner auf seine Kosten entsendet, sollten von Staats wegen Volkshallen unterhalten werden, die speciell für solche Zwecke zur Verfügung stehen. Nicht Freibier und Würste sollen die Lockmittel sein, womit die Wähler angezogen werden, sondern das Interesse und die Wärme für die Sache selbst soll sie bestimmen, zu den Wahlzeiten jene Hallen aufzusuchen, wo die Candidaten ihr Programm zur öffentlichen Begutachtung vorlegen. Mit einem Worte: Vor Allem muß die Wählerschaft selbst zur Politik erzogen werden. Jeder Wähler soll das stolze Bewußtsein in sich tragen, wenigstens in dieser einen Sache ein vollkommen freier Mann zu sein, unabhängig

von jedem Parteizwang, von jeder Suggestion, frei, ganz frei, Jenem die Stimme zu geben, dessen Programmrede sich am besten mit seinen eigenen Anschauungen und seiner innersten Ueberzeugung deckt. Und der Wahlact selbst soll etwas Feierliches sein, nicht eine „Hetz", nicht eine politische Börse, wo die Makler schreiend hin- und herlaufen und die Candidaten als Waare ausbieten. Allen solchen Vermittlern, ob freiwillig oder bezahlt, soll mit unerbittlicher Strenge die Thür gewiesen werden, damit dieser Act würdevoll vor sich geht, wie die Ballotage in jedem Club, der auf sein Ansehen hält. Erst wenn die Wähler sich nicht mehr als Stimmvieh fühlen und auch nicht als solches behandelt werden, erst dann wird der Grundstein zum parlamentarischen Neubau gelegt werden können. Dann wird sich aber auch naturgemäß die Wandlung in den Reihen Jener vollziehen, die den Beruf und die Fähigkeit in sich fühlen, das hohe Amt des Volksvertreters zu versehen. Jede Wählerschaft hat den Candidaten, den sie verdient; steht jene auf einem tiefen Niveau von Bildung, dann wird auch der Bewerber kein großes Kirchenlicht zu sein brauchen, um siegreich durchzudringen. Kennt hingegen der Wähler seine Pflicht, ist er von der Wichtigkeit und Bedeutung der Sache durchdrungen, dann werden sich auch andere Leute als Mandatsbewerber melden, nicht nur solche, die in der Politik nichts Anderes als eine Uebergangscarrière sehen, durch die sie ihre persönlichen Ziele zu erreichen hoffen, Ziele, welche mit dem Volkswohl und Staatswohl absolut nichts gemein haben.

Die Politik selbst soll eine Carrière sein. Keineswegs aber eine Carrière für individuelle Ambitionen, sondern ein Beruf, dem sich der Abgeordnete ganz und ausschließlich zu widmen hätte. Das Parlament ist nicht dazu da, um als Vermittlungsstelle für Geschäfte zu dienen. Dem Volke und dem Staate ist durchaus nicht damit gedient, daß der Abgeordnete „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" Verwaltungsrathsstellen oder andere Sinecuren ergattert, sondern Jener, der sich der Politik widmet, soll während der Mandatsperiode einzig und allein diesem seinem Berufe leben, sich darin bilden und vervollkommnen. Was gäbe es für einen Abgeordneten Alles zu lernen und zu studiren, wollte er diesem wichtigsten Amte im Staate nur halbwegs gewachsen sein! Jeder Berufszweig, selbst der bescheidenste, fordert sein Studium, seine Prüfungen, seine Praxis; um wie viel mehr ist das beim Parlamentarier nothwendig, dem im Laufe seiner Amtsthätigkeit die heterogensten Fragen vorgelegt werden, über die er zum Besten des Volkes entscheiden soll und die er demgemäß auch verstehen muß. Ist es da nicht geradezu humoristisch, wenn z. B. in Oesterreich ein Kellner oder ein Branntweinschenker im hohen Rathe sitzt und feierlich seinen Wahrspruch zum Besten giebt! Da ist es wohl natürlich, daß Fragen vor das Parlament gebracht werden, die dem Bildungsniveau des Betreffenden angepaßt sind, und daß eine Rohheit des Tones einreißt, die auf die Gasse, nicht aber in den obersten Berathungssaal gehört. Freilich, eine Schule kann das Parlament auch nicht sein; oder wenn, so doch nur eine Hochschule, die nur solche betreten können, welche schon eine gewisse parlamentarische Vorbildung besitzen. Das schließt durchaus nicht aus, daß das gesammte Volk in seinen Vertretern Sitz und Stimme haben kann. In allen Berufszweigen und Ständen, im Kleingewerbe, im Arbeiter-, im Handwerker- und Bauernstande finden sich heut zu Tage ganz helle Köpfe, die etwas gelernt haben, die richtig zu denken, vernünftig zu sprechen vermögen und die sich vortrefflich eignen, ihren Stand zu repräsentiren. Diese sollen den ersten Anspruch haben, als Candidaten aufzutreten, weil sie die Qualification besitzen, — und die Qualification soll eben ex officio in erster Linie Bedingung sein.

Die österreichische Wahlordnung weist den großen Lapsus auf, daß von der Wählbarkeit nur solche ausgeschlossen sind, die unter Vormundschaft oder Curatel stehen, über die der Concurs eröffnet ist, die Armengelder genießen und die wegen eines Verbrechens oder der Uebertretung des Diebstahls, der Veruntreuung, der Theilnehmung daran, oder des Betruges zu einer Strafe verurtheilt worden sind. Sonst ist jeder 30jährige Staatsbürger zu diesem hohen Amte wählbar. Es wäre daher der § 19 der Wahlordnung in der Weise zu ergänzen, daß der Passus eingefügt würde: „Und die ihre politische Qualification nachgewiesen haben." Kein einziger Stand würde durch diese Ergänzung verkürzt werden. Es wird Niemand einfallen, — wenigstens heute noch nicht —, vom Candidaten eine höhere Staatsprüfung zu verlangen, wohl kann aber bestimmt werden, daß der Betreffende eine Ahnung von dem Berufe haben muß, den er nun auf sechs Jahre zu ergreifen gesonnen ist. Wer sich praktisch mit der Politik beschäftigen will, von dem kann man schließlich doch auch verlangen, daß er sich theoretisch damit befaßt hat.

Auf eine ähnliche Reform zielt auch ohne Zweifel die Bewegung in Frankreich hin. Viele aus der Reihe der befragten Politiker betonen es ausdrücklich, daß der Parlamentarier während der Functionsdauer jedem anderem Berufe entsagen soll, denn, wie unter Anderen der Deputirte Bérard hervorhebt: „Ein Abgeordneter, der ehrlich seine Pflicht erfüllen will, kann sich mit nichts Anderem als mit diesem seinem Amte befassen. Als Vertreter des Volkes würde er an diesem einen Betrug begehen, wenn er seine Mandatspflichten vernachlässigte, um seine persönlichen Interessen zu verfolgen."

Dies wäre also die große Reform, die zur Sanirung des Parlamentarismus unerläßlich wäre: Die Umwandlung des Amateur-Berufes in einen wirklichen Beruf. Allerdings würde das die Stellung verschieben, denn eine solche Veränderung brächte andere Veränderungen naturgemäß mit sich. Es verstünde sich von selbst, daß man keinem Vertreter zumuthen könnte, dieses verantwortungsvolle und arbeitheischende Amt um den Bettellohn von 1500 oder 2000 Gulden auf sich zu nehmen. Aber wenn die Zahl der Abgeordneten reducirt würde, könnten die Gehälter, — in welche die Diäten übergingen, — erhöht werden, — und schließlich: ein arbeitskräftiges, auf seiner vollen Höhe stehendes Parlament, das da endlich erstünde, wäre das Experiment schon werth, den Erhaltungsbetrag von anderen Posten (als Friedensfreund würde ich rathen, beim Kriegsbudget zu beginnen) abzuzwicken. Wenn man nicht wortklauben will, ließe sich dieser Uebergang ganz glatt bewerkstelligen: Streng genommen ist der heutige Abgeordnete doch nichts Anderes als der verantwortliche Beamte seiner Wähler. Seine einzige persönliche Freiheit besteht darin, daß er sein Mandat zurücklegen und gehen kann, wenn ihm seine Wähler ihre Mißbilligung aussprechen. Der mit fixem Gehalt gewählte Deputirte (wie es ja in Frankreich der Fall ist) vergiebt sich somit gar nichts an seiner Würde und seiner Freiheit. Daß sich aus einer solchen Umwandlung nicht eine Aemterjagd entwickelt, dafür müßte eben die Wahlordnung und ihre Handhabung sorgen. Und wenn wir einmal soweit wären, daß nur würdige, tüchtige, gebildete Männer, denen das Wohl ihres Volkes und Landes am Herzen liegt, auf den Plan treten, dann würde der Wettkampf und die unlautere Concurrenz eo ipso zu den verpönten Dingen gehören. Mit dieser Remedur wäre die Wandlung zum Besseren zu beginnen; alles Andere ist Sache naturgemäßer Entwickelung.

Das Jahrhundert der Könige.

Von Marcus Landau.

In den letzten Jahren sind allerlei Vorschläge für die Benennung des scheidenden Jahrhunderts gemacht worden. Der Eine wollte es das Jahrhundert des Verkehrs, der Andere

das Jahrhundert der Elektricität, Andere anders nennen, und Jeder wußte für seinen Vorschlag ihm sehr überzeugend dünkende Begründung vorzubringen. Da darf ich denn auch wagen, meinen Vorschlag zu machen, einen Vorschlag, dem gewiß alle loyalen Unterthanen jubelnd zustimmen werden. Ich möchte nämlich das abgelaufene neunzehnte das Jahrhundert der Könige nennen. Und ich will gleich gestehen, daß dieser royalistische Vorschlag nicht meinem Gehirn allein entsprungen ist. Ich verdanke die Idee dazu keinem Geringeren als Seiner königlichen Hoheit, Nikolaus dem Ersten, Fürsten von Montenegro — und Poet dazu. Wie gütig und herablassend ist es nicht von dem unumschränkten Herrscher über 230000 Seelen — Säuglinge inbegriffen —, daß er den an den Stufen seines Thrones niedergelegten Bitten seines treuen Volkes nachgegeben und den Titel „Königliche Hoheit" angenommen hat! Kleinliche Seelen, die Alles von ihrem Philisterstandpunkte beurtheilen, sagen freilich, er habe es gethan, um seinen vornehmen Schwiegersöhnen, von denen einer ein wirklicher König mit vielen Millionen Unterthanen ist, nicht zu sehr nachzustehen. Nein, sage ich. Ihm schwebt viel Höheres vor. Nicht umsonst hat er den Titel gerade in den Tagen angenommen, da sich die Kaiserkrönung Karls des Großen zum elfhundertsten Male, die Königskrönung des Kurfürsten von Brandenburg zum zweihundertsten Male jährt. Vom Vladika zum Fürsten, vom Fürsten zur königlichen Hoheit, von der Hoheit zur Majestät, zum Kaiser des Balkan ist der Weg nicht weiter als vom Hausmeier der Merovinger zum römischen Kaiser.

Und wer's zum Corporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht,
Und so weit kann Er's auch noch treiben.

Freilich, die von Herstall haben länger als ein Jahrhundert bis zur Kaiserkrone gebraucht, und die Hohenzollern gar ein halbes Jahrtausend vom Burggrafenthum Nürnberg bis zur preußischen Königskrone. Aber das ist ja eben, was unser abgelaufenes Jahrhundert charakterisirt: das rasche Avancement in der Monarchencarrière, bei der man manchmal gar nicht zu warten braucht, bis eine Vacanz eintritt. Da zerbrechen sich besorgte Familienväter die Köpfe, was sie ihre Söhne „werden lassen" sollen, welcher Beruf die besten Chancen bietet, und merken nicht, daß „auf König studiren" noch die beste Aussicht auf schnelle Versorgung eröffnet. Und dazu braucht man nicht einmal Prüfung zu machen, wie der Arzt oder der Advocat. In Oesterreich muß man sogar, um Schuster oder Schneider werden zu können, einen „Befähigungsnachweis" beibringen, zum Königshandwerk braucht man das nicht. Man lernt es aus der Praxis, auf Kosten der Unterthanen. Man braucht dazu nicht einmal „von guten Eltern" zu sein. Serbia docet.

In früheren Jahrhunderten mußte man freilich wenigstens ein paar Millionen Unterthanen mitbringen. Das ist jetzt nicht mehr nöthig. Mit weniger als einer Viertelmillion, also nicht einmal so viel als Nürnberg Einwohner hat, kann man schon königliche Hoheit werden, mit der Bevölkerung von Leipzig oder Dresden könnte man sich schon die Königskrone aufsetzen. Und dann, wie leicht wird man heutzutage König, wie schnell wird man als König anerkannt! Viel leichter wie als großer Dichter oder Künstler. So leicht ist es nur dem Saul, Sohn Kis, gegangen, der trotz aller republicanischen Reden des Sehers Samuel zum König ausgeloost wurde. Wie sich nur die Esel gefunden haben, ist er König geworden. — Freilich, mit der allgemeinen Anerkennung ist es nicht so schnell gegangen: „Etliche lose Leute sprachen: was sollte uns dieser helfen? und verachteten ihn und brachten ihm kein Geschenk. Aber er that, als hörte er's nicht." Einen Majestätsbeleidigungsparagraphen und Staatsanwälte scheint es damals im Königreich Israel nicht gegeben zu haben. Wie uncivilisirt war noch Alles!

In späteren Jahrhunderten haben sich die Parvenus unter den Königen Jahrzehnte lang abmühen müssen, bis sie von den alten Monarchen als ihres Gleichen anerkannt wurden. Königin Helena von Italien, die gewiß die Geschichte ihres schwiegerväterlichen Hauses studirt hat, könnte ihrem Vater erzählen, wie dessen Ahnen als kleine Grafen im elften Jahrhundert angefangen haben und wie es beinah vierhundert Jahre dauerte, bis sie den Herzogshut von Kaiser Sigismund erhielten, demselben Kaiser, der dem Hohenzoller den Kurfürstenhut verlieh. Und Herzoge sind die Savoyer noch weitere drei Jahrhunderte geblieben, obwohl sie zeitweilig den Titel König von Cypern führten. Wie Nikolaus von Montenegro hat auch Herzog Victor Amadeus II. vornehme Schwiegersöhne gefunden. Seine zwei Töchter heiratheten zwei Enkel Ludwigs XIV., von denen der eine König von Spanien war, der andere König von Frankreich geworden wäre, wenn er's erlebt hätte. Wirklicher König von — Sicilien ist aber Victor Amadeus erst nach langem Kriege mit dem Großvater seiner Schwiegersöhne, durch den Frieden von Utrecht (1713) geworden. Aber schon nach wenigen Jahren verlor er die schöne Insel (1720) und mußte sich mit dem ärmlichen Sardinien begnügen, dessen Königskrone die Savoyer beinahe anderthalb Jahrhunderte trugen, bis sie sich die von Italien auf's Haupt setzen konnten. Als König von Sardinien ist Victor Amadeus erst 1726 vom Papst anerkannt worden.

Noch schwieriger gestaltete sich die Erlangung der Königskrone für das Haus Hohenzollern, und noch länger dauerte es, bis der König von Preußen allgemein anerkannt wurde. Und doch war Brandenburg, als Kurfürst Friedrich III. die Regierung antrat, nach dem Kaiser die bedeutendste Macht in Deutschland, nach den damaligen fünf Großmächten auch der wichtigste Staat Europas. Wieviel Mühe hat es den Kurfürsten trotzdem gekostet, wie langer Unterhandlungen bedurfte es, bis er sich die lang ersehnte Königskrone am 18. Januar 1701 in Königsberg auf's Haupt setzen konnte. Und auch damals wäre sein Wunsch noch nicht erfüllt worden, wenn nicht Kaiser Leopold seine Unterstützung im Kriege gegen Frankreich gebraucht hätte. So kam im November 1700 in Wien der sogenannte Kronvertrag zu Stande, der dem Kaiser ein brandenburgisches Hilfscorps von 8000 Mann, dem Kurfürsten die Königswürde und öffentliche Anerkennung als König in Preußen durch den Kaiser einbrachte. In Wien hatte man in den Vertragsentwurf noch den Satz eingeschoben, daß der Kurfürst die Krone ohne Zustimmung des Kaisers anzunehmen „nicht befugt" sei. Das wollte man sich in Berlin nicht gefallen lassen, und der Satz mußte in „nicht gemeint" sei umgeändert werden. Selbst wollte man sich die Krone genommen haben, nicht von Andern verleihen lassen, weder vom Kaiser noch vom Papst, wie es in früheren Jahrhunderten Brauch gewesen. Und der Papst wäre vielleicht gar nicht abgeneigt gewesen, dem „Ketzer" gegen gewisse Concessionen die Krone aufzusetzen, wie neunhundert Jahre früher sein Vorgänger Karl dem Großen die Kaiserkrone aufgesetzt hatte. Merkwürdiger Weise erwies sich die Königsberger Krone dauerhafter als die römische, die nur ein Jahrhundert in der Familie der Karolinger verblieb. Und doch konnte gegen diese höchstens der oströmische Kaiser protestiren, um den man sich im Frankenreiche, im Bunde mit dem Papste wenig kümmerte. Von diesem aber ging der heftigste Sturm gegen die preußische Königskrone los. Und das soll man auch nach zwei Jahrhunderten nicht vergessen. Auch das soll nicht vergessen werden, daß im Vertrag zwischen Kaiser und Kurfürst bestimmt wurde, daß die kaiserliche und preußische Regierung mit einander nur in deutscher Sprache correspondiren sollten. Nächst dem Kaiser hatten sich die Könige von England und Dänemark im Voraus mit der Rangserhöhung Friedrich's einverstanden erklärt. Die andern Mächte folgten nach und nach mit der Anerkennung; Kurmainz und Trier ließen sich zwei Jahre, Portugal drei, Venedig gar neun Jahre Zeit. Nur der Großmeister des deutschen Ordens

protestirte, unterstützt von den Kurfürsten von Bayern und Köln. Papst Clemens XI. trat dem neuen Königthum gegenüber so feindlich auf, wie seine Nachfolger Pius IX. und Leo XIII. gegen das neue italienische Königreich. „Wie durfte der Kaiser", erklärte er im öffentlichen Consistorium am 21. April 1701, die „Hand dazu bieten, da doch nur der Papst allein das Recht hat, Könige zu machen; überdies sei dieser Fürst ein erklärter Feind der heiligen Kirche, der Preußen nur in Folge des Abfalls seiner Vorfahren vom wahren Glauben und ihrer Beraubung des deutschen Ordens besitze." Gleichzeitig befahl er allen katholischen Fürsten, dem neuen Könige sowohl als dem Herzog von Hannover als Kurfürsten die Anerkennung zu versagen. Seinen Befehl befolgt haben nur die Könige von Frankreich und Spanien, die ohnehin bald in den Kriegszustand mit Preußen geriethen und das neue Königreich erst im Frieden von Utrecht (1713) anerkannten. In Frankreich nannte man aber noch lange nachher den König von Preußen, wenn man mit ihm unzufrieden war, nur Kurfürst oder gar Markgraf von Brandenburg. Noch länger verharrte Rom in seinem Groll. In den Berichten des päpstlichen Nuntius in Paris, Erzbischofs Durini, aus den Jahren 1744 bis 1753, wird Friedrich II. gewöhnlich nur der Prussiano oder der Marchese di Brandeburgo genannt, und König Georg II. ist noch immer nur Herzog von Hannover. Den Kurfürstentitel hatte man nicht anerkannt, und der wahre König von England war für den römischen Hof nur Jakob III., Stuart. Ebenso hat der Herzog von Modena Louis Napoleon nie als Kaiser anerkannt. Curios ist es, daß auch ein Fürst Radziwill vor Notar und Zeugen in Paris gegen die preußische Königswürde als Attentat auf die Rechte der Republik Polen protestirte. Das hat aber spätere Radziwill's nicht gehindert, treue Unterthanen des Königs von Preußen zu werden. Das von Friedrich I. gegründete Königreich hat sich eben als sehr solid und dauerhaft erwiesen.

Nicht so gut ist es anderen Königen und Königreichen ergangen. Sie haben eben auch ihre Schicksale — wie die Bücher. Ich will nicht von den mythischen Königen Latiums reden, denen die historische Kritik schon längst den Garaus gemacht hat, ein Ende, das auch den sieben Königen Roms droht, auch nicht von den Königen Egyptens, deren Mumien zu numerirten Museumsobjecten geworden sind, oder von den zweihundert Königen Irlands, die, wie Moore erzählt, anno 722 in der Schlacht bei Almhain gefallen sind. Aber wo sind die Könige von Cypern und Jerusalem, von Neapel und Sicilien, von Castilien und Aragon, von Leon und Granada? Sie sind mit ihren Königreichen verschwunden oder werden, wie Böhmen und Irland, von Beherrschern größerer Staaten, in die sie aufgegangen sind, nur zur Verlängerung des Titels gebraucht. Und von den anderen König- und Kaiserreichen, die seit Jahrhunderten bestehen, haben die meisten ihre Dynastien gewechselt oder sind an Seitenlinien übergegangen, während im abgelaufenen Jahrhundert wieder neue Königreiche mit neuen Dynastien entstanden sind. Vergleicht man das Ergebniß der „Monarchenzählung" am Beginne des achtzehnten mit dem am Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts, so findet man einen ganz ansehnlichen Zuwachs an Königen, und der kommt größtentheils auf Rechnung des neunzehnten Jahrhunderts. Das achtzehnte schuf nur das preußische und das sardinische Königthum, sowie das korsische Eintagskönigreich des Barons von Neuhof. Ja, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, bevor noch Napoleon den Ausspruch gethan hatte, Europa werde in einem halben Jahrhundert republicanisch oder kosakisch sein, schien es fast, als sollte erstere Alternative eintreten. Zu den alten Republiken war die noch bestehende nordamerikanische gekommen, und ihr folgten in Europa die französische Republik, die es bis auf zwölf Jahre brachte, und die noch kurzlebigeren Republiken französischer Mache: die batavische, cispadanische, cisalpine, ligurische, römische, parthenopäische und italienische. Napoleon hat aber nicht bloß sich selbst zum Kaiser gemacht, sondern war auch der größte aller Königsmacher. Ihm hatten Bayern, Sachsen, Würtemberg und Westphalen ihre Königskronen zu verdanken. Und diese Kronen haben ihn überlebt, nur die westphälische wurde auf Hannover übertragen. Dem etrurischen Königreich hatte Napoleon selbst schon früher ein Ende gemacht. Um so flotter ging es nach seinem Sturze mit der Schaffung neuer Königreiche: Niederlande, Belgien, Griechenland, dann Rumänien, Serbien. Bald werden ihnen vielleicht Bulgarien und Montenegro folgen, und am Ende gar ein Königreich Zion mit einem Abenteuerkönig à la Theodor von Korsica. Mit den verhaßten Republiken hat aber der Wiener Congreß gründlich aufgeräumt. Selbst solche alte Republiken, wie Venedig, Genua, Lucca, Ragusa, von kleinen deutschen Reichsstädten gar nicht zu reden, fanden keine Gnade vor seinen Augen. Dreißig Jahre später hat Oesterreich das Republikchen Krakau verschluckt, und jetzt sehen wir das freie Albion, das einst den Thron des Großmogul umgestürzt hat, zwei ziemlich große Freistaaten verschlingen. Ob es sie auch verdauen wird, oder ob nicht doch der Jäger kommen wird, um dem Wolf oder — der Großmutter — ich erinnere mich nicht mehr, wie es im Märchen steht — die Verschlungenen aus dem Bauche zu nehmen, weiß ich nicht. — Auch Spanien ist mit seiner Republik sehr schnell fertig geworden. Nur die große französische Republik hat, trotz aller Unglückspropheten, das kritische dreißigste Jahr überschritten und erhält sich noch; aber — fragt mich nur nicht wie. Dagegen scheint das amerikanische Klima den Monarchien wenig günstig zu sein. Die von ihren Mutterstaaten abgefallenen Colonien haben sich alle als Republiken constituirt. Zweimal ist der Versuch, in Mexiko einen Thron aufzurichten, gescheitert, und das Kaiserthum Brasilien hat nicht einmal das vom Psalmisten dem Menschen bestimmte Alter erreicht. Das haitische Kaiserthum machte eher den Eindruck einer Parodie der Monarchien. Aber, wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert, und ob nicht der „Gothaische" vom Jahre 2001 einen Kaiser oder König von Nordamerika zu verzeichnen haben wird. Oder wird auf das royalistische neunzehnte Jahrhundert ein republikanisches zwanzigstes folgen?

Literatur und Kunst.

Das Wesen des Christenthums in neuester Beleuchtung.

Von Eduard von Hartmann.

Das protestantische Christenthum hat schon mancherlei Wandlungen durchgemacht. Nach dem Jahrhundert der Reformation, in welchem das protestantische Princip seine volle Kraft zum Kampfe und zur Selbstverwirklichung zusammenraffen mußte, kam das Zeitalter einer beschränkten Orthodoxie, für welche die „reine Lehre" und der Kampf mit dem Teufel Alles galt. Schüchtern wagten sich dann die Anfänge des Rationalismus in der sogenannten „Neologie" (neuen Lehre) hervor; als aus ihnen der Rationalismus der Aufklärungszeit sich entwickelt hatte, da suchte das religiöse Gefühl im Pietismus eine Zufluchtsstätte vor solcher Verflachung und Verarmung des religiösen Lebens. Die Epoche der romantischen Restauration nach den Freiheitskriegen förderte auch in der Theologie eine Neuorthodoxie zu Tage, gegen welche bald nach der Mitte des Jahrhunderts ein liberaler Protestantismus als Abwehrbewegung auftauchte. Die Verquickung der herrschenden Neuorthodoxie mit der politischen Reaction und die des religiösen mit dem politischen Liberalismus machte den

liberalen Protestantismus mißliebiger und verdächtiger in den behördlichen Kreisen, als sein religiöser Standpunkt es rechtfertigte. Als dann die lang ersehnte Synodalverfassung von den liberalen Parteien durchgesetzt worden war, da wurde grade diese zu dem Strick, mit dem der liberale Protestantismus sich selbst erwürgen mußte. Seine Reste führen nur noch ein kümmerliches Dasein in Deutschland; selbst in der Schweiz ist er sehr zurückgegangen; und nur in Holland hat er sich neben der Orthodoxie in ansehnlicher Stärke zu behaupten vermocht.

Als in den 70er Jahren der Agnosticismus in Gestalt des Neukantianismus, des französischen Positivismus und der Mill-Spencer'schen Lehren seinen Einzug in Deutschland hielt und im Laufe eines Jahrzehnts die Herrschaft über die Geister gewann, da mußte auch eine agnostische Theologie auf dem Plan erscheinen und den übrigen Richtungen den Rang ablaufen. Die Neuorthodoxie war nur so lange möglich, als man sich Metaphysik in irgend welchem Sinne gefallen ließ. Eine Zeit, die für alle Metaphysik, gleichviel welcher Art, nur Spott, Hohn und Verachtung hatte, brauchte auch eine metaphysiklose Theologie. Die Kirche konnte sich eine solche ganz wohl gefallen lassen, wofern nur die Unfähigkeit des Menschen zu jeder Erkenntniß des Uebersinnlichen dazu benutzt wurde, den Glauben an die Offenbarung und die Kirche als ihren Vermittler zu verherrlichen. Der wissenschaftliche Zeitgeist konnte sie sich ebenfalls gefallen lassen, weil diese Theologie nicht mehr behauptete, von den göttlichen Geheimnissen etwas zu verstehen, und bereitwillig zugab, daß all' unser Reden mit Worten nur symbolischen Werth habe und ein Stammeln in unangemessenen Bildern sei. Wie die islamitische Orthodoxie der Motekallemin im Mittelalter einen absoluten Skepticismus zum Sprungbrett nahm, um mit beiden Beinen blindlings in den Glauben an die Offenbarung und die Autorität der Kirche hineinzuspringen, so auch die wissenschaftlich-agnostische, aber zunächst kirchlich-positive neue Richtung. Wie im Ausgang des christlichen Mittelalters die Lehre von der doppelten Wahrheit zur Geltung gelangte, so konnte auch jetzt die theologische Dogmatik für den Verstand absurd, und doch für das religiöse Gemüth Symbol einer unbegreiflichen, tieferen, religiösen Wahrheit sein.

Was konnte dem praktischen Seelsorger bequemer sein als eine Theologie, die aus einem Munde kalt und warm zu blasen versteht, die den Armen an Geist durch göttliche Offenbarung und kirchliche Autorität imponirt, den Gebildeten aber die Bildlichkeit und Unangemessenheit der Symbole bereitwillig zugiebt? Was konnte den Gemeinden, die vor einer Pfarrwahl standen, willkommener sein als die Einigung der Rechten und Linken auf einen Candidaten dieser Richtung, der Beiden zu Dank zu reden weiß? Was der Regierung erwünschter, als die Besetzung der Stellen mit Geistlichen, die die Autorität der Kirche und den Wortlaut der Dogmen aufrecht erhalten, und dabei doch auch mit den Gebildeten und freier Denkenden sich erträglich zu stellen wissen? Kein Wunder, daß die Ritschl'sche Schule in wenigen Jahrzehnten in den Besitz der meisten und wichtigsten Stellungen gelangte; denn Ritschl hatte der agnostischen Theologie ihre entschiedenste und vollendetste Fassung gegeben. Nicht nur die Anhänger des liberalen Protestantismus, auch die der Neuorthodoxie wurden von Ritschlianern verdrängt, und ihre Herrschaft in der Kirche wird vermuthlich ebenso lange dauern wie die agnostische Zeitströmung im gebildeten Publicum.

Nun liegt es aber in der Natur der Dinge, daß eine Partei nur so lange zusammenhält, als sie um ihren Bestand und ihr Emporkommen zu ringen hat, daß dagegen die in ihr belegenen Keime der Spaltung sich ungestört entwickeln müssen, sobald sie zur Herrschaft gelangt ist. Diese Erfahrung konnte auch dem agnostischen Protestantismus nicht erspart bleiben, um so weniger, als in seiner zweideutigen Stellung zu den Dogmen die Anlagen zu den schärfsten Gegensätzen enthalten waren. Der rechte Flügel zeigt eine katholisirende Tendenz, indem er die Vermittelung und Sicherstellung des Heils durch die Kirche betont, die Macht der Kirche zu steigern sucht, und den höchsten Werth auf die überlieferten Dogmen, Symbole und Formeln legt. Der linke Flügel dagegen betont die Unangemessenheit aller Symbole und Formeln, geht ganz auf die gute Gesinnung zurück und stellt den Einzelnen als solchen in ein Verhältniß zu seinem Gott, dessen Reinheit durch die Tendenzen der Kirche leicht getrübt werden kann. Beide Flügel sind darin einig, daß eine speculative Kritik der Dogmen von Grund aus verfehlt ist, weil sie auf völliger Verkennung des Gehalts der Dogmen und der Fähigkeiten des menschlichen Verstandes beruht, daß dagegen eine historische Kritik unbedenklich im weitesten Umfang und nach den schärfsten Maaßstäben geübt werden kann und soll, weil sie dem eigentlichen Sinn der Dogmen niemals etwas anhaben kann. Die Durchführung der historischen Kritik liefert aber, je weiter sie fortschreitet, desto unzweifelhafter ein Ergebniß, welches dem linken Flügel günstig scheint, indem sie die Unangemessenheit der Formeln immer deutlicher hervortreten läßt und den bleibenden Gehalt immer enger einschränkt. Je mehr die historische Methode in der Theologie zur Geltung gelangt, desto mehr muß also das geistige Uebergewicht des linken Flügels über den rechten wachsen. Der rechte Flügel sieht diesen Proceß mit geheimem Schrecken fortschreiten, aber er ist wehrlos in diesem Kampfe, weil er die Waffen anerkennen muß, mit denen der linke Flügel seine Fortschritte erkämpft, und weil der Zeitgeist sich die einmal errungene historisch-kritische Methode nicht wieder entwinden läßt.

Der anerkannte Führer der Linken ist der Kirchenhistoriker Harnack, ein gleich vorzüglicher Forscher, Schriftsteller und Lehrer. Sein Lehrbuch der Dogmengeschichte, das an Gründlichkeit der Quellenforschung, Schärfe der Unterscheidungen und Feinheit der Charakteristik allen Vorgängern überlegen ist, ließ den eigentlichen Standpunkt des Verfassers nur für den verständnißvollen Leser erkennen. Seine Schrift über das Apostolicum aber zeigte bereits an einem hervorstechenden Beispiel zum Erschrecken der Positiven, wohin die historische Kritik führen könne. Seine populären Vorlesungen über „Das Wesen des Christenthums" (Leipzig, Hinrichs, 1900) endlich stellen zum ersten Mal seinen Standpunkt als solchen deutlich an's Tageslicht, ganz herausgeschält aus den gelehrten historischen Forschungen, die ihn bis dahin für schwächere Augen verhüllt hatten.

Es ist deßhalb begreiflich, daß diese Schrift in allen Lagern Aufsehen gemacht, bei Theologen und bei Laien gleiche Beachtung gefunden und ebenso heftigen Einspruch wie warme Zustimmung hervorgerufen hat. Die Ritschl'schen Kreise wagen nicht, das Fleisch von ihrem Fleisch zu verleugnen, selbst wenn es ihnen aus der Art geschlagen scheint; die liberalen Protestanten constatiren triumphirend, daß die Ritschlianer ja nun endlich auch ungefähr da angekommen sind, wo sie sich schon lange befinden; das halbgebildete, religiös interessirte Publicum fühlt sich nicht nur durch die geistvolle, elegante Form und die gemüthvolle Wärme des Tons angezogen, sondern auch durch die Einfachheit und Schlichtheit des Inhalts, die seinem Verständniß so wenig zumuthet; die Ungläubigen freuen sich, einen berühmten Theologen der ersten Universität des Reiches die Dogmen kurzer Hand verurtheilen zu sehen, die ihnen schon immer ein Stein des Anstoßes waren; nur die Orthodoxen ringen die Hände über den Verfall der Zeit, die Verflachung der Wissenschaft und die Verseichtung unserer theologischen Facultäten. Wer die Vorgänge als Unbetheiligter aufmerksam verfolgt hat, wird in der Harnack'schen Schrift schwerlich etwas Neues finden, wohl aber die Thatsache beachtenswerth

finden, daß die bisher verschleierten Tendenzen der Ritschl'schen Linken nunmehr offen hervorgetreten sind und einen weithin sichtbaren zusammenfassenden Ausdruck gefunden haben.

Das Charakteristische an der Geschichtsbetrachtung der Ritschl'schen Schule ist, ihrem agnostischen Grundprincip gemäß, die Abneigung gegen Alles, was Metaphysik oder Speculation heißt oder mit ihnen in Beziehung steht. Wenn die Baur'sche Schule und insbesondere Strauß in seiner Glaubenslehre eine rationale, speculative Kritik an den Dogmen übte, so liegt dies der Harnack'schen Geschichtsauffassung ebenso fern, wie die speculative Deutung und Rechtfertigung der Dogmen, wie solche in der Hegel'schen Schule, nicht nur auf ihrem rechten orthodoxen Flügel, sondern auch auf ihrem linken, z. B. von A. E. Biedermann, virtuos geübt wurde. Daß Dogmen ihrem metaphysischen Erkenntnißwerth nach werthlos sind, braucht vom Standpunkt des Agnosticismus aus nicht erst bewiesen zu werden; es versteht sich von selbst, daß jeder Versuch, ihnen einen solchen beizumessen, nur als eine erkenntnißtheoretische Verirrung beurtheilt werden kann. Der Gipfel der Verirrung wird erreicht, wenn die Geschichte der Dogmen im Hegel'schen Sinne als eine Entfaltung der objectiven Vernunft auf religiösem Gebiete angesehen wird, mittelst welcher der auszudrückende religiöse Gehalt die nach dem jeweiligen Stande der Weltanschauung erreichbar vollkommenste Form gewinnt (Biedermann).

Die Metaphysik ist ebenso der Verderb der Religion wie der Wissenschaft. Das Urchristenthum war anfänglich durch seinen Mangel an Bildung vor dieser Quelle des Verderbens geschützt, aber schon mit der pharisäischen Theologie drängten sich metaphysische Bestandtheile mit ein, und mit der hellenischen Metaphysik begann jene Verunstaltung und Entstellung des Christenthums, die wir bis heute noch nicht wieder los geworden sind, die aber aus dem Christenthum wieder auszustoßen sich der agnostische Protestantismus eifrigst angelegen sein läßt. Alle scheinbaren Fortschritte in der Geschichte des Christenthums sind thatsächlich nur Reactionen, Auflehnung des religiösen Gefühls gegen die metaphysische Dogmatik und Rückkehr zum dogmalosen evangelischen Urchristenthum. Es ist der Fluch, der auf der Geschichte des Christenthums lastet, daß das Unkraut der Metaphysik immer wieder den Weizen des Evangeliums überwuchert hat, und nicht eher werden wir das reine, unverfälschte, echte Christenthum haben, als bis wir alle metaphysischen Dogmen endgültig abgestreift haben. Was fälschlich für Entwickelung gehalten wird, ist thatsächlich nur Verderb mit immer wiederkehrenden, aber bis jetzt unzulänglich gebliebenen Reinigungs- und Restaurationsversuchen. Das „Wesen des Christenthums" ist in der Lehre Jesu enthalten, die von Trinität, Christologie, Gottessohnschaft, Zweinaturenlehre, Paulinischer Rechtfertigungslehre und Johanneischer Logoslehre nichts weiß, sondern nur von dem kommenden Reiche Gottes, von Gott dem Vater und dem unendlichen Werth der Menschenseele und von der besseren Gerechtigkeit und dem Gebot der Liebe.

Es fragt sich nun zunächst, wodurch sich der so charakterisirte Standpunkt von demjenigen unterscheidet, den der liberale Protestantismus seit lange vertritt. Ein positiver Unterschied scheint mir in der That nicht angebbar. Daß das wahre Christenthum dasjenige Christi oder die Lehre Jesu sei, konnte man schon vor einem Menschenalter überall lesen, z. B. in Keim's „Leben Jesu" oder Wilhelm Lang's „Religiösen Reden" oder in Moritz Carrière's „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart". Negativ läßt sich der Unterschied so ausdrücken, daß die älteren liberalen Protestanten sich um Metaphysik einfach nicht kümmerten, der agnostische Protestantismus aber mit Leidenschaft gegen sie zu Felde zieht, daß erstere zwar in der Dogmengeschichte einen Verderb sahen, aber erst letzterer diesen Verderb ausschließlich auf Rechnung der Metaphysik setzt, die bis zum Ausgang des Mittelalters wesentlich hellenischen Ursprungs war. Beide suchen dem Menschen Jesus die Göttlichkeit fern zu halten, und ihn zum Ersatz dafür zu einem religiös-sittlichen Uebermenschen zu steigern. Bei der Ritschl'schen Linken sind vielleicht die Prädicate, die diesem vollkommenen Urbild der Menschheit zuertheilt werden, noch um einige Grade überschwänglicher, als man es von den liberalen Protestanten her gewöhnt ist, aber dieser Gradunterschied ist keinenfalls erheblich.

Ist es nun die ganze Lehre Jesu, was Harnack als das „Wesen des Christenthums" hinstellt? Das wird er selbst kaum behaupten wollen. Die Erwartung des nahen Weltendes und die ganze Vorstellungswelt des damaligen Judenthums von den überirdischen Dingen ist ebenso ausgeschieden, wie die Bezugnahme auf jenseitigen Lohn und Strafe als Motive der Sinnesänderung, die Jesus noch nicht entbehren zu können glaubte. Harnack nimmt also aus der Weltanschauung Jesu nur einen Bruchtheil heraus, der ihm auch für unsere Zeit noch zu passen scheint, und läßt den Rest stillschweigend bei Seite. Aber damit nicht genug, deutet er auch das Verhältniß Jesu zum jüdischen Gesetz, zu Recht und Staat, zu Arbeit und Cultur, zu Quietismus und Askese in dem Sinne um, wie die protestantische Kirchenlehre es von jeher gethan hat, wie es aber ein sonst so exacter Historiker sich nicht gestatten würde, wenn er im Stande wäre, diesen Fragen als völlig Unbefangener entgegenzutreten. Ein Tolstoi hat jedenfalls den historischen Kern der Lehre Jesu (mit Ausnahme seiner Stellung zum jüdischen Gesetz) richtiger erfaßt als Harnack; aber wenn Letzterer dies zugeben sollte, so würde ihm das „Wesen des Christenthums" unter den Händen zerrinnen und in eine Weltanschauung umschlagen, die allen unsern abendländischen Instincten und modernen Idealen widerspricht. Deßhalb ist es Existenzfrage für dieses „Wesen des Christenthums", daß das von den Synoptikern gezeichnete Idealbild nicht nur durchgesiebt, sondern abermals umgestaltet und unsern Bedürfnissen gemäß idealisirt werde. Was dabei herauskommt, unterscheidet sich in der Lehre nicht wesentlich von dem Standpunkt eines Jesus Sirach, Hillel, Moses Mendelssohn oder dem modernen Reformjudenthum. Die Person Jesu wird zu einem sanften, liebenswürdigen, volksthümlichen Rabbi, den jeder Reformjude von ganzem Herzen als Vertreter seiner Tendenzen reclamiren kann.

Wie eine Persönlichkeit, die wir nur aus einem um mehrere Menschenalter späteren Idealbild kennen, als historische Verwirklichung des vollkommenen Menschen hingestellt werden kann, ist aus dem Gesichtspunkt der historischen Methode nicht leicht zu verstehen, während vom Standpunkt des religiösen Gemüthsbedürfnisses solche Rückprojection eines idealen Phantasiebildes psychologisch wohl verständlich ist. Wir wissen nicht einmal, ob die Synoptiker ihr Idealbild auf eine einzige geschichtliche Persönlichkeit gestützt haben, oder ob nicht vor ihrer Zeit schon Züge von verschiedenen Propheten, Messiassen, nationalen Aufrührern, Kronprätendenten und Märtyrern aus ganz verschiedenen Zeiten zusammengeflossen und auf die eine auserlesene Gestalt zusammengehäuft waren, wie dies bei der Legendenbildung so häufig geschieht und in jenen phantasiereichen, aller geschichtlichen Controlle ermangelnden Zeiten doppelt leicht geschehen konnte. Wir wissen ferner nicht, ob der historische Jesus sich wirklich auch nur bis zu dem bescheidenen Grade von dem Buchstaben und den Zuthaten des jüdischen Gesetzes emancipirt hat, wie die Synoptiker es schildern; denn die Gewöhnung an die Existenz heidenchristlicher Brüdergemeinden mußte naturgemäß auch die Anschauungen der judenchristlichen Gemeinden freier machen, und dies mußte nothwendig auf Jesus zurückprojicirt werden. Endlich wissen wir nicht, ob nicht der historische Jesus in weit realistischerem Sinne, als die Synoptiker es erkennen lassen, ein Prätendent auf

die Krone David's war, mochte er sie auch blos mittelst schwärmerischer Erwartung von Wundern erstreben; denn der Verzicht auf die irdische Verwirklichung der nationalen messianischen Theokratie, die Hinausschiebung des realen Gottesreiches ins Jenseits und die diesseitige Bescheidung bei einem innerlichen idealen Gottesreiche konnte doch in den judenchristlichen Gemeinden erst nach der Zerstörung Jerusalems Wurzel schlagen und mußte dann ebenfalls auf ihren Stifter zurückprojicirt werden. Nur wenn die vier in Deutschland noch als echt geltenden Paulinischen Briefe wirklich echt sind, besitzen wir ein allerdings höchst dürftiges schriftliches Zeugniß von der Existenz dieses bestimmten Jesus aus dem nächsten Menschenalter nach seinem Tode; wenn dagegen die Behauptung der freisinnigen holländischen Theologen richtig sein sollte, daß auch diese Briefe aus dem zweiten Jahrhundert stammen, so schwände für die Kenntniß der Person Jesu jeder geschichtliche Boden unter unsern Füßen.

Nicht darum kann es sich handeln, das Idealbild der Synoptiker mit einer völlig unmöglichen Reconstruction des historischen Jesus vergleichen und durch diesen Vergleich rechtfertigen zu wollen, sondern nur darum, den Jesus der Synoptiker auch schon als ein religiöses Idealbild anzuerkennen ebensogut wie den idealen Christus der Kirchenlehre. Wenn die Kirchenlehre vor dem Forum der historischen Kritik an der Aufgabe scheitert, ihren idealen Christus mit dem Idealbild der Synoptiker, das sie mit dem historischen Jesus identificirt, zur Deckung zu bringen, so wird diese Klippe allerdings dadurch umschifft, daß man den idealen Christus samt der ganzen Christologie über Bord wirft. Die Frage ist nur, ob das, was man übrig behält, dem religiösen Bedürfniß genugthun kann.

Wer die Religion nur als Schmuck und Zierde des Lebens, als rhetorisch eingekleidete Gefühlsmoral versteht, mag diese Frage bejahen. Daß ein so gebildeter und geistvoller Mann wie Harnack sie bejahen kann, daß er das „Wesen des Christenthums" auf ein Paar so dünne, dürftige und banale Trivialitäten herabdrückt, und dann doch noch mit so aufrichtiger Gefühlswärme von ihm sprechen kann, das ist das psychologisch Erstaunliche an dem Vorgange. Die Sache wird nur dann begreiflich, wenn man annimmt, daß seine religiöse Erziehung ihn an intensive Gefühlsreactionen auf einen weit positiveren religiösen Gehalt gewöhnt hat, und daß er sich diese gewohnheitsmäßigen Gefühlsreactionen in eine Lebensperiode hinüber bewahrt hat, in der sich ihm für das Wesen des Christenthums etwas ganz anderes untergeschoben hatte, was als solches nicht mehr geeignet wäre, sie hervorzurufen.

Das Wesen des Christenthums steckt entweder in der Christologie oder nirgends; wer die Christologie hinauswirft, der wirft das Wesen des Christenthums mit hinaus. Die Kirchenlehre will den idealen Christus der Christologie mit dem Idealbild der Synoptiker identificiren und dieses ohne Weiteres für den historischen Jesus ausgeben. Beides ist dem geschichtlichen Sinn des modernen Menschen nicht mehr zuzumuthen. Dieser muß sich entscheiden, ob er das Wesen des Christenthums in dem historischen Jesus, in dem Idealbild der Synoptiker oder in dem der Christologie suchen will. Nun geht aber uns moderne Menschen das Idealbild der Synoptiker recht wenig, und der historische Jesus, von dem wir so gut wie gar nichts wissen, gar nichts an; der ideale Christus der Christologie dagegen schließt auch für uns noch die tiefsten religiösen Wahrheiten in sich, sobald man ihn aus jeder Verquickung mit dem historischen Jesus herausschält und als eine reine Idee auffaßt, die im Gottesreich verwirklicht werden soll, und zwar in doppeltem Sinn als makrokosmischer Christus in der Menschheit und als mikrokosmischer Christus in jedem Einzelnen. Um das anzuerkennen, dazu gehört freilich eine Ueberwindung der Metaphysikscheu, die der Agnosticismus nicht über sich gewinnt.

Der agnostische Protestantismus ist einerseits, wie aller Agnosticismus, erkenntnißtheoretischer Pessimismus, d. h. er verzweifelt an der Möglichkeit des religiösen Erkennens im Besonderen, ebenso wie an der jeder übersinnlichen Erkenntniß überhaupt. Andererseits ist er antievolutionistisch, d. h. er leugnet jede Entwickelung auf dem Gebiete des religiösen Bewußtseins und charakterisirt sich damit als schlechthin unhistorisch in seiner Denkweise, wie aller Aufklärungs-Rationalismus unhistorisch denkt. Dem widerspricht es keineswegs, daß er so eifrig geschichtliche Studien treibt, denn er pflegt die Dogmengeschichte nur als Geschichte des religiösen Irrthums, genau so wie die agnostischen Philosophen die Geschichte der Philosophie nur als Geschichte der menschlichen Geistesverirrungen überhaupt betreiben. All' die kritische Mühe wird nur darum auf die Geschichte gewendet, um zu zeigen, was das Wesen des Christenthums nicht ist, und um sich darin zu vergewissern, daß man es als metaphysiklose Gefühlsmoral richtig bestimmt habe. Die peinlichste Sorgfalt der geschichtlichen Behandlung hat zunächst doch nur ein negatives Resultat, und was als positives dargeboten wird, ist eine Armseligkeit. Mit dem Verständniß für Entwickelung fehlt dieser Geschichtsforschung bei all' ihrer minutiösen Akribie leider das geistige Band zwischen den Theilstücken, die sich lediglich als historische Zufälligkeiten darstellen.

Was die Harnack'sche Schrift offenbart hat, ist schließlich weiter nichts als die Selbstzersetzung des Ritschlianismus, und diese ist eine weitere Etappe auf dem Wege der Selbstzersetzung des Christenthums. Denn das geschichtliche Christenthum hat sein Wesen in der widerspruchsvollen Identifikation der christologischen Idee mit dem historischen Jesus und seinem Lebenswerk; in dem Maße, als diese Fiction sich auflöst, löst das geschichtliche Christenthum, so weit es diesen Namen mit Recht beanspruchen darf, sich auf. Worauf aber diese zweitausendjährige Bewegung hinsteuert, das kann unmöglich die Rückkehr zu dem ersten Ausgangspunkt, sondern nur das schließliche Abbrechen der geschichtlich nothwendig gewesenen Brücken, und der Fortgang zu der von allen Schlacken der Vergangenheit gereinigten Idee der Christologie sein.

So gewiß die Stufe des Judenthums zur Zeit Jesu nur durch die, damals hellenische, Metaphysik überwunden und in eine höhere, die christliche, übergeführt wurde, so gewiß wird diese christliche Religionsstufe nur durch eine der hellenischen überlegene Metaphysik über sich selbst hinausgehoben werden können. Ohne die hellenische Metaphysik wären wir heute alle Reformjuden oder aufgeklärte Muhammedaner; sie ist der Vater des Christenthums, wie das Judenthum seine Mutter ist. Das Schwanken zwischen veralteter christlicher Positivität und pseudochristlichem Reformjudenthum würde ruhig weiter bestehen, wenn nicht eine der hellenischen überlegene Metaphysik etwas Besseres an seine Stelle zu setzen vermöchte. Ob man einer solchen höheren Religionsform dann inconsequenter Weise den Namen des Christenthums, der sich schon so viele Umdeutungen hat gefallen lassen, belassen oder einen neuen dafür annehmen wird, ist ganz nebensächlich; ihr Kern wird etwas sein, was Jesus gar nicht in den Sinn kommen konnte.

Der liberale Protestantismus und der linke Flügel des agnostischen Protestantismus beanspruchen, im Gegensatz zu den conservativen Vertretern der Kirchenlehre, fortschrittliche Erscheinungen zu sein; thatsächlich aber sind sie durchaus reactionär. Rückschrittlich ist nämlich nicht bloß derjenige, der uns zum 16. Jahrhundert (dem Standpunkt der Reformatoren) zurückschrauben will; in noch höherem Maße ist es derjenige, der uns zumuthet, uns wieder in die Weltanschauung des 11. Jahrhunderts (des römischen Katholicismus) oder gar in die des 6. Jahrhunderts (der griechischen Kirche) hineinzufinden. Denn je ferner uns solche Zeit liegt, desto fremdartiger ist uns auch ihre Vorstellungswelt, ihre

Denk- und Gefühlsweise. Rückschrittlicher als alle diese aber ist der, welcher uns in das erste Jahrhundert, die Zeit der urchristlichen Gemeinden, zurückversetzen will: seine reactionäre Tendenz könnte nur von solchen orthodoxen Juden überboten werden, die von uns verlangen, wir alle sollten wieder Juden etwa im Sinne des fünften vorchristlichen Jahrhunderts werden und uns zu der Gesetzesreligion der Esra und Nehemjah bekehren. Jede dieser Stufen liegt rund um ein halbes Jahrtausend weiter rückwärts als die vorausgenannte; sollte die Geschichte der Religion ihr bisheriges Tempo innehalten, so würde ihre neue Phase schon im 21. Jahrhundert zu erwarten sein. Wir, die wir in der Zeit der Krisis vor der Neubildung leben, brauchen uns nicht zu wundern, wenn die Gährung so sonderbare Blasen wirft, wie diese Reactionstendenzen sie zeigen.*)

Bei Reinhold Begas.

Von J. Norden.

Une porte consignée — in diesem Rufe steht gleich dem Atelier Meister Menzel's auch das Künstlerheim von Professor Begas. Es ist schwer, sehr schwer, Zutritt zu ihm zu erhalten. Das Wagniß kostet viel Geduld, mehr Geduld, als die heutigen Schriftsteller, zumal die Tagesschriftsteller, für gewöhnlich besitzen. Da hilft's auch nichts, wenn der Sohn, Werner Begas, der nunmehr schon die dritte Generation dieser ausübenden Künstlerfamilie vertritt, wenn er tröstend meint: „Ja, Papa ist sehr schwer zu haben. Selbst Minister müssen antichambriren — ich kann Ihnen nichts versprechen!“ ...

Nun aber schließlich kam es doch dazu. An einem der stillen, grauen Vormittage, die uns jetzt so überreichlich beschert sind und die so etwas Feierliches haben in dem dann so menschenleeren Thiergarten mit seinen kahlen Buchen und Platanen und dem dichten dürren Laub, das unter meinen Füßen auf den feuchtschwarzen Wegen raschelt und vergilbt und todkündigend auf dem nachtdunklen Wasser der Kanäle und Teiche schwimmt: „hic jacet ...“

Die langgestreckte Straßenzeile zwischen dem Brandenburger Thor und der Lichtensteiner Allee entlang liegen dem herbstbraunen Park gegenüber, aus dem nur hier und da ein fruchttragender Zweig der Eberesche roth aufglüht oder ein Schneeballen-Strauch weiß schimmert — die so schwer zugänglichen Villen und Hotels mit den zugezogenen schweren Fenstervorhängen und den festverschlossenen Gitterpforten der kleinen Vorgärtchen ... Etwas frostig Abweisendes, besitzstolz sich selbst Genügendes, von der Welt draußen nichts wissen Wollendes weht uns von dieser Häuserzeile an. Aber der Blick in den jetzt so feintönigen, im Sommer so grün- und goldschimmernden Park macht's verständlich, daß auch ein Künstler hier hausen kann.

Jetzt klirrt der Schlüssel; die schwere Bohlenthür öffnet sich, gastlich steht das Gitter im teppichbelegten und mit geschnitzten Möbeln, alten edlen Broncen und venetianischem Spiegelglas geschmückten Vorraum offen ... Einen Augenblick später bin ich im „Allerheiligsten“ ... Also doch! ... Wohlig durchwärmt ist der kleine, reich und künstlerisch eingerichtete Salon. Durch die Fenster sieht man in einen Theil des großen Gartens, der neben der Villa sich bis zur Straße hinzieht und in dessen Ecke das hohe, große Privatatelier des Professors mit seinen gewaltigen, theilweise blauverhängten Fenstern und dem Glasdach ragt. ... In der Mitte des Zimmers steht eine Couchette. Von ihr erhebt sich, Decken und Kissen bei Seite schiebend, die hohe, schlanke, ritterliche Gestalt, und mit liebenswürdigstem Gruß, nicht böse darüber, daß ich seine Siesta gestört, streckt der Hausherr mir die Hand entgegen. Der schöne Kopf mit dem graugelben langen Bart und den oft so träumerisch blickenden blaugrauen Augen ist allgemein bekannt. Es ist ein echter Künstlerkopf, einer, der auch jeden Künstler reizen muß, ihn zu bilden, zu malen. Und es fehlt nicht an Bildnissen von Lenbach u. A., und an Büsten des Professors in seiner Wohnung ... Am liebsten sähe ich ihn in einem Tizianmantel mit goldener Kette und Barett, oder im Hausrock eines Albrecht Dürer. Keinem anderen Mitglied des akademischen Senats mag so die prächtige Amtstracht zu Gesichte stehen, wie Reinhold Begas.

... Es ist noch nicht gar lange her, daß Begas von den classificirenden Kunstgelehrten als „Naturalist“, zum mindesten als „Realist“ eingereiht wurde in die Gruppe der neuzeitlichen Künstler. Nun mußte man es also wissen, was der einstige Wichmann- und Rauchschüler für uns zu bedeuten hat. Die erforderliche Etikette war ihm aufgeklebt und damit basta. Seitdem hat sich nun immerhin unsere Kunst gerade nach dieser Seite hin besonders stark entwickelt, bis zu einem Grade, wo naturgemäß eine Gegenströmung sich Bahn brechen mußte und neben dem erbarmungslosen Naturalismus unserer Tage sich neuromantischer Impressionismus auch gar auf dem Gebiete der Plastik Geltung zu verschaffen versucht. Meunier — Rodin — es war interessant, zu erfahren, wie der Bildner, dessen starkes, wahrheitathmendes „Naturgefühl“ und dessen blühende „allegorisirende“ Phantasie so gern gerühmt wurden und werden, über diese beiden Pole der modernen Bewegung in der Plastik wohl dächte.

„Ich muß sagen — ich habe sehr wenig dafür übrig,“ antwortete der Professor, sich wieder in die Kissen lehnend. „Bei meiner künstlerischen Anschauungsweise fehlt mir hierfür sogar jegliches Verständniß ... Nun ja — ich gehöre auch zu dem alten Eisen.“

Ich lächelte unwillkürlich. Zum „alten Eisen“ — der meistbeschäftigte Bildhauer Deutschlands!

„Ja, gewiß, wenn man sieht, was jetzt gemacht wird, was schön und groß sein soll ... Waren Sie in Paris? Gleich die porte monumentale — diese fürchterliche Figur von Bautier! Wenn das nicht décadence ist, dann weiß ich nicht, was man so nennen soll! Und im Großen Palais, in den Bildersälen der Jahrzehnt-Ausstellung glaube ich, da sah ich Büsten! Ich weiß nicht, was lernen die Leute heute eigentlich: das ist ja Alles, wie aus Papier zusammengeknüllt. Wo bleibt die Form? Aber zu deren Verständniß gelangt man eben nur bei intimstem Studium des Nackten ... Sie nannten Meunier. Ist denn das die Kunst, wie ich sie verstehe? Wo ist denn das Erhebende, das Befreiende — der Endzweck jeder Kunst? Da macht man so ein ruppiges Wollhemd und eine lange faltenreiche Hose, oder Holzpantinen — ja, das ist sehr leicht. Oder ein von Gasen verbrannter Bergarbeiter, ein Ertrunkener, der lange im Wasser gelegen! Man umgeht eben das Nackte. Das ist die Klippe. Was

---

*) Vgl. über das „Christenthum Christi“ und seine Unzulänglichkeit als Religionsgrundlage für unsere Zeit meine Schrift „Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft“, 3. Aufl., S. 41—90. Ueber die Unhaltbarkeit aller Versuche, den idealen Christus mit dem historischen Jesus zu verschmelzen vgl. „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie“, S. 1—30, 55—66. Ueber das religiöse Verhältniß des Menschen zu Christus als den Angelpunkt der christlichen Religion und die daraus folgenden Consequenzen vgl. „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit“, S. 582—589. Die concretmonistische Immanenzreligion des absoluten Geistes, wie ich sie mir als künftige Entwickelungsphase der Religion denke, habe ich zu skizziren versucht in meiner „Religion des Geistes“ (vgl. auch „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit“. B II, 3 b: „Die Religion des Sohnes und die Religion des Geistes“, S. 589—627; ferner „Die Krisis des Christenthums“, V: „Das religiöse Grundproblem als Quellpunkt der Zukunftsreligion“, S. 100—115 und „Die Selbstzersetzung des Christenthums“, IX: „Die historischen Bausteine der Religion der Zukunft“, S. 99—122). Ich hatte gehofft, meine Kritik des liberalen Protestantismus in der „Selbstzersetzung des Christenthums“ seit zehn Jahren als veraltet und gegenstandslos betrachten zu können; der Erfolg der Harnack'schen Schrift belehrt mich zu meinem Bedauern, daß sie noch immer zeitgemäß ist.



sind das Alles für Gestalten und Körper! Da stand in der „Secession“, gleich vorn, auch wieder so ein Kerl — ja, stand der denn überhaupt fest auf seinen Füßen? Und merken Sie nur darauf, wie so oft dann auf einen brutalen Körper ein fast idealer Kopf gesetzt wird. So giebt's natürlich nichts Einheitliches.“

Ich bemerkte, daß Meunier's und seiner belgischen Genossen Technik doch anerkannt werden müßte, und daß sie doch oft genug auch das Nackte formten, allerdings eben auch in naturalistischer Auffassung. Man könne doch schließlich einen Arbeiter nicht idealisiren. Wolle man das wirkliche Leben schildern, so müsse man eben wahr bleiben, denn Wahrheit sei doch auch ein Gesetz der Kunst. Freilich — die „Arme-Leute-Kunst“ als solche könne ja bei Manchen Anstoß erregen. Das müsse zugegeben werden.

„Das ist's ja eben,“ fuhr der Professor fort. „Was hat die Kunst denn mit solchen ‚Knoten‘ zu thun. Ich meine — nichts. Der ‚Fuhrmann Henschel‘ etwa! Du lieber Himmel! Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man eine grobe Frauensperson am Waschtrog; ein betrunkener Kerl stolpert hinein &c. Oder gar die ‚Macht der Finsterniß‘, wo ein Säugling zwischen Brettern zerquetscht wird! Ich muß sagen — ich verstehe das Alles nicht, und ich kann da nicht mitgehen. Aber ich sagte es schon — ich gehöre zum alten Eisen. Für mich ist noch immer Schönheit das Haupt- und Grundgesetz aller Kunst. Würden Sie gern eine Droschkenkutscher-Hochzeit mitmachen oder mit Waschfrauen sich unterhalten? . . . Nun — also! So geht's mir auch mit der Kunst. Ich kann's nicht anders sagen — das ‚Knotige‘ in ihr widerstrebt mir auf's Tiefste. Aber die Herren alle von den so modernen Secessionen, die wissen das Alles besser und anders. Mögen sie! nur sollen sie uns die Freude am Schönen nicht verkümmern. Was gilt ihnen denn ein Schmetterling oder ein schön geformtes Blatt, eine Blume?! Da ist ja kein ‚Gedanke‘ dabei, nichts ‚Geniales‘. Der liebe Gott ist auch kein Genie, nach ihrer Meinung — nur ein ‚simples Talent‘. Heute ist der Gedanke die Hauptsache. Und doch ist schließlich auch die Schönheit ein ‚Gedanke‘. Finden Sie nicht?“

Natürlich bejahte ich. Aber ich meinte, daß die neue individualistische Richtung eben in erster Linie Empfindungskunst sei, wenn auch nicht immer die Ausdrucksmittel schon vollkommen seien.

„Ja — ja — ja,“ sagte Begas, der sich mittlerweile längst wieder aufgerichtet hatte von der Couchette und lebhaft gesticulirte. „Da war ich so neulich in einem unserer Kunstsalons. Hören Sie — das hätten Sie sehen sollen, diese modernen französischen Landschafter — ich glaube es waren Franzosen — das spottet ja jeder Beschreibung.“ Der Professor lachte auf, glättete seinen Bart und setzte dann langsamer hinzu: „Ich hatte ganz die Empfindung, als hätte mir der Director der Dalldorfer Anstalt gesagt: ‚Lieber Professor, das wird Sie interessiren — ich habe da eine Reihe von Kranken, die etwas vom Malen verstehen, nicht viel, aber doch etwas. Kommen Sie doch und sehen Sie sich die Sachen an; um den Patienten eine kleine Freude zu bereiten, habe ich sie eine Ausstellung machen lassen.‘ Nein, nein — es sind ja wirklich Kranke. Es hat einen Knacks in ihrem Sehvermögen gegeben. Das kann doch nicht gewollte Auffassung sein. Sie verstehen nicht mehr zu sehen und sie sind zu müde, zu nervös, auch das nur zu geben, was sie wirklich gesehen haben. Das ist furchtbar traurig. Aber — das ist dann das Neueste und Beste, und die Secessionen bilden sich, damit so was nur immer hübsch ausgestellt werden kann . . . Mein lieber alter Freund Böcklin, der ja auch von ihnen ‚protegirt‘ wird, das ist doch was Anderes. Nicht Alles natürlich ist ihm gelungen, aber wie viel Großes und Schönes hat er! Der kann eben was. Aber wie arbeitet er auch! Ich habe ja mit ihm in Rom zusammen gelebt. Eine unvergeßliche Zeit! Wenn wir spazieren gingen, da griff er plötzlich zu seinem kleinen Skizzenbuch, das er immer mit sich trug. Ein Schmetterling saß dort auf einer Blume — flugs wurde er skizzirt; oder er blieb stehen vor einem Feigenbaum, einem Olivenbaum und nahm von einem graziösen Zweige, einem einzelnen Blatt eine Zeichnung auf. Wie wirkte er auch in seinen Anfängen überraschend! Als man des Barocks überdrüssig geworden, da kam dann die langweilige Zeit des Cartonstils—Cornelius &c. Da mußte natürlich die Phantasie Böcklin's frappiren, die sich von der Antike nur befruchten ließ . . . Und für ihn war unser Schöpfer nicht bloß ein ‚Talent‘ . . .“

Ich wollte nun doch wieder meinen interessanten Plauderer auf das Thema zurück bringen, von dem ich ausgegangen war. Ich meinte daher, daß wir auch jetzt wieder in einer Uebergangszeit ständen, und daß die Neuromantik und der Individualismus eine Gegenströmung gegenüber dem Naturalismus und Protocollarismus bilden. Und so kam ich wieder auf Rodin als Gegensatz zur Meunier-Gruppe. Seine Sonderausstellung hatte Professor Begas, wie es schien, nicht gesehen, sie war wohl noch nicht eröffnet. Ich schilderte daher den Vielgenannten in seinen markantesten Eigenheiten und wie es ihm immer nur auf den Ausdruck einer ganz bestimmten Empfindung ankäme und wie seine Kunst die der harmonisch bewegten, nicht der stabilen Linie wäre.

„Wenn er das kann — dann ist's gut. Immer nur auf's Können kommt es an. Daher der Name ‚Kunst‘. Mag Einer noch so wenig ausführen — auch Michel Angelo hat ja gar Vieles nur angedeutet — wenn er nur an einer Stelle zeigt, daß er was versteht, sei's an einer Hand, einem Fuß, einem Gelenk, einem Kopf. Die Rustica ist ja gewiß berechtigt.“

Das Motiv, das Rodin so oft beschäftigt hat, aus einem Block einen Kopf, eine Figur, eine Gruppe herauswachsen zu lassen, organisch mit dem rauh behauenen Material verbunden, nur zur Hälfte ausgeführt, oft in seltsamsten Stellungen, um so gewissermaßen den Schaffensproceß des Künstlers anzudeuten, dem unter den Händen der Stein zu etwas Lebendigem wird — das Motiv, oder richtiger diese Art gefiel Begas.

„Ja, das kann man nur, wenn man das Material wirklich beherrscht, wenn einem die Technik nicht die geringste Schwierigkeit macht. Ich erinnere mich, einmal in Rom — es ist lange her — da habe ich auch einen Porträtkopf ohne Thonmodell so direct aus dem Marmor herausgehauen. Wo mag er nur geblieben sein? Ich weiß es wirklich nicht mehr . . . Wer von den Jungen und Jüngsten versteht sich wohl heute dazu? Schwerlich Jemand; weil sie es nicht können. Sie haben ja von der handwerkmäßigen Technik kaum je eine Ahnung mehr. Sie sind ja nur Modelleure. Schnell will man schaffen, immer Neues, und so wandert Modell auf Modell zum Steinmetz.“

„Ist nicht das Allermeiste in der Siegesallee so entstanden?“

„Sehr Vieles gewiß. Es giebt unter uns Bildhauern heute nur wenige richtige Marmorarbeiter. Mein Bruder Karl, der ist's noch; auch Uphues kann's und einige Andere noch. Ich möchte glauben, sie sind zu zählen!“

„Ja, aber — wird denn das Meißeln, das Bosseln, das Schnitzen, Ciseliren in der Akademie nicht gelehrt?“

„In der Akademie? Jawohl! Nur auf Zeichnen und wieder Zeichnen und auf Modelliren wird man dort gedrillt. Ich brachte einmal im Senat die Sprache darauf. Ich betonte energisch die Nothwendigkeit, die Kunstschüler im rein Handwerksmäßigen zu unterrichten. Es ist doch ein ganz gewaltiger Unterschied zwischen dem Modelliren und dem Meißeln. Zwei ganz verschiedene Principien: dort das des Auflegens, hier das des Abnehmens; dort die weiche Masse, wo sich immer wieder umformen, verbessern läßt, und hier — ein Centimeter, oft nur ein Millimeter zu viel fortgeschlagen oder gebosselt, und die Arbeit ist verdorben! Glauben Sie,

daß ich mit dem Antrage durchdringen konnte, mir für das Meisteratelier einen richtigen Marmorarbeiter als Assistenten zur Seite zu stellen, um die Schüler zu unterrichten? Nein, auf keinen Fall! Ich habe mich maßlos geärgert. Ich glaube, ich bin seitdem den Senatssitzungen überhaupt fern geblieben ... Was soll aber denn bei so unzulänglichem Können herauskommen! . . . Uebrigens — habe ich mich nicht gerade hierüber 'mal in der ‚Gegenwart‘ ausgesprochen? Bei Gelegenheit einer Schrift des Wiener Professors Hellmer. Da brauche ich ja nichts weiter hinzuzufügen."

Auf meine Frage, ob der Professor jetzt in seinem großen Atelier viel Arbeit habe, meinte er: „Wären Sie einige Zeit früher gekommen, dann hätten Sie Mehreres für das Bismarck-Denkmal vor dem Reichstagsgebäude sehen können; jetzt ist Alles fort. Uebrigens ein paar Reliefs habe ich doch noch in Arbeit. Es ist freilich das Meiste verhängt; nun — gehen wir trotzdem."

Er sprang auf, stülpte einen schwarzen Schlapphut auf, rief einen Diener herbei, und durch den herbstlichen Garten schritten wir zum mächtigen Atelierbau. Man kennt ihn aus vielen Reproductionen, namentlich aus der Zeit, wo hier die Einzelheiten zum „National-Denkmal" entstanden. Viel war jetzt hier in der That nicht zu sehen. Nur gleich beim Eingange fiel mir das Gypsmodell der charakteristischen Menzelbüste auf. Zwei Tafeln mit Gypsabgüssen von Reliefs dann für den Sockel des Bismarck-Denkmals, in ihrer Flachheit fast von rein malerischer Wirkung, die in schimmernder Bronce natürlich noch stärker sein wird: eine Siegesbotin in dahinrasendem antiken Wagen und die Apotheose Bismarck's mit Putten und Lorbeerzweigen. Eben in Arbeit ein anderes Relief: Ankunft der Siegesgöttin, der Thon noch ganz feucht, die Conturen der Figuren tief hineingekratzt; ebenso eine andere Tafel — eine Krähenhütte: die Eule sitzt auf Büchern und Emblemen der Wissenschaft; krächzend umkreisen sie häßliche Krähen, zum Theil nur erst angedeutet.

Der Professor schmunzelte: „Ich bin leidenschaftlicher Jäger. Da kam mir einmal der Gedanke — ich mache eine Krähenhütte, um den Parlamentarismus zu symbolisiren: die Eule, das ist die Weisheit des Altreichskanzlers, unerschütterlich ruhig, und ringsum das Parteigekrächze. Neben den einzelnen Krähen sind Namen bekannter führender Parlamentarier eingeritzt. Das ist ein Einfall meiner Arbeiter; sie haben sich einen Ulk damit gemacht. Kommt natürlich Alles fort."

Wir wandten uns dem Modell der bekannten Gesammtanlage des Denkmals zwischen Reichstagsbau und Kroll zu.

„Ein herrlicher Platz! Er hat kaum seinesgleichen!"

„Schade nur, daß der häßliche Kroll'sche Bau gegenübersteht."

„Nun, der ist ja von Bäumen verdeckt. Gott Lob!"

„Aber wie schön — stände dort das National-Denkmal," warf ich noch einmal dazwischen. „Hier käme es doch erst zur Geltung."

„Ja, es ist da beim Schloß eingekeilt. Und dann das ‚rothe Schloß‘ — wenn das wenigstens beseitigt werden könnte . . . Und der entsetzliche Reclame-Stiefel der Schuhwaarenfabrik dahinter!"

Gern hätte ich, da wir nun einmal in der Nähe des Schlosses angelangt waren, den Schöpfer des National-Denkmals und des Brunnens gefragt, was er von dem Kaiserworte gegen „Zoologie und Allegorie" denke. Aber den Professor, der keinen Ueberzieher umgenommen, fröstelte es in dem kühlen hohen Raum und — „nur wenige Minuten kann Ihnen mein Vater gewähren," hatte Werner Begas gesagt, und aus den wenigen Minuten waren schon drei Viertelstunden geworden, und ich kenne sie auch, die Kunst der Liebenswürdigkeit, unterdrückte jene Frage, sprach dem Professor, der mich so freundlich empfangen, meinen Dank aus und ließ mich von ihm durch den Garten hinausgeleiten.

Und als ich nun fürbaß schritt durch den stillen Thiergarten, da dachte ich: Merkwürdig — neulich, da war Director Werner mit Allerlei in der Akademie unzufrieden; dann wetterte Liebermann gegen sie gewaltig los, und nun wieder beklagte Begas Vieles an ihr. Drei Künstler, die ganz verschiedene Standpunkte einnehmen, und ihnen Allen kann sie es nicht recht machen. Arme Akademie! . . .

Feuilleton.

Halbwegs.

Von E. Wärthmann.

„Ich soll Mama besuchen, sie langweilt sich allein in Pertenstein," sagte die junge Frau, von ihrem Brief aufsehend, zum Gemahl hinüber, der hastig den ersten Bogen einer mit gleicher Post gekommenen Broschüre aufschnitt.

„Thue das, mein Kind," entgegnete er, bereits in den zugänglich gewordenen Seiten vertieft.

„Du hast also nichts dagegen?"

„Nicht das Geringste."

„Daß ich fortgehe?"

„Bewahre."

„Oswald," sprach in erhobenem, Aufmerksamkeit heischendem Ton der feine rothe Mund, „hörst Du eigentlich, was ich sage?"

„Ein jedes Wort," erklärte nachdrucksvoll der so eindringlich Befragte; „Du sollst Deine Mutter besuchen und möchtest wissen, ob ich einverstanden bin."

„Und Du bist es?"

„Selbstverständlich."

„Nun gut," erwiderte die hübsche junge Frau, „ich wollte nur wissen, woran ich bin. Du weißt, Du gibst mitunter verkehrte Antworten. Als ich Dich neulich fragte, wann Lotte Millner geheirathet hat, sagtest Du: ‚1761 durch Ueberrumplung‘."

„Ich blätterte gerade in einer Geschichte des Siebenjährigen Krieges."

„Siehst Du," rief Frau Emmi überlegen. „Ich kann ja nicht wissen, was Du heute liest," gab sie ihm zu bedenken, „aber ich weiß jetzt, was ich wissen wollte."

Ach Gott, sie hatte es schon vorher gewußt, lange, ehe sie Mamas Brief erhalten hatte. Das kommt davon, wenn ein verzogener Backfisch sich in den dummen kleinen Kopf setzt, nur einen ernstdenkenden Mann zu nehmen. Sie wußte noch, wie sie Alle gelacht, als sie es am Theetisch gesagt, es hatte so drollig aus ihrem Mund geklungen. Deßhalb hatte sie es wohl gesagt. Oder hatten Oswald's dunkelgraue Augen es damals schon ihr angethan? Ach nein, sie hatte nur Vetter Gustav ärgern wollen, Niemand hatte ernste Gedanken je bei ihm vorausgesetzt. Gottlob! So sagte sie, durch Erfahrung klüger geworden, heute. Er wird sich freuen, Gustav, wenn er von ihrem Kommen hört. Von seiner Garnison, dem Neste, ist es kaum ein Stündchen nach Pertenstein, natürlich reitet er jeden Tag herüber. Er bringt auch keine aufgeschnittenen Broschüren mit, die neueste Nummer der Fliegenden allenfalls. Im Grund hat sie ihn schlecht behandelt ehemals, man soll ein treues Herz nicht kränken. Treu? Wenigstens ist er immer zu ihr zurückgekehrt, wogegen es Leute gibt, die nie bei ihr sind. —

Dennoch zerdrückte sie ein Thränlein zwischen den langbewimperten Lidern, als ein paar Tage später das rußige Dampfungethüm sie schnaubend davontrug. Das war nur ihre dumme Gewohnheit beim Fortgehen. Sie pflegte sogar zu weinen, wenn sie aus der Pension in die Ferien reiste, wo sie doch zuletzt die Tage gezählt und im Kalender jeden Abend einen befriedigten dicken Strich gezogen hatte. Oswald sicher war trockenen Auges zur Kaserne gegangen oder hatte sich mit ungetrübtem, gierigem Blick zu Hause vor seine Bücher gesetzt, ja, gierig war das rechte Wort dafür.

Die blonde Reisende ballte das feine gestickte Tüchlein in der kleinen Hand zusammen und schob es mit entrüstetem Ruck in die Tiefe ihrer Tasche hinunter. Sie freute sich ja so auf Pertenstein. Es war auch ganz hübsch draußen in der kleinen Sommerfrische, ein bißchen still am Morgen, nachdem Oswald's Postkarte gekommen, und die ihrige antwortend abgegangen war — sie selber hatte Postkarten vorgeschlagen — und ein bißchen langweilig des Nachmittags, wenn die alten Damen Whist zusammen spielten. So ging sie gegen Abend Vetter Gustav entgegen, der nach Erfüllung seiner Pflichten in der Garnison gewissenhaft seinen Verwandten Gesellschaft leistete. Er stieg

dann ab, sein Pferd am Zügel führend, und sie schritten plaudernd nebeneinander her, er unten auf dem staubigen, vom Bach begrenzten Sträßlein, sie oben auf dem schmalen, grasbewachsenen Fußpfad. Oder sie hüpfte vom Hang herunter, auf dem der Pfad sich schräg hinzog, und bückte sich, Blumen pflückend, zum Ufer hinab.

„Oswald würde mir einen lateinischen Namen dafür nennen," behauptete die junge Frau, eine Ranke mit zierlich veilchenfarbenen Blüthen in der Hand. „Du weißt nicht einmal einen deutschen."

„Bittersüß ist's," triumphirte ihr Begleiter. „Es gibt ein Lied darüber, Werholz singt's nicht schlecht, nur überall, wo er eingeladen ist. 's ist sein Paradestück. Bittersüß ist die Liebe, das ist der Witz. Nicht übel, wie?"

Emmi hatte ihren Strohhut vom Kopf genommen und den Zweig zwischen die weiße Gaze geschlungen. „Hübsch, nicht?" fragte sie.

„Aufsetzen!" verlangte der junge Officier. Sie that nach seinem Geheiß. „Allerliebst!"

Einmal fand er sich schon des Morgens ein, der Cousine den Adlerstein zu zeigen, die Ruine. „Es fährt sich nicht so schlecht damit," beurtheilte er den zweisitzigen Wagen, womit er ankutschirt war, „so vorväterlich er aussieht. In unserm Nest war selbstverständlich nichts Besseres aufzutreiben. Hätte mir schon lange einen dogcart kaufen sollen, ich ärgere mich .... Mansor aber ist brillant, geht heute zum zweiten Mal im Geschirr. Bewahre, Tante, keine Sorge, das reine Lamm. Habe auch schon meinen Liebhaber dafür, den dicken Willms von den Neunern." Der Leutnant lachte übermüthig, sei es im Hinblick auf den vortheilhaften Verkauf seines Reitpferdes, sei es im Genuß von Emmi's Nachbarschaft auf seinem Kutschersitz. — — — —

„Das schöne Haar," sagte er bewundernd, da seine Begleiterin im Schatten der Alleebäume den Hut abnahm, und durch das Gezweig verirrte Sonnenstrahlen ihr lichtes Köpfchen mit einer zuckenden Glorie umgaben. „Um seiner Schönheit willen habe ich einstmals einen Ringkampf siegreich bestanden. Siebert in unserer Klasse behauptete, es schimmere streifig."

„So unverschämt!" Mansor schien Emmis nachträgliche Entrüstung zu theilen, er machte einen aufgebrachten Seitensprung, der das Gefährt dem Straßengraben nahe brachte.

„Damals war es nett im Cadettencorps," sprach der junge Offizier, nachdem er seinem Braunen die Ueberzeugung beigebracht, in der eben versuchten Weise sei das lästige Anhängsel, daran man ihn geschirrt, nicht los zu kriegen. „In jenem Jahr, meine ich, als Ihr Winter und Frühjahr in der Stadt verbrachtet. Wie lief ich, wenn ich Ausgang hatte, sehnsuchtsvollen Sturmschritt nach der Gartenstraße ...."

„Du hattest Dir immer Deine Leibspeise bestellt, drei Sonntage nacheinander Reispudding," bemerkte Emmi trocken. „Nach Tisch legtest Du Dich auf das Sofa und lasest Karl May, und wenn man mit Dir reden wollte, sagtest Du: ‚Sei still, eben werden sie befreit.'" Sie schien nicht ungetrübter Laune, vielleicht weil Oswalds Karte mit der Frühpost ausgeblieben war.

Vetter Gustav zeigte sich nicht einverstanden mit ihrer Schilderung seiner jugendlichen Gepflogenheiten. „Jedesmal aber," meinte er andeutungsvoll, „als ich den Hausarrest geschenkt bekam, um sechs Uhr Abends, und Du allein daheim geblieben warst, weil Du sagtest, Sonntags sei Spazierengehen nicht fein, habe ich da auch im Karl May gelesen?" Ein verstecktes Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Wann war denn das?" versetzte gleichmuthig seine Fahrtgenossin und hob die blauen Augen unter fragend emporgezogenen Brauen zu dem neben ihr thronenden Begleiter.

„Emmi!" rief er vorwurfsvoll zu ihr herunter, ohne ihrem Gedächtniß weiter nachzuhelfen.

„Es war schmählich langweilig gewesen an jenem Sonntagnachmittag," entsann sich deßungeachtet die junge Frau. „Ich hatte mich müde gegähnt." Sie blickte über Mansor's Kopf hinweg, der seitwärts über die Landstraße tänzelte. „Anfangs sind wir ein bißchen befangen gewesen," fiel Emmi darauf weiter ein. „Komisch, wir waren doch so oft allein."

„Da saßen die Andern im Nebenzimmer oder liefen jeden Augenblick herein," klärte ihr Verwandter sie auf.

„Dann erzähltest Du vom Arrest und von der treffenden Antwort, die Du dem Professor gegeben, auf seine Strafpredigt, nicht auf die gelehrten Fragen vorher. Mitten drin stocktest Du dann und verlorst den Faden."

„Da sahst Du mich verwundert an ...."

„Und Du tratst näher zu mir her ...."

„Ganz nahe," bestätigte Gustav.

„Da hast Du mich geküßt." Sie lachte. „Was sind wir Kinder gewesen!"

„Und wie wir auseinanderschreckten, als der Diener eintrat mit der Lampe, der alte Franz ...."

„Ich hatte solche Angst, er hätte etwas gemerkt, und holte ihm von Papas Cigarren. Er kannte sie und legte sie in's Kistchen zurück."

„Zwei Tage später seid Ihr abgereist, und ich sah Dich erst nach drei Jahren wieder ...."

„Mit den Epauletten ...."

„Damals war's dann, wo ich um Dich anhalten wollte ...."

„Wo ich Dich nur davon abbrachte, weil ich sagte, ich müßte dann unfehlbar fort zu Tante Lina auf das Land, und in acht Tagen war Maskenball im Artilleriecasino, ich hatte mein Costüm schon, blaßgrün mit rosa," plauderte die junge Frau. „Dort sah mich Oswald zum ersten Mal."

„Wirklich? Ich erinnere mich nicht."

„Er war auf ein halbes Stündchen gekommen, im Domino, aus Gefälligkeit für einen Freund."

„Und hat sich wohl sofort in Dich verliebt? Hübsch genug bist Du gewesen als Pierrette." Emmi hob leicht die Schultern und überließ es ihrem Gefährten, die zweifelhafte Bewegung zu deuten, wie es ihm beliebte. „Als ob Oswald wüßte, was Liebe ist," schien er sie sich zurecht zu legen, wenigstens sprach er es mit trotziger Ueberzeugung aus. „Hätte er Dich sonst fortgelassen, Dich nicht einmal besucht in den drei Wochen ...."

„Es sind erst 16 Tage," vertheidigte die junge Frau den säumigen Gatten. „Er schreibt doch an seiner Regimentsgeschichte ...."

„Wobei ihn Deine Nähe stört," spann der Leutnant Satz und Gedanken vollends aus, ohne auf einen Widerspruch zu stoßen.

„Ach Emmi," fing er wieder an, „wenn ich an Deinen Hochzeitstag denke ...."

„Du warst ja gar nicht dabei, bist doch bei einer Uebung gewesen ...."

„Ich war wie toll, ich zog von einer Kneipe zur andern und betrank mich, sie hatten mir die Pistolen weggeräumt ...." Emmi blinzelte zweifelhaft zu ihm hinauf. Er schien im Ernst und blickte mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. Wäre es ihm wirklich so nah gegangen? „Warum sind wir so thöricht gewesen," stieß der junge Officier hervor, „und haben unser Lebensglück verscherzt; denn Du bist auch nicht glücklich," setzte er schnell hinzu, da sie den Mund zu einer Einsprache zu öffnen schien, „Du bist es nicht ... Du bist so ernst und still geworden, Deine Mutter sagt es auch, gestern erst hat sie's gesagt ... Denke, wie jung Du bist, zweiundzwanzig Jahre ..."

„Erst im nächsten Monat," wies ihn die junge Frau zurecht.

„Einundzwanzig," verbesserte sich der Leutnant; „denk' an das lange Leben, das noch vor Dir liegt, das liebeleere, lange, öde Leben!" Emmi schlug die Hände vor's Gesicht, als wolle sie das Bild aus ihrem Sehkreis ausschließen, das ihres Vetters Worte heraufbeschworen. Der junge Mann schwieg einen Augenblick, um seine Aufmerksamkeit Mansor flüchtig zuzuwenden, dann beugte er sich zu seiner Gefährtin nieder. „Er gibt Dich frei, Oswald, Du darfst nur wollen, er hält Dich nicht," sprach er erregt ihr zu. Erschrocken ließ Emmi die Hände sinken und sah mit scheuen, weitgeöffneten Augen zu ihm auf. „Zerstöre nicht ein zweites Mal unser Leben," flehte er, „Du weißt nicht, wie glatt alles geht, wenn der Mensch nur will. Und wir wollen, Emmi," fuhr er überredend fort, „Du willst auch, Du liebst ja Oswald nicht, wir aber liebten uns schon damals, als wir Kinder waren, als wir uns küßten. Aber sprich doch, Emmi," drang er in sie, „sage ja, ich liebe Dich ja so unendlich, ich denke an Dich nur Tag und Nacht, im Dienst und bei den Cameraden, im Casino, überall, ich habe für sonst nichts Sinn mehr und Gedanken, seit ich Dich wiedersah, nur für Dich, für Dich allein ...."

„Für mich allein ..." flüsterte Emmi, „nur für mich," wiederholte sie traumverloren.

„Ich schwöre Dir ..."

Den Schwur bekamen die lauschenden kleinen Ohren nicht mehr zu hören, und auch der laute Krach, der dem eifrigen Sprecher das Wort jäh abschnitt, wurde von ihnen kaum wahrgenommen, der jungen Frau kam der Stoß nur zur Empfindung, der sie auf die Roggengarben warf. Die Aehren stachen sie an Wangen und Stirn. Sie sprang auf und strich die aufgegangenen blonden Haare aus den Augen. Was war mit ihr geschehen? Halb betäubt noch von dem Fall, that sie ein paar Schritte nach dem Graben hin. Darin hing zur Hälfte der Wagen, Mansor aber stand auf der Straße drüben abgeschirrt, und sein Herr besah des Pferdes Beine.

„Er hat sich nichts gethan," rief er ihr zu, „ist mit dem rechten Hinterfuß über den Strang gekommen," setzte er aufklärend bei, „da schlug der Wagen an einen Baum. Ich bin nur froh gewesen, als ich Dich aufstehen sah."

„Du sahst mich," wiederholte mechanisch die junge Frau. Sie schlang ihr Haar in einen Knoten und steckte es mit der einzigen Schildpattnadel fest, die daran hängen geblieben war.

„Willst Du nicht herüberkommen?" fragte der Leutnant. Er führte den Braunen mit der einen Hand, die andere streckte er ihr hilfreich entgegen. Emmi beachtetete sie nicht. Sie hatte ihren Hut an einer Baumwurzel bemerkt und bückte sich ihn aufzuheben. „Der alte Kasten hat dran glauben müssen," fuhr Vetter Gustav fort und trat ärgerlich an das eine Rad, „die Achse ist entzwei. So schade, wir sind gerade halbwegs gekommen. Vorwärts, ein bißchen flink!" rief er gebieterisch einem jungen Burschen zu, der andern, tiefer aus dem Acker herzueilenden Schnittern vorausgelaufen kam. Er gab ihm das Pferd zu halten und sprang zu Emmi über den Graben hinüber. „Du bist doch nicht verletzt?" fragte er, beunruhigt durch ihr Schweigen. Sie bewegte verneinend den zerzausten Kopf. Ob ein Schmied in der Nähe, wandte er sich an die herangekommenen Leute.

Es wäre einer im Dorf, nur wäre er bei der Ernte jetzt, der Wirth aber hätte einen leichten Wagen. „Es bleibt nichts übrig, als ihn zu holen," sagte der junge Officier. „Vielleicht treibe ich doch Jemand in

der Schmiede auf. Ein Halbstündchen mag hinüber sein ....“ Mit zusammengekniffenen Brauen schätzte er die Entfernung zum Kirchthurm ab, der feldeinwärts weiß aus grün in den blauen Himmel spitzte.

„Du kommst nicht mit?“ fragte er Emmi, die sich am Grabenrand niedergesetzt, „willst hier bleiben mutterseelenallein?“ Sie zeigte nach den Auskunftgebern im anstoßenden Feld. „Wie Du willst, Liebling,“ stimmte er ihr bei. Vielleicht that ihr Ruhe noth, sie schien noch angegriffen von dem Schreck und ihrem Fall auf die Roggengarben. Sie sah wie ein Kind aus, das über'm Spielen sich unversehens in den Finger geschnitten.

Dienstfertig brachte er ein Polster aus dem abgestürzten Wagen und zog hierauf mit Mansor ab, wiederholt sich nach ihr umwendend und ihr winkend mit der Hand.

Emmi blickte ihnen auf dem Feldweg nach. Auch als eine Krümmung sie ihrem Auge entzog, verharrte sie in ihrer Stellung und schüttelte nur bisweilen den blonden Wirrkopf, wie um einen lästigen aufdringlichen Gedanken zu verscheuchen. Das Geräusch von Rädern schreckte sie aus ihrer Versunkenheit auf und eine kräftige Stimme, die beide von der Landstraße herüberschallten.

„Oho, ein kleines Unglück passiert?“ Ein ländliches Gefährt hielt auf der Straße, dessen städtisch gekleideter Insasse sich erhoben hatte. Der Wagen sowohl, wie der eigenthümlich scharfe und doch ruhig forschende Blick verriethen den ärztlichen Stand des Fragestellers. Die junge Frau sprang auf. „Die Knochen sind noch heil,“ klang es ihr wie unwillkürlich enttäuscht entgegen. Der dicke Doktor beugte sich nach dem Graben hinunter, als spähte er dort nach einer für seine Heilkunst geeigneteren Persönlichkeit. „Kann ich mich sonst hilfreich erweisen?“ erkundigte er sich, nachdem seine Umschau ohne Ergebniß geblieben und er einen kurzen Bericht des Vorgefallenen erhalten hatte. „Ich fahre nach der Bahnstation hinüber.“ Er zog die Uhr.

„Nehmen Sie mich mit,“ bat Emmi. Wie ein ungeduldiges Kind hob sie auch schon den Fuß auf's Trittbrett.

„Von Herzen gern.“ Der Kutscher trieb sein Pferd an, die Zeit schien knapp, hastig rollte der Wagen seinem Ziele zu.

— — — „Man hätte gestern an Gustav telegraphiren sollen zugleich mit der Depesche für Mama,“ sagte Emmis Gatte am andern Tag. „Heute müßte man ihm fast schreiben.“ Auffordernd blickte er zur jungen Frau hinüber.

„Weßhalb?“ versetzte sie mit spitzen Lippen, „es hat ja Mansor nichts gethan!“

Er hatte nicht den mindesten Schaden genommen, der Braune, der dicke Willms nahm ihn zu gutem Preise, und Leutnant Gustav schaffte sich einen jungen Rappen an.

Er nannte ihn Bittersüß.

Aus der Hauptstadt.

Jahrhunderts-Menschen.

Der letzte Aufsichtsrath.

Der Vorsitzende des Aufsichtsrathes: Wir treten nunmehr in die Tagesordnung ein. Erster Gegenstand ist die Verlesung des Geschäftsberichtes; eine Besprechung der Geschäftslage hätte sich anzuschließen.

Das eilige Mitglied: Mein Zug fährt um 10 Uhr 47 Minuten. Ich schlage deßhalb vor, über den völlig gleichgültigen Punkt Eins der Tagesordnung zur Tagesordnung überzugehen und sofort den folgenden, weit wichtigeren Antrag zu berathen.

Der Vorsitzende (sehr hastig): Da sich kein Widerspruch erhebt, erkläre ich den Vorschlag für angenommen. (Bravo!) Punkt Zwei der Tagesordnung bestimmt, in diesem Jahre keine Dividende an die Actionäre zu vertheilen, dagegen die Tantièmen der Aufsichtsraths-Mitglieder zu verdoppeln. Wenn kein Widerspruch laut wird ... (sehr unangenehm berührt). Ach, Sie wünschen das Wort, Herr Geheimer Kanzleisecretär?

Mitglied des Aufsichtsrathes Geh. Kanzleisecretär Müller: Ich bin der Meinung, daß bei der offenbar ungünstigen Lage des Unternehmens — und bei der völligen Zerrüttung des Pfandbriefmarktes ... (Murren. Glocke des Vorsitzenden.)

Der Vorsitzende. Ich ersuche den Herrn Redner, bei der Sache zu bleiben!

Das eilige Mitglied: Mein Zug geht um 10 Uhr 47 Minuten. Ich begreife nicht, weßhalb unsere kostbare Zeit mit der Discussion selbstverständlicher Dinge vergeudet werden soll, und beantrage Schluß der Debatte.

Der Vorsitzende: Der Schluß der Debatte ist mit allen gegen eine Stimme angenommen, mit derselben Stimmenmehrheit auch der zur Berathung stehende Antrag. Es liegt nun noch eine von zweihundert Actionären und Pfandbriefbesitzern unterzeichnete Aufforderung vor, unverzüglich eine Prüfung des Hypothekenbestandes der Bank vornehmen zu lassen (Heiterkeit), um die umlaufenden schlimmen Gerüchte zu entkräften. Wünschen Sie vielleicht auch dazu das Wort, Herr Geheimer Kanzleisecretär Müller? (Heiterkeit.)

Mitglied Müller: Meine Herren! (Schlußrufe.) Es befremdet mich immer mehr, daß wir Mitglieder des Aufsichtsrathes so gar keinen Einblick in den Geschäftsgang der Bank erhalten (Unruhe), daß wir gar keine Controle ausüben können und geradezu daran gehindert werden, unsere gesetzlichen Pflichten zu erfüllen. (Steigende Unruhe. Ein Mitglied schläft ein. Drei Mitglieder an der Tischecke links beginnen einen Bierskat zu spielen.)

Der Vorsitzende: Ich bitte den Redner zum zweiten Male, bei der Sache zu bleiben und mache ihn auf die geschäftsordnungsmäßigen Folgen seines Verhaltens aufmerksam.

(Der Herr Generaldirector tritt ein.)

Der Herr Generaldirector: 'n Abend! So fleißig? Bravo! Muß leider noch heute abreisen — möchte Ihnen Allen nur kurz Adieu sagen —

Mitglied Müller: Sie verreisen? Unter den jetzigen Umständen?

Der Herr Generaldirector: Papperlapapp! Denken Sie, ich bleibe allein hier? Warsinski ist auch schon in Ala! Die ewigen Preßnörgeleien machen mich ganz nervös, machen mich todt! Aber unsere Actionäre werden nach meinem Hinscheiden schon merken, was sie an mir verloren haben!

Der Herr Justizrath, Mitglied des Aufsichtsrathes: Gewiß! Das ganze Actiencapital! Ueberhaupt, Herr Generaldirector, wird man Ihre wahre Größe zu spät erkennen!

Der Herr Generaldirector: Glauben Sie, daß die auch im Steckbrief steht? (Zusammenschreckend.) Was ist das für ein Gerassel auf der Straße? Etwa schon der grüne Wagen? (beruhigt sich wieder. Auf Müller weisend) Ah — wer ist der Herr hier? Kenne ich ja gar nicht!

Der Vorsitzende (vorstellend): Herr Geheimer —

Der Herr Generaldirector (verliert die Farbe): Was — schon ein Geheimer? Ist es bereits so weit? Ich dachte doch, meine Verbindungen ... (klingelt nach dem Hausdiener) Hier, Friedrich, bringen Sie mein Gepäck in die Droschke! Ich habe leider kein Fünfgroschenstück als Trinkgeld für Sie bei mir — sollen zur Entschädigung die nächste frei werdende Aufsichtsrathsstelle erhalten! (Ab)

Der Vorsitzende: Meine Herren — ich glaube, die Schose ist brenzlich!

Das eilige Mitglied (nach der Uhr sehend): Ganz recht — aber mein Zug geht um 10 Uhr 47 Minuten!

Der Herr Justizrath: Verdammt! Hätt' ich doch wenigstens gestern noch einen Vorschuß genommen!

Ein Mitglied: Das kommt aber daher, daß man uns alle hermetisch von den Geschäften abgeschlossen hat! Am Ende sorgt sogar die Staatsanwaltschaft für unsern weiteren hermetischen Abschluß!

Der Vorsitzende: Unerhört! Und da wagen gewisse Blätter allen Ernstes eine Extrabesteuerung der Aufsichtsraths-Tantièmen vorzuschlagen! Wenn die Leute doch bloß eine Ahnung von unseren Sorgen und Lasten hätten!

Die Pistole.

Der Vorsitzende: Sie geben also zu, Herr Rechtsanwalt, seit acht Monaten erdrückendes Beweismaterial für die Wahrheit dieser Zeugenaussagen in Händen gehabt und trotzdem den Zeugen des Meineides verdächtigt zu haben?

Der Vertheidiger: Wir lechzen doch Alle nach Wahrheit! Weßhalb nicht auch ich? Aber schon Pilatus fragt mit Recht: Was ist Wahrheit? Lassen Sie Ihre Blicke zum blauen Firmament schweifen, betrachten Sie —

Der Vorsitzende: Ich danke Ihnen. Sie gestehen ferner zu, daß es in Ihrer Absicht lag, durch eine mit besonderer Feierlichkeit abgegebene Erklärung zu Gunsten des jetzt geständigen Verbrechers einen Unschuldigen in's Zuchthaus zu bringen, einen Schuldigen zu retten?

Der Vertheidiger: Ich gab die Erklärung in einem Anfall von Amtsverschwiegenheit ab. Die Amtsverschwiegenheit hindert mich, jetzt näher auf die Sache einzugehen. Bis Morgen hoffe ich dagegen eine passable Ausrede gefunden zu haben; Sie werden dann eine neue Erklärung von mir in allen liberalen Blättern der Hauptstadt lesen.

Der Vorsitzende: Haben Sie einen Antrag zu stellen, Herr Staatsanwalt?

Der Staatsanwalt: Gestatten Sie mir nur die Bemerkung, daß feierliche Erklärungen der Vertheidigung meine Maßnahmen nicht beeinflussen.

Der Vertheidiger (auffahrend): Herr — diese Bemerkung fordert Blut!

Der Vorsitzende (in einer Anwandlung von Mitleid): Nehmen Sie es nicht zu tragisch, Herr Rechtsanwalt! Ihr offenes Geständniß wird Ihnen mildernde Umstände erwirken, und so schwer Sie auch gefehlt haben —

Der Vertheidiger: Her mit dem Pistolenkasten! Was gilt mir das Dasein ohne die Ehre? Nur die Pistole kann mir noch helfen!

Der Vorsitzende (für sich): Armer Mann! Und er war eine reiche Begabung! Immerhin — ich darf ihn nicht daran hindern, die

Consequenzen seiner verzweifelten Lage zu ziehen und die anständigste Handlung seines Lebens auszuführen. (Laut) Thun Sie, was Sie nicht lassen können!

Der Vertheidiger (zum Staatsanwalt): In Anbetracht der ungeheuerlichen Beleidigung, die Sie soeben gegen mich geschleudert haben, werde ich Ihnen Morgen meine diesmal unbestochenen Zeugen senden. Sechs Schritte Distanz, Kugelwechsel bis zur Abfuhr!

Der Vorsitzende (sehr verblüfft): Ein Duell? Darum die Pistole? Und ich glaubte schon, Sie wollten sich reuezerfleischt auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf schießen!

Die Demokratisirung des Fürstenstandes.

> Wir sprechen ohne jede persönliche Spitze, wenn wir uns die Bemerkung gestatten, daß das deutsche Volk von Massenehrungen, von einer Demokratisirung der Titel keineswegs angenehm berührt wird.
> (Köln. Ztg.)

Prinzeß Jane: Ach, geben Sie mir doch das Bild wieder! Seien Sie ehrlich, Fürst Nicki — Sie finden doch auch, daß der Photograph mir geschmeichelt hat?

Fürst Nicki: Wer sollte Ihnen nicht schmeicheln, Prinzessin?

Der alte Fürst (legt unruhig und sorgenvoll die Kölnische Zeitung bei Seite): Liebe Jane, Du zeigst in letzter Zeit eine Neigung zum Photographirtwerden, als wolltest Du Waldersee ausstechen! Ich möchte Dich bitten, Kind — wenn es Dir sonst nicht unangenehm ist — laß einstweilen keine Bilder mehr von Dir anfertigen!

Prinzeß Jane: Mein Vater — Sie sehen mich erstaunt —

Der alte Fürst: Man begegnet Dir sonst so oft — wenn auch nur in effigie. Du verlierst Dein Fürstliches, Apartes, Singuläres, wirst zur Masse, demokratisirst Dich. Ihr wißt, ich bin ein aufgeklärter Mann. Ich habe an sich gar nichts gegen die Demokratie. Sie giebt uns ein so famoses Relief. Und manche demokratische Einrichtung hat unzweifelhaft ihr Gutes, ich erkenne es freimüthig an. Denkt nur an den Reichstag! Was der Jahr um Jahr für ein unsinniges Geld bewilligt! Keine absolute Regierung dürfte das riskiren. Also wie gesagt, ich stecke nicht in Standesvorurtheilen. Wenn ich aber in der Kölnischen Zeitung lese, daß unser Volk, wohlgemerkt, das Volk, sich energisch gegen den Gedanken sträube, den Fürstenstand demokratisirt und entsprechend an Bedeutung verlieren zu sehen, nun, dann füg' ich mich eben. Volkes Wille ist Gottes Wille. Und deßhalb, liebe Jane — mach Dich etwas rarer. Auch mit Deinen Conterfeien. Der einzelne Fürst verliert an Werth, wenn zu viele davon auf einem Haufen beisammen sind. Je weniger Fürsten der Pöbel sieht, desto höher respectirt er sie.

Fürst Nicki: Das muß ich sagen, diese Demokratie, die eifersüchtig unsre Vorrechte wahrt, imponirt mir. So was nennt man doch noch Objectivität. Aber wenn Sie sich die aristokratischen Anschauungen unsres Bürgerthums zu eigen machen und von einer Vermehrung der Mitglieder des Fürstenstandes schwere Schädigung für ihn erwarten — am Ende sind Sie dann auch gegen meine Verbindung mit Jane, lieber Papa?

Der alte Fürst (zögernd): In der That . . . (mit einem Blick auf seine Tochter) Ihr müßtet mir wenigstens versprechen, keine Zwillinge . . . Bedenkt doch, was das heißt: Uebervölkerung im Fürstenstande!

Fürst Nicki: Ich fürchte nur, Papa, Ihre Bestrebungen finden an maßgebender Stelle keine Unterstützung. Am 18. Januar sollen wieder zahllose neue Herrschaften gefürstet werden.

Der alte Fürst: Mich wundert's nur, daß sich die Actiengesellschaften noch nicht mit der Fürstenfabrication befassen. In unserm Jahrhundert ist doch nur noch der capitalistische Großbetrieb lohnend . . . Talma und die George könnten jetzt in jedem Rauch-Theater vor einem Parterre von Fürsten spielen . . . Ich gehe hin, Seine Majestät um meine Erhebung in den doch etwas weniger überlaufenen vierten Stand zu bitten.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Michael Kramer. Drama in vier Acten von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater.) — Flachsmann als Erzieher. Komödie in drei Acten von Otto Ernst. (Lessing-Theater.)

Gerhart Hauptmann hat Ehrgeiz. Zum dritten oder vierten Male suchte er uns zu beweisen, daß er nicht nur Sauerkohl-Tragödien schreiben könne, sondern auch durchaus im Stande sei, den dringenden Wünschen eines Theils seiner Verehrer nach Höhenkunst zu genügen. Ich befürchte indeß, daß es nicht die redlichsten seiner Freunde gewesen sind, die ihm diesen Gedanken einbliesen und ihn von seiner moralischen Verpflichtung überzeugten, zugleich Verheißung und Erfüllung zu sein. So lange Hauptmann sich mit Zustandsschilderungen und liebevoller Kleinmalerei befaßt, so lange ihm Beides Selbstzweck zu sein scheint, ist er beträchtlich, erzielt er starke dramatische Wirkungen. Man mag seine Stücke vom künstlerischen Standpunkte aus noch so anfechtbar finden, die Enge und Dumpfheit seiner Gedanken noch so lebhaft beklogen und wird doch zugeben müssen, daß sprühendes Leben sie durchzuckt, daß nur ein gewiegter Seelenkünder so überraschende Wahrheit geben kann. Just seine kleinlichen Mittel machen die Größe dieses Dichters aus. Darum knickt er in die Kniee, sobald er sich zu den Sternen aufrecken möchte. Florian Geyer war bereits ein schlimmer Versager; Schluck und Jau schafften völlige Klarheit über die Grenzen seiner Begabung. Wem es daran noch nicht genug war, der wird jetzt, nach der unseligen Première des „Michael Kramer“, um so gründlicher zur Einsicht gekommen sein.

Der Dichter der „Weber“ verdient Respect auch noch dann, wenn er schwer gefehlt hat. Respect verdient sein ehrliches und offenbar ernstes Streben. Er selber hat zwar Schluck und Jau eine Erholungsarbeit, das Kind einer unbesorgten Laune genannt, aber weder dies Spiel zu Schimpf und Scherz noch das neue Künstlerdrama sind leicht hingeworfene Nebensächelchen. Beiden Werken sieht man vielmehr das innige, unrastvolle, heiße Bemühen des Verfassers an. Daß sie trotzdem so ganz mißrathen, so abgrundtief in Dilettanterei stecken geblieben sind, zeigt, wie sehr der Autor sich überschätzt hat, nachdem Andere ihn maßlos überschätzt und ihm damit den Kopf warm gemacht haben. Ob sein Stern sich bereits dem Untergange zuneigt, möge unentschieden bleiben; zwei oder drei bittere Niederlagen sind noch nicht ausschlaggebend. Aber ein höheres Aufsteigen des Gestirnes ist kaum noch zu erwarten.

Michael Kramer und Arnold Kramer, sein Sohn, sind an sich zwei klug erdachte Figuren. Der Vater, der seiner körperlichen Häßlichkeit ungeachtet, vielleicht sogar dank ihr, ein ernster und redlicher Arbeiter geworden ist; ein Künstler und Lehrer, der machtvoll auf Andere wirkt, dessen aufrüttelnde Persönlichkeit fast vergessen macht, daß er keiner von den Großen, sondern nur ein unablässig nach Vollkommenheit ringender Handwerker ist — und daneben der genialische Bengel, der sein abstoßendes Aeußeres als vernichtenden Fluch empfindet, der in thierischem Menschenhaß alle selbstlose Liebe von sich stößt und schmutzige Liebe in Spelunken suchen geht. Ein kraftvoller dramatischer Keim liegt in dem sich ungezwungen ergebenden Conflicte. Aber wie schlecht, wie unverzeihlich schlecht hat Hauptmann ihn behandelt! Das dürre Pflänzchen bleibt die vier Acte hindurch verkrüppelt wie die beiden Helden. Wir hören Kramer den Aelteren und Kramer den Jüngeren reden, endlos reden; hören die Nebenpersonen ebenso ausgiebig über die Beiden sprechen und vermögen ihnen doch nicht in's Herz zu sehen. Je mehr der Vater uns sein Wollen entschleiert, desto weiter rückt er eigentlich von uns ab. Menschen, die so unheimlich klar über sich und ihre Kunst urtheilen, sind gewiß vortreffliche Docenten, auch wenn sie, der naturalistischen Wahrheit wegen, unaufhörlich die schönen Wendungen „hören Se“ und „sehen Se“ in's Gespräch einstreuen, aber für redliche und thatkräftige Schaffer hält man sie nicht. An Arnold Kramer wieder erkennt man zwar ganz deutlich die Verkommenheit und Bornirtheit: den genialischen Funken aber, von dem doch sein Vater am Sarge des Sohnes so viel Aufhebens macht, vermißt man mit tausend Schmerzen. Indeß ging das Werk nicht an den Mängeln der Charakteristik zu Grunde. Hauptmann ließ die Gegensätze nur einmal hart aufeinander prallen — bezeichnender Weise erntete er für diese dramatische That den einzigen unbestrittenen Beifall des Abends —, im Uebrigen aber gefiel es ihm, sie in gleichgiltigen Dialogen versanden zu lassen. Ganz seltsam berührt bei ihm die Ungeschicklichkeit der Construction. Immer definiren zwei Personen das Wesen einer nicht gegenwärtigen dritten. Viel Volks kommt auf die Bühne, das nur den Zweck hat, Aphorismen über Kramer senior und junior von sich zu geben. Und Hauptmann hat es nicht einmal für nöthig gehalten, diesen Kerzenträgern wenigstens einen Schein von Persönlichkeit zu verleihen. Farblos und unlebendig, wie sonst nie bei ihm, huschen die Schemen vorüber. Die drei ersten Acte könnte man für leichtfertige Hudelarbeit halten, sähe man nicht zuweilen, wie mühselig die Rädchen der Maschine repassirt worden sind. So scheint denn versagende Schöpferkraft dem Dichter all die bösen Streiche gespielt zu haben, die die Kleinkritik ihm mitleidlos aufmutzt. Sein letztes Können raffte er für den Schlußact zusammen, für die Totenklage Kramer's um sein elend verdorbenes Kind. Aber der hier zusammengetragene Gedankenpomp stößt nicht an's Herz. Er ist erborgt, wie andere Trauerdecorationen. Daß Hauptmann sich in seiner Manier mit dem Tode gründlich auseinandergesetzt hat, macht ihm Ehre, und ein Mann von so eigenartiger Prägung wird dabei neben alltäglichen Gedanken und Empfindungen auch abseits liegende Eindrücke, aparte Anregungen gewonnen und niedergeschrieben haben. Das hätte einen reizenden Band melancholischer Reflexions-Lyrik ergeben. Für das Drama dagegen war dies noch nicht aufbereitete Erz unverwendbar. All die hübschen Ideen und stimmungsvollen Einfälle, die der Poet säuberlich auf eine Schnur gereiht hatte, klangen fremd und gesucht, langweilten zuletzt die Leute im Parkett. Denn eigentlich war man doch hergekommen, um ein Stück Leben zu schauen, wie es sich in Hauptmann's Kopf malte, nicht aber, um ein gedehntes und übermäßig feierlich aufgeputztes Privatissimum über den Tod zu hören.

Hauptmann hat die Schlacht verloren, doch vor diesem Besiegten senken sich die Klingen. Er scheiterte, weil er zu viel erreichen, weil er zu hoch hinaus wollte. Ehre solcher Niederlage! Und es widerstrebt Einem, im selben Athemzuge mit seinem Namen den des merkwürdigen Herrn zu nennen, der am ersten Weihnachtsfeiertage die noch merkwürdigere Komödie „Flachsmann als Erzieher“ aufführen ließ. An

Otto Ernst (Schmidt) sind die literarischen Ereignisse der letzten fünfzehn Jahre spurlos vorübergegangen. Nur Dreyer's „Probecandidat“ scheint ihm bekannt geworden zu sein; der allerdings erfreulich genau. Und er fabricirte eine Nachahmung, so schlecht er es verstand. Das scheußliche Laster verfolgt die schneeweiße Tugend; ein niederträchtiger Schultyrann, Streber, Wüstling, Pedant und Lump zugleich, hetzt den engelsbraven Jan Flemming, der doch die Hoffnung unserer Volksschule ist und mit Reformgedanken schwanger geht, wie eine Kaninchenzibbe. Am Ende aber erbricht sich das Laster, und die Tugend darf sich zu Tisch setzen. Eine hohe Obrigkeit betritt die Scene, der Streber, Wüstling, Pedant ꝛc. wird als gemeiner Fälscher entlarvt und unverzüglich der brave Reformwöchner an seine Stelle gesetzt. Diese vielleicht idiotische, aber eben deßhalb für das Ernst'sche Werk wunderbar geeignete Handlung erhält ihre Würze durch einen Dialog, in dem keiner der betagteren Schulspäße fehlt und mit dessen selbstgefälliger Weitschweifigkeit verglichen jeder Kaffeeklatsch moltkehaft anmuthet. Aber trotz all seiner phantastischen Rohheiten, seiner läppischen Zöoterei hat das Stück manches Amüsante. Schon der bauernschlaue Einfall, die erste Aufführung just an dem Abend des Jahres stattfinden zu lassen, wo die Naivsten der Naiven im Theater sitzen, gehört zu den lustigen Pointen. Noch amüsanter ist die Vorgeschichte der Première, Otto Ernstens papierener Triumphzug von Dresden nach Frankfurt, unter des Theateragenten Entsch' Fittigen, und am amüsantesten die Haltung der Berliner Maßgebenden. Das kindliche Stückwerk des Alstersatirikers verdient nicht mehr als eine ablehnende Handbewegung, mit der interessanten Lancirung dieses allerneuesten Genius hoffen wir uns dagegen zu guter Stunde noch befassen zu können.

Opern und Concerte.

Der arme Heinrich. Musikdrama von Hans Pfitzner. — Der Barbier von Bagdad. Komische Oper von Peter Cornelius. (Kgl. Opernhaus.) — Die Strohwittwe. Operette von Albert Kauders. — Tata-Toto. Operette von Antoine Banès. (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.) — Die Schöne von New-York. Burleske Operette von Benno Jacobson. Musik von Gustav Kerker. (Centraltheater.)

Die „Gegenwart“ war wohl die erste Zeitschrift, die auf Hans Pfitzner's außerordentliche Begabung aufmerksam machte. Und zwar zu einer Zeit, als er noch den Taktstock an einem Provinztheater ohne Gehalt führte und sich nach einer höheren, freieren Thätigkeit und Umgebung verzehrte. Sein Wunsch ist ihm nach Jahren der Noth und Arbeit erfüllt worden. Er lehrt heute Composition am Stern'schen Conservatorium, hat sich in Berl[illegible] glücklich verheirathet, in den Concerten werden seine Lieder und Sona[illegible] gespielt, auch seine „Rose im Liebesgarten“ haben wir gehört, und da man an dem Mann nicht gut mehr vorbeigehen kann, so hat sich auch unsere Hofoper entschlossen, etwas von ihm einzustudiren. Zu diese[illegible] Zwecke hat sie nicht sein Neuestes gewählt, sondern seine Erstlings[illegible], [illegible] se[illegible]bst 1895 in Mainz in Scene gesetzt hatte und die 1899 a[illegible] [illegible]ur Aufführung kam, wie später in Darmstadt und Frank[illegible] [illegible]ll mit jenem Achtungserfolg, der keinen nachhaltigen Eindr[illegible] [illegible] rasch vorübergeht. Daß der Componist des höchst beden[illegible] [illegible]tischen Dichters James Grun unglückliches Textbuch noch i[illegible] [illegible]flich findet, beweist uns, wie wenig er sich in all' den Jah[illegible] [illegible]t hat, wie naiv und undramatisch er geblieben ist, wie se[illegible] [illegible]ar nicht er das Theater und das Publicum kennt.

Schon die Stoffwahl ist [illegible]iff. Hartmann's von Aue „Armer Heinrich“ wird in allen [illegible]eschichten als ein liebliches Gedicht gepriesen, was in sprachlicher [illegible]tischer Beziehung zutreffen mag; aber es ist doch im Grunde ein [illegible] u e[illegible]haftes Nachtbild des christlich-germanischen Mittelalters. [illegible] ist nun obendrein die Liebe ausgeschaltet und nur der [illegible] nus des Glaubens beibehalten. Heinrich hat nicht mehr de[illegible] [illegible]dern so etwas wie jenes mystische Leiden seelisch körperliche[illegible] [illegible]echen Gralskönigs Amfortas. Nicht der reine Thor, sondern [illegible]gfrau wird ihn aus Mitleid erlösen, wenn sie sich freiwi[illegible] [illegible]herausschneiden läßt. Agnes ist gegen den Willen ihrer El[illegible] [illegible] Opfer bereit und erhält plötzlich unerwartet den mütterliche[illegible] [illegible]er zweite Act im Kloster zu Salerno zeigt uns den gebroche[illegible] [illegible] am Arme der opferbereiten Jungfrau. Die Thüren schlie[illegible] [illegible]er ihr, und der Arzt geht an sein Werk. Und nun ein [illegible] [illegible]aubet nur! Heinrich erhält mit einem Male seine Kraft w[illegible] [illegible]rengt mit einem Schwerthiebe das Thor. Agnes ist noch unv[illegible] [illegible] dankbare Heinrich weiht sein Leben der Kirche. Monoton [illegible] [illegible]blick und Gegenspiel schleppt sich diese unerquickliche Hand[illegible] [illegible]Stunden lang hin. Während der schwäbische Kreuzfah[illegible]er und [illegible] Selbstopferung der Jungfrau halbwegs begreiflich macht: sie [illegible] [illegible]en kranken Ritter, dessen Gattin sie dann wird, — bleibt mystisch unklar, religiös überspannt, eine blutlose Seelen[illegible]

als das finsterste Mittelalter. Auch wirkt im Epos Heinrich's Annahme des Opfers nicht so abstoßend, denn er wehrt sich ritterlich dagegen und will lieber sterben. Grun's parsifalischer Held aber nimmt den Opfertod der Jungfrau ohne Weiteres an und findet ihr Geschlachtetwerden ganz natürlich; es ist wahrlich nicht sein Verdienst, wenn seine Bedenken nicht zu spät kommen und der Zufall ihm hilft. Und dann die in den denkbar schlechten und unverständlichen Versen lang sich hinschleppenden Reden, auch dort wo man Thaten sehen müßte, nach einem Naturlaute lechzt. Noch ein solcher Text — und in Grun's „Rose im Liebesgarten“ hat Pfitzner offenbar wieder einen Wechselbalg! — und die Directoren werden ihm künftig, wie die Salernitaner dem armen Heinrich, in einem großen Bogen aus dem Wege gehen. Und das ist Schade für das zielsichere, reine Streben. Pfitzner ist gewiß keiner von den Hypermodernen Couleur Richard Strauß; er hat sogar ausdrücklich erklärt, daß sie ihm „direct unsympathisch“ seien. Wir möchten ihn einen musikalischen Thoma nennen. Also Romantiker, den das Urdeutsche, Märchenhafte, aber daran mehr das Symbolische und Mystische als das Volksthümliche anzieht, dabei Anhänger der Melodie, wenn auch eher der unendlichen. Wenn er nur ebenso gut für die menschliche Stimme wie für das Orchester schreiben könnte! Seine Instrumentation ist complicirt, ohne überladen oder lärmend zu sein. Und wie er überall die gewollte Stimmung trifft und festhält und alle Höhen und Tiefen der Empfindung unmittelbar zum Ausdruck bringt! Und immer ist er vornehm und eigenartig, ohne Reminiscenzen und Concessionen. Man muß diese Musik öfter hören, um ihre intime Schönheit und Originalität zu verstehen. Aber die Mittel? Die Intendanz hat es mit ihrer Würde als freie königliche Kunstinstanz vereinbar gefunden, das Werk nach ein paar Aufführungen vom Spielplan abzusetzen. Aber es muß wieder kommen und jedesmal mehr Verständniß finden. Der jüngst verstorbene Max Müller in Oxford hat einmal auf die große Rolle hingewiesen, die die Gewöhnung im Reiche der Musik spielt. Klänge, die uns entzücken, klingen dem ungebildeten Ohr oft abscheulich. Auch Beethoven's Compositionen wurden zuerst nur wild und wüst gefunden, und die Bewunderer eines Mozart und Haydn ließen den kühnen Neutöner nicht gelten. Wie dilettantisch und thöricht gemahnen uns heute Goethe's Worte, als der junge Felix Mendelssohn ihm Beethoven vorspielte! Erst lange Zeit nachher ist die Welt zu seiner 9. Symphonie erzogen worden. Mit Wagner ist es nicht anders gegangen. „Ob Beethoven Wagner's Musik gern gelauscht, Bach sie auch nur geduldet hätte?“ fragt Max Müller. Sogar ein Musiker von der Bedeutung eines Anton Rubinstein schrieb in jenen Kampfjahren: „Haben Sie Tristan, haben Sie Rheingold gesehen? Ersterer scheint mir total verrückt, letzteres zum wenigsten überspannt zu sein.“ Wir sind eben in das Verständniß dieser Tonwerke hineingewachsen oder sind zu ihnen emporgewachsen. Das stimmt zur Vorsicht, und es ist sehr wohl möglich, daß auch die kühnen Dissonanzen von Richard Strauß und Hans Pfitzner künftige Ohren entzücken werden.

Der Erneuerungsversuch mit einem wahlverwandten Werke, Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad“, der vor 40 Jahren in Weimar unter Liszt ein trauriges Fiasko erlebte und doch nicht sterben kann, ist für diesmal noch mißlungen. Eine feine, graziöse, gedankenreiche, witzige Schöpfung, aber kein Bühnenwerk, keine Gesangsmusik, Alles zu sehr Symphonie. Kein Wunder, daß die Oper nie mehr als einen Achtungserfolg erzielt, etwa wie Schumann's ebenso undramatische „Genoveva“, bei der ebenfalls das Libretto die Mitschuld trägt. Die Fachleute mögen die Musik des „deutschen Cherubini“ (Bülow) schätzen, das Publicum steht noch auf dem Standpunkte der Weimarer von 1858.

Ein hochinteressantes Experiment mit unzureichenden Kräften war die Aufführung von Aeschylos' Orestie mit Max Schillings' Musik von Seiten des Akademischen Vereins für Kunst und Wissenschaft. Wir wissen so gut wie nichts über die Musik der Griechen und die Vertonung ihrer dramatischen Chöre. Mendelssohn löste seine Aufgabe unbekümmert als Melodiker, Saint-Saëns als Musikhistoriker, Schillings nach Wagner's Weise mit Leitmotiven und symphonischen Themen. Uebrigens mit größter Zurückhaltung. Vorspiele, Melodramen, Märsche und Chöre, oft nur kurze Sätze, illustriren musikalisch die gewaltige Dichtung sehr ansprechend, wenn auch ganz im modernen Sinne. Kaum daß hier und dort die archaisirende Verwendung der alten Octavgattungen einsetzt. Von großer Wucht ist zumal der Eumenidenchor, — die ganze Partitur des trefflichen Künstlers würdig.

Von dieser den höchsten Zielen zustrebenden Kunst zur frivolen musiquette der modernen Operette ist ein großer Schritt abwärts, aber auch die leichtgeschürzte Muse hat ihre Lebensberechtigung. Die todtgesagte Operette hat ein zähes Leben und harrt nur eines neuen großen Talents zu ihrer fröhlichen Urständ. Ein solches ist Herr Albert Kauders freilich keineswegs. Mit dem nicht üblen Text von Victor Léon und H. v. Waldberg hat er recht wenig anzufangen gewußt, kaum daß ein flotter Wiener Walzer oder Marsch uns ein paar Tacte lang zu interessiren vermag. Noch am besten ist ihm der erste Act gelungen, bei dem ihm allerdings der Text entgegenkommt: eine erzwungene Hochzeit mit sofort nachfolgender Scheidung, die durch das Nein der eben Verheiratheten vereitelt wird. Später verflachen Text und Musik. „Tata-Toto“ ist ein echtes französisches Vaudeville, das hier durch Einlagen zur Operette aufgebauscht wird, aber die Couplets von offenbarer Wiener Mache sind gut, und Director Fritzsche's opulente Ausstattung ist dem Ganzen sehr zuträglich. Es ist eine Verwechslungsposse etwa in Hennequin's Art, und wie sehr dies Genre der musikalischen Ausmalung

widerstrebt, erkennt man deutlich im letzten Act, wo die thürenreiche Decoration die Hetzjagd der Paare ermöglicht und die beiden Geschwister — à la Giroflé-Girofla von Einer Dame dargestellt — hinter der Bühne ihren Kleiderwechsel mit Fregoli's Geschwindigkeit vollführen. Wie soll nun die Musik dieses Hin und Her ausdrücken? Es ist eben unmöglich, und der Tenor Herr Streitmann, der den ganzen Abend nur ein Lied singen darf, hat bis zuletzt eine undankbare Rolle. Um so hübscher sind ein paar graziöse Walzer im ersten Act. Man merkt da gleich den guten Musiker, der nicht höher fliegen will, als er kann. Die ganze Talentlosigkeit und Trivialität finden wir dagegen in der „Schönen von New-York“, nach Morton's in Amerika vielgespielter Posse bearbeitet. Herrn Kerker's Musik paßt eher in die Singspielhalle, und die Darstellung unter Director Ferenczy's Leitung nimmt sich neben einer Inscenirung Fritzsches gleichfalls aus, wie ein Tingeltangel neben einer vornehmen Bühne. M.

Notizen.

Pariser Ehemänner. Von Marcel Prévost. (München, Langen.) Mehr als zwanzig verschiedene Ehemänner führt uns der Pariser in diesem Buch vor, und jeder ist ein von den anderen scharf unterschiedener Typus. Lustig sind diese kleinen Skizzen, obgleich zum Theil recht traurige Exemplare von Ehemännern darin vorkommen und hinter den Scherzen auch manche recht bittere Wahrheit verborgen liegt. Der jüngste Band der Kleinen Bibliothek Langen enthält „Die Erdbeeren und andere Novellen“ von Emile Zola. Freilich Alles alte Bekannte, wie der schon einige Dutzend Male verdeutschte „Jacques Damour“. Undebeutend sind die beiden anderen Feuilletons aus den Contes à Ninon, wo Zola mit plumper Grazie dem Geschichtenerzähler Daudet nachstrebte. Die Uebersetzung ist reich an komischen Mißverständnissen: „Oft sehe ich ihn vor den Jungfrauen der italienischen Schulgebäude“ (écoles-Malerschulen, Meister!) oder „Auf den Thürschwellen tummeln sich große Hunde mit schmutzigen Murmelthieren“. Bitte sehr, marmotte und marmot (kleiner Junge) ist Zweierlei.

System der Discontpolitik. Von Julius Landmann. (Kiel, Lipsius & Tischer.) Für den Theoretiker, der auf dem Gebiete der Lehre von Geld und Credit, der Lehre von der Har[illegible] und Zahlungsbilanz, von den internationalen Wechselkursen u. s. n[illegible]et, ist die Theorie des Disconts von höchstem Interesse. Von [illegible]ent praktischer Bedeutung ist aber für den Mann der Praxis, den Indu[illegible] Kaufmann, Bankier, der selbst mitten im modernen Wirthschaft[illegible] steht, die Discontpolitik der Notenbanken. Die vorliegende Ar[illegible] in Folge dessen dem Praktiker nicht minder warm empfohle[illegible] als dem Theoretiker. Sie behandelt eine Reihe von theoretische[illegible] so die nach der wirthschaftlichen Natur der Discontgeschäfte. Bestimmungsgründen der Höhe des Discontsatzes, nach dem [illegible] hange zwischen dem Discontsatz und der Preis- und Kur[illegible] auf den Waarenmärkten und Börsen u. s. w., um nachher [illegible] der theoretisch festgestellten Grundsätze, eine Reihe von S[illegible] Discontpolitik zu untersuchen, so z. B. die Probleme de[illegible] Discontmaterials, der Regelung des Börsendiscontverk[illegible] Centralnotenbank, die Maßregeln der Discontpolitik in [illegible] Stellung der Notenbanken zum nationalen und intern[illegible] markt, die Fragen des Privatdisconts, der Goldprämi[illegible] Ueberall steht die Deutsche Reichsbank im Mittelpunkt [illegible] und werden die gegen die Discontpolitik dieses Instit[illegible] und bimetallistischer Seite erhobenen Vorwürfe einer [illegible] strengen Kritik unterzogen.

Kurzgefaßte Geschichte der Deutsche[illegible] von den Anfängen bis 1850. Nach den Ergeb[illegible] Forschung von Robert Proelß. (Leipzig, F. A. [illegible]eit dem Erscheinen von Eduard Devrient's Geschichte [illegible] Schauspielkunst, von der die ersten drei Bände 1848, di[illegible]tzten 1874 erschienen, die geschichtliche Forschung auf dem Gebi[illegible]eaters bedeutende Fortschritte gemacht hat, war eine Neu[illegible]nter Berücksichtigung der Ergebnisse der Forschungen gebote[illegible] nur die recitirende Schauspielkunst in's Auge gefaßt und [illegible]sche Gesangskunst nur so weit berücksichtigt, als unumgä[illegible]g schien. Der Verfasser schildert in neun Abschnitten den Ent[illegible]ang der deutschen Schauspielkunst bis zu den Hof- und St[illegible]n die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. In Kürze [illegible] gut geschriebene und seinen Stoff übersichtlich behandelnde [illegible]selbstständige und alle neueren Forschungen berücksichtigend[illegible]abe von Devrient nennen. Natürlich steht Proelß auf e[illegible]d moderneren Standpunkt als Devrient, dem der Schauspiele[illegible] O aller dramatischen Kunst und Literatur war. Schade, [illegible] mit dem Jahre 1850 abschließt, statt mit dem 19. Jahrhun[illegible] denn gerade die letzten 50 Jahre sind für uns die lehrreichs[illegible] interessantesten. Das Werk wird nicht bloß Schauspielern und [illegible]senten, sondern vor Allem Literarhistorikern und Allen, welche [illegible] Theater ein tieferes Interesse haben, willkommen sein.

Russische Sprachlehre. Von Pirrs. (Leipzig, Rich. Wöpke.) Dies Lehrbuch bricht vollständig mit der Methode aller bisher erschienenen russischen Lehrbücher. Der Verfasser überträgt zum ersten Male die mustergiltige Lehrweise, nach der die französische und englische Sprache jetzt an unseren Schulen gelehrt wird, auf das Russische und verfolgt damit den Zweck, den Lernenden stufenweise in die Schwierigkeiten der Sprache einzuführen und ihn zum schriftlichen wie mündlichen Gebrauch derselben anzuleiten. Zu diesem Zwecke zerfällt jede Lection in fünf Theile; Lesebuch, Grammatik, Uebungsstücke, Sprechübungen, Vocalen. Die erste Lection beginnt nicht mit dem Alphabet, sondern bringt die Aussprache von nur 14 Buchstaben, und jede weitere Lection schreitet dann in den lautlichen und grammatischen Regeln langsam fort. Ueberall ist das praktische Bedürfniß berücksichtigt und alles Ueberflüssige vermieden. Die Lesestücke sind inhaltlich zusammenhängend und allen möglichen Gebieten des gewöhnlichen Lebens entnommen. Die Sprechübungen schließen sich genau an das Lesestück an und sollen den in diesem gebotenen Sprachstoff zum völligen Eigenthum des Lernenden machen. Kurz, wir zweifeln nicht, daß diese Methode in der Praxis sich bewähren wird.

Deutscher Colonialkalender und statistisches Handbuch für das Jahr 1901. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Gustav Meinecke (Berlin, Deutscher Kolonialverlag). Mit diesem 13. Jahrgang des Kalenders bietet der Verlag in der That ein Hülfsbuch mit überaus reichhaltigem Inhalte, welches ganz besonders denen unentbehrlich sein wird, welche sich mit Colonialpolitik beschäftigen oder an dem Gange der Colonialentwicklung Interesse haben. Er bringt u. a. die Namen der Colonial-Reichsbeamten und Behörden, die Bedingungen für die Aufnahme in den Colonialdienst, Gehaltsverhältnisse im Civil- und Militärdienst, kurze Beschreibung sämmtlicher Colonien, die Aussichten für Ansiedler und Stellungsuchende, ferner ein werthvolles Adressen- und statistisches Material. Das Nachschlagebuch kann allen Colonialfreunden wärmstens empfohlen werden.

Zoologische Plaudereien. Von William Marshall. Dritte Sammlung. (Leipzig, A. Twietmeyer.) Der Leipziger Professor ist nicht nur ein landläufiger naturwissenschaftlicher Popularisator, wie die Carus Sterne und Wilh. Bölsche, die doch nur aus zweiter Hand ihre Kenntnisse schöpfen, sondern ein selbstständiger Forscher. Reizend plaudert er hier von seinem Kindheitsfreunde, dem trefflichen alten Eckermann, der ein großer Naturfreund war, und dann von all seinem Gethier, was da kreucht und fleugt. Und es sind nicht nur an Neuem reiche Beobachtungen über einzelne Vögel und Insecten, sondern zusammenfassende Essays über den Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Thiere, die Thierwelt unserer Gräber, die Speisekarte der Vögel, die Flugunfähigkeit bei Schmetterlingen, die Leimfabrikation bei Pflanzen und Thieren rc. Wir empfehlen das hübsch illustrirte Buch allen Naturfreunden.

Vollendete und Ringende — Dichter und Dichtungen der Neuzeit. Von Richard Maria Werner. (Minden, J. C. C. Bruns.) In zwanzig Essays zeichnet der Lemberger Professor eine Reihe Dichterporträts aus der neuzeitlichen Literatur. Der Deutsch-Oesterreicher Karl Gottfried v. Leitner und sein Landsmann Ludwig August Frankl, Geibel, Heyse, Adolph Pichler, Waldmüller-Duboc, Maximilian Schmidt, Baron Torresani, J. J. David u. A. ziehen an uns vorüber. Ihnen reiht sich an eine sehr interessante Studie über moderne Stoffe in der epischen Literatur, (Tod und Sterben, Tuberculose) ferner eine solche über „Moderne Messiasdichtungen“. Leider merkt man dem Buche zweierlei allzusehr an. Die Entstehung aus zufälligen Bücherbesprechungen, weßhalb da Talente und Halbtalente auf ein Piedestal gestellt werden, die so viel Ehre wirklich nicht verdienen. Und dann die Entfernung des [illegible]fassers vom deutschen Literaturcentrum, die ihn Autoren, Büchern und [illegible]ungen gegenüber, die niemals eine Wirkung ausübten und längst [illegible]ver vergessen sind, mit undegrenzter Hochachtung als wichtige Zeit[illegible]scheinungen begrüßen läßt. So wird die Bedeutung des schwarzgelb deutschfeindlichen Torresani — s. die Memoiren der Gräfin Wedel —, von Th. Justus, Wilh. Fischer, Clara Viebig, Sophie Hoechstetter, Carl Busse einseitig übertrieben, und wer fragt heute noch nach den Nachahmern von Baudelaire und Verlaine, die nur Werner noch ernst nimmt? Es fehlt eben überall das richtige Augenmaß, der historische Ueberblick, die Kenntniß unserer Zeit und Gesellschaft.

Ausgewählte Essays von Montaigne. Aus dem Französischen von Emil Kühn. 4 Bände. (Straßburg, Heitz & Mündel.) Michel Montaigne ist der Vater der französischen Causerie und der Schöpfer des Essay. Auf seinen Schultern stehen alle späteren philosophischen Feuilletonisten bis zu Emerson und Hermann Grimm. E[illegible]ird in Frankreich noch viel gelesen, ist aber unserer heutigen Generatio[illegible] ein Fremder geworden. Nur der Schlachtendenker Moltke erklärte ihn zu seinem Liebling, obwohl Montaigne ein frommer Katholik und Anhänger der Gegenreformation war. Die vorliegende Auswahl giebt uns einen guten Begriff von dem feinen und freien Geiste des immer interessanten Denkers und Schriftstellers. Zumal seine Ausführungen über Kindererziehung, über Politik und Moral, von der Erfahrung, über die Kunst des Plauderns sind wie für die Menschen von heute geschrieben, und auch wo man einmal anderer Meinung ist, wird man immer seine Gelehrsamkeit, Genialität und Wahrheitsliebe bewundern müssen. Die sehr schwierige Uebersetzung ist meisterlich gelungen.

Abonnement
auf das
I. Quartal 1901.



Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das I. Quartal der **„Gegenwart“**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 12. Januar 1901. 30. Jahrgang.
Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Geographie und Weltpolitik.

Von Dr. C. Cherubim (Magdeburg).

Der große Philosoph von Königsberg sagte: „Es ist nichts fähiger, den gesunden Menschenverstand aufzuhellen als die Geographie", und er besaß in diesen Dingen nicht nur die Ahnung des erleuchteten Theoretikers, sondern wirkliche pädagogische Erfahrung. Unserem Durchschnittsgebildeten von heute klingt das Wort ganz unbegreiflich. Man denkt wohl mit einer gewissen Wehmuth an seinen eigenen Geographieunterricht zurück, an den „kleinen Daniel" mit seinen fünf „Beweisen" für die Kugelgestalt der Erde, mit den fünf Rassen, den vielen Vorgebirgen, Regierungsbezirken und Quadratmeilen und den genauen Einwohnerzahlen all' der Städte, die sich heute so sehr geändert haben. Mancher denkt vielleicht auch leidvoll an die gründliche Eintheilung der Alpenketten, die der Quartaner gepaukt hat, so lange bis er sie alle „aus dem Kopfe konnte", — und fragt sich vergebens, wo da eigentlich die Aufhellung des gesunden Menschenverstandes lag. Und doch, sie ist Thatsache. Die Wissenschaft, die jüngst auf unseren Universitäten einen so rapiden Aufschwung genommen hat, die sich vor unseren Augen einen Hochschulsitz nach dem andern erobert hat, und die in einem Kreise hervorragender Professoren von Stufe zu Stufe schritt, die Wissenschaft, die den jungen Philologen, der sich ihr weiht, ganz unüberwindlich in den Bannkreis ihres Interesses zwingt, und eine wachsende Schaar begeisteter Vertreter alljährlich in die Schulen entsendet, — das ist diese Kunde von der Erde, in all' der Tiefe verstanden und mit den modernen Mitteln erfaßt, wie sie schon Karl Ritter im Sinne Kant's begriffen und gelehrt hat. Der scharfe Menschenkenner Lichtenberg hat einmal den Menschen „ein nach Ursachen suchendes Thier" genannt. Nun, die Erdkunde von heute ist eine Wissenschaft der ursächlichen Zusammenhänge. Sie löst die Frage nach dem Warum? der Dinge. Sie will die Wechselwirkungen aufdecken, die zwischen allen den terrestischen Erscheinungen bestehen: von der Geologie bis zum wirthschaftlichen und staatlichen Leben der Menschheit hinauf und durch die Zwischenstufen der örtlichen Lage, der klimatischen und biologischen Thatsachen mit ihren mannigfachen Theilgebieten hindurch. Aber ihr vornehmstes Ziel ist: das heutige culturelle Leben der Menschheit aus seiner räumlichen Bedingtheit zu erklären; das ist die Krönung des ganzen breiten Unterbaues.

Was hat die Schule mit diesem Geiste zu schaffen? Man beruft sich gern auf den Ausspruch des Meisters moderner Pädagogik: „Geographie ist eine associirende Wissenschaft." Auch der Schule obliegt die Aufgabe, die Fülle unseres Wissens von der Erde in ursächlich deutenden Zusammenhang zu bringen, die „allerlei inneren Beziehungen des einen zum andern einzuführen" (R. Lehmann auf dem XI. deutschen Geographentag). Auch das Ziel der Schulgeographie ist nicht mehr eine möglichst umfassende Anhäufung von todtem Gedächtnißstoff, der „locorum nuda nomina", wie schon ein alter Kritiker spottete, — wenn freilich ein reichliches Maß positiver Kenntnisse immer die nothwendige Vorbedingung höherer Betrachtungsweise bleibt. Ein Beispiel mag den Unterschied der Methoden andeuten. Heute sagt man nicht mehr: „Australien ist trocken und zumeist Wüste; in Australien giebt es (oder gab es bis vor kurzem) wenig Säugethiere, und die wenigen Australneger führen, in Horden streifend, ein armseliges Sammlerleben"; — sondern: „Australien ist niederschlagsarm, weil das Gebirge am Ostrand die regenspendenden Winde entfeuchtet. Deßhalb giebt es im Innern nur eine dürftige Vegetation. Also fehlen die Bedingungen für eine reiche Lebewelt. In Folge seiner insularen Lage unterlag zudem Australien dem Verhängniß, keine Getreidefrucht und keine Zugthiere zu besitzen. Aus alledem folgt, daß die Menschheit dort verdammt war, ein klägliches Loos niedrigster Culturstufe zu erfüllen. Da trat das große historische Ereigniß ein, daß ein glücklicherer Menschenstamm von höherer Gesittung die versagten Naturschätze und Errungenschaften in's Land brachte. Dadurch ward es ermöglicht, daß dem Lande eine ungeahnte Blüthe beschieert wurde. Der Stand dieses Aufschwungs ist heute folgender: u. s. w. . . . .; er ist beschränkt durch die geschilderten Bedingungen der Landesnatur. Und ferner: Weil der Osten allein reichere Niederschläge erhält, darum giebt es dort eine reichere Pflanzenwelt, darum u. s. w. . . . und darum ist noch heute der Osten allein dichter bevölkert, darum liegen hier die großen Städte, liegt hier die Schwerkraft des Landes." Ein Unterricht, der solchergestalt zum Verständniß der Länderindividualitäten anleitet, indem er unablässig zum Fragen nach dem Grunde der Erscheinungen zwingt, der hat geistbildende Kraft. Das ist das pädagogische Moment modernen Geographieunterrichts. Aber es hieße den Kern bei der Schale vergessen, wollte man mit solchen formalen Gesichtspunkten den Werth dieses Unterrichts erschöpft glauben. Ich theile den Standpunkt, daß die erste Aufgabe der Schule die Vermittlung

wissenswerther Kenntnisse ist. Und diese Rücksicht erfordert gebieterisch die Erwerbung eines Schatzes länderkundiger Kenntnisse um ihrer selbst willen, und ferner um der Einsicht willen, die man dadurch in die irdische Bedingtheit des Lebens der Völker überhaupt thut.

Es ist mir als ein nicht verächtliches Criterium der geistigen Ueberlegenheit des Fürsten Bismarck erschienen, daß der große Kanzler in seinem politischen Testamente — gleich wie er immer und immer wieder aus der Geschichte Gründe und Parallelen für sein staatsmännisches Handeln aufsucht — so auch wiederholt nachdrücklich auf die geographischen Bedingungen verweist, die dem deutschen Reiche diese und keine andere Politik vorschrieben und vorschreiben. Wir erblicken in der Geographie eine zuverlässige Berathenin für die weite Politik der Zukunft, die Politik der nationalwirthschaftlichen Interessen. Die Erdkunde allein erschließt das Verständniß der Weltwirthschaft. Gleichwie sie es ist, die uns unser Vaterland erst recht verstehen und damit „wahrhaft lieben lehrt" (Münch, Ueber Erziehung zur Vaterlandsliebe). Sie weiß, worin die Wurzeln unserer Volkskraft liegen, sie enthüllt aber auch die Schranken, die die Landesnatur uns gesetzt hat; sie kennt die Länder, die fähig sind, uns die fremden Producte zu liefern, die wir kraft langer Gewöhnung nicht mehr entbehren mögen. Sie zeigt also unserer Politik die Gegenden, deren wir bedürfen, um im wirthschaftlichen Daseinskampf der Nationen unabhängig zu werden, und sie weist endlich die Wege, auf die eine zielbewußte Regierung die überschüssigen Volkskräfte, die Auswanderung, zu leiten hat, um sie in einem Lande mit ähnlichen Lebensbedingungen und ähnlicher Natur bei gleicher Anlage und Leistungskraft zu erhalten, bei der Volksart, die wir für die beste halten, weil sie die unsere ist. Daß dieß eine hohe, fast sittliche Aufgabe ist, wer wollte es leugnen?

Der Deutsche ist ja noch immer darauf angewiesen, Umschau auf dem Erdenrund zu halten, wo er die Stätte finde, die ihm zu besitzen — anders als anderen, ähnlich bedeutenden Nationen die „injuria temporum", seine glanzvoll unglückliche Geschichte, verwehrt hat. Wenn die Erkenntniß das Wollen gebiert, so sind wir also, wie kein zweites Volk, gezwungen, unterschiedslos die Lande zu prüfen und zu erkennen, um — wenn die Zeit gekommen ist — das Rechte zu wählen. Es wird dem „kosmopolitischen" Zuge der Deutschen so Manches nachgerühmt. Gerechte Würdigung fremder Vorzüge, rasche Eingewöhnung in fremde Verhältnisse hat dem deutschen Kaufmann und Industriellen vielerorts die Ueberlegenheit gegeben. Auch die deutsche Geographie ist kosmopolitisch, und mit Recht! Kürzlich wurde eine hübsche Anekdote bekannt, die einen interessanten Zug aus der Schulzeit der Herzogin von York zu erzählen wußte. Die Prinzessin sollte die Umrisse einer Weltkarte zeichnen; sie that es, indem sie China dabei ausließ. Darüber befragt, erwiderte sie: „Die Königin hat jetzt Streit mit China, also hat es kein Recht, einen Platz in der Welt zu beanspruchen." — Die Geschichte ist gut erfunden; sie kennzeichnet die Einseitigkeit, mit der auf englischen Schulen englische Reichsgeographie in den Vordergrund gerückt wird. Und jeder wird dagegen den kosmopolitischen Betrieb der deutschen Schulgeographie anerkennen. Wir bestreben uns — und auch das liegt im Wesen der Geographie an sich — die Eigenart anderer Völker und ihrer Wohnräume zu achten. Aber kann solche relative Ueberlegenheit genügen? Wenn die Erdkunde eine Führerin der Nation werden soll, dann reicht es nicht aus, daß der Großkaufmann, der Industrielle, der Auswanderer das tüchtige geographische Wissen erwerben kann, das ihn in den Stand setzt, für seine Zwecke das Ausland richtig zu beurteilen, — dann ist es nationale Pflicht, daß die Gebildeten aller Stände in der Lage sind, diese Führerin des öffentlichen Lebens zu verstehen (R. Lehmann).

In den geistvollen Vorträgen, die Pfarrer Naumann dieser Tage in Berlin hielt, wurde die Klage laut, daß die gebildeten Schichten sich heute von der Politik mehr als gut ist, zurückhalten. Und doch stehen wir im Zeitalter des Constitutionalismus und des allgemeinen Stimmrechts, wo das Volk zuletzt sein Schicksal selbst entscheidet, und wo es darum Recht und Pflicht der gebildeten Volkskreise ist, das Urtheil der Masse zu leiten und die Führerrolle zu übernehmen. Die Geographie aber gewährt vorzugsweise einen tiefen Einblick in die großen Angelegenheiten der nationalen Wohlfahrt: die Geographie kann dazu auch dem modernen Bildungsmenschen mit seiner „historischen und relativen Auffassung der Dinge" die mangelnde gesunde „Interessenpolitik" geben, die Naumann vermißt, nämlich den wirthschaftlichen Rassenegoismus — vorausgesetzt freilich, daß jener kraft seiner Bildung in der Lage sei, ihre Mahnungen zu begreifen. Im Sommer dieses Jahres ist von Prof. H. Wagner ein Buch „Die Lage des geographischen Unterrichts auf den höheren Schulen Preußens" (Hannover, Hahn) erschienen, das den Stand des geographischen Unterrichts, wie er sich nach den Lehrplänen von 1892 ergeben hat, feststellt, und das in maßvoller Weise die Mindestforderungen aufstellt, welche die Vertreter der Geographie an die Schule erheben müssen. Wagner's Forderungen gipfeln in den beiden Hauptsätzen, daß der Unterricht mit mindestens je einer Stunde auch auf die drei oberen Classen der Schulen ausgedehnt wird, und daß er überall nur von geographisch geschulten Lehrkräften ertheilt werde. Inzwischen sind die neuen Lehrpläne von 1900 entstanden. Sie bewilligen, wie ich höre, daß nur für die Oberrealschule die drei neuen Stunden in den drei Oberclassen eingeführt werden. Das ist bitter wenig für die Ansprüche der Geographie! Aber es ist doch ein Ton ermunternder Anerkennung in dem Erlasse des Kaisers, der sich in dem Wunsche ausdrückt, daß der erdkundliche Unterricht in die Hand von Fachlehrern gelegt werden solle. Wäre nur nicht zu befürchten, daß der Wunsch — im Interesse „praktischer Lectionsvertheilung" — auch diesmal wieder — ein Wunsch bleibt!

Kohle und Eisen in der Weltwirthschaft.

Von Emil Jung (Eisenach).

Nicht die Schätze von Gold, Silber und Diamanten sind es gewesen, durch welche die Völker der Erde sich zu Macht und Ansehen emporgearbeitet haben, vielmehr der Besitz von zwei der unscheinbarsten, an sich am wenigsten werthvollen Bodenproducte, der Kohle und des Eisens. Die Silberflotten, die den Spaniern ungeheure Reichthümer zuführten, haben das Volk nicht gehoben, es steht heut ärmer da denn je zuvor; das nur an jenen Mineralien reiche England aber konnte durch ihren Besitz zu einer Blüthe gelangen, die bislang unerhört war. Aber mit der früheren Alleinherrschaft ist es vorbei. In neuester Zeit sind ihm zwei Nebenbuhler entstanden, die mit demselben Rüstzeug ihm den lange behaupteten Vorrang streitig machen, ja es von demselben bereits zum Theil verdrängt haben. Wie die Wirthschaftszustände einzelner Zeiträume durch den Verbrauch von Kohle und Eisen ihre Signatur empfangen, so drückt sich auch der Grad der Erwerbsthätigkeit einzelner Völker am klarsten in dem Verbrauch dieser wichtigsten aller Rohstoffe aus. Kohle und Eisen haben durch die mit ihnen verknüpften socialen und wirthschaftlichen Interessen heute geradezu eine culturgeschichtliche Bedeutung gewonnen, mit ihrer Hülfe schafft die Menschheit Werthe, die nach Milliarden zählen und unablässig im Kreislauf der Weltwirthschaft erscheinen.

Wie sich einmal die Lage gestalten wird, wenn europäischer Unternehmungsgeist die überreichen Lager Chinas aufgeschlossen

hat, das zu erwägen, wäre müßig. Das liegt noch in ferner Zukunft. Gegenwärtig stehen drei Rivalen auf dem Plan, einer ist alt geworden, aber noch von gewaltiger Stärke, der zweite ein von Kraft strotzender Jüngling und jenem schnell nacheilend, der dritte ein Kind und doch ein Riese von Wuchs, der Beide zu erdrücken droht. Die drei sind England, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika. Doch erscheinen die Aussichten für einen Fortbestand der Kohlenförderung, von der jetzt das ganze weitverzweigte Getriebe der Industrie, des Verkehrs, ja selbst der Haushalt des Einzelnen abhängt, jenseits des Atlantischen Oceans nicht besser als bei uns in der alten Welt. Der Kohlenvorrath der Vereinigten Staaten mit Ausnahme desjenigen der Rocky Mountains ist auf 684 Milliarden metrische Tonnen veranschlagt, derjenige der mitteleuropäischen Staaten auf 360 Milliarden Tonnen. Sollte sich die Kohlenförderung der Letzteren bis zur Mitte des nächsten Jahrhunderts auf 500 Millionen Tonnen steigern, so würde erst nach 660 Jahren von jetzt ab der Kohlenvorrath Mitteleuropas erschöpft sein. Die Kohlenvorräthe in den Vereinigten Staaten dürften für höchstens 650 Jahre ausreichen. Und wenn auch Nordamerika zunächst noch längere Zeit mit größeren Schritten der vollen Entwickelung seiner industriellen Kräfte entgegenschreiten wird als die vorausgeeilten mitteleuropäischen Staaten, so erscheint doch die Dauer der industriellen Höhe durch die Kohlensätze jenseits des Atlantischen Oceans nicht in höherem Maße gesichert als diesseits desselben. Aber diese Zukunft liegt noch recht fern, und noch immer schreitet die Kohlenförderung mit Riesenschritten vorwärts. Heute hat die Kohlenförderung der Welt die Höhe von 600 Millionen Tonnen im Jahre erreicht, davon entfallen 82 Procent auf die Vereinigten Staaten, England und Deutschland, andere Länder kommen daneben nicht ernstlich in Frage. Das Verdrängen der Handarbeit durch die Maschine, die Entwickelung des Eisenbahn- und Dampfschiffverkehrs, das Anwachsen der Eisenhüttenwerke und die Einbürgerung der Kohle in den Haushalt haben der Kohlengewinnung in diesen Ländern einen Aufschwung gegeben, den vorübergehende Krisen wohl hemmen, aber nicht aufhalten konnten.

Bei diesem Vorwärtsstürmen hat sich in dem Wirthschaftsleben der beiden europäischen Staaten und Nordamerikas eine Verschiebung der Plätze vollzogen, die sie ursprünglich einnahmen. England, das zuerst den Werth des neuen Brennstoffes zu schätzen verstand, marschirte mit seiner Production lange Zeit an der Spitze aller Länder; 1860 entfielen von 136 Millionen Tonnen, der Kohlenausbeute der Erde, nahezu $85^1/_2$ Millionen Tonnen auf dieses Land allein. Aber seitdem ist der weite Abstand, der England von seinen beiden bedeutendsten Concurrenten, Deutschland und Nordamerika, trennte, immer geringer geworden, und 1899 hat es den so lange behaupteten ersten Platz an die Vereinigten Staaten abtreten müssen. Schon ist auch seine Stellung als zweites Land durch Deutschland bedroht. Halten die heute bestehenden Verhältnisse nur noch kurze Zeit an, so ist England weder das zweite Kohlenland, noch das zweite Eisenland auf der Erde. Nicht eine geologische oder technische Frage ist es, vielmehr eine ökonomische, die hier die Entscheidung bringt. In wie rascher und gewaltiger Weise die gegenseitige Lage sich verschoben hat, das legt uns eine soeben erschienene Schrift von Alexander Tille (Aus Englands Flegeljahren) überzeugend dar. Schon 1846 hatte Greenwell die Frage angeregt, welche Aussichten sich für die Fortdauer der Production englischer Kohle eröffneten. Später nahmen Hull, Jevons und Armstrong diese Untersuchung wieder auf. Jevons berechnete, daß bei einer jährlichen Zunahme der Ausbeute um 3,7 Procent der englische Kohlenvorrath schon in 110 Jahren aufgebraucht sein werde. Aber die erwartete Steigerung der englischen Industrie trat nicht ein und die danach berechnete Zunahme der Kohlenförderung wurde erst zur Wirklichkeit, als in Folge des eingetretenen Industriestillstandes die Rohstoffausfuhr wuchs, weil das Land die an heimischen Rohstoffen jährlich gewonnene Menge nicht zu verarbeiten vermochte. Allerdings ist die englische Kohlenerzeugung noch im Fortschreiten begriffen, aber der Kohlenbau sowohl der Vereinigten Staaten wie Deutschlands in der neuesten Zeit weist sehr viel raschere Fortschritte auf. Die Kohlenförderung Amerikas betrug 1870 erst 33 Millionen Tonnen, gegen 113 Millionen Englands, aber 1899 war Letzteres mit 220 Millionen durch die 226 Amerikas geschlagen worden. Deutschlands Fortschritte sind noch viel reißender. Zwischen 1894 und 1898 hat es seine Kohlenerzeugung nahezu verdoppelt und von 77 auf 144 Millionen Tonnen gebracht. Hält diese Entwickelung an, so ist das Rücken Englands an die dritte Stelle nur noch eine Frage weniger Jahrzehnte, wenn nicht nur weniger Jahre. Schon steigt der Kohlenverbrauch auf den Kopf in England nur noch langsam; 1890 betrug er 3,81, und 1898 nur 3,87 Tonnen, während er in Amerika gleichzeitig von 2,23 auf 2,43 und in Deutschland von 1,32 auf 1,58 Tonnen stieg. In der Mächtigkeit der abzubauenden Flöze und in der durchschnittlichen Leistung des Arbeiters ist Amerika England weit voraus. Hier kamen 1894 auf den Kohlenarbeiter an Jahresförderung 448, dort nur 283 Tonnen, und wenn zur selben Zeit der deutsche Arbeiter mit 256 Tonnen noch hinter dem englischen zurückstand, so hat seitdem die Einführung von Maschinen in den Kohlenbau bei uns sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Amerika erscheint im Sommer 1900 mit seiner Kohle auch auf dem englischen Markte. Ein Dampfer landete im Hafen von London 4500 Tonnen Kohle aus Pittsburg für die Gasgewinnung der englischen Hauptstadt. Man konnte Cardiff und Newcastle unterbieten. Jetzt werden drüben besondere Kohlenschiffe von riesigem Fassungsvermögen gebaut, die amerikanische Kohle nach allen Häfen Europas tragen sollen. Und nun ersteht den Engländern auch in der eigenen Familie eine bedenkliche Concurrenz. Die Gruben von Neusüdwales haben längst die Häfen Australiens, Ostasiens und der Westküste Amerikas mit Kohlen versorgt. Aber die englischen Kriegsschiffe, auch die der anderen Nationen, in den ostasiatischen und pazifischen Gewässern bezogen immer ihr Heizmaterial aus den Vorräthen, die für ihren Gebrauch überall aus den Kohlengruben von Wales aufgestapelt lagen. Denn keine andere Kohle zeigte dieselbe Heizkraft und beanspruchte daher so wenig Raum wie diese und bei einem Kriegsschiff ist die Raumfrage eine brennende. Aber jetzt hat man in Queensland, das mit seiner Kohlenförderung so bescheiden zurückstand, mächtige Lager von unübertroffener Güte und Ergiebigkeit entdeckt, die bei ihrer Lage unfern der Küste und der Leichtigkeit des Abbaus jede Concurrenz Englands unmöglich machen werden. Während in die alte Heimath das Fremde unwiderstehlich einbricht, muß diese es auch noch erleben, daß der junge Nachwuchs ihm alte Märkte abnimmt. In Deutschland nahm die englische Kohle bis zum Jahre 1863 den ersten Platz ein. Die Blockade von 1864 schaffte der oberschlesischen Kohle freie Bahn und in den Kriegsjahren 1866 und 1870 ließ die englische Kohleneinfuhr weiter nach. Dann aber nahm sie in Folge der niedrigen Frachten wieder zu, noch 1896 konnte englische Kohle auf dem Wasserwege billiger bis Berlin befördert werden als oberschlesische auf der Oder und den Kanälen. Seitdem aber wurde mit den steigenden Frachtpreisen der Halbmesser des Kreises, über den sich die englische Kohle verstreute, immer kleiner, wenn auch innerhalb dieses Kreises der Absatz freilich noch stieg. Auf dem ostdeutschen Markt muß die Stellung der englischen Kohle in Folge des Ausbaues des deutschen Kanalnetzes immer schwieriger werden. Vorübergehende Schwankungen können das nicht ändern. Wenn ihrer Einfuhr auch im Sommer 1900 in Folge des starken Kohlenverbrauchs der deutschen Industrie Thür und Thor geöffnet werden mußten,

so werden doch die deutschen Kohlenwerke beim Nachlassen des Geschäftsaufschwungs in Stand gesetzt sein, den heimischen Kohlenbedarf vollständig zu befriedigen. Auch die Erschließung neuer Kohlenbecken steht bevor. Noch einschneidender als der Wandel in Englands Stellung als Kohlengrube ist diejenige in seiner Bedeutung als der Eisenheerd der Welt. Im Jahre 1870 entfielen von der Roheisenerzeugung der Erde im Betrag von 11 Millionen Tonnen auf England 6, dagegen auf Deutschland und Amerika nur je 1,5 Millionen Tonnen! Bis 1899 hatte sich die Gesammtproduction auf 40 Millionen Tonnen erhöht, das Verhältniß aber völlig verschoben, denn nun war Amerika mit 13,3 Millionen Tonnen an die erste Stelle gerückt, England folgte mit 9,5, Deutschland mit 8 Millionen Tonnen. Die Zunahme der englischen Production ist eine so langsame, die seiner Concurrenten eine so schnelle gewesen, daß England bald an dritter Stelle stehen wird. Es hat aufgehört, der Eisenmarkt der Welt zu sein, der es in früheren Jahren gewesen ist.

Das Schwergewicht in Eisen und Stahl, mit Ausnahme des Weißblechhandels, ging von England an die Vereinigten Staaten über. Europa aber erhielt in dem westfälischen Industriebezirk um Hagen einen zweiten Schwerpunkt des Eisenhandels neben Glasgow. Diese deutsche Concurrenz wurde den Engländern um die Mitte der neunziger Jahre doch bedenklich. Darum entsandte 1895 die British Iron Trade Association eine Abordnung, welche die Gründe für die drohende Ueberlegenheit der deutschen und belgischen Eisenwerke erforschen sollte. Der eingereichte Bericht gab an, daß der deutsche Erfolg sich auf bessere Fachausbildung der Maschinisten und Ingenieure, sowie auf einsichtsvolle Leitung gründete.

Als sich 1897 der allgemeine Geschäftsaufschwung der Welt auch auf die Eisenindustrie auszudehnen begann, hatte England daran den gebührenden Antheil. Aber wenn England 1895 für 2840 Millionen Mark Metallwaaren erzeugte und Deutschland für 2100 Millionen Mark, so nahm dieser Vorsprung in der Aufschwungszeit immer weiter ab. Denn die Güte der deutschen Waaren ist nicht nur in britischen Consulatsberichten, auch von englischen Exporteuren, die nach Uebersee arbeiten, wiederholt hervorgehoben worden. Durch das bekannte Buch von Williams „Teutonic Invasion“ angeregt, veranstaltete die englische Westminster Gazette eine Umfrage, um die wirkliche Größe der Gefahr festzustellen. Ganz besonders in Eisen- und Stahlwaaren. Die Antworten lauteten der überwältigenden Mehrzahl nach zu Deutschlands Gunsten. Wie selbst in England allgemein erkannt wird, liegt der Grund für den drohenden Stillstand der englischen Eisenwaarenindustrie in der Schwerfälligkeit und mangelhaften Anpassungsfähigkeit der englischen Fabrikanten. Freilich ist es nicht immer freier Wille, wenn sie es ablehnen, auf ein lockendes Angebot hin die Herstellung eines neuen Gegenstandes zu übernehmen, oft genug werden sie dazu gezwungen durch eine Macht, deren Rückständigkeit neben dem Stillstand der Technik am stärksten für den drohenden Stillstand der englischen Industrieentwickelung verantwortlich zu machen ist: durch ihre Arbeiterschaft und die Furcht vor kostspieligen Zusammenstößen mit dieser.

Die Frau als Arbeiterin.

Von Karl Noetzel.

Die körperlich und seelisch viel zartere Organisation des Weibes hat zur Folge, daß sich die Arbeiterin dem Arbeiter gegenüber bedeutend im Nachtheil befindet. Zunächst ist die Muskelkraft eine geringere. Dann aber und hauptsächlich leidet die Frau unvergleichlich mehr als der Mann unter ihrer Geschlechtsbestimmung. Schon die Entwickelungsperiode ist mit viel tieferen Einwirkungen auf den ganzen Organismus verbunden, und es bedarf der größten Schonung, damit gefährliche Erkrankungen, ja sogar der Keim zu frühem Siechthum verhütet werde.*) In der Reifezeit, gleichzeitig der besten Arbeitszeit, ist das nichtschwangere Weib 3—5 Tage in jedem Monate (1—2 Monate im Jahre, 14—16 Tage pro 100 Tage) in einem Zustande, „der hart an der Grenze des Pathologischen steht und unter allen Umständen zu verschiedenen Krankheiten große Dispositionen birgt“. Der Zustand der Schwangerschaft hat vielfach körperliche Störungen und Indispositionen zur Folge. Nimmt man an, daß bei der verheiratheten Frau durchschnittlich alle drei Jahre eine Schwangerschaft eintritt, so ist dieselbe demnach den vierten Theil der Gesammtzeit in einem Zustande, „der nicht bloß die Disposition zu verschiedenen zum Theil lebensgefährlichen Krankheiten enthält, sondern auch unter allen Umständen die Arbeitskräfte theilweise absorbirt und die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt“. Einen weiteren körperlichen Nachtheil der Arbeiterin dem Arbeiter gegenüber erblicken wir in der viel geringeren Widerstandsfähigkeit des weiblichen Organismus gegen schädigende äußere Einflüsse.**) Dem widerspricht nicht die Thatsache, daß die Erkrankungszahl unter den Arbeitern eine größere ist als unter den Arbeiterinnen. Die Gründe hierfür sind vielmehr in der größeren Exponirtheit der männlichen Arbeiter zu suchen, mithin eine Folge des Arbeiterinnenschutzgesetzes. Indeß beweist die viel größere Zahl der Krankheitstage bei den Frauen, „daß die Frauen durch eine Erkrankung mehr angegriffen werden, sich langsamer erholen, und daß im Großen und Ganzen die gewerbliche Thätigkeit dem weiblichen Organismus schädlicher ist als dem männlichen“. —

Es besteht demnach die Benachtheiligung der Arbeiterin dem Arbeiter gegenüber hauptsächlich in der geringeren Muskelkraft, der geringeren Widerstandsfähigkeit gegen äußere schädigende Einflüsse und in der Geschlechtsbestimmung, welche die unverheirathete Arbeiterin zwei Monate im Jahre, die verheirathete den vierten Theil ihrer Arbeitszeit in einem krankhaften, der Schonung bedürftigen Zustande erhält. Unzweifelhaft hat demnach die Arbeiterin viel größere Schwierigkeiten zu überwinden, um regelmäßige Fabrikarbeit leisten zu können, und ist dabei viel größeren Gefahren ausgesetzt als der Arbeiter. Man sollte daraus schließen, daß ihre Löhnung eine bessere oder zum mindesten die gleiche wäre. Das Gegentheil ist der Fall. In vielen weiblichen Berufsarten reichen nach dem Urtheil erfahrener Gewerbeinspectoren die Löhne kaum zum Allernöthigsten aus. Wochenlöhne von 2,50, 3, 4, 5, 6 Mark (letzteres als Durchschnittslohn ganzer Gewerbe) werden in der Literatur namhaft gemacht. Daß in Folge dessen die Ernährung nur eine höchst mangelhafte sein kann, liegt auf der Hand. Berücksichtigen wir nun den oben erwähnten, so häufigen krankhaften Zustand der Arbeiterin, der doch vor allen Dingen gute Ernährung erheischt, so staunen wir, daß die körperliche Degeneration unserer Arbeiterinnen noch nicht fortgeschrittener ist. Sie ist in der That geringer, als man aus der Vereinigung all' dieser ungünstigen Umstände zu schließen berechtigt wäre, jedoch immerhin noch viel

*) Wir berufen uns im Folgenden auf Hirt: „Die gewerbliche Thätigkeit der Frau vom hygienischen Standpunkt aus“, Breslau und Leipzig, 1873. Diese vortreffliche Brochure scheint leider weder neu aufgelegt worden zu sein, noch existirt unseres Wissens eine moderne Ausführung dieses so wichtigen Themas, welche sich das reiche Material der letzten 27 Jahre zu Nutze gemacht hätte. Und doch giebt es kaum eine zeitgemäßere Aufgabe. Möchte einer unserer großen Verlage die Idee aufgreifen und in einem großen Sammelwerke unter Mithülfe einzelner Specialisten ausarbeiten. Es wäre dies nicht bloß ein patriotisches Unternehmen, sondern es müßte demselben eine universelle Bedeutung zugeschrieben werden. —

**) Wir stützen uns hier mehrfach auf die äußerst dankenswerthen Ausführungen des um die Arbeiterinnenhygiene überhaupt hochverdienten Fräulein Dr. Agnes Blum in Berlin, in Weyl's Handbuch der Hygiene Band 8, Lieferung 1.

bedeutender, als man gewöhnlich annimmt. Die wenigen Statistiken, die uns bis jetzt noch über Fehlgeburten und Frauenleiden unter den Arbeiterinnen zur Verfügung stehen, beweisen das schon allein. Aber wie viele, namentlich Infectionskrankheiten werden gar nicht auf die Arbeit zurückgeführt, während doch zweifellos die Ursache der Disposition darin zu suchen ist. Schließlich sollen — und das scheint uns bei dem notorischen Heroismus der Frau im Ertragen von Körperleiden durchaus glaubhaft — eine ganze Menge Krankheiten, namentlich Frauenleiden, lautlos getragen werden. Die vielfach erwähnte Abneigung der Arbeiterinnen gegen die allerdings meist mit Arbeit überhäuften Cassenärzte mag auf Vorurtheil beruhen, ist aber ein Factor, mit dem gerechnet werden muß. Abhülfe schaffen wird jedenfalls die baldigst zu erhoffende gesetzliche Berufung von weiblichen Fabrikinspectoren und die immer häufiger werdende Anstellung weiblicher Aerzte für die Arbeiterinnen. Deren erste Aufgabe wird es aber sein, umfangreiches statistisches Material zu sammeln über alle irgendwie mit dem Betriebe zusammenhängenden Erkrankungen.

Außer den besprochenen körperlichen Gründen sind es aber auch noch seelische, denen zufolge die Arbeiterin mehr gefährdet ist als der Arbeiter. Dieselben werden meistens unterschätzt, sowohl mangels genügender Sachkenntniß als auch in Folge des üblichen gedankenlosen, noch immer für die höchste Weisheit geltenden Pessimismus hinsichtlich der Sittlichkeit der Arbeiterin. Ich meine vor Allem die Verführungsgefahren, denen die Arbeiterin fast noch als Kind ausgesetzt ist. Keineswegs kommt hierbei allein in Betracht die Verführung durch social Höhergestellte, die immer eine Feigheit ist, noch die durch Vorgesetzte, die wir als Niedertracht bezeichnen müssen. Vielmehr droht die größte Gefahr von Seiten der Gleichgestellten, der Arbeiter. Der männliche Egoismus und die brutale männliche Sensualität sind eben in allen Classen dieselben. Das Unglück liegt darin, daß bei dem Manne die Sinne, bei der Frau das Gemüth die Hauptrolle spielt. Daher dem Manne als Episode gilt, was dem Mädchen Schicksal ist. Auch ist der Einsatz zu ungleich. Der Mann riskirt Nichts, das Mädchen Alles: Ehre, Gesundheit, Leben. Das gilt für alle Stände, aber nur das Proletariermädchen ist völlig unbeschützt. Wenn man auch zugeben muß, daß die Arbeiterethik sich darin großherziger erweist als die Gesellschaftsethik, daß eine unverheirathete Mutter durchaus nicht der Verachtung oder Aechtung anheimfällt, so bleibt auf alle Fälle noch genug körperliches und seelisches Elend, was auf die Spannkraft und Aufmerksamkeit der Arbeiterin und damit auf deren Leistungsfähigkeit den weitgehendsten Einfluß ausüben kann. Allzuleicht ist man geneigt, die seelischen Bedürfnisse und Leiden des Proletariermädchens zu unterschätzen. Als ob die Damen der Gesellschaft allein Anspruch auf Herz hätten? Diese haben nur den Vorzug, ihrem Herzleid nachhängen zu können, während ein armes Arbeiterkind bei allem Seelenleid noch immer alle Kräfte und alle Aufmerksamkeit angespannt halten muß, um nur nicht arbeitslos zu werden. Denn dann erwartet sie Elend und — Schande. Die Furcht vor der Prostitution ist das ständige Schreckgespenst der Arbeiterin. Man denke an die 15jährige Cathérine in Zola's Germinal, die sich von ihrem ungeliebten, rohen Liebhaber jede Mißhandlung gefallen läßt in der beständigen Furcht, ohne ihn dem öffentlichen Hause zu verfallen. Daß übrigens die Prostitution die allerhäufigste Folge von Arbeitslosigkeit durch uneheliche Niederkunft ist, ist mehr bekannt, als in seinen höchst bedeutsamen Consequenzen in Hinsicht auf die allgemeine Verantwortlichkeit untersucht. Wir aber erblicken hierin schon allein für den Staat die dringende Verpflichtung, endlich einmal den organisirten Arbeitsnachweis in die Hand zu nehmen. Außerdem wäre eine Arbeitslosen-Versicherung, namentlich hinsichtlich der weiblichen Arbeiter, sehr geboten. Die Versicherung wäre dann im eigenen Interesse bemüht, möglichst rasch den Arbeitslosen Stellung zu besorgen. Auch müßten Arbeitnachweisbureaus durch die beständige Controlle von Angebot und Nachfrage in hervorragendem Maaße dazu beitragen, daß die einzelnen Berufe mehr dem wirklichen Bedürfnisse nach erlernt werden. Jetzt übersteigt leider allzu oft in einem Fache das Angebot die Nachfrage derart, daß die Löhne erheblich sinken, in einem anderen dagegen ist es häufig kaum möglich, genug gelernte Kräfte zu bekommen. Dies nebenbei.

Rufen wir uns noch einmal alle die körperlichen und seelischen Gefährdungen, denen die Arbeiterin von früher Jugend an ausgesetzt ist, in's Gedächtniß, so müssen wir in freudigem Staunen fragen, wie es möglich ist, daß die überwiegende Mehrzahl derselben doch brave, moralisch gesunde Menschen sind. Und das sind sie. Tiefe Achtung muß man empfinden vor der im Volke wirkenden moralischen Kraft. Es geschehen eben in der Stille Wunder, die nicht beachtet werden. Denn für die überwiegende Mehrheit der Gesellschaft fängt das Elend erst an zu existiren, wenn sein Wehgeschrei ihren Mittagsschlaf stört. Dann sind sie natürlich höchst erstaunt, und dabei haben sie doch täglich die blassen, elenden Gesichter gesehen. Wir wiederholen es, daß die aus der Statistik nachweisbare moralische Tüchtigkeit der deutschen Arbeiterin dem nüchtern abwägenden Verstande als ein Wunder erscheinen muß. Indeß darf hinsichtlich der Criminalstatistik eine ebenso bedeutsame wie tief deprimirende Thatsache nicht verschwiegen werden, die Thatsache nämlich, daß einer der Gründe, um derentwillen das weibliche Geschlecht in allen Ländern eine bei Weitem geringere Criminalität aufweist als das männliche, darin zu suchen ist, daß dem in's Elend gerathenen Weibe meist noch ein Ausweg vor dem Verbrechen bleibt: die Prostitution. Möchten einmal völlig unabhängige, furchtlose Socialethiker ausführlich das Problem studieren: „Die Prostitution als Ursache der geringen weiblichen Criminalität.“ Unseres Erachtens nach müßte eine derartige Untersuchung in hervorragendem Maaße dazu beitragen, die immer mehr sich verbreitende Erkenntniß des Verbrechens als socialer Erscheinung und mithin der Verantwortlichkeit der Gesellschaft für das Verbrechen machtvoll zu stützen. Die Gesellschaft hat die Pflicht, das Elend zu bekämpfen, den Hunger zu vernichten. Aus dem Hunger entspringt alle Ungerechtigkeit der Welt. Ist der Proletarier in's Elend gerathen, leidet er Hunger, und weiß er keinen Ausweg, so muß er stehlen, wenn er am Leben bleiben will, er verfällt alsdann dem Gesetze und wird bestraft. Die Proletarierin, die nicht verhungern will, verkauft sich. Sie verfällt der allgemeinen Verachtung und wird aus der Gesellschaft ausgestoßen. Die Zukunftsmoral wird anders richten.

Sehen wir nun zu, in welcher Weise die Schutzgesetzgebung bestrebt ist, den Eigenthümlichkeiten der Frau als Arbeiterin gerecht zu werden. In Deutschland ist dieselbe eigentlich neueren Datums. Erst im Jahre 1878 wurde der Bundestag ermächtigt, die Beschäftigung der Frau aus Rücksicht auf Gesundheit und Sittlichkeit zu beschränken. Einzelbestimmungen wurden in der Folge ausgearbeitet. Der eigentliche gesetzliche Frauenschutz datirt aber erst vom 1. Juni 1891. Die drei wesentlichsten Bestimmungen desselben sind: 1. Verbot der Nachtarbeit für Fabrikarbeiterinnen; 2. der Maximalarbeitstag für Frauen über 16 Jahre ist 11 Stunden, resp. 10 Stunden am Vorabende eines Sonn- und Feiertages; 3. die Wöchnerinnen sind statt wie früher drei, nunmehr vier Wochen nach der Entbindung von der Arbeit ausgeschlossen und dürfen in den darauffolgenden zwei Wochen nur beschäftigt werden, wenn das Zeugniß eines approbirten Arztes dieses für zulässig erklärt. In Punkt 1 und 2 sind leider Ausnahmen gestattet. Zu bemerken ist ferner, daß das Verbot der Beschäftigung der Frauen „unter Tage“ älteren

Datums ist. Von den Einzelbestimmungen heben wir besonders hervor das Verbot der Frauenarbeit in Metall-, Walz- und Hammerwerken, welche mit ununterbrochenem Feuer betrieben werden, ferner in den Räumen der Glashüttenwerke, in welchen große Hitze herrscht. In Bleifarben- und Bleizuckerfabriken dürfen Arbeiterinnen nur in solchen Räumen und mit solchen Verrichtungen beschäftigt werden, welche sie mit bleiischen Producten nicht in Berührung bringen. Hierzu bemerken wir, daß wir diese Bestimmung für unzureichend erachten, da in einer solchen Fabrik die Luft in allen Räumen bleistaubhaltig zu sein pflegt, und gerade die Frau in Folge ihrer Kleidung und ihrer Haartracht besonders der Intoxication durch die Luft ausgesetzt ist. Befremdlich ist es ferner, daß weder in der preußischen noch in der bayerischen Verordnung über die Quecksilberspiegelbelege*) von 1889 besondere Bestimmungen über die Frauenarbeit enthalten sind. Sehr detaillirte Schutzbestimmungen liegen vor für die Beschäftigungen der Frauen „über Tage" in Steinkohlen-, Zink- und Bleierzbergwerken, sowie in Cokereien, Rohzuckerfabriken und Zuckerraffinerien.

Beim Vergleiche der deutschen Arbeiterinnen-Schutzgesetzgebung mit derjenigen anderer Staaten muß zugegeben werden, daß Deutschland auf der Höhe steht. Die Schweiz ist uns nur darin voran, daß Sonntags- und Nachtarbeit für Frauen unter keinen Umständen erlaubt ist. Auffallend erscheint, daß in England erst vom Jahre 1891 ein vierwöchentlicher Ausschluß der Wöchnerinnen aus dem Betriebe vorgesehen ist. In Frankreich ist ein Wöchnerinnenschutz noch gar nicht vorhanden. Indeß lasen wir kürzlich in der „Gegenwart", daß die Frauenbewegung in Paris sich in richtiger Erkenntniß ihrer nächstliegenden Pflichten hierüber mit einer Petition an das Parlament wenden wird.

Wie dieser Umriß des deutschen Arbeiterinnenschutzes erkennen läßt, war und ist die Reichsregierung sich ihrer Aufgabe voll bewußt, und man kann billiger Weise keine weiteren Anforderungen an die Gesetzgebung stellen als die, daß durch gesetzlich angestellte weibliche Inspectoren und weibliche Aerzte für die Arbeiterinnen unaufhörlich Material gesammelt werde über alle nur irgendwie mit der Fabrikarbeit zusammenhängenden gesundheitlichen und sittlichen Schädigungen der Arbeiterin. Auf Grund dieses Materials müßte der gesetzliche Schutz stufenweise dem Ideale entgegengeführt werden: Leistung der Fabrikarbeit ohne jede Gefährdung der sie Ausübenden. Das ist nach unserer, auf die Urtheile von Fachautoritäten sich stützenden Ueberzeugung nicht nur möglich, sondern im Interesse einer körperlich und geistig gesunden Nachkommenschaft dringend geboten. Weitere Ansprüche wären an die Reichsgesetzgebung nicht zu stellen. Alle übrigen erwähnten Uebelstände im Leben der Arbeiterin, wie vor Allem die unzureichende Löhnung und die persönliche Schutzlosigkeit können nur beseitigt werden durch vereintes Vorgehen der Arbeiterinnen. Daher ist eine möglichst weitgehende Organisation der Arbeiterinnen in unter sich vereinigte Gewerkvereine ein dringendes Bedürfniß von höchster nationalpolitischer Bedeutung geworden. Daß die Initiative hierzu von der gebildeten Frau ausgehen muß, und daß wir in der Organisation der Arbeiterinnen die vornehmste und weitaus wichtigste Aufgabe der Frauenbewegung erblicken, haben wir kürzlich an dieser Stelle (Nr. 51) ausgesprochen. Die Frauenbewegung hat schon vielfach die Lage der Arbeiterin in ihre Discussionen gezogen, wie uns sehr wohl bekannt ist. Daß die französische Richtung direct die Schutzgesetzgebung inauguriren will, ist oben erwähnt. Vor nicht allzu langer Zeit haben deutsche Frauen es durchgesetzt, daß von nun an die Verkäuferinnen und Verkäufer in den Magazinen nicht mehr zu stehen brauchen; dieses glänzende Resultat möge alle Verächter der Bewegung belehren, welche Macht einer einsichtsvoll und energisch geleiteten, von socialethischem Geiste beseelten Frauenvereinigung zukommt. Solche Erfolge lassen uns auch die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß die deutsche Frauenbewegung ihre bedeutendste und wichtigste Aufgabe in Angriff nehmen möge: die Organisation der deutschen Arbeiterinnen. Sie wird sich damit den Dank aller aufrichtigen Menschenfreunde und Patrioten erwerben. Denn wer der Mütter Dasein erleichtert und schmückt, der veredelt die kommende Generation.

*) Von Fachleuten erfahren wir übrigens, daß neuerdings Spiegel statt mit Quecksilber mit Silber belegt werden. Dieser technische Fortschritt hat vielem Elende ein Ende gemacht.

Der Telephonograph.

Von Gustav H. Caſt.

Abermals ist das Gebiet der Physik und speciell dasjenige der Elektrotechnik um einen merkwürdigen Apparat vermehrt worden. Er ist eine Erfindung des dänischen Ingenieurs Paulson, der den Apparat Telephonograph oder Telegraphon nannte. Edison hatte früher einmal eine ähnliche Erfindung gemacht, doch waren seine Anordnungen noch zu unvollkommen, um ein wirkliches positives Resultat zu erzielen. Er hatte nämlich eine Methode ersonnen, das gesprochene Wort automatisch zu notiren, d. h. mittelst instrumenteller Vorrichtungen einen Papierstreifen auszuzacken, ähnlich den Scheiben eines automatischen Harmoniums, und durch einen besonderen Mechanismus die Töne wiederzuerhalten. Nach dem Muster dieser Anordnung haben Paulson und Petersen den neuen Apparat erdacht.

Während der bekannte Phonograph von Edison darauf beruht, Schallwellen mechanisch auf einen Wachscylinder zu übertragen, die auf ihm feine wellenförmige Vertiefungen hervorbringen, beruht der Telephonograph darauf, zunächst mit Hülfe eines Mikrophons die Ton- oder Schallwellen in elektrische Stromimpulse umzuwandeln. Der diese Impulse fortleitende Draht bildet zunächst einen kleinen Magneten, vor dessen Polen ein Stahldraht oder Stahlband durch einen elektrischen Motor rasch vorbeibewegt wird. Der Stahl ist hierbei entsprechend den Stromwellen von verschiedener Stärke in einem vibrirenden magnetischen Feld, und indem er sich in demselben bewegt, werden in ihm, in Folge stärkerer und schwächerer Magnetisirung, oscillirende Ströme inducirt, die viele Aehnlichkeit mit den von einem Mikrophon hervorgebrachten besitzen. Ein in den inducirten Stromkreis gebrachtes Telephon giebt also natürlich die in das Mikrophon gesprochenen Silben wieder. Jene periodischen Schwankungen der magnetischen Intensität sind nun auf dem Stahldraht oder Band als Stellen stärkerer oder schwächerer Magnetisirung bestimmt, denn der Stahl hat die temporären Schwankungen des magnetischen Feldes entsprechend seiner räumlichen Fortbewegung ähnlich notirt, wie die Wachswalze des Edison'schen Phonographen die Schallwellen.

Um nun jene in das Mikrophon gesprochenen Laute, die der Stahldraht markirt enthält, wiederzugeben, läßt man den Stahldraht wieder an dem Magneten vorbeiziehen. Nun lassen die verschieden stark magnetisirten Stellen des Drahtes in dem Elektromagneten Ströme in Folge Induction entstehen, die ein Telephon in Schallwellen umsetzen kann.

Die Construction eines Telephonographen kann beispielsweise die folgende sein: Als magnetischer Schreiber dient ein kleiner hufeisenförmiger Elektromagnet, dessen Pole man so anordnet, daß sie den Stahldraht umgreifen. Der Draht selbst ist auf eine Walze in einer schraubenförmigen Nute aufgewickelt. Vor dem eigentlichen definitiven Magnetisiren läßt man durch den Draht einen elektrischen Strom gehen. Während der Dauer des magnetischen Beschreibens wird der

schreibende Elektromagnet durch den Strom der Secundärwickelung der Mikrophon-Inductionsspule umflossen.

Ein auf dem Drahte notirtes Gespräch läßt sich beliebig oft wiederholen. Aber man kann ein solches auf dem Drahte auch wieder auslöschen: man hat nur nöthig, durch den kleinen Schreibmagneten einen mäßig starken Dauerstrom zu schicken, den Draht vorbeilaufen zu lassen, und alle Quermagnetisirung des Drahtes ist verschwunden und somit jedes vorher fixirte Gespräch. Wie schon erwähnt, lassen sich auch dünne Stahlbänder verwenden, die sich ähnlich den Papierstreifen des Morse'schen Telegraphen aufwickeln lassen. Man kann den Apparat auch so modificiren, daß man ein Stahlband, das in sich zurückläuft, über zwei rotirende Achsen laufen läßt, und es einerseits „beschreibt“, während es andererseits eine Reihe von Hör-Elektromagneten passirt und sodann noch an einem Lösch-Elektromagneten vorbeiläuft.

Petersen hat in besonders geistvoller Weise die Paulson'sche Erfindung vervollkommnet, so daß ein Draht zwei Gespräche aufnehmen kann, und zwar in so vollkommener Weise, daß man jedes einzeln abhören kann, ohne durch das andere gestört zu werden. Dieses geschieht durch zwei auf Spannung geschaltete gleichartige Elektromagnete; nachdem das eine Gespräch fixirt ist, wird die Stromrichtung in den Magneten gewechselt. Wollte man nun das Gespräch aus dem Apparate wiederholen lassen, so wird man nichts zu hören bekommen, da die Inductionsströme der beiden Elektromagnete sich in Folge entgegengesetzter Magnetismen aufheben würden; es ist also der Draht für diese Combination so gut wie unbeschrieben, und es läßt sich auf ihm ein weiteres Gespräch notiren. Hat man nun das eine Gespräch zu repetiren, so hat man nur die Magnete dem Gewünschten entsprechend zu schalten. Würde man nur durch einen Elektromagneten hören, so würde man das Gemisch beider Gespräche hören. Diese nicht zu unterschätzende Petersen'sche Anordnung macht es möglich, eine Fernsprechleitung zu gleicher Zeit für zwei Gespräche in Anspruch zu nehmen.

Das Telegraphenversuchsamt hat günstige Resultate mit den Paulsen'schen Apparaten erzielt; obwohl hier die Umstände gerade besonders günstig gewählt worden sind, läßt sich doch das Beste für die Zukunft der Erfindung erhoffen. Besonders jene bereits oben beschriebene Anordnung des Apparates von mehreren Hör-Elektromagneten hintereinander ist von sehr weittragender Bedeutung und kann noch weiter vervollkommnet werden. Um den Apparat als Telephonrelais oder Tonverstärker nutzbar zu machen, gaben die Erfinder ihm eine weitere eigenartige Construction. Das Gespräch wird in der bekannten Weise auf dem Drahte fixirt. Diesen Draht führt man nun an einer Reihe kleiner Elektromagnete vorbei, die ihrerseits ihre Inductionsströme auf eine parallele Reihe von Elektromagneten wirken lassen, und diese wirken wieder auf eine parallele Reihe von Stahldrähten. Die nun über den Drähten angebrachten kleinen Elektromagnete werden, je nach den Eigenschaften der längeren Leitung, in welche das Gespräch weiter zu geben ist, entweder sämmtlich auf Spannung oder in Gruppen parallel geschaltet. Da für den angegebenen Zweck durch den ursprünglich magnetisirten Draht eine sehr große Anzahl anderer Stahldrähte magnetisirt werden kann, hofft man einen günstigen Verstärker oder ein Relais zu erhalten, durch dessen Einschaltung in die Fernsprechleitung man beliebige Entfernungen überwinden kann. Ein Telegraphenrelais genannter Construction scheint bis heute noch nicht ausgeführt zu sein, wenigstens ließen die Erfinder davon noch nichts hören.

Nach dem hier Gesagten wird Jedermann, auch wenn er kein Fachmann ist, einsehen, daß offenbar der Telephonograph berufen sein wird, eine bedeutende Rolle zu spielen, wenn nicht eine große Umwälzung auf dem Gebiete der Telephonie hervorzurufen. Der Einführung des Apparates in die Praxis scheint nichts mehr im Wege zu stehen. Sein Ton ist rein wie der eines guten Telephons, und nicht ächzend wie der des Phonographen. Vielleicht gelingt es mit diesem Apparate auf noch größere Entfernungen zu telephoniren, als es bis heute möglich war, vielleicht gelingt es, für ihn die Unterseekabel als Telephonleitungen zu benutzen, und wer kann es wissen, ob sich nicht das Princip der drahtlosen Telegraphie auf ihn anwenden läßt — die Wahrscheinlichkeit ist keine geringe. Jedenfalls stehen uns in der Telegraphie und Telephonie bedeutende Revolutionen bevor, zur Förderung der Industrie, zur Verbreitung der Wissenschaft und zum Wohle der Menschheit.

Literatur und Kunst.

Lenbach's Sturz.

Von Eduard Engels.

Ueber das Ausscheiden Lenbach's aus der Vorstandschaft des Münchener Künstlerhauses, der Künstlergenossenschaft und der Internationalen Kunstausstellung München 1901 werden seit acht Tagen so absonderliche Mittheilungen in Umlauf gesetzt, daß es an der Zeit sein dürfte, einmal ganz schlicht und sachlich die Hergänge bei dieser — Palastrevolution zu erzählen.

Um gleich das Wesentlichste vorweg zu nehmen: Der jetzige Eclat ist nur das letzte Endglied einer langen Kette von Mißhelligkeiten, denen Lenbach ausgesetzt war, so lange er den Dictator der Münchener Kunst machte. In Lenbach's schroffer und selbstherrlicher Persönlichkeit lag und liegt so viel Anreiz zum Widerspruch, daß ihm jeder neue Tag nothwendig auch neue Gegner bescheeren mußte. Einmal aber mußte selbstverständlich diese Gegnerschaar so zahlreich werden, daß sie ihm über den Kopf wuchs. Dieser Augenblick ist heute eingetreten. Und das Tragische dabei ist, daß selbst seine Creaturen, Leute, die er aus dem Nichts emporgehoben, auf Seiten seiner Widersacher stehen.

Tragisch ist aber auch die Unbeträchtlichkeit der Ereignisse, von welchen sich die jetzige Katastrophe herleitet. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als um ein Vergnügungslokal: das Künstlerhaus. König Ludwig II. und die Münchener Stadtverwaltung hatten der Künstlerschaft Münchens, die damals noch in der Glaspalastgruppe (Genossenschaft) friedlich vereinigt war, einen Platz in trefflicher Lage geschenkt mit der Bestimmung, daß darauf eine Heimstätte für das gesellige Zusammenleben der Künstler gegründet werde. Sogleich wurden Pläne für den Bau gemacht und eine Anlage vorbereitet, die, weit entfernt von allem Prunk, ein rechter Tummelplatz für das mit Glücksgütern nicht eben gesegnete Malervölkchen zu werden versprach. Aber die Vorbereitungen geriethen, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, eines schönen Tages in's Stocken, und die ganze Angelegenheit wurde vergessen. Bis nach Jahren von Seiten des Magistrats an die Bedingung der Schenkungsurkunde erinnert wurde, wonach der Bau, bei Gefahr des Verlustes der Baugründe, bis zu einem bestimmten Termin begonnen werden müsse. Nun war guter Rath theuer. Wie sollte man bauen ohne Geld!? Die Verlegenheit kannte keine Grenzen. Da bemächtigten sich Lenbach und Gabriel Seidl der Angelegenheit. Auf ihren Rath stiftete die Genossenschaft aus ihrem Privatvermögen 80000 Mark und nahm bei einem Bankhaus eine Hypothek von 300000 Mark auf. Der Bau konnte beginnen. Und er begann. Aber ganz anders, als er ursprünglich projectirt worden war. Aus dem „Heim“ für die Künstler wurde im Laufe der

Jahre ein Haus des Prunkes, eine Sehenswürdigkeit, es entstand ein Festsaal von unerhörtem Reichthum, in den kleinen Gesellschaftszimmern richtete Lenbach eine Reclame-Galerie seiner unverkauften Bilder ein, den größten Theil der Wirthschaftslocalitäten verpachtete man an einen Meraner Restaurateur zur Bewirthung der durchreisenden Fremden, die Forderung der einzelnen Vereine, ihre gesonderten Räume zu erhalten, ließ man völlig außer Acht, und dabei brauchte man immer wieder neues Geld, 100 000 Mk. welche die Genossenschaft noch zahlte, 100 000 Mk. welche die Stadt München bewilligte u. s. w. Eine Brochure des Prof. B. König „Die Ruhmeshalle für den Porträtmaler Lenbach und das dazu gehörige Wirthshaus“ rechnete lange vor Eröffnung die Irrentabilität der Anlage aus. Die Gegner des Architekten (Seidl) schimpften auf den Bau, weil er sich in den Rahmen der benachbarten Architektur nicht einfüge und im Inneren voller Nothbehelfe und Unzulänglichkeiten sei. Was aber das Schlimmste war: die Erfahrung lehrte, daß die kostspielige Anlage den Zwecken, welchen sie dienen soll, nicht entspricht; der Festsaal kann für Concerte nicht benutzt werden, denn er ist unakustisch, er kann für gesellige Zusammenkünfte nicht benutzt werden, denn die Künstler fühlen sich durch die prunkvolle Decoration bedrückt. Den Wirthschaftsräumen des Hauses aber zieht man die alten gemüthlichen Stammkneipen, die man so viele Jahre frequentirt, weit vor. Man ist dort mit guten Freunden zusammen, während man im Künstlerhaus die Gesellschaft und den Hochmuth jener Mäcene auszuhalten hat, die zur Erschwingung der Baukosten in den Künstlerhausverein aufgenommen werden mußten ....

So war die Situation bis ungefähr in die mittlere Zeit der Pariser Weltausstellung hinein. Man war unzufrieden mit Lenbach's Regiment, ballte aber, wie seit Jahren, die Faust in der Tasche. Man traute sich mit seinem Zorn und seiner Rachbegier nicht heraus. Lenbach hat die Münchener Kunst nach außen ganz wunderbar repräsentirt. Das Gewicht seines Namens, der Glanz seines Hauses, die Energie seines Auftretens, die illustren Beziehungen, welche er zur Gesellschaft unterhielt, das Alles gab ihm einen erhabenen Nimbus und ließ ihn als den geborenen Fürsten des zu königlichen Hantirungen so wenig aufgelegten Malervölkchens erscheinen. Wer gegen Lenbach conspirirte, galt in München von jeher als eine Art Tempelschänder und Gotteslästerer, und nichts kann bezeichnender für die Situation im Lenbach'schen Königreich sein, als die Thatsache, daß selbst die Zeitungen sich der — Majestätsbeleidigung nach Möglichkeit enthielten. Es bedurfte der Verurtheilung des Gewaltherrschers vor dem Areopag der auswärtigen Künstlerschaft, ehe die hiesigen, von Lenbach und seinen Gönnern vielfach abhängigen Kunstkreise sich zur offenen Rebellion aufraffen durften. Und diese Verurtheilung brachte eben die Pariser Weltausstellung. Man hat viel Aufhebens davon gemacht, daß Lenbach die ganze deutsche Kunstabtheilung zu einer Separatausstellung seiner eigenen Werke mit einem bescheidenen Anhang sonstiger deutscher Kunsterzeugnisse zu stempeln verstand. Meinerseits muß ich schon gestehen, daß ich diesen Aerger nie zu theilen vermochte, da ich den fröhlichsten aller Egoisten nicht erst 65 Jahre alt werden zu lassen brauchte, um durch einen solchen Streich noch überrascht zu werden. Ein Recht, das Du Dir rauben kannst, sollst Du Dir niemals schenken lassen. Dieser gute Zarathustraspruch war von jeher Lenbach's Maxime. Einmal in das Comité der Weltausstellung hineingewählt, konnte er gar nicht anders handeln, als er thatsächlich gehandelt hat. Warum sollte er auch in Paris unterlassen, was er in München alle Jahre gethan!? Die Künstler hätten sich in Paris ebenso wenig wie in München gegen ihn erhoben. Nur freilich waren da noch die Journalisten ... Die können draußen ganz anders auftreten als daheim in München. Und die Journalisten, die haben ihn gestürzt. Es ist eine eigene Nemesis in den Dingen. Er, der noch bei der Einweihung des Künstlerhauses den Vertreter der Frankfurter Zeitung seine ganze Verachtung der Presse fühlen ließ, ist durch eben diese Presse zu Falle gebracht worden. Die einstimmige Verurtheilung seines Pariser Vorgehens durch alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften hat zuletzt den Münchenern Muth gemacht. Eine wie prachtvolle Figur der Meister im Schmuck von Krone und Schweif auch machte, so wie die Staatsbürger der Malerei es wollten, hatte er doch nie regiert. Er sollte ein constitutioneller König sein und hatte sich zum Tyrannen ausgewachsen. Damit sollte es jetzt ein Ende haben. In allen Ateliers und Künstlerkneipen begann sich's auf die auswärtigen Feuerzeichen hin zu regen. Jahrelang aufgespeicherter Groll schlug in hellen Flammen auf. Allerhand zaghafte Müthchen reckten und rekelten sich heroisch empor. Und der Zufall wollte es, daß sich gerade auch eine günstige Gelegenheit bot, die Opposition in Scene zu setzen. Im Künstlerhaus standen die Generalversammlungen auf der Tagesordnung. Da brach das Wetter los! Zwei Anträge: ob die Nichtkünstler Sitz und Stimme in den Generalversammlungen des Künstlerhausvereins haben und ob den Mitgliedern der „Genossenschaft“ besondere Rechte im Verein zugestanden werden sollten, entfesselten die heftigsten Auftritte. Mit Ach und Krach einigte man sich über den ersten Punkt; bei der Berathung des zweiten stieß man auf unüberbrückbare Gegensätze. Lenbach und die übrigen Vorstandsstandsmitglieder versteiften sich auf die von den Stiftern des Bauplatzes gestellte Forderung, daß das Künstlerhaus allen Künstlern gleichmäßig gehören solle; die Mitglieder der Genossenschaft dagegen wiesen darauf hin, daß die Genossenschaft nicht nur das Haus gebaut, sondern auch große Summen dafür hergegeben und die aufgenommenen Hypotheken mit ihrem Namen gezeichnet habe, Leistungen, für welche sie gerechter Weise einen maßgebenden Einfluß auf die Vereinsleitung beanspruchen dürfe ...

Das Ende vom Lied war der Rücktritt des Comités und die echt Lenbach'sche Erklärung, daß der Vorstand die Verantwortung nicht übernehmen könne, die Geschäfte „nach dem Willen der Mehrheit“ zu leiten. Weiterhin ergab sich aus dem Widerstand gerade der Genossenschaft gegen die Ansichten des Comités die Nothwendigkeit des Rücktritts Lenbach's vom Präsidium dieser Genossenschaft. Und wiederum forderte dieser Rücktritt vom Präsidium der Genossenschaft den Verzicht auf den Sitz im Vorstand der Internationalen Kunstausstellung, der nicht an die Person des Inhabers, sondern an das Amt des Präsidenten der Genossenschaft geknüpft ist. Mit anderen Worten: Der Sturm im Glase Wasser des Künstlerhauses fegte Lenbach von allen ihm überhaupt zugänglichen Aemtern hinweg. Er zwang ihn, von seinem Thron herunterzusteigen und in jeder Hinsicht abzudanken. Er zwang ihn zu gehen.

Ob man ihn zurückrufen wird? In Künstlerkreisen hält man es für unwahrscheinlich. Eher noch möchte er — wenn's ginge! — aus eigenem Antrieb zurückkommen. Er wird den „fröhlichen Egoisten“ auch in diesem Falle nicht verleugnen wollen ... Was aber auch geschehen möge; es ist Schade um ihn. Er ist ein großer Künstler und ein prachtvoller Herrenmensch. Wenn er sich zum Tyrannen aufschwingen konnte, so beweist das weniger gegen ihn, als gegen die Anderen. Es beweist, daß es in seiner Umgebung an Männern fehlte, und ich fürchte sehr, die Männer werden auch jetzt nicht kommen ...

Pietro Aretino.

Von Heinrich Heinz (Heidelberg).

Keinem Zeitalter der Vergangenheit ist das Herzensinteresse unserer Tage so intensiv zugewandt wie der Cultur der Renaissance in Italien. Das Werden des modernen Menschen aus den Banden der Feudalität und Scholastik bietet ein Schauspiel voll unvergleichlichen Zaubers. Die Eine Note der modernen Seele, nie wieder ist sie so original erlebt worden. Zwischen Individualismus und Socialismus als äußersten Extremen und — Schlagworten bewegt sich der Pendel der Geschichte unseres Jahrhunderts, schwanken die Velleitäten der Einzelseele. Von Schleiermacher zu Stirner zu Nietzsche war der Gang des Cultus der Individualität. Bei Schleiermacher war das alle Mannigfaltigkeit seiner Anlage pflegende und auslebende Individuum doch in schlechthinniger Abhängigkeit verankert an die Welt des Transscendenten. Der Hegelschüler Caspar Schmidt (Stirner) erst hat sein' „Sach' auf nichts gestellt“: alle Dinge und Werthe der Wirklichkeit sind nur Futter des in unersättlicher Willkür schweifenden punctuellen Ich. Niemals zuvor war dieser Höhepunkt egoistischer, cynischer Selbstherrlichkeit in das Bewußtsein getreten. In Nietzsche's aphoristischer Philosophie wieder hat — ein Rückschlag! — der Einzelmensch nicht an sich, sondern nur als Träger objectiver Ideale, der Vornehmheit, Schönheit, Kraft, Milde ꝛc., Werth, für die selbst persönliches Leiden Pflicht ist. Kein Zufall, daß in individualistisch angeregter Zeit der classische Geschichtsschreiber der glänzendsten Phase vergangenen gesellschaftlichen Atomismus erstand. Ein Schweizer, der dem traditionellen Pathos deutschnationaler Historie die feine ironische culturgesättigte Stimmung der Franzosen des 18. Jahrhunderts entgegensetzte. In intimem Baseler Umgang mit ihm hat der letzte Prediger der großen Individualität die von Burckhardt erneuerten historischen Gegebenheiten erst zu Zukunftspostulaten, das War zum Sollen gewandelt. Achtung, Beachtung der eigenen Eigenthümlichkeit erst läßt fremde toleriren. Das Individuum in seiner Totalität ist Gegenstand der Betrachtung und des Urtheils geworden. Man verwirft nicht mehr den ganzen Menschen, weil eine Seite seines Wesens uns unsympathisch, ja gemeinschädlich dünkt. Um der einen bedeutungsvollen Aeußerungsweise willen unterdrückt unsere unendlich perspectivische Kritik seine Unzulänglichkeiten, gemessen an einer absoluten Norm. An die Stelle der ethischen ist die ästhetische Ansicht getreten. Herbart's Gedanken vom Sittlichen als einem Specialfall des Schönen, so lange gescholten, wird, wenn auch in anderem als dem genuinen Sinn, wieder erlebt. Die Welt der Natur und Geschichte ist unendlich mannigfaltiger, interessanter, herzergreifender geworden, seitdem sie vom Bannfluch des kategorischen Imperativ erlöst worden ist. Die Schwarz-Weiß-Charakteristik ist ersetzt durch eine differencirte Farbenskala ohne gleichen. Wir suchen zu verstehen, das Erhabenste wie das Grausigste mit einem Theilchen unserer Seele nachzuempfinden.

Vor Kurzem berichteten die Zeitungen aus München von der Aufführung eines dramatischen Zwischenspiels „Pietro Aretino“. Stück und Verfasser sind mir unbekannt. Aber sein Vorwurf ist „des Schweißes der Edlen werth“. Wenn man aus dem Reichthum bedeutsamer Gestalten des Cinquecento, echter erstmaliger Ausprägungen des modernen Menschen, nach besonders Signifikanten Umschau hält, fällt der Aretiner sofort in die Augen. Er ist vom Schlage der Cesare Borgia und Macchiavell. Freilich, der letzte deutsche Historiker im Sinne des Weltenrichters F. C. Schlosser, der ehrliche Krafthuber Johannes Scherr, thut in sittlicher Entrüstung diesen „über alle Begriffe schamlosen und verworfenen Gelegenheitspoeten“ ab, diesen „zügellosen“, „zudringlichen Bettler, der sich mit unerhörtem Behagen in der Jauche der Sittenlosigkeit seiner Zeit wälzte, um Alles ringsher damit zu bespritzen“, sein „reichstes Talent“ wagt aber auch er nicht zu leugnen. Unter diesem moralinsauren Vorurtheil hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem glänzenden Geiste bis vor Kurzem entschieden gelitten. „Wer Pech angreift, besudelt sich“ heißt es nicht nur in der Weisheit der Gasse. Man scheut sich auch in der „objectiven“ Wissenschaft, delicate Themata anzuschneiden. Die Specialarbeiten des Deutschen Samosch (Pietro Aretino, 1881) und des italienischen Literarhistorikers Sinigaglia (Saggio di uno studio su Pietro Aretino, 1882) können als überaus schwache Leistungen nicht in Betracht kommen. Das Beste haben in größerem Zusammenhang De Sanctis, Gaspary, Arturo Graf geschrieben. Bei dem Mangel gerade an Einzelstudien freut es mich, auf einen trefflichen Aufsatz von Dr. Karl Voßler in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern aufmerksam machen zu dürfen: „Pietro Aretino's künstlerisches Bekenntniß“.

Aber der wissenschaftlichen Würdigung dieses merkwürdigen Phänomens ist auch hier die künstlerische Beschäftigung vorausgeeilt. Anselm Feuerbach, der titanische Dulder, hat den „Tod Pietro Aretino's“ zum Thema seines zweiten großen Werkes (Karlsruhe 1854) gewählt, das im Besitz des verstorbenen Generalmusikdirectors Levi in München war. Als man Aretin eines Tages, so wird erzählt, einige Anekdoten von dem zügellosen Leben seiner Schwestern berichtete, wandelte ihn eine so unmäßige Lachlust an, daß er mit dem Stuhle, worauf er saß, rücklings umschlug und das Genick brach. „Der Aretino ist mit einer schwer zu schildernden Begeisterung gemalt“, bekennt der Künstler in seinem „Vermächtniß“. 1877 hat er die brillante Scene nochmals in Aquarell für den Großherzog von Oldenburg niedergelegt. Das Werk aber ward zum Anreger. Joseph Scheffel, der Freund und Reisegefährte, hat, vom Erfolg des „Trompeter“ und „Ekkehard“ beglückt, in der Sommerhitze, Schnakenplage, Lagunenduft und Choleragefahr zu Venedig im Jahre 1855 und während der „Einlagerung auf Castell Toblino“ an den Ufern des grünen Bergsees sich mit einem großen historischen Roman getragen, dessen Hauptgestalten der „geniale Strolch“ Aretino, Tizian sein Freund und die schöne, geistvolle, früh verblichene Schülerin Irene von Spielberg werden sollten. Jahre lang brütete der Dichter über den Stoff. Es kam zu keinem Abschluß. Die Kraft Scheffel's war schon damals versiegt.

Wie wenig die Renaissance mit der Gleichung „Wiedererweckung des classischen Alterthums“ erschöpft ist, zeigt so recht die Gestalt Pietro's. Auf eigenen congenialen Wegen ist die Cultur Italiens, ursprünglich von der religiösen und socialen Reform des heiligen Franz aus, zur Gesinnungs- und Wahlverwandtschaft mit der Antike fortgeschritten. Pietro Aretino war illiterat, aber statt darum gedrückt zu sein, prahlt er von der „Wissenschaft seiner Ignoranz“ la scienza della mia ignoranza. „Aretino ist der Erste, der ohne humanistische Studien, ohne ernstliche Arbeit und ordentliche Kenntnisse sich einen hervorragenden Platz in der Literatur erwarb; der Erste, der durch journalistische Umtriebe, Reclame, Maldicenz und Schmeichelei der schlimmsten Sorte sich zu einer beneideten, bewunderten und gefürchteten Größe emporschwang.“ Nur auf Grund der großen Democratisirung der humanistischen Bildung und des ganzen geistigen Lebens zu Anfang des Jahrhunderts war eine solche Persönlichkeit und Machtstellung möglich. Mit 32 Jahren legt er sich öffentlich das Beiwort „Divino“ zu, spricht der Immoralist sich selber heilig. „Divus Petrus Aretinus, flagellum principium“, setzt er als Inschrift auf eine Medaille, welche er auf sich selbst hatte prägen lassen. Er fühlte sich berufen, den Großen der Erde die Wahrheit zu sagen — bis ein klingender Sold ihm den Mund verschloß. Alle philosophischen Schulen des Alterthums erwachen zu neuem Leben; der Aretiner hält nichts davon: „Ich will resolut drauf losleben und kümmere mich nicht um Grübeleien und Ergründung

des Wesens der Dinge." Er ist die lebendige Verkörperung der Stirner-Key'schen Formel: „An der Schwelle der modernen Zeit steht: Verwerthe Dich!" Er ist schmähsüchtig, liebedienerisch, käuflich, von abgründlicher Bosheit, ein glänzend begabter Journalist, der seine Feder in Gift getaucht. Archilochos redivivus! Das rührt ihm nur die Epidermis, im tiefsten Innern bleibt er „er selbst": Peter Aretino, das Genie!

Er hat eine Tragödie „Orazia" verfaßt, eine Dramatisirung der Geschichte von den Horatiern und Curatiern, fünf Comödien („Marescalco", Cortigiana" — sein Bestes —, „Ipocrito", „Talanta", „Il filosofo") sprudelnd von Witz und Obscönität, „Sonetti lussuriosi", „Rime", „Stanze", „Capitoli", „Ragionamenti piacevoli", „Puttana errante", nicht zu vergessen ein sechs Bände füllender Briefwechsel (Lettere di M. Pietro Aretino, Parigi 1609), ergreifende Confessionen, wenn auch keiner „schönen" Seele. Auf diese Brief-Bände baut Voßler den systematischen Querschnitt von Aretino's „künstlerischem Bekenntniß". Er darf das mit Fug, denn — immer die Convenienzen und Connivenzen außer Acht — kaum haben des Aretiners Anschauungen eine Entwicklung oder Modificationen erfahren. Lodovico Dolce, der Maler schöner Frauen in jener vermeintlich so asketischen Gegenreformation, durfte bereits im Todesjahr das Compendium der freilich stark verwässerten Kunstgedanken des Freundes „L'Aretino, ovvero Dialogo della Pittura" (Ven. 1557) überschreiben. Pietro Aretino hat die Wahrheit von der freien Herrlichkeit der Kunst an sich selber erlebt und — erkannt: „daß man ohne Bildung, ohne Antike, ohne rhetorische Exercitien und poetische Vorschriften ein großer Künstler sein kann." In einem meisterlichen Brief an Gianiacopo Lionardi, den urbinatischen Gesandten, vom 6. December 1537 hat er in einem allegorischen Traum eine kritische Revue der ganzen zeitgenössischen Kunst abgehalten, sich selber fein hors de concours gelassen und nur zum Schluß in jenem strotzenden, lachenden, cynischen Uebermuth, der den Grundton seines Daseins bildet, alle Ehren zurückgewiesen und nur klingende Münze gefordert.

Die Lehre vom Genie, das ist das Positive und das Originelle von Arentino's Kunsttheorie. Er bereits verficht alle Schlagworte der deutschen Stürmer und Dränger. Er preist das göttliche, unbesiegliche, verschwenderische, wilde, freie, unvernünftige, ja „bestialische" Genie. Raschheit der Production, Mannigfaltigkeit der Werke, Fülle der Schöpfungen, vor Allem indeß Originalität sind sein Kennzeichen. Verächtlich blickt er auf die „seßhafte Geduld", die „Hartleibigkeit" und rühmt sich seiner Natur, die alle ihre Erzeugnisse in zwei Stunden „ausspeie". Das Hauptverdienst des Künstlers ist ihm die Erfindung („Zeichnung", „Skizzirung"). Auf stilistische Ausarbeitung („Wortminiatur") legt er sehr wenig Werth. Was man etwa doch von Anderen gelernt hat, soll man sich organisch assimiliren. Es konnte nicht ausbleiben, daß das bewußte und krampfhafte Streben nach Originalität, wie bei Petrarca, zum rhetorischen Schwulst in der Praxis geführt hat. Der Liebhaber fixer Arbeit hat natürlich warme Bewunderung für die Improvisatoren und Stegreifsdichter der Gassen und Tavernen, für Sprichwortweisheit und Mutterwitz der unteren Classen, für Volkspoesie, Dialectdichtung, für Meister wie Burchiello und Pulci. Schon im Cinquecento verflossen also die Grenzen von „Genieperiode" und „Romantik". Wie treffend charakterisirt er die Rolle des Unbewußten in der Kunst: „Es ist gewiß, daß die wahren Dichter oft etwas Wunderbares und durchaus Passendes sagen, ohne ein Jota daran gedacht zu haben; deßhalb vergleicht man sie mit den Quellen, die lebendiges, klares und schmackhaftes Wasser hervorsprudeln und nicht wissen wie und warum". Wir begreifen sofort seine „Unmöglichen". Es sind die Pedanten (J. Pedanti), die Theoretiker. Das Genie kennt und braucht keine Regel! Darum ist er ein Gegner, ja Verneiner des in den Lehrbüchern der Poetik des 16. Jahrhunderts in absoluter Geschlossenheit fixirten Systems der Renaissancepoetik, der Bernardo Daniello, Trissino, Fracastoro, Francesco Alunno. „Die Poesie beruht auf der eigenen Inspiration!" Daher seine Invectiven gegen die Ciceronianer, Petrarchisten, Boccaccisten, deren Wortführer Pietro Bembo, gegen die preciösen Nachahmer der Trecentisten, gegen die classicirenden und philologischen Reformbestrebungen in Orthographie und Grammatik, gegen die „Esel von anderleut's Büchern", welche die Beherrschung der Formen: Grammatik, Metrik, Rhetorik, Poetik zu vornehmsten Sorgen des Dichter-Philologen machten. Daher erschien ihm der, der die Schrift statt der Tradition zur Glaubensrichtschnur machte, als „Erzpedant". „Die Pedanterie hat die Ketzerei gegen unseren Glauben hervorgerufen durch den Mund des Erzpedanten Luther." Mit ihren eigenen Waffen sollte sein einzig mit Sorgfalt ausgefeiltes Kunstwerk „Orazia" die Pedanten vernichten. „Die wahren Nachahmer von Petrarca und Boccaccio sind diejenigen, die ihre eigenen Eindrücke mit der Holdseligkeit und Grazie ausdrücken, mit der es Petrarca und Boccaccio gethan haben, nicht aber diejenigen, die ihre quinci, quindi, soventi und snelli und sogar auch ganze Verse stehlen." Treue gegen die Natur! gegen die in der eigenen Brust und die der Außenwelt. Das wurde der Kernsatz seiner eigenen Poetik: die Poetik der Wenigen, der Originalen, der Genies! Hier zu tiefst lösen sich die Gegensätze seiner romantischen und realistischen Neigungen. Hier entsprang seine innige Freundschaft und Hochachtung für Tizian. „Was Aretino bei den Literaten vermißte, fand er bei den Malern wieder: die vorurtheilsfreie und unmittelbare Auffassung und Wiedergabe der Natur ... Ein gemeinsames geistiges Band umschlingt jene große Trias von Venedig, welcher Sansovino ein ewiges Denkmal gesetzt hat auf seiner broncenen Thüre in S. Marco: Tizian, Sansovino und Aretino." Sein Kunstideal ist ein Malerisches. „A traverso il penello di Tiziano" (De Sanctis' Worte zu gebrauchen) schaut Aretino die Natur, beschreibt er den berühmten Sonnenuntergang auf dem Canal grande (Lett. III, 48). Aus der Betrachtung bildender Kunst hat er seine Theorien abstrahirt und sie mit deren Technik entlehnten Bildern auseinander gesetzt. „Malerei ist nichts als Nachahmung der Natur. Jener, welcher sich ihr in seinen Werken am meisten nähert, ist auch der vorzüglichste Meister." Er selbst will nur „Secretär der einfachen Natur" sein. Nichts weiß er an Porträts mehr zu loben als frappante Aehnlichkeit. Je vollkommener die Täuschung, desto tiefer der ästhetische Genuß. Als eines der wichtigsten Mittel malerischer Illusion entging das Colorit dem Auge des Venezianers nicht. Auf der objectiven Naturwahrheit beruht für ihn die Ueberlegenheit Tizian's über alle zeitgenössischen Maler.

So predigt Pietro Aretino die „Rückkehr zur Natur", ein Paraklet von Jean-Jacques Rousseau, aber in ganz anderem Geist: nicht ruft er von der moralischen Verderbniß der Civilisation zur Reinheit und Unschuld kindlich naiven Daseins, sondern von der An- und Nachempfindung zum Urbild, ersten Wurf, zur echten, eigenthümlichen Stimmung, von der künstlerischen Convention zum Sehen mit freien, offenen, eigenen Augen, vom Bücherwissen zur Lebenserfahrung.

Feuilleton.

Die Schäferkönigin.

Von Gustav Beßmer.

Durchlaucht der regierende Herr Herzog hatten beim Ankleiden ein Bonmot gemacht. Die Kunde davon war durch den Leibkammerdiener hinausgedrungen und hatte sich mit gewohnter Schnelligkeit in

Schloß und Städtchen verbreitet. Hochdieselben hatten nicht nur vortrefflich geschlafen, sie hatten auch am verflossenen Abend eine Nachricht erhalten, die sie außerordentlich charmirt hatte. Sechshundertvierzig an England verkaufte Landeskinder waren in einem Gefecht der englischen Colonialarmee geblieben. Dank diesem glücklichen Ereigniß flossen rund hunderttausend Thaler in die herzogliche Privatkasse; mit dem frischgesandten Nachschub belief sich die Summe auf hundertfünfzigtausend Thaler. Nicht in Zahlen auszudrücken war die berechtigte Satisfaction über die Bravour der Truppe, die das landesväterliche Herz schwellte.

Die Morgenconferenz mit dem französischen Hofbaumeister hatte einen ähnlichen befriedigenden Verlauf gehabt. Durchlaucht hatten Befehl gegeben, den alten Kirchthurm des Städtchens, den sie schon öfter als „un scandale public" bezeichnet hatten, einzureißen und durch einen Thurm im Barockstyle zu ersetzen. Der Thurm lag im Gesichtsfelde der herzoglichen Privatappartements und hatte durch seinen Anblick das fürstliche Stilgefühl nachgerade genügend choquirt. Durchlaucht hatten geruht, die Frage der Kostendeckung tout à fait der Gemeinde zu überlassen, der sie diesen neuen Beweis ihrer Huld gaben; sie mischten sich par principe nicht in communale Angelegenheiten. Sie hatten das Städtchen vor einem Jahrzehnt zu ihrer zweiten Residenz erhoben, zur Strafe für die Bevölkerung der eigentlichen Landeshauptstadt, die in frevler Verkennung ihrer heiligsten Unterthanenpflicht einen Steuerkrawall inscenirt hatte. Zwei Jahre hatten genügt, um in der neuen und Wahlresidenz den Riesenbau eines Schlosses mit Park, und ein Stadtviertel von Dienstwohnungen und Kasernen erstehen zu lassen. Serenissimus erachteten, gleich der Mehrzahl der Kleinfürsten ihrer Tage, es für ihre landesväterliche Pflicht, den Hof von Versailles zu copiren, ihren Hofstaat und ihre Maitressen, ihr Ballet und ihre Prachtbauten, ihr Heer und ihre Schuldenlast zu haben. Genauer gesagt: die Tilgung der letzteren überließen sie dem Volke. Ein Theil der Bevölkerung suchte sich dieser hohen Aufgabe durch Auswanderung zu entziehen. Eine Zeit lang hatten Serenissimus in ihrer Langmuth die Verblendeten gewähren lassen, als jedoch die Gefahr, Auswanderung und Soldatenhandel könnten das kleine arme Land entvölkern, zu groß wurde, ließen Hochdieselben die Grenzen bewachen und den in flagranti mit Weib und Kind und fahrender Habe Ergriffenen durch Stockhiebe die fehlende Liebe zum Vaterlande einpflanzen. Doch sei es, daß dieses pädagogische System einen Fehler barg, sei es, daß die Verstockten idealen Regungen überhaupt unzugänglich waren: in der Mehrzahl der Fälle entwischten sie nachträglich dennoch. Nur ein wirklich großer Geist konnte sich durch derlei Einblicke in die Verderbtheit der menschlichen Natur die Freude am Dasein nicht vergällen lassen. Durchlaucht empfanden denn auch das Bedürfniß, den so schön begonnenen Tag durch une petite fête auszuzeichnen. Nach kurzer Berathung mit dem Hofmarschall entschieden sie sich für die Idee: „Der König des Schäferkönigreichs Bergerania bereist sein Land und nimmt die Huldigung der beglückten Unterthanen entgegen." Durchlaucht ließen durchschimmern, daß sie ein kleines Impromptu projectirten. Der Hofmarschall brachte seinen Rücken in eine rundbogenartige Form und entfernte sich in dieser Haltung.

In Schloß und Park entwickelte sich eine fieberhafte Thätigkeit. Ein eiligst requirirtes Aufgebot von Landeskindern beiderlei Geschlechts lag den vorbereitenden Arbeiten ob. Der Magistrat erhielt die Erlaubniß, binnen zwei Stunden das nöthige Tannenreis und Laubgewinde aus dem Stadtwalde herbeizuschaffen. Die Friseurs des Hofs und des Städtchens, der Hofperrückier und seine Gehülfen, rannten von Flügel zu Flügel, von Straße zu Straße. Das Städtchen erinnerte an einen in Unruhe gerathenen Ameisenhaufen. Wohl die Hälfte der fünftausend Seelen bekleidete ein Amt oder Aemtchen bei Hofe. Der ganze Rattenkönig von Chargen, der die Mächtigen jener Tage umgab, bis herab zum Hofofeneinbrenner und Hofportchaisträger, war geladen; harrte doch das Königreich Bergerania noch der Bewohner. Läufer und reitende Eilboten zerstreuten sich nach allen Richtungen der Windrose; Serenissimus hatten die Gnade, den nachbarschaftlichen Adel, so weit er nicht schon anwesend war, laden zu lassen. Als um die dritte Mittagsstunde der Kronos an der Uhr des großen Mittelbaus die Sense hob, um drei Schläge nach der metallenen Weltkugel zu führen, lag das Schloß bis auf wenige Diener und Gardisten ausgestorben. Auf den weiten gepflasterten Höfen hallte der Tritt der die Runde machenden Wachen, gurrten die Tauben und machten sich die Sperlinge breit. Um so bewegter war das Bild, das der Park bot. Durchlaucht waren in der Mitte der langen, den Park schneidenden Allee aus ihrem Wagen gestiegen und hatten, nach scheinbarem kurzen Nachdenken, Comtesse Eva von Lassen, „Eve avant le péché", wie Hochdieselben sie kürzlich zu nennen geruht, den Arm gereicht.

„Für Unsere Visite des Schäferreichs ermangeln Wir noch der Königin," hatten sie huldvoll lächelnd bemerkt. „Permettiren Sie, ma belle Eve, daß Wir Sie zu Unserer Schäferin ernennen."

Ein unterdrücktes Raunen und Blicketauschen ging durch das Gefolge: man hatte wieder einmal die Zukunft errathen. Seit einigen Tagen schon war es ein offenes Geheimniß, daß Eva von Lassen bestimmt sei, die alternde Gräfin Seefeld, die seitherige Maitresse des Fürsten zu ersetzen. Die Einführung der Comtesse als Hofdame der Herzogin, die sich selbst überlassen in einem Seitenflügel des Schlosses hauste, war nur Formsache gewesen. Serenissimus hatten die junge Dame vom ersten Tage ab ausgezeichnet. Nun schritt er an ihrem Arm dem Festplatz zu; der Hofstaat folgte. Die Brocatreifroben der Damen rauschten; die Cavaliere setzten ihre Escarpins im Tanzschritt vor; ihre Degenspitzen klirrten in dem feinen Wegsand. Dazwischen blitzten die Augen der Dämchen über den Rand der Amourettenfächer, verheißungsvoll oder spöttisch ablehnend, je nach dem Gegenüber. Die decolletirten Busen wogten; das Heben und Senken der weißgepuderten Wölbungen war durch schwarze „mouches" selbst dem kurzsichtigsten Auge bemerkbar gemacht. Ueber toupirten weißgepuderten Haarlöckchen schaukelten flache Hutteller, die Miniaturblumengärten glichen. Augenblicklich drehte sich die fast ausschließlich in französischen Floskeln geführte Unterhaltung, um den Fürsten und seine Begleiterin. Der trotz seiner fünfundvierzig Jahre immer noch schöne Mann beugte sich im Gehen zu dem jungen frischerblühten Waldkinde herab und flüsterte ihm Worte in das Ohr, Worte, die das Blut in die gepuderte Haut der Erwählten trieben und deren blaßes Ahnen den weiblichen Theil des Gefolges mit Neid erfüllte.

„Sans souci, ma chère Victoire! Probablement kommen Sie auch noch an die Reihe!" flüsterte der ob seiner bösen Zunge gefürchtete Baron Rempitz seiner Dame zu.

„Et tout cas würden Sie mir dann wohl Ihr Wort halten, cher baron," lispelte die Schöne boshaft.

„Certainement," gab der Cavalier frivol lächelnd zurück. Eine weitere Aussprache des verlobten Paares wurde abgeschnitten durch eine festlich gekleidete Schaar von Schäfern und Schäferinnen, die paarweise durch Blumenguirlanden verbunden, im Tanzschritt dem Herzog genaht waren; wenige Schritte vor ihm hatten sie sich auf ein Knie niedergelassen; die goldbetreßten Läufer waren zur Seite getreten. Die schönste der Schäferinnen, ein Mädchen mit schwarzem Kraushaar und blitzenden dunkeln Augen, bat in einem Poem, dessen Verfasser der fürstliche Hofdichter war, den Herrscher, sich für eine Stunde loszumachen von der Sorge um das Wohl seiner Unterthanen und sich zu erfreuen an den geringen Amüsements des Volkes. Besagtes Volk sei soeben im Begriffe ein Fest zu feiern, ein Fest des Dankes für den Himmel, der ihm einen solchen Fürsten bescheert habe. Der Herzog hatte die schwülstigen Phrasen seines Leibpoeten mit gnädigem Lächeln entgegengenommen; sein Auge hatte in landesväterlicher Wärme auf dem Nacken und dem das kurze Mieder schwellenden Busen der Sprecherin geweilt.

„Du triffst es gut, mein Kind," entgegnete er huldvoll. „Wir befinden Uns dans ce moment auf einer Tour durch Unsere Staaten. Wir nominiren Dich zu Unserer Führerin." Die Schaar erhob sich, die Schäferinnen griffen in ihre Körbchen und ein Regen von Blumen ergoß sich über den Herzog, seine blonde Gefährtin und den Hofstaat. Durchlaucht warfen nochmals einen gnädigen Blick auf die kleine dunkle Schönheit und folgten mit ihrer Dame und dem Hofstaat der vorantanzenden Blumenkette.

„On dit, la mère passedire in ihr ein Souvenir an Monsieur de Faubert," flüsterte die Hofdame mit einem Blicke auf die schöne Schäferin. „Sie ist die Tochter des Hofkupferstechers," setzte sie ergänzend hinzu.

„Ah!" lächelte der Baron. Er hütete sich, zu gestehen, daß ihm das Nest der flügge gewordenen Schönheit durchaus nicht unbekannt war. „En peu de temps werden wir uns für Stiche interessiren," murmelte er nach einer Pause, mit einem Blick auf den Herzog. Die Spitze des Zugs war inzwischen durch einen der Schlangenwege auf einen großen offenen Rasenplatz gelangt, auf dem sich eine kleine Stadt von Zelten und Lauben aus Tannenreis und Birkengezweig erhob. Inmitten dieser laubgewobenen Wohnstätten war durch Flaggenstangen ein Tanzplatz abgegrenzt; auf ihm drehten sich die Paare in wirbelndem Reigen; ein improvisirtes Podium trug die Musik. Scheinbar überrascht brachen die Tanzenden ab, im Tanzschritt schlossen sie einen Kreis um den Herzog und seinen Hofstaat. Der Gefeierte geruhte abzuwinken und gab der Musik das Zeichen zum Weiterspielen. Er verbeugte sich vor seiner Schäferin, die Cavaliere befolgten das Beispiel, die Musiker hatten wieder zu Geige, Pfeife und Dudelsack gegriffen, und wenige Augenblicke später war der unterbrochene Tanz fortgesetzt. Hier drehte sich ein Dämchen in Brocatreifrobe und Stöckelschuh mit einem Schäfer, dort führte ein Cavalier in Galarock und Wadenstrumpf eine Schäferin. Um den Herzog und seine Dame blieb ein freier Kreis.

Mitten in die Festfreude hinein gellte ein schriller Schrei, der Tanz stockte, die Musik brach ab. Ueber den Rasen eilte ein Schäferpaar dem Tanzplatze zu; sein Blumenschmuck war zerzaust, die bunten Seidenbänder hingen in Fetzen. Durch das Gewühl der Paare hatte sich eine Gasse zu Serenissimus gebildet; sie durcheilten die Ankömmlinge, um sich zu Füßen des Fürsten auf ein Knie niederzulassen. Ihre flehentlich gerungenen Hände streckten sich dem Landesvater entgegen. „Sprecht! . . . Was hat Euch solchen terreur eingejagt?" ermunterte der Herzog.

„Durchlaucht! . . . allergnädigster Herr und Fürst —" stammelte der junge Schäfer.

„Diana ist in Euer Reich eingebrochen! . . . Sie und ihre Nymphen morden alles Gethier des Waldes!" schluchzte die Schäferin.

„Und ein verirrter Pfeil hat Chloë's Lamm getroffen!" stöhnte der Gefährte.

„Sie hat Blut vergossen! Der heilige Friede Deines Reichs ist gestört!" klagte die Hüterin des Gemordeten.

„Herr führe uns! Dein Anblick wird die Frevlerin zerschmettern!“ rief das „Volk“ des Schäferkönigreiches.

„Wo finden Wir sie?“ wandte sich der Fürst an das ihm zu Füßen liegende Paar.

„Herr, sie jagt in der Nähe des großen Sees.“

„Wohlan! Es sei!“ befahl der Fürst. „Mesdames et messieurs, vous êtes invités,“ wandte er sich an die Hofgesellschaft. Ein Jubelschrei brach aus den Kehlen der Bedrängten. Das Schäferpaar trat an die Spitze des sich bildenden Zugs, ihm folgte die Musik und an diese schloß sich das „Volk“ der Schäfer und Schäferinnen, den Herzog umtanzend und einen Regen von Blumen über ihn und das Gefolge ausstreuend. Die Musik setzte ein, die Zerzausten hüpften in zierlichem Tanzschritt voran, die Richtung zum großen See einschlagend. Der Weg führte durch die gewundenen Irrwege eines „Labyrinths“. Hohe sorgsam geschnittene Hecken bildeten einen Hohlpfad, dessen grüne Mauern nur den Blick auf das Blau des Himmels freiließen; statuenbesetzte Nischen und Bosquets wechselten mit Wasserkünsten, deren Delphine sich gegenseitig mit einem melodisch rauschenden Strahlenregen überschütteten. Plötzlich weitete sich der Weg, und vor der Rächerschaar dehnte sich der schimmernde Spiegel eines stillen Sees. Auf drei Seiten war er von einem Edeltannenwäldchen bekränzt, nach der vierten Seite, dem Ausgange des Labyrinths hin, lag er dem Blicke freigegeben. Tiefe Stille umfing das Ganze, nur von ferner murmelten die Wasser des Labyrinths. Plötzlich ertönten Hundegebell und Hörnerklang; das Geäst krachte und ein Hirsch brach hervor, um sich, gefolgt von einer kläffenden Meute, die Böschung hinab und in den See zu stürzen. Im nächsten Augenblicke tauchte eine Schaar hochgeschürzter Nymphen zwischen den Tannen auf, Wurfspeere und Pfeile sausten in die aufspritzende Flut, ja die kühnen Jägerinnen schienen sich den Geschossen nach in den See stürzen zu wollen. Ein donnerndes „Halt!“ des Herzogs machte sie aufblicken; sie drängten zurück und um die Hochgewachsenste ihrer Schaar. Der Herzog war nähergetreten, er schien der dangerösen Situation kühl gegenüberzustehen; der Hofstaat folgte; die Schäfer beschlossen die Gruppe. Auf einen Wink des Herzogs trat das geschädigte Paar vor. „Dieses Paar klagt Euch an, den Frieden Unseres Reiches verletzt und auf seinem Boden Blut vergossen zu haben. Dieser Aspect“ — der Herzog wies auf den von den Hunden verfolgten Hirsch — „überführt Euch . . . Zuvörderst ruft Eure Meute zurück!“ Ein Pfiff aus der Mitte der Nymphen genügte, die Hunde stutzen zu machen; ein zweiter folgte; der Hirsch gewann einen Vorsprung, erreichte das jenseitige Ufer und verschwand in den Tannen. „Was habt Ihr zu entgegnen?“ fuhr der Fürst, diesmal sich an die Göttin selbst wendend, fort.

„Nichts,“ erwiderte die Gefragte stolz. „Wir sind in Deiner Gewalt. Bedenke aber, daß Du den Zorn der Himmlischen auf Dein Haupt rufst, wenn Du ein Haar des unserigen zu krümmen wagst!“

„La bonne Seefeld! Pour une Diane un peu pleine!“ zischelte Baron Rempitz seiner Dame zu. Die faunischen Blicke der Cavaliere musterten die keusche Göttin der Jagd und ihre Schaar, die für eine derartige Besichtigung nicht ganz passend kostümirt waren. Der Gedanke, daß Serenissimus die verschwiegensten der Reize, die er seit Jahren genossen, hier vor dem Hofstaat und der Nachfolgerin zur Schau stellte, wurde — selbst von den Damen — deliciös gefunden. Für den Augenblick allerdings war man durch die Gegenwart des Herzogs gezwungen, sich auf Blicke und geflüsterte Bosheiten zu beschränken.

„Du pochst noch!“ zürnte der Herzog. „Bedenke, daß ein Wort von Uns Deine Zuversicht brechen kann!“ Es bedurfte keines sehr feinen Ohrs, aus den Worten des Herzogs einen tieferen Sinn herauszuhören. Die abgedankte Favoritin schien entgegnen zu wollen; ihre schon halb geöffneten Lippen schlossen sich wieder; ihre Augen wandten sich von dem Herzog ab und auf den See. „Dich schützt nicht Deine Geburt, Dich schützt nur die Schönheit,“ fuhr der Fürst fort. „Aber ganz sans peine können auch Wir Dich nicht ziehen lassen. Folge Uns!“

Auf den Tanzplatz zurückgekehrt, fanden die Theilnehmer der Expedition die Scene ein wenig verändert. Inmitten des freien Raumes erhob sich ein großer Altar in weißgestrichener Holzconstruction, die jedoch durch Rosenguirlanden nahezu verdeckt war. Ein Wink des Herzogs, und der herzogliche Schloßprediger trat in den Kreis und an den Altar. Alsdann ließen Serenissimus ihre Blicke über die Versammlung schweifen und — einen Augenblick — wie sinnend auf ihr ruhen. „Mon cher Rempitz,“ riefen sie gnädigst. Der Baron trat vor. „Wir haben Ihnen schon lange ein specielles Zeichen Unserer Huld zugedacht. Attachiren Sie sich Uns!“ Der Cavalier verbeugte sich, der Herzog trat vor die Göttin und fuhr mit einem Blicke auf den Baron fort: „Zur Strafe für Euer Vergehen und zur Strafe der Härte, die Ihr einem Aktäon erzeigt, legen Wir Euch eine Fessel auf, die Euch stets an Unsere fürstliche Gnade souveniren soll. Gestattet Uns, ma belle Diane, Euch in Unserem cher baron, dem Rabelais Unseres Hofes, einen Gatten zuzuführen, der Euere beauté und Euern esprit zu würdigen wissen wird.“

Ein Blitz aus den Augen der Göttin traf den Sprecher, ein zweiter die Comtesse, in deren Nähe eine ehrfurchtsvolle Garde avancementbedürftiger Cavaliere hielt. Dann trat ein Lächeln um ihre Mundwinkel. „Durchlaucht sehen mich bereit. Ich habe nur die Bitte, mit meinen Nymphen nicht ungnädiger verfahren zu wollen.“

„Certainement,“ geruhte der Herzog zu versichern. „Pour le moment wollen Wir ihnen gestatten, sich eine unserem Klima mehr entsprechende Robe zu wählen.“ Es bedurfte nicht der scharfen Blicke der Cavaliere, um zu gewahren, daß die Nymphen sich fröstelnd an einander schmiegten und nur mühsam ein Zähneklappern unterdrückten. Auf einen Wink des Herzogs trat ein Diener mit einer Last seidener Mäntel in den Kreis. Den schönsten der Ueberwürfe, ein mit Stickereien durchsetztes Gewebe von seltener Kostbarkeit, legten Serenissimus mit eigener Hand über die Schultern der Verabschiedeten. —

Zehn Minuten später war aus Gräfin Seefeld und Baron Rempitz ein Paar geworden. Ein knackendes Geräusch hatte für einen Augenblick die feierliche Handlung gestört: Baronesse Victoire hatte das Mißgeschick gehabt, ihren Fächer zu zerbrechen. Der Herzog gratulirte als Erster den Neuvermählten. „Wir wollen Unsere Gabe schon jetzt darbringen. Wir nominiren Sie hiermit zu Unserem Staats- und Conferenzminister, cher Rempitz,“ schloß er seinen Glückwunsch. Ein Raunen ging durch den weiten Kreis, und die Bücklinge, unter denen sich die übrigen Gratulanten nahten, waren nur eine Nuance weniger tief, als jene vor der jungen Sonne des Hofes, der Comtesse Eve von Lassen.

Höher und höher stieg die Festfreude; der Tanz trat wieder in sein Recht. In den grünen Zelten und Lauben wurden Erfrischungen gereicht, deren begehrteste „le vin pétillant“ war, der erst wenige Jahrzehnte bekannte Schaumwein der Champagne. Unter seinem Einfluß wurden die verschlungenen Wege des Parkes mehr und mehr von einzelnen Paaren bevölkert, auch der Herzog und seine Dame bogen in einen solchen Weg ein. Tiefer und tiefer drangen sie in die grüne Einsamkeit; an marmornen Götterbildern und künstlichen römischen Ruinen vorüber, erreichten sie ein kleines Birkenwäldchen, den noch im Naturzustande befindlichen Theil des Parks. Durch die glänzend weißen, glatten Stämme hindurch gewahrte das Auge ein Bächlein, das murmelnd seinen Weg verfolgte. Eine dichte, halbmannshohe Dornhecke grenzte den Park von den anstoßenden Feldern ab. Bis zu dieser Hecke drangen sie vor. Büchsenschußweite entfernt führte ein Bauer den Pflug, ein schwerer Ochse zog das Gespann. Die Hörner fast bis zur Scholle gesenkt, dann und wann nur den Kopf hebend, zog das Thier seinen beschwerlichen Weg. Am Ende der Furche angelangt, wendete der Bauer sein Gespann und langsam sich entfernend, verschwanden Mensch und Thier hinter einer Hebung des Geländes.

Das junge Mädchen war auf seine Heimath und auf den Wald zu sprechen gekommen. Durchlaucht erfreuten sich an dem kunstlosen Geplauder. Der zarte Duft der Unberührtheit, den das junge schöne Menschenkind ausströmte, gab ihm in den Augen des verlebten Herrschers einen Reiz, der die Erinnerung an la adorable Seefeld vollends verblassen machte. Er hütete sich, diesen Duft durch einen rauhen Uebergriff zu stören. Mochte die köstliche Blüthe sich unter seinen Augen und in der schwülen Hofluft vollends entfalten; den Augenblick des Brechens hatte er in der Hand. „Und unter all' diesen Plaisirs der Jugendzeit ist keines, das notre belle Eve besonders zu goutiren beliebte?“ frug er, sich halb väterlich zu ihr niederbeugend.

„Doch. Die Schlittenfahrten, Durchlaucht,“ erwiderte die junge Dame, mit einem fröhlichen Blicke in das warm auf sie gerichtete herzogliche Augenpaar.

„Schade!“ murmelte der Fürst. „Vor einem halben Jahre können wir Ihnen dieses Amüsement nicht bieten.“ Auf dem Rückwege wurde er zusehends stiller, ja, er versank geradezu in Nachdenken. Das Ergebniß dieser ungewohnten Thätigkeit war, daß er bei der Rückkunft auf den Festplatz einem Kammerjunker einen Befehl zuflüsterte. Der Kammerjunker und die Sorgenfalte auf der hohen Stirne des Landesvaters verschwanden und auf der letzteren breitete sich wieder die Glätte ungetrübter Heiterkeit aus. Tanz, Wettlauf der Schäferinnen und Spiele des „Volks“ halfen über die nächste Stunde hinweg. Der Abgesandte kehrte zurück und machte dem Herzog eine Meldung. Kurz darauf stieg ein Herold auf die Musiktribüne und eröffnete den Anwesenden, daß der allergnädigste und durchlauchtigste Beherrscher des Schäferkönigreichs Volk und Hofstaat zu einem, das schöne Fest beschließenden extraordinären Amüsement lade, die Hofgesellschaft zur Theilnahme, die getreuen Unterthanen als Zuschauer. Serenissimus reichten ihrer Dame den Arm, Musik und Läufer zogen voraus und geleitet von einer jubelnden Menge, schwenkte das höfische Gefolge vom Festplatze ab.

Das Ziel bildete die große, den Park der Länge nach schneidende Mittelallee. Ein Ruf des Erstaunens wurde laut, als sie erreicht war. So weit der Blick reichte, zog sich ein weißer glitzernder Streif zwischen den Platanen hin. Auf ihm hielt eine Reihe bespannter Hofschlitten. Die Rosse stampften und wehrten sich die Mücken ab. Bei jeder Bewegung der edlen Thiere ertönten die silbernen Glockenspiele, wallten die bunten Feder- und Roßhaarbüschel der reichgeschmückten Geschirre. Serenissimus hatten das Landessalzmagazin öffnen und seinen Inhalt in die Allee vertheilen lassen. —

Am überraschtesten war la belle Eve, die ihren Lieblingswunsch so rasch erfüllt sah. Nach einem scheuen Blick auf den Herzog und die Umstehenden, klatschte sie in die kleinen Händchen und folgte der Aufforderung ihres erlauchten Cavaliers, der sie in den zuvorderst stehenden Schlitten, eine von vergoldeten Schwänen gezogene, vergoldete Muschel lud. Die Rosse wieherten, die Glockenspiele klangen und die Federbüsche

flatterten. Ein Wink des Herzogs, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die kleinen Krystalle stoben unter den Hufen auf; sie glichen in der Luft schwebenden Diamanten, die im Lichte der Sommersonne in allen Farben erglänzten. Nach dreimaligem Wenden hatte die Comtesse das Vergnügen satt. Einige der umherirrenden Körnchen hatten den Weg über die rosigen Lippen des schönen Waldkindes gefunden. Durchlaucht gaben den Befehl zum Halten; das Amüsement war genossen.

Der zweimal wöchentlich erscheinende „Moniteur" hatte in seinem Berichte über das Fest wieder einmal eine Gelegenheit, auf die landesväterliche Gesinnung des Fürsten hinzuweisen. Durchlaucht hatten die hohe Gnade gehabt, das Salz der Einwohnerschaft des Städtchens und den Landleuten der Umgegend zu überlassen. Jupiter Pluvius hatte die Schleußen seines Himmels geschlossen gehalten, so daß das kostbare Geschenk von Seiten der Bedachten bis auf das letzte Körnchen hatte eingeheimst werden können.

Zwei Wochen später wurde die Salzsteuer um einen Kreuzer für das Pfund erhöht.

Aus der Hauptstadt.

Der Groß-Admiral und Anderes.

Nur noch wenige Tage trennen uns von der neuen Centenar-Feier, die diesmal der Abwechslung wegen eine Zweihundertjahr-Feier sein wird. Am 18. Januar 1701 setzte sich der Erbe des Mannes, dessen Fregatten den rothen Adler in alle Meere getragen hatten, mit eigener Hand die Königskrone auf's Haupt. Preußen besaß keine Orlogschiffe mehr, das kurbrandenburgische Banner war von den Zinnen Friedrichsburgs gesunken und mit ihm ein großer Theil des Respectes vor den preußischen Waffen. Leopold I. gestattete dem Hohenzoller zwar, 12 Jahre lang die habsburgischen Interessen mit dem Schwerte zu vertheidigen, Habsburgs Schlachten zu schlagen und sein eigenes Land dadurch financiell zu Grunde zu richten; die Erlaubniß aber, an den Friedensverhandlungen theilzunehmen, ward dem preußischen Monarchen rundweg verweigert. Friedrich hatte dem Kaiser zu Liebe darauf verzichtet und verzichten müssen, während des Nordischen Krieges seinen Degen in die Wagschale zu werfen. Ueberall kämpften preußische Heere, nur nicht da, wo Preußens Interessen es dringend erforderten. Mit der äußeren Politik im Schlepptau einer fremden, feindlichen Macht, der kaum fünfzig Jahre später der große Friedrich in erbittertem, verzweifeltem Ringen den gnädigen Verzicht zu Preußens Existenz abtrotzen mußte; die innere Politik den schlaffen Händen kriechender Günstlinge ausgeliefert, die der unheilvollen Neigung des Fürsten, hundert Dinge in Angriff zu nehmen und keins durchzuführen, gewissenlos Vorschub leisteten — so, in solcher Wirrniß ward Preußen zum Königreiche erhoben. Daß der neue Titel es nicht erwürgte, war fast ein Wunder zu nennen. Von dem jungen Glanze der Krone geblendet, im Tumult unaufhörlicher, rauschender Lustbarkeiten und betäubenden Schaugepränges, klammerte sich der Monarch noch fester als bisher an Aeußerlichkeiten. Mit jedem Jahre ward seine Prunksucht überschwänglicher, seine zitternde Begier nach dem Scheine der Macht und Größe krampfiger, krankhafter. Historie bedeutete ihm historisches Schauspiel, lärmendes Ausstattungsstück. Er hatte allein für die Würden, nicht aber für die Würde seines Amtes Verständniß, und erst recht nicht für die Bürden. Ganz und gar in die glitzernde Form verliebt, war ihm der Inhalt zum Mindesten gleichgültig, vielleicht selbst widerwärtig. Alles ist uns widerwärtig, was uns mit strafenden Augen ansieht . . .

Das Reich hat sich von neuem eine Flotte gebaut. Zweihundert Jahre nach der prunkvollen Königsberger Feier, hinter der das Elend des Staates aller Ecken und Enden hervorgrinste, grüßt wieder der Adler die Küste von Guinea. Und zum Zeichen der maritimen Größe Deutschlands, die nach moderner Auffassung auch äußerlich prangend in die Erscheinung treten muß, ist jetzt die Würde des Groß-Admirals geschaffen worden. Wie man uns sagt, wird der erste deutsche Groß-Admiral der Kaiser selber sein. „Es ist", so schreiben gutgesinnte und deßhalb gut unterrichtete Blätter, „bekanntlich Sitte, daß, wenn der preußische Prinz in der Marine avancirt, er auch im Landheere dies Avancement erreicht, und umgekehrt. Der Kaiser ist Generalfeldmarschall geworden, folglich muß er auch in der Marine einen dementsprechenden Grad bekommen. Ein solcher war nicht vorhanden und ist deßhalb in der Stellung eines Groß-Admirals neu geschaffen worden."

Auch Titel haben mitunter ihr Gutes. Wer klingende Namen führt oder anlegt, bemüht sich gemeinhin, ihnen Ehre zu machen und dem irrlichterirenden Schein gediegenen Kern zu verleihen. Friedrich's I. tüchtiger Sohn stabilirte das preußische Königthum wie einen rocher von Bronce; er erkannte die Verpflichtungen, die die neue Würde ihm auferlegte, und er trachtete, ihnen zu genügen. Ein gewaltiges Programm war in der majestätischen Handbewegung, womit Friedrich I. den Kronreif auf seine Stirn drückte; daß er die Ausführung des Programms gänzlich dem Nachfolger überließ, zeugt nicht von königlicher Art und zeugt nicht dafür, daß er berechtigt war, in Königsberg zu knien. Die für Wilhelm II. neu geschaffene Stellung des Groß-Admirals ist just so ein Programm. Sie bliebe eine leere Tändelei, wenn hinter ihr nicht die Entschlossenheit zur That stünde, der eiserne Wille, des Reiches großer Admiral zu sein. Und mit gespannter Theilnahme lauschen wir, ob Wilhelm II., ungleich seinem Ahnen, das Wort durch das Werk krönen; ob er Friedrich und Friedrich Wilhelm in einer Person sein wird. Auch die preußenfeindlichen und Preußen ausnutzenden Habsburger unserer Zeit, die jenseits des Canales sitzen, interessiren sich einigermaßen für diese Lösung der Groß-Admirals-Frage.

*

Der Tod Alexander's von Sachsen-Weimar ruft wieder mit greller Deutlichkeit die Erinnerung an den schwarzen Märztag wach. Am 20. März 1890 gehorchte Fürst Bismarck dem strikten, wiederholten Befehle Wilhelm's II., seine Entlassung zu nehmen, nachdem er die vorhergegangenen Aufforderungen derselben Art mit der Begründung zurückgewiesen hatte, daß seine Demission just in jener Zeit die Interessen Deutschlands schwer schädigen würde. Zwei Tage später, am 22. März, telegraphirte Wilhelm II. an Karl Alexander die denkwürdigen Worte: „Mir ist so weh, als hätte ich noch einmal Meinen Großvater verloren, aber von Gott Bestimmtes ist zu tragen, auch wenn man darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachhabenden Officiers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen, der Curs bleibt der alte. Voll Dampf voran!"

*

Krieg und Feierlichkeiten.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatze hat das deutsche Heer jetzt die ersten schweren, blutigen Verluste erlitten. Generalleutnant von Lessel meldete aus Tientsin: Beim Salutschießen um die Jahreswende im Peitang-Fort wurden von 2. Batterie schwerer Feldhaubitzen und 3. Pionier-Compagnie sechs Mann getödtet, 15 verwundet. — — Das Salutschießen hat mehr Opfer gekostet, als irgend eine der vorangegangenen Schlachten. Welch' ein schreckliches Symbol!

*

Die innere Krise.

Reichskanzler Graf Bülow: Vor allen Dingen müssen innere Krisen vermieden werden. Minister und Parteien, Regierung und Volk sollen Hand in Hand gehen, ein Herz und eine Seele sein. In Zukunft dürfen keine jähen Schwankungen des Kurses mehr vorkommen, leitende Staatsmänner nicht mehr das Gegentheil von dem thun oder doch sagen, was ihre unmittelbaren Vorgänger gethan oder doch gesagt haben.

Die Ministercollegen: Bravo! Sie führen eine goldene Aera herauf, Graf.

Reichskanzler Graf Bülow: Um mein Regierungs-Programm zu verwirklichen, werde ich nun sofort dem Reichstage mittheilen, daß seine Einberufung im Sommer nur deßhalb unterblieb, weil mein Vorgänger, Fürst Hohenlohe, sich in unbegreiflichem Eigensinn dagegen sträubte. Ich meinerseits war von vornherein entschieden für die Juni-Tagung. Das muß der Oeffentlichkeit unverzüglich bekannt gegeben werden.

Die Ministercollegen: Hm!

Reichskanzler Graf Bülow: Sodann beabsichtige ich, dem deutschen Volke den bündigen Beweis dafür zu liefern, daß die neue Regierung die intimsten Regungen seiner Seele versteht und theilt. Ich werde den Präsidenten Krüger nicht in Berlin empfangen, ihm vielmehr schon an der Grenze einen Fußtritt versetzen und gleich darauf das Bündniß mit England noch inniger gestalten.

Die Ministercollegen (schweigen).

Reichskanzler Graf Bülow: Und nun zu uns, meine Herren! Ich sagte schon vorhin, daß ohne die Einigkeit der Regierung, ohne dies milde Schmieröl, kein ruhiger Lauf der Staatsmaschine möglich ist. Auch hier müssen also innere Krisen durchaus vermieden werden. Constanz, meine Herren, gegenseitige Rücksichtnahme! Ich beabsichtige deßhalb, morgen im Reichstage zu erklären, daß mir die 12000 Mark-Geschichte absolut nicht paßt, daß ich mein Mißfallen darüber sehr deutlich ausgesprochen habe, und daß so etwas nie wieder vorkommen wird.

Graf Posadowsky (wechselt die Farbe).

Reichskanzler Graf Bülow: Die Vorkommnisse beim Krüger-Empfang in Köln werde ich aus demselben Grunde nachdrücklich tadeln, werde von polizeilichen Ungeschicklichkeiten sprechen —

Freiherr v. Rheinbaben (erkennt beschämt, daß er keiner Derer v. Frege ist und doch zuweilen noch blaß wird).

Reichskanzler Graf Bülow: Auch das Vorgehen unserer Soldaten in China, die Hunnenbriefe und Massenexecutionen kann ich nicht vertheidigen, ebenso wenig die Haltung der Justizbehörden im Falle Sternberg. Ich werde dem Reichstag in aller Offenheit meine Unzufriedenheit eingestehen und bei der Gelegenheit auch den Marine-Staatssecretär wegen des Unterganges der Gneisenau tadeln, Herrn v. Podbielski die schlechte Neujahrsbrief-Bestellung vorwerfen, Herrn v. Thielen in aller Form für das Offenbacher Eisenbahn-Unglück verantwortlich machen, den Finanzminister für das Pech des Mittelland-Canales, den . . . (Allgemeines Erheben von den Plätzen) Sie wollen doch nicht etwa schon gehen, meine Herren?

Die Ministercollegen (einstimmig): Wir demissioniren! (Gleichzeitig tönen von der Straße laute Rufe: Es lebe Krüger! Es leben die Buren! herauf.)

Reichskanzler Graf Bülow: Straf mich Gott! Ist so etwas erhört!! Wozu bin ich denn in dieser Weise und von Anfang an versöhnlich, liebenswürdig, diplomatisch gegen alle Welt gewesen, wenn trotzdem in einem fort innere Krisen ausbrechen dürfen!

Caliban.

Aus unseren Kunstsälen.

Wie neulich bei Gurlitt, so grüßt uns jetzt bei Schulte von den Wänden eine kleine Collection eines Künstlers, der noch unter den Lebenden weilte, als die Ausstellung eröffnet wurde. Dort — Wilhelm Leibl; hier — Carl Becker. Um nur zwei Tage überlebte er die Huldigungsfeier, die aus Anlaß seines 80. Geburtstages am 18. December veranstaltet wurde und deren zweitem Theil am Abend er schon fern bleiben mußte. Mit ihm ist ein Künstler hingegangen, dessen Leben reich an Ehren und Erfolgen war. Seine glänzende Farbenkunst hatte er sich aus Paris und Venedig geholt: deutsch war sie nicht, weder ihrem inneren Wesen nach, noch auch in den Stoffen, aber der sie während mehr als 60 Jahren geübt hatte, war doch ein Bahnbrecher der Reaction gegen die „farblose“ Schule des Cornelius, und er war ein Meister raffinirter Coloristik, die allerdings fernab lag von dem modernen Stimmungs-Colorismus, und des Verständnisses für Behandlung der Farben. Sehen doch 30 und 40 Jahre alte Bilder aus, als wären sie gestern von der Staffelei herabgekommen. Sicher wird die Akademie das Andenken ihres Ehrenpräsidenten durch Veranstaltung einer großen Collectiv-Ausstellung ehren, wie sie übrigens auch schon 1897 auf der „Großen Berliner“ stattgefunden hat. An ihrer Hand wird sich dann Gelegenheit bieten, das Lebenswerk des Verstorbenen näher zu beleuchten ... Daß unsere Kunstideale heute auf einem anderen Gebiete liegen, als wo Becker sie suchte und fand, das zeigt uns dieselbe neueste Schulte-Ausstellung. Ich meine nicht die Collection des virtuosen Münchener Stillebenmalers Adam Kunz, der in seiner farbenleuchtenden Decorativmalerei auf die besten Niederländer zurückgreift, noch auch die der Marianne Stokes, die sich ebenfalls in einer alten Technik gefällt, der der Frescomalerei der alten Italiener ähnelnden gesso-grosso-Technik, mit der auch die so naiv und innig erfaßten Motive, diese Madonna, diese betende Bäuerin, die junge Maid mit dem blühenden Kirschzweig, das Märchen vom Brüderchen und Schwesterlein u. s. w. schön harmoniren. Nein — Worpsweder Landschaften sind's die ich im Auge habe. Nach längerer Zeit sieht man wieder mehrere Bilder von dem Gründer jener so anziehenden norddeutschen Malergruppe zwischen Meer und Haide, Carl Vinnen. Nicht mehr sind's, die riesengroßen Studien, die er früher vornehmlich malte, sondern kleinere, intimer behandelte Bilder von feinstem Stimmungsgehalt, Naturausschnitte aus der Worpsweder Gegend mit ihren so eigenen Farbenreizen. Diese Moor- und Haidelandschaft bietet so die mannigfaltigsten Motive für den, der zu schauen und jede Stunde des Tages in ihrem eigensten Wesen zu erfassen weiß. Und ob Vinnen das vermag! All' diese „Torfstich“, „Haideeinsamkeit“, „Moorwelt“ „Frühlingswehen“, „Stiller Hof“ u. s. w. beweisen es auf's Neue. Ich hebe nur eines der Bilder hervor: „Am Torfstich“. Das denkbar einfachste Motiv: rostbraun liegt das Moor da; einige fast kahle Birken ragen schlank in den stahlblauen Abendhimmel hinauf, der hier und da, wo leichte Wolkenschleier vorüberziehen, ein warmes Violett zeigt. Am Horizont ist die gelbe Mondscheibe aufgestiegen, und ihr Leuchten taucht den Vordergrund in einen wunderbar wiedergegebenen Schimmer. Das ist Alles. Aber wie ist das wahr aufgefaßt, und wie ist's schlicht und darum überzeugend festgehalten worden! In der Zeit, in der ein Carl Becker groß wurde und den Gipfelpunkt seines Ruhmes erreichte, wußte man von solcher feinfühligen Naturstimmungsmalerei in Deutschland noch so gut wie gar nichts. Bei einem anderen Worpsweder verbindet sich diese Naturstimmungsmalerei mit der Lust, zu fabuliren. Das deutsche Volksmärchen und das deutsche Volkslied haben es Heinrich Vogeler angethan. Ihre Gestalten werden ihm lebendig in der feierlich stillen, träumerischen Haide, und in Volksmärchen wandeln sich ihm dort auch die biblischen Legenden. Ich erinnere an sein „Wintermärchen“ — die „Heiligen drei Könige“. Und so keusch und so zart ist Vogeler's Kunst in Farben und Formen, in ihrem ganzen Wesen, daß ich mir keinen besseren Illustrator gewisser Theile des Eschenbach'schen „Parzival“ und erst recht der Minnelieder Walther's von der Vogelweide denken kann, als diesen Poeten unter den Worpsweder Malern. Immer wieder wird man an den Sänger des „Tandaradei“ erinnert, steht man vor solchen Bildern, wie sie auch jetzt hier wieder zu sehen sind: da hält der einsame Ritter auf stolzem Schecken am Rande der blühenden weiten Haide im Morgenwind; da sitzt die goldsträhnige Maid, den Kopf auf den Arm gestützt auf breitem Stein und träumt, das junge Herz voll brennender Sehnsucht, hinaus in die dunstige grünblaue Ferne; da kehrt in Eisenhaube, Kettenhemd und langem rothen Gewand der Kreuzritter heim zur Zeit der Rosen und Maien und empfängt sein treues, schlankes Lieb im eidechs-schillernden Kleide unter strahlend blauem Himmel. Der präraffaelitischen Formensprache bedient sich Vogeler, aber er hat sie mit urdeutschem Naturempfinden erfüllt. Und von dieser Sprache fand er nun allmälig den Weg hinüber zu der der — Biedermeierzeit, haben sie doch auch wirklich Beide ein Wesensverwandtes. Eines der Bilder zeigt uns, wie er sein Bauernhaus umgestaltet hat zu einem Bau aus jenen Jahrzehnten, und am Fuße der halbkreisförmigen Altantreppe, die zu diesem Bau gehört, hat er auf einem anderen Bilde eine hellgrün gekleidete Dame in der Tracht der 20er und 30er Jahre gemalt. mit dem weißgelben Gemäuer und dem grüngoldenen Laub steht diese Figur auch coloristisch im schönsten Einklang.

Von dieser Zartheit und Keuschheit der Ausdrucksmittel finden wir nichts beim Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, den der Salon der Gebrüder Cassirer soeben durch eine große Sonderausstellung von mehr als 35 Oelgemälden, modernen Aquarellen, farbigen Originallithographien und warmtönigen flotten Radirungen ehrt. Der alte Weimaraner Landschafter verdient diese Ehrung als der überzeugte Führer des Farben-Impressionismus in Deutschland, zu dem er sich bekehrte, als er schon längst ein fertiger Künstler war. Die Anregung zu seinem energischen Umschwung hatte er natürlich durch die Franzosen erhalten: Monet, Sisley, Pissaro waren es, von deren neuer Farbensinn-Technik er ausging. Aber seine eigene künstlerische Individualität ließ er durch diesen Einfluß nicht erdrücken. Das zeigt auch diese Sammlung, die übrigens nur bis zum Jahre 1889 zurückreicht, wo jener Umschwung sich schon ganz vollzogen hatte. Sie zeigt gleichzeitig, wie dieser Fünfundsechziger, der so muthig und entschlossen mit den Jungen zu gehen begann, unter ihnen als einer der Jüngsten erscheint. Wie viele von ihnen vermögen Sommerluft und Sonnengluth so überzeugend zu geben wie er. Seine Palette, wie seine Motive sind bekannt. Selten tritt zu den leuchtenden, stark, fast spitzig wirkenden grünen Tönen vom hellen Gelbgrün bis zum stumpfen Grünblau, zum scharfen, kühlen Blau, zum überzeugungstreuen Rosa ein tiefes warmes Braun oder Violett. Aber aus jenem Farbendreiklang weiß er immer wieder neue Effecte zu ziehen, in der Darstellung flimmernder Sommerluft, des glitzernden Wasserspiegels stiller Weiher, sonniger Parks und Gärten, weiter Wiesen- und Ackerflächen, wobei die Figuren nie als wesentliche Staffage wirken, sondern auch nur in erster Linie coloristischen Zwecken zu dienen haben. Sommer- und Frühlingslandschaften aus Thüringen und dem Bonnthal bevorzugt er, wie auch die Vormittagsstimmung an klaren, hellen Tagen. Aber doch weiß er auch den Reiz der Abenddämmerung zu erfassen und hat die Schwermuth des Herbstgeländes für ihn Anziehendes. Ich möchte sogar behaupten, daß auf der Cassirer'schen Ausstellung gerade solche Bilder zu dem Besten gehören. Sie liegen 8—10 Jahre zurück, und wir erkennen gleichzeitig an ihnen, wie der freiherrliche Landschafter auch in seiner impressionistischen Zeit verschiedene Phasen durchgemacht hat und wie er in den letzten Jahren wieder mehr Nachdruck auch auf die Form legt, wenngleich er der scharfen Contur ein für alle Mal abgeschworen hat. Aber natürlich nicht darum erscheinen mir diese älteren Bilder, wie die Herbstlandschaft von 1892, das Steinbacher Motiv (1893), „Herbstfeuer“ (1889), vor Allem die „Heumacher“ (1889) und die „Bayerische Post“ (1892) besonders reizvoll, sondern um ihrer schönen Tonigkeit willen ... Ueber einen anderen interessanten Gast bei Cassirer nur noch wenige Worte. Es ist der bekannte Münchener Humorist und Ornamentist Carl Strathmann, der sich in seinen Ausdrucksmitteln bald was aus Byzanz, bald aus Japan oder England holt, Alles zusammenquirlt und -wirbelt und so schließlich doch etwas Neues bietet, weil er selbst was kann und weiß, was er will. Ein unvergleichlicher Illustrator, jetzt im Stile der „Fliegenden Blätter“ etwa, dann im Sinne stilisirender Ornamentisten, unerschöpflich an lustigen, mitunter burlesken Einfällen und stilistischen Witzchen und immer unverkennbar — Strathmann.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

Drei Schwänke von Gustav Kadelburg. [Das schwache Geschlecht — Das Pulverfaß. — Der neue Vormund.] (Kgl. Schauspielhaus.) — Frauen von heute. Schwank in drei Akten von Benno Jacobson. (Residenz-Theater).

Die schlechte Angewohnheit mancher Berliner Theaterdirectoren, gerade am Sylvesterabend die Freude der Mitmenschen zu stören, ist leider auch in's neue Jahrhundert hinüber genommen worden. Drei Bühnen brachten Sylvesterpossen heraus, die Bühnen bemühten sich, uns den Beweis zu liefern, daß weder die Kunst noch das Leben heiter seien. Und über zwei von diesen Bühnen, die richtige Novitäten gespielt hatten, muß man sogar noch referiren.

Im Königlichen Schauspielhause hatte Gustav Kadelburg stolz „Drei Schwänke“ angekündigt. Ein hübscher und außerdem recht bequemer Gesammttitel. Leider zeigten sich alle drei Einacterchen, die so geistreich zu einer stolzen Einheit gemacht worden waren, ungenießbar, wie in Margarine gebackene Pfannkuchen. Der erste, „das schwache Geschlecht“ ist mit schlichtweg befremdlicher Tölpelhaftigkeit aus abgestandenen Motiven

zusammengestellt, wie ja wohl das Particip der Vergangenheit von „zusammenstehlen“ lautet. Der übliche Vater, der sich gegen das Heirathsgelüst der üblichen Tochter sträubt, von der üblichen Mutter aber, der Freundin der Liebenden, überlistet wird. Ein Conversationslexikon, worin die Liebesbriefe versteckt werden, ist der trübe Requisitenscherz des Stückes. Etwas fideler geht es im „Pulverfaß“ her. Die alle Zeit zur Explosion geneigte Gattin zwingt dem schwach- und sanftmüthigen Ehemann ein Duell auf. Er ergreift die günstige Gelegenheit, endlich einmal Courage zu zeigen und dem Weibe zu imponiren. Leider verabsäumt er dabei, den Inhalt des Pistolenkastens zu prüfen, und als er prahlhänsig nach Hause kommt, muß er sich sagen lassen, daß Madame die Mordwaffe rechtzeitig herausgenommen hat. Er gesteht seinem Pulverfasse nun ein, daß in diesem Falle der Zweikampf zwar gütlich beigelegt worden sei, daß er nunmehr aber ernsthaft losgehen wolle. Und jetzt läßt sich Madame in's Bockshorn jagen und beugt sich dem Heldenmuth ihres Pantoffelhelden. — Ueber den waschlappigen Schwank dieser Sorte geht der dritte ein wenig hinaus. Er bringt uns die gut beobachtete Figur des Gegenvormundes nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch, den Mann, der „mit Schlerke's auf einem Flur gewohnt hat“ und nun seine Lebensaufgabe darin erblickt, dem reichen Vormunde Schwierigkeiten ohne Maaß zu machen. Der angenehme Umstand, daß das Mündel Tänzerin ist, und daß der Vormund versehentlich ihre Tricots mit nach Hause nimmt, schafft die erforderliche dramatische Entwicklung, die zu den ein Drittel des Abends füllenden und deßhalb unersetzbaren Eifersuchtsscenen führt. Dank der prächtigen Komik Vollmer's, die lebendigstes Leben sprühte und besonders den Gegenvormund zu einem echten Berliner Ekel machte, gefiel der Spaß. Die paar Sylvesterzischer kamen nicht auf und mußten ihren Karpfen als Besiegte verzehren.

Dank der nicht minder prächtigen Komik Alexander's ward auch Benno Jacobson's keineswegs gedrängte Revue aller französischen Possen der letzten dreißig Jahre glücklich gelandet. Benno Jacobson's Ahnherr ist Ben Akiba; „Alles schon dagewesen!“ steht auf seinem sozusagen literarischen Wappenschilde zu lesen. In den „Frauen von heute“ artet dies Princip freilich allzusehr aus. Jeder Posseneffect, der uns und unsere Väter gelegentlich zum Lachen brachte, jede humoristische Situation, die lustige Boulevard-Phantasie ausstiftelte, hat bei Benno eine Stätte gefunden. Er platzt geradezu von Entlehnungen. Nach Paris darf er nicht kommen, denn die dortige Gesellschaft dramatischer Autoren ließe ihn zweifellos auf der Stelle wegen Massendiebstahls verhaften. Was er nicht französischen Possendichtern nahm, das schrieb er von deutschen ab. In der emsigen Beflissenheit, außer glühendem Eisen und Mühlensteinen nichts liegen zu lassen, vergaß er auch die ursprüngliche satirische Tendenz seiner ausgiebigen Schöpfung sehr bald, ließ die „Frauen von heute“ Frauen von vorgestern sein und führte den Beweis, daß der wahre Bühnen-Humor darin besteht, Alexander als Jongleur zu zeigen und in den Dressel'schen chambres séparées die komische Hauptrolle spielen zu lassen. Benno Akiba hat seine Zeitgenossen, soweit sie an Lautenburg glauben, voll und ganz begriffen.

Notizen.

Spemann's Goldenes Buch der Weltliteratur. (Stuttgart, W. Spemann.) Seinen Goldenen Büchern der Kunst und Musik läßt Wilhelm Spemann jetzt ein ganz ähnlich angelegtes und ausgestattetes Compendium der Weltliteratur folgen, das im knappsten Rahmen alles Wissenswerthe für Fachleute und Laien, für das große Publicum der Literaturfreunde und Gebildeten überhaupt, wie für das kleine Publicum Derer, die zum Bau gehören, vereinigt. Kurze und doch zur sicheren Orientirung ausreichende Abrisse der verschiedenen Nationalliteraturen alter, neuer und neuester Zeit bilden den Kern des Werkes; sie sind von bewährten Fachgelehrten geschrieben, z. B. die orientalische und antike Literatur von Hermann Schiller, dem bekannten Leipziger Historiker, die französische und italienische von G. Körting, die russische von W. Henckel u. s. w. Die deutsche Literatur hat der Goethe-Biograph Witkowski übernommen; für die ältere Literatur sehr ansprechend und instructiv, für die neuere natürlich im Klüngelgeiste der Schererschüler: Ueberschätzung der dramatischen Production, Verkennung der älteren Generation mit Ausnahme von Fontane; Vollblutdichter wie Jensen, Groth, Hopfen werden in zwei Zeilen abgefertigt, ebenso Wilh. Raabe, der von uns Allen in hundert Jahren noch allein lebendig sein dürfte; Richard Wagner wird als Dichter und Dramatiker gefeiert, und am Schluß erscheint in Apotheose der maaßlos überschätzte Hauptmann, dem die Schlenther, Brahm und anderen Abrahamsöhne ihre Carrière verdanken. Zum Glück findet diese einseitige Darstellung in der nachfolgenden Geschichte und Technik des Dramas von Robert Hessen vielfach Einschränkung und Berichtigung. Auch der Essay über in- und ausländische Publicistik von Ludwig Salomon, sowie die Monographie über Buchhandel, Büchereien und Buchtechnik von Victor Ottmann sind tüchtige Leistungen. Der letztere Redacteur des ganzen Werkes macht den Beschluß mit einem Verzeichniß der Schriftsteller der Gegenwart, kurze Biographien und Porträts enthaltend, wie denn überhaupt die sämmtlichen Literaturen mit ganz vorzüglichen Bildnissen ihrer Hauptvertreter geschmückt sind. Möchte diese treffliche „Hauskunde für Jedermann“ den vor unserem materialistischen Zeitgeiste dahinschwindenden literarischen und künstlerischen Sinn des deutschen Volkes neu beleben!

Praktische Grammatik der Chinesischen Sprache für den Selbstunterricht. Von C. Kainz. (Wien, A. Hartleben.) Die zweite Auflage dieser besonders von Missionaren beliebten Grammatik des gesprochenen Chinesisch darf als ein Werk bezeichnet werden, das einem dringenden Mangel abhilft. Nicht allein, daß der grammatische Bau des sogenannten Mandarinendialectes in leichtfaßlicher Weise gegeben wird, so hat sich der Verfasser auch noch die ebenso mühevolle als lohnende Aufgabe gestellt, den ganzen Lehrgang in Transscription durchzuführen. Darin steht das Werk einzig in seiner Art da, weil alle bisherigen Versuche dieser Art mißglückten. Durch die Transscription ist der Lernende gezwungen, den so wichtigen Betonungen der einzelnen Wörter volle Aufmerksamkeit zu schenken, was bei den bisher in fremden Sprachen erschienenen Werken, welche sich hauptsächlich mit den für den mündlichen Verkehr unnützen Schriftzeichen beschäftigten, fast ganz außer Acht gelassen wurde. Eine umfassende Kenntniß der Hauptdialecte des Chinesischen, sowie ein eingehendes Quellenstudium der altchinesischen Sprache haben den Autor in die Lage versetzt, die jetzt verstummten Auslaute des Mandarinendialectes den einzelnen Wörtern beizufügen, wodurch dem Lernenden eine gediegene Grundlage für das Studium der übrigen Dialecte gesichert ist. Es kann daher das Werk auch für das wissenschaftliche Studium der chinesischen Umgangssprache bestens empfohlen werden.

Vom Stamm der Eiche. Von C. Hülter. (Essen, G. D. Baedeker.) In diesem Westphalenbuch finden wir die bekanntesten lebenden Dichter und Dichterinnen Westphalens sowohl mit poetischen als auch mit prosaischen Beiträgen vertreten. Neben manchem schönen Gedicht, welches wundersam anklingt an die tiefe Gemüthsart des Westphalen, sind vor Allem die novellistischen und culturgeschichtlichen, die Sage behandelnden Aufsätze von Interesse. Jakob Loewenberg bringt eine köstliche Jugenderinnerung unter dem Titel „Küngeln“ (der westphälische Volksausdruck für Tauschgeschäfte treiben). Minna Schrader bietet in ihrem mundartlichen Beitrage die ergreifende Geschichte eines armen Waisenkindes. Hedwig Kiesekamp, die treffliche westphälische Dichterin, hat eine Novelle in Versen, ein reizendes Stimmungsbild, beigesteuert. Daß Ferdinand Krüger, der beste westphälische Prosaschriftsteller, vertreten ist, ist selbstverständlich. Die durch ihren Roman „Die Tochter des Kunstreiters“ bekannt gewordene westphälische Dichterin Ferdinande von Brackel-Welde macht die westphälischen Moorculturen zum Gegenstand einer größeren Dichtung. Karl Prümer schildert die Entwickelung der Industrie in der westphälischen Mark. Die vielgenannte westphälische Dichterin Johanna Baltz giebt unter dem Titel „Am Freistuhl“ eine theilweise in novellistischer Form gehaltene Darstellung der Fehme. Außer diesen begegnen wir noch vielen Namen von gutem Klange.

SCHWERHÖRIGKEIT. — Eine reiche Dame, welche durch Dr. Nicholson's Künstliche Ohrtrommeln von Schwerhörigkeit und Ohrensausen geheilt worden ist, hat seinem Institut ein Geschenk von 25,000 Mark übermacht, damit solche taube und schwerhörige Personen, welche nicht die Mittel besitzen, sich die Ohrtrommeln zu verschaffen, dieselben umsonst erhalten können. Briefe wolle man adressiren: No. 5154. **Das Institut Nicholson, „Longcott" Gunnersbury, London, W.**

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für grösseres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. **Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises** in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer, 10 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Hettner: Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 3 Hfzb. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart" in Berlin W. 57.**

Bismarcks Nachfolger.

Roman von **Theophil Zolling.**

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 16 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Verlag von Gustav Fischer in Jena.



Auf der Suche nach der Bouvet-Insel.

Soeben wurde vollständig:

Aus den Tiefen des Weltmeeres.

Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition.

Herausgegeben von **Carl Chun.**

Mit 6 Chromolithographieen, 8 Heliogrøv., 32 als Tafeln gedruckten Vollbildern u. 180 Abbildg. im Text.

Preis: brosch. 18 Mark, in Prachtband geb. 20 Mark.

Ausführliche Prospekte durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Frankfurter Zeitung vom 30./9. 1900.

... Wenn schon Nansen's Werk, das uns eine unbekannte, aber doch an Organismen arme Welt vor Augen führt, staunenswerte Erfolge hatte, so ist dem Chun'schen Werke eine noch bedeutendere Verbreitung gesichert.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Königr. Sachsen
Technikum Hainichen
Höh. u. mittl. Fachschule f. Maschinenbau und Elektrotechnik. Ingenieure 5, Techniker 4 u. Werkmeister 2 Sem. Staatl. Oberaufs.
Direktor E. Boltz.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibilothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 19. Januar 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Wohnungsfrage.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

In dem Vordergrunde der socialpolitischen Fragen steht schon seit längerer Zeit die Regelung der Wohnungsverhältnisse des wirthschaftlich schwächeren Theiles der Bevölkerung. In neuerer Zeit ist namentlich in den Großstädten und größeren Industrieorten dieselbe brennend geworden, weil dort überall eine Wohnungsnoth sich gezeigt hat. So war an dem October-Umzugstermin in Berlin einer erheblichen Zahl von Familien es nicht möglich, eine Miethswohnung zu erhalten, weßhalb dieselben Aufnahme in dem städtischen Asyl für Obdachlose suchen mußten, welches sich den augenblicklich gestellten Anforderungen als nicht ausreichend herausstellte, in Folge dessen die Stadtverwaltung zu außergewöhnlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen mußte, um dem an sie herantretenden Bedürfnisse zu entsprechen. Vorläufig fanden zahlreiche Familien ein Obdach in städtischen Häusern, welche zum Abbruch bestimmt sind, um auf ihrem Baugrunde ein zweites städtisches Verwaltungsgebäude zu errichten, also zu dem Ostertermine wieder geräumt werden müssen, um ihrem Bestimmungszwecke zu dienen. Es werden dann voraussichtlich die gleichen Verhältnisse eintreten wie damals. Neu ist diese Erscheinung nicht. Schon einmal und zwar unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege zeigte sich eine ähnliche Wohnungsnoth, welcher dadurch vorübergehende Abhülfe verschafft wurde, daß auf den sogenannten Kottbuser Wiesen, d. h. in dem gegenwärtig überwiegend von industriellen Betrieben besetzten Theil des südöstlichen Berlins, eine Baracken-colonie plötzlich auftauchte, deren Entfernung später der Polizei viel Mühe machte. Um gleichen Mißständen vorzubeugen, wird Seitens der städtischen Behörden Vorsorge getroffen; allein voraussichtlich nicht mit dem beabsichtigten Erfolge. Denn die in Aussicht genommenen Maßnahmen dürften sich schwerlich als zweckentsprechend erweisen, wenigstens nicht für die Dauer, falls man sich nicht entschließt, den eingeschlagenen Weg zu verlassen oder doch Sicherungsmaßregeln zu treffen, daß auch für alle Zukunft die mit den dargebotenen städtischen Mitteln errichteten Wohnhäuser ihrem jetzigen Bestimmungszweck dienen werden. Der Grund hierfür liegt einfach darin, daß die Entstehungsursache und der Sitz des Uebels verkannt und deßhalb in den Mitteln fehlgegriffen wird, welche dasselbe auszurotten oder mindestens abzuschwächen und in seiner Verbreitungsmöglichkeit aufzuhalten bestimmt sind. Aber die gleichen Verhältnisse wie in Berlin zeigen sich auch anderorts. Und diese Thatsache erregt das Interesse weiterer Kreise und bestimmt dazu, sich mit den Ursachen und Wirkungen genauer vertraut zu machen. In Folge dessen ist jede hierzu gegebene Anregung geeignet, der guten Sache zu dienen, weil sie dazu beiträgt, die Ansichten zu klären, die Urtheile zu reifen und zu guten Entschließungen zu gelangen.

Es darf bei Prüfung der Streitfrage der Umstand nicht unterschätzt werden, daß unmittelbar nach Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches sich die Unmöglichkeit für zahlreiche Familien herausstellte, eine Miethswohnung zu finden. Der Grund hierfür liegt in der Rechtsregel, daß der Vermiether eines Grundstücks für seine Forderungen aus dem Miethsverhältniß zwar ein Pfandrecht an den eingebrachten Sachen des Miethers hat, dasselbe sich jedoch nicht auf die der Pfändung nicht unterworfenen Sachen erstreckt. Denn dadurch wird bei den Miethern kleiner Wohnungen — und solche kommen bei der bestehenden Wohnungsnoth nur in Betracht — überwiegend das Pfandrecht gegenstandslos, weil sie meist der Pfändung unterworfene Gegenstände nicht besitzen. Mit diesem neu eingeführten Rechtsgrundsatze wurde das bisher dem Vermiether zugestandene Pfand- und Zurückbehaltungsrecht an den in die Miethsgelasse eingebrachten Gegenständen derartigen Miethern gegenüber beseitigt. Bestimmend hierfür war für den Gesetzgeber die ungünstige wirthschaftliche Lage derartiger Personen. Aber er verkannte dabei, daß zum Einführen des Retentionsrechtes des Vermiethers an dem Eingebrachten des Miethers die alten Römer durch die Thatsache gedrängt waren, daß schon damals die Grundeigener den mittellosen Familien die Aufnahme in ihre Häuser deßhalb versagten, weil sie nicht Willens waren, ohne Aussicht auf die zugesagte Gegenleistung solche zu gewähren, weßhalb man sich entschloß, durch Zugestehen des Retentionsrechtes ihnen hierfür Sicherheit zu verschaffen und dadurch sie geneigter zu stimmen. Mithin war gerade die Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses der ärmeren Classen, also die Abhülfe der herrschenden Wohnungsnoth, Entstehungsgrund des Retentionsrechtes. Und weil dieser geschichtlichen Thatsache neuerdings nicht die ihr gebührende Rechnung getragen wurde, ist der Zustand jetzt wieder hervorgerufen, welcher damals abgestellt wurde.

Wer nicht vom grünen Tische aus die Verhältnisse beurtheilt, vielmehr sich Mühe giebt, praktische Erfahrungen

auf diesem Gebiete zu sammeln, der wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß ein Fehlgriff gemacht wurde, indem man unterschätzte, daß nach der heute ausgebildeten Verkehrssitte jedes Miethsgrundstück hypothekarisch belastet zu sein pflegt, woraus folgt, daß der Grundeigener die Verpflichtung zur Zahlung von Hypothekenzinsen hat, zu deren Tilgung die Miethszinse bestimmt sind. Er hat, um seinen Verpflichtungen genügen zu können, also ernstlich darauf Bedacht zu nehmen, den Eingang der Miethszinse sich zu sichern. So lange über ihn das Damoklesschwert der drohenden Exmission unter Wahrung des Retentionsrechtes schwebte, bemühte der Miether sich, seinen Zahlungsverbindlichkeiten nachzukommen. Mit Wegfall desselben änderten die Verhältnisse sich wesentlich. Denn die nicht unerhebliche Zahl zwar zahlungsfähiger aber zahlungsunwilliger Miether, welche bisher durch die eigenmächtige Selbsthülfe des unter den Begriff „Rücken" fallenden heimlichen Entfernens der dem Pfandrechte des Vermiethers unterworfenen Gegenstände, also auf Gefahr der Straffälligkeit sich ihrer Miethszinszahlung entzog, vermehrte sich auffallend, seit diese Strafhandlung, mithin die Strafgefahr, wegfiel. Es bestehen nach den Feststellungen der Grundbesitzer-Vereine zahlreiche Personen, welche sich selbst rühmen, in einem Jahre nicht mehr als für drei Monate Miethzins zu entrichten. Dies bewerkstelligen sie in der Weise, daß sie bei Abschluß des Miethsvertrages den Miethzins für einen Monat vorausbezahlen. Im zweiten Monat erbitten sie Stundung wegen eines augenblicklich an sie herangetretenen Mehrbedürfnisses und im dritten Ausstand auf wenige Tage unter Anerbieten einer Abschlagszahlung. Wenn dann der Vermiether die Räumungsklage erhebt, vergeht der vierte Monat, bis zwangsvollstreckt werden kann. Inzwischen ist ein neuer Grundeigner in entfernter Stadtgegend gefunden, bei welchem das gleiche Verfahren eingeschlagen wird. Um sich nun gegen Miethsausfälle und gegen die Aufwendungen für Instandsetzung der gerade durch derartige Miether stark abgenutzten Miethsgelasse zu verwahren, wird denjenigen die Aufnahme versagt, welche sich nicht über pünktliche Erfüllung ihrer Miethszinszahlungspflicht auszuweisen vermögen. Und hierin liegt der Grund für den Ausbruch der gegenwärtigen Wohnungsnoth, sowie für das Fehlschlagen der Versuche der Stadtverwaltung, unter Uebernahme der Garantie für einen dreimonatlichen Miethzins die Aufnahme der Wohnungslosen in die 7095 thatsächlich leerstehenden Wohnungen zu ermöglichen. Es wird der Zustand also fortbestehen, so lange es nicht gelingt, durch einen Ueberfluß von Wohnungen die Vorsicht der Vermiether abzuschwächen oder durch Einräumen des Zurückbehaltungsrechtes in dem früheren Umfange sie gefügiger zu machen.

Nach der ersteren Richtung hin kann die geplante Unterstützung mit Baugeld solcher Bauunternehmer förderlich werden, welche sich verpflichten, billige und gesunde Arbeiterwohnungen herzustellen; aber doch auch nur dann, wenn Vorsorge getroffen wird, daß dieselben auch gerade diejenigen Personen zu erschwingbaren Miethzinsen in die Miethsgelasse aufnehmen, welche anderswo ein Unterkommen nicht finden. Man glaubt in den gemeinnützigen Baugesellschaften die geeigneten Kräfte zu finden. Daß dem so sein werde, ist aber nicht mit solcher Sicherheit zu erwarten, wie vorausgesetzt wird, weil gerade auch Seitens der zur Zeit bestehenden mit einer die privaten Hausbesitzer noch übersteigenden Strenge bei Auswahl der Miether vorgegangen wurde. Solches hat auch seinen natürlichen Grund in der Thatsache, daß die Verwalter derartiger Häuser mit zahlungsunwilligen, böslichen, kinderreichen Miethern mehr Arbeit und Aergerniß als mit guten und kinderlosen haben, jedoch von einem Miethzinsausfalle in Folge Leerstehens der Miethsgelasse nicht in Mitleidenschaft gezogen werden, während der private Grundbesitzer darauf Bedacht nehmen muß, die Miethsgelasse möglichst zu verwerthen, um den an ihn herantretenden Zahlungsverbindlichkeiten nachkommen zu können. In Folge dessen sieht er sich bisweilen veranlaßt, lieber den Aerger und Verdruß, als den Miethzinsausfall zu ertragen, und deßhalb Miethsuchende aufzunehmen, welche der Hausverwalter zurückweist, sofern er nur hoffen kann, den fälligen Miethzins zu erhalten. Als Gegenleistung für das ihnen in Aussicht gestellte billige Baugeld muß die Stadtverwaltung oder die zur Hergabe desselben herangezogene Versicherungsanstalt daher sich einen Einfluß auf die Verwaltung der von ihr beliehenen Häuser, in Sonderheit aber die Zusage sichern, daß auch diejenigen Miethsgelasse erhalten, welche derselben am dringendsten benöthigt sind, nämlich die kinderreichen Familien. Zu diesem Zwecke wird sie also eine dementsprechende Verpflichtungs-Erklärung sich ausstellen lassen und deren grundbuchliche Eintragung herbeiführen müssen.

Denn die von den Vereinen für öffentliche Armenpflege, für Arbeiterwohlfahrt, für Gesundheitspflege ausgehenden Bestrebungen auf gesetzliche Regelung der Wohnungsfrage kommen darauf hinaus, ein Mindestmaß des Luftraumgehaltes und des Lichtzuflusses für jeden Bewohner gerade solcher Wohnungen zu fordern, welche der arbeitenden Bevölkerung zum Aufenthalte dienen. Außerdem sollen die Geschlechter möglichst geschieden und der Aufnahme von Untermiethern oder Schlafleuten thunlichst vorgebeugt werden. Erreichbar wird dies gemeinnützige Ziel aber nur bei dem Zusammentreffen zweier Voraussetzungen, nämlich dem Vorhandensein der den Luftraumgehalt und Lichtzufluß bietenden Räumlichkeiten und deren Ueberlassen zu einem Seitens des Miethsuchenden erschwingbaren Miethzinse. In Sachsen haben insofern diese Grundsätze gesetzliche Anerkennung gefunden, als die 189[?] erlassenen Normativbestimmungen für Bauordnungen das Mindestmaß festsetzen und die Leerstellung der darnach überfüllten Wohnungen anordnen. Allmälig werden diese Grundsätze auch anderswo Eingang finden. Nach ihnen braucht aber die kinderreiche Familie mehr und größere Miethsgelasse als die kinderarme. Der Miethzins pflegt sich jedoch nach der Zahl und Größe der Wohnungen abzustufen. Deßgleichen wird erfahrungsgemäß eine Wohnung mehr abgenutzt, wenn sie viel Personen, in Sonderheit Kindern, zum Aufenthalte dient, und ein stärkerer Wasserverbrauch beansprucht wird, als bei weniger Personen, woraus sich die Thatsache ergiebt, daß das kinderreiche Familienhaupt zur Aufwendung eines größeren Bruchtheiles seiner Einnahmen für Wohnzwecke veranlaßt wäre, als das kinderarme, wenn es ihm nicht gelingen sollte, zu einem billigeren Miethzinse seinem Wohnungsbedürfniß genügen zu können. Dieser Umstand legt die Pflicht nahe, ihn insofern in seinen Aufwendungen zu entlasten, als bei Hingabe des billigen Baugelddarlehns die Gegenleistung des Darlehnsempfängers sicher gestellt wird, in den bezüglichen Häusern den Normativbestimmungen entsprechende Wohnungen für kinderreiche Familien einzurichten, auch den Miethzins in Anbetracht des wohlfeileren Baugeldes derart mäßig abzustufen, daß er für kinderreiche Miether erschwingbar ist, jedenfalls aber solchen den Vorzug vor kinderlosen zu geben. Eine Abstandnahme von diesen Bedingungen würde den Zweck verfehlen, auch dem leitenden Grundgedanken widerstreiten, von welchem der Gesetzgeber bei der Bestimmung ausging, die Rücklagen der Träger der öffentlichrechtlichen Versicherung zur Herstellung gesunder und preiswerther Arbeiterwohnungen zu verwenden.

Daß das dichte Beieinanderwohnen der Geschlechter und die Aufnahme von Untermiethern sittliche und sanitäre Gefahren in sich birgt, ist eine statistisch nachweisbare Erfahrung. Gerade hierauf sind zahlreiche Mißstände zurückzuführen, welche bei dem wirthschaftlich schwächeren Theil der Bevölkerung sich zeigen. In Folge dessen würde dem Einfamilienhause der Vorzug vor der Zusammenhäufung zahlreicher Wohnungen in einem Gebäude zuzugestehen sein; allein in starkbevölkerten Ortschaften stößt wegen der zu hohen Preise

des Baugrundes solches auf unüberwindbare Hindernisse. Hier würde es nur die Ausnahme bilden können. Und deßhalb muß man die Zuflucht zu dem Auswege nehmen, die mehreren in einem Stockwerke untergebrachten Räume derart zu vertheilen und unter sich abzuschließen, daß kein Theil zur Annäherung an den anderen gezwungen ist. Dazu gehört vornehmlich das Fernhalten solcher gemeinsamen Anstalten, welche der Befriedigung leiblicher Bedürfnisse dienen, weil gerade diese den Hauptsitz der Sittenverderbniß zu bilden pflegen. Gleichwie auf thunlichste Einschränkung der Zahl der Wohnungen in einem Stockwerke, ist aber auch darauf Bedacht zu nehmen, daß der Ausgestaltung einer Kastenbildung vorgebeugt werde. Es kennzeichnet sich als ein socialpolitischer Fehlgriff, die verschiedenen Gruppen der Bevölkerung nach Berufsständen, Beschäftigungsart und Einkommen örtlich von einander zu halten, indem bestimmte Stadtgebiete zum Errichten von Wohnungen für die begüterten, andere für die mittellosen, werkthätigen Gesellschaftskreise angewiesen werden. Dagegen läßt sich allerdings nichts einwenden, daß ein Bebauungsplan in der Weise aufgestellt wird, daß in einzelnen Bauzonen die landhausmäßige Bebauung, in anderen die Anlage gewerblicher, mit Rauch-, Geruch- oder Geräuschbelästigung verbundener Anlagen vorgesehen wird. Allein diese bedingt doch noch nicht, daß dort nur die begüterten, hier bloß die werkthätigen Gemeindemitglieder wohnen, also Letztere aus jenen Bauzonen fern zu halten sind. Und dennoch gehen die zuständigen Verwaltungsbehörden vielfach von der irrthümlichen Auffassung aus, daß dies dem gesetzgeberischen Willen entspreche, indem sie in den für die landhausmäßige Bebauung bestimmten Bauzonen die Bauerlaubniß dazu verweigern, innerhalb eines äußerlich als Landhausbau sich kennzeichnenden Gebäudes mehrere kleinere Wohnungen einzurichten! Sie übersehen dabei, daß die Kluft zwischen Capitalmacht und Arbeitskraft sich naturgemäß erweitern muß, wenn die jeder der beiden zugehörigen Bevölkerungsclassen in bestimmte Viertel eingewiesen und damit der einen Gruppe abgeschnitten wird, sich mit den Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen der anderen bekannt zu machen. Noch heute äußern sich die nachtheiligen Folgen davon, daß in jetzt überwundenen Zeiten der Vorurtheile die nichtchristliche Bevölkerung die Grenzen des „Ghetto“ nicht überschreiten durfte. Aber in noch weit erhöhterem Grade wird die Erbitterung sich steigern, der Classenhaß sich zuspitzen und der Kampf der verschiedenen Bevölkerungsclassen sich vorbereiten, wenn an der räumlichen Absonderung derselben festgehalten wird.

In dem gegenwärtigen Zeitpunkte, wo allerorts von einer Wohnungsnoth, d. h. von einem Mangel an kleineren, für die Arbeiterkreise ausreichenden Wohnungen die Rede ist, erscheint es geboten, auf diese socialpolitische Gefahr hinzuweisen. Sie, d. h. deren Förderung, liegt um so näher, als das Ein- oder Doppel-Familienhaus für das Ideal des Anstrebenswerthen hingestellt wird. Die Durchführung eines solchen Planes bedingt jedoch das Aufsuchen eines wohlfeilen Baugrundes hierfür. Solcher ist aber nur in entfernteren Vororten beschaffbar. Damit wird jedoch die äußerlich erkennbare Scheidung zwischen Arbeit und Capital erreicht. Dazu tritt, daß der Arbeiter zur Zurücklegung des Weges zwischen Wohnung und Arbeitsstätte eines erheblichen Zeitaufwandes bedarf, um welchen er mehr als nothwendig seiner Familie entzogen wird, was wieder dessen Familienleben beeinträchtigt. Und deßhalb ist dem Errichten von wenigen kleinen Wohnungen in Häusern der Vorzug zu geben, welche auch größere enthalten, also eine gewisse Annäherung der begüterten und der arbeitenden Gruppen der Bevölkerung gestatten.

Es kommt schließlich noch in Erwägung, ob zur Zeit die Aussichten auf Abstellen des thatsächlich vorhandenen Wohnungsmangels vorhanden sind oder fehlen. Nach dieser Richtung hin sind gerade in dem gegenwärtigen Zeitpunkte Erscheinungen eingetreten, welche ihre nachtheilige Wirkung nicht verfehlen können. Der Zusammenbruch der Preußischen Hypotheken-Actien-Bank und der deutschen Grundschuld-Bank hat gezeigt, daß ungeachtet des neuen Hypothekenbank-Gesetzes die erforderliche Sicherheit fehlt, um den Verwaltungsorganen der Hypotheken- und Bau-Banken die Vornahme von Geschäften abzuschneiden, welche den Bestand der Banken schädigend, gleichzeitig durch starke Geldverluste diejenigen in Mitleidenschaft ziehen, welche, sei es als Darleiher, sei es als Erwerber der Seitens derselben ausgegebenen Schuldverschreibungen zu ihnen in ein Rechtsverhältniß traten. Daß die unsolide Geschäftspraxis gerade dieser beiden Banken, ungeachtet der längst wiederholt öffentlich erhobenen Beschuldigungen, durch ihr Gebahren zahlreichen Baugewerbetreibenden arge Werklohnverluste beigebracht, also den sogenannten Bauschwindel begünstigt zu haben, so lange aufrecht erhalten bleiben konnte, bis der Zusammensturz und damit die Vernichtung einer erheblichen Zahl kleiner Existenzen erfolgte, ist schwer zu beklagen, doch ist es hier nicht angebracht, die Ursachen zu erforschen und die Mittel zur Vorbeugung einer Wiederholung anzugeben. Nur die eine daraus entspringende Folge darf nicht unterschätzt werden, nämlich, daß das Vertrauen des Kleincapitals zu den Schuldverschreibungen aller sonstigen Grundcredit-Banken erschüttert, weßhalb dasselbe dem Grundbesitze entzogen und die Beschaffung von Baugeld wesentlich erschwert, wenn nicht gänzlich abgeschnitten wird. Dies muß zu einem Ruhen der Bauthätigkeit und zu einer Steigerung des Wohnungsmangels führen, wenn nicht die Gemeinden und öffentlichen Verbände hierfür eintretend geeignete Veranstaltungen treffen, um der vorhandenen Wohnungsnoth dauernd abzuhelfen. Die geplante Jubiläumsstiftung Berlins zur Beschaffung billiger und gesunder Wohnungen für unbemittelte Einwohner verfolgt zwar diesen Zweck, allein die bisher bekannt gewordenen Vorschläge des hierfür eingesetzten Ausschusses verfehlen insofern ihr Ziel, als sie nicht darauf hinauskommen, daß die Gemeinde selbst geeignete Wohnhäuser errichtet, sondern nur Unternehmer solcher Bauwerke mit billigem Baugeld unterstützen soll, ohne jedoch den Einfluß auf Abstufen der Miethzinse und Aufnahme der Wohnungssuchenden der Stadtverwaltung zu sichern. In der geplanten Weise wird zwar die Bauspeculation gefördert, aber nicht die Wohnungsnoth der bedürftigsten, kinderreichen Familien abgestellt.

Aufgaben einer Arbeiterinnenorganisation.

Von Karl Noetzel.

Wie wir kürzlich an dieser Stelle nachgewiesen haben, ist in Hinsicht auf ihre ungünstige wirthschaftliche Lage und deren weitgehende Consequenzen, sowie in Rücksicht auf die Schutzlosigkeit des alleinstehenden arbeitenden jungen Mädchens eine Organisation der Arbeiterinnen zur dringenden Nothwendigkeit geworden. Was bis jetzt davon existirt, bleibt durchaus unzureichend. Das „Correspondenzblatt“ giebt in seiner alljährlichen Uebersicht über die Gewerkschaftsorganisation im deutschen Reiche für das Jahr 1899 die Zahl der organisirten Arbeiter mit 580473 an, die der Arbeiterinnen aber nur mit 19280. Berücksichtigen wir noch, daß in diesem Jahre nur 16,31% aller organisationsfähigen Arbeiter organisirt waren, so muß wohl die bis jetzt bestehende Arbeiterinnenorganisation höchst unbedeutend erscheinen. Und doch haben wir hier eine Frage von höchster nationalpolitischer Bedeutung vor uns. Es handelt sich ja in letzter Instanz darum, den Müttern der kommenden Generation Lebensbedingungen zu schaffen, die eine körperlich und moralisch gesunde Nachkommenschaft garantiren.

Eine Arbeiterinnenvereinigung der Zukunft denken wir uns zunächst auf dem Ernst Busch'schen Princip errichtet, nämlich dem des unificirten Consums. Allerdings ist hierzu von vorneherein eine große Mitgliederzahl nöthig. Alsdann bleibt aber der Erfolg zweifellos. Es sei uns gestattet, mit einigen Worten an Ernst Busch zu erinnern. Der allzu früh Heimgegangene hatte eine einzige große Idee, deren Wahrheit ihm auf der Seele brannte und ihm, dem wissenschaftlich Unvorgebildeten und aufrichtig Bescheidenen, mehrfach die Feder in die Hand drückte. Diese eine Idee dünkt uns jetzt, wo sie mehr und mehr Allgemeingut geworden ist, Alltagsweisheit. Aber es ist damit wie mit dem Ei des Columbus. Mag Ernst Busch's großer Gedanke in der Luft gelegen haben und selbst vor ihm in erleuchteten Häuptern aufgestiegen sein, keiner hat ihm doch einen so energischen, von innerem Fanatismus durchglühten Ausdruck verliehen wie er. Darum sind seine drei Schriften trotz ihrer stilistischen Unbeholfenheit und vielfachen Maßlosigkeit in hohem Grade lesenswerth, und unsterblich bleibt das Verdienst des stillen, einsamen Wegweisers der socialen Evolution. Sein Gedanke war in Kurzem dieser: Bis jetzt begehen die Arbeiter, von Marx verleitet, einen Grundirrthum. Sie träumen davon, als Producenten mächtig zu werden, während ihre Stärke nur in ihrer Eigenschaft als Consumenten liegt. Daher werfen sie bis jetzt noch das Werthvollste, was sie haben, ihre Kundschaft, weg. Würde aber eine größere Anzahl ihren gesammten Consum vereinigen, so wären sie im Stande, Lebensmittel und Kleidung, kurz alle Bedürfnisse oft um das Zwei- bis Vierfache billiger zu haben. Sie würden eben den Zwischenhandel übergehen, der allein an der übermäßigen Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse schuld ist. Der Zwischenhandel ist aber längst nicht mehr daseinsberechtigt. Es ist ganz unsinnig, daß das arme Volk die, wenn auch oft gar nicht glänzende, Existenz des Zwischenhändlers bestreitet. Dieser muß eben, um leben zu können, oft mehrere hundert Procent aufschlagen, damit bei einem beschränkten Absatz die Ladenmiethe, alle Unkosten und noch sein und seiner Familie Unterhalt herauskommt. Wofür? Was leistet er? Verkaufen ist die einfachste Sache, wenn der Käufer die Waare selbst und demnach die richtigen Preise dafür kennt. Das wird im unificirten Consum, der nur an erster Quelle en gros einkauft, der Fall sein. Mag also der Zwischenhändler Arbeiter werden oder als Beamter in den Dienst des Consumvereins treten. Damit werden auch die wahnsinnigen Ladenmiethen und in letzter Instanz die ganze unnatürlich gesteigerte Bodenrente hinfällig werden. Denn wer unverhältnißmäßig billig verkauft, zu dem kommt man meilenweit aus dem Umkreise.

Dies die Idee Busch's.

Wenn die Erfahrungen der bestehenden Consumvereine bis jetzt dieselbe noch nicht zu bestätigen scheinen, so liegt das einfach daran, daß sie eben über eine viel zu beschränkte Anzahl von Mitgliedern verfügen. Dagegen haben die Gewerkvereine in England mit ihrem unificirten Consum schon die nächste Etappe der wirthschaftlichen Evolution erreicht, nämlich vielfach eigene Werkstätten und Fabriken errichtet und so bewiesen, daß der unificirte Consum mit Naturnothwendigkeit zur unificirten Production, der Productionsgenossenschaft, führen muß.

Unzweifelhaft hat Busch prophetisch die sociale Evolution vorausgesehen, und das Streben seiner leidenschaftlichen Seele ging dahin, dieselbe zu beschleunigen. Das größte Hemmniß erblickte er, wie auch wir, in der streng dogmatischen Socialdemokratie. Daß diese die Busch'sche Idee nicht aufgriff, war natürlich. Was soll aus allen Utopien vom tausendjährigen Reiche werden, und was werden die Gläubigen dazu sagen, wenn auf die einfachste Weise gezeigt wird, wie auf friedlichem Wege innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung das sociale Problem gelöst werden kann und wird? Und daß dies der Weg sein muß, hat die unlängst an ihrer Wurzel getroffene Socialdemokratie spüren müssen. Ihre Häupter, falls sie nicht völlig verbohrte Fanatiker sind, wissen das längst. Nur um nicht ihre Macht oder, weitherziger gedacht, die Macht der Einigkeit zu verlieren, arbeiten sie mit dem Mittel, dessen Wirksamkeit selten versagt: sie speculiren auf die Unreife, Dummheit und Leichtgläubigkeit der Masse. Daß aber die streng dogmatische Socialdemokratie noch so viele überzeugte Anhänger hat, ist ein Zeichen von der wirthschaftlichen und geistigen Unreife der deutschen Arbeiterschaft. In ihr haben die Erkenntnisse des das Weltall beherrschenden Entwickelungsgesetzes noch so wenig Eingang gefunden, daß sie an eine Utopie glaubt, die der menschlichen Natur von Grund aus widerstrebt und durch die Thatsachen unzählige Male widerlegt worden ist. Vom kirchlichen Dogma befreiten sie sich, um sich einem viel willkürlicheren, nicht historisch begründeten in die Arme zu werfen. Jedes Dogma hemmt die Kritik und verdummt. Das hat die Socialdemokratie reichlich besorgt. Sie hat den in Folge des Fortschritts der Allgemeinbildung geistig selbstständiger werdenden Arbeiter gezwungen, auf den besten Theil seiner Geisteskraft zu verzichten, auf die Kritik. Er muß vielmehr a priori das socialistische Dogma für wahr halten und das ganze wirthschaftliche und geistige Leben sich daraus zu erklären suchen. Damit ist jede geistige Selbstständigkeit im Keime erstickt. So verdanken wir der Socialdemokratie eine unabsehbar große Verzögerung nicht nur der socialen, sondern überhaupt der Geistesevolution. Allerdings wäre es nie so weit gekommen, wenn die Gesellschaft sich nicht hermetisch gegen die arbeitenden Massen abgeschlossen hätte, so daß die socialdemokratischen Agitatoren die Arbeiterseelen wie ganz unbeschriebene Seiten vorfanden.

Alles dies ist nicht neu; indeß selbst Goethe meint einmal: „Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird.“ Dann gilt es ja auch bei der hier erörteten, baldigst zu erhoffenden Organisation der Arbeiterinnen den alten Fehler zu vermeiden, d. h. dieselbe vor den Fangarmen der Socialdemokratie zu bewahren und ihr von vorneherein reale, auf positivem Boden stehende wirthschaftliche Ziele zu setzen. Da unseres Erachtens die Organisation der Arbeiterin kommen muß, so wird sie, ohne das Eingreifen der Frauen der gebildeten Stände, mit Naturnothwendigkeit zunächst der Socialdemokratie verfallen. Alsdann würde die neue Generation ohne jede nationale Gesinnung und mit dem dogmatischen Brett vor dem Kopfe erzogen und somit die gesammte sociale Evolution bedeutend gehemmt. Denn wenn auch unverkennbar die deutsche Socialdemokratie unter dem Einflusse der zielbewußt Realpolitik treibenden englischen Gewerkschaftsvereine anfängt, sich ihrer quietistischen Utopie und dogmatischen Starre bewußt zu werden — und es gehört kein Prophetengeist dazu, um vorauszusagen, daß sie an der Gewerkvereinbewegung zu Grunde gehen wird —, so kann es doch noch sehr lange dauern, bis die geknechteten Intelligenzen sich befreit haben. Selbstverständlich werden die alten, noch immer fast prophetisches Ansehen genießenden Führer Alles aufbieten, um die Geister unter das alte Joch gebannt zu erhalten, schon im Interesse der Einigkeit. Darum darf die Gesellschaft nicht zulassen, daß die früher oder später sich bildende Arbeiterinnenorganisation der Socialdemokratie verfalle. Es wäre dies eine Unterlassungssünde, die sich bitter rächen würde.

Zur Organisation der Arbeiterinnen sind aber vor Allem berufen die Führerinnen der Frauenbewegung. Sie allein können hier Einfluß gewinnen, weil sie mit der ebenfalls vor Allem um wirthschaftliche Unabhängigkeit kämpfenden Proletarierin Interessengemeinschaft verbindet. Sie finden hier völlig jungfräuliches Gebiet vor. Wenn Sombart meint, ein Gewerkverein außerhalb der Socialdemokratie sei in Deutschland nicht möglich, so mag der treffliche Socialforscher für die

männlichen Arbeiter im Rechte sein. Die Arbeiterinnen stehen aber insofern in Ausnahmestellung, als auch sie ihre Frauenrechte den männlichen Mitgliedern ihrer Classe gegenüber zu verfechten haben. Ganz natürlicher Weise sind ihre Bundesgenossinnen die im gleichen Kampfe begriffenen Frauen der wirthschaftlich höheren Classen. Hier bietet sich noch dazu zum ersten Male die Gelegenheit, und zwar gleich eine unvergleichliche, die Classengegensätze zu verneinen, indem den immer engherzigen Classeninteressen ein höheres, allgemeineres Ziel übergeordnet wird. Naturgemäß wäre hiermit auch ein großer Schritt vorwärts zur Classenannäherung gethan. Nur diese kann aber alle aus Mißverständniß und gegenseitiger Unkenntniß entsprungenen Gehässigkeiten beseitigen und dadurch die Evolution zum socialen Frieden bedeutend fördern. Man fürchte nicht, daß die Fraueninteressen jemals den Männerinteressen diametral entgegengesetzt sein könnten. Dem widerspricht schon allein die Eigenschaft der Frau als Mutter von Söhnen. Fassen wir das Gesagte dahin zusammen, daß die Gesellschaft, und zwar vor Allem die Frauen derselben, Alles aufwenden müssen, um eine zur Nothwendigkeit gewordene weitgehende Organisation der Arbeiterinnen in Gewerkvereine vor der utopistischen, quietistischen und antinationalen Socialdemokratie zu bewahren und ihr von vorneherein praktische, realpolitische Ziele zu setzen.

Das Princip dieser Vereinigung von Gewerkvereinen müßte also das des unificirten Consums sein. Aus einem hierdurch bei geringem Preisaufschlag zu erzielenden Reservefonds, sowie aus den Mitgliederbeiträgen wäre eine Arbeitslosenversicherung einzurichten, natürlich verbunden mit weitgehendstem Arbeitsnachweis. Das wäre Alles zu erreichen bei größerer Mitgliederzahl. Es müßten eben von vorneherein die Arbeiterinnen sämmtlicher Betriebe eines Fabriksortes zusammentreten und diese umfassende Vereinigung wieder unter einer Centrale, indeß mit möglichster Freiheit der einzelnen Organisationen, zusammengefaßt werden. Das Allen übergeordnete Princip sei nur das des gemeinsamen Bezugs von Lebensmitteln und Kleidungsstoffen, was der einzelnen Vereinigung die größten Vortheile bringt. Man denke sich eine Kundschaft von 30000 Mitgliedern, die natürlich an erster Stelle kaufen. Busch hat nachgewiesen, und das ist sehr leicht, daß alsdann Lebensmittel vielfach $^1/_3$, Stoffe aber, Schuhe und Hüte bis $^1/_2$ des jetzigen Preises kosten würden. Da brauchte man gar keine Lohnerhöhung, um das Lebensniveau schon ganz bedeutend zu heben. Allerdings wären dann Detailhändler und Riesenbazare überflüssig, worin wir einen Vortheil erblicken. Die einzigen Schwierigkeiten zur Verwirklichung liegen zunächst darin, so große ungebildete und verschüchterte Massen zur Solidarität zu überzeugen und dann, falls dies durch den Beweis greifbarer Vortheile geschehen ist, die zur Verwaltung solcher Riesenorganisationen geeigneten Persönlichkeiten zu finden. Indeß scheinen mir beides nicht unüberwindliche Schwierigkeiten zu sein. Denn „es wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen". Und den Führerinnen der Frauenbewegung ist es wohl zuzutrauen, zunächst das Solidaritätsgefühl bis zum Fanatismus zu steigern und dann auch die Riesenverwaltungen zu organisiren und zu leiten. Wie viel unbenutzte Frauenkraft und unbenutzter Ehrgeiz fänden hier ein herrliches Wirkungsfeld!

Eine weitere, aber nur scheinbare Schwierigkeit ist die, in großen Vereinen Behaglichkeit und edle Geselligkeit zu pflegen. Jedoch steht ja nichts dem im Wege, daß die Organisation eines Fabriksortes sich in verschiedene Sectionen theilt, etwa nach den Gewerben, die gemeinsame Berathungen abhalten, aber deren intime Geselligkeit im kleinen Kreise spielt. Eine solche Theilung wäre um so nothwendiger, als gerade dem intimen Gewerkschaftsleben die große Aufgabe zufällt, seine Mitglieder geistig und ethisch weiter zu bilden zu einem höheren, freieren, selbstbewußten Typus des Arbeitsmenschen. Hiervon weiter unten. Zunächst noch Einiges über die politischen Ziele einer Centralvereinigung von Arbeiterinnengewerkschaften. Da die Frauen kein Stimmrecht haben, fällt direkte politische Bethätigung fort, wiewohl man sich fragen muß, ob es gerecht ist, einer Interessengruppe von wirthschaftlich selbstständigen und steuerzahlenden Bürgern die parlamentarische Bethätigung zu versagen. Indeß mag man rechtlich dem entgegenhalten, daß die Frau ja auch von der Dienstpflicht befreit ist. Und in facto ist denn doch bei uns die allgemeine Meinung, das heißt das Wohlwollen für alle gemeinnützigen Bestrebungen so stark geworden, daß schon die Existenz der Arbeiterinnenorganisation und die Veröffentlichung ihrer Bestrebungen und der von ihr als Mißstand empfundenen Verhältnisse genügt, um ihr bei allen gerechten Forderungen kräftige Unterstützung in der Gesellschaft und somit auch in der Politik zu sichern. Hierdurch müßte z. B. Verführung von Arbeiterinnen durch Vorgesetzte ein für allemal aufhören. Jeder einzelne Fall würde eben durch die Gewerkvereine nicht nur öffentlich werden, sondern der Verein kann als Machtfactor geradezu Bestrafung der Betreffenden verlangen.

Dann wäre die betreffende Arbeiterin gar nicht vor die Alternative gestellt, ihre Standhaftigkeit durch Hunger zu büßen. Der Gewerkverein wird sie eben nicht bloß während der Stellenlosigkeit unterstützen, sondern ihr auch auf's Rascheste eine neue Stellung zu besorgen trachten. Was überhaupt die Organisation als Machtfactor betrifft, so wollen wir, um jede Zweideutigkeit zu vermeiden, zugeben, daß, unserer Ueberzeugung nach, eine centralisirte Arbeiterinnenorganisation, sobald sie sich wirthschaftlich einigermaßen gesichert fühlt, den Kampf um Erhöhung der weiblichen Durchschnittslöhne auf die der männlichen Arbeiter aufnehmen wird.

Nun noch Einiges über die ethischen Ziele der Frauengewerkvereine der Zukunft. Daß die ihnen angehörende junge Arbeiterin gegen schlechte Behandlung oder Verführungsversuche einen wirksamen Schutz findet und bei Stellenlosigkeit nicht gezwungen ist, sich zu verkaufen, haben wir erwähnt. Aber viel mehr noch. Verfiel das junge Proletariermädchen bisher früher der Verführung durch Gleichgestellte einfach aus seelischer Vereinsamung, aus dem so natürlichen Verlangen nach etwas Jugendfreude, so bietet die neue Vereinigung durch Gelegenheit zu Freundschaften, Lectüre, musikalischer Unterhaltung nicht nur reichliche Befriedigung dieser jugendlichen Bedürfnisse, sondern sie wirkt auch durch das gute Beispiel direct sittlich festigend. Kurz alle Keime zur ethischen Ausbildung und zur socialen Versöhnung können bei zielbewußter und von ethischem Geiste beseelter Leitung in der Geselligkeit des Arbeiterinnengewerkvereines enthalten sein. Selbstverständlich sind periodische Vorträge über allgemeine Wissensgebiete, ferner Leihbibliothek, Lesezimmer, Volksconcerte, Theaterbesuch, natürlich auch Haushaltungsunterricht. Aber dann auch eines noch:

Der gesellige Kreis der Mitglieder des Gewerkvereines scheint uns der berufenste Ort zur Propaganda der ethisch und volkswirthschaftlich so wichtigen Hauskunst. Wir verstehen darunter alle die Künste, welche dazu beitragen, dem Heim die mit der größten Zweckmäßigkeit, Hygiene und Sauberkeit identische künstlerische Weihe zu verleihen. Man vergleiche die wundervollen Ausführungen Lichtwark's über diesen Gegenstand und die vom deutschen Kunstgewerbe schon geschaffenen Mustereinrichtungen von Arbeiterwohnungen. Mit wenig Geld läßt sich hier sehr viel thun. Es muß nur der Sinn für die Hauskunst in der Frau erweckt werden. Das Haus ist doch das Wirkungsfeld der Frau, auch der selbstständig schwer arbeitenden. Wenn nun durch die Pflege der jetzt so machtvoll inaugurirten Volkskunst dazu beigetragen würde, dasselbe mit geringen Mitteln behaglich und künstlerisch geschmackvoll zu gestalten, so müßte damit unfehlbar das ganze Familienleben intimer und veredelt werden. Und daß der Familienkreis die beste und einzige Schutzburg der

Kinderseele und die Pflanzstätte aller späteren Berufstüchtigkeit ist, haben uns unter Anderem die tiefdeprimirenden Enquêten über die Familienverhältnisse der jugendlichen Verbrecher klar vor Augen geführt. Zudem müßte die Erziehung einer Generation mit künstlerischem Geschmacke nicht nur unsere Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte gewaltig fördern, sondern sie wäre auch für das individuelle Lebensglück des Einzelnen von der größten Bedeutung, und unzählige Quellen aus schlechter Laune hervorgegangener Unliebenswürdigkeiten und Grobheiten gegen die Umgebung würden damit versiegen.

Man wiederhole nur nicht immer, unser Volk sei nicht künstlerisch beanlagt. Die Thatsachen widersprechen dem. Ueberall, wo man künstlerischen Geist gepflegt hat, waren die Resultate über aller Erwartung. Man denke nur an das so wunderbar rasche Emporblühen unseres Kunstgewerbes. In unserem Volke liegen genug Schätze ungehobener Schönheit, daß dermaleinst die für so viel künstlerischer veranlagt geltenden Völker des Südens noch daraus schöpfen werden, so wie sie in der Musik unsere Schüler geworden sind. Die glücklichen Völker der Sonne verdanken eben ihren künstlerischen Geschmack dem freundlicheren Himmel, der es ihnen erlaubt, für den Lebensunterhalt oft längst nicht alle Kraft und Energie aufzubrauchen. Wohnung und Kleider können weniger solide sein, die Nahrung giebt die Natur vielfach von selbst. Sie konnten den Gedanken freien Lauf lassen, und die Kunst entsteht nur in der Mußezeit; sie ist ein Feiertagskind. Wir glauben auch nicht, daß die südliche Natur mehr zum Kunstsinn erzieht als die unserige. Wir haben dank den neueren Meistern auch in unserer nördlichen, völlig flachen Haide- und Moorlandschaft eine solche Fülle von Schönheiten erblicken gelernt, daß überhaupt nicht mehr von größerer oder kleinerer, sondern nur noch von verschiedenartiger Naturschönheit geredet werden kann. Schließlich wird ein Jeder in seiner engeren Heimat schon deßhalb die größte Schönheit sehen, weil er mit dem altgewohnten Anblick eine Fülle von Erinnerungen verbindet, welche ihn suggestiv beeinflussen. Kurz wir glauben durchaus nicht, daß unser Volk hinter den romanischen Rassen an künstlerischer Begabung zurücksteht. Unser braves Volk hat vielmehr bis jetzt noch viel zu viel damit zu thun gehabt, sich ehrlich durch's Leben zu schlagen, um Zeit zu haben, seinen Geschmack für bildnerische Kunst zu entwickeln. Der rauhe Himmel und die Armuth sind schuld daran. Daß mit fortschreitender socialer Evolution der Kunstgeschmack gefördert wird, lehrt die neueste Zeit zur Genüge. Auch erhält das Volk jetzt durch die reicheren und zahlreicheren öffentlichen und privaten Bauten, Denkmäler, Bildergallerien, Ausstellungen viel mehr Gelegenheit, einen instinktiv vorhandenen Kunstgeschmack zu entwickeln.

Wir haben uns so lange bei dieser Frage aufgehalten, weil wir der Ueberzeugung sind, daß die Erziehung zur Kunst von ungeheurer ethischer Bedeutung ist und damit in frühester Jugend begonnen werden muß, also durch die Mutter. Das große Losungswort für die Hauskunst heißt demnach die Mütter zu gewinnen. Wer die Mütter zur Kunst erzieht, veredelt das kommende Geschlecht. Beste Gelegenheit dazu bieten, wie gesagt, die mit einer Arbeiterinnenorganisation verbundenen geselligen Zusammenkünfte. Hier hätte die Propaganda einzusetzen mit der Veranstaltung von Vorträgen, Demonstration von Reproductionen, Kunstzeitschriften, gemeinsamem Besuch von Kunst- und Gewerbehallen u. s. w. Hier bietet sich ein wunderbares Wirkungsgebiet für Freunde der Menschheit. Es gilt hier die Unterlassungssünden von Jahrhunderten wieder gut zu machen. Wer jemals einer Volksaufführung mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird sich nicht der Wahrnehmung haben verschließen können, daß hier ungeheure Schätze verborgen liegen. Denn noch sind die Seelen des Volkes wie Blätter, die der rechten Inschrift harren. Da bis jetzt die Meister der Lebenskünste achtlos daran vorüberschritten, schrieben verblendete Fanatiker oder selbstsüchtig ehrgeizige Flammengeister ihre Trugwahrheiten hinein. Zunächst heißt es diese Schrift zu löschen und dann die wieder weiß gewordenen Seiten zu füllen mit sittlicher und wissenschaftlicher Aufklärung und mit der Freude an Natur und Kunst. Zu spät ist es nicht; denn schier unermeßlich ist der Schatz der Volksseele. Es kommt nur darauf an, die Sache richtig anzufassen. Nirgends aber scheint uns der Angriffspunkt aussichtsreicher als bei den Müttern.

Wie Faust laßt uns zu den Müttern hinabsteigen. Laßt uns sie lehren, der Natur und der Kunst gottgesandte Schönheiten zu verstehen, auf daß sie ihr Heim traulich künstlerisch gestalten zur Freude für Auge und Herz, und darin Kinder erziehen zum Sonnenblick. Laßt uns so die Mutter gewinnen, und in unserem Streben wird jeder Keim der socialen Versöhnung enthalten sein. Mögen billige „Weltkenner“ höhnisch lächeln. Wir fragen sie aber: hat auch nur einer von uns Männern, und sei er ein Dichter, sei er ein Prophet, einen Maaßstab, einen wirklichen Begriff für die Fülle aufopfernder Liebe, welche die arme Mutter aus dem Volke so oft für ihr Kind aufwendet? Hier ist absolute Güte: keine Lebensfreude zu kennen, Jugend und Frühling vorbeiziehen zu lassen und arbeiten, immer arbeiten, damit das Kind nicht darbe. Sind das nicht Kräfte von elementarer Gewalt, die im Stillen wirken und deren Ueberkraft ungenutzt bleibt? Sind das nicht Urkräfte wie Winde und Wogen? Die aber streben wir uns dienstbar zu machen. So laßt uns auch die Kraft ausnutzen, die stärker ist als Wind und Wogen — die Kraft der Mutterliebe. Sie allein vermag ja der neuen Generation zu geben die stille, tiefe Ehrfurcht vor Allem, was der Menschengeist zum Heile Aller schuf und sann, und den Sonnenblick fur der Natur heilige Schönheit.

Literatur und Kunst.

Bei Ludwig Knaus.

Von J. Norden.

In der schmalen, stillen Hildebrandstraße, zwischen der buntbewegten Thiergartenstraße und der Königin Augustastraße, der malerischsten, die das an malerischen Reizen so arme Berlin besitzt, liegt „entre cour et jardin“, das schöne Heim, das der deutsche Altmeister der heute so in Mißcredit gekommenen Genremalerei sich erbaut hat. Der arme Glasschleifer- und Optikersohn, der vor 71 Jahren in Wiesbaden das Licht einer Welt erblickte, in der er später so viel Schönes sollte schauen und mit virtuosem Pinsel festhalten dürfen — er lebt in der Reichshauptstadt mitten im Viertel der Finanzgewaltigen und sonstigen upperten. Schon seit Jahren . . Aber Glück und Erfolg sind ihm nicht zu Kopfe gestiegen. Schlicht und bescheiden in seinem ganzen Wesen ist der alte Herr geblieben. Auf's Liebenswürdigste auch empfängt er den neugierigen Schriftsteller, der seine Künstler-Silhouette gern den übrigen anreihen will . . . Draußen tost das Treiben der Vorbereitungen zu dem Christfest. Hier ahnt man nichts davon, von dem Hasten und Hetzen, dem Jagen und Eifern. Wohlige Ruhe, fast feierliche Stille herrscht hier — im Hafen des Glücks . . . Alles von peinlicher Ordnung und Ebenmäßigkeit, Hof und Garten und Haus; Alles blitzblank und sauber in Ausstattung und Einrichtung. Ein Gemisch von bourgeoiser Behaglichkeit und künstlerischer Schönheitsfreude. Im Salon mit dem breiten Erkerfenster, auf dessen Balustrade die eine und andere schöne Vase steht, an den Wänden einige auserlesene Gemälde: „Th. von Kayser“,

„Franz Hals“, „Peter Rubens“, Lukas Cranach“ sind einige von ihnen gezeichnet. Ich bin in ihre Betrachtung vertieft, namentlich in die eines wundervollen Mädchenkopfes von Hals, als aus dem Nebensalon eilige Schritte sich nähern, von der Thür auf den Altan her: der Hausherr war im Garten gewesen; von dort hatte der Diener ihn hineingebeten. Und nun steht sie vor mir, die kleine gedrungene Gestalt mit dem allbekannten Kopf: das erst graumelirte, ziemlich kurz gehaltene Kopfhaar, der gestutzte, auch nur leicht ergraute Bart, die blanken, kleinen, dunkeln Augen, die so lustig unter den aufwärts gestrichenen Brauen hervorblitzen. Man möchte diesen Kopf und die ganze so correct gekleidete Persönlichkeit für alles Andere, als für die eines Künstlers halten, auch wenn man sich diesen schon längst nicht mehr mit wallender Mähne und Sammtpekesche denkt.

Die genußfrohe Behaglichkeit, die das ganze Anwesen zeigt, ist auch für des Hauses Gebieter bezeichnend. Und auch er trägt den Stempel des mit sich Fertigen, Abgeschlossenen: auch seine Kunst ist in dem stillen Hafen des ruhigen Glücks und kampfferner Beschaulichkeit gelandet. Längst schon. Ein beneidenswerthes Dasein: über den Parteien stehend, mit dem Bewußtsein, daß das eigene Lebenswerk Tausenden Freude und Genuß bereitet hat, neidlos Anderen das führende Wort überlassend, am Neuen sich erfreuend und das Wort „jedes Ding hat seine Zeit“ nicht sich zum Schaden, sondern als Anerkennung deutend. Gewiß mit vollstem Recht. Und wenn man das nun diesem Gesichte abliest, dann überzeugt man sich auch davon, daß der Schein trügt und daß in dieser Persönlichkeit mit dem correcten Anzuge und dem Bankier- oder Beamtenkopf ohne Zweifel eine Künstlerseele lebt.

Jetzt huscht ein Schatten über diese freundlichen, milden Züge. Wir hatten am Sonntag zusammenkommen sollen. Da starb so plötzlich Carl Becker und die Bestattung des Freundes und langjährigen akademischen Berufsgenossen war auf eben diesen Sonntag anberaumt worden. So hatte denn Knaus um meinen Besuch schon für den Sonnabend gebeten. Natürlich war gleich davon die Rede. Und da zog der Schatten über das freundliche Antlitz. Wenige Tage vorher erst war ja auch Knaus mit dabei gewesen, als es galt, den Achtzigjährigen zu feiern und zu ehren und jetzt war er beauftragt, eine auswärtige Akademie, deren Ehrenmitglieder sie Beide waren, bei der Trauerfeier auf dem Mathäikirchhof zu vertreten.

„Es kam uns übrigens nicht überraschend,“ — bemerkte der Professor, als wir Platz genommen. „Schon längere Zeit war Becker leidend und an jenem ovationenreichen Dienstage merkte man deutlich, wie angegriffen er war.“

Wir sprachen ein Weniges von des Verstorbenen Entwickelungsgang und wie er einst gegenüber der Cornelius-Schule etwas Neues bedeutete, und wie dann später die deutsche Genremalerei noch wiederholt immer wieder neue Bahnen eingeschlagen habe und er, Knaus, selbst einer der Bahnbrecher gewesen. Ich meinte, daß er ja auch, vor mehr als 50 Jahren, dem Düsseldorfer Akademiedirector Wilhelm von Schadow als ein böser „Secessionist“ gegolten hätte und auf der Akademie seines Bleibens nicht gewesen wäre.

„Ganz so schlimm war es nicht,“ erwiderte er lächelnd, „das ist denn doch vielfach stark übertrieben worden. Aber thatsächlich mußte ich mich schon sehr bald selbstständig zu machen suchen. Aus dem Kurhessischen holte ich mir die Motive, die ich dann in Düsseldorf verarbeitete. Und ich hatte Glück. So konnte ich nach ein paar Jahren schon nach Paris, Anfang der 50er Jahre.“

„Schlossen Sie sich dort an einen Meister an?“

„Nein, ich arbeitete selbstständig auch dort. Auch dort hatte ich bald schon Glück ...“

„Jawohl, der ‚Morgen nach einem Feste‘ trug Ihnen bereits 1853 eine goldene Medaille und das Kreuz der Ehrenlegion ein?“

Knaus nickte mit dem Kopfe und erging sich in Rückerinnerungen an seinen ersten Pariser Aufenthalt, der bekanntlich mehrere Jahre währte. Er denkt gern, sehr gern an ihn zurück. Es war eine glückliche Zeit und eine interessante. Der Kreis deutscher Künstler, der sich dort zusammenfand, war groß und es waren bedeutende Leute. Die meisten von ihnen sind schon längst in's Grab gesunken, so Anselm von Feuerbach, Henneberg und Andere, mit denen der junge Knaus in regem Verkehr stand. Und dann die großen Führer der französischen Kunst damals, Eugène Delacroix, Courbet, die Schule von Barbizon — Daubigny, Dupré, Rousseau, Jean François Millet ꝛc. — Troyon, Rosa Bonheur, Meissonier — viele von ihnen hatte Knaus persönlich gekannt. Für Millet, dem er allerdings persönlich nicht näher getreten war, hatte er ein besonderes Interesse:

„Ich sehe ihn noch vor mir mit seinen langen Haaren und in der Bauerntracht. Wer von uns hätte ahnen können, was man einmal aus ihm machen würde, auf dem Kunstmarkt nämlich. ‚Das Abendläuten‘ — Sie kennen's ja? — suchte damals ein Kunsthändler durchaus unterzubringen; endlich gelang es ihm: ganze 700 Francs erhielt er für das Gemälde, das einige Jahrzehnte später den achthundertfachen Preis erzielte!“

Knaus lächelte, als er dieses bekannte Erlebniß eines Bildes erzählte. Ich bemerkte, daß wohl auch er selbst, wie ja Menzel und andere deutsche Künstler desgleichen, sehr ehrenvolle gewaltige Preissteigerungen der eigenen Werke erlebt haben dürfte und theilte ihm einen Fall mit, der mir bekannt. Seine berühmte Charakterfigur „Ich kann warten“, die 1886 so ziemlich von der Staffelei aus an eine bedeutende, jetzt leider zersprengte Privatsammlung in St. Petersburg verkauft ward, wo der Meister übrigens, ebenso wie in Moskau, sehr viele Freunde zählt, hat bereits Anfang der 90er Jahre bei Wiederverkauf einen Preis von mehr als 15 000 Rubel erzielt — gegen 30 000 Mark! Der Professor schmunzelte. Er wußte übrigens nicht, wo das Bild geblieben sei und erwähnte, man habe ihm gesagt, es sei neulich in München aufgetaucht. Ich bezweifelte das. Das Original dürfte das nicht sein: ein solches Bild könne doch nicht gut so in aller Stille wieder auf einem deutschen Kunstmarkt erscheinen.

„Nun“ — meinte er — „vielleicht war's eine Copie oder Nachahmung, jedenfalls soll es ‚L. Knaus‘ gezeichnet sein. Das ist schon manchem meiner Bilder passirt.“

Die Ruhe, mit der er diese Angelegenheit behandelte, als ob von einer ihn weiter gar nicht berührenden Fälschung oder sonstigen Nachahmung die Rede wäre und nicht von einem seiner Meisterwerke aus der langen Reihe der einzelnen Charakterfiguren, wie der „Starost“, der „Unzufriedene“, der „Invalide“ ꝛc. — erschien mir für ihn auch wieder sehr bezeichnend: was er einmal geschaffen, scheint für ihn seinen Reiz verloren zu haben und das spätere Geschick seines Werkes ist ihm gleichgültig. Mit demselben Gleichmuth erzählte er, welches Vermögen geradezu Goupil, dem er das Reproductionsrecht ein für alle Male verkauft hatte, mit dem Girardet'schen Stich, nach dem wohl bekanntesten und populärsten aller seiner Gemälde, der in Amerika befindlichen „Goldenen Hochzeit“, erworben hatte, während der Preis, den er vom Verleger erhalten hatte, natürlich unvergleichlich viel geringer gewesen war. Und dabei fiel ihm ein, wie ihm Jemand einmal von seinem Neffen erzählt hatte, der zu seiner Hochzeit von sage und schreibe sechs verschiedenen Seiten schön eingerahmt diesen Girardet'schen Stich zum Geschenk erhalten habe. Das Bild war das letzte, das er während seines ersten Pariser Aufenthaltes gemalt hatte, 1859 bekanntlich. So kamen wir wieder auf Paris zu sprechen. Auch Knaus weiß den ganzen Reiz dieser einzigartigen Stadt und ihre hohe culturelle Bedeutung zu schätzen. Aber er zieht dabei das alte Paris, vor der Haußmann'schen Bauperiode, demjenigen vor, das Napoleon III. hinterließ: es sei denn doch noch

malerischer gewesen. Seine Erfahrungen dort waren, wie gesagt, immer sehr gute.

„Die Franzosen sind überhaupt immer allen Fremden gegenüber weit liebenswürdiger gesinnt, als man wohl annimmt. Ja, ja, das weiß ich. Hab's eben selbst erfahren. Aber — sehen Sie — nur muß dieser Fremde auch einen eigenen Charakter haben. Daß man sie so viel nachgeahmt hat und nachahmt — darüber lachen sie; das finden sie sogar abgeschmackt. Ich begreife das. Woher hatte ich in Paris gleich solch' ein Glück? Weil ich eben was Neues, was Eigenes brachte. Nicht etwa die Technik oder die Beobachtung — nein, das deutsche Empfinden, das sie in meinen Bildern fanden, das war's, was sie anerkennen zu müssen glaubten. Auch Böcklin, auch Thoma haben dort Freunde gefunden, d. h. auch sie wurden als was Eigenartiges erkannt und darum geschätzt."

Es lag nahe, nun die Frage aufzuwerfen, was der alte Meister von all' der neuen Kunstbewegung der letzten zwanzig Jahre halte. Er sprach durchaus seine Freude darüber aus; es habe eben „jedes Ding seine Zeit". Mit Allem könne er sich natürlich nicht einverstanden erklären, aber Eugen Bracht z. B. und seine ganze Schule, das sei doch was. Er stellt sie sehr hoch, vornehmlich vom coloristischen Standpunkt aus. Mit liebevollem Blick deutete er dabei auf ein Bild von Bracht, das über dem Sopha einen Ehrenplatz hat: ein älteres Gemälde, feine Abendstimmung, alte, gekrümmte Birken ragen kahl vor dem röthlichen Horizont auf, der links in bräunlichem Strauchwerk sich verliert ... Für die Symbolisten und Mystiker hat Knaus weniger übrig.

Die Lampe in der Hand, geleitete mich der Hausherr in ein kleines Cabinet neben dem Erker-Salon, in dem wir saßen. Auch dort die Wände voll Bilder, unter Anderem namentlich zwei Andreas Achenbach, ein Aranda: „Beim Advocaten", ein subtil ausgeführtes Bild, das auf der Großen Berliner Kunstausstellung seiner Zeit viel bewundert worden, in einem Eckschrein eine kleine Sammlung von Porcellanwerken. Die Wanderung ging weiter: im Gartensalon hängen einige Bildnißarbeiten von Knaus selbst. So konnte ich noch einmal das vortreffliche Bild sehen, in dem er seinen Vater und Schwiegervater bei einer Schachpartie mit einer Grazie der Vortragsweise, mit einer Feinheit der Charakeristik und Schärfe der Beobachtung verewigt hat, die auch bei einem Ludwig Knaus selbst schwerlich ihres Gleichen finden. Gegenüber solch' einem Bilde versteht man erst ganz, wie wenig ihm die naturalistischen Impressionisten von heute an's Herz gewachsen sein mögen. Und doch — zwischen ihnen und ihm klafft ein minder tiefer Abgrund, als zwischen ihm und der Anschauungsweise der Sohn und Schadow einst in Düsseldorf, denen er als ein gefährlicher ketzerischer Neuerer galt. Und — das darf vor Allem nicht vergessen werden — er war damals ein selbstständiger Bahnbrecher; die heutigen „Bahnbrecher" — nun, Knaus wies ja erst unverkennbar auf ihre Quellen und Vorbilder hin ... Als ich ihn so mitten in seinen vier Wänden neben mir hergehen sah, bei diesem und jenem Lieblingsbilde Halt machend, frisch, rüstig, guten Humors, da fragte ich ihn, warum er vor der Zeit aus dem akademischen Senat ausgeschieden sei, ob es Aergerniß gegeben habe, oder was sonst. Er lachte auf und erwiderte:

„Nein, gewiß nicht. Sie haben mich nachgerade genug immer wieder gewählt. Fünfundzwanzig Jahre Senator — das genügt doch wohl! Nein; ich möchte ganz frei sein. Ich möchte noch viel reisen. Vieles habe ich ja noch nicht gesehen — Spanien, der Orient sind mir ganz fremd. Da kann man noch Vieles sich holen. Und dann — sehen Sie, man muß doch auch jüngeren Kräften Platz machen!"

Wie er das so bescheiden und als etwas ganz Selbstverständliches sagte — wirklich, da mußte man den alten Herren so ordentlich lieb gewinnen. Wie viele denken so, wie er und haben dabei kein so bedeutendes Lebenswerk hinter sich, wie Ludwig Knaus? Ich glaube, nicht viele, wohl nur die Allerwenigsten. Nur wer seine Bedeutung selbst abzuschätzen und werthzuschätzen weiß, vermag so zu sprechen ... „Ote-toi que je m'y mette" stößt's und drängt's und schreit's draußen, außerhalb dieses stillen Hafens des Glückes und des Friedens, den ich nun verließ, um wieder unterzutauchen in das Hasten und Hetzen und Jagen und Eifern auf des Lebens hoher See ...

Memoiren eines Pamphletisten.

Von Gustav Dietze.

Der streitbarste Journalist, der je gelebt hat, das menschgewordene Pasquill, wie wir ihn nennen möchten, hat die Erinnerungen seines vielbewegten Lebens niedergeschrieben. In fünf Bänden sind diese „Aventures de ma vie" erschienen, aber der Verleger der deutschen Bearbeitung, R. Lutz in Stuttgart, hat wohl daran gethan, unserem Publicum nur einen zweibändigen Auszug daraus zu bieten, denn das ganze an Wiederholungen und breiten Darstellungen überreiche Werk hat in der Hauptsache nur für französische Leser Werth. Immerhin bleibt noch genug und übergenug Interessantes, um auch einen deutschen Leserkreis lebhaft anzuziehen. Nicht also etwa die Darstellung seiner Preßfeden &c. und innerer französischer Verhältnisse, sondern das Abenteuerliche dieser wilden Journalistenlaufbahn und die weltgeschichtliche Rolle, die Rochefort zu verschiedenen Malen spielen durfte. Wenn wir seine Lebenserinnerungen lesen, so fesseln uns vor Allem die Zeiten seines wüthenden Federkrieges gegen Napoleon III. Ihnen widmet denn auch der große Polemiker einen erheblichen Theil seines Werkes. Nach seiner Jugendgeschichte beginnt der bürgerlich gewordene Graf de Rochefort-Luçay mit seiner journalistischen Campagne gegen das zweite Kaiserreich. Die ersten Nadelstiche erhält von ihm Napoleon III. im „Nain jaune", dem Vorläufer des „Figaro", später im „Charivari". Im „Figaro" folgt er der Weisung des Chefredacteurs Villemessant, seine Feder gehen zu lassen, wie er Lust habe, die Welt auszulachen und sie lachen zu machen. Dies giebt Veranlassung zu Verfolgungen und Duellen und empfiehlt den Verfasser der Aufmerksamkeit des Publicums. Als aber Rogeard seine Schrift: „Les propos de Labiénus" veröffentlicht, worin dieser in Augustus die Züge Napoleons III. zeichnet und diese Flugschrift mächtigen Widerhall findet, da gesteht Rochefort „ohne Scham oder mit Scham", daß er fürchterlich eifersüchtig war über dieses Werkchen, worin die Rache ihre Stimme erhob, und das er unwillkürlich mit den zwar durchsichtigen, aber doch verhältnißmäßig zarten Anspielungen verglich, die er sich in seinen Artikeln erlaubte. Er wird also dreister, bis die Regierung seine Ausschließung aus der Redaction des „Figaro" fordert. Kann er nicht bei Anderen zur Miethe wohnen, so will er ein Blatt gründen, das er allein schreibt, und in dem er auf eigene Rechnung kämpft: die „Lanterne". Als Rochefort die Correctur der ersten Nummer liest, findet er den Inhalt unzusammenhängend und ohne Geist. Er holt das Urtheil Albert Wolff's ein; dieser meint: „Ich sage nicht, daß es schlecht ist, aber Sie haben ganz gewiß schon Besseres geschrieben." Rochefort bleibt dabei, die Nummer sei unter aller Kritik, er will sich nicht lächerlich machen. Die „Lanterne" soll am nächsten Morgen nicht erscheinen. Der Drucker erwidert, es sei alles für den frühen Morgen zum Verkauf bereit. „Wie viel drucken Sie?" fragt ihn Rochefort; Antwort: „15000." — „Aber das ist ja der reine Wahnsinn! 4000 wäre noch zu viel!" Er hat eine schlaflose Nacht. Am anderen Vormittag wagt er kaum auszugehen. Als er um die Mittagszeit sein Restaurant aufsuchen will, sieht er einen Haufen Menschen sich um die

rothen Hefte streiten. In der Druckerei erfährt er, daß man nicht genug drucken konnte, um den Bedarf zu decken: 40000 Exemplare waren schon verkauft, 120000 bestellt.

Der Hof zitterte. „Anstatt mit mir abzufahren wie mit dem Verfasser der Bemerkungen des Labienus, die unendlich viel weniger brutal als die meinigen waren," bemerkt Rochefort, „versuchte der Minister mir mit List beizukommen, beinahe den Geistreichen mit mir zu spielen. Er suchte irgend einen Satz heraus und zwar einen möglichst nichtssagenden, und schickte mir Berichtigungen von einem Umfang, daß sie neun Zehntel einer Nummer der Lanterne einnahmen, so daß ich gezwungen war, anstatt meiner Polemik gegen die Regierung meinen Lesern die Polemik der Regierung gegen mich aufzutischen. Glücklicher Weise blieb mir immer noch genug Platz, dies heuchlerische Vorgehen gebührend zu zeichnen, und der Erfolg meines Blattes hatte nicht darunter zu leiden. Hierauf glaubte Pinard sich als ganz besonderen Staatsmann zu zeigen, indem er den Verkauf auf den Straßen und damit auch in den Zeitungskiosken verbot. Aber obwohl das Heft jetzt nur noch in den Buchhandlungen zu haben war, wurde nicht ein einziges Exemplar weniger verkauft. Und trotz des verhältnißmäßig ungeheuren Preises von vierzig Centimes wurde es in den Werkstätten nicht weniger gelesen als in den Salons und sogar in den Schlössern. Die Arbeiter legten ihre Sous zusammen, und das Heft ging von einer Hand zur andern, oder auch einer las es seinen Genossen laut vor." Und Rochefort erzählt weiter, daß er später nach dem Sturze des Kaiserreichs die seine Person betreffenden Acten mit den Berichten der kaiserlichen Polizeiagenten las. Der wesentliche Inhalt eines Polizeiberichtes war folgender: „Der Erfolg der Lanterne nimmt einen erschreckenden Umfang an. Es ist unbedingt nothwendig geworden, den Schreiber zu kaufen. Aber nicht mit hundertfünfzig oder zweihunderttausend Franken wie so viele andere, sondern mindestens mit fünfzehnhunderttausend oder zwei Millionen. Uebrigens hat er seit seinem Eintritt in den politischen Kampfplatz schon mehr als diese Summe an Ueberwachungsspesen gekostet." Rochefort muß „zu seiner ewigen Beschämung" gestehen, daß dieser polizeiliche Rathschlag keine Folgen gehabt hat und daß er niemals ein Anerbieten erhielt. „Vielleicht erschien der Preis, zu welchem dieser Commissar meine Unterwerfung oder mein Schweigen einschätzte, ein wenig zu gesalzen. Vielleicht dachte man auch höheren Orts — und diese Annahme zieht mein Selbstgefühl vor —, daß ich diesen Bestechungsversuch doch zurückweisen und meinen Lesern schleunigst Nachricht davon geben würde. Thatsache ist es, daß der Artaxerxes des zweiten December sich jeden Vorschlags mir gegenüber enthielt und daß die einzigen Angebinde, die wir austauschten, von meiner Seite in Beleidigungen und von seiner in jahrelangen Gefängnißstrafen bestanden." Seine immer kühneren Ausfälle nöthigen ihn aber schließlich zur Flucht nach Brüssel. Dort erscheint die „Lanterne" weiter und wird nun nach Frankreich eingeschmuggelt.

Als die Neuwahlen von 1869 kamen, wurde er mit 18000 Stimmen in die Kammer gewählt. Seine Rückkehr verursachte eine starke Baisse, der Kaiser zerbrach vor Wuth eine kostbare Vase, und die Kaiserin, die in Egypten die Nachricht von Rochefort's Wahl empfing, fiel in Ohnmacht. Und der Lanternenmann nahm seinen Kampf im radicalen „Rappel" sofort wieder auf. Er hatte dem Kaiserthum den ersten Stoß versetzt, jetzt wollte er ihm den Rest geben. Wie wackelig der Thron war, erkennt man aus folgender Erzählung, für deren Wahrheit wir Rochefort die Verantwortung überlassen. Von abenteuerlicher Gemüthsanlage und im Großen und Ganzen muthig, ging der Kaiser zuweilen noch nach Mitternacht zu einer entzückend schönen Italienerin, der Gräfin Castiglione. Diese Ausgänge ohne Begleitung brachten eine Anzahl junger Leute auf den Gedanken, ihn zu entführen. Diese Entführung hätte um so mehr Aufsehen erregt, als der Decembersieger, wenn sie geglückt wäre, völlig spurlos verschwunden sein würde. Der Plan, der auf den ersten Anblick etwas phantastisch und sogar überspannt anmuthet, scheint Rochefort nicht übel ausgesonnen. Die Verschwörer hatten einen alten Abfuhrwagen gekauft nebst sämmtlichen Werkzeugen, die von den Latrinenreinigern gebraucht werden. In entsprechender Verkleidung warteten sie einige Schritte vom Hause der Frau von Castiglione in einer der auf die Champs-Elysées mündenden Straßen darauf, daß der kaiserliche Liebhaber das Haus betrete oder verlasse. Im Augenblick, wo er aus seinem Wagen stiege oder ihn beträte, sollten sie sich auf ihn stürzen, ihn in den zu seiner Aufnahme geöffneten Behälter hineinstoßen, im Galopp davonfahren und ihn in die große Unrathsammelstelle von La Villette ausleeren. „Dieses tragisch-burleske Ende, das an Heliogabal's Tod erinnert haben würde, der von seinen Prätorianern in den Latrinen seines Palastes erstickt wurde, blieb Napoleon III. durch den Zufall erspart, daß seine Italienerin ihm plötzlich zuwider wurde. Aber drei Nächte hinter einander konnte der Wagen zwei volle Stunden lang fast unter der Thür der reizenden Gräfin halten, ohne daß die diensthabenden Schutzleute sich irgend etwas dabei gedacht hätten. Das unbestimmte Gerücht — ich könnte fast sagen der Geruch — dieses Complotts verbreitete sich durch ganz Paris."

Während des 66er Krieges macht Rochefort mit einigen Collegen einen Ausflug nach dem Rhein und sieht da die siegreiche Armee. „Unsere Fröhlichkeit steigerte sich zu Lachkrämpfen, als wir mehrere Bataillone der preußischen Armee in Parademarsch vorüberziehen sahen. Ich finde in einer Sammlung meiner früheren Artikel ein paar Zeilen wieder, datirt vom 12. September 1866: ‚Deutschland ist in diesem Augenblick das Land, wo man die erstaunlichsten Dinge hört. Als wir in Frankfurt ankamen, sahen wir den General Manteuffel, wie er gerade eine Parade abnahm. Das Besetzungscorps war in voller Ausrüstung; Officiere und Soldaten trugen voll Stolz diese Pickelhaube, die wie ein Gasapparat aussieht. Man läßt sie jeden Morgen exerciren, sagte uns unser Gastwirth im unbefangensten Ton von der Welt, erstlich um die Stadt in Furcht zu halten, dann aber auch, weil diese Regimenter bestimmt sind, eines Tages auf Paris zu marschiren.' Man kann sich denken, wie wir uns bei dieser scherzhaften Erklärung die Seiten hielten; ich beeilte mich, sie in einer Wochenplauderei als ein Müsterchen teutonischer Eitelkeit zu verwenden. Was für ein guter General Bum dieser Manteuffel! Manteuffel auf dem Marsch nach Paris! Und vier Jahre nach diesem militärischen Schauspiel, das uns zu einer unauslöschlichen Heiterkeit veranlaßt hatte, führte dieser nämliche Manteuffel gegen uns die nämlichen Regimenter, die unsere Regimenter schlugen und nach einander Laon, Amiens, Rouen, Dieppe, Paris einnahmen!"

Die bonapartistischen Geschichtsschreiber haben es so dargestellt, als ob der Krieg äußerst populär gewesen und dem Kaiser sozusagen von der Nation aufgedrungen worden sei. Das erklärt Rochefort für eine Unwahrheit. „Der Krieg wurde in Folge einer Hofintrigue erklärt und der Hauptanstifter war der General Bourbaki, der Commandirende der kaiserlichen Garde. Als er erfuhr, daß der Fall Hohenzollern beigelegt wäre, hatte er im Salon der Tuilerien in Gegenwart der Kaiserin ausgerufen: „Wie schade! Ich hätte so gerne den Kaiser an der Spitze seiner Garden in Berlin einziehen lassen!" Auf diese Aeußerung hin hatte die Kaiserin ihren Gemahl, der schon zu Bett gegangen war, wieder aufstehen lassen; die Berathung wurde wieder aufgenommen und der Krieg, der um Mitternacht abgelehnt war, wurde um zwei Uhr Morgens beschlossen. Er war von Anfang an unpopulär und es bedurfte des Aufgebots aller Polizisten und Polizeiwerkzeuge, um mit Siegsgeschrei und Kriegsgesang das Murren zu übertönen, das sich von allen

Seiten erhob. Es ist von großer Wichtigkeit, auf Grund dieser Thatsachen festzustellen, daß das Kaiserreich nicht einmal den Sturm der öffentlichen Meinung als Entschuldigung für seinen wahnsinnigen und unheilvollen Entschluß anführen kann. Gegen unseren Willen und gegen den aller einigermaßen vernünftigen Franzosen hat es den Krieg beschlossen und geführt!" Das Märchen von der großen Begeisterung des französischen Volkes für den Krieg findet sich auch in viel deutschen Geschichtswerken. Daß aber Rochefort's Darstellung richtig ist, ergiebt sich zweifellos aus den Berichten zuverlässiger deutscher Correspondenten und anderer Augenzeugen. In Paris waren sogar Transparente: „Vive la paix!" zu sehen.

Von hinter den Coulissen des Krieges erzählt Rochefort auch sonst noch viel Interessantes. „Ueberall wurden wir geschlagen. Die Revolution grollte in Paris. Die jungen Recruten in Châlons, die man mit Stöcken exerciren ließ, weil man ihnen aus Furcht vor einem Aufstand keine Gewehre in die Hand zu geben wagte, hatten ihre Vorgesetzten geprügelt und gerufen: Hoch die Republik! Man wird sich noch der feierlich in der Kammer verlesenen Lügendepesche erinnern, die uns die Kunde brachte, die weißen Bismarckcürassiere wären in den Steinbrüchen von Jeumont gänzlich aufgerieben. Da diese Steinbrüche von Jeumont gar nicht existirten, so konnten folglich auch keine weißen oder rothen Cürassiere darin aufgerieben sein. Aber die dumme Kammermehrheit empfing mit rasendem Beifall diese Nachricht, deren Falschheit so leicht hätte festgestellt werden können, da man nur eine Generalstabskarte anzusehen brauchte, und die öffentlichen Gebäude erstrahlten in einer Illumination, die man eine Stunde darauf wieder auslöschen mußte. Unsere ununterbrochenen Niederlagen hatten nicht nur erwiesen, daß uns die Preußen an Zahl weit überlegen waren, sondern auch die Unerfahrenheit, Unwissenheit und klägliche Ohnmacht unserer meisten Generale in ein trauriges Licht gestellt. Wenige Augenblicke, bevor er sich bei Wörth nach Noten klopfen ließ, rief Mac Mahon ganz vergnügt: „So, Ihr Herren Preußen, jetzt hab' ich Euch!" Um einen schwachen Begriff von der Tactik zu geben, von der Napoleon sein Heil erwartete, möchte ich eine in den Tuilerien aufgefundene Depesche hier mittheilen: „Der Kaiser an den Kriegsminister: Ihre Depesche erhalten. Wir marschiren morgen auf Montmédy. Um den Feind irre zu führen, lassen Sie in's Blatt setzen, daß wir mit hundertfünfzigtausend Mann auf Saint-Dizier rücken." Hat man wohl je von einer solchen Kriegslist gehört, daß in eine Pariser Zeitung eine Nachricht gebracht wird, um den Feind, der in Lothringen im Felde steht, zu täuschen? Als wenn Prinz Friedrich Karl seine Nachrichten über die Bewegungen unseres Heeres dem „Officiel" zu entnehmen pflegte! In einer anderen Depesche erklärt die Kaiserin ihrem Gemahl, der General von Failly habe sich seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt und müsse durch den General von Wimpffen ersetzt werden. Und der gute Trottel antwortete: „Einverstanden mit Wimpffen an Stelle Failly's." Man stelle sich vor, daß Josephine an Napoleon I. geschrieben: „Ich finde, bei Austerlitz war Bernadotte unzulänglich; man müßte ihn durch Davout ersetzen" und daß Napoleon darauf geantwortet hätte: „Um Dir einen Gefallen zu thun, habe ich Bernadotte's Stelle an Davout gegeben." Unwille und Ekel stieg in uns Allen auf. Louis Bonaparte war klug, daß er bei der Armee blieb, zu der er abgegangen war. Wäre er so unvorsichtig gewesen, nach Paris zurückzukommen, so hätte man ihn auf der Stelle gelyncht, wie in Amerika einen Neger, der eine Weiße vergewaltigt hat."

Rochefort's Schattenseite erkennt man, so bald er, aus der journalistischen Agitation heraustretend, die Rolle des Volkstribunen übernimmt. Für den parlamentarischen Kampf fehlt ihm jede Rednergabe. „Obwohl ich gern plaudere und oft sogar ein wenig redselig bin," sagt er von sich selbst, „so schnürt es mir thatsächlich die Kehle wie vor Angst zusammen, wenn ich aufstehend meine Ansichten vor einer Menschenversammlung auseinander setzen muß. Ich kann mich daher nie so ausdrücken, wie ich möchte." Gleichwohl ließ er sich während der Belagerung in die provisorische Regierung wählen, bekam aber bald genug Streit mit seinen eifersüchtigen Collegen und nahm seinen Abschied. Von der Zerfahrenheit, die in diesem Ministerium und in den obersten Behörden der Landesvertheidigung herrschte, giebt er köstliche Proben. Favre und alle die anderen Minister dachten nur immer an ihren persönlichen Vortheil. Man haschte nach Titeln, Orden, Ehren, hohen Gehältern. „Eines Tages beim Frühstück schlug Garnier-Pagès vor, wir sollten uns alle zu Großkreuzen der Ehrenlegion ernennen. Wirklich stellte er am nächsten Tage den Antrag, und wäre ich nicht beinahe auf den Tisch gesprungen, so wäre dieser wahrhaftig durchgegangen; die Folge wäre gewesen, daß einige Monate später die Versailler Regierung das Kriegsgericht über mich aus lauter Marschällen von Frankreich hätte bestellen müssen. Die würden mich übrigens in Erinnerung an Napoleon, dem sie ihren Stab verdankten, ohne allen Zweifel einstimmig zum Tode verurtheilt haben. Meine geringe Vorliebe für die Blechwaaren hat mir also wahrscheinlich das Leben gerettet. Ich erlaubte mir gegen den armen alten Garnier-Pagès die härtesten Ausdrücke: „Der Augenblick ist zu schmerzlich, als daß wir uns wie Hanswürste herausstaffiren dürften" sagte ich grob. Damit war die Sache erledigt." Rochefort erzählt auch von Bazaine's Absichten, das bonapartische Kaiserreich wieder aufzurichten. „Die Unterhandlungen waren schon in vollem Gang zwischen der geflüchteten Kaiserin in London, Bazaine, der in Metz befehligte, und dem Prinzen Friedrich Karl, der es belagerte. Es ist lange unbekannt gewesen, und viele Leute wissen es noch jetzt nicht, daß Bourbaki der Hauptagent Bazaine's und der Unterhändler zwischen der Spanierin in Chislehurst und dem Prinzen war. Im Einverständniß mit dem preußischen Heerführer verließ Bourbaki Metz als Krankenpfleger verkleidet und fand auch später das größte Entgegenkommen, um die Verschwörung anzuzetteln, die Louis Bonaparte in die Tuilerien zurückführen sollte. Diese Berufssoldaten müssen thatsächlich wahnsinnig gewesen sein, daß sie sich einbilden konnten, Napoleon III., dessen Stellung schon vor dem Kriege so schwer erschüttert war, würde nach der Niederlage ohne Weiteres wieder den Thron besteigen können, und mit ihm seine Frau Gemahlin, der doch unser Kriegsunglück in erster Linie zuzuschreiben war. Aber so sind einmal diese Kasernentyrannen: sie denken immer, man könne der öffentlichen Meinung mit dem Säbel den Weg weisen, da das letzte Wort doch stets von den Bajonetten gesprochen werde." An der Hand dieses genauen und temperamentvollen, wenn auch in seinem Hasse nicht immer zuverlässigen Beobachters machen wir alle Schrecken der Belagerung durch. Etwa um den 12. October herum, begann die Lebensmittelfrage schon sehr beunruhigend zu werden. Man schlachtete täglich dreihundert Pferde, und um mit gutem Beispiel voranzugehen, setzten sich die Regenten im Stadthaus fast ausschließlich auf Roßfleischkost. Aber obgleich man Rochefort die besten Stücke, hauptsächlich aus der Lende, überließ, drehte sich beim bloßen Anblick sein Magen um, und er aß noch lieber sein Brod ganz trocken — d. h. so lange es noch Brod gab. Von Tag zu Tag wurde in ihm die Ueberzeugung immer stärker, daß die sogenannte Organisation der Vertheidigung von Paris nur ein Possenspiel war, und ein tragikomischer Vorfall machte ihm seinen Aufenthalt im Stadthaus vollends unerträglich. Jules Favre war zwei Tage lang nicht zu den Sitzungen erschienen, und Rochefort fragte, übrigens ohne böse Nebenabsicht, nach der Ursache seiner Abwesenheit. „Ach, er ist nicht ganz wohl!" antwortete Ernest Picard. Am nächsten Tag saß er wieder auf seinem Platz im Rathe, und man erfuhr, daß er in Ferrières gewesen war

und mit Bismarck eine Zusammenkunft gehabt hatte, die man vor Rochefort allein geheim gehalten hatte. „Meine Collegen hatten gedacht, ich würde mich in den kräftigsten Ausdrücken gegen einen solchen Schritt erklären, und hatten es für erlaubt und vor allen Dingen für bequem befunden, mir ihn zu verheimlichen. So war ich also als Mitglied der Regierung für eine Handlung verantwortlich, die ich nicht kannte, für die ich aber dem Lande gegenüber trotzdem einstehen mußte. Ich wollte keinen Lärm schlagen, um nicht den Herren, die mich in solcher Weise hintergangen hatten, eine Strafe von Seiten des Volkes zuzuziehen, die fürchterlich gewesen wäre, wenn ich nur gewollt hätte. Aber augenblicklich stand in mir der Entschluß unumstößlich fest, mich von einer Gemeinschaft loszusagen, die mich derartigen Bloßstellungen ausgesetzt hatte."

Zu den Schrecken des Bombardements kam noch die leidigste Spionenriecherei hinzu, die seit der Uebergabe von Metz täglich schlimmer wurde. Eines Tages trat in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, wo die Sitzungen der Barrikadencommission stattfanden, eine Abordnung von Bürgern, um Rochefort zu melden, daß sie einen Deutschen verhaftet hätten, der einen Plan von Paris aufgenommen und auf der Polizeiwache es gewagt hätte, sich auf ihn zu berufen. Sie legten in seine Hände das Schicksal dieses Spions und zugleich einen Brief, den er ihnen an Rochefort mitgegeben hatte und der folgendermaßen lautete: „Mein lieber Freund! Der Polizeicommissar des achten Bezirkes hat mich gefangen genommen und will mich durchaus sofort auf seinem Bureau als preußischen Spion erschießen lassen, unter dem Vorgeben, daß ich französisch mit englischem Accent spreche. Sie wären sehr freundlich, wenn Sie diesem Beamten klar machen wollten, daß es nie zu meinen Liebhabereien gehört hat, für den König von Preußen zu arbeiten. Ihr Silvio Pellico Cham." Nur mit Mühe gelang es Rochefort, seine Besucher zu überzeugen, daß ihr Gefangener ja sein Freund, der berühmte Zeichner vom Charivari, und ein ebenso guter Franzose als er selbst sei. „Aber ‚Cham' ist doch ein deutscher Name," sagte einer von ihnen. „Ich bitte sehr," antwortete ich, „es ist ein biblischer Name.*) Cham war einer von Noah's Söhnen und zu jener Zeit gab es noch keine Preußen." Man mußte also den berühmten Caricaturisten loslassen. Cham besuchte den Freund gleich nach seiner Befreiung und erzählte ihm, man habe ihn am Kragen genommen, als er eine Bleistiftzeichnung von einem Weibe machte, das in Nationalgardenuniform mit Käppi und Patronentasche vorüberging.

Am Schlimmsten von allen kommt General Trochu bei Rochefort weg. Dieser clericale Gamaschenheld brachte es sogar fertig, in einer berühmt gewordenen Proclamation die Stadt Paris unter den Schutz der heiligen Genoveva zu stellen, wie späterhin die „clericalen Mordgesellen" Frankreich dem Heiligen Herzen Jesu weihten. Der fromme General hatte schon heimlich seinen Aufruf in die Staatsdruckerei geschickt, doch der Entwurf war Jules Favre zu Gesicht gekommen und dieser sandte schleunigst hin und ließ den Druck einstellen, indem er Trochu erklärte, wenn er einen solchen Wahnwitz veröffentlichte, würde sofort die ganze Regierung ihre Entlassung einreichen. Aber schließlich mußte doch ein großer Schlag geschehen. Die Regierung ließ durch Jules Favre, der darauf brannte, sich durch irgend etwas hervorzuthun, und wäre es auch eine Niederlage, dem Kriegsrath vorschlagen, Alles auf eine Karte zu setzen und mit zweihunderttausend Mann sich auf die feindlichen Linien zu stürzen. „Zweihunderttausend Mann!" antwortete Ducrot, „das wäre ausgezeichnet, wenn sie zuverlässig wären. Aber bei den ersten Kanonenschüssen würde die eine Hälfte ausreißen und in fünf Minuten würde der Rest ihnen folgen." Wenn die Soldaten kein Vertrauen zu den Generalen hatten, so rechneten diese, wie man sieht, ebenso wenig auf ihre Leute. Die Neigung, der unerträglichen Lage ein Ende zu machen, und wäre es um den Preis der Capitulation gewesen, war also allgemein. Aber von Tag zu Tag schoben die Mitglieder der Regierung diese Lösung hinaus, weil sie einen Aufruhr des Volkes fürchteten. Sie hatten vor den preußischen Geschützen immer noch weniger Angst als vor den Pariser Flinten, meint Rochefort. Aber auch er hat seine Marotte z. B. Garibaldi. Er ist persönlich fest überzeugt, wenn dieser Held, der mit einer Hand voll Menschen „so Herrliches" vollbracht hatte, dreimalhunderttausend Mann zur Verfügung gehabt hätte, so würden die Ereignisse vielleicht eine ganz andere Wendung genommen haben. „Ich habe mir oft den bitteren Vorwurf gemacht, daß ich nicht bei Trochu's Antwort auf Garibaldi's Anerbieten meinen Collegen von der Regierung das Ultimatum gestellt habe: Entweder wird Garibaldi an die Spitze der Volkstruppen, also der Mobil- und der Nationalgarde gestellt, oder ich trete sofort zurück und behalte mir vor, der Pariser Bevölkerung die Gründe dieses Schrittes auseinanderzusetzen. Ich übertreibe nicht und die noch lebenden Mitglieder der Nationalvertheidigung wissen es ebenso gut wie ich: Damals war ich der Meister und auf meiner Anwesenheit in ihrer Mitte beruhte fast allein ihre Sicherheit. Auf die Nachricht von meiner Amtsniederlegung wären sie hinweggefegt worden und an ihrer Stelle hätte sich eine revolutionäre Junta gebildet, die übrigens ebenso viele Rechte auf Ausübung der Gewalt gehabt hätte, als die unsere, die sich ja auch lediglich aus eigener Machtvollkommenheit ernannt hatte. Ich bedauerte später sehr, daß ich nicht der ersten Eingebung gefolgt war. Ich war vor den Folgen zurückgeschreckt, die in diesem Augenblick, wo unser ganzes Heil auf Einigkeit zu beruhen schien, ein offener Bruch haben mußte. Leider gab die Einigkeit sich nur in Trägheit und Ohnmacht kund, und die Capitulation und später der Bürgerkrieg blieben uns doch nicht erspart."

Wie mit den Collegen von der Landesvertheidigung, so überwarf sich Rochefort nach dem Fall von Paris auch mit der Regierung der Commune, der er nur ganz kurze Zeit angehörte. In seinen Erinnerungen vertheidigt er seine damalige Haltung, leugnet seine Theilnahme an der Niederreißung der Vendôme-Säule und des Thiers'schen Hauses, aber es ist doch sicher, daß seine Artikel überaus aufreizend wirkten. Andererseits stand er den Mordbrennereien und Hinrichtungen persönlich ganz ferne. Im Gegentheil saß er bald zwischen zwei Stühlen. Um nicht von seinen Commune-Freunden erschossen zu werden oder der Versailler Regierung beim Sturm auf Paris in die Hände zu fallen, beschloß er zu fliehen und wurde in Meaux gefangen genommen. Hier erzählt er eine merkwürdige Geschichte.

„Der preußische Commandirende in Meaux war fast schon ein alter Herr mit weißem Schnurrbart, der mich an den König Wilhelm erinnerte, welchen ich mehrere Male in Baden-Baden gesehen hatte. Sein polterndes Auftreten, sein harter Blick brachten mich zuerst auf den etwas abgeschmackten Gedanken, daß er an mir wegen der kriegerischen Politik, die ich während der Belagerung vertreten hatte und wegen meiner Mandatsniederlegung im Augenblick des Friedensabschlusses Rache nehmen wollte und ich sagte bei mir selbst: Er wird mich vielleicht erschießen lassen. Ich hätte mich nicht gründlicher täuschen können, als mit dieser Annahme. Plötzlich veränderte sich sein Gesichtsausdruck, er kam mit einem liebenswürdigen Lächeln auf mich zu und fragte: „Sie sind Herr Henri Rochefort, der ‚berühmte' Verfasser der Lanterne?" Ich bejahte durch ein Kopfnicken, und er fuhr fort: „Sie sind gestern verhaftet worden, ohne daß man mir davon Nachricht gegeben hat. Aber ich allein habe hier zu befehlen. Ich bin der General ... (ich habe den Namen vergessen, der sich übrigens leicht feststellen ließe). Mein Vater hat während der Emigrantenzeit in Coblenz mit Ihrem Großvater ver-

*) „Cham" (spr. Kamm) nennen die Franzosen den von uns Deutschen als „Ham" bezeichneten zweiten Sohn Noah's. Uebrigens war der Zeichner Cham der zweite Sohn eines Grafen de Noé (Noah), woraus sich sein Pseudonym erklärt.

kehrt. Bitte, nehmen Sie meinen Arm. Ich selbst werde Sie aus dem Gefängniß herausführen." Ich dachte eine Minute nach, aber obgleich ich die Hülfe, die mir der preußische General brachte, nicht selbst erbeten hatte, und deßhalb später hätte behaupten können, daß ich nur der Gewalt nachgegeben, so schien es mir doch unerträglich, meine Freiheit einem von jenen Leuten zu verdanken zu haben, die mein Vaterland zerstückelt hatten, und ich antwortete daher meinem Retter: Ich danke Ihnen, mein Herr. Leider darf ich von der Hülfe, die Sie mir vorschlagen, keinen Gebrauch machen. Sie werden sicherlich begreifen, warum nicht." Nach dieser heroischen Pose wurde Rochefort nach Versailles abgeführt und vom Kriegsgerichte als Commune-Mitglied zur Deportation verurtheilt.

Damit ist seine historische Rolle ausgespielt und das Interesse deutscher Leser so gut wie erschöpft. Der nach Thiers' Sturz unter Mac Mahon nach Neu-Caledonien Verschickte entkommt und kehrt nach einem Triumphzuge durch die Vereinigten Staaten nach Europa zurück, nimmt in London, dann in Genf seine Pamphletistenfeder wieder auf, um mit seinen — diesmal republicanischen — Feinden abzurechnen, und zieht nach der Amnestie 1880 wie ein König wieder in sein ihm entgegenjubelndes Paris ein. Und immer neue Preßfehden, Duelle, Verurtheilungen, denn sein Haß ist vom Rachegefühl verdoppelt. Garibaldi, Victor Hugo und Boulanger bilden die kleine Minderheit von hervorragenden Personen, denen der Laternenmann seine Verehrung widmet. Ungemein groß dagegen ist die Zahl Derer, die er haßt. Nach Napoleon haßt er am meisten Morny und die anderen „Prätorianer" — ferner Jules Favre, den „Mann mit dem Tod im Herzen", dann Thiers — den er die „Brillenschlange" und den „bluttriefenden Däumling" nennt wegen seines Strafgerichts gegen die Communards, — aus gleichem Grunde haßt er Gallifet, — dann Mac Mahon; diesem ruft er bei einer Begegnung zu: „Ja, ich bin's, alter Mörder! Du glaubtest wohl, ich würde nicht wieder herauskommen aus den Silos, in denen Du mich wolltest verrecken lassen? Aber heute liegst Du unten, und ich bin obenauf! Und was macht Deine Wunde? Hat sie sich noch immer nicht schließen wollen?" Auch Gambetta, der „Gewürzkrämerssohn und selbst Krämer" ist sein Mann nicht mehr, und für ihn und seinen Anhang prägt Rochefort den Ausdruck „Opportunist". Er enthüllt uns auch das Geheimniß seines Todes. Wie Rochefort erzählt, unterhielt Gambetta außer anderen Liebesverhältnissen auch schon seit seiner frühen Jugend Beziehungen zu einer Frau, die er vielleicht gern losgewesen wäre, die sich aber um so fester an ihn anklammerte, je höher er in seiner Laufbahn als Staatsmann emporstieg. Diese Frau, die von sehr niedriger Herkunft, aber ehrgeizig und sehr entschlossen war, hatte sich zum Mittelpunkt aller Intriguen der Gambetta'schen Umgebung zu machen gewußt. Man hat versichert, daß zwischen ihr und den Hofleuten des Dictators ein förmlicher Vertrag bestanden hätte: Wirkt mit allen Kräften darauf hin, daß Gambetta mich heirathet, dafür verpflichte ich mich, sobald er Präsident der Republik oder Ministerpräsident ist, Denen, die mir beigestanden haben, Ministerportefeuilles zu verschaffen. Man kann sich denken, daß Gambetta's ernstliche Bewerbungen um eine reiche Marquise die Bande in großen Aufruhr brachte, zumal da diese andere Frau den Dictator vielleicht auch einer anderen Gesellschaft zugeführt hätte. Daß er sich einen Korb holte, erfüllte sie daher natürlich mit neuen, frohen Hoffnungen. Vielleicht hätten diese sich auch bald erfüllt, wenn der „Sohn des Colonialwaarenhändlers" nicht die Schwäche gehabt hätte, durchaus mit Damen der großen Welt liebeln zu wollen. Er war der Nachfolger mehrerer Club- und Sportsmänner in den Gunstbezeigungen einer hübschen Gräfin geworden und tröstete sich mit ihr über das Fehlschlagen seiner geplanten reichen Heirath. In dem kleinen Hause in Jardies bei Ville d'Avray traf er sich mit seiner „Neuen". Die „Alte" erhielt Berichte darüber, aber sie täuschte sich in der Person und bildete sich ein, die Verhandlungen mit der Millionenmarquise wären wieder aufgenommen und könnten möglicher Weise doch noch alle ihre Pläne über den Haufen werfen. Eine flüchtige Liebschaft hätte sie ihm ganz gewiß verziehen oder doch wenigstens so gethan. Aber vor der Gefahr, durch eine andere Frau den Mann, den sie schon als ihren Gatten betrachtete, gänzlich zu verlieren, büßte sie alle Besinnung ein. Dieser Irrthum kostete Gambetta das Leben. Die Ariadne, die sich nichts daraus gemacht hätte, hintergangen zu werden, die aber nicht um einer Anderen willen auf immer verlassen werden wollte, machte sich auf nach Jardies und kam dort gerade im psychologischen Augenblick an. Da sie alle Schlüssel zum Hause hatte, überraschte sie die beiden Liebenden, als sie gerade im besten Plaudern waren. Sie schlug ihren Revolver auf die Frau an, nicht auf Gambetta, aber dieser warf sich sehr edelmüthig zwischen seine beiden Geliebten und empfing eine oder nach anderen Berichten zwei Kugeln. „Man konnte die Mörderin nicht verhaften, ohne sehr viele Leute bloß zu stellen, in erster Linie den Ermordeten selbst und in zweiter fast alle Führer der opportunistischen Partei, die durch ihre schmutzigen Winkelzüge und Angelereien den Tod ihres Generals herbeiführten. Und da unter der dritten Republik die Gleichheit vor dem Gesetz genau so viel gilt wie unter Ludwig XV., so erreichten die Gambettisten, indem sie sich auf die „Staatsraison" beriefen, mit leichter Mühe, daß alle gerichtlichen Untersuchungen und Verfolgungen niedergeschlagen wurden. Die Politiker und Finanzgenies gingen sogar noch weiter in ihrer schamlosen Undankbarkeit. Anstatt ihren großen Mann zu rächen, dachten sie nur daran, eine Fabel auszusinnen, um die Mörderin als unschuldig hinzustellen. Ja noch mehr: Da deren ganzes Vermögen aus ihrem Revolver bestand, so thaten sie sich zusammen und setzten ihr eine kleine Rente aus, mit der sie sich in die Verborgenheit zurückziehen mußte und wovon sie noch jetzt ganz behaglich lebt." So die Erzählung Rochefort's.

Seine Rolle in den inneren Zwistigkeiten interessirt uns nur mäßig, aber sie war nicht immer schön. So trägt Rochefort die Hauptschuld daran, daß der „Ulanenkönig" Alphons von Spanien in Paris ausgepfiffen und ausgehöhnt wurde. Besonders verurtheilt er die Besitzergreifung von Tunis und Tonkin, das Frankreich schon so viel Blut und zumal Geld gekostet. Im Jahre 1898 gab Rochefort in einem Intransigeant-Artikel die Summe auf 1500 Millionen an. Er machte damals einen für uns Deutsche interessanten Vorschlag, der vielleicht mehr war, als ein bloßer Leitartikelscherz. Es war gerade nach Faschoda. Rochefort meint, Frankreich und Deutschland sollten sich doch vertragen und gegen England verbünden. Natürlich müßte erst die alte elsaß-lothringische Rechnung beglichen werden. Daß Deutschland die Provinzen freiwillig herausgäbe, sei nicht zu erwarten; aber es träfe sich ja sehr gut, daß Deutschland gerne seinen Colonialbesitz ausdehnen wollte, und daß Frankreich Tonkin abzugeben hätte, das dem Lande bis dahin schon 1500 Millionen gekostet hätte und niemals etwas einbringen, sondern immer nur neue Opfer an Geld und Blut erfordern würde. Dafür sollte Deutschland das französisch sprechende Lothringen herausgeben; das Elsaß könnte es behalten, denn man dürfe zugeben, daß die Elsässer von jeher mehr Deutsche als Franzosen gewesen seien. Für Rochefort ein sehr bemerkenswerthes Zugeständniß.

Der deutsche Uebersetzer konnte nicht umhin, Rochefort's einseitiger und theilweise gehässiger Darstellung des Falles Schnäble zu folgen. Man muß einen Memoirenschreiber auch in seinen Verirrungen nehmen, wie er ist: seine Darstellung hat immerhin den Werth, daß wir sehen, wie die Stimmung in jenem kritischen Zeitpunkt in Frankreich war, und wie tief das Mißtrauen gegen Bismarck und die deutsche Regierung wurzelte, daß man sie der Anzettelung jenes häßlichen Zwischenfalles für fähig hielt. Eine raschere Verurtheilung

des Verhaltens des deutschen Lockspitzels durch die berufenen deutschen Organe würde allerdings wohl angebrachter gewesen sein; auch waren die französischen Gemüther durch Bismarck'sche Herausforderungen schwer gereizt; denn es konnte ihnen nicht angenehm sein, wenn in der Norddeutschen Allgemeinen die deutschen Reisenden fortwährend vor Frankreich als vor einem „wilden Lande" gewarnt wurden.

Noch schlimmer war Rochefort's Eintreten für den traurigen Helden Boulanger, diesen säbelrasselnden Operettengeneral, der beinahe einen Krieg entfesselt hätte und wie ein Clown endete. Rochefort ging mit ihm durch Dick und Dünn und sogar in die Verbannung. Auch in seinen Memoiren vertheidigt er ihn noch. Eben ein schlechter Politiker bis zuletzt.

Feuilleton.

Die Sturmnacht.

Von J. O. Åberg.

Mit Ungestüm brachen sich die dunkelgrünen Wogen an den südlichsten Klippen der Scheren und spritzten ihren blendend weißen Schaum bis zu dem kleinen roth angestrichenen Hause, das auf der Spitze der äußersten Insel lag. Es war eine finstere Herbstnacht; zwischen den Klippen heulte der Sturm und riß zuweilen ganze Torfstücke vom Dache los und schleuderte sie zwischen die Klippen. In der kleinen Stube, wo ein Talglichtchen seinen matten Schein über die ärmliche Einrichtung, ein paar Stühle, ein Bett und eine Kiste, die als Tisch diente, sowie einige Fischergeräthschaften im Winkel warf, saß ganz allein ein Greis mit langem silberweißen Haare. Er war damit beschäftigt, ein Netz auszubessern; aber wenn etwa die Windstöße so heftig wurden, daß das Häuschen in seinen Grundvesten erbebte, dann las er eifrig in der großen Bibel, die vor ihm aufgeschlagen auf der Kiste lag. Lots-Pelle, wie er von seinen Nachbarn, den Fischern auf den nächstliegenden Inseln, genannt wurde, besaß unbeschadet seines hohen Alters noch die Rüstigkeit des Scherenbewohners, aber auch die tiefe Gottesfurcht, die man fast überall bei den muthigen Söhnen des Meeres trifft. Auf ihrem zerbrechlichen Fahrzeuge den wildesten Wogen trotzend, demüthigen sie sich doch mit kindlicher Seele vor dem, der mit einem Worte die Wogen zu glätten vermag.

„Gestern war es still; heute tobt die See aber, wie ich es seit zehn Jahren nicht mehr erlebt habe," seufzte Lots-Pelle und strich sich mit der rauhen Hand über die Augen, wobei er sich schnell erhob. „Heute sind es ja auch gerade zehn Jahre, daß das Schiff, darauf sich mein Erich befand, an der Spitze von Hangö scheiterte. Das war ein gerade so stürmischer Tag wie heute. Ja, er ist fort," fuhr der Alte fort und trocknete sich die Augen, „fort für immer! Wenn er jetzt lebte — —, aber nein, was nützt es, alte Wunden aufzureißen? Er kommt doch nicht wieder."

Mit diesen Worten trat er ans Fenster, das auf die See ging, und blickte hinaus. Ein Blitz nach dem andern erhellte den Himmel; aber eigenthümlich genug färbten sich seine Wangen höher, und seine großen Augen blitzten im Anblick dieser Naturgewalten wie in jungen Tagen. Und seine Gedanken kleideten sich in Worte.

„Ich sah in meinem Leben viele Länder," murmelte er und drückte sein Gesicht an die Fensterscheiben. „Das war eine herrliche Zeit damals, reich an Freuden, wie an Sorgen. Aber seit meine Kairie starb, bin ich daheim geblieben, und manches Schiff habe ich hier durch die Brandung gelootst. Und nun geht es dem Ende zu! Mein Sohn, mein Erich, ach, wenn ich Dich noch einmal wieder zu sehen bekäme! In einer anderen Welt werde ich es gewiß, denn Gott ist gnädig, und — — hu, der grelle Blitz! Aber war es nicht, als bewegte sich draußen auf See was? Großer Gott, wenn es ein Segler wäre! Dann müßte ich hinaus! Mein Leben, was ist das noch sonst werth? Nichts; das ist nur noch gut, dem Leben meiner Mitmenschen geopfert zu werden. — — Ha!" rief der Alte aus, als ein Blitz seinen Schein secundenlang über die empörten Wogen warf, „ein Fahrzeug, ein großes Fahrzeug! Es kämpft gegen den Sturm und wird untergehen, wenn nicht — —." Lots-Pelle brach ab und sank einige Minuten auf den Stuhl nieder, indem er die Hände über der Brust faltete. Er betete. Als er sein Gebet beendigt hatte, sprang er auf und sein muskelstarker Leib streckte sich. In kurzer Zeit war er fertig, den Südwester auf dem Kopfe. „Ich werde sie retten!" murmelte er wieder. „Möge mir der Herr doppelte Kräfte geben!" Es wurde finster in der Stube; Lots-Pelle stürzte hinaus. Zuerst wankte er unter den heftigen Windstößen, aber bald gewann sein Körper die Kraft wieder, und auf dem schmalen, in vielen Windungen hinabführenden Wege eilte er zum Strande, wo sein Boot zwischen zwei mächtigen Steinen festgekeilt lag, die es vor dem Wogenprall schützten.

Draußen auf dem gährenden Wasser wurde ein großes Schiff wie eine Nußschale hin und her geworfen. Die schlanken Masten wurden von zerrissenen Segelfetzen gepeitscht. Bald tauchte das Fahrzeug so tief in die Wogen, daß nur noch die Mastspitzen zu sehen waren, bald wurde es mit fürchterlicher Wucht schnell empor geschleudert, als ob der Beherrscher des Meeres es in seiner Raserei bis in die finsteren Sturmwolken hinauf werfen wollte, weil er es nicht zu sich in die Tiefe hinabzuziehen vermochte. Es krachte in dem gewaltigen Rumpfe, als sollte er alle Minuten aus den Fugen gehen, und dazu heulte der Wind in der Takelage sein wildes Lied. Aber das hatte keinen lähmenden Einfluß auf die rastlose Mannschaft, die, wenn nicht ihr Leben, so doch mindestens das ihrer Obhut anvertraute Schiff retten wollte. Jeder Befehl des Capitäns wurde schnell und pünktlich befolgt; die Leute wußten, daß ihre und des Schiffes Rettung zumeist von ihrer Schnelligkeit und Geistesgegenwart abhing. Am Hauptmaste stand der Capitän, ein wetterfester alter Seelöwe. An seiner Seite hielt sich ein Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, dessen hellblaue Augen aufmerksam auf dem Capitän ruhten, dessen Befehle er mit kräftiger Stimme nachrief. „Capitän," fragte der junge Steuermann, „wo stehen wir jetzt?"

„Nach meiner Berechnung in der Nähe des finnischen Busens."

„Des finnischen Busens!" rief der Jüngling lebhaft aus. „Doch nicht etwa in der Nähe von Hangö?"

„Wo du vor zehn Jahren scheitertest," ergänzte der Capitän. „O, so weit sind wir, glaube ich, nicht gekommen. Freilich hat uns die starke Strömung ein gut Stück von unserem Wege abgeführt; aber — —." Ein flammender Blitz unterbrach den Capitän und beleuchtete zu gleicher Zeit das Deck. Zugleich stürzte eine Welle von hinten über das Schiff und warf es auf die Seite. Der Capitän sprang nach dem Fockmaste; aber wie er das Tau, an dem er sich festhielt, los ließ, wurde er wie eine Feder weggeschleudert. Ein entsetzlicher Angstschrei, — und er war über Bord gespült. Alles war das Werk nur weniger Secunden, und Niemand von der Mannschaft hatte noch etwas davon erfahren, als der junge Steuermann rief: „Capitän über Bord!" Aber jetzt war keine Zeit zur Bestürzung und Trauer. Der Jüngling, zu dem die Matrosen gleiches Vertrauen hegten, wie zu ihrem verlorenen Capitän, übernahm die Leitung. Die Pflicht mußte Allem vorangehen, und Niemand dachte an den Verunglückten mehr, als der Jüngling, der hin und wieder durch seine Seufzer merken ließ, daß er mitten im gefährlichen Kampfe gegen die Elemente doch viel Liebe für den empfand, der lange Jahre an ihm Vaterstelle vertreten hatte.

Die Woge, die den Capitän fortgerissen hatte, war von einer noch gewaltigeren Sturzwelle gefolgt, das Schiff wurde von neuem auf die Seite geworfen und zwar so heftig, daß es in dieser Stellung liegen blieb. Es war ein schrecklicher Augenblick: alle Ordnung drohte sich aufzulösen. Gleichwohl behielt der neue Capitän seine Geistesgegenwart. Mit einer Stimme, die man durch den Sturm hörte, schrie er: „Kappt die Masten!" Die Besatzung schickte sich an, dem Befehle zu gehorchen, und die Aexte waren bereits erhoben, als eine Stimme vom Meere zu ihnen drang. Das einzige Wort, das die erhobenen Arme zurückhielt, war ein langes „Halt!" Die Matrosen sahen den Capitän mit Blicken an, die soviel sagten wie: War das ein menschliches Wesen oder war es ein Geist? Aber der Jüngling war der Erste, der zur Besinnung kam. „Wer bist Du, der Du Dich in diesem Sturme herauswagst?" fragte er mit der ganzen Kraft seiner Stimme.

„Lootse!" hallte die Stimme von draußen.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, ein Tau nach dem Boote zu werfen, glückte es Lots-Pelle, an Bord zu kommen. Ohne ein Wort arbeitete er sich nach dem Steuerrade vorwärts, faßte es mit kräftiger Hand und ertheilte zugleich den Befehl: „Ein Marssegel doppelt gerefft auf den Besanmast!"

„Bist Du verrückt, Alter?" rief der junge Capitän und sprang vor nach dem Rade; „wo in Teufels Namen . . ."

„Das ist der einzige Weg, das Schiff zu retten," antwortete Lots-Pelle scharf und starrte den jungen Steuermann an, der sich ihm zubeugte.

„Ein Marssegel beigesetzt!" commandirte der Jüngling, der die Fassung wieder gewann. Wie die Katzen kletterten ein paar Matrosen hinauf; athemlose Spannung herrschte unter den Seeleuten. Sollte ihren Kameraden der Eingriff wohl glücken? fragten sie sich selbst. Aber bald breitete sich das Marssegel aus, spannte sich an und zwang, so klein es war, das stolze Schiff wieder empor. Hei, wie blitzte es in Lots-Pelles Augen, als er sah, daß das Fahrzeug dem Ruder gehorchte, und bei sich selbst murmelte er: „Nun werde ich mit Gottes Hülfe den Hafen wohl finden."

Das Schiff, von dem kleinen Segel angetrieben, stürmte vorwärts und schien den Wogen, die es vorhin in ihrer Umarmung fast erdrückt, gleichsam entwischen zu wollen. Das Vertrauen der Besatzung zu dem Lotsen wuchs mit jeder Minute und alle stimmten darin überein, daß nur sein Rath sie und das Schiff vor sicherem Untergange errettet hatte. Besonders des jungen Capitäns Dankbarkeit äußerte sich auf die lebhafteste Weise. Er umarmte den Alten und rief: „Nächst Gott habe ich Euch für unsere und des Schiffes Rettung zu danken. Ich möchte gern Euer Gesicht sehen; aber damit muß ich wohl warten, bis es Tag wird. Ist es weit bis nach Eurem Hause?"

„O nein!“ antwortete Lots-Pelle und blickte unverwandt nach dem kleinen Segel, dessen weißes Tuch durch die Dunkelheit leuchtete. „Aber sagt mir,“ fuhr er fort und beugte sich zu dem Gesichte des jungen Mannes, „seid Ihr, soweit ich sehen kann, noch so jung schon Capitän auf diesem großen Fahrzeuge?“

„Nein,“ antwortete der Jüngling betrübt, und dann erzählte er das Unglück, das ihren Capitän dahingerafft hatte. „Aber der alte Ehrenmann soll mir nie aus dem Gedächtniß schwinden, denn ohne ihn wäre ich nicht, was ich bin. Vor zehn Jahren rettete er mich mit Gefahr seines eigenen Lebens an der Spitze von Hangö, und seitdem verlebten wir nicht einen einzigen Tag getrennt von einander. Friede sei seinem Andenken!“

Lots-Pelle räusperte sich und brummte einige unverständliche Worte. Er wollte noch eine Frage stellen und zwar die allerwichtigste; aber die Gefahr, die noch nicht ganz vorbei war, zwang ihn, seine ganze Aufmerksamkeit dem Schiffe zu widmen. Hatte er es so weit geführt, so wollte er es auch in Sicherheit bringen. Das war seine Pflicht.

— — — Als die ersten Strahlen der Morgensonne zwischen den Wolken hervorbrachen, kam das wackere Schiff in ruhigeres Fahrwasser. Lots-Pelle hatte es zwischen die Klippen von Domarskär geführt. „Fünfzehn Fuß,“ rief der Mann an Steuerbord, — — vierzehn —!“

„Den Anker nieder!“ commandirte Lots-Pelle und warf das Rad herum, so daß das Schiff unmittelbar gegen den Wind lief, einige Minuten still stand und dann rückwärts arbeitete, bis sein Anker den Grund faßte. Und ein Seufzer der Erleichterung hob die Brust des Alten, und mit triumphirendem Stolze schweifte sein Blick hinaus über das stürmende Meer, aus dessen räuberischen Armen er die Beute gerettet hatte. Und er hatte ein Recht, stolz auf seinen Sieg zu sein, denn das war einer der schwersten gewesen. Die Sonne ging auf und goß ihr goldenes Licht über Wasser und Land; der Herbstmorgen war schön wie eine Friedensbotschaft nach einem Tage des Sturmes.

Droben auf der südlichsten Spitze der Klippe war Lots-Pelles kleines Häuschen sichtbar, in der Morgensonne schimmernd, und der Alte fühlte sich gerührt, da seine Augen darauf fielen. Mit über der Brust gekreuzten Armen stand er am Reling des Backbords; er rührte sich nicht, und sein Blick war unverwandt auf seine kleine Insel geheftet. Woran er jetzt dachte, davon sagte er Keinem ein Wort. Er merkte auch nicht, wie der junge Capitän, als er mit leisen Schritten das Deck betrat, stutzte, wie sein Antlitz die Farbe wechselte, wie er sich die Augen rieb, wie um sich von der Erscheinung zu befreien, die er beim Anblick der kleinen Hütte droben auf der Klippe zu sehen glaubte; und endlich, wie seine Blicke sich mit einem ganz eigenen Ausdrucke auf den alten Lotsen hefteten. Er erwachte erst wieder zur Besinnung, als er ein Paar Arme sich um seinen Hals schlingen fühlte und eine männliche Stimme hörte, welche die Worte lispelte: „Mein Vater, mein geliebter Vater!“ —

Diesen Winter herrschte Freude und Frieden in Lots-Pelles Häuschen, und viele, viele Male priesen Vater und Sohn die höhere Macht, welche sie nach zehn langen Jahren der Trennung unter so eigenthümlichen Verhältnissen in jener Sturmnacht wieder vereinigt hatte.

Aus der Hauptstadt.

Bravo links, bravo rechts.

Der jüngste Ritter des Schwarzen Adlerordens setzt unermüdlich seinen Siegeslauf fort, und es ist gar nicht abzusehen, welche Ehren sich im Laufe dieses Jahres noch alle auf seinem Haupte sammeln werden. Im Laufe dieses Jahres. Denn Bernhard Graf Bülow hat Ursache, sich zu beeilen. Er gehört zu den schnelllebigen Menschen. Sein Ruhm wird vermuthlich den Sylvesterpunsch von 1901 nicht überdauern. Aber bis dahin ist eine lange Frist, und der thätige Mann, der die Großen zu nehmen versteht und die Kleinen desgleichen, kann bis dahin sein politisches Programm verwirklicht, sein Ziel erreicht haben. Schade, daß es nicht möglich war, wenigstens den Rhein-Elbe Canal bis zum 17. Januar in beiden Häusern des Landtages durchzudrücken. Nun ist Bernhard Bülow nicht unter den Glücklichen, die am Morgen des Achtzehnten als armselige Barone oder in ähnlicher Roture-Charge aufwachten, sich aber schon zum Diner als Gefürstete nieder setzten. Er und die Actionäre der Cementfabriken müssen noch Geduld üben, lächelnde Geduld. Indessen, sie haben's dazu. Sie sind nicht sonderlich pressirt. Ist ihnen doch der Triumph sicher — denn der Canal kommt.

Theodor Barth, der die Nation der Internationalen beherrscht, hat in einem von heftigen Verdauungsbeschwerden zeugenden Aufsatze die lächerlichen Ausgeburten agrarischer Phantasie verhöhnt, denen zufolge sein verwöhnter Liebling Bernhard Bülow mit den Häuptlingen der Conservativen bereits handelseinig sein sollte. So leichtfertig, meinte der künftige Chefredacteur Lessing's, und so naiv sei ein Bülow nicht. Ihm secundirte Tag für Tag sein kommendes Blatt, die königlich privilegirte Vossische Zeitung. An dem Grafen Bülow, behauptete sie, hätten die schändlichen Brodwucherer endlich den unerschütterlich festen Fels gefunden. Bis hierher und nicht weiter. Hier würden sich legen ihre stolzen Wellen. Deutschland habe wieder einen Reichskanzler, Preußen einen Ministerpräsidenten, ein Mann stehe wieder an der Spitze der Geschäfte. Das große M, das all die Jahre hindurch heimlich und tückisch den umfassenden Reformplänen seiner Majestät opponirt, den Bau des Canals verhindert, die Handelsverträge arglistig befehdet und in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt habe, Johannes Miquel gehöre jetzt endgiltig zu den Abgedankten. Nur eins sei ihm noch freigestellt worden: die Wahl der Rumpelkammer, wohin er verschwinden wolle. Hell umklang das Bravo der Linken den geliebten neuen Staatsleiter, dem man das Acrobaten-Kunststück zutraute, mit 13 freisinnigen Vereinigungs-Gentlemen im Reichstage und 6 im Preußischen Abgeordnetenhause die Agrarier zu Boden zu schmettern und eine neue börsenliberale, bis auf die Knochen freihändlerische Wirthschafts-Aera heraufzuführen. Es verging keine Abendnummer, die nicht zärtliche Feuilletons über den Vergötterten und seine Marchesa brachte. Wir erfuhren, daß Lenbach die Frage offen gelassen habe, wer von beiden, Bismarck oder Bülow, bedeutender aussehe; wir erfuhren aber auch, daß Bülow den Bismarck jedenfalls durch den Besitz reizender Grübchen übertreffe. Und man weiß, wie unentbehrlich Grübchen für die Physiognomie eines Ministerpräsidenten sind. Graf Bülow erfreute sich der sehnenden Liebe des hoffnungstrunkenen Freisinns fast in noch höherem Maße als seine Vorgänger Caprivi und Hohenlohe. Und die Flitterwochen-Stimmung nahm kein Ende, so harte Enttäuschungen auch niederprasselten. Nur kühl und geschäftsmäßig sprach die Thronrede vom Canal; der gelle Trompetenton, den man mit Zuversicht erwartet hatte, blieb aus. Kein Angriff, kein klingendes Spiel. Nichtsdestoweniger folgte jubelndes Bravo links den eisigen Worten, und jubelndes Bravo links begrüßte Bülow's Programmrede, aus der doch ganz deutlich hervorging, daß er die 389 Millionen für das Canalwerk allein von den Conservativen annehmen werde.

Wem in dieser Zeit, deren Lebensäußerungen durchweg reine, abgezogene Satire sind, das allzu wohlfeile Satirenschreiben nicht widersteht, der hat bloß nöthig, die Hauptstücke des Bülow'schen Meister speeches in der preußischen Kammer neben einander zu stellen. Jedes Wort des Gewaltigen ward mit beifälligem Kopfnicken aufgenommen. Bald gab die Rechte, bald die Linke ihrer Bewunderung Ausdruck. Vierundzwanzig Stunden später entspann sich sogar ein wildrasender Zeitungskrieg über die bedeutsame Frage, ob der Herr Graf von gesichertem oder gesteigertem Zollschutz gesprochen habe. Eins ist so gleichgiltig wie das andere, eins so zweideutig und unzweideutig wie das andere. Und doch klammerte sich der Liberalismus noch einmal mit verzweifelter Zähigkeit an die Rockschöße des Ungetreuen. Er konnte es nicht glauben, daß auch diese Hoffnung getrogen haben sollte. Wie ein Höfling aus Nero's Gefolge, der genau weiß, daß sein Todesurtheil schon gefällt ist, klatschte er grade deßhalb doppelt begeistert in die Hände, sobald der kaiserliche Sänger die Lyra sinken ließ. Schoß ihm doch der Gedanke durch das arme Hirn, sein lautes Beifallstoben, seine offenkundige, inbrünstige Hingebung könne den Cäsar noch in letzter Stunde versöhnen und ihn bewegen, den zitternden Verurtheilten geschmeichelt an's Herz zu ziehen.

Für den Grafen Bülow erwächst aus den spottbilligen Triumphen, die man ihm unausgesetzt hüben wie drüben bereitet, die ernste Gefahr, alle wirklichen Schwierigkeiten der Lage zu vergessen und nicht nur das

eigene Verderben, sondern auch, was am Ende wichtiger ist, eine schwere Schädigung des Landes herbeizuführen. Die Parteien, die pflichtgemäß jede Vorlage auf ihre innere Bedeutung und Berechtigung prüfen sollten, und das ganz besonders, wenn eine Summe von 389 Millionen Mark verlangt wird, betrachten ihre Zustimmung zum Canalbau entweder als wichtiges Tauschobject oder als eine Gelegenheit, sich lieb Kind zu machen. Ueber die technische Durchführbarkeit des Mittelland-Wasserweges und über andere Bedenken, die sich dem Project auch in seiner heutigen Form entgegenstellen, wird noch ausführlich zu sprechen sein. Einstweilen machen die für ihn in's Feld geführten Gründe keinen stärkeren, eher einen fadenscheinigeren Eindruck als vordem, und die Aufrechnung der militärisch-strategischen Vortheile, die er im Kriegsfalle bieten soll, wirkt mit aller, unverminderter Komik. Der Mittelland-Canal hat nach wie vor fatale Aehnlichkeit mit den Marscanälen Schiaparelli's, deren Sinn und Zweck wir Sublunaren auch nicht erkennen. Nur daß die Marscanäle wenigstens Wasser zu führen scheinen, während das bei dem Mittelland-Canal noch keineswegs sicher ist. Immerhin, eine Möglichkeit liegt vor, daß die Berliner Regierung diesmal besser als im Jahre 1899 gerüstet und wohl im Stande ist, erhobene Einwürfe zu entkräften. Daß die Frage gestellt, daß darauf präcise und beruhigende Antworten ertheilt werden, ist die Aufgabe der parlamentarischen Berathung. Will man dagegen ein preußisches Culturproblem ersten Ranges zum Schacherartikel machen, betrachtet man jedes Ja als eine persönliche Gefälligkeit, die dem liebenswürdigen Grafen Bülow erwiesen wird und darauf berechnet ist, ihn bei guter Laune zu erhalten, dann verdirbt man Charakter und Talent des Ministerpräsidenten. Macht man ihm dann doch alle ernste Arbeit zum tändelnden Spiele und entwöhnt ihn des strengen politischen Waffenhandwerkes. Daß eine derartige Behandlung des Canalstreites gleichzeitig ein unverzeihlicher Verrath an den wirthschaftlichen und finanziellen Interessen des Vaterlandes ist, sei nur nebenbei bemerkt. Mit Argumenten, die auf diesem Gebiete liegen, erschüttert man heute ja keine sogenannte Ueberzeugung mehr.

Bedarf die deutsche Landwirthschaft eines ausgiebigeren Zollschutzes als bisher, und führt sie den Beweis, daß sie verloren ist ohne ihn, so hat die Regierung, wenn anders sie ihre Pflichten kennt, der Bedrängten unverzüglich Hülfe zu leisten. Es sei denn, sie wolle die rasche Entwickelung Deutschlands zum Industriestaate begünstigen, den Osten veröden lassen und die Wohlfahrt der Nation wie ein va banque-Spieler auf eine Karte setzen, zumal auf die gefährliche Karte einer phantastischen Exportpolitik, deren hilflosen Zusammenbruch jeder Tag bringen kann. Die Regierung Wilhelm's II., der ausdrücklich und wiederholt mit aller Feierlichkeit erklärt hat, Landwirthschaft und Industrie seien ihm gleich lieb, die Regierung eines solchen Monarchen sieht ihren Weg klar vorgezeichnet. Und würde ihr neben dem Mittelland-Canal von den Conservativen der Etat zusammt den Ministergehältern abgelehnt — sie dürfte doch nicht zögern, die verhängnißvollen Mißgriffe des Caprivismus wieder gut zu machen. So wenig ein Bravo rechts oder links ihre Politik bestimmen darf, so wenig ein Freundschafts-Geschenk von der Rechten oder der Linken.

Prinz Vogelfrei.

Notizen.

Römische Augenblicksbilder. Von Albert Zacher. (Oldenburg, Schulze.) Nicht die herkömmlichen römischen Abhandlungen und Feuilletons, die uns nach Goethe, Stahr und Allmers vom alten und vom päpstlichen Rom, sowie vom Rom des Mittelalters und der Renaissance oder vom nachpäpstlichen Rom erzählen, sondern die unmittelbare frisch pulsirende Gegenwart, wie sie sich im täglichen Leben und Verkehr auf der Straße und in den vier Wänden, in allen Gesellschaftsklassen, in der Familie, in den Theatern, im Parlament, in den Redactionen, in den Restaurationen und Osterien abspielt, in fesselnden, farbenbunten, naturechten Momentaufnahmen. Der Verfasser ist Correspondent der Frankfurter Zeitung, ein starkes und echtes journalistisches Talent, das sich nicht lange mit stilistischen Kunststücken und künstlerischer Ausarbeitung aufhält, sondern frisch und rasch seine faits divers vom Tage und für den Tag hinwirft. In anspruchsvoller Buchform sehen diese gesammelten Artikelchen etwas curios aus, aber es sind doch auch feinere Sachen darunter, und überall besticht die blitzschnelle Auffassung und frappante Wiedergabe des Augenblicks. Wir lernen hier das intime Rom der Bureaukraten, der um Messen bettelnden Laienpriester, der Künstler und Fremden, besonders der frosci, wie der stolze Römer die deutschen Barbaren schimpft, eine ganz neue und nur wenig bekannte Ewige Stadt genau kennen.

Der Kampf zwischen Mensch und Thier. Von Karl Eckstein. (Leipzig, B. G. Teubner.) In Bildern und Schilderungen Episoden aus dem Kampfe des Jägers, der Fleisch- und Pelzthiere jagt, während der Hirte zum Vertheidigungskampfe durch die Angriffe des Raubthieres gezwungen wird. Auch der Fischer, der Land- und Forstwirth kämpft gegen eine große Zahl meist kleiner, versteckter, heimtückischer Feinde aus verschiedenen Thiergruppen, zumal gegen Säuger, Würmer und Insecten. Nicht zu vergessen ist schließlich der Kampf aller Menschen gegen die „giftigen" Thiere und die Parasiten. Die Kampfmittel, welche von beiden Gegnern angewendet werden, werden geschildert. Wie der Kampf schwankt, wie der Mensch häufig Freund und Feind nicht zu unterscheiden vermag, die ersteren, d. h. die nützlichen Thiere, der Vernichtung durch andere preisgiebt oder gar selbst verfolgt, weiß der Verfasser an einzelnen treffenden Beispielen nach und führt uns so in interessanter Schilderung ein Stück des ewigen großen Kampfes um's Dasein vor. Die hohe wirthschaftliche Bedeutung dieses Kampfes, den auch die Staatsverwaltungen in Versuchsstationen, Auskunftstellen 2c. organisiren, tritt überall mit Nachdruck hervor, auch läßt es Professor Eckstein nicht an guten Rathschlägen und Fingerzeigen fehlen.

Gedichte von T. Resa. (Königsberg, Ferd. Beyer.) Die bekannte Mitarbeiterin der Fliegenden Blätter, Frau Dr. Theresa Gröbe in Köln, giebt hier eine sorgfältig gesichtete Auswahl ihrer lyrischen Schöpfungen. Sie selbst schreibt gelegentlich: „Gedichtet allerdings habe ich immer, als sechsjähriges Kind schon, das liegt mir im Blut! Die Weihe, die gab erst der tiefe Schmerz, das strömende Herzblut. Und dies, die Leidenschaft des Schmerzes, wie des Glückes, die zündet, weil sie selbst Flamme ist, die weckt den starken, tiefsüßen Wiederhall in den Herzen anderer. Ich bin ein „einsamer Mensch." So heiter und überströmend lustig ich in froher Gesellschaft sein kann, ist mir viel Einsamkeit doch Bedürfniß. Natur! das ist meine tiefste Freude, das Heimweh nach grünen, rauschenden Wäldern überwinde ich nie. Reisen kann ich nicht: das Leben erfordert so viel und eines Sohnes Erziehung ist so theuer, und ich weiß nie, habe ich im nächsten Monat etwas zu leben oder nicht. So hoffe ich nur, daß es einmal besser wird: daß ich einmal das Meer sehen, in Wäldern mich ausruhen kann: — daß die Sorge um das tägliche Leben nicht immer vor der Thür steht. . ." Möge dieser Wunsch der Dichterin in Erfüllung gehen! Jedenfalls wird kein Leser, diese von Leidenschaft durchglühten oder eine tiefe, zarte Innerlichkeit verrathenden Verse ohne Antheil lesen. Wir erwähnen nur die geradezu prächtigen Gedichte: „Wie Engel aussehen", „Mein Bub", „Begegnung", „Vergessen lernen", „Weihnacht", „Im Reiche des Todes" 2c.

Hierzu eine Beilage von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 26. Januar 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. — Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. — Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Mittellandcanal oder Güterbahn?

Von R. W. Heidmann (Hamburg).

Daß der im letzten Jahrzehnt in ungeahnter Weise gewachsene Verkehr neuer Bahnen bedarf, darüber herrscht eine Meinungsverschiedenheit nicht. Die Frage ist nur: kann die Verkehrs-Erleichterung besser und rationeller durch den Bau des projectirten Canals gefördert werden, oder durch den von anderer Seite gewünschten Ausbau des Staatsbahn-Systems zusammen mit einer gründlichen Correction der Flußläufe. Nun ist von dem preußischen Eisenbahnminister eingewendet worden, ein weiterer Ausbau der Bahnen sei wenigstens im rheinisch-westphälischen Industrierevier eine praktische Unmöglichkeit und daher müsse man jedenfalls dort zum Canal greifen. Die Ausführungen des Herrn Ministers haben mich aber in keiner Weise überzeugen können. Es ist doch klar, daß das Profil des Canals Raum genug bieten würde für eine vielgleisige Bahn, und daß im rheinisch-westphälischen Industrierevier, da wo der Canal hinkommt, auch Platz ist für eine solche große Güterbahn. Man müßte selbstverständlich auf jener Strecke davon absehen, daß die Bahn sich schon dort den nächsten Weg nach dem Bestimmungsorte sucht, sondern müßte die Güter erst aus dem dichten Eisenbahnnetz herausbringen und später erst die Abzweigung vornehmen. Eine solche Central-Güter-Schleppbahn würde aber im rheinisch-westphälischen Revier selber wesentlich geringeren Raum einnehmen, als der Canal mit den nothwendigen Zuführungsstraßen und den riesigen Rangir-Bahnhöfen und Häfen an den Verschiffungsplätzen am Canal, da bei der Schleppbahn die Zufuhrgleise direkt überführt werden könnten in die Durchführgleise. Zur Bewältigung des Verkehrs von Massengütern speciell aus dem rheinisch-westphälischen Revier, wäre es nöthig, daß der Personenverkehr vom Frachtverkehr vollständig getrennt wird, und müßten Hauptstränge für den Massengüterverkehr nach den Hauptrichtungen, also erstens über Bremen nach Hamburg, zweitens nach Berlin und drittens nach dem Süden des Reichs bis an die Einmündungspunkte der süddeutschen Bahnen gelegt werden. Eine solche reine Güter-Schleppbahn ist selbstverständlich ganz enorm leistungsfähig, da man bei einem guten Block-System die Züge in kurzen Abständen, sagen wir von einer Viertelstunde, laufen lassen kann. Da bei der jetzigen Anlage ein derartiger Zug eine Nutzlast von 500 Tons bewegt, so wären auf einer einzigen solchen Bahn innerhalb 24 Stunden rund 50000 Tons zu transportiren.

Die Gründe, die ferner gegen die Bahn sprechen sollen, sind erstens: der vorhandene Bahnunterbau wäre zu schwach für Wagen mit dem vorgeschlagenen Ladegewicht und zweitens: die Abnehmer hätten die versuchsweise eingestellten 30-Tons-Wagen abgelehnt. Was letztern Punkt anbelangt, so kann ich nicht sehen, wie der Canal die Sache verbessern soll, da dieser anstatt der jetzt üblichen 200 bis 300 Ctr. Ladungen oder statt der von den Bahnfreunden befürworteten 600 bis 1000 Ctr. Wagen den Abnehmern 10000 Ctr. Kähne geben will. Daß die Schwierigkeiten beim Uebergange von kleineren Transportgefäßen auf größere wesentliche und sehr wohl zu berücksichtigende sind, ist unzweifelhaft klar, und so lange man ohne Schädigung anderer Interessenten den Wünschen der Abnehmer hierin entgegenkommen kann, soll man es thun. Bei der Entwickelung der Verkehrsverhältnisse aber im Allgemeinen ist es unzweifelhaft nöthig geworden, in einer oder der andern Weise von dem bisherigen System abzugehen, falls die weitere Entwickelung von Handel und Verkehr nicht ersticken soll. Die Herren im Inlande haben doch die Entwickelung des Seeverkehrs in dieser Beziehung verfolgt und wissen, wie viel stärker die Umwandlung hier gewesen ist, als die für den Landverkehr projectirte. Daß diese Umwandlung nicht ohne große Schwierigkeiten und ohne enormes Risico der Unternehmer vor sich gegangen ist, möchte ich nur an zwei Beispielen erläutern.

Als im vorigen Jahrzehnt die Hamburg-Amerika Linie erst 10000 Tons- und nachher 13000 Tons-Schiffe in die Fahrt stellte, war die weit verbreitete Meinung nicht nur von Außenstehenden, sondern von vielen der erfahrensten Rheder im In- und Auslande, daß die Linie einen schweren Fehler beginge. Man sagte, die Liegezeit in den Lösch- und Ladehäfen wäre für derartige Schiffe eine viel zu große im Verhältniß zu der Gesammt-Reise-Dauer, um eine Rentabilität zu ermöglichen. Ferner würden die Assecuranzen die größten Schwierigkeiten machen, das Risico zu decken für solch enorme Waarenmengen, welche in einem Schiff verpackt würden und somit gleichzeitig dem eventuellen Verlust ausgesetzt wären. Endlich würden die Ladungsempfänger diese Riesenschiffe boycottiren, da viele Waaren in dem großen Schiffe leiden müßten und die Anlieferung drüben, wie die Ablieferung hier sich sehr verzögern würde. Nichts von alledem ist eingetroffen. Die Linie hat durch verbesserte Lösch- und Lade-

einrichtungen die Liegezeit in den Häfen viel weiter eingeschränkt, als dies für möglich gehalten wurde. Die Erfahrung mit der „Bulgaria“ und der „Pretoria“, welche das schlechteste Wetter, das der Atlantische Ocean wohl jemals gesehen hat, und in dem eine große Zahl von starken und schönen Schiffen mit Mann und Maus verloren gingen, trotz Havarie am Steuergeschirr glücklich bestanden, hat gelehrt, daß die Sicherheit dieser Schiffe eine so bedeutende ist, daß die Bedenken der Assecuranzen beseitigt wurden. Die Amerika-Linie war durch diese Riesenschiffe in der Lage, die enormen Anforderungen, welche an sie gestellt wurden, zu befriedigen und zwar zu Raten, welche kleineren Schiffen keinen Nutzen gelassen hätten, und die Landungsinteressenten waren froh, von diesen günstigen Raten profitiren zu können.

Als zweites Beispiel möchte ich die Zufuhr von Kohlen von seewärts nach Hamburg aufführen. Bis Anfang der sechziger Jahre geschah dieselbe in Segelschiffen von durchgängig 300 bis 500 Tons Ladefähigkeit, welche usancemäßig 50 Tons pro Tag von ihrer Ladung löschten, also 10 Werktage zur Entlöschung des Gesammt-Quantums brauchten. Als Mitte der sechziger Jahre der Versuch gemacht wurde, Kohlen per Dampfer nach Hamburg zu bringen, wurde hiergegen eingewendet, daß es außerordentlich unbequem für die Empfänger sein würde, anstatt eines Tagesquantums von 50 Tons jetzt eine Gesammtladung von 800 bis 1000 Tons an einem Tage zu löschen. Wo sollte man die Leichterfahrzeuge hernehmen, was sollte man mit der großen Zahl Arbeiter thun, welche eingestellt werden mußten, um diese großen Quantitäten in einem Tag zu bearbeiten und nachher dann tagelang Nichts zu thun haben würden? Außerdem wurde hervorgehoben, daß es ein großer Nachtheil für Hamburg sei, daß die Kohlen-Dampfschiffe nur 12 Stunden im Hafen lägen. Die zahlreiche Besatzung der Segler, die hier wochenlang im Hafen lagen, ließen einen großen Theil der verdienten Heuer hier in der Stadt und die vielen Segelschiffe deckten ihren Schiffsbedarf zum großen Theil in Hamburg. Trotzdem wurden Dampfer eingeführt und die Empfänger sahen sehr bald, daß die Unbequemlichkeiten des raschen Empfanges mehr als aufgewogen wurden, durch die dadurch billigeren Frachten. Heute löschen Dampfer bis zu 2500 Tons (50000 Ctr.) ihre Ladung innerhalb eines Tages. Wollte man dieses Quantum von 50000 Ctr. in derselben Zeit nach der alten Weise befördern, so bedürfte man hierzu 50 Segler, und der ganze für den Kohlenverkehr im Hafen zur Verfügung stehende Raum wäre zu klein, um diese Flotte zu fassen. Wollte man aber das Ganze seewärts eingeführte Quantum in der früheren Weise anbringen, so wäre der gesammte Hamburger Hafen mit seinen Riesenanlagen nicht groß genug, um diesen Verkehr zu bewältigen.

Während nun aber die Kohlenzufuhr von seewärts dieser außerordentlich starken Wandlung unterzogen worden ist, wird die Kohle bahnseitig noch wie vor 35 Jahren meistens in 10-Tons-Wagen und auf derselben Linie wie der Personenverkehr nach Hamburg befördert. Es ist nun doch nicht anzunehmen, daß in diesem Zeitalter des Verkehrs die Leiter des Preußischen Staatsbahnwesens, die sonst in so mancher Beziehung gezeigt haben, daß sie außerordentlich Tüchtiges zu leisten im Stande sind, nicht in der Lage wären, irgend eine durchgreifende Verbesserung in dem Verkehr von Massengütern durchzuführen. Daß die projectirte Güterbahnanlage bei gleicher Leistungsfähigkeit theurer kommen sollte, als der Canal, ist doch ausgeschlossen. Es wird allerdings behauptet, das Terrain im Ruhrthal eigne sich besser für den Canal, als für die Bahn. Für den Laien ist dieses schwer zu beurtheilen. Daß durchgängig auch eine sechsgeleisige Bahn billiger ist als der Canal, kann aber doch nicht wohl bestritten werden. In flachen Gegenden mit gutem Untergrund, und um solche handelt es sich auf einer großen Strecke des Mittellandcanals, kann man den Bahnkörper doch direct auf die Oberfläche legen, während der Canal jedesmal eingeschnitten werden muß, auch im günstigsten Terrain. Eine Güterbahn kann ferner immerhin ziemlich bedeutende Steigungen noch überwinden, während der Canal solche nur vermittels Durchstich, Brücken oder Schleusen nehmen kann. Auf dem Terrain aber, auf welchem ein Canal von 30 Metern Querschnitt bei normalem Wasserstand liegt, ist dann doch Raum nicht für eine Güterbahn, welche gleich ladungsfähig wie der Canal ist, sondern für eine vielgeleisige Bahn, welche auf Generationen hinaus den wachsenden Verkehr aufnehmen könnte.

Die Hauptfrage bei dieser Güterbahn scheint mir, wie schon bemerkt, zu sein, daß der Personenverkehr von dem Güterverkehr getrennt wird, denn das Ueberholen des einen durch den andern bringt doch gerade die Schwierigkeiten, die Verstopfung an den Stationen und eine Reihe von Unfällen hervor. Wenn der Minister meint, daß durch Drängen der Anlieger die Bahn gezwungen würde, auf der Strecke, welche die Güterbahn durchläuft, gleichzeitig Personenverkehr einzuführen, so hat die Bahn erstens in der Hand, diesen Versuchen im Interesse des großen Ganzen zu widerstehen. Für den Personenverkehr werden ohnedies voraussichtlich in nicht langer Zeit besondere elektrische Bahnen eingeführt. Ferner aber ist auf dem Profil des Canals Raum genug, eine Reihe von Schienensträngen zu legen, auf denen Güter und Personen immer noch getrennt werden könnten, falls sich die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit ergeben sollte.

Was nun das Ladegewicht der Wagen anbelangt, so ist erwiesen, daß 30-Tons-Wagen auf dem bestehenden Bahnkörper laufen können. Der Minister Thielen äußerte sich kürzlich im Landtage dahin, daß der Umbau der kleineren Wagen auf 30- oder 50-Tons-Wagen mehr Geld kosten würde, als die Flotte und der Canal zusammen. Was dieser Umbau kosten würde, entzieht sich meiner Beurtheilung, daß ein solcher Umbau aber von den Canalgegnern in's Auge gefaßt sein sollte, erscheint mir undenkbar. Der natürliche Gang würde doch der sein, daß im Laufe der 10 Jahre, für welche nach Angabe der Sachverständigen der Ausbau nach den jetzigen Plänen zur Bewältigung des Verkehrs ausreichen würde, allmälig die größeren Wagen eingeführt und die Neubauten nicht in dem kleinen Typ, sondern in erster Linie nach dem großen Modell vorgenommen würden. Man müßte den Zechen selbstredend genügend Zeit lassen, die auf den Werken nöthigen Umbauten zu machen und zum Anfang diese großen Wagen nur für solche Sorten stellen, bei denen ein Mischgeschäft nicht nothwendig ist, also für die großen Quantitäten von Förderkohlen ꝛc. Daß man hierdurch die Zechen zu sehr belasten würde, kann nicht wohl behauptet werden, wenn andererseits von denselben gefordert wird, daß sie die Anschlußgeleise oder Anschlußcanäle an den Hauptcanal selbst zu bewerkstelligen hätten.

Woran wir kranken, ist der Mangel an Rangirgeleisen und die Schwierigkeit des Uebersehens des Verkehrs durch die colossale Zahl von kleinen Waggons. Ist es durchzusetzen, daß die Durchschnittsladefähigkeit der Kohlenwagen im rheinischwestphälischen Revier von 12 auf 30 Tons gebracht wird, so würden wir dann anstatt der nach 10 Jahren voraussichtlich nothwendigen 24000 Wagen täglich über 10000 Wagen zu disponiren haben, und da die Länge des Fahrzeugs mit der vergrößerten Nutzlast desselben ganz wesentlich sinkt, so würde der von den Wagen eingenommene Raum ein außerordentlich viel kleinerer sein. Ein englischer Eisenbahntechniker berechnet, daß bei Einführung eines von ihm in Anregung gebrachten neuen Typs größerer Wagen die Tara sich im Verhältniß zur Nutzlast um $^1/_3$ vermindern wird, daß aber dieselbe Strecke Rangirgeleise eine 77% größere Nutzlast tragen würde. Ferner ist der Anschaffungswerth eines Fahrzeuges im Verhältniß zum Nutzgewicht um so geringer, je größer das Fahrzeug ist. Bei der colossalen Summe, welche nach Angabe des Ministers aber der Wagenpark für den

Transport von Massengütern repräsentirt, müßte diese Umänderung einen Riesennutzen für die Bahnverwaltung bedeuten.

Minister Thielen hat darauf hingewiesen, daß, wenn überall Güterbahnen und vermehrtes Ladegewicht der Wagen erwünscht wäre, England doch in erster Linie Veranlassung hätte, diese Reformen einzuführen, dies sei aber bisher nicht geschehen. Der Herr Minister hat aber nicht die Gründe erörtert, aus welchen das ganze Eisenbahnwesen dort nicht die Entwickelung genommen hat, welche im Interesse des Verkehrs nothwendig wäre. In erster Linie liegen die Verhältnisse in England vollständig anders als bei uns. England und Schottland bilden eine langgestreckte Insel, mit tiefen Einschnitten des Meeres von Osten sowohl wie von Westen. Eine große Reihe vorzüglicher Häfen befindet sich an beiden Küsten, und die Folge hiervon ist, daß der Verkehr von Massengütern, sowie es sich um weitere Strecken handelt, sich nicht auf dem Bahnwege vollzieht. Diese werden von der Bahn nur an die Küstenplätze geschafft und von hier per Seeschiff nach ihrem Bestimmungsorte oder dem nächstliegenden Hafen transportirt. Die transportirten Kohlenmengen allein von einem Hafen Groß-Britanniens zum andern überstiegen im vorigen Jahre 16 Millionen Tons.

Trotz dieser günstigen Verhältnisse steht aber auch England auf dem Punkt, daß, falls es nicht eingreifende Aenderungen seiner Bahnverhältnisse baldigst vornimmt, die weitere Entwickelung von Handel und Industrie auf's Schwerste geschädigt wird. Wie tief dieses Bewußtsein in die weitesten Schichten eingedrungen ist, geht aus der Thatsache hervor, daß eine lebhafte Agitation dafür im Gange ist, eine neue Partei im Parlament zu gründen, eigens zu dem Zweck, eine Umwandlung der bisherigen Privatbahnen in Staatsbahnen herbeizuführen und damit den Reformen im Eisenbahnwesen die Wege zu ebnen. Die Schwierigkeit in England liegt in erster Linie darin, daß keine Bahngesellschaft auch nur die kleinste Neu-Anlage schaffen kann, ohne auf den zähesten Widerstand Seitens der anderen Interessenten zu stoßen. Die Folge ist, daß jede Neuerung erst durch langwierige Unterhandlungen im Parlament erkämpft werden muß, falls sie überall durchgeht und daß die Leiter der englischen Bahnen ein ungeheures Quantum an Zeit, Energie und Geld verschwenden in der Bekämpfung ihrer Concurrenten und der concurrirenden Interessen verschiedener Städte. So z. B. war Schreiber dieses bereits vor mehr als 10 Jahren von der North Eastern Railway Co. als Sachverständiger vor das englische Parlament geladen, um zu bezeugen, daß eine Vergrößerung der Hafenanlagen in Hull für den Export-Handel eine unbedingte Nothwendigkeit sei. Bis zum heutigen Tage ist es den Concurrenz-Bahnen gelungen, dieses Project zu hintertreiben, und noch ist kein Spatenstich gethan, obgleich die Verhältnisse seit einer langen Reihe von Jahren unleidliche sind.

Nicht nur die Bahnen, sondern auch viele Docks und in manchen Fällen die ganzen Hafenanlagen sind in Groß-Britannien in Händen von Eisenbahngesellschaften und jeder dieser Privatinteressenten hat das Recht, seinen Protest gegen eine Neu-Anlage im Parlament vorzutragen, und damit die Verwirklichung der betr. Pläne in's Unbestimmte hinauszuschieben. Auch die Einrichtung, daß bei der Dichtigkeit des Bahnnetzes die einzelnen Compagnien für Theilstrecken nicht ihre eignen Geleise benutzen, sondern sich „running-power“ auf den Geleisen anderer Bahnen erworben haben, erschwert eine gesunde Entwickelung der Verhältnisse dort ganz außerordentlich.

Es ist aber nicht England, darüber müssen wir uns vollständig klar sein, das unser größter Gegner auf wirthschaftlichem Gebiet für die nächste Generation ist, sondern dies sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Productionsbedingungen in diesem von der Natur so merkwürdig begünstigten Lande sind derartig vortheilhaft, daß die alte Welt auf die Dauer mit den Staaten für einen großen Theil unserer Erde nicht concurriren kann. Dieses Land enthält alle Bodenschätze, die zur Entwicklung von Industrie, Handel und Ackerbau nothwendig oder dienlich sind, in unglaublichen Quantitäten und in leicht erreichbarer Lage. Das Factum, daß trotz der hohen Arbeitslöhne die Tonne Kohlen in Pennsylvanien knapp 75 Cts., das heißt Mk. 3.— an der Grube kostet, zeigt die enorme Concurrenzfähigkeit. Diese wird um so größer, als in unmittelbarer Nähe fast unerschöpfbare Eisenerz-Lager sich befinden und das geradezu phänomenale Wachsen der amerikanischen Eisenindustrie zeigt deutlich, welche Gefahr uns von dort droht, nachdem die Hochconjunctur nunmehr vorüber ist. Ein amerikanisches Stahlwerk, die Illinois Steel Co., walzte kürzlich während der Tagesschicht 1442 Tons Stahlschienen und in der darauffolgenden Nachtschicht 1235 Tons, d. i. eine Tagesproduction von rund 2700 Tons oder ziemlich genau soviel, wie die durchschnittliche Tagesproduction von Schienen in ganz Groß-Britannien.

Der Hauptgrund unsrer Stärke in den letzten 30 Jahren ist bis jetzt gewesen, daß wir gelernt haben, von unsern schärfsten Concurrenten, bis jetzt in erster Linie von England, zu lernen. Von diesem nützlichen Princip sollten wir auch heute nicht abweichen, sondern da lernen, wo wir lernen können, und im Transport von Massengütern auf dem Lande können wir heute am meisten lernen von den Vereinigten Staaten. Sowohl in der Construction ihrer Güterwagen, wie ihrer Locomotiven, ich erinnere nur an die Hochlegung der Locomotiv-Kessel, wie in der ganzen Art des Transportes sind die amerikanischen Bahnen und Bahn-Ingenieure die Pioniere während der letzten 10 Jahre gewesen. Aus ihren Erfahrungen sollten wir also Nutzen zu ziehen versuchen; das thun wir aber nicht, wenn wir einen Canal in Concurrenz gegen die Bahn in solchen Abmessungen bauen, welche die Amerikaner für absolut werthlos erklären. Wir thun dies um so weniger, da der Hauptgrund der Canalfreunde drüben bei uns wegfällt, indem bei uns Bahn und Canal beide in Staatshänden sind. Nun läßt sich wohl darüber streiten, ob es nicht im Interesse des Allgemeinen günstig wäre, einen Canal zu bauen, um damit die Bahnraten zu controlliren. Dies kann aber mit Erfolg nur dann geschehen, wenn beide in verschiedenen Händen sind. In unserm Falle kann die Regierung sich doch nicht erst durch ein von ihr selbst geschaffenes Concurrenz-Unternehmen zwingen lassen wollen, Reductionen in ihren eigenen Sätzen eintreten zu lassen. Das kann sie viel billiger ohne Canal haben.

Durch den Bau des Canals würde zweifellos dem Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndicat eine ganz enorme Waffe gegen die Staatsbahn in die Hände gegeben. Dem Syndikat könnte es gleich sein, ob sich der Canal als solcher bezahlt. Da aber die Schifffahrt auf demselben frei wäre, so wäre dieser mächtigen Vereinigung eine starke Waffe in die Hand gegeben, um die Staatsbahn-Verwaltung zu zwingen, sich ihren Wünschen gefügig zu zeigen. Wenn nun auch selbstverständlich ein solch wichtiger Factor, wie das Kohlen-Syndicat im Erwerbsleben ist, jeden Anspruch darauf hat, daß es in seiner Entwicklung durch mangelnde Transportgelegenheit nicht behindert wird, so wäre es doch wirthschaftlich unrichtig, solches zu thun durch eine Anlage, welche dem Syndicat selber weniger dienlich ist, als die anderweitig vorgeschlagene verbesserte Bahnverbindung, und welche dem übrigen Theil des Reichs speciell aber den an der Elbe und östlich von derselben gelegenen Districten so gut wie keinen Nutzen bietet.

Wird der Canal gebaut, so ist die Folge, daß bei dem Fehlen einer ausreichenden Bahnverbindung ein größerer Theil des sich stets weiter entwickelnden Verkehrs sich dem Canal zuwenden würde. Hierdurch würde selbstverständlich die Bahn entlastet, so lange eben der Canal schiffbar ist.

Tritt aber Frostwetter ein, so hat die preußische Staatseisenbahn-Verwaltung nicht nur mit den Calamitäten zu rechnen, denen sie jetzt schon ausgesetzt ist bei solchen Gelegenheiten, sondern der sich der Controle der Bahn entziehende Canalverkehr wird sich dann gleichfalls auf die Bahn werfen und wir werden Zustände sehen, die sich die Canalfreunde heute nicht träumen lassen. Was der Handel braucht, ist im Inlandverkehr in erster Linie ein Beförderungsmittel, welches möglichst billig, möglichst rasch und mit so gut wie absoluter Sicherheit den Verkehr vermittelt. Alle diese Eigenschaften besitzt aber nur ein kräftig entwickeltes Eisenbahnnetz, nicht aber der Canal. Geht mit dem Ausbau der Eisenbahn die Regulirung der Flußläufe Hand in Hand, so haben wir durch den Kaiser Wilhelm-Canal eine natürliche Wasserstraße von Westen nach Osten, die uns während des größten Theils des Jahres einen bequemen und billigen Vermittelungsweg giebt, der überdies der Gefahr des Zufrierens in viel geringerem Maße ausgesetzt ist, als dies mit dem Binnenlandcanal der Fall sein würde. Wenn also die Canalgegner sich nicht mit diesem Mittellandcanal-Project befreunden können, so liegt es nicht daran, daß sie meinen, der Canal an sich würde keinen Nutzen schaffen, sondern durch den Bau desselben würde der Ausbau der Eisenbahnen, welcher auf die Dauer allein uns eine Sicherheit im Verkehr der Industrie- wie landwirthschaftlichen Producte gewährleisten kann, hinausgeschoben und damit eine Gefahr heraufbeschworen, die für unser gesammtes Erwerbsleben verhängnißvoll werden könnte.

Die Gesundheitslehre des Volkes.

Von Sanitätsrath B. Ziegler.

Der demokratische Zug unserer Zeit, der auch vor dem Sanctuarium der Wissenschaft nicht Halt macht, offenbart sich ebenso gut auf dem Gebiete der ärztlichen Kunst. Mitunter galt es wohl für wissenschaftlich, die Medicin wie eine Geheimwissenschaft zu behandeln und von dem profanum vulgus abzuschließen, die Anschauungen der „Laien“ als Dilettantismus zu verspotten und die Erfahrungen des Volkes, wie sie etwa im Sprichwort oder in Bauernregeln sich ausdrücken, als Aberglauben zu mißachten. Aber der unleugbare Erfolg der sogenannten Naturärzte hat manchem Zünftigen die Augen geöffnet. Es geht wirklich nicht mehr, mit dem großen Bann des Kurpfuscherthums zu operiren und die empirische Wahrheit gewisser Volksanschauungen zu verkennen. Prießnitz, der Wollregime-Jäger, Pfarrer Kneipp haben sich Geltung verschafft und sind sogar in die zünftige Medicin eingedrungen, und selbst aus den naiven Gesundheitsregeln des alten Schäfer Thomas läßt sich manches lernen. „Wohl sieht ja der Arzt tagtäglich am Krankenbette, wie viel Thorheit und Unverstand sich in manchen Volksanschauungen kundgiebt; indessen wie der Schiffer bei der Seefahrt, der Landmann in der Beobachtung des Wetters, der Hirte bei der Wartung des Viehes gewisse Regeln sich aneignen, die, obschon auf bloßer Erfahrung begründet, doch theilweise auch wissenschaftlicher Kritik gegenüber Stand halten, — so haben sich auch im Volke über die Fortentwickelung des Menschen in gesunden und kranken Tagen Anschauungen gebildet, die vielfach des berechtigten Kernes nicht ermangeln.“ So urtheilt vom Standpunkt des Arztes aus Dr. Robert Rumpe in seinem schönen Büchlein „Wie das Volk denkt“ (Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn), und wir begrüßen seinen Versuch, die volksthümlichen Anschauungen über Gesundheit und Krankheit wissenschaftlich zu beleuchten, mit großer Freude. Das überlegene Lächeln über Aberglauben und Laienthum hat er sich in seiner langen Praxis als Landarzt gründlich abgewöhnt, ja er sieht ein, daß die Wissenschaft noch manches vom Volk, von der bäuerlichen Tradition profitiren könnte.

Es ist begreiflich, daß das Volk vornehmlich denjenigen Vorgängen sein Augenmerk zugewandt hat, die, obschon innerhalb der normalen Lebensfunctionen gelegen, doch aus den alltäglichen Ereignissen herausragen, so besonders Schwangerschaft, Geburt, Stillungszeit, Pflege des Neugeborenen, Schulzeit, Mannbarwerdung, Menstruation, Wechseljahre, üblich[e] Volkskrankheiten u. A. Wir können hier nur Einzelnes herausgreifen. Bekanntlich hat die Natur es so eingerichtet, daß in den Culturstaaten heutzutage auf 100 Mädchen rund 106 Knaben geboren werden. Unter den vielen Gründen, die man für diese Ueberzahl an Knaben sich ausgesonnen, hat man auch den Willen der Erzeuger, der eben das männliche Geschlecht bevorzuge, in Betracht gezogen. Nun sind in der That unter 100 jungen Ehepaaren sicher keine drei, die sich nicht in erster Linie einen Jungen wünschten. Aber daß gerade bei den Erstgeburten oft genug eine Enttäuschung eintritt, beweist das sehr gebräuchliche Volkswort: Der erste Junge ist gewöhnlich ein Mädchen. Die wissenschaftliche Statistik hat nun zwar gefunden, daß im Allgemeinen die Erstlingskinder das gleiche Geschlechtsverhältniß 100 : 106 aufweisen wie die Gesammtgeburten, indessen kam Stieda zu dem Ergebnisse, daß in Städten über 20000 Einwohner thatsächlich die Erstgeburten zu Gunsten der Mädchen ausfielen, und wenn man in die besser gestellten Volksklassen geht, so scheint das weibliche Geschlecht sogar bedeutend vorzuwiegen; so fand Buek auf 65 weibliche bloß 35 männliche Erstgeburten, d. h. 100:53, Rumpe in 307 Ehen 164 erstgeborene Mädchen und nur 141 Knaben, d. h. 100 zu 85. Das Sprichwort hat also Recht.

Die Masern werden auch heutzutage noch als eine Krankheit angesehen, die alle Kinder durchmachen müssen; einen Arzt pflegen die Eltern vielfach gar nicht heranzuziehen, und Viele lieben es — alter Gewohnheit gemäß — bei Erkrankung des einen Kindes die Geschwister mit ihm in's Bett zu legen, damit sie die Krankheit „hinter einander mit durchmachen“. Der hierin belegene Grundgedanke ist richtig: die Empfänglichkeit der Kinder für die Masern ist so groß wie bei keiner anderen Ansteckungskrankheit, so daß fast jedes Kind die Masern durchmachen muß; und der normale Krankheitsverlauf führt durchweg zur Genesung, so daß selten ärztliches Eingreifen erforderlich ist. Daß es auch bösartige Fälle von Masern giebt, bleibt dadurch natürlich unberührt.

Während früher unter den Namen Mandelentzündung, Croup, Bräune, häutige Bräune, alle möglichen Halserkrankungen durch einander geworfen und in ihrer Gefährlichkeit vielfach unterschätzt wurden, pflegt das Volk heute bei fast allen acuten Mandel- und Rachenerkrankungen von Diphtheritis zu sprechen und demgemäß die Gefahren subjectiv zu steigern. Unglaublich ist es jedoch, welche Mittel dabei angewandt werden, bevor man den Arzt befragt: Breiumschläge, Lehmauflegung, Aufbinden eines Härings, mit solchen und anderen Mitteln wird der Hals äußerlich bedacht, aber an die Isolirung des kranken Kindes geht man selbstständig nie. Dr. Rumpe constatirt nun, daß das letzte Jahrzehnt auch hier eine gewisse Besserung herbeigeführt hat, und besonders deßhalb, weil die Einführung der Arbeiter-Versicherung (seit 1. December 1884) es mit sich gebracht hat, daß der Arzt weit häufiger als früher zu Krankheiten jeder Art hinzugerufen wird; ja, die Arbeiterclassen bedienen sich auf Grund der Kostenfreiheit vielfach mehr des Arztes als die mittleren Stände, und das ist gerade für die Hygiene der Diphtherie von großer Wichtigkeit: denn sie erfordert in den meisten Fällen ein thatsächliches Eingreifen des Arztes. Nach der preußischen Statistik erlag von allen Kindern, die im 2. bis 3. Lebensjahre starben, ein Viertel, von solchen im 3. bis 5. Lebensjahre sogar ein Drittel (!) der Diphtherie, und die neuzeitliche Serumbehandlung läßt bekanntlich ein

frühzeitiges Eingreifen erst recht wünschenswerth erscheinen. So werden sich die segensreichen Folgen jenes Gesetzes wie auf die Volkshygiene im Allgemeinen, so besonders auch auf diese verheerende Krankheit des Kindesalters fühlbar machen, theils durch das frühzeitige Eingreifen der Aerzte, theils mittelbar durch die dadurch bewirkte Aufklärung.

Unter den chronischen Infectionskrankheiten nimmt im Volke die Tuberculose bekanntlich den weitaus größten Raum ein, und zwar vorwiegend in Form der Lungenschwindsucht. Leider hat die Erkenntniß von ihrer großen Ansteckungsgefahr in den unteren Volksschichten noch viel zu wenig Platz gegriffen; erst die Folgezeit muß diese Aufklärung bringen, und mit Sicherheit kann man erwarten, daß die allerorts aufblühenden „Sanatorien für Lungenkranke“ in diesem Sinne erzieherisch einwirken werden.

Neben der örtlichen Wärmeeinwirkung wendet das Volk mit besonderer Vorliebe noch Einreibungen an, am liebsten mit warmem Oel, aber auch mit Vorlauf, Senfspiritus ꝛc. Daß hier das Volk uns Aerzten theilweise etwas vorausgeeilt ist, bemerkt auch Rumpe. „Die Einreibungen, die wir einst empfahlen, haben, unsern heutigen Anschauungen nach, doch nur recht begrenzten Werth; um so mehr bevorzugen wir die Reibungen, jene Reibungen, die von Schäfern, Waldfrauen und Naturheilern schon unendlich lange angewandt wurden; und wenn wirklich die Einreibungen „mit warmem Olig“, die die gute Frau dem Rheuma des Ehegatten zuwendet, Erfolg haben, so liegt die Wirkung im Reiben, nicht aber — wie das Volk meint — in dem jeweilig benutzten Einreibemittel.“

Die Massage ist ein sehr altes Mittel, dessen Bedeutung vielleicht schon vor 1000 Jahren gewürdigt wurde; die streng wissenschaftliche Medicin hat das Mittel zunächst nicht aufgenommen, vielleicht gerade wegen seines laienhaften Rufes, hat dagegen die Aufsaugfähigkeit der Haut gekannt und demgemäß auf die Wirksamkeit der verriebenen Medicamente den Hauptwerth gelegt, demnach statt der Reibungen die Einreibungen empfohlen. Als sie jedoch erkannte, daß hierbei die Thätigkeit der Haut zu hoch eingeschätzt war (zum Theil auch die Wirksamkeit der Medicamente in sich), gab sie den besonders aus Schweden kommenden Anregungen (vor 2 bis 3 Jahrzehnten) nach und empfahl nun die methodischen Streichungen der erkrankten Körpertheile. Inzwischen aber hatte sich das Volk allzu sehr an die medicamentösen Einreibungen gewöhnt, als daß es solche nicht noch bis auf den heutigen Tag vorzöge. In der That ist die reine Massage noch nicht „populär“.

Eine andere Volksanschauung vertritt Dr. Rumpe: die Medicinen müßten unverdünnt genommen werden, dann wirkten sie besser, und ebenso erhöhe sich ihre Wirksamkeit, wenn man sie außerhalb der Mahlzeiten nehme. In letzterer Hinsicht kommt es natürlich darauf an, zu welchem Zwecke die Arznei verordnet ist; soll sie dazu dienen, die Absonderung des Magensaftes zu erhöhen oder herabzusetzen, die Salzsäurebildung zu vermehren oder abzustumpfen, oder die Arbeitsleistung des Magenmuskels zu verstärken, so ist selbstredend der Gebrauch kurz vor und nach der Mahlzeit angezeigt. Handelt es sich jedoch um eine Einwirkung auf den Darm oder den Gesammtkörper, so ist in der That die Wirksamkeit der Mittel wesentlich erhöht, wenn diese bei leerem Magen dem Körper zugeführt werden. Die zahlreichen, wissenschaftlichen Untersuchungen über den Uebergang von Arzneimitteln in den Stoffwechsel hat neuerdings Professor Moritz zusammengestellt und durch eigene Versuche vervollständigt. Er beantwortet die Frage: Wie verabreicht man ein Medicament, um eine möglichst rasche Aufsaugung und damit eine energische Wirkung zu erhalten, mit der klaren einfachen Antwort: Man gebe es nüchtern mit einem halben oder einem ganzen Glase Wasser. Letzterer Zusatz erledigt somit auch schon die vorerst gestellte Frage nach dem „unverdünnten Einnehmen“, und man kann in der That sagen, daß sämmtliche Medicamente am besten verdünnt dem Magen zugeführt werden, also entgegengesetzt der Volksmeinung, und daß das Wasser-Nachtrinken nicht, wie die Leute glauben, bloß des schlechten Geschmackes halber empfohlen wird, sondern durchaus im Hinblick auf die bessere Wirksamkeit geschieht. Daß übrigens das Volk schon instinctiv die starke Einwirkung gewisser Mittel bei leerem Magen erkannt hat, läßt sich oft genug beobachten: Personen, die leicht auf Alkohol reagiren, pflegen beim Abendschoppen stets ein Schnittchen oder Krüstchen zu genießen, weil sie merken, daß sie Bier und Wein besser vertragen, wenn sie „etwas Schwamm“ im Magen haben; der Alkohol geht dann eben langsamer in den Organismus über.

Daß übrigens dem Volke auch die bösen Folgen des starken Zuspruchs zur Flasche nicht unbekannt sind, beweist der Spruch: Wer lebt in Wein und Bier, stirbt im Wasser. Sein Sinn ist richtig. Denn die stetige Ueberanstrengung des Herzens in Folge fortgesetzten Genusses von vielem Wein und Bier führt schließlich zu einer Erlahmung des Herzens, in deren Gefolge sich Stauungen in den Beinen, dem Unterleibe u. s. w. einstellen, d. h. das Bild der Wassersucht hervorbringen. Dagegen findet das Volkswort: „Der Wein ist des Alters Milch“, eine verschiedenartige Beurtheilung. Wer stets sehr mäßig gelebt hat, wird auch im Alter des Weines entrathen können, und man darf Rumpe Recht geben, daß ein vorzeitiges Alter dadurch eher gefördert, als verhütet wird.

Hoffentlich regt sein Versuch auch andere Aerzte zu Beobachtungen und Untersuchungen der Volkshygiene an. Die Medicin kann da noch lernen. Wir denken z. B. von Kneipp's Pharmakopöe, die durchaus auf bäuerlichen Traditionen aufgebaut ist, nicht sehr hoch. Wenn man aber sieht, wie in Tyrol mit Schwitzbädern in frischem Heu wahre Wunderkuren erzielt werden, so regt sich der Wunsch, die ärztlichen Kreise möchten auch auf solche alte Volksheilmittel ihre vorurtheilsfreie Kritik prüfend ausdehnen.

Literatur und Kunst.

Das Unbewußte in der modernen Psychologie.

Von Eduard von Hartmann.*)

Der Begriff des Unbewußten, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Metaphysik aufgetaucht war, suchte seit der Mitte des Jahrhunderts auch in die Psychologie Eingang zu gewinnen. Die hierauf gerichteten Bemühungen der Psychologen waren allerdings zunächst mehr tastende Versuche, die sich über den genaueren Begriff des Unbewußten, die Richtungen seiner Anwendung und ihre Consequenzen noch ziemlich im Unklaren waren; aber sie waren doch sehr energische und umfassende Versuche zur Bearbeitung dieses Begriffs und getragen von der Ueberzeugung seiner grundlegenden Wichtigkeit. Diese Bemühungen füllen die erste Periode von etwa zwei Jahrzehnten, von 1846 bis 1868 aus. In diesem Jahre unternahm es die „Philosophie des Unbewußten“, das physiologische, psychologische und metaphysische Unbewußte mit einander in Verbindung zu setzen, rückte dadurch den Begriff des Unbewußten in den Mittelpunkt eines philosophischen Systems und ließ zugleich die Consequenzen dieses Centralbegriffs in deutlichere Beleuchtung treten. Die Folge war ein völliger Umschlag der Tendenz, ein gänzlicher Umschwung der Stimmung und der Eintritt

*) Aus dem im Februar erscheinenden Werke: „Die moderne Psychologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. (Leipzig, H. Haacke.)

einer zweiten Periode der modernen Psychologie, die nun seit einem Menschenalter andauert. Sie ist damit angefüllt, den Begriff des Unbewußten zu bekämpfen, seine Wichtigkeit herabzudrücken, sein Geltungsbereich einzuschränken, seine Bedeutung abzuschwächen, ihn womöglich ganz auszuscheiden und zu versuchen, ob man nicht auch ohne ihn durchkommen könne. Daß dieser Umschwung von der ersten Periode zur zweiten mit dem Bekanntwerden der „Philosophie des Unbewußten“ zusammenfiel, könnte zunächst paradox scheinen, da gerade dieses Buch sich bemüht hatte, das Unbewußte auf der ganzen Linie zum Siege zu führen; der Zusammenhang wird aber sehr einleuchtend, wenn man die näheren Umstände in Erwägung zieht.

Alle Vorgänger der „Philosophie des Unbewußten“ waren speculative oder empiristische Theisten und Unsterblichkeitsgläubige; die Selbstbewußtheit und Bewußtheit des Absoluten stand ihnen ebenso fest wie die Fortdauer des individuellen Wesens nach dem Tode in persönlicher, d. h. selbstbewußter Form. Daß der Nachweis unbewußt psychischer Thätigkeiten einerseits die individuelle Besonderheit der Seelen-Substanz oder des Subjects, andererseits die Bewußtheit der Seele hinter dem Leibe und unabhängig von ihm gefährden, ja sogar die Bewußtheit des Absoluten in Frage stellen könne, das war ihnen noch gar nicht in den Sinn gekommen. Indem die „Philosophie des Unbewußten“ mit Nachdruck diese Folgerungen zog, mußte sie das Unbewußte bei allen Theisten und ontologischen Individualisten verdächtig machen. Lotze allein hatte eine richtige Witterung von dieser Gefahr gehabt, und deßhalb im Streite mit J. H. Fichte so entschieden gegen das Unbewußte Partei ergriffen, obwohl seine Gründe sehr viel schwächer als die Fichte's waren. Als die vorher latente Gefahr durch die „Philosophie des Unbewußten“ in die hellste Beleuchtung des Tages gerückt war, mußten die Theisten einsehen, daß J. H. Fichte sich auf einen Irrweg begeben und Lotze das bessere Theil erwählt hatte. Selbst die Individualisten konnten das Unbewußte nur als ein relatives gelten lassen, das auf ein transscendentales Bewußtsein und Selbstbewußtsein zurückwies, mußten aber im Bunde mit den Theisten das absolut Unbewußte als eine Verirrung des menschlichen Geistes bekämpfen. Alle jene älteren Vertreter des Unbewußten waren nach ihrer Herkunft aus der speculativen Philosophie darüber einig, daß die positive Ursache für die Entstehung der Bewußtseinserscheinungen lediglich in einem psychischen Unbewußten zu suchen sei, und daß das physiologische Unbewußte nur als Hemmniß, Schranke, negative Bedingung oder höchstens als Anstoß zum Anheben des unbewußt psychischen Vorganges zu betrachten sei. Die „Philosophie des Unbewußten“ wurde deßhalb bei ihrem Erscheinen von Seiten dieses damals noch herrschenden Spiritualismus wegen ihrer starken Berücksichtigung der physiologischen Bedingungen des offenen oder versteckten Materialismus beschuldigt. Der Materialismus hingegen drehte den Spieß um und zieh sie wegen ihrer Vertheidigung eines psychisch Unbewußten des mystisch-phantastischen Obscurantismus. Daß die Substantialität der Individualseele aufgelöst und die Bewußtheit des Absoluten bestritten wurde, war dem Materialismus schon recht; aber daß dieser Gewinn erkauft werden sollte durch die Annahme von unbewußt psychischen Thätigkeiten teleologischen Charakters, die von der Materie unabhängig, ja sogar ihr Prius sein sollten, daß durch das Unbewußte die längst beseitigte Seele feierlich restituirt und gar der Stoff in psychische Thätigkeit aufgelöst werden sollte, das mußte den Materialismus zum Gegner des Unbewußten auf Leben und Tod machen. Die Naturwissenschaften schwammen damals bereits im Fahrwasser der mechanistischen Weltanschauung, die vielfach nur als Feigenblatt vor die Blöße des uneingestandenen Materialismus geheftet wurde. Der Versuch, das psychisch Unbewußte als eine teleologische Thätigkeit neben und über die Molekularmechanik des Organismus zu stellen und aus diesem Gesichtspunkt die Lebensvorgänge zu erklären, wurde mit Recht als ein Schlag in's Gesicht der rein und ausschließlich mechanistischen Weltanschauung empfunden. Da diese aber mit Wissenschaftlichkeit identificirt wurde, so mußte die Hypothese des psychisch Unbewußten als schlechthin unwissenschaftlich und als ein störender Eingriff in die Kreise der allein wahren Wissenschaft verworfen werden.

Es kam hinzu, daß die „Philosophie des Unbewußten“ außer diesem unbewußt psychischen Neovitalismus auch die Beseeltheit und Empfindungsfähigkeit der Pflanzen und einzelligen Organismen vertheidigte und die Auflösung der Materie in unbewußte Kraftwirkungen behauptete. Wenn sie in den ersten Auflagen die Frage nach dem Bewußtsein der Moleküle und Atome noch offen gelassen hatte, so vertrat sie von 1872 an auch diese Hypothese, welche damals noch in naturwissenschaftlichen Kreisen verworfen wurde. Alles dies zusammen heftete der „Philosophie des Unbewußten“ das Stigma auf, eine dilettantische Ausgeburt unwissenschaftlicher Phantastik zu sein. Die unbewußt psychische Thätigkeit mußte aber vor allen Dingen durch den erkenntnißtheoretischen Idealismus bekämpft werden, der die „empirische Realität“ sogar der Außenwelt ausschließlich in den Bewußtseinsphänomenen sucht und alles etwa jenseits des Bewußtseins Belegene für schlechthin unerkennbar erklärt. Sich mit dem Erkennenwollen des Unerkennbaren abmühen, ist offenbar das schärfste Zeichen unkritischer Naivität und philosophischer Rückständigkeit. Diesem Verdammungsurtheil von Seiten des in den 70ger Jahren zur Herrschaft gelangenden Neukantianismus mußte vor Allem die „Philosophie des Unbewußten“ mit ihrem transscendentalen Realismus verfallen, der sich anmaßte, nicht nur über die den Vorstellungsobjecten entsprechenden Dinge an sich, sondern auch über unbewußte Vorgänge in der eigenen Seele zu reden. Der Skepticismus und Agnosticismus, wie er aus dem erkenntnißtheoretischen Idealismus folgt, gewann die Herrschaft auch über solche Kreise, die von erkenntnißtheoretischem Idealismus nichts verstanden oder nichts wissen wollten. Die Verachtung und Verhöhnung alles dessen, was irgend wie für Metaphysik erklärt werden konnte, wurde zur Modekrankheit der Zeit, und in der Metaphysikschen fanden sich Materialisten und exacte Naturforscher, erkenntnißtheoretische Idealisten, Skeptiker, Agnostiker und hochmüthige Blasirte brüderlich zusammen. Das psychische Unbewußte wurde nun als unwissenschaftlich auch im philosophischen Sinne geächtet, wie es schon vorher als unwissenschaftlich im Sinne der exacten Naturwissenschaft stigmatisirt, als religionsgefährlich von Seiten der Theisten verketzert und als mörderisch für den transscendenten Egoismus von den ontologischen Individualisten gebrandmarkt war. Es bedurfte nicht erst der Abneigung gegen das mißverstandene Schlagwort des „Pessimismus“, das in der „Philosophie des Unbewußten“ mit dem Begriff des Unbewußten gleichsam durch eine Personalunion verknüpft war, um das Unbewußte für alle Wohlgesinnten und dem Zeitgeiste Unterworfenen äußerst anrüchig zu machen. Daß die Vorwürfe des pantheistisch verkappten Atheismus und Materialismus und der des reactionären mystischen Obscurantismus einander widersprachen, blieb ziemlich unbeachtet. Alle Parteien wußten nur, daß sie sich abgestoßen fühlten, und glaubten sich einer eingehenden Rechtfertigung ihrer Ablehnung schon darum überhoben, weil in dem Vorurtheil von der „Unwissenschaftlichkeit“ der „Philosophie des Unbewußten“ alle Parteien aus ihren entgegengesetzten Gesichtspunkten übereinkamen. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Psychologen des letzten Menschenalters ängstlich bemüht waren, von dem allseitig verfehmten Begriff des Unbewußten so weit wie irgend möglich abzurücken und jedenfalls in möglichst auffälliger Weise zwischen sich und der „Philosophie des Unbewußten“ das Tischtuch zu zerschneiden, um nur ja nicht durch irgend welche Geistesverwandtschaft mit derselben sich

selber zu discreditiren und zu compromittiren. Den Begriff des Unbewußten bekämpften sie von nun an entweder ebenso eifrig, wie sie ihm vorher nachgespürt hatten, oder sie suchten doch wenigstens, wenn sie ihn weiter pflegten, sich durch eifrige Proteste gegen jede Verwandtschaft mit dem absolut Unbewußten der „Philosophie des Unbewußten" als einer abenteuerlichen Ausgeburt unwissenschaftlicher Phantastik zu verwahren und sich streng auf das physiologische Unbewußte und allenfalls noch das relativ Unbewußte zu beschränken. Freilich konnten sie dabei nicht hindern, daß sie nicht gelegentlich doch wider Willen diese Grenzen stellenweise überschritten, weil die Probleme unwillkürlich doch überall auf das absolut Unbewußte hinausweisen und hindrängen. So verengten sich die Psychologen seit 1868 geflissentlich ihren Gesichtskreis, um sich einerseits von jedem Verstoß gegen naturwissenschaftliche Vorurtheile des herrschenden Zeitgeistes, andererseits von jedem Verdacht metaphysischer Velleitäten frei zu halten, und um nebenbei jedem Zusammenstoß mit der christlichen Weltanschauung auszuweichen. Die Psychologie des letzten Menschenalters hat in diesem Sinne fortdauernd unter dem Zeichen der Selbstkastration aus lauter unsachlichen Rücksichten gestanden, hat sich selbst den Lebensnerv unterbunden und sich zu mühseliger Unfruchtbarkeit verdammt. Selbst solche Psychologen, die im Anfang ihrer Laufbahn eine freundliche positive Stellung zum Begriff des Unbewußten eingenommen hatten, fühlten sich durch die allgemeine Verurtheilung der „Philosophie des Unbewußten" bewogen, je länger je mehr den Begriff des Unbewußten bei Seite zu schieben und sich selbst zu desavouiren; kein Wunder, daß dabei der Werth ihrer Leistungen in philosophischer Richtung stufenweise abwärts ging. —

Sämmtliche Motive der Opposition gegen die „Philosophie des Unbewußten" sind nun in diesem Menschenalter hinfällig oder doch erheblich schwächer geworden. Das Interesse an der Persönlichkeit Gottes und an seinem Selbstbewußtsein und Bewußtsein ist in der Philosophie sehr zurückgetreten, seitdem in den akademischen Kreisen ein theils offener, theils unausgesprochener skeptischer Atheismus oder Naturalismus die Herrschaft erlangt hat. Der ontologische Individualismus spukt nur noch in Dilettantenkreisen, und der Materialismus hat selbst in Dilettantenkreisen nahezu abgewirthschaftet. Die Naturwissenschaften haben mehr und mehr angefangen, ihre bisher für unerschütterlich gehaltenen Dogmen zu revidiren. Die Beseeltheit und Empfindungsfähigkeit der Pflanzenzelle, überhaupt jeder lebendigen Zelle, wird in den Kreisen der Botaniker jetzt für selbstverständlich gehalten. Was damals paradox erschien: das eigene Bewußtsein der mittleren Hirntheile, der Rückenmarksabschnitte, der Ganglienknoten und Ganglienzellen, hat längst aufgehört, es zu sein. Sogar die Bewußtheit der Moleküle und Atome hat in der Naturwissenschaft namhafte Vertreter gefunden. Die Stofflichkeit der materiellen Elemente, mit deren Bekämpfung sich die „Philosophie des Unbewußten" unter Kopfschütteln der Naturforscher bemühte, weicht gegenwärtig in der Naturwissenschaft selbst gegen eine dynamische Auffassung zurück, die die Materie als ein Product aus Kräften oder Energien erklärt. Innerhalb der Naturforscherkreise selbst rückt der Neovitalismus der mechanistischen Weltanschauung immer schärfer zu Leibe und teleologische Auffassung der organischen Lebensvorgänge erscheint jetzt wenigstens als discutabel in naturwissenschaftlichen Kreisen und kann nicht mehr vor jeder Prüfung als unwissenschaftlich abgelehnt werden. Selbst der psychophysische Parallelismus, der die Unzulänglichkeit der mechanistischen Weltanschauung philosophisch aufdrapiren sollte, hat einen schweren Stand gegen die von allen Seiten auf ihn gerichteten Angriffe und ist im Begriff zu unterliegen. Den Anspruch auf die apodiktische Gewißheit ihrer Erkenntnisse, den die speculative Philosophie hatte aufgeben müssen, die Naturwissenschaft aber dann für sich aufgegriffen hatte, empfinden die denkenden Naturforscher immer deutlicher als unhaltbar; die Wandelbarkeit der Meinungen, die Unsicherheit der Grundlagen und ihre Disharmonie in verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft tritt immer deutlicher zu Tage. Damit muß aber auch der apriorische Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit gegen solche Ansichten hinfällig werden, die von den jeweilig herrschenden Meinungen der Naturforschung abweichen. Die siegesgewisse Zuversicht der exacten Naturforschung, die für zwei Menschenalter an die Stelle der Selbstgewißheit der speculativen Construction getreten war, ist merkwürdig bescheiden, ja fast kleinlaut geworden, und schon fängt selbst das Publicum an zu ahnen, daß die Wahrscheinlichkeit der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse am Ende auch nicht größer sein möchte als die der philosophischen. Ein Versuch, die wissenschaftliche Unzulänglichkeit der „Philosophie des Unbewußten" aus naturwissenschaftlichem Gesichtspunkt nachzuweisen, ist nur einmal von Oskar Schmidt unternommen worden, von mir aber Punkt für Punkt widerlegt worden. Meine anonyme Schrift über „das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie" wurde, so lange der Autor unbekannt war, von den Naturforschern eifrig citirt und hoch gerühmt. Als aber im Jahre 1877 die zweite Auflage mit den Widerlegungen von meinem eigenen Standpunkt aus und der Abfertigung Schmidt's als Anhang erschienen war, wurde sie sorgsam todt geschwiegen, jedoch die „Philosophie des Unbewußten" nur um so heftiger als unwissenschaftlich in Verruf gethan.

Der transscendentale Realismus gewinnt langsam aber stetig an Boden und die Welt fängt an, nicht nur des transscendentalidealistischen Gaukelspiels, sondern überhaupt des unfruchtbaren Skepticismus und des öden Agnosticismus müde zu werden. Das Langweilige kommt am schnellsten aus der Mode, und die der selbstzufriedenen Ignoranz überdrüssigen Menschen fangen wieder an, sich nach einer Beschwichtigung ihres unausrottbaren metaphysischen Bedürfnisses zu sehnen, und sei es auch durch subjectivistische Phantasmagorien in ästhetischem Gewande. Es dämmert das Bewußtsein von der Fruchtlosigkeit aller philosophischen Bestrebungen auf, die sich die Welt an den Grenzen der Metaphysik künstlich mit Brettern vernagelt haben, gleichviel ob sie von der Erkenntnißtheorie, Psychologie, Naturphilosophie, Ethik, Religionsphilosophie oder Aesthetik ausgehen. So sind die Motive, welche vor einem Menschenalter die allgemeine Ablehnung der „Philosophie des Unbewußten" bedingten, theils hinfällig geworden, theils so weit abgeschwächt, daß sie gegenwärtig einer sachlich eingehenden Prüfung derselben nicht mehr im Wege stehen würden, wenn die „Philosophie des Unbewußten" heute noch einmal als Novität erscheinen könnte. Die junge Generation, die heute gegen die Vorurtheile der vergangenen ankämpft, weiß entweder gar nichts mehr von der „Philosophie des Unbewußten" oder kennt sie doch nur aus den Vorurtheilen, die die vergangene Generation von ihr festgelegt hat. Diese junge Generation kämpft zum Theil mit den Waffen der „Philosophie des Unbewußten", ohne es zu wissen. Das Beharrungsvermögen einmal aufgeklebter Etiketts ist nicht so leicht zu überwinden, am schwersten aber wohl das Stigma der Unwissenschaftlichkeit. Es gehört schon ein gewisses Maß von Ueberwindung dazu, jetzt noch nachträglich an die Prüfung eines Werkes zu gehen, das schon seit einem Menschenalter als wissenschaftlich abgethan gilt. Und doch wird die moderne Psychologie, wenn sie aus der Sackgasse, in die sie sich verrannt hat, herauskommen will, nicht umhin können, sich dieser Mühe zu unterziehen, d. h. den Begriff des absolut Unbewußten einer ernsteren Prüfung als bisher zu unterwerfen.*)

*) Vgl. über die Kritik dieses Begriffs in den 70ger Jahren die Schrift von O. Plumacher: „Der Kampf um's Unbewußte", 1. Aufl. 1881; 2. Aufl. 1890. Die Entwickelung des Begriffs des Unbewußten vor und nach dem Erscheinen der „Philosophie des Unbewußten" habe ich dargestellt in der „Phil. d. Unb.", 10. Aufl., Bd. I S. 13—35 u.

Ueberblicken wir nun den gegenwärtigen Stand der Ansichten über den Begriff des Unbewußten in der modernen Psychologie, so dürfen folgende Sätze als gesichert gelten:

1. Das Unbewußte in irgend welchem Sinne ist Untergrund des Seelenlebens, das oberste Individualbewußtsein aber nur seine Oberfläche, bis zu welcher nur ein kleiner Theil der unbewußten Vorgänge emporragt.

2. Das Unbewußte kann in einem engeren, eigentlichen, und in einem weiteren, uneigentlichen Sinne verstanden werden. Ersterer umfaßt dasjenige Psychische (Phänomene oder Thätigkeiten) innerhalb des Individuums, was sich entweder dem obersten Individualbewußtsein oder jedem Bewußtsein entzieht, Letzterer auch die materiellen Vorgänge im Organismus.

3. Wenn es unbewußte psychische Phänomene giebt, so sind sie den bewußten gleichartig, homogen und analog, also Phänomene für irgend ein andres Bewußtsein im Individuum als für das oberste Centralbewußtsein; d. h. sie sind dann an sich bewußt und nur relativ unbewußt.

4. Wenn es eine psychische Thätigkeit giebt, die die Phänomene hervorbringt, so geht sie dem von ihr producirten Bewußtsein vorauf und ist den uns bekannten phänomenalen Producten ungleichartig; d. h. sie ist dann vorbewußt und für jedes Bewußtsein im Individuum unbewußt (absolut unbewußt).

5. Das Individualbewußtsein ist nach Form und Inhalt unproductiv, rein receptiv und bloß ein passives Product, Begleiterscheinung oder Nebenerfolg unbewußter Vorgänge, gleichviel welcher Art diese im Uebrigen sein mögen.

6. Die productive, formirende und realisirende Thätigkeit selbst fällt nicht unmittelbar in's Bewußtsein, bleibt direkt unwahrnehmbar und kann nur erschlossen und gefolgert werden. Abweichender Ansicht sind nur diejenigen, die wenigstens in Bezug auf die innere Wahrnehmung am naiven Realismus festhalten.

7. Die unbewußte Thätigkeit der materiellen Atome im Organismus, insbesondere im Centralnervensystem, ist wichtig und mitbestimmend für die Entstehung der psychischen Phänomene aller Individualitätsstufen; erst bei der Frage, ob sie allein bestimmend für dieselbe sei, gehen die Meinungen auseinander.

8. Wenn es eine unbewußte psychische Thätigkeit giebt, so muß sie sich zwar auf etwas Physisches oder Materielles beziehen, kann aber kein Correlat oder Aequivalent an einer materiellen Bewegung im Sinne des psychophysischen Parallelismus haben, da dieser sich nur auf die Correspondenz bewußt psychischer Phänomene und materieller Bewegungen bezieht. Wenn es andrerseits psychische Thätigkeiten ohne physisches oder materielles Correlat giebt, so können dies nach der richtigen Auslegung des psychophysischen Parallelismus keine bewußten Thätigkeiten sein. Allerdings wird gegen diese einleuchtenden Sätze von manchen Psychologen verstoßen. Einige nehmen unbewußte psychische Thätigkeit an, ohne sich klar zu machen, daß eine solche keinen materiellen Parallelvorgang haben kann; andere räumen psychische Thätigkeiten ohne physisches Correlat ein (z. B. die synthetischen Intellectualfunctionen, welche die Empfindung oder die räumliche Anschauung, oder noch höhere schöpferische Synthesen formiren) ohne zu beachten, daß diese nur unbewußt sein können.

9. Das Unbewußte, sowohl das relativ, als auch das absolut Unbewußte kann nie etwas andres sein als Hypothese (wobei freilich zu beachten, daß auch alle unsere reale Erkenntniß der Außenwelt nur auf Hypothesen beruht). Die Hypothese der relativ unbewußten psychischen Phänomene muß ebenso wie die des psychophysischen Parallelismus ihre Stütze in Analogien und im Continuitätsgesetz suchen; die der absolut unbewußten psychischen Thätigkeit kann dies zwar nicht, steht aber dafür, wenn sie angenommen wird, den bewußten psychischen Phänomenen genetisch immer noch um eine Stufe näher als die Hypothese der materiellen Dinge, durch deren Reize sie erst ausgelöst und ihrer Richtung und Beschaffenheit nach mitbestimmt wird.

Wesentliche Meinungsverschiedenheiten bestehen noch über folgende Punkte:

10. Giebt es relativ unbewußte psychische Phänomene? D. h. liegen die Reize, die die Schwelle des obersten Centralbewußtseins nicht erreichen, noch über der Schwelle untergeordneter Sonderbewußtseine im Individuum? Die Frage wird verneint von den Neumaterialisten und Neufichtianern, bejaht von den Anhängern der Identitätsphilosophie und des psychophysischen Parallelismus (sowohl auf monistischer wie auf pluralistischer Grundlage) und von den Vertretern eines Stufenbaues der leiblich-seelischen Individuation, offen gelassen von einigen andern, die die Bejahung für möglich aber für unerweislich halten.

11. Welcher Art ist die unbewußte Thätigkeit, die die psychischen Phänomene auf allen Individualitätsstufen hervorbringt? Die Neumaterialisten sagen: rein materieller Art; die Neufichtianer sagen: bewußtpsychischer Art als Thätigkeit eines absoluten Bewußtseins; die Anhänger der Identitätsphilosophie antworten: ein identisches Drittes hinter beiden Erscheinungsweisen, das sie aber näher zu bestimmen unterlassen.

Hieran gestatte ich mir schließlich noch folgende kritische Erwägungen anzuknüpfen:

12. Wenn das Psychische mit dem Bewußten identificirt, das Bewußte aber auf die passive Reception fertig vorgefundener Phänomene beschränkt wird, so muß das Psychische diese Beschränkung theilen. Es giebt dann keine psychische Thätigkeit mehr, weil es keine Bewußtseinsthätigkeit giebt, und die productive Thätigkeit muß dann unpsychisch sein, was es nahe legt, sie im Materiellen zu suchen. Wer diese Einschränkung des Begriffes des Psychischen auf Phänomene und deren Abfolge nicht mitmachen will, darf weder a priori die Hypothese einer unbewußten psychischen Thätigkeit leugnen, noch auch das parallele und correlative Gegenstück des Materiellen im Psychischen überhaupt, statt bloß im Bewußtpsychischen oder psychisch-Phänomenalen suchen.

13. Wenn psychische Phänomene und die Erklärung ihrer Entstehung in die Psychologie gehören, so gehört auch das Unbewußte dort hinein. Die Erörterung der relativ unbewußten psychischen Phänomene ist ebensogut Aufgabe der Psychologie wie das Seelenleben der Thiere in absteigender Stufenreihe, und hat ebensowenig wie diese irgend etwas mit Metaphysik zu thun (wie z. B. Wundt irrthümlich annimmt). Die absolut unbewußte psychische Thätigkeit muß ebenfalls in der Psychologie und Erkenntnißtheorie verständlich gemacht werden. Die Metaphysik übernimmt die unbewußtpsychische Thätigkeit aus diesen Disciplinen und vergleicht und vereinigt sie mit den Ergebnissen der Naturphilosophie. Eine Zeit, die jede Berührung mit Metaphysik als mit etwas Unwissenschaftlichem ablehnt, wird deßhalb wenig geneigt sein, sich mit einer Hypothese zu befassen, die aus der Psychologie direkt in die Metaphysik hinüberführt.

14. Als „unfruchtbar“ kann die Erörterung des Unbewußten nur demjenigen gelten, der kein Bedürfniß anerkennt, die vorbewußte Genesis der Empfindungen und Gefühle zu untersuchen, der auf eine weitere Analyse der in seinem Bewußtsein vorgefundenen Elemente in psychische Urelemente verzichtet und dabei die Leistungen der unbewußten formirenden Thätigkeit unvermerkt schon in die bewußten Phänomene und ihren Wechsel hineingelegt hat, also der

434—437 und in meiner „Geschichte der Metaphysik“ Bd. II S. 13—15, 41, 65—67, 70, 78—79, 83—86, 94—96, 99, 106, 119—121, 144—146, 161—163, 181—182, 189—191, 199—201, 223—227, 250, 268—269, 297—299, 306—307, 327—331, 335, 337, 353—354, 363, 371—373, 377—382, 394, 397—399, 403—405, 407—408, 426, 432, 545, 565—568, 574.

unbewußten Charakter jeder „schöpferischen Synthese“ verkennt (Wundt).

15. Neumaterialismus, absoluter Bewußtseinsspiritualismus und Identitätsphilosophie führen, kritisch untersucht, zu demselben Ziele, nämlich zur unbewußten psychischen Thätigkeit. Denn die materiellen Functionen des Organismus führen auf Atomthätigkeiten zurück, die zwar materiirend (die Erscheinung der Materie hervorbringend), aber an sich noch nicht materiell sind, vielmehr als gesetzmäßige dynamische Functionen dem Begriff der unbewußten psychischen Thätigkeit subsumirt werden müssen. Die Thätigkeit des absoluten Bewußtseins im Neufichtianismus, welche auch die materiellen Erscheinungen hervorbringen soll, stellt sich bei näherer Betrachtung ebenfalls als eine absolut unbewußte dar, weil die Verabsolutirung des Bewußtseins diesen Begriff aufhebt. Das identische Dritte im identitätsphilosophischen psychophysischen Parallelismus darf, weil es als ein Drittes mit keiner seiner beiden Erscheinungsweisen zusammenfallen soll, weder bewußt noch materiell, muß also „unbewußt und immateriell“ sein, was mit „unbewußtpsychisch“ gleichbedeutend ist.

16. Das relativ Unbewußte liefert das Material für immer höhere und höhere Synthesen; die absolut unbewußte psychische Thätigkeit formt diese Synthesen aus jenem vorgefundenen Material, das sie selbst zuvor auf niederer Stufe geformt hat. So stammt Stoff und Form des Bewußtseinsinhalts aus der unbewußten psychischen Thätigkeit, die Form unmittelbar, der Stoff vermittelt durch relativ unbewußte psychische Phänomene. Die psychischen Phänomene (sowohl die central bewußten, als auch die relativ unbewußten) liefern für den Motivationsproceß jeglicher Individualitätsstufe die Motive; die absolut unbewußte psychische Thätigkeit liefert dagegen die zugehörige Willensreaction der betreffenden Individualitätsstufe. Wenn man den psychophysischen Parallelismus nicht als ursprüngliche Thatsache, sondern als genetisches Product der allotropen Causalität zwischen beiden Erscheinungsseiten derselben Individualitätsstufe auffaßt und demgemäß einen psychischen Einfluß auf die Entstehung, Erhaltung, Ausbesserung und Vervollkommnung des Organismus annimmt, so wird man auch diesen Einfluß auf Rechnung der absolut unbewußten psychischen Thätigkeit setzen, die zugleich Träger und Vollstrecker der höheren, organischen Naturgesetzlichkeit ist.*)

Max Müller's Selbstbekenntnisse.

Von Gustav Harlacher.

Mit Max Müller ist der berühmteste deutsche Gelehrte von internationaler Geltung dahingegangen, und wir müssen bis auf Alexander v. Humboldt zurückgreifen, um ein analoges Beispiel zu finden. Seine strengwissenschaftlichen Leistungen erklären diese Berühmtheit nicht ganz, denn so bedeutend er auch als Indologe war, an einen Böhtlingk oder Weber und so manchen anderen Sprachforscher auf diesem Gebiete reicht er nicht heran, und seine mythologischen und religionswissenschaftlichen Theorien werden nur noch von sehr wenigen seiner Schüler gebilligt und vertheidigt, während seine engeren Fachgenossen ihn höchstens als genialen Popularisator gelten lassen wollen. Sein Weltruhm erklärt sich aber auch mit durch seine internationale äußere Lebensstellung: dem guten und treuen Deutschen war England zur zweiten Heimath geworden, ja er war fast ebenso sehr Engländer wie Deutscher, wie sich das noch zu allerletzt in seinem betrübenden öffentlichen Auftreten gegen die Buren und für Chamberlain's Gewaltpolitik zeigte, das ihm viele deutsche Sympathien verscherzt hat. Aber noch ein Umstand erklärt seinen Ruhm: er war kein strenger, trockener Gelehrter, sondern ein Künstler, ein vollbürtiger Dichterssohn und selbst ein Stück Dichter. Bestrickenden Zauber athmete seine Rede wie sein Stil. Im Englischen wie im Deutschen war er ein gleich fesselnder Causeur voll Geist, Geschmack und Grazie. Keiner vor ihm hatte über so schwere, entlegene, strenge Disciplinen wie Sanskrit, vergleichende Sprachkunde, Religionswissenschaft und Mythologie so interessant und anregend, so schön und bei aller Gründlichkeit so allgemein verständlich zu plaudern gewußt. Er ist ein Erzähler und Schilderer vom ersten Range und wird auf lange hinaus beliebt bleiben, indeß z. B. Humboldt's Ruhm als solcher längst verblaßt ist. Durch seine Thätigkeit als Essayist und Conférencier hat er für seine Wissenschaft zahlreiche Jünger und Freunde geworben und die weitesten Kreise zu fesseln gewußt, und das ist ihm um so höher anzurechnen, als er dabei doch ein höchst bedeutender und selbstständiger Forscher und Gelehrter blieb.

Also Herkunft und Milieu erklären Vieles von seinem Weltruhm. Der Zauber der Persönlichkeit wirkte mit. Sein ihm in jungen Jahren weggestorbener Vater war der „schöne Griechenmüller“, jener liebenswürdige Lyriker Wilhelm Müller, dessen philhellenische Verse („Der kleine Hydriot“!) die Zeitgenossen begeisterten und heute noch in unseren Schullesebüchern wirksam sind, und dessen Müllerliedern und „Winterreise“ durch Franz Schubert's Tongenius die Unsterblichkeit sicher ist. So saßen die Genien der Poesie und der Tonkunst an der Wiege von Friedrich Max, und die Grazien blieben ihm auch mitten in seinen trockensten gelehrten Arbeiten immer treu zur Seite. Musiker sollte und wollte er erst werden, und ein heimlicher Dichter war er auch schon frühzeitig. Seine einzige belletristische Veröffentlichung, die bei uns mit so viel Beifall aufgenommene Novelle „Deutsche Liebe“, der Roman seiner kindlichen Dessauer Prinzessinnenliebe, dürfte nicht seine einzige Leistung sein, denn sein Nachlaß wird gewiß noch lyrische Schätze und kunstvolle Uebersetzungen zu Tage fördern. Um so verwunderlicher ist es, wie dieser geborene Künstler dann plötzlich umsattelte und ein Mann der strengen Wissenschaft wurde. Er selbst hat es uns erklärt, und zwar in seiner Selbstbiographie „Auld lang Syne“, die 1898 bei Scribner in New-York herauskam und nun auch in einer ausgezeichneten Uebersetzung von H. Groschke unter dem Titel „Alte Zeiten — Alte Freunde“ bei F. A. Perthes in Gotha deutsch erscheint. Die Musik hing er auf Mendelssohn's Rath an den Nagel, und auch die dichterische Begabung schien seiner Selbstkritik nicht stark genug. Für den Orient hatte er aber von früh an viel Interesse. „Als ich die Schule verlassen und 1841 die Universität Leipzig bezogen hatte,“ erzählt er, „wurde mein Traum wieder lebendig und nahm eine greifbarere, festere Form an. Ich hatte Griechisch und Lateinisch und den ganzen aufgewärmten Kohl, die crambe repetita von Homer und Horaz herzlich satt, als ich von der Gründung eines neuen Lehrstuhls, einer Professur des Sanskrit hörte und Vorlesungen über indische Literatur von Professor M. H. Brockhaus angezeigt las. Das lockte sofort meine Neugier; ich hatte schon mit dem Arabischen etwas geschäkert, nun verliebte ich mich ernstlich in das Sanskrit und wurde meiner ersten classischen Liebe immer mehr untreu.“ Professor Brockhaus war ein ausgezeichneter, gütiger, fördernder Lehrer. Müller ging mit festem Willen und Zielbewußtsein an das Studium des Sanskrit, studirte — nachdem er einige Semester Brockhaus' Vorlesungen gehört und bei ihm die ersten Bücher Nala, Çakuntalâ und sogar etwas Rig-Veda

---

*) Vgl. „Phil. d. Unb.“ 10. Aufl. II 175—201, 482—510; „Das sittliche Bewußtsein“ 2. Aufl. 638—641, 617—622; „Die Religion des Geistes“ 143—163, 178—179; „Phil. des Schönen“ 478—482; „Phil. Fragen der Gegenwart“ 131—136; „Ethische Studien“ 218—226; „Schelling's phil. System“ 34—51; „Lotze's Philosophie“ 154—183; „Fechner's Universalbewußtsein“ („Sphinx“ 1891 Juniheft S. 331—339), „Zum Begriff des Unbewußten“ („Archiv für systemat. Phil.“ Bd. VI., Heft 3, 1900, S. 278—290); „Zum Begriff der unbewußten Vorstellung“ („Philosoph. Monatshefte“ Bd. 28, Heft 1 u. 2, S. 1—25).

gelesen hatte — unter Bopp in Berlin, und begab sich dann, von Eugène Burnouf's Namen angezogen, nach Paris.

In dieser Zeit erfaßte ihn eine große Sehnsucht, Indien nach der Vorstellung seiner Schulzeit selbst kennen zu lernen. „Wie sich der classische Gelehrte nach Rom und Athen sehnt, so sehnte ich mich nach Benares und begehrte, in den Fluthen des Ganges zu baden. Aber davon konnte damals keine Rede sein. Damals schien es ausschließlich das Vorrecht der Engländer zu sein, Indien persönlich zu besuchen. Die Reise nach Indien kostete ein halbes Jahr und sehr viel mehr Geld, als ich zur Verfügung hatte. Der Traum meines Lebens, Indien von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ist nie in Erfüllung gegangen. So lange ich jung genug war, um die Reise auszuführen, habe ich nie die Mittel dazu gehabt; und später im Leben, als die Freunde in Indien mich immer wieder einluden, war ich zu alt und zu sehr gefesselt von Pflichten, die nicht abzuschütteln waren. Es kommt hinzu, daß ich die Reise nicht unternehmen wollte, ohne wenigstens zwei bis drei Jahre drüben bleiben zu können, um die Sprachen sprechen und die wenigen noch lebenden eingeborenen Gelehrten gründlich kennen zu lernen. Mein Indien lag ja nicht an der Oberfläche, sondern viele Jahrhunderte darunter; und wenn es sich nur darum handeln konnte, Indien „gesehen zu haben“ und „einmal dagewesen zu sein“, machte mir ein Spaziergang durch die Straßen Londons ebenso viel Freude. Aber obgleich ich nie selbst auf den Hügeln von Benares gestanden habe und die Männer, Frauen und Kinder hinabsteigen sehen durfte, um in den heiligen Fluthen des Ganges zu baden, so habe ich doch den Vorzug gehabt, viele Inder in Europa kennen zu lernen, unter ihnen wohl manche der edelsten und ausgezeichnetsten Söhne und Töchter Indiens. Wenn ich die Flüsse und Berge, die Thäler und Wälder, und die Bewohner von Indien auch nur in Visionen erblickt habe, da es mir versagt war, das indische Paradies mit Augen zu schauen, so kenne ich doch seit vielen Jahren die Schönheit seiner Literatur, den kühnen Flug seiner Philosophie und die innige Frömmigkeit seiner alten Religion. Das Alles scheint mir ein viel wahreres Bild zu geben von dem, was Indien wirklich in der Weltgeschichte war und noch sein soll, als die Bazare von Bombay oder die Durbars der Râjas und Mahârâjas von Delhi. Gewiß wird man behaupten, das Bild von Indien, das ich zeige, sei ideal, aber ein ideales Portrait kann wahrer sein als eine Photographie; ich glaube, daß die von mir angeführten Thatsachen genau und richtig sind, doch werde ich immer dankbar sein, wenn man mir an der Hand von Thatsachen widerspricht oder mein Urtheil berichtigt. Indien ist noch nie volle Gerechtigkeit widerfahren; ich denke dabei sowohl an das alte wie an das moderne Indien. Und wenn mein Hauptinteresse auch dem alten Indien gilt, so darf man doch nicht vergessen, daß in keinem anderen Lande die Vergangenheit noch so deutlich gegenwärtig ist wie in dieser südlichsten Heimath der uralten arischen Sprachfamilie. Es mag in Griechenland und in Italien mehr historische Denkmäler geben, die von der Vergangenheit zeugen. Aber das Leben mitsammt der Religion, der Philosophie und Literatur ist in diesen Ländern ein ganz anderes geworden; wir sehen uns auf den Stufen des Parthenons vergeblich nach einem Sokrates und einem Plato um und suchen Cato und Cäsar umsonst unter den einsamen Säulen des Forums. In Indien dagegen ist die Religion des Veda noch keineswegs erloschen. Noch vor Kurzem wurde sogar eins der herrlichen alten Opfer, welche der Veda vorschreibt, der Agnishtoma zu Benares, mit allem vorzeitlichem Glanze celebrirt. Die alten epischen Gedichte werden noch von den Pâthakas des Landes vorgetragen, und einige der alten philosophischen Systeme blühen in den einheimischen Lehranstalten, z. B. in Nuddea, so daß Zeitgenossen wie Gauriçamkara (spr. schamkara), der Premierminister von Bhavnagar, und der Yogin Râmakrishna, die alten Rishis und Yogins, die vor 1000 oder 2000 Jahren gelebt haben, in voller Realität wieder vor uns aufleben lassen. Was mir die volle Werthschätzung der geistigen Errungenschaften des alten und mittelalterlichen Indiens zu hindern scheint, ist der Umstand, daß wir darauf blicken wie auf Curiositäten in einer Ausstellung, es ist uns nur merkwürdig. Von Plato und Aristoteles würden wir schwerlich sagen, sie seien merkwürdig. Wir nehmen sie ernst. Wir sehen in ihnen unseres Gleichen, unsere Lehrer. Es kann doch nicht die braune Hautfarbe sein, die uns zurückhält, den Dichtern und Philosophen des alten Indiens ebenso ernst und ehrerbietig gegenüberzutreten wie den Griechen, und die noch heute das Aufkommen einer wahren Freundschaft zwischen den besten Söhnen ihres und unseres Landes hindert?“

Es ist also eine wahre, große Liebe, die Max Müller seinen musikalischen, dichterischen und classischen Neigungen untreu werden ließ. Das neue Studium, mit Leidenschaft, Fleiß und Geschick ergriffen, bestimmte nun die ganze Richtung seines Lebens. Ein Zwanzigjähriger, gab er schon eine Uebersetzung der Fabelsammlung Hitopadeça heraus und Kalidasa's Meghaduta u. A. folgte. In London war er an Karl Josias v. Bunsen, den merkwürdig gelehrten preußischen Gesandten, empfohlen, durch dessen Vermittelung ihm von der Ostindischen Compagnie die Herausgabe des Rigveda mit dem großen Commentar des Sajana übertragen wurde, das gelehrte Hauptwerk seines Lebens, von 1849 bis 1874 in sechs Foliobänden erschienen und in London von 1889 bis 1892 in vier Bänden neu aufgelegt, diesmal mit Unterstützung eines indischen Maharadscha. Später kamen noch hinzu eine Sammlung des buddhistischen Dhammapada (1881), zwei Bände Uebersetzungen der wichtigsten Upanischaden (1884) und vedischer Hymnen (1891). Freilich fehlte es dem Sanskrit-Uebersetzer nicht an Gegnerschaften. Er vertheidigt sich jetzt in seiner autobiographischen Skizze: „Uebersetzen ist eine schwierige Kunst; und es giebt Gelehrte, besonders solche, welche die beiden betreffenden Sprachen wie die eigene beherrschen, die eine gute Uebersetzung für ein Ding der Unmöglichkeit halten. Ich habe einige Erfahrung als Uebersetzer und auch einige Erfahrung von der Behandlung, denen die Uebersetzer von eingebildeten Kritikern ausgesetzt sind. Die heiligen Bücher des Orients, die von mir und einigen Freunden, zu deren Gelehrsamkeit ich das beste Zutrauen hatte, übersetzt worden sind, sind auch dieser pedantischen Kritik nicht entgangen. Dagegen haben unparteiische und ehrliche Kritiker die großen Schwierigkeiten anerkannt, unter denen die Gelehrten arbeiten, die alte griechische Documente oder Texte aus dem Sanskrit zum ersten Mal übertragen. Einen schon übersetzten Text zu übersetzen — ja, das ist leicht genug; selbst das ist nicht schwer, an der Arbeit der ersten Pioniere hier und da zu bessern. Aber einen alten, schlecht herausgegebenen oder noch gar nicht herausgegebenen Text zum ersten Mal übersetzen —, das ist ein ganz anderes Ding; und wer es unternimmt, hat ein Recht nicht nur auf die Nachsicht, sondern auch auf die Dankbarkeit aller Späteren. In unserem Studium nennt sich überhaupt keiner ein Gelehrter, der nicht irgend einen noch nicht herausgegebenen Text herausgegeben hat, oder wenigstens einen bisher unübersetzten Text übersetzt hat. Aber es giebt Kritiker, die meinen, ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie glücklich ein paar Schnitzer in einer Uebersetzung herausgefunden haben, während sie die Mühe und die herrlichen, wenn auch unscheinbaren Funde des ersten Uebersetzers nicht schätzen können. Der erste Uebersetzer eines alten Textes kann ja manchmal kaum mehr thun als entziffern. Er muß sich durch eine egyptische Finsterniß hindurchtappen gerade so gut wie einer, der eine egyptische oder babylonische Inschrift übersetzt. Er kann nicht umhin, Fehler dabei zu machen.“ Das ist allerdings ganz richtig, aber Müller verschweigt hier, daß er selbst nicht einen einzigen noch unübersetzten Text übersetzt hat; nicht bloß seine Leipziger

Studentenarbeiten Hitopadeça und der „Wolkengesandte“ waren schon vor ihm übertragen worden, auch die Upanischaden, der Dhammapada, die Rigvedahymnen ꝛc. waren bereits übersetzt, doch hat er diese nützlichen Vorarbeiten allerdings mit Geschmack und Geist benutzt und verbessert.

Aber seinen Weltruhm begründeten nicht die Arbeiten des Sanskritgelehrten, sondern die Essays und Vorträge des Sprachforschers, die alle englisch und deutsch zugleich herauskamen: seine Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, sein Essay über vergleichende Mythologie, seine Chips from a German workshop, seine Hibbert-Lectures, die Vorlesungscyklen über Ursprung und Entwickelung der Religion, „Was kann uns Indien lehren“, „Das Denken im Lichte der Sprache“ ꝛc. Und mit den Riesenerfolgen dieser Bücher (zumal der englischen Ausgaben) gestaltete sich seine sociale Stellung auf das glänzendste. Als junger Doctor mit mangelhaftem Englisch war er nach London gekommen, und wurde nun hochangesehener Professor der Oxforder Universität 1854, Fellow des reichen All Souls College 1858, bei der Neugründung der Universität Straßburg folgte er dem Rufe auf den Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung, kehrte aber nach wenigen Wochen für immer nach Oxford zurück. Seine Kathederthätigkeit bespricht er selbst: „Ueber mein Auditorium hatte ich wirklich nicht zu klagen; die ersten Männer der Stadt waren zugegen. Aber so glänzend die Versammlung auch war — A. P. Stanley, Fred. Maurice, Dean Milman, Bishop Thirlwall, Mill, Lady Stanley gehörten dazu, auch Fürstlichkeiten beehrten mich zuweilen mit ihrer Gegenwart — so waren doch die alten habitués der Königlichen Institute schwer zu befriedigen. Die erste Reihe wurde gewöhnlich von alten Herren mit Hörrohren, alten Indern, Generälen und Geistlichen eingenommen. Eine kleine Zahl Damen kamen mit ihren Zeitungen in's Colleg, falteten sie raschelnd auseinander, ehe der Vortrag begann, und beschäftigten sich mittels der Augen mit ihrer Zeitung, während die Ohren angeblich meine Argumente aufnahmen. Der Eigendünkel wird einem doch manchmal gründlich ausgetrieben. Nach einer Vorlesung sah ich ein Mal, wie einer von den indischen Greisen von seinem Sohne oder Neffen herausgeführt wurde, der seinem Vater in's Ohr brüllte: „Das war ein herrlicher Vortrag, nicht wahr?“ „Ja,“ schrie der Alte noch lauter zurück; „sehr interessant, sehr; ich habe nicht ein Wort davon verstanden.“ So etwas kommt vom Berühmtsein. Bei einer andern Gelegenheit erklärte derselbe taube Herr mit seiner Stentorstimme seinem Nachbar, wer ich eigentlich sei, und was ich eigentlich gethan habe. „Ja,“ brüllte er, „ich kenne ihn; es ist ein sehr fähiger junger Mann. Wir haben ihn angestellt, er soll eine Arbeit für uns machen, nämlich die alte indische Bibel übersetzen. Wir haben ihn auch zum Inspector des Civil-Dienstes in Indien ernannt. Ein fähiger junger Mann, sage ich Ihnen!“ So stieg ich allmälig in der Achtung der Londoner Welt, die Albemarle-Straße füllte sich mit vornehmen Wagen, und die Leute konnten kaum einen Platz finden, um Näheres zu erfahren über arische Wurzeln, arische Vorfahren und unsere gemeinsame arische Urstatt in Asien.“ Die besten Geister von England schenkten ihm ihre Freundschaft, und in seinen Selbstbekenntnissen erzählt er uns liebevoll von Tennyson, Browning, Lowell, Thackeray u. A. Doch gelang es ihm nicht, die englischen Regierungen von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß die bestehenden Anfänge orientalistischen Sprachstudiums nicht unterdrückt, sondern unterstützt, nicht todtgemacht, sondern emporgebracht werden müssen. Aber es war leichter und populärer, sie zu unterdrücken; und so wurden sie unterdrückt, so daß England, das Land, welches von allen Nationen das größte Reich im Orient besitzt, heute kein einziges Institut oder Seminar für orientalische Sprachen hat, während Frankreich, Italien, Preußen, Oesterreich und Rußland es alle nützlich gefunden haben, solche Institute zu gründen und sie auf das Liberalste auszustatten. Jetzt fängt man allgemein an, einzusehen, daß die Regierungen der genannten Länder ihren Lohn ernten, aber in England bleibt es noch immer bei dem alten Argument: „Wir können jederzeit Dolmetscher finden, wenn wir sie ordentlich bezahlen; und wenn wir nur laut sprechen, so verstehen die Eingeborenen schon, was wir meinen!“ Das erinnert Müller an ein Wort, das ein berühmter Reisender und Alterthumsforscher im Orient sprach, als er ihm erklärte, wie er die bei den Ausgrabungen Angestellten in Ordnung hielte: „Ich spreche Englisch mit ihnen; und wenn sie nicht verstehen, dann brülle ich sie an. Wollen sie dann nicht gehorchen, schlage ich sie nieder; und wenn sie sich widersetzen, schieße ich sie todt.“ Natürlich sollte das nur leeres Gerede sein, bemerkte Müller, „es beweist aber doch wohl kaum die Nutzlosigkeit einer gründlichen Kenntniß orientalischer Sprachen für Diejenigen, die nach dem Orient geschickt werden, um über Millionen zu herrschen, aber nicht, um sie anzubrüllen oder niederzuschlagen“.

Müller's größten Erfolg bezeichnen seine Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Wie Renan in geistvoller, formschöner Art die Resultate eines D. Fr. Strauß, Hase, Ritschl popularisirte, so Max Müller die Forschungen eines Bopp, Adalbert Kuhn u. A. Wenig Neues und Eigenes gab er dabei, aber wie er da über die schwierigsten Probleme der vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie plauderte, das war doch höchst anziehend und bedeutsam. Freilich, die Zünftigen wollten von dieser fast spielerischen Weise bald nichts mehr wissen, und aus ihren Kreisen mehrten sich die Angriffe, besonders als Müller nicht mit seiner Wissenschaft fortschritt, sondern bei seinen Theorien verharrte, auch als sie längst allgemein zum alten Eisen geworfen waren. Es ging eben nicht länger, die Mythologie wesentlich auf sprachliche Betrachtungen und vielfach unzulängliche Etymologien aufzubauen, und die Dubliner Studenten verspotteten ihn witzig in einer Flugschrift: „Max Müller — ein Sonnenmythus.“ Auch sein Auftreten gegen Darwin schadete ihm. Er schreibt darüber: „Bei der aufrichtigen Verehrung, die ich für Darwin hegte, fühlte ich, daß es unhöflich sein werde, aus Höflichkeit für einen solchen Mann mit Stillschweigen zu übergehen, was er über die Sprache gesagt hat. Diese Art Höflichkeit ist für einen wahren Gelehrten geradezu beleidigend. Andererseits wäre für mich nichts leichter gewesen, als Gegner aufzufinden, anfangend mit Epikur und endend mit dem Werke H. Wedgwood's: „Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache“ (2. Aufl., 1872). Der Autor dieses Wörterbuches war zufällig ein Freund von Darwin und hatte ihn leicht davon überzeugt, daß die Empfindungslaute und die Nachahmungen der Naturlaute die hauptsächlichsten Elemente aller menschlichen Rede ausmachten; es liege gar kein Grund vor, daß die Thiere in einigen Millionen Jahren sich nicht eine eigene Sprache gebildet haben sollten, da ja doch gewisse Thiere bellten und Spottvögel und Papageien die Töne nachahmten, die sie hören. Das war natürlich Wasser auf Darwin's Mühle, und obgleich er sich immer mit einer gewissen Zurückhaltung über das Thema der Sprache erging, so wäre es doch mehr als menschlich gewesen, wenn er seine Ueberzeugung, daß der Mensch von irgend einem Thier abstamme, aufgegeben hätte wegen dieser, wie sein Freund ihm versicherte, überaus leicht zu entfernenden Schranke der Sprache. „Wenn man nur eine genügende Anzahl von Jahren dazu festsetzt,“ dachte er, „so sehe ich gar keinen Grund, warum sich das ‚Bau, bau‘ und ‚Etsch, etsch‘ nicht in ‚Ich belle‘ und ‚Ich verachte‘ abgewandelt haben soll.“ Freilich die Thatsache, daß noch nie ein Thier solche Worte entwickelt habe, ließ sich nicht leugnen, aber man konnte sie umgehen oder forterklären durch den Augenschein, der deutlich bewies, daß die Thiere sich unter einander verständigen; als ob „sich verständigen“ so viel heiße als „sprechen“. Der Zweck meiner Vorlesungen (gleichzeitig erschienen in Longmans Magazin)

war der, nachzuweisen, daß ein solcher Uebergang von „etsch, etsch“ zu „ich verachte“ nicht möglich ist; ja, daß selbst der erste Schritt, die Bildung der Stämme, der allgemeinen Vorstellungen aus den einzelnen Lauten, d. h. den einzelnen Begriffen, keinem Thier, sondern nur dem menschlichen Wesen eignet. Bis auf diesen Tag kann kein Wesen außer dem Menschenkinde lernen, die menschliche Sprache nachzumachen, und was ist das bloße Lernen der Sprache gegen deren Erschaffung, die die eigentliche Aufgabe der menschenwerdenden Thiere sein mußte.“

Max Müller war ein glücklicher Mensch, ein arbeitsvolles, erfolgreiches und harmonisches Leben war ihm beschieden. Die Gegnerschaften vermochten die sonnige Heiterkeit seines Wesens nicht zu trüben, und bis zuletzt blieb er seinen Ideen treu, auch wenn er vielleicht insgeheim bekennen mochte, daß sie sich ausgelebt hatten. Von seinen sämmtlichen Aemtern trat er 1876 zurück, fortan ein freier wissenschaftlicher Forscher und Schriftsteller. In zahllosen englischen und deutschen Zeitschriften erschienen seine immer interessanten Essays, und seine rein schriftstellerische Jahreseinnahme betrug zuletzt an 3000 Pfund. Er wurde Mitglied des Privy Council, ferner eines der acht auswärtigen Mitglieder des Institut de France und Ritter des Ordens pour le mérite. An Ruhm und Ehren reich, ist er als ein fast Achtzigjähriger dahingegangen. Trotz Mommsen, Virchow, Eduard von Hartmann besitzt die deutsche Wissenschaft keinen Gelehrten mehr von einem dem seinigen ähnlichen Weltruf. Ob seine Bedeutung nach seinem Tode wachsen wird, ist freilich eine andere Frage.

Feuilleton.

Der Engel.

Von Henryk Sienkiewicz.

In dem Städtchen Lupiskorow wurde nach der Leichenfeier für die Kalikstowa eine Vesperandacht abgehalten. Dann blieben noch einige Weiber in der Kirche zurück, um die Todtenklage zu singen. Es war erst vier Uhr Nachmittags, aber in der Kirche herrschte schon eine Dunkelheit, die besonders den großen Altar umfing. Es brannten nur noch zwei Lichter, und ihr mattes, unstetes Licht vermochte kaum die Füße des Herrn am Kreuze zu erleuchten. Nur der Kopf des Nagels, der die Füße durchbohrte, funkelte wie ein großer, glänzender Punkt am Altar. Um die anderen Lichter, die man eben ausgelöscht, schwebten leichte Rauchwolken, und im ganzen Raume war ein Wachsgeruch, der allen Kirchen eigen ist. Der Meßner und ein Chorknabe waren dabei die Altarstufen zu fegen und die Teppiche wegzuschaffen. Wenn die Weiber zu singen aufhörten, war das verdrießliche Murren des Kirchendieners zu hören, der den Knaben ausschalt. Hungernde und frierende Spatzen klopften an die mit Schnee umrahmten Fenster. Vor der Eingangsthüre saßen die Weiber, die ihre abgegriffenen Gesangsbücher in den Händen hielten. Armselige Talglichter spendeten ein dürftiges Licht und machten ihnen kaum das Lesen möglich. Ein Schein fiel auf eine Fahne, worauf arme Sünder, von Höllenflammen und Teufeln umgeben, dargestellt waren. Die Bilder der anderen Fahnen konnte man in der Dunkelheit nicht erkennen. Die Weiber aber sangen nicht, sondern summten bloß mit ihren schläfrigen Stimmen ein Lied mit dem fortwährenden Rundreim:

„Und bitt' für uns bei Deinem Sohn,
Uns schlägt die Todesstunde schon.“

Diese ganz im Dunkel versunkene Kirche, die Fahnen, die trüben Lichter und die alten Weiber mit den gelben, runzeligen Gesichtern — Alles machte einen unsäglich traurigen Eindruck, und das schwermüthige Lied vom Sterben paßte zu dieser Umgebung.

Zeitweise hörten sie zu singen auf. Eins von den Weibern begann mit zitternder Stimme: „Heil Dir Maria voller Gnade“ — und die anderen fielen ein: „Der Herr ist mit Dir“, aber da sie die Kalikstowa eben bestattet hatten, so fügten sie noch die Worte bei: „Die ewige Ruhe gieb ihr, o Herr, und das ewige Licht leuchte ihr.“ Neben den alten Frauen saß Maria, das Töchterchen der Kalikstowa. Draußen fiel auf das frische Grab der Mutter weicher, leiser Schnee, aber die Kleine zählte erst zehn Jahre und konnte also weder den großen Verlust begreifen, noch das Mitleid, das man ihr entgegen brachte. Auf ihrem Gesichtchen und in ihren großen blauen Augen war eine kindliche Ruhe und sogar eine gewisse gleichgiltige Heiterkeit. Bloß ein bißchen Neugierde erfüllte sie. Und so betrachtete sie mit offenem Mündchen und großer Aufmerksamkeit die Fahnen mit den armen Sündern, dann warf sie einen Blick in's Innere der Kirche und zum Fenster, wo die Spatzen klopften. Aber sie dachte sich nichts dabei. Inzwischen summten die Weiber mit ihren einschläfernden Stimmen traurig zum zehnten Male: „Und bitt' für uns bei Deinem Sohn . . .“ Das Mädchen aber beschäftigte sich mit seinen beiden hellblonden Zöpfen, die auf den Rücken herunterfielen und so winzig waren, daß sie wie Mäuseschwänzchen aussahen. Da sie sich zu langweilen begann, widmete sie ihre Aufmerksamkeit dem Kirchendiener, der sich in die Mitte der Kirche begab, um an einem Stricke zu ziehen, der von der Decke herunter hing. Er läutete für die Seele der Kalikstowa, aber er that dies mechanisch und dachte an ganz profane Dinge dabei. Das Läuten sollte zugleich verkünden, daß die Vesperandacht zu Ende sei. Nachdem die Weiber zum letzten Mal die Bitte um einen sanften Tod wiederholt, gingen sie auf den Markt hinaus. Eine von ihnen führte die kleine Marie bei der Hand, und eine Freundin fragte sie: „Kulikowa, was fängst Du nun mit dem Mädchen an?“

„Na, was soll ich denn? Wojtek Margula, der die Post abholt, fährt nach Leszczynce und wird sie mitnehmen. Was denn sonst?“

„Und was soll sie in Leszczynce?“

„Na, was sie hier macht. Von wo sie her ist, dort soll sie wieder hin. Und ist's auch ein Herrenhaus, so wird man einer armen Waise doch erlauben, in der Bedientenstube zu schlafen.“ Unter solchen Gesprächen gingen sie über den Markt zur Schenke. Es wurde immer dunkler, und der traurige Winterabend begann; am Himmel zogen weiße Wölkchen, und die Luft war voll von Feuchtigkeit und nassem Schnee. Von den Dächern tropfte es, auf dem Platze aber lag Unrath und Schnee. Mit seinen elenden Häusern sah das Städtchen verwahrlost aus wie die Kirche. Aus manchen Fenstern schimmerte schon Licht, in den Gassen war es still und leblos, nur in der Schenke wurde auf einer Drehorgel irgend was gespielt, um Gäste anzulocken, da außer dem Wirth kein Mensch darin war. Die Weiber traten ein, tranken Schnaps, und die Kulikowa gab auch der Maria ein halbgefülltes Gläschen: „Da sauf, denn Du bist eine arme Waise. Dir wird nichts Gutes zu Theil!“

Das Wort „Waise“ erinnerte die Weiber an den Tod der Kalikstowa. Die Kapuscinska sagte: „Auf Dein Wohl, Kulikowa! Trinkt, meine Lieben. Die arme Kalikstowa! Als sie der Schlag traf, konnte sie schon nicht mehr athmen, und ehe der Geistliche für die Beichte da war, war sie schon ganz todt.“

Darauf sagte die Kulikowa: „Meine Lieben, ich habe es schon lange gemerkt, daß es mit ihr zu Ende ging. Vorigen Sonntag kam sie zu mir, und wie ich sie sah, rief ich: „Ei Kalikstowa, Kalikstowa! Gebet doch Euere Kleine in den Herrenhof.“ Aber da meinte sie: „Ich habe nur ein einziges Kind und das will ich nie fremden Leuten geben.“ Doch sie war sehr niedergeschlagen und schluchzte. Dann ging sie in die Kanzlei zum Schulzen, um ihre Papiere und Alles in Ordnung zu bringen. Und dafür bezahlte sie vier Rubel und sechs Kopeken. Und sie sagte noch: „Um das Kind ist mir nichts zu theuer bezahlt.“ Ach, meine Lieben! Sie hat immer mit großen Augen in die Welt geschaut,

und selbst nach ihrem Tode konnte man ihr die Deckel nicht recht schließen, sie sagten Alle, daß ihr Blick auf das Kind gerichtet war.“

„Na, vertrinken wir unseren Schmerz!“

Dazu spielte der Leierkasten noch immer dasselbe Volkslied. Die Weiber begannen etwas duselig zu werden, die Kulikowa rief immer rührseliger dem Kinde zu: „Armes Geschöpf! armes Geschöpf!“ und die Kapuscinska erinnerte sich immer wieder an den Tod ihres seligen Mannes. „Als er starb,“ erzählte sie, „da seufzte er so tief und seufzte und seufzte immerzu.“ Sie dehnte die Worte so sehr, daß es unwillkürlich klang, als ob sie sänge. Bis sie zuletzt wirklich nach der Weise des Volksliedes sang:

„Und seufzte, seufzte, seufzte,
O weh, er seufzte tief!“

Plötzlich begann sie laut aufzuschluchzen, gab dem Leiermann etwas Geld und trank noch einen Schnaps. Auch die Kulikowa wurde sehr weich, und mit thränenerstickter Stimme wandte sie sich an Maria:

„Denke stets daran, kleine Waise, was Dir der gnädige Herr sagte, als man Dir Dein Mütterchen in die Erde bettete, daß ein Engel über Dich wacht!“ Plötzlich hielt sie inne, schaute wie verwundert um sich und fügte mit starkem Nachdruck bei: „Wenn ich Dir sage ein Engel, so ist es auch ein Engel!“

Niemand widersprach. Maria betrachtete mit ihren unschuldigen Kinderaugen das Weib sehr aufmerksam. Die Kulikowa aber fuhr fort: „Du bist eine Waise, darum wirst Du vor allem Bösen behütet. Die Waisen beschützt ein Engel. Nun ist's gut! Da hast Du noch zehn Kopeken. Selbst wenn Du zu Fuß nach Leszczynce gehen mußt, so wirst Du den Weg nicht verfehlen, weil der Engel Dich geleiten wird.“

Die Kapuscinska begann zu singen:

„Im Schatten seiner Flügel ruhest Du ewig fort,
Und wohl geborgen bist Du unter seinem Hort!“

„Seid doch still!“ rief die Kulikowa. Und dann sagte sie dem Kinde: „Du weißt es schon besser, wer über Dich wacht?“

„Der Engel,“ antwortete das Kind mit seinem schüchternen Stimmchen.

„Du meine kleine Waise, Du Gottes-Würmchen Du! Ein Engel mit Flügelein, ja, ja!“ wiederholte ganz in Wehmuth aufgelöst die Kulikowa, zog das Kind an sich und drückte es an ihr Biederherz. Die Kleine weinte; vielleicht stieg in ihr auch eine kleine Ahnung auf, was sie für immer verloren hatte.

Hinter dem Ausschanktische schlief der Wirth schon, auch der Orgeldreher hatte zu spielen aufgehört. Die Stille wurde durch Pferdegewieher unterbrochen, das durch die Thüre hereindrang. Eine rauhe Stimme rief: „Halt!“ Dann trat Wojtek Margula ein, in der Hand eine brennende Laterne, die er hinstellte, und begann dann nach polnischer Fuhrmannsart die Arme kreuzweise um den eigenen Körper zu schlagen, um sich zu erwärmen. Dann rief er: „Heh, ein Quartierchen!“

„Margula,“ schrie ihm die Kulikowa zu, „wirst Du die Kleine nach Leczszynce mitnehmen?“

„Ich werde sie nehmen, weil man es mir befohlen hat,“ antwortete Margula. Dann betrachtete er die beiden Weiber und brummte: „Aber besoffen habt ihr Euch wie — —“

„Daß Dich der . . .!“ gab ihm die Kulikowa zurück. „Ich sage es Dir aber: mit dem Kinde mußt Du vorsichtig umgehen. Vorsichtig! Denn sie ist eine Waise und weißt Du auch, Dummkopf, wer sie darum beschützt?“

Wojtek fand es nicht nöthig, diese Frage zu beantworten, sondern wollte lieber über Anderes sprechen. Sein Branntweinglas zum Munde führend, murmelte er: „Daß Dich mit Deinen Fragen der —“. Aber er beendigte seine Verwünschung nicht, weil das Trinken ihn daran hinderte. Er zog die Mundwinkel ein, spuckte aus und stellte, noch nicht ganz befriedigt, das Glas hin. „Es ist doch das reine Wasser, was man hier als Schnaps bekommt. Gieb mir den von der anderen Flasche,“ brummte er.

Auch nachdem er das Gewünschte bekommen, war er noch unzufrieden. „Habt Ihr keinen Rum?“ fragte er, schon etwas angetrunken. Es drohte ihm offenbar dieselbe Gefahr wie den Weibern, aber er hatte das dunkle Gefühl, etwas Verdienstliches zu thun, denn erst unlängst hatte der Gutsherr von Lupiskorow in einer Zeitschrift für „das ausschließliche Brennereirecht der Gutsherrn als Grundlage des allgemeinen Wohlstandes“ plaidirt: so trug Wojtek, ohne es recht zu wissen, auch ein kleines Scherflein zu diesem allgemeinen Wohlstand bei. Da er dies jetzt in eifriger Weise that — er hatte bereits fünf Quartierchen getrunken — vergaß er darüber fast die Laterne, deren Lichtchen erloschen war. Er weckte das schlaftrunkene Kind und rief ihm barsch zu: „Koumm doch! . . .“

Die Weiber waren ebenfalls im Winkel eingeschlafen, und so nahm Niemand mehr Abschied von Maria. Einsam lag ihre Mutter auf dem Friedhofe in Lupiskorow, und einsam fuhr das Kind nun nach dem fremden Leszczynce.

Sie gingen hinaus und stiegen in den Schlitten ein. Margula trieb die Pferde an und sie fuhren davon. Der Schlitten mußte sich Anfangs durch all' den Unrath des Städtchens durchkämpfen, aber dann konnte er über die glatte, weiße Ebene draußen hingleiten. Die Pferde schnauften, und ab und zu hörte man Hundegebell. Die Fahrt dauerte lange, und Wojtek trieb die Pferde an und sang vor sich hin: „Denkst du Hundsfott noch daran, was Du mir versprochen?“ Dann begann er auf die Juden zu schimpfen. Die Lider fielen ihm zu, und bald neigte er sich nach rechts, bald nach links. Ihm träumte, daß er in Leszczynce Prügel bekomme, weil er seine Posttasche verloren hatte. Erschrocken erwachte er jedes Mal auf Augenblicke und wiederholte sein Lieblingslied. Maria aber schlief nicht. Sie empfand ein starkes Frösteln. Mit großen fragenden Augen blickte sie auf die schneeigen Felder. Und nun wurde sie sich bewußt, daß ihr Mütterchen todt sei, und scharf und deutlich schwebte ihr das blasse, zarte Gesicht und die großen dunklen Augen vor, die noch im Tode auf ihr Kind gerichtet waren. Maria ahnte jetzt, wie sehr dieses Gesicht von ihr geliebt war, und daß sie es in Leszczynce nimmermehr erblicken wird. Sie hatte es ja selbst gesehen, wie man ihr Mütterchen in Lupiskorow eingebuddelt hatte. Sie brach in heiße Thränen aus — aber sie wußte selbst nicht, ob sie aus Herzeleid oder vor Kälte weinte. Es war zwar kein Frost mehr, aber die feuchte Luft drang durch den ganzen Körper, wie immer vor dem Thauwetter. Wojtek aber war es hübsch warm durch den Genuß der Spirituosen. Er war in froher Stimmung, und nichts hätte ihn jetzt betrüben können; es störte ihn nicht einmal, daß die Pferde jetzt ganz langsam trabten, obgleich sie den Wald erreicht hatten, wo der Weg sehr gut war. Er dachte gar nicht an seine Pferde, bis sie den Schlitten an einem Graben umwarfen; zwar erwachte der Fuhrmann aus seinem Halbschlummer, aber merkte doch nicht recht, was geschehen war.

Maria rüttelte ihn. „Wojtek!“

„Was schreist Du?“

„Ihr habt umgeworfen.“ Wojtek brummte etwas und schlief dann erst recht. Das Mädchen setzte sich neben den Schlitten und saß zusammengekauert eine Weile. Aber ihr Gesicht war bald völlig starr vor Kälte, und sie schüttelte daher den Schlafenden nochmals. Er antwortete nicht. „Wojtek, ich will weiter!“ Und nach einer Weile wieder: „Wojtek, sonst geh' ich zu Fuß!“

Endlich entschloß sie sich auch zu gehen. Sie dachte, daß es nach Leszczynce sehr nahe sei. Und sie kannte den Weg gut, da sie ihn jeden Sonntag mit der Mutter zu gehen pflegte, zur Kirche. Im Walde lag der Schnee trotz des Thauwetters noch hoch, aber die Nacht war sehr hell. Der Schnee leuchtete märchenhaft, und die leichten Wolken am Himmel schimmerten; taghell lag der Weg da. Maria konnte weitab jeden Stamm erblicken, der sich deutlich von der weißen Schneefläche abhob, wenn sie ihren Blick in den dunklen Wald richtete. Es herrschte da eine so erhabene Stille, daß das Kind Muth bekam. An den Zweigen hingen tropfende Eiszapfen, und leichtes Schneegestöber fiel

herab. Es herrschte Windstille; unendlich einsam lag die Natur da. Das Gesträuch regte sich kaum und stand wie im Winterschlaf. Es schien, als wären diese große weiße Schneedecke, der ganze gewaltige und so schweigsame Wald und die zerrissenen und bleichen Wolken oben etwas Einheitliches, Untrennbares — etwas Todtes. Und das einzige lebende Wesen, das sich wie ein kleines schwarzes Pünktchen in dieser schweigenden Unendlichkeit bewegte, war Maria. Und so wanderte das Kind allein durch den gewaltigen Forst, der wie mitleidig auf das kleine Geschöpf herabschaute, das einsam und hülflos und doch so zuversichtlich war. Und es lag etwas unendlich Rührendes darin, wie dieses winzige Wesen sich dieser mächtigen Natur, diesen ungeheueren Gewalten anvertraute und hingab. Endlich war die kleine Maria aber doch müde. Sie hatte schwere, große Stiefel an, die an ihren kleinen Füßen nicht fest saßen und sie am Gehen hinderten. Sie hatte jedes Mal Mühe, sie aus dem Schnee herauszuziehen, und dabei konnte sie auch die Hände nicht frei bewegen, weil diese vor Kälte starr waren, und dann auch, weil sie mit ihrer ganzen Kraft jenes Geldstück festhielt, das sie von der Kulikowa bekommen hatte und zu verlieren fürchtete. Von Zeit zu Zeit begann sie laut zu weinen und horchte dann plötzlich auf, ob nicht Jemand ihr Weinen höre. Aber nur der Wald horchte, und von seinen Bäumen fielen die Tropfen des schmelzenden Schnees. Und immer langsamer wurden die Schritte des Kindes. Es war vom Wege nicht abgeirrt, denn der lag hell und breit da, dann immer schmäler verlaufend. Maria wurde schläfrig, und so bog sie seitwärts ein und setzte sich an einem Baume nieder. Die Augenlider fielen ihr zu. Für einen Augenblick schien ihr, daß ihr Mütterchen über der weißen Schneefläche von der Richtung des Friedhofs von Lupiskorow her auf sie zuschreite. Allein Niemand kam. Und doch war das Kind in der sicheren Erwartung, daß Jemand zu ihm kommen würde. Wer? — Wer anders als der Engel. Die Kulikowa hatte es ihr doch gesagt, daß „der Engel" mit ihr sei. Maria kannte diesen Engel gut. Daheim beim Mütterchen, da hatten sie ein Bild gehabt, wo ein Engel darauf war mit großen weißen Flügeln und mit einer Lilie in der Hand. Ganz gewiß, dieser Engel mit der Lilie wird zu ihr kommen . . . Das Schneegestöber, das jetzt stärker von den Bäumen fiel, klang ihr wie das Rauschen seiner Flügel. Aber kam nicht jetzt wirklich Jemand durch den Schnee auf sie zu? Sie hörte ganz deutlich sich nähernde Schritte, die dann ganz still, aber immer rascher auf sie zukamen. Und das Kind öffnet mühsam die schlaftrunkenen Lider . . .

Was ist es?

Ein schrecklicher, grauer, dreieckiger Kopf mit hervorstehenden Ohren glotzt es gierig und starr an . . .

Aus der Hauptstadt.

Nr. 3773.

Das Arbeitszimmer des Schloßherrn blickte nach dem See hinaus. Auf der gefrorenen Fläche, die sich grünlich schillernd zwischen den mit Rauhreif behängten, mächtigen Buchen ausdehnte und schließlich in eleganter Krümmung hinter ihnen verkroch, lag mittägliches Sonnengefunkel. Gelber Glanz rieselte in's weiße Geäst des Parks, wie in wunderfeines, durchbrochenes Marmorwerk, und wo die Baumriesen zurücktraten und ein Stück des Horizontes sichtbar wurde, da umfing jener lichtbraune Nebelschleier den Himmel, der nur bitterkalte, helle Wintertage schmückt. Es waren Wuhnen in das Eis gehauen worden, und ein tolles Farbenspiel verwehter Sonnenlichter umgaukelte die kolossalen Smaragdblöcke, die neben den Löchern aufragten.

Herr Eßlinger hatte indeß für all die schimmernde Herrlichkeit kein Auge. Gewiß, er vergrößerte seinen Landbesitz mit jedem Jahre, bei jedem Zwangsverkauf eines Rittergutes erschienen seine Bevollmächtigten, und die Zahl der Eßlinger'schen Latifundien und der Eßlinger'schen schön gelegenen Schlösser wuchs in's Märchenhafte. Doch war es wirklich nicht sentimentale Freude am Naturgenusse, die ihn veranlaßte, seine im Kohlenhandel ebenso redlich wie mühsam gewonnenen Kapitalien auf diese Weise anzulegen. Es veranlaßte ihn dazu vielmehr sein unbedingtes Vertrauen auf den Scharfblick des Dr. Johannes Miquel. Die Excellenz hatte wiederholt betont, daß die nächsten dreißig Jahre der Gesetzgebung den Landwirthe gehören müßten und gehören würden. Grund und Boden versprachen für die nächste Zeit eine ganz beträchtlich gesteigerte Rente, während der industrielle Niedergang, den die Jeremiasse der Börse unablässig an die Wand malten, immerhin doch etwas mehr als mißtönende Zukunftsmusik und Schreckphantom war. Die Millionen in die Erde zu vergraben, dünkte sowohl Herrn Eßlinger wie vielen seiner kraft- und geistverwandten Mitstrebern zur Zeit raffinirteste Spekulation.

Daneben freilich hatte der gewaltige Mann noch ein anderes, sozusagen ideales Motiv. Sein Ehrgeiz schwindelte hoch. Als er in die Reihen der befestigten Großgrundbesitzer eintrat, hatte er nicht ausschließlich und allein an seinen Geldschrank gedacht.

Herr Eßlinger seufzte leicht, klopfte ein paar Mal nervös mit den sorgfältig gepflegten Fingernägeln auf den Tisch — die Manicure hatte ein kleines Vermögen verschlungen — und sah dann wieder auf die Stutzuhr. Jede Secunde mußte der Bote kommen. Er hätte längst hier sein müssen. Eßlinger'sche Pferde legten den Weg zum Telegraphenamte in weniger als einer halben Stunde zurück. Aber die Leute auf dem Lande sind langsam und langweilig. Deßhalb kommen sie auch zu nichts, deßhalb leiden sie Noth, deßhalb haben wir die Agrarfrage.

Der Schloßherr bereute jetzt doch beinahe, Berlin in diesen Tagen verlassen zu haben. Gewiß, die Abreise hierher hatte sich gut gemacht. Aller Welt hatte sie gezeigt, wie wenig ihm für sein Theil an den kommenden Ereignissen lag. Er hatte Zeit, ihn drängte es nicht so sehr. Einen Eßlinger würde man niemals in der Colonne ungenirter Streber finden. Und er wußte, daß gerade die höchste Stelle diesen bei aller Entschiedenheit doch loyalen und recht patriotischen Bürgerstolz besonders schätzte. Nichtsdestoweniger brannte ihm das Blut in den Adern vor Neugier und fieberischer Erwartung. Er vermochte die Gedanken nicht mehr bei der Arbeit zu halten. Na, dann konnte er ja auch den Kerl hereinkommen lassen und abfertigen. Lange genug antichambrirte der gute Doctor ja schon.

Mit einem neuen Seufzer der Ungeduld drückte Eßlinger auf die elektrische Klingel. „Jean ist noch nicht zurück?" fragte er den in respektvoller Haltung verharrenden Lakaien und bemühte sich, ein recht blasirtes Gesicht zu machen.

„Zu Befehl, nein!"

„Verfluchte Zucht!" entfuhr es da dem Schloßherrn. „Beene sollte man der Schwefelbande machen. Beene . . ." Er besann sich darauf, daß einem Feudalen solche Wendungen gerade im Umgang mit Lakaien nicht geziemten, zwirbelte seinen Schnurrbart hoch, der trotz aller Mühen und Kosten nicht von der ererbten struppigen Borstenform abzubringen war, und näselte vornehm: „Dr. Kröger wartet ja wohl. Ich lasse bitten!"

Dr. Kröger war der Chefredacteur des Herrn Eßlinger gehörenden Berliner Weltblattes. Nur nach heftigem Widerstreben hatte der Kohlenmillionär den sehnlichen Wunsch seiner Gattin erfüllt und ihr die Presse zur Verfügung gestellt, die Presse, durch deren Hülfe allein Frau Isolden's Vetter Moritz in der Literatur festen Fuß fassen konnte. Eßlinger hielt nicht viel vom Journalismus. Wie lächerlich bescheiden in ihren Anforderungen waren die Lumpe gewesen, deren Federn er bisher aus geschäftlichen Gründen zu kaufen gezwungen war! Du lieber Himmel! Zudem wußte er, daß auch dem Verleger die Zeitungsfabrication nur dann etwas bringt, wenn sie unfein betrieben wird. Und alles Unfeine war dem Manne Feind, der seit fünf Jahren keine Nietnägel mehr an den Fingern hatte, und, wenn auch immer noch mit heimlichem Widerstreben, bei allen festlichen Gelegenheiten seidene Strümpfe aus Paris trug. Daß er sich schließlich doch dazu bewegen ließ, Frau Isolden den Gefallen zu thun, daran war nicht bloß die zähe Energie der literaturfreundlichen Dame schuld. Die agrarische und dann auch die socialdemokratische Presse hatte einen greulich dummen Artikel über die Eßlinger'schen Landarbeiter-Wohnungen nachgedruckt, der zuerst in einem unvorsichtigen liberalen Blatte erschienen und dort als ein neuer Beweis für die herzlose Verkommenheit der ostelbischen Junker, für ihre gemeine Leuteschinderei ausposaunt worden war. Zu spät erkannte das wahrhaft liberale Organ, daß der eigentliche Besitzer des Dominiums, auf dem so unerhörtes Wohnungselend herrschte, zu den sturmsicheren Pfeilern des deutschen Freisinns gehörte. Die Gegner hatten sich der Angelegenheit schon triumphirend bemächtigt, und es half wenig, daß der trübselige Tintenfisch, dem das Unglück passirt war, Knall und Fall zum Teufel gejagt wurde. Schon damals gewann bei Eßlinger, der nichts ungerächt ließ, der Plan Raum, ein allerdings mit beträchtlichen Unterbilanzen arbeitendes, eigentlich gewohnheitsmäßig am Rande des Abgrundes stehendes großes Berliner Blatt anzukaufen. Und als ganz kurze Zeit darauf ein neuer Preßscandal gegen ihn entfesselt wurde, als die Meute ihm Kohlenwucher und anderes Gemeingefährliches vorwarf, da that er den entscheidenden Schritt.

Heute hatte sein Chefredacteur die Ehre, in Audienz empfangen zu werden.

„Was Neues in Berlin passirt, Doctor?" fragte Eßlinger herablassend. Er schien die Frage nur so nebenbei zu stellen, als wolle er damit seine Geneigtheit kund thun, den Untergebenen gleichsam collegial zu behandeln.

Kröger nahm auf dem angebotenen Sessel behutsam Platz und betrachtete anscheinend sehr interessirt seine Handschuhe. „Denken Sie, man spricht von Ihnen, Herr Eßlinger!" Er warf dem hohen Chef von unten herauf einen recognoscirenden Blick zu.

„Von mir? Ach was! Schießen Sie doch los!"

„Ihre Nobilitirung wird in maßgebenden Kreisen mit aller Sicherheit erwartet."

„Lieber Doctor, von wem haben Sie sich das bloß aufbinden lassen! Reinweg lächerlich! Bei den heutigen Verhältnissen! Die Leute wissen eben ganz genau, daß ich einen bloßen Orden wahrscheinlich nicht annehmen würde — ich bitte Sie, anno 1899 sind 10396 solche Dinger vertheilt worden! Was hat da, unter uns gesagt, solch eine Auszeichnung noch für einen Werth? Na, und weil man meine Ansichten in dieser Beziehung kennt, versuchen's die Plappermäuler mit der Nobilitirung. Ist ja zu albern! Selbst wenn S. M. wollte — bei der herrschenden reactionären Stimmung, dem verblendeten Haß gegen Capital und Intelligenz . . . na, lassen Sie uns von Geschäften reden." Seine Blicke suchten wieder unwillkürlich die Uhr. „Wissen Sie, Herr Doctor, seien Sie etwas conciliánter in der Zeitung. Wenn wir nicht die Regierung stützen, wer soll es sonst thun? Wer hat sonst den Muth gegenüber dem Pöbel links und rechts? Bülow ist ein ganz famoser Kerl. Verdient es, daß man seine Politik populär macht. Auch Rheinbaben sollte unbefangener gewürdigt, ich will nicht gerade sagen, gelobt werden. Geben Sie Posadowsky auf keinen Fall Preis, lassen Sie noch einmal, am besten von bekannten Universitätsprofessoren, Nutzen und Nothwendigkeit des Rhein-Elbe-Canals nachweisen, und legen Sie sich in der Zollfrage nicht fest, so lange die Regierung noch schweigt. Das wären so die Hauptgesichtspunkte einer objectiven und unparteiischen Politik, die zur Zeit meine Billigung finden würde."

Dr. Kröger verneigte sich. „Ich freue mich, so Wort für Wort, so in jedem Gedanken mit Ihnen übereinzustimmen. Liegt doch darin für mich die frohe Gewähr, daß ich auch in Zukunft unserm Blatte mit ganzer Hingebung dienen kann, aus freier Seele heraus, aus tiefinnerster Ueberzeugung. Sie wissen, Herr Eßlinger, ein Journalist, der nicht seiner eigenen, seiner Herzensmeinung Ausdruck verleihen darf, ist schlimmer daran, als ein Adler mit gebrochenen Schwingen."

„Richtig," nickte Herr Eßlinger.

„Gestatten Sie, daß ich nun gleich auf etliche Einzelheiten eingehe, über die ich gern Ihre werthvolle persönliche Ansicht hörte," fuhr der Chefredacteur strahlend fort. „Wir hatten die Absicht, zum Ordensfest einen satirischen Aufsatz zu bringen, mit genau derselben Tendenz, die Sie eben so scharf und geistvoll umrissen. Die Massenhaftigkeit der Ordensverleihungen drückt selbstverständlich den Werth dieser Auszeichnung herab — ja, allen Ernstes, was hat sie überhaupt noch für einen Werth unter den obwaltenden Verhältnissen? Deßhalb glaubte ich, recht daran zu thun, morgen ein witziges Feuilleton über den Ordens-Platzregen zu bringen, und gleichzeitig auch die Strebsamen zu geißeln, die für ein buntes Bändchen ihre Bürgerehre verschachern."

Herrn Eßlingers Mienen waren immer drohender und finsterer geworden, während sein Chefredacteur sprach. Kröger bemerkte es wohl, deutete die Veränderung aber falsch. Da er indeß steinerne Fürstengesichter unter keinen Umständen liebte, wollte er den Herrscher ein wenig aufzuheitern und ihm ein Lächeln zu entlocken suchen. „Der junge Cohn soll den Aufsatz schreiben, derselbe, der neulich Schmidt und Sanden und die Hofbankiers so famos, so sehr zu Ihrer Zufriedenheit vermöbelt hat. Mir fallen einzelne Wendungen aus dem neuen Artikel ein — er sprach mir heute Morgen davon, ehe ich zu Ihnen fuhr. Zum Beispiel: Viel schlimmer als die mittelalterlichen katholischen Bettel-Orden ist der moderne protestantische Ordens-Bettel. Oder: Die meisten der mit Orden Ausgezeichneten haben Recht, wenn sie behaupten, sie hätten keinen Schritt darum gethan — sie sind nämlich darum gekrochen." Dr. Kröger hielt inne. Die Falte zwischen den Augenbrauen seines Brodherrn und der zusammengekniffene Mund gefielen ihm nicht. „Jedenfalls wollte ich in dieser Sache aber erst Ihre Meinung hören. Wie urtheilen Sie über die Cohn'sche Artikel-Idee?"

„Quatsch!" erwiderte Herr Eßlinger mit schöner Einfachheit. „Den Kerl würd' ich überhaupt absägen, je eher, je besser. Schnoddriger Patron. Nichts für unser vornehmes Blatt."

„Dunkel hatt' ich die Empfindung auch schon," bestätigte Dr. Kröger. „Doch ehe ich's verpasse," fügte er, rasch abschweifend, hinzu. „Die Amnestie-Frage wird in den nächsten Tagen viel erörtert werden. Ich glaube nicht, daß ein kaiserlicher Gnadenerlaß zu erwarten ist. Wünschen Sie, daß wir in die Discussion eingreifen — und in welchem Sinne —"

„Unsinn!" unterbrach Herr Eßlinger den Sprecher grob. „Ich verstehe Sie gar nicht. Sind wir ein monarchisches Blatt, königstreu bis auf die Knochen, oder sind wir es nicht? Nun also! Wie dürfen wir es dann wagen, das Amnestie-Recht Seiner Majestät in die Debatte zu ziehen? Seine Majestät, und Niemand sonst, hat darüber zu befinden, ob der morgige Tag geeignet ist, Verbrecher in Freiheit zu setzen. Ich persönlich würde es begrüßen, wenn es nicht geschähe. Der morgige Tag soll ein Tag der Ehrung für solche sein, die sich dieser Ehrung würdig erwiesen haben, nicht aber soll er den Abschaum der Menschheit für seine staatsgefährlichen Missethaten belohnen. Ich muß wirklich sagen, Herr Doctor —"

Der Lakai trat ein und überreichte dem Schloßherrn eine Depesche. Eßlinger riß sie hastig auf, durchflog sie und wechselte leicht die Farbe.

„Wo waren wir gleich stehen geblieben?" fragte er dann in völlig verändertem Tone. „Ach so. Na, es freut mich, daß Sie meinen Spaß gleich capirt haben. Wollte 'mal sehen, ob Sie ein charakterfester Kerl seien und Ihre eigene Meinung unentwegt hoch hielten; freut mich, haben glänzend bestanden. Soll Ihr Schade nicht sein. Und was ich sagen wollte: Selbstverständlich sind wir entschieden für Amnestie. Bleibt sie aus, so dürfen wir einen gerechten Tadel nicht feig unterdrücken. Man muß auf die peinliche Enttäuschung hinweisen, die dem ganzen Volke widerfahren ist; auf den Jammer der Aermsten und Elendesten, die in dunkler Kerkersnacht auf diesen Tag ihr letztes Hoffen setzten, und nun — et cetera. Was hilft die verschwenderische Fülle kaiserlicher Gunstbeweise, die über die Erwählten ausgestreut worden ist, wenn das Gemüth der Nation unbefriedigt bleibt? Schreiben Sie einen strammen Leitartikel darüber, Doctor. Es ist unsere publicistische Pflicht, es mit Nachdruck zu beklagen, daß das herrlichste Juwel der Krone, das Gnadenrecht, an diesem stolzen Jubeltage der preußischen Monarchie dem Volke nicht geleuchtet hat . . . Und so weiter. Was die Orden anbetrifft: lassen Sie den Cohn nur gehörig losgehen. Ich kann Ihnen ja im Vertrauen mittheilen, was hier in der Depesche steht: Ein Eingeweihter meldet mir, daß Morgen nicht weniger als 3772 Ordensauszeichnungen verliehen werden sollen. Unglaublich, was? Diese Demokratisirung der rothen Krone und Adler! Keine deutsche Mannesbrust mehr ohne Orden! Wer zwölf nimmt, kriegt den dreizehnten gratis! Und was für Leute wieder einmal decorirt worden sind! Dieser Gescher z. B., pardon, seit drei Jahren v. Gescher! Auch die Standeserhöhungen — Sie würden es nicht glauben, wenn Sie's läsen! Na, ich muß reinen Mund halten. Vertrauenssache. Wissen Sie, Doctor, Sie und ich, wir können Gott auf den Knien danken, daß wir nicht Nr. 3773 sind!"

Prinz Vogelfrei.

Offene Briefe und Antworten.

Schwarzgelb oder deutschfeindlich?

Sehr geehrter Herr!

Der Verfasser einer Buchbesprechung in Nr. 1 bezeichnet mich als „schwarzgelb-deutschfeindlich". Es würde ihm schwer fallen, für diese behauptete Deutschfeindlichkeit aus irgend einem der 14 Bände, die ich bisher veröffentlichte, auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen! Könnten doch nur diese meine Schriften ihn zu einem solchen Vorwurf berechtigen. Ich darf ja doch nicht voraussetzen, daß er sein Urtheil über achtungswerthe Collegen auf gewöhnlichen Klatsch aufbaut, und aus einigen Stellen in einem sogenannten „Memoirenwerke"*) die Berechtigung ableitet, einem geachteten Schriftsteller mit einem Schlage die werthvollen Sympathien zu rauben, deren er sich in Deutschland erfreut.

Was das „schwarzgelb" anbelangt — das nehme ich gerne auf mich. Ich sehe aber nicht im Entferntesten ein, daß diese Gesinnung irgendwie Deutschfeindlichkeit involviren muß. Ich hege für das Deutsche Reich nur Gefühle der Bewunderung, das schließt nicht aus, daß ich nicht mit Freuden daran denken kann, daß es auf Kosten der Macht Oesterreichs das geworden ist, was es ist. Ich möchte am liebsten Beide groß und herrlich dastehen sehen; daß mir aber mein Kaiser und mein Land näher stehen, ist doch nur natürlich, besonders wenn man bedenkt, daß ich noch immer die Ehre habe, k. und k. Offizier zu sein. Ich möchte Sie erinnern, daß gerade Ihr geschätztes Blatt 1893 einen sehr sympathischen Essay über mich brachte, in dem es wörtlich heißt: „T. ist durch und durch ein Schwarzgelber, mit Leib und Seele. Seine Heimath dies- und jenseits der Leitha kennt er Fleck für Fleck und liebt sie mit dem ganzen Stolze eines Mannes, der die Welt gesehen und ein eigenes Urtheil hat."

Mit vollster Hochachtung Ihr ganz ergebener

Carl Baron Torresani.

*) Gemeint ist das verbotene Buch: Meine Beziehungen zu S. M. Kaiser Wilhelm II. Von Gräfin v. Wedel-Bérard. (Zürich, Cäsar Schmidt.) Wir freuen uns übrigens, den obigen Protest des beliebten Romanschriftstellers veranlaßt zu haben, obwohl wir seinen schwarzgelben Optimismus nicht recht würdigen können. Um so weniger als gerade in diesen Tagen unserem Blatte durch Verfügung des Ministers des Innern der Postdebit in Oesterreich wieder entzogen worden ist. Dem Herrn v. Körber sei Dank: Oesterreich ist also noch einmal gerettet! D. R.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 2. Februar 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Zum deutschen Versicherungsgesetz-Entwurf.

Von Dr. jur. Alfred Manes (Göttingen).

Der Entwurf eines deutschen Reichsgesetzes über die privaten Versicherungsunternehmungen liegt seit December des Vorjahres einer Commission des Reichstages zur Berathung vor. Und was die Mitglieder dieser Commission beschließen werden, wird auf lange Zeit hinaus von nachhaltigstem Einfluß sein auf das Wohl und Wehe aller im Gebiete des Reiches arbeitenden Versicherungsunternehmungen und deren Beamten und fast aller deutschen Versicherten. Bei der ungeheuren Menge der Interessenten und bei der Wichtigkeit der Interessen, die auf dem Spiele stehen, sollte man mit Fug und Recht vermuthen, daß ein heißer, lebhafter Kampf für und wider das Gesetz hätte entbrennen müssen. Denn die Gesetzesbestimmungen, wie immer sie gefaßt sind, sie widersprechen immer mehr oder minder dem Interesse der einen oder der anderen der beiden großen Gruppen, die sich bezüglich des Gesetzes gegenüberstehen: der Versicherer und der Versicherten. Die Versicherer haben nun auch direct wie indirect zu dem Entwurf sich geäußert, indem sie den Versicherungsbeirath, vor Allem aber die Fachpresse für sich reden ließen und sie haben durchweg den Entwurf in seinen Grundlagen, wie in seinen Einzelheiten, in dem, was er enthält und in dem was er nicht enthält, aber ihrer Ansicht nach enthalten sollte, heftig befehdet. Stellt man sich auf den Standpunkt der Versicherer, so haben sie zweifelsohne durchaus Recht. Denn der Entwurf bringt ihnen, wird er Gesetz, allerhand Unannehmlichkeiten in ihrem gesammten Geschäftsbetrieb, da die Absicht des Entwurfes ist, ein für Versicherer wie für Versicherte gleich günstiges Recht zu schaffen, weder die Einen, noch die Anderen zu begünstigen, vielmehr die richtige Mitte ausfindig zu machen zwischen den sich schroff gegenüberstehenden Interessentengruppen. So lange der Entwurf aber nicht Gesetz ist, bevorzugt das herrschende Recht, wie der unparteiische Beobachter einräumen muß, die Versicherer.

Und doch ist gegen den Kampf der Versicherer eine Einwendung zu erheben: sie kämpfen einen ungleichen Kampf. Denn ihnen gegenüber steht nicht die andere Interessentengruppe, sondern nur ein theoretisch wenigstens Unparteiischer, der Gesetzgeber. Die Versicherten haben den Kampf nicht aufgenommen. Die Versicherten stehen dem Gesetzentwurf meist mit gänzlicher Theilnahmlosigkeit gegenüber. Ihnen ist die ganze Angelegenheit gleichgiltig. Wenn man nun auch einwendet, die Versicherten hätten nicht die Macht zum Kampf, sie seien nicht organisirt, so könnten sie immerhin für den Zweck der Stellungnahme zu dem Entwurf Verbände — wozu Anfänge freilich vorhanden sind — gründen; sie könnten aber vor allen Dingen die öffentlichen Organe beeinflussen, von ihrem Gesichtspunkte aus den Entwurf zur Erörterung bringen. Aber fast nichts von alledem. Kaum eine deutsche Tageszeitung, die eine Zeile mehr über den Gesetzentwurf gebracht hat, als was ihr der Officiosus in's Haus brachte. Einige kurze Notizen über das parlamentarische Schicksal der Vorlage. Das giebt zu denken. Das deckt einen erheblichen Mißstand auf. Das zeigt, daß die Versicherten, und das ist wohl die überwiegende Mehrheit des ganzen Volkes, eine ganz erschreckende Verständnißlosigkeit aufweisen gegenüber hochwichtigen materiellen Interessen, die ihr eigenes Vermögen betreffen und sehr häufig das ihrer Familie, ihrer Erben. Eine andere Ursache läßt sich für diese auffällige Thatsache nicht ausfindig machen. Es zeigt den typischen Charakterzug des deutschen Michel's: so lange es ihm gut geht, sorgt er nicht weiter, überläßt er Alles seinem natürlichen Gang, und erst, wenn es ihm schlecht geht, ruft er nach Staatshülfe, klagt er über mangelnde Gesetzgebung, über fehlenden Rechtsschutz. Dasselbe Bild, wie es der Berliner Bankkrach in grellen Farben enthüllt hat. Der Actionär kennt nur Rechte; er will nur seine Coupons abschneiden. Daß er aber auch Pflichten hat, die Pflicht, sich um die Gesellschaft, deren Actien er besitzt, zu kümmern, ihren Geschäftsbetrieb zu überwachen, ihre Generalversammlungen zu besuchen, davon will er nichts wissen, dazu ist er zu bequem. Erst wenn das Unheil über ihn hereingebrochen ist, dann jammert er und klagt den Staat an und wirft ihm vor, was er selbst versäumt hat. Unter solchen Umständen haben die Preßorgane die doppelte Pflicht, sich zu solch wichtigen Gesetzentwürfen, wie es der Versicherungsgesetzentwurf ist, zu äußeren. Aber, wenn ein so ungleicher Kampf gekämpft wird: eine mächtige Gruppe ohne jeden Gegner, dann muß der Unparteiische seiner Rolle entwachsen und sich auf die Seite des nicht vorhandenen Gegners schlagen. Das kann, das darf ihm nicht verübelt werden; denn er hat die Aufgabe, entgegengesetzte Interessen zu einen. Und nur zum Nutzen der soliden Gesellschaften geschieht es daher, wenn der Entwurf ein umfangreiches Aufsichts- und Controlrecht für die Staatsbehörden normirt. Ohne ein solches, bei völlig freiem Wettbewerb, käme in kürzester Zeit das private

Versicherungswesen in Verruf. Unsolide Schwindelunternehmungen würden ebenso plötzlich an der Bildfläche erscheinen, wie nach Hintergehung leichtgläubiger Versicherungslustiger wieder verschwinden. Das zeigen diejenigen deutschen Landestheile zur Genüge, in denen noch heute freie Bildung von Versicherungsgesellschaften besteht. Wer an den Grenzen eines solchen Landes auch nur kürzere Zeit mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt war, wird aus eigener Erfahrung bestätigen können, daß die zahlreichen unlauteren Geschäftskniffe von Versicherungsanstalten, die nicht zum geringsten Theil auf dem Lande versucht werden, ausschließlich von Gesellschaften herrühren, die ohne genügende Staatsaufsicht wirthschaften dürfen. Von unlauterem Geschäftsgebahren einer preußischen Gesellschaft wird er, wenn überhaupt, nur in verschwindend wenig Fällen gehört haben. Man wende nicht ein, das englische Versicherungswesen unterliege keiner Beaufsichtigung von Staats wegen und gedeihe dennoch kräftig. Denn der wirthschaftliche Charakter des Engländers ist nicht der des Deutschen. Der Engländer macht die Augen auf, wenn es sich um sein materielles Interesse handelt.

Unsere Ansicht ist also — und wir hoffen sie ausreichend begründet zu haben: eine scharfe Staatsaufsicht im Versicherungsgewerbe ist ebenso sehr im Interesse der soliden Gesellschaften gelegen, wie in dem der Versicherten. Aber noch eine andere Folgerung ist aus den obigen Betrachtungen zu ziehen: es bedarf einer energischen Abhilfe, um die zahlreiche Gruppe der Versicherten aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Ein solches Mittel sehen wir in der Verallgemeinerung der Versicherungswissenschaft, ein Gebiet, das mehr als irgend ein andres der Volksthümlichkeit entbehrt, freilich weil es auch der ausreichenden Anzahl von Gelehrten entbehrt, indem diese Doctrin erst in jüngster Zeit in Deutschland wissenschaftlich gelehrt und geehrt zu werden beginnt. An die Universität Göttingen ist seit einigen Jahren ein königliches Seminar für Versicherungswissenschaft angeschlossen worden, das erste und bisher einzige seiner Art in Deutschland, das an die Stelle von Geschäftsleuten ohne Fachbildung, wissenschaftlich geschulte Kräfte zu setzen berufen ist, woran es im Versicherungsgewerbe noch sehr fehlt. Die wenig liebevolle Behandlung, die das Versicherungsrecht bei dem juristischen Studium und der juristischen Ausbildung erfährt, die geringe Beachtung, die der Versicherungsökonomik von den Volkswirthen im allgemeinen geschenkt wird, rächen sich an den Erfahrungen, die man mit den Laien macht. Auch der im Vorjahre in Berlin in's Leben gerufene Deutsche Verein für Versicherungswissenschaft könnte durch Veranstaltung populärer Vorträge, durch Herausgabe volksthümlicher Schriften zur Verallgemeinerung der Kenntniß des Versicherungswesens sehr förderlich wirken ...

Das Stiefkind der Wissenschaft, das Stiefkind der Volksthümlichkeit ist also die private Versicherung. Aber vor Allem ist sie auch Stiefkind der deutschen Gesetzgebung. Der Entwurf, der Ende 1898 in seiner ersten Fassung erschienen ist, welcher Ende 1899 eine zweite, unwesentlich veränderte Fassung folgte, bildet eine Abschlagszahlung auf wiederholte schon vor dreißig Jahren feierlichst verheißene Versprechungen. Schon zur Zeit des Norddeutschen Bundes war eine gemeinsame Gesetzgebung auf dem Gebiete des privaten Versicherungswesens angeregt worden. Schon im ersten Jahre des deutschen Reichstages war eine Interpellation eingebracht worden, die die mangelnde Gesetzgebung herbeizuführen bestrebt war. Und schon damals, am 31. October 1871 hatte der Präsident des Reichskanzleramts erklärt, daß Vorarbeiten bereits getroffen, aber durch die politischen Wirren unterbrochen worden seien, daß jedoch, nachdem nunmehr die gesammten Materialien gesammelt seien, die Bearbeitung unverzüglich in Gang gesetzt werde. Dann hörte man Jahre lang nichts mehr von dem Project. Neue Petitionen wurden eingebracht. Neue Versprechungen wurden gegeben und nicht gehalten. Immer wieder wurde die Ausführung verschoben. Immer waren es angeblich dringendere Aufgaben, hinter denen die gesetzliche Regelung dieses Gebietes zurücktreten mußte. Endlich nach dreißig Jahren wurde das Versprechen erfüllt — aber nur zum Theil. Nur das öffentliche Recht des privaten Versicherungswesens will der Entwurf regeln; und auch dieses nicht umfassend, indem er beispielsweise über die lästigen Doppelbesteuerungen der Versicherungsgesellschaften, die in verschiedenen Staaten des Reiches Geschäfte betreiben, nichts besagt. Aber das, was er bringt, ist immerhin ein Theil der Erfüllung der Verheißungen und zum größten Theil in richtiger Erkenntniß des juste milieu zwischen den Forderungen der Versicherer und der Versicherten. Die wenigen bedenklichen Stellen des Entwurfs werden in der Kommission voraussichtlich noch fallen und dann ist eine gemeinsame Grundlage für die gedeihliche Weiterentwicklung des privaten Versicherungsgewerbes in Deutschland gegeben, das unter der Herrschaft des neuen Rechts den Vorrang, den es unbestritten vor allen sonstigen Staaten hat, weiter, ja noch energischer behaupten kann und wird.

John Ruskin als Socialpolitiker.

Von E. Detleffen.

Carlyle ist trotz seiner Bedeutung, seiner deutschen Sympathien und der gewaltigen Propaganda, die für den Biographen des alten Fritz und den Goethe-Apostel bei uns aufgeboten wurde, in Deutschland nicht populär geworden. Wird es John Ruskin, dem vor etwa Jahresfrist verstorbenen Aesthetiker und Socialpolitiker besser gehen? Wir fürchten Nein, obwohl auch er seine rührigen Lobredner und Jünger in Deutschland hat. Fast zu gleicher Zeit erschienen in Leipzig und in Straßburg Uebersetzungen und „Gedankenlesen" seiner Werke, und auch seinen Biographen hat er bereits gefunden. Der Berliner Gymnasialoberlehrer Sam. Saenger veröffentlicht soeben eine umfang- und geistreiche Monographie: „John Ruskin sein Leben und Lebenswerk" (Straßburg, Heitz u. Mündel). Ruskin's Bedeutung wird kein Sachkenner bestreiten. Carlyle nennt ihn ein Genie, Tolstoi den größten Moralisten unserer Zeit, obwohl seine Moral nichts mit der des Russen gemein hat und nur Lebensfreude und Schönheit will. Er schrieb zunächst für England, und hier war denn auch seine Wirkung gewaltig. Innerhalb der ihrem Einfluß gesetzten Schranken ragt er über seine englischen Zeitgenossen so hoch empor, daß er zur Beachtung und Betrachtung seines Lebenswerkes geradezu zwingt. Wo in englischer Zunge ästhetisirt, moralisirt, reformirt wird, stößt man auf seinen Namen. Wo mit Stolz die Schönheiten der englischen Sprache gerühmt, wo der Reichthum des modernen englischen Schriftthums gepriesen wird, wird er genannt und immer wieder genannt. Sein Name kommt auf den verschiedensten Gebieten einem Bekenntniß gleich, und für Tausende, die sich unterscheidend Ruskinianer nennen, in Ruskingesellschaften das Andenken des Meisters pflegen und dem Studium seiner Werke obliegen, bedeutet die Gesammtheit seiner Anschauungen eine neue Heilswahrheit, die berufen sei, uns leben und sterben zu lehren. Das scheint doch zu beweisen, daß Ruskin als Mensch und Denker in wesentlichen Stücken die englische Vorstellung vom Geisteshelden erfüllt. Aber wenn wir von ihm als großem Stilisten und allseitig anregenden Schriftsteller absehen und uns fragen, auf welchen Gebieten hauptsächlich seine Bedeutung zu suchen sei, so müssen wir uns insbesondere seiner Leistungen als Aesthetikers und Gesellschaftskritikers erinnern. Ruskin hat die ästhetischen Werthe umgeprägt, er hat den Bann durch

brochen, in dem die Akademiker und rückwärts gewandten Classizisten das Kunstempfinden der Laienwelt gefangen hielten, und für die Stimmungsmalerei Turner's, des ersten bewußten Impressionisten, die Bahn frei gemacht (Modern Painters, 1843—1860). Wenn heute in ganz Europa die Meister der italienischen Frührenaissance, die Botticelli, Bellini, Giotto, Ghirlandajo, Orcagna mit Achtung genannt und mit Entzücken geschaut werden, wenn richtigere Einsichten über Ursprung, Wesen und Entwickelung der Gothik überall verbreitet sind (Stones of Venice; Seven Lamps of Architecture), so ist das zum großen Theil Ruskin's Verdienst. Er war als Kritiker eben produktiv, er sah mit den Augen des schaffenden Künstlers, der in alle Geheimnisse des Handwerks durch Uebung und Selbstthätigkeit eingeweiht ist, er analysirte mit der Schärfe des Psychologen die Prozesse des Hervorbringens und Nachempfindens und war mit dem vorhandenen kunstgeschichtlichen Material so innig vertraut, wie es nur ein schönheitstrunkener Mensch, der zugleich Millionär ist, zu sein vermag. So wurde er der geistige Mittelpunkt der Präraphaeliten, jener Gruppe bedeutender Maler, die um die Mitte unseres Jahrhunderts ihr Daseinsrecht zu erkämpfen hatten und froh waren, in Ruskin — zeitweilig wenigstens, denn die Beschränktheit ihres Wollens und Könnens war ihm fast von vornherein klar genug — einen machtvollen Apostel gefunden zu haben. Diesen Erfolg verdankte Ruskin der einzigen Stärke seines Natursinns, der ihn so früh schon, er war fast noch Kind, für seine spätere reformatorische Laufbahn als Kunstästhetiker berufen erscheinen läßt. „Neben Carlyle's herber Religion der Pflicht, seiner Aechtung jeder nach Freude und Genuß verlangenden Regung, neben Mill's Evangelium logischer Selbstzucht und wissenschaftlicher Sauberkeit tritt also nun als drittes Bildungselement Ruskin's Religion der Schönheit," schreibt sein deutscher Biograph mit Recht. „Er war's, der zuerst gegen die rohe Vorstellung zu Felde zog, daß dem Sinn für Formen und Farben nur an besonderen Kultstätten gehuldigt werden dürfe, der gegen die Nüchternheit des alltäglichen uns umgebenden Lebens zuerst Einspruch erhob. Die ästhetische Erziehung, auf die Ruskin Werth legt, soll vielmehr den Alltag adeln: die Werkstatt, die Arbeitsstätte, das Wohnhaus; das Buch, das ich lese, den Stuhl, auf dem ich sitze, den Tisch, auf dem ich esse oder schreibe, die Lampe, die mir Licht spendet, das Geschirr, das auf meine Tafel kommt; nichts sei so gering, als daß die Schönheit an ihm vorübergehe. Freilich gehört dazu, daß dieses wichtigste Kunstgebiet dem Ungeschmack wüster, gewinnhungriger Bau-Spekulanten und Architekten entzogen und echten Künstlern überantwortet werde. Freilich seien diese für solche Aufgaben nicht ohne Weiteres reif. Sie müßten in Schulen für Metallarbeiter lernen, Metalle zu behandeln und geschmackvolle, dem Zwecke und dem Material von Möbeln, Geweben, Glaswaaren, Töpferarbeiten, Büchern rc. angepaßte Zeichnungen zu entwerfen, gelinge dem „geschulten" Künstler (trained artist) nicht beim ersten Ansatz. Kunsttechnische Fertigkeiten seien das Produkt einer durch Jahrhunderte geübten Zucht, sie setzten Tradition voraus."

Fast noch bedeutender ist Ruskin als Gesellschaftskritiker, als Socialpolitiker. Wenigstens in der Theorie und als Anreger und Vorläufer. Sehr ausführlich hat S. Saenger diesen Theil von Ruskin's Thätigkeit behandelt. Wie Carlyle und Kingsley gehört Ruskin zu jener Gruppe ethischer Socialisten, die ohne Aufhebung der gegenwärtigen Eigenthumsordnung und Aenderung des bestehenden capitalistischen Wirthschaftssystemes zu denken, durch Ethisirung und Socialisirung der Besitzenden die Lage der arbeitenden Classe bessern wollen. Seine Kritik der socialen Zustände zunächst Englands ist von einschneidender Schärfe und divinatorischer Kraft. Originell ist namentlich der Vorschlag: dem Land- und Kapitalbesitz wie dem Einkommen eine oberste Grenze zu setzen. „Damit würde der Versuchung gesteuert, alle Energie der Anhäufung von Reichtum zu widmen; diejenigen, welche jene Besitzgrenze erreicht hätten, würden dem geschäftlichen Wettbewerb entzogen sein; den Jungen würde damit früherer Erfolg und früheres Heirathen ermöglicht; der unbefriedigte Ehrgeiz der Alten würde aber, statt in der Förderung niedrigster Geldinteressen aufzugehen, für die Zwecke des Gemeinwohls frei werden, würde sich im Parlament, in Richter- und Verwaltungsämtern ausleben können, und von den Pflichten des vorgerückten Lebens aus würden höhere Ideale in der Nation Wurzel fassen. Wenn die herrschenden Classen durch die Einführung der Besitzgrenze einen Beweis für eine gegen sie selbst gerichtete sittliche Zucht gegeben und durch Gewährung der erwähnten materiellen Gegenleistungen die Lage der Arbeiterbevölkerung gesichert und gebessert hätten: dann erst könnte es gelingen, von den Arbeitern eine Beschränkung ihres Ehrgeizes zu erzielen." Aber wie ist das durchführbar? Ruskin ist der Reform durch die Gesetzgebung durch allgemeine Parlamente principiell abgeneigt; er empfiehlt dagegen Arbeiterparlamente, Einigung in ihnen über die mit der Würde des Menschen verträglichen Arten des Betriebes von Landwirthschaft, Bergbau, Industrie und Handel, Berathung mit vertrauenswerthen Personen anderer Berufsklassen, Entwurf von Gesetzen, die Arbeit und Wohlverhalten regeln sollen; aber exekutive Vollmachten sollen diese Sonderparlamente nicht haben. Von einer politischen Propaganda verspricht er sich nichts, er haßt sie mit ihren aufdringlichen Platformen, ihrem Stimmenfang, ihrem auf die bestialischen Instinkte spekulirenden Verfahren.

Wunderlich sind einige andere Reformvorschläge Ruskin's. So soll der Landbesitzer kein Recht auf Rentenbezug haben, sondern „wie ein König" ein festes Einkommen erhalten. Die großen alten Familien, wie heruntergekommen sie auch sein mögen, sind ihm „lebendige Tempel geheiligter Tradition"; ihnen soll daher neben dem neu begründeten Landadel so viel Land anvertraut werden als nöthig ist, um ihre Stellung auch mit den äußeren Anzeichen hohen Adels umgeben zu können; aus ihnen soll auch der Bedarf an Kriegern, Richtern und Verwaltungsbeamten gedeckt werden. Privateigenthum in Form persönlicher Nutzgüter sollte bleiben, aber das Verbot jeder Zins- und Rentenwirthschaft würde, wie er hoffte, allein schon die Anhäufung großer Vermögen verhindern, den Uebergang der Produktionsmittel in Gemeinschaftsbesitz bewerkstelligen, die Produktion auf die Herstellung nothwendiger oder vom Kunstsinn und dem guten Geschmack gebilligter Güter beschränken und sie damit der Konsumption dienstbar machen. Ruskin wollte nun seine im Grunde mehr ästhetischen als socialpolitischen Ideen in's praktische Leben umsetzen. Er rechnete, um solche Pläne durchzusetzen, auf Leute von gleicher Gesinnung. Doch ihrer fanden sich trotz seiner Warn- und Weckrufe nicht gar viele. Die großen Grundbesitzer und Fabrikanten waren von den Schädlichkeiten des Händlerstaates (commercalism) nicht so sehr überzeugt, sahen auch die Nothwendigkeit nicht ein, die unteren Klassen durch Veredlung ihrer „dienstbaren" Arbeit zu verfeinern und ihr Blut durch hygienische Lebensweise aufzubessern, aber noch weniger, zu welchem Zwecke der Besitzende durch Landleben und planmäßig gemeinnützige Thätigkeit sich zu vereinfachen hätte .... So mußte Ruskin allein anfangen.

Er hatte vom Vater ein großes Vermögen, etwa zweimalhunderttausend Pfund Sterling, geerbt, das er seit 1860 im Sinne eines „public trust", d. h. als öffentliches Geld betrachtete und verwaltete. Er begann damit, menschliche Arbeit zur Bedienung und Bewirthschaftung auf seinen Landhäusern nicht nach ihrem Marktpreis, sondern nach ihrem Nutzwerth zu kaufen, ausgedrückt in der Summe von Nutz- und Luxusgütern, die er für sie im Einzelfall als entsprechend erachtete. Auf ähnliche Weise erstand und verkaufte er Bilder. Der Maßstab war der subjektive der „fairness". Das waren

die Anfänge seiner Socialpolitik. 1864 wurde er Eigenthümer von Arbeiterwohnungen in Marylebone und anderen Theilen Londons, und die bekannte Miß Octavia Hill half ihm, sie zu verwalten. Diese unbeschreiblichen Spelunken wurden zuerst in einen menschenwürdigen Zustand gebracht, dann vermiethet. Der Erfolg war der, daß die Arbeiter besser und billiger wohnten als vorher und das Kapital zu reichlich fünf v. H. verzinst wurde. Später verkaufte er den Besitz mit einigen tausend Pfund Gewinn an Fräulein Hill. Obgleich er theoretisch Zins und Grundrente verwarf, schloß er also in der Praxis einen Kompromiß. Trotz dieser Erfolge war er im Jahr 1877 mit seinem Vermögen fertig; seine Großmuth in Geldsachen kannte keine Grenzen.

Das bedeutendste praktische Unternehmen Ruskin's aber ist die Gründung der Sankt Georg's-Gilde (ursprünglich, von 1875—1877, Sankt Georg's-Gesellschaft). Die Gesellschaft sollte ein Muster der in „Time and Tide" beschriebenen sein. Jedes Mitglied der Gilde sollte für seinen Lebensunterhalt die Arbeit verrichten, die seiner Individualität nahe lag, nur mußte er gewissen moralischen und religiösen Vorschriften Folge leisten, die Autorität der Gilde anerkennen und einen Theil seines Einkommens an die Gildenkasse abführen. Dieser Fonds war bestimmt: 1. den Landwirthen unter den Mitgliedern Land zur Bebauung zu kaufen und ihnen gegen eine jährlich neu abzuschätzende Pacht zu überlassen, unter der Verpflichtung, wo immer möglich Handarbeit der Maschinenarbeit vorzuziehen; 2. Fabriken und industrielle Betriebe unter entsprechend ähnlichen Bedingungen (Wasserkraft geht vor Dampfkraft) an Mitglieder zu verpachten. Besondere Bestimmungen regelten die Löhne und die Arbeitsweise. Ferner sollten allerhand Anstalten zur Belehrung und Weiterbildung (Guild Schools), zum Vergnügen und zur Erholung der Gildenmitglieder und ihrer Familien aus der Gemeinschaftskasse eingerichtet und erhalten werden. Ruskin's voreilende ästhetische Phantasie dachte schon an schöne goldene Gildenmünzen nach dem Muster der alten florentinischen, an Gildentrachten und dergleichen mehr.

Aber erst lange nachdem die „Konfession" der anzuwerbenden Mitglieder veröffentlicht worden war, konnte der Anfang gemacht werden, denn nur sehr spärlich liefen Beiträge ein: während der vier Jahre von 1870 bis 1874 im Ganzen 370 Pfund Sterling 7 Shilling von vierundzwanzig Personen, darunter sieben Jahressubskribenten. Ruskin selbst steckte etwa 77000 Mark in das Unternehmen. „Wäre ich ein Schwindler gewesen," schrieb er in hellem Zorn, „das britische Publikum hätte mir mit Vergnügen 200000 Pfund Sterling statt 7200 gegeben". Endlich gab er, um aus dem Studium der literarischen Vorbereitung herauszutreten, 1877 einem kleinen Kreise erklärter Kommunisten, die aber außerhalb der Gilde blieben (wegen des Glaubensbekenntnisses, das unter anderem Gehorsam gegen die überlieferte Verfassung und die bestehenden Behörden vorschrieb) 2287 Pfund Sterling zum Ankauf einer Farm von ungefähr 14 Acres Land vor den Thoren Sheffields (Abbeydale b. Dore), unter der Bedingung, das vorgeschossene Kapital in sieben Jahren zinsfrei in Raten zurückzuzahlen, worauf sie Eigenthümer der Farm sein würden. Das Experiment scheiterte aber kläglich.

Wie wir sehen, war Ruskin ein großer Ideenschöpfer und Socialethiker, aber als praktischer Socialreformer kaum ernst zu nehmen. Sogar sein begeisterter Lobredner und Biograph Sam. Saenger muß dies halbwegs eingestehen, indem er die Wirkung seines Geistes in dem emotionellen Charakter seiner Schriften erblickt. „Was Ruskin betrifft, so hat er gewirkt durch die Wucht seiner Empörung gegen die Händlercultur; durch die Energie, mit der er gegen eine Welt von Widerständen die Organisation der Arbeit verlangte, die Zeit und Umständen angepaßt war, den Zeitgenossen aber um ihrer Neuheit willen paradox erschien; zugleich aber auch durch die Schärfe, mit der er auf die natürlichen Ursachen aller gesellschaftlichen Differenzierung hinwies und, ähnlich wie John Stuart Mill, die Schranken zeigte, über die hinaus das Anrecht von Staat und Gemeinde an das Individuum aufhört, berechtigt und nützlich zu sein. Er hat, obgleich er mehr als jeder andere englische Schriftsteller den socialen Sinn seiner Nation aufgerüttelt hat, vor allem sich vor einer Einseitigkeit bewahrt, der die meisten Socialreformer anheimfallen: vor der Einseitigkeit, die sociale Frage losgelöst von allen anderen Culturfragen zu betrachten. Er lehrt sie um und um, er stellt ihre ästhetischen, ethischen, pädagogischen Seiten ins Licht, er dringt, selbst Gut und Blut aufs Spiel setzend, auf eine Gesammtbetrachtung und Gesammtlösung, er interessirt an ihr alle Classen und Stände, er erweckt sie zu socialem Fühlen und Denken und erhebt sich schließlich, alles Einzelne weit hinter sich und unter sich lassend, zu einer alles Vergängliche und Nichtige des Tageskampfes verklärenden Ewigkeitsbetrachtung." Das klingt etwas überschwänglich, dürfte aber letzten Endes zur Wahrheit werden. Die aufgeklärten Geister in England beschäftigen sich jetzt und noch auf lange hinaus mit Ruskin's Lebenswerk, theoretisch und praktisch. Es wäre gut, wenn auch unsere Socialpolitiker den berechtigten Kern seiner dilettantischen „Utopien" prüfen und unseren deutschen Verhältnissen gemäß umgestalten und verwirklichen wollten.

Babylonische Quellen der Schöpfungsgeschichte.

Von Franz J. Ronacker.

Der Streit um die biblischen Erzählungen über die Anfänge der Welt und der Menschheit wird nicht mehr so heftig und leidenschaftlich geführt wie noch vor einigen Jahrzehnten, als die exacten Naturwissenschaften sich der Autorität der Bibel entgegenstellten. Wir haben eben gelernt, die alttestamentarischen Schriften rein historisch aufzufassen, und betrachten insbesondere die ersten Capitel als den Eingang eines großen Sammelwerkes, das aus verschiedenen älteren und jüngeren Mythen, Erinnerungen und Quellenschriften entstanden und erst nach dem babylonischen Exil in die uns vorliegende Form gebracht und an Moses' Namen geknüpft worden ist. Ein wichtiges Hülfsmittel wurde der Bibelforschung von der Archäologie an die Hand gegeben. Die Ausgrabungen in Babylon, Assyrien und Egypten haben das überraschende Ergebniß gezeitigt, daß wir die Quellen der biblischen Schöpfungsgeschichte in uralten Thontafeln fanden und daß nun zur alttestamentarischen die viel ältere babylonische Urgeschichte hinzugetreten ist. In der in den Ruinen von Ninive zum Vorschein gekommenen Thontafelbibliothek des letzten bedeutenden Assyrerkönigs Assurbanipal, des Sardanapals der Griechen, aus dem 7. Jahrhundert vor Christi Geburt, fand sich neben anderen zahlreichen in Keilschrift geschriebenen Resten der babylonischassyrischen Litteratur auch eine größere Anzahl von Tafeln, welche den Schöpfungs- und Sintfluthmythus der Babylonier enthalten. Dazu ist neuerdings durch einen in Aegypten gemachten Fund von babylonischen Thontafeln ein schon aus dem 15. vorchristlichen Jahrhundert stammender, jetzt in den Königlichen Museen zu Berlin befindlicher Keilschrifttext getreten, der einen mit der biblischen Paradieseserzählung verwandten Inhalt hat. Und in allerneuster Zeit ist in der Nähe von Babylon selbst eine Keilschrifttafel gefunden worden, die bereits aus dem 21. Jahrhundert v. Chr. Geb. stammt und ebenfalls schon den babylonischen Sintfluthmythus betrifft.

Schon vor der Wiederentdeckung des babylonischen Alterthums durch die Ausgrabungen des letzten halben Jahrhunderts wußten wir durch Nachrichten bei griechischen Schriftstellern von einem eigenthümlichen Schöpfungsberichte der Babylonier.

Die betreffenden Nachrichten, wie sie sich namentlich bei dem Kirchenvater Eusebius finden, gehen zurück auf das Werk eines babylonischen Priesters Berossus, der um das Jahr 300 v. Chr. Geb. in griechischer Sprache drei Bücher über sein Heimathsland Babylonien schrieb, die später leider verloren gegangen sind, so daß wir nur das davon besitzen, was sich in gelegentlichen Auszügen bei Eusebius, Josephus u. A. daraus findet. Der Babylonier Berossus erzählt also nach Eusebius: Es habe eine Zeit gegeben, in welcher das All Finsterniß und Wasser gewesen sei. Darin seien wunderbare Wesen von eigenartiger Gestalt entstanden. Denn da habe es Menschen mit zwei Flügeln gegeben, einige auch mit vier Flügeln und zwei Gesichtern u. s. w. (Folgt eine weitere ausführliche Schilderung der Chaoswesen.) Ueber sie alle aber habe ein Weib mit Namen Thamte, d. h. Meer, geherrscht. Bei diesem Zustande des Alls sei Bel erschienen, habe das Weib mitten entzwei gespalten, aus der einen Hälfte von ihr die Erde, aus der andern den Himmel gemacht und die Lebewesen, die bei ihr waren, vertilgt. Als nun Bel das Land unbewohnt und fruchtlos sah, habe er befohlen, einem der Götter den Kopf abzuhauen, mit dem herabfließenden Blute die Erde zu vermischen und so Menschen und Thiere zu bilden. Es habe aber Bel auch die Sterne, Sonne und Mond und die fünf Planeten geschaffen.

Dieser in kurzem Auszuge erhaltene Bericht des Berossus hat seine volle Bestätigung gefunden durch das keilschriftliche babylonische Schöpfungsepos aus der erwähnten Thontafelbibliothek Assurbanipal-Sardanapals. Zwar klafft bis jetzt leider immer noch eine erhebliche Anzahl von Lücken in dem zur Zeit uns vorliegenden Texte; immerhin können wir doch auch jetzt schon in der Hauptsache den Zusammenhang des Ganzen erkennen. Die Form ist, wie es für einen derartigen Mythus nicht anders zu erwarten steht, die poetische, der Stil des Epos. Das babylonische Schöpfungsepos beginnt:

Einst, als droben der Himmel nicht benannt war,
Drunten die Erde keinen Namen trug,
Als noch der Ocean, der uranfängliche, ihr Erzeuger,
Der Urgrund Tihamat, ihrer Aller Mutter,
Ihre Wasser in eins zusammen mischten ....
Da entstanden die ersten Götter.

Mit andern Worten: Im Uranfange, vor der Erschaffung von Himmel und Erde, war nur die Urfluth vorhanden, die personificirt als männliches und weibliches Wesen gedacht wurde. Letzteres führt den Namen Tihamat, derselbe Name wie die biblische Tehom, nur in der speciell babylonischen Form des Wortes. Es ist nun weiterhin ausführlich von der Entstehung der Götterwelt die Rede. Insbesondere war die Geburt des nachherigen Schöpfergottes Marduk hervorgehoben. Es ist dies der Merodach der Bibel, der Stadtgott von Babylon, der als Beinamen den Titel Bel, der Herr, führte, darum diesen Namen Bel geradezu auch als Eigennamen erhielt. So nennt ihn Berossus durchweg Bel. So ist er uns auch aus dem Alten Testament bekannt, speciell auch aus der apokryphen Schrift des Alten Testaments, die den Namen führt: Vom Bel zu Babel. In diese neuentstandene Götterwelt kommt aber alsbald ein Riß, dadurch hervorgerufen, daß Tihamat, die Mutter der Götter, unzufrieden mit dem neuen Zustande der Dinge, sich gegen die oberen Götter empört und einen Theil derselben auf ihre Seite zieht. Auch erschafft sie eigens ungeheuerliche Wesen, welche ihr als Helfer im Kampfe dienen sollen. Diese Auflehnung Tihamat's erfordert Rache von Seiten der oberen Götterwelt. Aber keiner der Götter wagt es, den Kampf gegen Tihamat aufzunehmen, bis endlich Marduk-Merodach sich dazu erbietet, unter der Bedingung, daß ihm nach der Besiegung Tihamat's die Königsherrschaft über das Weltall zu Theil werde. In feierlicher Götterversammlung wird ihm dies zugesichert. Marduk giebt darauf durch eine Wunderwirkung seines Wortes im Kleinen den Beweis, daß er im Stande sein wird, dereinst auch Großes zu vollbringen, nämlich durch sein Wort Himmel und Erde in's Dasein zu rufen. Ein Kleid wird in ihre Mitte gelegt, das auf Marduk's Wort verschwindet und wieder entsteht. Darauf wird weiter ausführlich erzählt, wie Marduk sich mit Bogen und Köcher, Sichelschwert und Dreizack zum Kampfe rüstet und auf seinem von feurigen Rossen gezogenen Streitwagen der Tihamat entgegenfährt. Sobald sie zusammengetroffen, hält Marduk der Tihamat noch einmal vor, was sie Böses begangen, und fordert sie dann zum Kampfe heraus mit den Worten:

Stelle Dich, ich und Du wollen miteinander kämpfen!

Marduk bleibt Sieger im Kampfe, er stößt der Tihamat das Schwert in den Leib, macht ihr den Garaus, wirft ihren Leichnam hin und stellt sich darauf. Darauf wendet er sich gegen ihre Helfershelfer, überwindet auch diese und setzt sie gefangen. Darauf kehrt er zurück zum Leichnam der Tihamat, zerschlägt denselben in zwei Theile:

Die eine Hälfte nahm er, machte sie zum Himmelsdach,
Zog eine Schranke davor, stellte Wächter hin,
Ihre Wasser nicht herauszulassen befahl er ihnen.

Die oberen Wasser der Tihamat bilden also von nun an, durch eine Schranke zurückgehalten, den Himmel; genau so, wie in Gen. 1 der erste Schritt zur Erschaffung von Himmel und Erde darin besteht, daß die oberen Wasser von den unteren durch die Himmelsfeste geschieden werden. Dieser Passus des keilschriftlichen Schöpfungsepos ist natürlich zugleich die Originalstelle zu der oben erwähnten Schilderung des Berossus von dem Weibe Thamte, das Bel mitten entzwei gespalten und aus der einen Hälfte von ihr die Erde, aus der anderen den Himmel gemacht habe.

Es folgt nun im babylonischen Schöpfungsepos zunächst in ausführlicher Schilderung die Erschaffung der Himmelskörper, der Sonne, des Mondes, der Planeten und Fixsterne mit genauer Angabe der Bestimmung der einzelnen Gestirne, insbesondere der Sonne und des Mondes, entsprechend der parallelen Angabe über die Herrschaft von Sonne und Mond in Gen. 1. — Von da ab stehen wir leider bis jetzt noch vor einer großen Lücke in dem keilschriftlichen Schöpfungsepos. Indessen dürfen wir, gestützt auf einzelne kleine Fragmente, auf den Bericht des Berossus und auf die Angaben in dem Schlußhymnus des Epos, der die einzelnen Schöpferacte Marduk's recapitulirt, mit Sicherheit aussagen, daß diese Lücke die Erzählung von der Erschaffung des Festlandes, der Pflanzen, der Thiere und der Menschen enthalten haben muß. Speciell für die Menschenschöpfung ist ganz neuerdings ein Thontafelfragment bekannt geworden, das uns lehrt, daß die Babylonier die Menschenschöpfung in der That so erzählten, wie uns Berossus berichtet, daß nämlich der Schöpfergott Befehl ertheilt habe, einem der Götter den Kopf abzuhauen, um aus Götterblut vermischt mit Erde die Menschen bilden zu können. Der Schluß des Epos läuft, wie schon erwähnt, in einen Hymnus auf Marduk aus, der die einzelnen Schöpferthaten Marduk's, die Erschaffung des Himmels, der Erde und speciell auch der Menschen, nochmals erwähnt und Marduk als den obersten aller Götter preist.

Auch der zweite biblische Schöpfungsbericht in Gen. 2—3 geht auf babylonische Quellen zurück. Eine Autorität auf dem Gebiete der vergleichenden Religionswissenschaft, Prof. Heinrich Zimmern in Leipzig, hat in seinen Beiträgen zur Kenntniß der babylonischen Religion nicht nur den Schöpfungsmythus behandelt, sondern auch andere in der Genesis vorkommende Erzählungen als in Babylon seit Urzeiten heimisch nachgewiesen. (Eine populäre Fassung seiner Forschungen findet man in einem Breslauer Vortrag, der u. d. T. „Biblische und babylonische Urgeschichte“ bei J. C. Hinrichs in Leipzig erschienen ist). Sogar die Reihe der zwischen Schöpfung und Sintfluth aufgezählten zehn Urväter der Genesis (5. Capitel) entspricht den zehn babylonischen Urkönigen.

Und wie Lebensspeise und Lebenswasser als Paradiesesgaben einen ursprünglich babylonischen Gedanken enthalten, so begegnen wir auch noch in einigen anderen Punkten solchen ursprünglich babylonischen Vorstellungen in der biblischen Paradieseserzählung. Dahin gehört zunächst die Menschenschöpfung aus Erde. Auch der babylonische Schöpfergott bildet die Menschen aus Erde, gleich dem Töpfer, der seine Figuren aus Lehmerde formt. Ferner stammt die Rolle, welche die Schlange als Verführerin und als Feindin Gottes in Gen. 3 spielt, wohl sicher im letzten Grunde aus der babylonischen Mythologie, in der ja bei der Schöpfung der Gegensatz zwischen dem Schöpfergotte und der drachen-, wie auch schlangengestaltig gedachten Tihamat eine so hervorragende Stelle einnimmt. Ja, wir besitzen geradezu eine Darstellung auf einem altbabylonischen Siegelcylinder, jetzt im Britischen Museum in London befindlich, auf dem in der Mitte der auf solchen Siegeln häufig dargestellte heilige Baum der Babylonier erscheint, rechts und links vom Baume eine männliche und weibliche Figur, Früchte vom Baume pflückend, und hinter dem Weibe eine Schlange sich emporringelnd. Ein Keilschrifttext, der uns den zu dieser bildlichen Darstellung gehörenden Mythus erzählte, ist bis jetzt noch nicht zum Vorschein gekommen: aber es wäre gar nicht verwunderlich, wenn eines Tages auch einmal ein Text aus den Ruinenstätten Babyloniens auftauchte, auf dem die Schlange die Rolle der Verführerin unter dem heiligen Baume beim ersten Menschenpaar spielt.

Endlich liegt bei der letzten der urgeschichtlichen Sagen, der Sindfluth, der innige Zusammenhang zwischen der biblischen und der babylonischen Tradition am offenbarsten zu Tage. Schon vor der Wiederentdeckung des babylonischen Alterthums durch die Ausgrabungen war uns ein babylonischer Sintfluthbericht längst bekannt und zwar wieder aus den Fragmenten des griechisch schreibenden babylonischen Priesters Berossus aus der Zeit kurz nach Alexander dem Großen. Bei der Aehnlichkeit, die dieser Sintfluthbericht namentlich bei der Notiz von der Aussendung der Vögel mit dem biblischen Berichte zeigt, mußte man in früherer Zeit sogar mit der Möglichkeit rechnen, daß hier bei dem erst um etwa 280 v. Chr. schreibenden Berossus Beeinflussung durch jüdische Gelehrsamkeit vorliege. Davon kann jetzt allerdings keine Rede mehr sein, nachdem wir durch die Ausgrabungen den keilschriftlichen Originalbericht selbst wieder erhalten haben, in welchem sich die gleiche, fast wörtliche, Uebereinstimmung bei der Vogelaussendungsepisode mit der biblischen Erzählung findet. Dieser keilschriftliche Sintfluthbericht stammt ebenso, wie der oben besprochene Schöpfungsbericht, aus der Thontafelbibliothek des Assyrerkönigs Assurbanipal-Sardanapal in Ninive, woselbst er bei den englischen Ausgrabungen im Jahre 1872 gefunden wurde. Jetzt werden die betreffenden Thontafeln im Britischen Museum aufbewahrt. Der Hauptinhalt dieses keilschriftlichen Sintfluthberichtes ist folgender:

Die Götter, unter ihnen insbesondere Bel, beschließen, über die Menschen wegen ihrer Sünden ein Strafgericht zu verhängen, das in der Vernichtung der Menschen durch eine große Fluth bestehen sollte. Einer aber unter den Göttern, Ea, ersieht einen unter den Menschen aus, Atrachasis, d. i. der Xisuthros des Berossus, der „sehr Weise“, aus der Stadt Schurippak, um ihn zu retten. Er läßt ihn durch einen Traum den Rathschluß der Götter erkennen, befiehlt ihm, zu seiner Rettung ein Schiff zu bauen und lebende Wesen aller Art mit hineinzunehmen:

> Du Mann aus Schurippak, baue ein Schiff,
> Verlaß deinen Besitz, denk an das Leben!
> Laß die Habe zurück, und rette das Leben!
> Bring Lebenssamen aller Art auf das Schiff!
> Das Schiff, das Du jetzt bauen sollst,
> Wohlberechnet seien seine Maaße.

Atrachasis befolgt diesen Befehl Ea's, baut das Schiff nach den vorgeschriebenen Maaßen, versieht es mit zahlreich[en] Zellen, verpicht es mit Erdpech und bringt auf dasselbe sein[e] Familie und Verwandtschaft, ferner zahme und wilde Thi[ere] aller Art. Kurz vor Beginn der Fluth, deren Anfang ihm durch ein besonderes göttliches Zeichen mitgetheilt wird, tritt er selbst in das Schiff ein und verschließt das Thor, während der Steuermann die Lenkung des Schiffes übernimmt. Darauf bricht die Sintfluth herein, die als eine Entfesselung aller elementaren Mächte, vor Allem als eine gewaltige Sturmfluth, verbunden mit dichter Finsterniß, geschildert wird. Das ganze Land wird in Folge der immer höher steigenden Wasser zum Meere, in dem die Menschen als Leichen umherschwimmen. Sechs Tage und Nächte wüthet die Fluth. Am siebenten Tage tritt Ruhe ein und hört die Fluth auf. Atrachasis öffnet das Luftloch und sieht das angerichtete Verderben und wei[nt]. Da taucht Land auf; das Schiff treibt demselben zu und wird an einem Berge Nißir festgehalten. Sechs Tage lang hält der Berg Nißir das Schiff fest. Als der siebente Tag heran kam, so erzählt Atrachasis weiter,

> Da ließ ich eine Taube hinaus und ließ sie los,
> Es flog die Taube hin und her,
> Da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie wieder zurück.
> Da ließ ich eine Schwalbe hinaus und ließ sie los,
> Es flog die Schwalbe hin und her,
> Da aber kein Ruheplatz da war, kehrte sie wieder zurück.
> Da ließ ich einen Raben hinaus und ließ ihn los,
> Es flog der Rabe, sah das Wasser abnehmen,
> Fraß und krächzte, kehrte aber nicht zurück.

Da läßt Atrachasis alles, was sich in dem Schiffe befindet, hinaus, und bringt ein Opfer dar, dessen süßen Geruch die Götter wohlgefällig einathmen. Bel, der Hauptveranstalter der Sintfluth, ist zuerst erzürnt, da er den Atrachasis und die Seinigen gerettet sieht. Aber auf Vorstellungen Ea's hin, der ihm anräth, nicht wieder durch eine Sintfluth und den damit verbundenen allgemeinen Untergang die Sünden der Menschen zu bestrafen, sondern statt dessen Hungersnoth, Pest und wilde Thiere als Züchtigungsmittel über die Frevler zu bringen, wird Bel schließlich mit der Rettung des Atrachasis ausgesöhnt; ja er verleiht sogar diesem und seinem Weibe göttliche Natur und entrückt sie in die Ferne, an die Mündung der Ströme, zu einem Leben der Unsterblichkeit.

Daß nun die beiden biblischen Sintfluthberichte und die babylonische Sintfluthsage aufs Engste mit einander verwandt sind, liegt klar auf der Hand und bedarf nicht erst des eingehenden Beweises, den wir bei Zimmern finden. Der Fall, daß die Sintfluthsage bei den Israeliten originell, bei den Babyloniern von diesen entlehnt wäre, scheidet wieder, wie entsprechend bei der Schöpfungsgeschichte, aus cultur- und religionsgeschichtlichen Erwägungen von vornherein aus. Zimmern weist darauf hin, daß die babylonische Sintflutsage bereits als Literaturproduct eines in der Cultur sehr hochstehenden und die Cultur des ganzen übrigen vorderen Orients beherrschenden Volkes zu einer Zeit vorliegt, in der die Israeliten noch als uncultivirtes Nomadenvolk in der syrisch-arabischen Wüste umherzogen. Uebrigens haben wir die babylonische Sintfluthsage jetzt nicht mehr ausschließlich in den späteren assyrischen Abschriften aus der Bibliothek Assurbanipals im 7. Jahrhundert v. Chr. vor uns; sondern vor einigen Jahren ist auch eine jetzt im Privatbesitz eines Pariser Gelehrten befindliche Thontafel gefunden worden, die laut Unterschrift und nach dem ganzen Charakter ihrer Schrift bereits aus dem 21. Jahrhundert v. Chr. Geb. stammt und ebenfalls bereits von dem Sintfluthhelden Atrachasis handelt. Zimmern bemerkt nun sehr richtig, daß der babylonische Bericht, was die Zeitdauer der Fluth betrifft, einen natürlicheren, ursprünglicheren Eindruck macht, als die beiden biblischen. Nach der babylonischen Sage dauert die eigentliche Sintfluth nur sieben Tage. Weitere sieben Tage, während welcher das Schiff auf dem Berge Nißir aufsitzt, bedarf es dann noch, bis sich die Wasser allmälig wieder verlaufen. Dagegen

kennt bereits der jahvistische Bericht der Genesis 40 Tage Regen und weitere dreimal sieben Tage bis zum Austritt aus der Arche; ganz zu geschweigen von den auf einer bestimmten Theorie beruhenden 365 Tagen, die der priesterliche Schriftsteller für die Dauer der Fluth in Anrechnung bringt. Und so führt Zimmern noch manche weitere Punkte an, in denen die babylonische Sage offenbar die größere Ursprünglichkeit gegenüber der biblischen aufweist. Vor Allem aber weist das ganze Localcolorit der Sage auf das untere Babylonien als ihre Heimath. Denn, mag in der Sintfluthsage ein historischer Kern enthalten sein oder nicht, jedenfalls entspricht die äußere Form der Sage nur einer solchen geographischen Lage, wie sie von den in Betracht kommenden Ländern allein die Alluvialgegend des unteren Euphrat-Tigris-Landes bietet. So spricht also in der That Alles dafür, daß die Sage bei den Babyloniern einheimisch, bei den Israeliten von jenen erst entlehnt ist. Aber Heinrich Zimmern betont doch immer wieder bei all diesen Aehnlichkeiten die große Verschiedenheit, die anderseits zwischen dem babylonischen Adaga-Mythus, wie den übrigen babylonischen Vorstellungen, und den biblischen Erzählungen besteht, wie eigenartig das israelitische Volk solche aus dem Polytheismus übernommenen älteren Traditionen ausgestaltet hat, wie viel tiefsinniger und ernster es die dabei zu Grunde liegenden sittlichen Probleme aufgefaßt hat, und wie viel würdiger und erhabener in der Bibel das Verhältniß Gottes zum Menschen gedacht ist.

Literatur und Kunst.

Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal.

Von Professor Johannes Froitzheim.

Nach Angaben der Straßburger Post soll am Sockel des Straßburger Goethe-Denkmals Goethe's Liebesepisode mit Friederike Brion dargestellt werden. Da auch Herder, Jung-Stilling, Lenz und Salzmann auf den Reliefs verewigt werden sollen, so kann Friederike neben denselben nicht anders denn als geschichtliche Person aufgefaßt werden. Solcher Verewigung aber stehen die schwersten Bedenken entgegen. Ich habe sie dem Vorsitzenden des Denkmal-Comités brieflich mitgetheilt. Da aber dieser Schritt erfolglos blieb, so sehe ich mich gegen meinen Wunsch genöthigt, jene Bedenken der Presse zu übergeben.

Indem ich mir Weiteres vorbehalte, veröffentliche ich einstweilen folgende Briefe des nunmehr verstorbenen Speyerer Consistorialraths Dr. Leyser. Der erste ist ein Jahr vor Erscheinen meiner Friederiken-Schrift an mich, der zweite an den Schriftsteller G. A. Müller nach Erscheinen von dessen Schrift „Sesenheim, wie es ist" gerichtet worden. Wir hatten, beide unabhängig von einander, Leyser um Auskunft gebeten. Leyser schrieb an mich aus Speyer am 19. Aug. 1891:

„Mit den Vorarbeiten zu meinem ‚Goethe zu Straßburg' beschäftigt, kam ich 1868 zu meinem nunmehr verstorbenen Freunde, dem Professor der Theologie Dr. Baum*) in Straßburg. Ich referirte ihm über Professor Näke's Buch, über die Schatten, die dort auf Friederike gefallen. Ich selbst stand den Näke'schen Enthüllungen durchaus ungläubig gegenüber; ich hoffte Friederiken's Retter zu werden. Dr. Baum bemerkte, hier wohne der emeritirte Pfarrer Brion von Goxweiler, ein hochbetagter Greis, aber noch geistesfrisch; er sei zwar schwer zugänglich, aber er (Dr. Baum) sei mit ihm näher befreundet und in seiner Gegenwart werde Brion mich anhören.

Wir machten den Besuch. Im Laufe des Gesprächs kam Dr. Baum auf meine Straßburger Goethe-Forschungen zu reden und frug, was an dem fraglichen Gerüchte sei. Darauf die Mittheilung, die ich in meinem Buche angedeutet. Nach dem Namen des Kindes erkundigte ich mich nicht.*) Doch erzählte Brion, er sei als kleiner Junge mit seinen Eltern nach Stephansfeld gefahren**), wo eine Kinderbewahranstalt sich befand, ein Knabe sei herausgerufen worden und die Mutter habe ihm gesagt, es sei Friederikens Kind. Leider ist der einzige Zeuge, Dr. Baum, todt, aber Dr. Baum zweifelte nie an der Wahrheit von Brion's Aussage.

In tiefer Verstimmung verließ ich Brion's Haus.***) Nach längerem Kampfe entstand die Fassung meines Buches, die doch gewiß den besten Willen hat, für den Mißton eine Lösung zu finden. Die späteren Angriffe sind mir bekannt; sie haben mich weder bekümmert noch erbittert."

An G. A. Müller schrieb Leyser aus Speyer am 26. März 1894:

„. . . Nur einige Notizen über meinen Besuch bei Pfarrer Brion von Goxweiler, der emeritirt in Straßburg lebte. Prof. Dr. Baum war mit Brion näher bekannt und war gern bereit, mich, seinen Freund, bei Brion einzuführen (1868). Der alte Herr war noch recht geistesfrisch, unsere Unterhaltung verbreitete sich über die verschiedensten Dinge. Dr. Baum bemerkte, ich mache eben Quellenstudien zu einem Buche ‚Goethe in Straßburg' und wünsche über einige Fragen nähere Auskunft. Ich ging nun aus von den Näke'schen Enthüllungen, über die ich eingehend referirte und bat um Auskunft. Pfarrer Brion theilte mir in ruhiger Antwort das mit, was ich in meinem Buche verwerthete, theilte auch noch einige Specialia mit, die ich verschwieg†) — ich damals noch ein jugendlicher Friederiken-Schwärmer, stolz darauf, ihr Retter zu werden, und nun von eiskaltem Wasserstrahl benetzt. Ich hätte am liebsten alles verschwiegen, allein ich konnte doch Näke's ‚Wallfahrt nach Sesenheim' nebst den dadurch hervorgerufenen Verhandlungen nicht mit Stillschweigen übergehen. Allein durch mein Buch geht doch gewiß der Versuch, Friederiken zu retten; meine Gegner — auch Erich Schmidt? — haben meine Schrift wohl gar nicht gelesen. Enfin: Brion war 1868 noch geistesfrisch, Dr. Baum hat ihn ebenso verstanden wie ich, wir haben die Sache zusammen besprochen, mein Buch erschien 1871, und ich kann nur bedauern, daß meine Gegner schwiegen, so lange Dr. Baum noch als Zeuge reden konnte.††) Ich wäre hochbeglückt gewesen, wenn die Sache sich anders gegeben hätte. Durch mein Buch geht doch ein warmes Herz für die Sesenheimer Idylle. Mein Verleger drängt seit einem Jahr auf eine neue Auflage meines Buches, im Widerstreit der Gefühle bin ich heute noch unentschieden. Oberflächliche Feuilleton-Angriffe haben mich weder bekümmert noch erbittert."

An Leyser's Urtheilsfähigkeit und Wahrheitsliebe zu zweifeln, ist kein Grund vorhanden; derselbe hat sich durch seine Werke über Karl Friedrich Bahrdt (1870) und Heinrich Campe (2 Bde. 1877) sowie als bedeutender liberaler Theologe der reformirten Pfalz einen geachteten Namen verschafft. Wenn

*) Joh. Wilh. Baum, geb. 1809 zu Flonheim in Hessen, seit 1835 Director des evangelischen-theologischen Studienstifts, seit 1839 Professor der Theologie, hatte sich durch seine Werke über Franz Lambert von Avignon (1840), Theodor Beza (2 Bde. 1843—1851), Capito und Butzer (1860) in der Gelehrtenwelt einen geachteten Namen erworben.

*) Ich hatte Leyser nach dem Namen des in seiner Schrift erwähnten Friederiken-Kindes gefragt.

**) Zum Besuch der Stephansfelder Findelanstalt mit Frau und Kind forderte Joh. Friese ‚Histor. Merkwürdigkeiten des Elsasses' 1804 S. 151 auf.

***) Diese Verstimmung hat mir eine noch lebende Dame der Baum'schen Familie, die Leyser unmittelbar nach jenem Besuche bei Brion gesprochen, bezeugt.

†) Danach muß man mehrere Kinder Friederikens annehmen, was auch mit anderweitigen Mittheilungen übereinstimmt.

††) Prof. Baum erkrankte 1874 an Gehirnerweichung und starb 1878.

demnach Pfarrer Brion, der Neffe Friederikens, den Lucius einen der würdigen Geistlichen des Elsaß nennt, in vertraulichem Gespräch vor zwei geistlichen Amtsbrüdern, welche aus ernsten Gründen die Wahrheit wissen wollten, und von denen der eine, Prof. Baum, sein naher Verwandter und eine wissenschaftliche Capacität war, so über seine Tante, die er persönlich kannte, geredet hat, so darf ich ruhig der Welt die Entscheidung überlassen, ob, wie Rud. Reuß im Vogesen-Jahrb. XV S. 230 behauptet, Friederikens Andenken von mir in unverantwortlicher Weise besudelt worden, oder ob nicht vielmehr Pfarrer Brion als Oberhaupt der Familie die Verantwortung für eine abfällige Beurtheilung seiner Tante selbst übernommen hat.

Lucius hat zwar bekanntlich in der letzten Anmerkung seines Buches „Friederike Brion“ 1877 erklärt, „daß Brion mit nichten als Gewährsmann angesehen werden wolle und offen bekenne, keine eigene Meinung und noch weniger Beweise in jener Angelegenheit zu haben, was ihn denn auch jederzeit bewogen, der Erörterung dieser Frage auszuweichen. Auch Leysern würde er, nach seiner eigenen Aussage, die betreffende Mittheilung ganz gewiß nicht gemacht haben, wenn er hätte ahnen können, daß dieselbe später, in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Werke, in der bekannten Weise sollte verwerthet werden.“ Wie aber stimmt zu diesem geschraubten, um 6 Jahre verspäteten Dementi, daß Brion einen Sohn Friederikens noch gesehen haben will, daß er noch einige „Specialia“ hinzufügte, die auf den Friederiken-Schwärmer Leyser wie ein eiskalter Wasserstrahl wirkten, und daß er kurz vor seinem 1881 erfolgten Tode, als er den Streit vergessen glaubte, dem ihm befreundeten und noch heute lebenden Pfarrer Ungerer sen. auf ernstliches Befragen das Dasein eines Friederiken-Kindes nochmals bestätigte? (Frankf. Zeitung 1893 N. 217, vgl. G. A. Müller, „Sesenheim, wie es ist“ S. 33 ff).

Uebrigens besitzt ja Prof. Martin ein von dem Literaturhistoriker Wilhelm Scherer überkommenes Schriftstück, demzufolge auch die alte Magd des ehemaligen Straßburger Maires Dr. Küß, die Friederike persönlich gekannt und erzählt, sie habe dieselbe in der Kirche heftig weinen sehen, das Dasein wenigstens eines Friederiken-Kindes bestätigt. Dieses Schriftstück, welches Prof. Martin mir schon im J. 1889, als zufällig die Rede auf Friederike kam, zeigte, hat er auch später dem Straßburger Gymnasialdirector Dr. Veil zu lesen gegeben. Veil erklärte mir dies, als er mich nach dem Festessen am 27. Jan. 1897 unerwartet ansprach und mir wegen seines ungebührlichen Aufsatzes in den „Grenzboten“ (1892) vor einem Zeugen in aller Form sein Bedauern ausdrückte.

Es fragt sich zum Schluß, ob es nicht möglich wäre, den Leyser'schen Standpunkt zu vertreten, nämlich die späteren Verfehlungen Friederikens zuzugeben und dennoch an dem Goethe'schen Liebesidyll festzuhalten. Ich behaupte: Nein! Abgesehen davon, daß es ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand wäre, die Mutter mehrerer unehelicher Kinder auf einem Denkmal zu verewigen, treten uns auch in Betreff Goethe's schwere Bedenken entgegen. Den Hauptbeweis für Goethe's Schuldlosigkeit erblickt die heutige Wissenschaft darin, daß Goethe acht Jahre nach seiner Straßburger Studienzeit wieder nach Sesenheim gekommen und — wie er erzählt — von der Familie Brion freundlich aufgenommen worden sei. „Welche ehrenhafte Familie aber,“ so folgerte Ernst Martin (Strßb. Post 1892 N. 302) „könnte den Verführer der Tochter nochmals willkommen heißen?“ Dagegen haben der 1758 in Sesenheim selbst geborene Sesenheimer Pfarrer Schweppenhäuser, dessen Vater der unmittelbare Vorgänger und dessen Bruder der unmittelbare Nachfolger des alten Brion im Amte gewesen, im J. 1822 dem Bonner Professor Näke und sein Schwiegersohn Pfarrer Ihle 1835 dem heute noch lebenden Dichter Heinrich Kruse mitgetheilt: als Goethe die ehemalige Geliebte 1779 nochmals aufgesucht, habe sich diese in anderen Umständen befunden. Unter solchen Umständen konnte Goethe es allerdings wagen, die Schwelle des Brion'schen Hauses nochmals zu betreten. Jenes Kind ist am 9. October getauft und am 20. Sept. 1782 gestorben und — nach den Taufpathen — ohne Zweifel Friederikens Kind. Die Acten werde ich demnächst veröffentlichen. Da Goethe 1775 zweimal mehrere Tage in Straßburg verweilte, ohne das Bedürfniß zu empfinden, sich in Sesenheim zu versöhnen, so liegt der Verdacht sehr nahe, daß er am 25. Sept. 1779 unterrichtet und in schwer zu verkennender Absicht kam — zum Ereigniß zu gratuliren, daneben auch nach dem Verbleib seiner Briefe zu forschen. Daher die Wuth der Familie Brion bis auf den heutigen Tag.

Der Bildhauer Auguste Rodin.

Von A. Brunnemann (Paris).

„Aus seinen Händen ist eine Welt hervorgegangen, von ewiger Erregung durchbebt. Der Meister besitzt bis zum Aeußersten das Gefühl für die Bewegung und keine Kunst vor ihm hat bis zu einem solchen Grade die todte Masse belebt, ins Gähren gebracht. Sein außerordentliches Verständniß für die Bewegung geht von heftigen Windungen des ganzen Körpers bis zu den kaum wahrnehmbaren Zuckungen des Gesichtes, die das innerste Wesen, das verborgenste Denken offenbaren. Seine Kunst läßt keine Ruhe zu.“

So schreibt Anatole France über Auguste Rodin, den erstaunlichsten Bildhauer der Jetztzeit, der in Paris eine Gemeinde von geradezu fanatischen Bewunderern besitzt. Wenn wir in Deutschland hie und da ein Werk von Rodin sahen, so muthete es in seiner Vereinzelung seltsam an, etwa wie ein Gemälde von Puvis de Chavannes oder Carrière unter dem, was man zu sehen gewöhnt war. Es wirkte so andersartig: man fühlte, daß man es hier mit einer starken Individualität zu thun hatte und wünschte dem Künstler näher zu treten. Doch man sah ihn hier zu selten. Der Balzac-Streit lenkte mit einem Male die Aufmerksamkeit auf ihn. Rodin war beauftragt worden, ein Denkmal des großen Realisten, des Dichters der Comédie humaine zu schaffen und stellte eine groteske Männergestalt aus, von der man nichts sah als ein grob behauenes, fratzenhaftes Gesicht und einen langen Mantel. Große Entrüstung seitens der Societé des gens des Lettres die den Auftrag gegeben hatte; sie verweigerte die Annahme.

Da erhoben sich andere Stimmen. Eine ernste Kritik erklärte den „Balzac“ für ein Meisterwerk; es wurde für den Ankauf der Statue gesammelt und schließlich erwarb sie ein Kunstfreund zum Preise von 30 000 Frcs. Jetzt beschäftigte sich alle Welt mit Rodin und wahrlich, ein glücklicher Gedanke war's, im Anschluß an die Weltausstellung eine Sonderausstellung seiner Werke zu veranstalten, um auch dem Auslande die genaue Bekanntschaft mit einer der beachtenswerthesten künstlerischen Individualitäten unserer Zeit zu vermitteln. Der Ausstellungsraum, eine kleine Halle am Pont de L'Alma, ließ äußerlich viel zu wünschen übrig: blendendes Gelb der Wände als Folie für Marmor und Gips; kleine Gruppen hatte man auf hohe Barocksäulen gestellt; interessante Skizzen hingen in denkbar schlechtester Beleuchtung. Dennoch ging man hinein und wieder hinein und suchte die Physiognomie dieses tollkühnen Künstlers zu erfassen, der wie aus einem verzehrenden Fieber heraus schier mühelos und unerschöpflich zu schaffen scheint, das kaum begonnene Werk unvollendet läßt, um einem neuen, ungeduldig drängenden Gedanken Ausdruck zu verleihen. Doch der Embryo zeigt die gleiche Genialität, wie das vollendete Werk.

Außer anerkannt vorzüglichen Werken von Bartholomé, Garbet, Dallou, Dampt oder Dubois, bietet die französische Plastik viel Conventionelles, besonders die offiziell-republikanische Monumentbildnerei. Es werden Compromisse gemacht zwischen naturalistischer Darstellung des Körpers und überkommenen Ideen. Rodin bringt durchaus Neues: ursprüngliches, leidenschaftlich pulsirendes Leben und eine Fülle neuer Ideen. Ob er nicht in den einfachen, uralten Menschheitsideen und durch die Art, wie gerade er sie darzustellen wußte, am größten ist, davon später. Zunächst sein Werdegang.

Er wurde 1840 in Paris geboren, zeigte frühe Neigung zum Träumen und war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Bildern. Seine große manuelle Geschicklichkeit drängte ihn zum Künstlerberuf. Barye und Carrier-Belleuse wurden seine Lehrmeister. 1864 stellte er sein erstes Werk aus, l'homme au nez cassé, fast brutal in seiner naturalistischen Wahrheit, technisch virtuos. 1877 erschien ein Werk von einfachster eindringlichster Beredtsamkeit: l'âge d'airain, der prächtige, kraftvolle Jüngling der Vorzeit, der, wie aus einem dumpfen Schlafe erwachend die Hand aufs Haupt hält und seine höhere Bestimmung als Mensch zu ahnen beginnt. Die Statue schmückt jetzt, in Bronze ausgeführt, den Garten des Luxembourg. Nun folgen eine Reihe von Büsten, die seinen Ruf immer mehr befestigten, dann eine Skizze zum Denkmal Victor Hugo's, die Bürger von Calais, die Porte de l'enfer. 1895 ist das Modell zum Victor Hugo vollendet, 1898 erscheint der Balzac. Das alles sind Werke, die an die laute Oeffentlichkeit traten. Nebenher gehen tausend Schöpfungen der Phantasie, entweder tief einsamem Denken oder glühendem Sinnesrausch entsprungen.

Verfolgen wir diesen künstlerischen Werdegang, so fühlen wir bald heraus, daß Rodin's Werke an keine Entwickelungsperiode gebunden sind. Er ist von Anbeginn das, wozu ihn sein ungestümes Temperament trieb: der Bildner des überströmenden allartigen Lebens der Menschheit, des Lebens der Sinne, der sehnenden Seele, des stürmenden Gedankens. Für ihn ist der Mensch nach Pascal's „ni ange ni bête", aber ewig ruhelos zwischen diesen beiden Polen hin und hergeschleudert. Je staunenswerther er die Technik beherrschen lernt, desto gewagter werden seine Vorwürfe, dann aber überträgt er seine in den kühnsten und unwahrscheinlichsten Stellungen sich windenden Gestalten ins Fabelreich: Dann ist es der Tanz der Bacchantin, der blutsaugende Kuß des Vampyrs, die Umstrickung der Chimäre, die Verzweiflung des gefallenen Engels.

Nur in seinen Wagnissen ist der Künstler gewachsen. „Es ist mir nicht mit einem Male gekommen," sagt er, „ich habe ganz allmählig gewagt; ich fürchtete noch. Nach und nach, als ich die Natur immer besser verstehen lernte, und viel offener alle Vorurtheile abstreifte, um sie rückhaltslos lieben zu können, habe ich mich entschlossen, ich habe versucht, und war sehr zufrieden mit meinen Versuchen. Es erschien mir so besser. Auch das Studium der Antike hat mich ermuthigt. Anfangs machte ich ganz geschickte Sachen, aber ich fühlte doch heraus, daß das nicht alles war. Ich habe viel Mühe gehabt. Die Kunst besteht nicht darin, nachzuahmen und nur die Dummen glauben, daß wir etwas schaffen können. Darum bleibt uns nichts Anderes übrig, als in einem gegebenen Sinne die Natur zu interpretiren. Jeder thut es in dem Sinne, der ihm lieb ist. Ich habe mir endlich den meinen bestimmt vorgezeichnet!"

So wurde Rodin ein Revolutionär, ein Einsamer, der, wie die Einsamen von Fontainebleau, frei von Schule und Tradition die Natur belauschte und, seinem eigenen Temperament gehorchend, ihre Ausbrüche elementarster Leidenschaft zu Studien, zur Gestaltung wählte. Elementar — oder überzivilisirt? Die Grenzen sind bei Rodin oft so schwer zu ziehen. Oberflächlich betrachtet, liegt über den reinen Phantasiewerken des Meisters die schwüle Atmosphäre der Dekadenz, die sich vor gänzlicher Erschlaffung noch einmal in raffinirtestem Genießen austoben will. Vertieft man sich aber in diese einzigartigen lebensprühenden Schöpfungen, so schwindet dieser schwüle Dunstkreis und es dringt dafür ein Erdgeruch empor. Diese Menschen oder Fabelwesen sind naturgebundener als wir glauben, sie gehören noch vorweltlichen Zeiten an, wo den gährenden und schöpferischen Naturgewalten gleich ungebändigte Leidenschaften die Lebewesen durchtobten. Schon ihr Aeußeres deutet auf ihre Zusammengehörigkeit mit der Urmenschheit: Stiernacken, niedrige Stirne, plumpe Gliedmaßen. Gesetzgeber ist hier der große Pan. Viele dieser kleinen Gruppen-Figuren schildern das Wesen, das sich wild und schmerzvoll gegen uralte Leidenschaften aufbäumt und doch von ihnen unterjocht wird.

Aber mit einem kühnen Verständniß in dieses Ungebändigte einzudringen und seine interpretirende Gestaltung mit fabelhaftem Können zu erreichen: setzt das nicht die überhitzte Phantasie eines modernen Künstlers voraus! Darunter sind freilich Stücke von berauschender Schönheit, in denen sich der Künstler über seinen Stoff stellt und ihn idealisirt: z. B. das liebesselige, lebenswarme Idyll „le printemps". Das ist tiefe natürliche Innigkeit. Noch ehrlicher und wärmer tritt sie in der überlebensgroßen Gruppe: „le Baiser" hervor, die vor dem Treppenaufgang des Grand Palais als schönstes Monument der Décennale der Sculpturenausstellung stand. Dies sich in treuer Liebe küssende Menschenpaar gehört nicht der schönen Menschheit an, deren tadellose Bildung das Künstlerauge entzückt, es ist ein schlichtes Alltagsmenschenpaar, verklärt durch das starke tiefe Gefühl, das es innig und ehrlich zum Ausdruck bringt: Zärtliche Hingabe und schützende Treue. Allen Zeiten, der ganzen Menschheit gehört es an und zugleich den echten ewigen Kunstwerken, weil es so ganz natürlich und selbstverständlich erscheint und in Ruhe, Adel und Harmonie die Tiefen des menschlichen Empfindens voll ausschöpft. Es ist eins der einfachsten und schönsten Werke Rodins, vielleicht sein schönstes.

Neben dem großen abgeklärten Künstler redet der überreizte Phantast, es redet auch der Decadent. Des Letzteren Sprache aber ist berückend. Von den kleinen Marmorgruppen: l'éternelle idole, Amor fugit, l'homme et sa pensée, le sculpteur et sa muse, über denen noch das Geheimnißvolle des Unvollendeten schwebt, denn Rodin liebt es, gewisse Einzelheiten nicht auszuführen oder die letzte Marmorschicht wie einen magischen Schleier hier und da zu belassen, ist „l'éternelle idole" weitaus das Schönste. In stummer Anbetung kniet der Mann vor der zarten Frauengestalt, kein elementares Geschöpf, von Leidenschaft durchglüht, sondern ein verfeinertes Wesen, stürmischer Liebe müde, das sich mit einer leisen Miene der Verachtung anbeten läßt, eine Gioconda fin de siècle. Wie diese scheint sie zu sagen: „Ich sehe wohl was Dich quält, ich verfolge Dich, mein Räthsel möchtest Du lösen. Versuche es, ich erlaube es Dir. Doch mir erlaube, über Dein thörichtes Beginnen zu lachen." Es liegt in diesem kleinen Meisterwerke der Pessimismus überreifer Culturepochen. Zu derselben Art gehören „l'homme et la pensée", „le sculpteur et sa muse". Der erwachende, vielleicht quälende Gedanke hat hier die Gestalt eines Weibes angenommen, daß aus dem rohen Marmorblock, mit dem es noch fest verwachsen ist, auftaucht. Der Mann starrt es düster, halb verzweifelt an, wie etwas Unfaßbares. — Schmeichelnd naht dort die Muse dem Bildhauer; sie flüstert ihm zu, sie läßt sich noch nicht fassen.

Frei von jeder Schwüle ist wiederum ein tief empfundenes Gedicht an die Natur: Der Gesang der drei Sirenen. Die drei kauernden und singenden Mädchengestalten bilden mit ihren elastischen verschlungenen Körpern das Emporfluthen der Meereswoge. Etwas Wiegendes und Wogendes vom Wasser, etwas Naturfrisches und Freies liegt in dieser entzückenden Gruppe.

Die genannten Werke gewähren einen reinen Genuß. Die Anderen haben so viel des Ueberreizten und Ueberhitzten an sich, daß wir ihre fabelhafte Technik anstaunen, zu einer wirklichen, ästhetischen Freude aber selten gelangen. Ein hypernervöses, quälendes, ruheloses Element kommt zum Durchbruch. Hier darf man auch nicht allzuviel an dem Künstler herumzudeuten versuchen und keine Commentare über seine etwaigen symbolischen Absichten schreiben: die reine Freude, den Menschenkörper in fast unmöglichen Stellungen vorzuführen und so gewissermaßen mit der Natur zu ringen und sie zum Gehorsam zu zwingen, inspirirte diesen Künstler, dessen Können kaum erreicht werden dürfte, zu jenen ganz phantastischen Statuetten, die zumeist nur als Gipsskizzen vorhanden sind. Sie sollen gar nichts Abgeschlossenes sein, sondern nur Impressionen, Experimente, in wie weit es dem Bildhauer glücken kann, den flüchtigen Eindruck einer tollkühnen Bewegung festzuhalten. Wunderbare Experimente sind auch die ausgestellten krampfartig gespreizten oder gekrümmten Hände, winzige Studien, kaum zehn Centimenter groß, aber von einer staunenswerthen Lebendigkeit.

Auch als Seelenschilderer ist Rodin von packender Gewalt. Wenn Carrière, der Schöpfer des Plakats zur Rodinausstellung, seinem berühmten Collegen hohes Lob zu spenden weiß, so spricht er aus Congenialität. Wie er seine Figuren aus dem Dunkel von Nebelschleiern heraustreten läßt, um ihr inneres Leben desto intensiver darzuthun, wie er dieses Leben durch Unterdrückung der Einzelheiten steigert, so daß seine Gestalten uns als Träger eines tiefen seelischen Momentes erscheinen, so läßt Rodin seine Menschen geheimnißvoll aus dem rohen Block hervorwachsen. Das Naturgebundene in ihnen haftet noch mit dem Block zusammen; die tobende Leidenschaft des Innern will sich losreißen und möchte etwas erstreben, über sich und über die Natur hinaus. Die Einzelheiten werden unterdrückt, mit höchster Kraft tritt der momentane Impuls hervor. In tief ergreifender Weise ist ihm das gelungen bei einer abermaligen Symbolisirung des Denkens: „La pensée“. Aus roh behauenem Marmor taucht ein in schwermüthiges Sinnen verlorener Frauenkopf empor, reizvoll beredt durch den Adel der Züge, durch den herben Forscherernst: „Curiosité et désenchantement“ lesen wir aus ihnen heraus. Die Wahrheit zwingt zum Forschen, aber das Ergebniß ist bitter und die letzte Zuflucht ist die stille Klage, wehmüthig ernste Resignation.

Dieses außerordentliche Betonen des seelischen Momentes führt uns zu seinen Porträts.

Die Bildnisse der Bildhauer Falguière, Dalou, der Maler Claude Lorrain und Puvis de Chavannes und viele Andere, darunter auch meisterhafte weibliche Büsten, zeigen jene geniale Meisterschaft, eine Individualität in ihren höchsten vergeistigten Momenten zu erfassen. Wir möchten dem feinen, unvergleichlich vornehmen Antlitz von Puvis de Chavannes den Vorzug geben. Gewaltig ist der Kopf Victor Hugo's, tief in sich selbst versunken der „Inneren Stimme“ lauschend, ein wunderbarer Torso, der eine echte Schöpfung Rodin's ist.

Und der Balzac? Er ist einem tollkühnen genialen Gedanken entsprungen. Nicht den Dichter allein in den höchsten Momenten seines Schaffens wollte Rodin darstellen, sondern mit dieser gigantischen Gestalt zugleich ein Symbol seines Lebenswerkes schaffen, der „Comédie humaine“, die nach seicht und süßlich gewordener romantischer Waare als realistischer Koloß aufragt wie ein eratischer Block in einer einförmigen Ebene. Der „Balzac“ muß als ein Versuch angesehen werden, den dichterischen „Uebermenschen“ monumental zu gestalten. Nicht mit ein paar absprechenden Worten ist diese groteske Figur abzuthun; aus den einzelnen Zügen des Kopfes, aus den tief in ihren Höhlen liegenden Augen, der kühn vorspringenden Nase, dem sinnlichen, verächtlich aufgeworfenen Mund spricht das gewaltige Ueberschauen der menschlichen Dinge und eine unsägliche Verachtung für ihre jämmerliche Erbärmlichkeit; zugleich auch ein titanenhafter Trotz gegen diese Welt und ihren Schöpfer. So kann dem phantasievollen Menschen der Balzac einmal gleich einer gigantischen Vision erscheinen. Als Erscheinung ist er packend, niederschmetternd. Als öffentliches Monument aber ist er unmöglich. Dann müßte diese wirklich gemalte Steigerung des geistigen Ausdrucks auf ein normales Maaß, auf größere Menschenähnlichkeit zurückgeführt werden. Wird der Ausdruck bis zum Ueberschreiten der äußersten Grenze der normalen Form erhöht, so kann die Wirkung nur eine groteske sein. Der Balzac ist ein beredtes Zeugniß dafür, daß auch dem genialsten Künstler Schranken gesetzt sind, und daß auch er seine Meisterschaft in der Beschränkung zeigen muß. Das Gegenstück bildet die hehre Gestalt Victor Hugo's, dem Uebermenschen nahe, und doch nicht das edel Menschliche überschreitend.

Rodin verspricht noch viel zu geben: diese unerschöpfliche Phantasie schafft scheinbar mühelos. Wann wird er sein Lebenswerk, die „Porte de l'Enfer“ vollenden, die ihn begleitet, wie der Faust mit Goethe ging? Der unlängst ausgestellte Gipsabguß, kaum ein Viertel der endgiltigen Arbeit, gestattet noch keinen vollen Eindruck von ihrer packenden Gewalt. Dem Katalog entnehmen wir, was der Meister plant.

„Ganz oben über dem Giebel bilden drei Männergestalten als Krönung des Werkes ein lebendiges Aequivalent zu der Dante'schen Inschrift: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.“ Sie stützen sich aufeinander, sie neigen sich in Stellungen der Verzweiflung herab; ihre nach einem Punkte ausgestreckten und vereinigten Arme, ihre nebeneinander gehaltenen Zeigefinger drücken das Bestimmte und nicht wieder gut zu Machende aus. Unter ihnen, der wild bewegten Menge voran, die den ersten Höllenkreis bildet, sitzt ein Dante, oder vielmehr der Dichter, nackt, ohne irgend welches Zeichen, das einen Zeitabschnitt, eine Nationalität andeutet. Er denkt nach, aber nach der Art eines thätigen Mannes, der ein Mal ruht. Das Nachdenken dieses Grüblers darf gewaltig und tief sein, denn zu seinen Füßen, vor seinen Augen ist schwindelndes Wirbeln, Stürzen in's Leere, Kriechen auf der Erde, die Unrast einer ganzen armen Menschheit, die hartnäckig zum Leben und zum Leiden drängt, deren Fleisch verwundet, deren Seele untröstlich gemacht wird, die ihre Schmerzen herausschreit, ihre Thränen spöttelnd belacht, ihre quälende Unruhe, ihr krankhaftes Genießen, ihre wehvolle Ekstase besingt.“

Wenn Jemand dazu befähigt ist, den großen furchtbaren Florentiner nachzuempfinden und bildnerisch zu interpretiren, so ist es Rodin, der rastlose Begierden, unbefriedigtes Denken, stürmisches, trotziges Wollen in unzähligen Varianten dargestellt hat, der einen Ugolino schuf, dem Francesco und Paolo nahe waren, der nichts von banaler Süßlichkeit oder kalter Allegorie kennt, bei dem Alles wildes, glühendes, zuckendes, rastloses Leben ist; ungebändigter Urwille zum Leben, der der Menschheit zur Hölle wird. Dieses Höllenthor wird den ganzen Rodin vereinen und ihn zugleich allen gewaltigen Künstlern zur Seite stellen, die das qualvolle Ringen der Menschheit voll erfaßt und mit ihr um Erlösung geschrieen haben.

Feuilleton.

Ein Unglücksfall.

Von François Coppée.

Die Kirchengemeinde von St. Medardus gehört zu den ärmsten von Paris. Dort ist von Religion nicht viel zu spüren, und die Kirchenverwaltung kann nur mit größter Mühe die nothwendigsten Kosten decken.

Zum Sonntagsgottesdienste finden sich nur immer wenig Leute ein, und diese sind ganz oder fast ausschließlich weiblichen Geschlechts, das heißt, es kommen nur etwa zwanzig Bürgerfrauen aus der Nachbarschaft und ein paar Dienstmädchen zur Andacht. Von Männern sieht man höchstens drei oder vier Greise in Bauernröcken, die mit ihrer Mütze unterm Arm niederknieen und einen großen Rosenkranz in den Fingern drehen, indeß ihre Lippen sich bewegen und ihre Augen zur Decke emporgerichtet sind. Aber in der Woche ist Alles leer, höchstens daß im Winter an den Donnerstagen Holzschuhe klappern, wenn die geistlichen Seminaristen kommen. Auch ist der alte Abbé Faber sicher, zweimal unter drei Malen Niemand bei seinem Beichtstuhle zu sehen. Aber er thut doch seine Pflicht und begiebt sich jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend pünktlich um sieben Uhr in die Capelle, um sich dann, wenn Niemand da ist, nach kurzem Gebete wieder zurückzuziehen.

An einem Winterabend neulich kam der Abbé wieder zur Kirche; indem er mit seinem aufgespannten Schirme gegen den heftigen Regensturm ankämpfte, und in der fast sicheren Erwartung, sein Gang würde umsonst sein, dachte er mit Bedauern an das verlassene Kaminfeuer in seinem Studirzimmer und an den Kirchenvater, den er aufgeschlagen auf seinem Tische hatte liegen lassen. Aber es war Sonnabend, wo die alten Wittwen, die ihre mageren Renten als Pensionärinnen verzehrten, manchmal zur Beichte kamen, um am nächsten Tage zum heiligen Abendmahl zu gehen. Der wackere Priester durfte daher nicht versäumen, sich in seinem Beichtstuhl finden zu lassen. Für den guten Abbé war das Ausgehen diesmal um so verdrießlicher, als der Sonnabend zugleich Lohn- und Zahltag war, wo es von Leuten wimmelte, die meist nicht die geringste Achtung vor seinem geistlichen Gewande besaßen. Auch für einen heiligen Mann ist es unangenehm, die Augen vor übelwollenden Blicken senken und beleidigende Aeußerungen hören zu müssen. Besonders fürchtete der Abbé eine Destillation, aus deren offener Thür ein widerlicher Alkoholgeruch strömte. Dort stand immer eine ganze Bande frecher Gesellen in Arbeiterblusen und mit hohen Mützen vor dem Schenktisch, und sobald die Kerle den Priester von Weitem sahen, stellten sie sich in langer Reihe auf dem Bürgersteig auf und begrüßten ihn mit beleidigenden Spottrufen. Heut Abend jedoch war die Straße wegen des schlechten Wetters verödet, und der Abbé Faber erreichte seine Kirche ohne Fährlichkeit. Er tauchte seinen Zeigefinger in das Weihwasser, bekreuzte sich, verrichtete am Hauptaltar eine kurze Andacht und wandte sich seinem Beichtstuhle zu. Wenigstens war er nicht umsonst gekommen, denn ein Bußfertiger erwartete ihn. Wirklich ja, ein Mann am Beichtstuhl! Das war eine seltene Erscheinung in St. Medardus. Als der Vicar aber beim rothen Scheine der am Strebepfeiler hängenden Lampe die kurze weiße Arbeiterjacke und die nägelbeschlagenen Sohlen des Knieenden sah, dachte er, es sei gewiß ein Arbeiter, der noch seinen kindlichen Glauben und seine guten kirchlichen Gewohnheiten aus der Provinz sich in der Großstadt bewahrt habe. Sicherlich würde er eine ebenso nichtssagende Beichte entgegennehmen, wie die jener Köchin, die sich zuerst bezichtigte, beim Einholen ihre Herrin betrogen zu haben, aber gegen die ihr zugemuthete Rückerstattung auf das Entschiedenste sich verwahrte. So trat der Vicar gelassen in seinen Beichtstuhl, nahm eine starke Prise Tabak und schlug gleichmüthig den kleinen Vorhang vor dem Fensterchen zurück.

„Herr Pfarrer ...“ stammelte eine rauhe Stimme, die sich starke Mühe gab, recht leise zu sprechen.

„Sage dein Confiteor her und nenne mich: mein Vater.“

Der Mann, dessen Gesicht der Abbé in der Dunkelheit nicht sehen konnte, sagte langsam das Gebet her, dessen er sich nur mit Mühe zu erinnern schien, und begann wieder im gedämpften Tone: „Herr Pfarrer ... nicht doch ... mein Vater .... Entschuldigen Sie, wenn ich mich nicht gehörig ausdrücke, aber seit fünfundzwanzig Jahren habe ich nicht mehr gebeichtet, seit ich meine Heimath verließ .... Sie wissen ja, wie es mit den Männern in Paris ist .... Aber ich war nicht schlechter als die Andern und dachte: der liebe Gott muß ein versöhnlicher Mann sein .... Aber, was ich heut auf dem Gewissen habe, ist zu schwer, um es allein zu tragen, und Sie müssen mich anhören, Herr Pfarrer .... Ich habe einen Menschen umgebracht!“

Der Abbé sprang von seinem Sitz auf. Ein Mörder! Also diesmal nicht mangelhafte Pflichterfüllung, schlechte Gedanken und Vorsätze und anderes Weibergeschwätz, das er nur mit zerstreutem Ohr anhörte und worauf er unbedenklich die Absolution ertheilte. Ein Mörder! Diese Stirne, so nahe der seinen, hatte den Plan zu seinem Verbrechen in sich herumgetragen, diese auf seinem Beichtstuhl ruhenden Hände waren vielleicht noch von Blut befleckt! In seiner Verwirrung sprach der Abbé gedankenlos und mechanisch: „Bekenne, mein Sohn ... Gottes Barmherzigkeit ist unendlich.“

„So hören Sie die ganze Geschichte,“ sagte der Mann in einem von tiefem Schmerz durchzitterten Tone. „Ich bin Maurer und vor mehr als zwanzig Jahren mit einem Landsmann und Jugendfreunde nach Paris gekommen ... Wir hatten zusammen Nester ausgenommen und in der Schule lesen gelernt ... fast wie Brüder ... Er hieß Philipp ... ich heiße Jacques. Er war ein großer, schöner Bursche; ich immer unansehnlich und schlecht gewachsen ... Kein besserer Arbeiter als er, während ich ... und gut und wacker und das Herz auf der Zunge ... Ich war stolz darauf, sein Freund zu sein, neben ihm her zu gehen und wenn er mich auf den Rücken tappte und dummer Kerl nannte ... kurz, ich liebte ihn, weil ich ihn bewunderte. Einmal hatten wir das Glück, Beide beim selben Meister Arbeit zu finden ... aber Abends ließ er mich meist immer allein und amüsirte sich mit anderen Kameraden ... Das war ja ganz natürlich in seinem Alter ... er amüsirte sich gern, er war ja frei und hatte für Niemand zu sorgen. Ich konnte freilich nicht mit, denn ich mußte sparen, weil ich daheim noch meine arme, kränkliche Mutter hatte, der ich meine Ersparnisse schickte. Zu jener Zeit aß ich bei einer Obstfrau, die für Maurer kochte ... Philipp speiste wo anders, und hatte Recht, denn die Beköstigung war nicht weit her ... Aber die Frau war eine arme Wittwe und ihr war mit meiner Kundschaft gedient; auch muß ich gestehen, ich hatte mich über Hals und Kopf in ihre Tochter verliebt ... Arme Katharine! ... Sie werden sich schon denken, Herr Pfarrer, was daraus geworden ist ... Drei Jahre lang brachte ich es nicht über's Herz, ihr meine Liebe zu gestehen; ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich nur ein mäßiger Arbeiter bin und daß mein bißchen Verdienst kaum für mich und meine alte Mutter reichte; wie konnte ich da die Mittel zu einer eigenen Einrichtung kriegen? ... Endlich schloß meine Mutter ihre Augen für immer, meine Verhältnisse besserten sich, ich legte Geld zurück, und als ich dachte, es würde zu einem Haushalte genügen, da gestand ich Katharine meine Gefühle ... Sie sagte erst weder ja noch nein. Gott ja, ich wußte recht gut, daß sie mir nicht um den Hals fallen würde, denn ich habe nichts Verführerisches an mir ... Doch Katharine sprach mit ihrer Mutter, und die schätzte mich als soliden und ehrlichen Arbeiter, und so wurde die Heirath abgemacht ... Ich hatte einige glückliche Wochen. Ich merkte freilich, daß Katharine nur der Mutter gehorchte, daß sie sich nicht zu mir hingezogen fühlte; aber da sie kein schlechtes Mädchen war, so dachte ich, sie würde mich eines Tages schon lieben müssen ... Natürlich hatte ich Philipp, den ich täglich auf dem Bauplatz traf, Alles erzählt, und als Katharine meine Braut war, wollte ich sie ihm zeigen ... Sie werden wohl schon ahnen, was kommt, Herr Pfarrer ... Philipp war ein schöner Kerl, lustig und liebenswürdig, was ich Alles nicht bin, und ohne daß er es darauf abgesehen, verliebte sich Katharine in ihn ... Aber sie war offenherzig und ehrlich und sobald sie klar sah, sagte sie es mir gleich ... Aber trotz alledem, ... ich werde es nie vergessen! Es war am Tag der heiligen Katharine, ihrem Namenstage, und ich hatte ihr zum Geschenk ein goldenes Kreuz gekauft ... Wir waren allein im Hinterstübchen, und sie hatte meine Suppe aufgetragen ... Da zog ich das Kreuz aus dem Etuis .. und Katharine brach in Thränen aus. ‚Verzeihen Sie mir, Jacques,‘ sagte sie, ‚aber heben Sie es für das Mädchen

auf, daß Sie mal heirathen werden . . . Ich kann nicht Ihre Frau werden. Ich liebe einen Anderen, ich liebe Philipp.'

Glauben Sie mir, Herr Pfarrer, mein armes Herz brach vor Kummer. Aber was konnte ich thun, da ich sie ja Beide lieb hatte? Und so war es mein größtes Glück, sie mit einander zu verheirathen. Da Philipp etwas flott gelebt hatte und immer knapp bei Casse war, so lieh ich ihm also mein Erspartes, damit er sich die nöthigen Möbel kaufen konnte. Und sie heiratheten sich. Alles ging gut in der ersten Zeit, und sie kriegten einen kleinen Jungen, dessen Pathe ich wurde. Doch bald nach der Geburt fing Philipp an liederlich zu werden. Ich hatte mich in ihm getäuscht, er war nicht zum Familienvater geschaffen, denn nur Vergnügungen und Ausschweifungen hatte er im Kopf. Herr Pfarrer, Sie leben in einem Viertel der armen Leute, und wissen daher die traurige Geschichte auswendig von dem Arbeiter, der langsam in Arbeitsscheu und Trunkenheit versinkt, der Tage lang in den Kneipen herumliegt, seinen Wochenlohn nicht mehr heimbringt und nur selten und ganz kaputt nach Hause kommt, um Streit anzufangen und seine Frau zu prügeln. Es dauerte keine zwei Jahre, so war Philipp schon so weit. Anfangs versuchte ich, ihm Moral zu predigen, und manchmal schämte er sich auch seines Lebenswandels, und eine Weile ging es dann besser. Aber das hielt nie lange vor . . . und dann brachten ihn meine Vorstellungen nur in Wuth, besonders wenn ich in seine Wohnung kam, und er die traurigen Blicke bemerkte, mit denen ich das öde Zimmer und die abgemagerte und abgehärmte Katharine betrachtete . . . Eines Tages ging er so weit, mir in Gegenwart seiner braven Frau eine Eifersuchtsscene zu machen und mir vorzuwerfen, ich sei früher ihr Liebhaber gewesen und wäre es noch, und andere Dummheiten und Beleidigungen mehr, die ich mich hier zu wiederholen schäme . . . Ja, es hat nicht viel gefehlt, so hätten wir uns an der Gurgel gepackt! . . . Nun ich verzichtete also darauf, Katharine und mein Pathchen ferner aufzusuchen und mit Philipp kam ich nur noch hin und wieder zufällig zusammen, wenn wir gerade Arbeit auf demselben Bau hatten. Aber meine Zuneigung zu Katharine und dem Kleinen war doch zu groß, als daß ich sie gänzlich aus den Augen verlieren konnte. Sonnabends wenn Philipp mit seinen Freunden seinen Lohn vertrinken ging, eilte ich also in die Nähe ihrer Wohnung, traf das Kind, ließ mir von ihm erzählen, wie es zu Hause ginge, und war das Elend gar zu groß, so kam der Kleine, wie Sie sich denken können, nicht mit leeren Händen heim. Ich glaube, dieser erbärmliche Philipp wußte, daß ich seiner Frau beistand, er schloß aber die Augen dazu, und fand es sehr bequem . . . Doch was soll ich das Elend weiter ausmalen, es ist zu traurig. Jahre sind vergangen, Philipp ist immer tiefer gesunken, aber Katharine, die ich nach Kräften unterstütze, hat ihren Sohn großgezogen, und er ist nun ein schöner zwanzigjähriger Bursche, so brav und tapfer wie sie . . . Er ist kein gewöhnlicher Arbeiter, er hat in den Abendschulen Zeichnen gelernt, und nun ist er bei einem Architekten und verdient ein schönes Stück Geld. Und wenn auch ihr Heim wegen des Trunkenboldes immer noch recht friedlos ist, so steht es doch besser als ehemals, denn der Kleine ist ein guter Sohn, und wenn ich Katharine — sie hat freilich sehr gealtert, die arme Frau! — am Arm ihres feingekleideten Sohnes sehe, da wird mir vor Freude immer warm um's Herz.

Aber wie ich gestern Abend aus meiner Garküche trete, treffe ich ihren Sohn, und wie ich ihm die Hand reiche, denn er ist gar nicht hochmüthig und schämt sich meiner weißen Maurerbluse nicht, da fällt mir sein kummervolles Aussehen auf. Ich frage ihn also, was es denn giebt?

‚Gestern war Ausloosung,' antwortet er mir, ‚und ich habe Nummer 10 gezogen und muß also mit den Marinesoldaten in die tödtlichen Fiebergegenden unserer Colonien, jedenfalls werde ich fünf Jahre lang wegbleiben und muß die Mutter allein und ohne Hilfsmittel bei dem Vater zurücklassen, der uns nie bösere Tage bereitet hat als gerade jetzt; das, mein lieber Pathe, wird aber ihr Tod sein. Aber so ist der Fluch, der auf den armen Leuten ruht!"

Ich bringe eine schreckliche Nacht zu. Denken Sie nur, Herr Pfarrer, was die arme Frau mit größter Aufopferung in zwanzig Jahren großgebracht, das ganze Glück zerstört der blinde Zufall in einer Minute, weil ein Kind im Sacke gewühlt und ein schlechtes Loos gezogen hat! Auch fühle ich mich heute Morgen nach der schlaflosen Nacht matt wie ein Greis, als ich mich nach dem Hause aufmache, das wir eben auf dem Boulevard bauen. Wenn auch das Herz vor Kummer brechen will, arbeiten muß man doch, nicht wahr? Also, ich krieche auf das hohe Gerüst, mühsam, denn wir haben das Haus bis zum vierten Stockwerk aufgerichtet. Ich fange an meine Steine zu setzen. Plötzlich erhalte ich einen Schlag auf die Schulter. Es ist Philipp . . . Er arbeitet jetzt nur noch, wenn er gerade Lust hat, und heute wollte er es offenbar, um Geld zum Trinken zu haben. Aber der Baumeister, der sich bei hoher Konventionalstrafe verpflichtet hat, das Gebäude bis zum bestimmten Termine fertig zu stellen, nimmt Jeden, der sich meldet. Nun, ich hatte Philipp seit Langem nicht gesehen und hatte Mühe, ihn wiederzu erkennen; der beständige Branntweingenuß hat sein ehemals anziehendes Gesicht entstellt, sein Bart ist ergraut, seine Hände zittern; er war nur noch ein schwacher Greis, eine menschliche Ruine.

‚Also der Sohn hat eine schlechte Nummer gezogen?' sage ich zu ihm.

‚So?' antwortet er mit heiserer Stimme und wirft mir einen bösen Blick zu; ‚willst Du mich auch mit Deinem Geschwätz wie Katharine langweilen? . . Der Bursche wird es ebenso machen wie die Andern und dem Vaterlande dienen . . . Zum Teufel! Ich weiß recht gut, was den Beiden im Sinne steckt, der Frau und dem Jungen . . . Wenn ich nicht mehr da wäre, dürfte er hier bleiben . . . Aber ich bin noch fest auf dem Posten und er ist noch lange kein Wittwensohn!'

Wittwensohn! Ach, Herr Pfarrer, warum hat er das Unglückswort ausgesprochen?! Der Gedanke hat mich gleich gepackt und den ganzen Vormittag, während ich neben dem Schurken arbeitete, nicht mehr losgelassen. Ich stellte mir vor, was die arme Katharine ausstehen müßte, wenn sie keinen Sohn mehr hätte, der sie unterhalten und schützen könnte, und wie sie allein diesem erbärmlichen, verkommenen, zu Allem fähigen Trunkenbolde preisgegeben wäre . . . Da schlägt es von einem nahen Kirchthurm Elf, und alle anderen Maurer gehen frühstücken. Wir Beide, Philipp und ich, sind die Letzten. Als er aber eben die Leiter betritt, um auch hinabzusteigen, sieht er mich höhnisch an und sagt zu mir mit seiner zitternden Schnapsstimme: ‚Siehst Du, man hat immer noch einen festen Schritt . . . Der Junge ist noch lange kein Wittwensohn!'

Da schießt mir das Blut in's Gehirn! Ich fasse die Sprossen der Leiter, auf der Philipp steht, und stoße sie mit einem Ruck in's Leere! . . .

Er war auf der Stelle todt, und man hielt es für einen Unglücksfall, . . . aber der Junge ist nun Wittwensohn und bleibt bei seiner Mutter! . .

Ja, das habe ich gethan, Herr Pfarrer, und das mußte ich Ihnen und dem lieben Gott sagen! Es reut mich, und ich bitte dafür um Vergebung, ja . . . aber wenn ich mal Katharine im Trauerkleide und ganz zufrieden am Arme ihres Sohnes sähe, dann wäre ich im Stande und bereute mein Verbrechen nicht mehr . . . Um das zu vermeiden, werde ich auswandern, nach Amerika. Was die Buße betrifft . . . Da, Herr Pfarrer, ist das goldene Kreuz, das Katharine nicht annehmen wollte, als sie mir gestand, daß sie Philipp liebte; ich habe es immer aufgehoben als Andenken an die einzigen schönen Tage, die ich in meinem Leben gehabt. . . . Nehmen Sie es und verkaufen Sie es für die Armen.'

Ob wohl Jacques, als er sich erhob und die Kirche verließ, vom Abbé Faber die Absolution erhalten? Soviel ist gewiß, daß der alte Priester das goldene Kreuz nicht verkauft hat. Er legte eine Geldsumme, die dem Werthe des Schmuckes entsprach, in die Armenbüchse und hing das Kreuz wie ein Weihestück am Altar der Jungfrau auf. Dort betete er auch oft für das Seelenheil des armen Maurers.

Aus der Hauptstadt.

Queen Vicky.

Aus den Lustbarkeiten der langwierigen Jubelfeier ist Wilhelm II. in stürmischer Fahrt an das Sterbebett Victoria's von England geeilt, aus frostigem Pomp, der nur den Hof und die höfisch Begnadeten fesselte, in das dunkle Schweigen des Todes. Mit ihm hielt die trauernde Ehrfurcht einer großen Nation letzte Wacht am Lager der greisen Königin. Wir haben es tausend Mal, haben es bis zum Ueberdrusse auch bei dieser Gelegenheit gehört, daß England der constitutionellste Staat unsres Planeten ist, daß die Queen niemals mehr war als eine Repräsentantin des Reichsgedankens und in völliger Abhängigkeit stand von dem Willen wechselnder parlamentarischer Mehrheiten. Man nahm ihr sogar die whiggistischen Hofdamen, die sie lieb gewonnen hatte, und ersetzte sie durch Ladies aus dem Torylager, als das souveräne Wählervolk gegen Lord Melbourne entschieden hatte. Wahrlich, Kaiser Wilhelm nennt andere Machtbefugnisse sein. Ihm wagt keine Partei, auch die mächtigste nicht, Minister aus ihren Reihen aufzuzwingen. In freier Wahl kürt er seine Günstlinge, deren Wort oft genug entscheidend in die Waagschale fällt, wenn Deutschlands Geschicke zur Berathung stehen. Von ihm erwarten und erhalten die leitenden Staatsmänner ihre Befehle, und keinen höheren Stolz kennen sie, als eifrigen Gehorsam. Wie die Regierung, so beugt sich der Reichstag dem Winke des Herrschers, beugt sich zuletzt auch das Volk. Am Sarkophage Victoria's von England, die eine politische Null gewesen ist Zeitlebens, kniete der stolzeste und einflußreichste Fürst Europas. Eignet doch selbst dem angeblich autokratisch regierenden Zaren nicht solche Gewalt, wie dem deutschen Kaiser. Der Zar wird durch das Deficit zu etlichem Constitutionalismus gezwungen. Auch in Rußland sind die Unterbilanzen Hort und Erwecker der bürgerlichen Freiheit. Deutschland dagegen, insbesondere sein preußischer Kern, hat immer noch Geld wie Heu. Aber selbst wenn der Etat einmal mit einem wirklichen Fehlbetrag abschlösse, würde das die Machtstellung des Herrschers nicht erschüttern. Liegt doch der Vorzug der deutschen Parlamentswirthschaft für den Monarchen gerade darin, daß die Kammern ihm und seiner Regierung das Odium der Ausschreibung neuer Steuern und Lasten abnehmen. Der Fürst hat die unumschränkte Macht und übt sie aus, aber er braucht nicht mehr wie in früheren, barbarischen Zeiten sich selbst die dazu gehörigen Mittel zu beschaffen. Dafür sind jetzt Reichs- und Landtag da. Wahrlich, Wilhelm II. durfte das Haupt hoch tragen, als er sich vom Sarkophage in Osborne erhob. Die Hohenzollern sind nicht nur die Diener des Staates, wie ihre englischen Vettern, sondern auch gleichzeitig seine Herren.

*

In der seligen Queen verehrte der Brite, freilich auf seine etwas formlose Art, neben dem sichtbaren Oberhaupte der Reichsverwaltung auch die Kronzeugin aller großen Triumphe, die dem Union Jack seit sechzig Jahren beschieert worden sind. Beim Anblick der alten Dame fiel ihm ein, daß sie die erste Kaiserin in Indien war, daß Afrika durch ihre Minister ein englischer Welttheil wurde, Australien sich unter ihrem milden Scepter zu so unerhörter Blüthe entfaltete. Sie sah den goldenen Baum des englischen Welthandels fast in den Himmel wachsen. Und das Herz ward dem Londoner Pflastertreter warm, wenn er all dieser stolzen Herrlichkeit und zugleich der Frau gedachte, in deren Namen England sich die Erde erobert hatte. Gewiß, er überschätzte ihren Einfluß nicht. Er hatte vielleicht eine geringe Meinung von ihren Geistesgaben. Aber er liebte sie, auf seine etwas formlose Art. Das kühle Volk gerieth regelmäßig in helle Begeisterung, und die Cheers wollten kein Ende nehmen, wenn die Königin geruhsam durch die Straßen fuhr. Sogar in Irland erntete sie eitel Wohlwollen und Bewunderung.

Ihr Enkel ist eine weit ausgeprägtere Persönlichkeit. Man mag zu ihm stehen, wie man will; anerkennen wird man die behende Regsamkeit seiner Phantasie, den brennenden Thatendrang, der sich leider zu oft mit bloßen Worten begnügen muß, die hohe Selbständigkeit, die nur sehr geschickte Menschen dann und wann beugen können. Der Königin Victoria hat niemals ein schwärmerischer Amant so verzückte Liebeslieder gesungen, wie sie Wilhelm II. in Poesie und Prosa tagtäglich zu hören bekommt. „Der neue Herr, der moderne Mann, ward neuer Wege uns Weiser", jubelte ein aufgeklärter Barde am 18. Januar, und F. v. Schlichtegroll, ein beträchtlicher Unbekannter, schrieb zur selben Stunde:

„Die Vorliebe des Monarchen für die deutsche Flotte, für Gewinnung von Landbesitz und Einflußsphären in den außereuropäischen Continenten ist bekannt und viel belobt. Seine blendende Erscheinung entzückt, sein Wort gilt als ein gewichtiges, so weit die Sonne scheint. Von dem Tritt seiner Füße bebt die Erde, und sein Volk beugt, in schweigender, wiewohl staunender Bewunderung seines Genies, das Haupt vor ihm zu Boden, in stummer Verehrung, dem erhabenen Grundsatz seines geliebten Monarchen beistimmend: suprema lex regis voluntas."

Es sind keine Bedienten, die so sprechen. F. v. Schlichtegroll sagt frei heraus, wie es ihm zu Sinnen ist. Die Individualität des Kaisers hat es ihm, gleich vielen Anderen, angethan, und er vergißt darüber, gleich vielen Anderen, die eigene. Vergißt sogar die Rücksichten, die er sich selber schuldet. Handelte nicht Graf Dönhoff-Friedrichstein unter unwiderstehlichem Zwange wie Schlichtegroll, damals, als er im Reichstagssaale für den deutsch-russischen Handelsvertrag eintrat? Welche Gedanken durchwogten wohl Herrn Gescher's Hirn, als er an jenem Tage vor die gleiche Entscheidung gestellt wurde? Genug, daß sie ihm einen heftigen Anfall von Athemnoth brachten und ihn veranlaßten, die Abstimmung nicht abzuwarten, sondern auf der Stelle das Haus zu verlassen. Beiden Männern, die doch entschlossen und stark wie einer sind, schien es undenkbar, dem festen Willen des Kaisers zu opponiren. Sie standen völlig im Banne seines Geistes, und sie sind keineswegs Ausnahmen, sondern werden immer Nachfolger haben. Der Umstand, daß Graf Dönhoff im Laufe der Jahre unter Anderem Wirklicher Geheimer Rath mit dem Prädicat Excellenz wurde und neuerdings das Hofamt des Ober-Burggrafen im Königreich Preußen zugetheilt erhielt, hat natürlich auf kommende Entschließungen so wenig Einfluß, wie Herrn Gescher's hocherfreuliche Carrière, der vom schlichten Landrathe zum Ober-Regierungsrathe, dann zum Regierungs-Präsidenten avancirte und schließlich — man drückt sich im deutschen Bürgerthum ja wohl noch so aus — in den Adelsstand erhoben wurde.

Auch Queen Victoria hat es verdienten Männern ihres Volkes gegenüber an Ehrungen wahrhaftig nicht fehlen lassen. Aber sie fesselte sie dadurch keineswegs mit so starken Banden an sich, daß die Bevorzugten Alles außer ihr vergaßen. Der Letzte, den sie decorirte, our Bobs, brachte es sogar über's Herz, ihr die schlimme Lage in Südafrika wahrheitsgetreu zu schildern und der ohnehin kränklichen Greisin dadurch den Gnadenstoß zu versetzen.

*

Victoria sah England groß und mächtig werden vor allen Reichen der Welt; sie erlebte aber auch seinen Niedergang und den völligen Zusammenbruch seines militärischen Prestiges. Es ist ein Beweis für das zarte Empfinden der Dahingegangenen, daß der Kummer über Englands Schlappe und über all das vergossene englische Blut sie so tief erschütterte, ihr die letzte Kraft raubte. In unserer Zeit der Realpolitik und des lächelnden Bülowismus muß es Aufsehen erregen, wenn eine politische Persönlichkeit sich von sentimentalen Regungen niederwerfen läßt. „Wir lassen uns nicht überrumpeln und vergewaltigen", hatte Graf Bülow unter dem dröhnenden Beifall des deutschen Reichstages dem ängstlich an's Kölner Thor pochenden Präsidenten Krüger zugerufen. Er meinte jene Ueberrumpelung und Vergewaltigung, die zuweilen unser albernes Herz versucht; Ueberrumpelung durch das Mitleid, Vergewaltigung durch den Gedanken, daß grade dem Schwachen und Gebeugten unsere Theilnahme, mindestens aber unsere Höflichkeit gebührt. Graf Bülow, der Erfinder der von moralischen Kinkerlitzchen und gefühlsduseligen Bedenken ge-

säuberten deutschen Weltpolitik, braucht nur noch sein Talmi-Pathos abzulegen, wodurch er stillos wirkt, um ein perfecter englischer Staatsmann zu sein. Ist ihm dann das Glück hold, ähnelt Eduard VII. seiner gefühlvollen Mutter — was einstweilen freilich noch nicht feststeht —, dann darf Deutschland hoffen, endlich in ein verständiges Verhältniß zu England zu kommen. Bisher waren wir durch unsere berüchtigte Sentimentalität immer im Nachtheil, und die der unseren nahe verwandte Seelenstimmung Victoria's konnten wir darum nicht zu unsern Gunsten ausnutzen, weil das Londoner Foreign Office den deutschen Staatsmännern keinen directen Verkehr mit der Königin gestattete. Heute halten wir mit gerechtem Stolze auf der englischen Höhe politischer Einsicht. Heute wissen wir, daß man mit Moral keine Eisenbahnen mehr baut und keine großen Reiche regiert. Die Londoner Presse wird aufhören müssen, uns als den verträumten Michel zu bespötteln, der überall, in China wie in Südafrika, von John Bull gemißbraucht und genasführt werden kann. Wir haben jetzt endlich, elf Jahre nach Bismarcks Sturz, Eisen im Blut und Eisen im Willen. Wir lassen nicht mehr mit uns spielen.

Lord Palmerston bemerkte 1848 im Londoner Unterhause, er würde jedes Schiff, das die deutsche Kriegsflagge führe, wegen Piraterie aufbringen lassen. Er war sentimental genug, durch diese Worte zu warnen und uns den Großmachtkitzel auf unblutigem Wege auszutreiben. Königin Victoria wandte 1870/71 das Letzte daran, die Beschießung von Paris zu verhindern; zweifellos schon damals aus mitleidiger Aufwallung heraus. Und King Edward wird sein gutes Herz gleichfalls nicht verleugnen. Sämmtliche maßgebenden Blätter im Reiche setzen denn auch große Hoffnungen auf den Thronwechsel. Mit Recht. Die letzten Stunden der Königin wird der Gedanke verklärt haben, daß Deutschland zwar England nicht braucht, wogegen England unsere Freundschaft sehr nöthig hat, daß aber trotzdem die Berliner Realpolitik fortfahren wird, in Downing Street zu antichambriren und Geheimverträge abzuschließen, die auf der einen Seite unsere Kraft brachlegen, auf der andern Frankreich und Rußland mit steigendem Mißtrauen erfüllen.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Ueber unsre Kraft. Zweiter Teil. Drama in vier Aufzügen von Björnstjerne Björnson (Berliner Theater). — Klytaimnestra. Drama in zwei Aufzügen von Eberhard König (Berliner Theater). — Der Tag. Drama in vier Acten von Stefan Bacano (Deutsches Theater).

Wenn Paul Lindau und Björnstjerne Björnson sich gerührte Telegramme senden und einander überschwänglichen Dank sagen, so darf man getrost annehmen, daß der größere Anlaß dazu auf Seiten des Theaterdirectors liegt. „Ueber unsere Kraft“, das lange unbeachtet gebliebene Colossalwerk des reisigen Norwegers, hat Lindau die beiden größten Erfolge gebracht, die der Fleißige zu erzielen vermochte. Die Urtheile über sein eigenes Schaffen und seine Lebensführung mögen noch so absprechend lauten: den Ruhm des fleißigen Arbeiters darf ihm Keiner streitig machen.

Der äußere Erfolg, der den zweiten Theil des mächtigen Dramas krönte, übertraf an Wucht noch den des Vorgängers. Man war nach den beiden ersten Acten, die breit und gewichtig, mehr balladesk als dramatisch, das gewaltige Thema erörterten, doppelt überrascht von dem furchtbaren Ausbruch unerhörter Theaterkraft, die den dritten Act zu erschütternder Bedeutung erhob. Welch ein Bild ohnegleichen! Das Trutzschloß über der Hölle, dem alten Flußbette, darin die elenden Arbeiter zu hausen gezwungen sind, widerhallt von den Ausbrüchen des Uebermuthes der Sieger, der Fabrikanten, die den Streik ihrer Lohnsclaven niedergeschlagen haben. Und in diese jubelnde Menge, die Jeden verlacht, der noch zur Milde räth, dringt urplötzlich das Wehen des Todes. Der Mahner, der sich betrübt davon schlich, weil Niemand seinen Versöhnungsreden zuhören wollte, muß umkehren, denn alle Ausgänge des Schlosses sind verrammelt. Im eigenen Horst sitzen die Raubvögel gefangen. In ihrer Mitte reckt sich Elias Sang, des Wunderpriesters fanatischer Sohn, auf, der als Diener verkleidet der Berathung beiwohnte, und kündet ihnen an, daß die Burg unterminirt sei, daß sie allesammt in dieser Stunde sterben müßten. Ein Revolverschuß Holger's, des Obersten der Fabrikbesitzer, streckt ihn nieder, aber an seiner Stelle giebt ein Mitverschworener das unheimliche Zeichen. Man will ihn haschen, auch ihn unschädlich machen, durch die Gallerie rast die wilde Jagd, und das Wuthgebrüll der Verzweifelten überdröhnt irres Gelächter … dann kracht der Bau zusammen, das Dynamit hat seine Arbeit gethan … Dieser Act ist die moderne Tragödie erhabenen Stils, auf die wir warteten. Er sprengt neue Pfade, er wird den Klein- und Kleinlichkeits-Künstlern, die in angebranntem Sauerkohl allen Jammer der Menschheit symbolisirt sehen, das trübselige Handwerk legen. Björnson entbehrt der Fähigkeit, intim zu charakterisiren, aber er verliert sich auch nicht in Episodenkram und stellt keine spielerische Scene auf die Beine, worin nicht sowohl der dramatische Gedanke des Stückes, als die Eitelkeit des „scharfen Beobachters“ sich spiegelt. Björnson arbeitet mit Felsblöcken, thürmt cyklopisch die Quadern auf einander und giebt sich dabei nicht mit Bagatellen ab. Doch sein Bau ruht auf ehernem Fundamente. Ihm kommt es nicht auf die Menschen an, die durch das Werk schreiten, sondern auf die Idee, an die er glaubt, und die seine urwüchsige Phantasie, seine heroische Bildnerkraft verkörpert. So lange er sich seines Poetenthums bewußt bleibt, reißt er uns willenlos hin; erst wenn er, wie im Schlußacte, sein politisches Programm allzu sehr für die Hauptsache hält und uns umständlich die Moral der machtvoll bewegten scenischen Vorgänge mittheilt, erst dann befreien wir uns, ein bißchen ernüchtert, aus seinem Bann.

Von Björnson zu den Kleinen von den Seinen ist ein verdrießlicher Weg. Der Chronist muß ihn wandeln, auch wenn er nur schwache Hoffnung hegt, die Unbedeutenden noch ein paar Zoll wachsen zu sehen.

In seinem „Gevatter Tod“ hat Eberhard König mit Problemen gerungen, die er nur aus den Büchern kannte, und in seinem neuen Werke, der „Klytaimnestra“, die antike und moderne Kunst versöhnen sollte, hat er wieder nichts als eine weitschweifige Uebersicht seiner ausgedehnten Lectüre gegeben. Dem jungen Manne fehlt aller Sinn für das Dramatische und alle Neigung, aus dem frischen Quell des Lebens statt aus der Bibliothek zu schöpfen. Er sagte sich, daß die erschütternde Einfachheit Aeschyleischer Charaktere jener neuen Kunst nicht entspräche, von der er so viel in Literaturblättern gelesen hatte, und daß die psychologische Vertiefung hellenischer Tragödien für den aufgeklärten Poeten von heute Kinderspiel sein müsse. Folglich wandelte er Klytämnestra in eine Nora um, die das Wunderbare erwartet und den berühmten Wahrheitsdrang verspürt; in ein Ueberweibchen, das sich ganz modern für leere Mußestunden einen Liebhaber hält, ohne deßhalb dem verehrten Eheliebsten, dem Uebermännchen, mit dem Herzen untreu zu werden. Agamemnon ist nun leider nicht der Kerl für diese Prachtfrau. Er ärgert sich, gnatzig und nörgelig, wie er einmal ist, darüber, daß sie ihn nach zehnjähriger Abwesenheit im mehr als schlichten Hauskleide empfängt, und daß keine Guirlande mit der Inschrift: „Willkommen!“ vor der Thür hänge, wie sie doch sonst jedem aus dem Bade heimkehrenden Familienvater versetzt wird. Außerdem hat der Ungetreue sich eine hübsche Kassandra zugelegt. Gerade im Hinblick auf Aegisth nimmt ihm Klytämnestra das doppelt übel. Sie schlachtet die arme Kebse ab und streckt dann auch, damit das Gelaufe nicht immer ist, den an der Leiche seiner Maitresse zusammengebrochenen Atriden nieder. Ihr feierlicher Schwur, nunmehr in Ewigkeit eine keusche Wittwe zu bleiben, beschließt sympathisch das Stück.

König schreibt ganz saubere Jamben, wenn er sich auch in Bildern übernimmt und vor abgestandenen Trivialitäten nicht hütet. So lange er zwei Menschen auf der Bühne mit einander poetisiren läßt, hört man ihm so gerne zu, wie man die Lyrik reicher Dilettanten liest, die ruhelos für ihr gutes Geld ihre mittelmäßigen Verse drucken lassen. Ungemüthlich wird er erst, wenn er einen Anlauf in's Dramatische nimmt oder die Complicirtheit seiner Charaktere beleuchten will. Klytämnestra, die vor fünf Minuten den bedauernswerthen Ehebrecher von sich gestoßen und Dithyramben auf den königlichen Hahnrei gesungen hat, findet plötzlich, daß Aegisth recht kräftige Muskeln besitzt; folglich stürzt sie gerührt in seine Arme. Weitere fünf Minuten später lodern die Feuer, die Ilions Fall verkünden, und nun umfängt die antike Dame eine moderne Ohnmacht. Bald ist sie die unverstandene Frau, bald die dämonische Hexe, bald das sinnliche und bald das zärtlich sinnende Geschöpf. Aber niemals fließen diese Eigenschaften in einander. Jede ist neben die andere hingepappt und schlägt der andern in's Gesicht. Wüstenöde, viertelstundenlange Rederei will erklären, was der echte Poet mit einem lebendigen Worte gestalten würde! Die unerhört kindliche Technik macht die Hohlheit des Jambengedröhns noch unerträglicher und erweckt am Ende den Eindruck, als sähe man nicht sowohl eine Modernisirung der Klytämnestra-Tragödie, als eine blutige Parodie darauf.

Ganz wesentlich mehr dramatisches Geschick zeigt Stefan Bacano, dessen „Tag“ Herr Brahm mit väterlicher Liebe geleitet und ausgestattet hat. Er ist ein Vielleseuder, wie König, und hat sich von Größeren ausgiebig anregen lassen, wie er, so daß fast Alles, was er bietet, aus zweiter und dritter Hand zu kommen scheint. Die schlechte Behandlung jedoch, die Bacano Seitens der Berliner Kritik erfuhr, verdient er nicht ganz. Und ich glaube sogar, daß Dieselben, die ihn heute als platten Nachahmer verächtlich abfertigen, vor fünf Jahren in seinem Greuel-Theaterstück eine Offenbarung angestaunt hätten. Bacano häuft alles Schreckliche, das er in der „Macht der Finsterniß“ fand, auf die Revolutionsscenen der „Weber“, und seine blutrünstige Phantasie übertrifft Tolstoi wie Hauptmann. Nicht zum Besten des Stückes. Denn

daß der magyarische Adelskerl schlafenden Arbeitern die Augen ausstößt, Mägde auf dem Felde kurzer Hand, aus purem Herrenübermuth, vergewaltigt, Bäuerinnen befiehlt, seine jungen Hunde zu säugen — Alles das weist doch nur auf die graue Vergangenheit hin, in der das gegenwartfremde Werk sich abspielt. Was ist uns Hekuba? Was bedeuten uns die Schreckensthaten Etzel's, soweit sie nicht mit China und der Besetzung von Kiautschau zusammenhängen? Einen solchen Zusammenhang zwischen den Leiden der ungarischen Landbevölkerung und dem socialen Jammer von heute hat Vacano nicht aufzuzeigen vermocht, und ebenso wenig erinnert uns sein im Uebrigen prächtig gezeichneter wilder und verbrecherisch üppiger Magnat an die Tyrannen unsrer Zeit. Schwächlich ist auch der idealistisch schwärmende Sohn des Verruchten gerathen, der die unwissende und im Schmutz verkommene Bauernschaft dem jungen Tage, der Befreiung, entgegenführen will und zum Dank dafür von ihr erschlagen wird. Die eigentliche Tragik dieses Schicksals, die durchaus dramatisch ist, hat Vacano weder verstanden noch gar zu gestalten vermocht. Er begnügte sich damit, berühmten oder berühmt gewesenen Mustern eine Rebellion auf der Bühne nachzubilden, und verpfuschte sich noch obendrein die mühsam imitirten Effecte durch etliche verblüffend alberne Schlußscenen. Immerhin ist hier und da Mark und Saft in der Arbeit zu spüren, anschauliches Schilderungsvermögen, gute Beobachtungsgabe. Vacano ist keiner von den Ganzkleinen, und deßhalb fiel er auch bei unserer Kritik durch.

Opern und Concerte.

„Christus". Oratorium von Franz Liszt. — „Renata". Oper in einem Act von Menotti Buja. Musik von O. M. Scarano. (Theater des Westens). — „Der Damenschneider." Operette von Hugo Wittmann und Louis Hermann. Musik von Carl Millöcker. (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.)

Obwohl wir mitten in der Hochfluth der Concerte leben, ist nichts Außerordentliches zu vermelden. Unsere altbewährten Künstler Risler, Ferruccio Busoni, d'Albert, Stavenhagen, Meschaert haben sich wieder eingefunden und die durchaus berechtigten Beifallsstürme entfesselt, und als neuer Stern ist ein Franzose mit italienischem Namen, der temperamentvolle Chopinspieler Raoul Pugno aufgetaucht, — Alles ganz vortreffliche Musiker, bei denen nur dann das Unzulängliche oft Ereigniß wird, wenn sie so unvorsichtig sind, mit eigenen Compositionen aufzuwarten. Aber auch ein Meister wie Liszt, dessen Gemeinde ja täglich wächst, verräth seinen Mangel an wirklicher Schöpferkraft. Sein „Christus", den Prof. Ochs mit dem Philharmonischen Chor aufführte, ist ein begeistertes, ehrliches, geistreiches, aber ungleiches, phantasiearmes, rein äußerliches Werk. Zehn Jahre hat der Meister daran gearbeitet, und schon darum fehlt ihm die Einheit des Stils. Die tiefe religiöse Hingabe an den erhabenen Stoff mangelt dem Werke nicht, denn 1866, als er es in Rom vollendete, war Liszt frommer und ultramontaner als je. Die Weihe der Kraft thut es also nicht allein. Seine melodische Erfindung ist dürftig und spröde. Liszt ersetzt sie durch bewegte Buntheit, complicirte Einfälle, Orchestermassen und Chorwucht. Die Einzelheiten sind meist interessant, doch sie entwickeln und steigern sich nicht zur gewollten Größe. Und was holt der Tausendsassa nicht Alles an Darstellungsmitteln herbei. Motive des gregorianischen Chors und neudeutsche Accorde und Kakophonien, Pifferarigedudel und himmlische Chöre, ein tosender Einzugsmarsch mit Wagner'schen Anklängen und süßliche Soli, die Abbate Perosi auf dem Gewissen haben könnte. Interessant ist das Werk bis zu Ende, es fesselt wohl auch da und dort, z. B. im Stabat Mater, aber es läßt uns kalt, denn ihm fehlt doch die Innerlichkeit und das Zwingende und Bezwingende. Die Aufführung war ausgezeichnet, nicht allein im Orchester und Chor, sondern auch im Einzel- und Zusammenklang der Solisten.

Das merkwürdige Theater des Westens, wo noch immer Herr Hofpauer, der oberbayrische Naturbursche, der durchaus nicht gehen will, das Directionsscepter führt, brachte uns neben überflüssigen Gastspielen, wie z. B. das der „norwegischen Nachtigall" Ofelio Björnson (des Bärensohn's Schwiegertochter) auch eine unerfreuliche Novität: einen italienischen Einacter frei nach der „Cavalleria". Die Signori Buja und Scarano sind nämlich noch immer bei dem Mascagni erster Manier stehen geblieben. So viel man von dem brutalen Texte bei der schlechten Aussprache der grausam tremolirenden Sänger und Sängerinnen verstehen konnte, handelte es sich um eine verführte Renata, die vor der Kirchenthür, als der abtrünnige Armando eben mit der schönen Atenaide getraut werden soll, einfach und bequem todt hinsinkt. Mausetodt. Es ist aber auch möglich, daß sie nach dem Fallen des Vorhangs wieder lebendig wird und den biederen Battista heirathet. Und zu dieser rohen Handlung hat der Componist eine wesensverwandte Partitur zusammengeschrieben: da ein Fetzen aus den Bajazzi, dort ein paar Tacte Cavalleria, auch Verdi, Giacosa und Puccini finden sich ein, und manchmal spukt sogar der böse Riccardo Wagner. Es ist wie in einem Potpourri. Hut ab aber vor solchem Gedächtniß! Und Gott sei Dank, es blüht also nicht nur in Deutschland die Capellmeistermusik!

Da bereitete uns wenigstens noch der todte Millöcker einen angenehmen Abend. Sein „Damenschneider" ist schon zu seinen Lebzeiten aufgeführt worden, aber der fleißige Meister hat noch bis zuletzt daran gefeilt, um den schwachen Wiener Erfolg wenigstens für die auswärtigen Bühnen aufzubessern. Auch der Text wurde umgearbeitet. Er hat den Fehler aller Wittmann'schen Libretti: er ist nicht theatergerecht und zu litterarisch. Man spürt da überall zu sehr den geistreichen Feuilletonisten der Neuen freien Presse, der tausend hübsche Einfälle hat, aber sie nicht in's Dramatische umsetzen kann. Wenn nun aber ein derber Berliner Possenschreiber wie Louis Hermann über einen so feinen, allzu feinen Text geräth, dann kann man sich das Unglück ausmalen. Der Hanswurst aus Kalau schüttelt seine Schellen, daß man kaum noch etwas von den zarten Linien und Farben der Vorlage gewahrt, und der urkomische Benedix blickt überall aus den russischen Figuren des Spiels. Denn es spielt im Moskowitischen, wie Fatinitza und der Bettelstudent, und der russisch fluchende Oberst, General oder Stadthauptmann mit der pfeifenden Knute ist auch vorhanden. Sonst ist die Handlung so verwickelt, daß nur ein deus ex machina in Gestalt eines Ministers am Ende den Knoten löst oder durchhaut. Der Damenschneider Agathon kommt nämlich in den Verdacht, ein staatsgefährliche Werke schreibender Graf, also so was wie ein Tolstoi, zu sein, und erst seine Gewandtheit im Nähen verräth seinen Beruf und seine Kunst. Es war aber auch die höchste Zeit, denn nach französischer Operetten- und Schwankvorschrift wäre beinahe der Schneider zu einer Fürstin und der gefährliche Graf zu einer Wäscherin in's Ehebett gekommen. Nur das ungültige Kreuz unter dem Heirathscontract macht eine Lösung der sonderbaren Ehe möglich. Daß der dritte Aufzug absolut leer ist und bloß von einem Couplet sein Leben fristet, ist ja ein Vorrecht aller Operetten, und man sieht gerne darüber weg, wenn nur die beiden Hauptacte lustig und musikalisch gelungen sind. Daran hat es Millöcker nicht fehlen lassen. Sogar russische Localfarbe hat er in sein kleines Tongemälde gespritzt, und die melancholischen Volksweisen klingen vielfach an. Nur daß der bedrängte Graf in der dramatischsten Scene höchst unmotivirt das Volkslied vom Wandersmann anstimmt, ist wenig glücklich. Auch an slavischen Tänzen fehlt es nicht, doch schlagen sie meist in Wiener Walzer um. Aber wahrhaft humorvoll ist Millöcker immer, auch dort, wo er pathetisch, schwermüthig oder gar dramatisch sein möchte. Die üblichen Liebesduette sind voll feiner Wendungen, und daß er auch derber zuzugreifen versteht, zeigt die musikalische Factur seiner Couplets, wie das vom rollenden Rubel, das Herr Josephi so prächtig vorträgt. Die Instrumentation ist nie opernhaft überladen, sondern bester komischer Lortzingstil. Nur der Quell der Erfindung sprudelt spärlicher. Kaum Eine Melodie wird der Hörer getrost nach Hause tragen, und das ist für den populären Erfolg einer Operette immer ein Hinderniß.

M.

Notizen.

Von Friedrich Vischer's Shakespeare-Vorträgen (Stuttgart, Cotta) ist der dritte Band herausgekommen. Er behandelt Othello und König Lear mit jener tiefen, umfassenden, divinatorischen Kritik, die dem großen schwäbischen Aesthetiker eigen war. Seltsamer Weise nennt das neue Shakespeare-Jahrbuch diese Publication mit keinem Worte, und doch wiegt sie Alles auf, was je über den Schwan vom Avon geschrieben worden ist. Im Besitze dieser Vorträge kann man ruhig alle Commentare von Ulrici und Gervinus bis Brandl und Leo überschlagen, vor allem aber die Shakespeare-Jahrbücher. Robert Vischer verdient für seine Herausgabe wirklich den Dank des deutschen Volkes, dem er diese Vorträge gewidmet hat. Zu gleicher Zeit ist auch Vischer's übermüthiger Antifaust in fünfter Auflage erschienen: „Faust, Der Tragödie dritter Theil. Treu im Geiste des 2. Theiles von Goethe's Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski." Ein unveränderter Neudruck der 2. Auflage, worin Vischer bekanntlich die derbere erste Fassung etwas milderte, aber auch vertiefte und erweiterte. Es ist schlankweg die geistreichste, formschönste und witzigste deutsche Parodie und Satire und steht als solche sogar noch über Platen's classischen Aristophanesken. Das köstliche Buch wird noch viele Auflagen erleben, mehr als irgend eine Schrift unserer geachteten Goethephilologen.

SCHWERHÖRIGKEIT. — Eine reiche Dame, welche durch Dr. Nicholson's Künstliche Ohrtrommeln von Schwerhörigkeit und Ohrensausen geheilt worden ist, hat seinem Institut ein Geschenk von 25,000 Mark übermacht, damit solche taube und schwerhörige Personen, welche nicht die Mittel besitzen, sich die Ohrtrommeln zu verschaffen, dieselben umsonst erhalten können. Briefe wolle man adressiren: No. 5154. **Das Institut Nicholson, „Longcott“ Gunnersbury, London, W.**

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart“ warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart“.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 90 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer, 10 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Hettner: Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 3 Hfzb. 15 M. — Sven Hedin: Durch Asiens Wüsten. 2 Lwb. 15 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart“** in Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Bolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle hergestellt** und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In **W. Bodes Verlag** in **Weimar** erschien soeben:

Die Lehren Tolstois. Ein Gedanken-Auszug aus allen seinen Werken. Von Dr. W. Bode. 8°. 189 Seiten. Mit zwei Bildern. 2 Mk., gebunden 2 Mk. 70 Pfg.

„Zweck dieses Buches ist, Tolstoi als Wahrheitssucher und Lehrer vollständig und richtig zu zeigen; ich lade die Leser ein, mit mir alle seine Werke in der Reihenfolge zu betrachten, wie sie entstanden sind. Dann werden wir ihn vor unseren Augen emporwachsen sehen, seine erste Anlage, seine spätere Entwickelung, seine schweren inneren Kämpfe miterleben. Es lohnt sich das, ebenso wie es sich lohnt, Goethes Faust zu lesen, ist doch Tolstoi ein Faust höheren Ranges als der Goethesche. Der Dichter Tolstoi wird uns Nebensache sein; wir können seine Dichtungen viel höher schätzen als er selbst es heute thut, aber viel höher als seine poetische Kunst erscheint uns doch seine nach dem göttlichen Lichte strebende Seele und sein gewaltiges Predigeramt.“

Königr. Sachsen
Technikum Hainichen
Höh. u. mittl. Fachschule f. Maschinenbau und Elektrotechnik. Ingenieure 5, Techniker 4 u. Werkmeister 2 Sem. Staatl. Oberaufs.
Direktor E. Boltz.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bestellungen auf die



zum 58. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Hierzu eine Beilage von **Wilhelm Friedrich in Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 9. Februar 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Ein Reichsstaatsgerichtshof.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Nach Art. 17 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871 werden die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers im Namen des Reiches erlassen und bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. Aus der rechtlichen Natur der übernommenen Verantwortlichkeit ergiebt sich folgegerecht die Nothwendigkeit, Einrichtungen zu treffen, welche es ermöglichen den Reichskanzler zur Rechenschaft zu ziehen, soll die Rechtsregel nicht ein todter Buchstabe bleiben, vielmehr Leben und Kraft erhalten, um die beabsichtigte Wirkung zu erzielen. Denn es setzt die Verantwortlichkeit voraus, dasjenige verantworten zu sollen und zu wollen, was auf Grund der zugestandenen Machtbefugniß ausgeführt beziehentlich geschehen gelassen wurde. Dies entspricht dem Wesen einer constitutionellen Verfassung, welche die Mitwirkung der berufenen Vertreter der Staatsbürger zum rechtsverbindlichen Zustandekommen von Gesetzen und zur Ausführung von Beschlüssen voraussetzt, die das Gemeinwohl in Mitleidenschaft ziehen.

Die Frankfurter Verfassung von 1849 kannte einen Staatsgerichtshof, Reichsgericht genannt, zu dessen Zuständigkeit in Sonderheit auch gehören sollten Streitigkeiten zwischen der Regierung eines Einzelstaates und dessen Volksvertretung über die Gültigkeit und Auslegung der Landesverfassung, ferner Klagen der Angehörigen eines Einzelstaates gegen die Regierung wegen Verletzung der Landesverfassung, sowie solche deutscher Staatsbürger wegen Verletzung der durch die Reichsverfassung ihnen gewährten Rechte, endlich Beschwerden wegen verweigerter oder gehemmter Rechtspflege. Bei der Berathung der Norddeutschen Bundesverfassung wurde im Reichstage am 9. April 1867 zunächst durch Peter Reichensperger die Forderung nach Einsetzung eines Bundesgerichtes erhoben, sodann von Professor Zachariä ein vollständiger Antrag formulirt, nach welchem ein ständiges Bundesgericht eingeführt, zu dessen Zuständigkeit unter Anderen auch Verfassungsstreitigkeiten in Bundesstaaten gehören sollten. Dieser Antrag wurde von dem Bundescommissar von Savigny, welcher sich gegen das Bundesgericht aussprach, dessen Einrichtung auch schon im Schooße der Regierungen angeregt, aber aus mannigfachen Gründen von diesen nicht für zweckmäßig erachtet worden wäre, sowie von Dr. Braun (Wiesbaden) bekämpft und schließlich abgelehnt.

Weder dem Reichsgerichte noch dem Bundesgerichte sollte die Aufgabe zufallen, den verantwortlichen Leiter der Reichsregierung zur Verantwortung zu ziehen. Voraussichtlich hierzu durch die chinesischen Wirren und durch die zwischen einem maßgebenden Beamten in der Reichsverwaltung mit dem Generalsecretär des Bundes der Industriellen getroffenen Vereinbarungen bezüglich der Vorlage zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses veranlaßt, wurde seitens der socialdemokratischen Fraction am 22. November 1900 als Initiativantrag ein Gesetzentwurf betreffend die Abänderung der Verfassung des Deutschen Reiches eingebracht, welcher auf Errichten eines Reichsstaatsgerichtshofes abzielt, dessen Aufgabe vornehmlich darin bestehen soll, den verantwortlichen Reichskanzler zur Verantwortung zu ziehen. Zu diesem Zwecke sind in Artikel 17 der Verfassung die Worte „welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt" zu streichen. An deren Stelle werden die Artikel 17a bis 17i eingefügt. Darnach ist der Reichskanzler für seine Amtsführung dem Reichstage verantwortlich. Diese Verantwortlichkeit erstreckt sich auf alle politischen Handlungen und Unterlassungen des Kaisers. Wenn der Reichstag den Reichskanzler für schuldig hält, durch eine von ihm zu verantwortende Handlung oder Unterlassung vorsätzlich oder grob fahrlässig seine Amtspflichten verletzt, namentlich verfassungswidrig gehandelt oder sonst das Wohl des Reiches geschädigt zu haben, so kann der Reichstag gegen den Reichskanzler Anklage erheben. Mit derselben kann er die Anklage wegen solcher Handlungen desselben verbinden, welche unter das allgemeine Strafgesetz fallen, soweit sie mit dessen öffentlichen Obliegenheiten zusammenfallen. Die Verhandlung und Entscheidung über die vom Reichstage gegen den Reichskanzler erhobene Anklage steht dem Staatsgerichtshofe für das Deutsche Reich zu. Der Reichstag ernennt zu Beginn jeder Legislaturperiode die 24 Mitglieder des Staatsgerichtshofes. Von der Berufung sind ausgeschlossen die in den §§ 32, 33, 34 No. 1 bis 6 und 9 des Gér. Verf. Ges. bezeichneten Personen, ferner Mitglieder des Bundesraths und des Reichstages. Der angeklagte Reichskanzler hat das Recht, bis zu 12 Mitglieder des Staatsgerichtshofes ohne Angabe von Gründen abzulehnen. Macht er von diesem Rechte nicht im vollen Umfange Gebrauch, so ist durch Auslosung die Zahl der Mitglieder auf 12 zu bringen. Diese bilden den Gerichtshof und wählen den Vorsitzenden aus ihrer Mitte. Auf das Verfahren vor dem Staatsgerichtshofe sollen die Bestim-

mungen des Gerichtsverfassungsgesetzes mit Ausnahme von § 24 und der Strafproceßordnung sinngemäße Anwendung finden, auch der Reichstag vor Erhebung der Anklage eine Voruntersuchung anordnen und die Untersuchungsrichter, sowie die Vertreter der Anklage vor dem Staatsgerichtshofe ernennen können. Der Beschluß des Reichstages, den Reichskanzler in Anklage zu versetzen, gilt als Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens. Von der Beschlußfassung des Reichstages über die Erhebung der Anklage bis zur Beendigung des Verfahrens soll der angeklagte Reichskanzler vom Amte suspendirt sein. Im Falle der Verurtheilung ist stets der Reichskanzler seines Amtes verlustig zu erklären. Außerdem kann nach Beschaffenheit der Umstände auf zeitliche oder dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung eines öffentlichen Amtes erkannt werden. Fällt dem angeklagten Reichskanzler auch eine im allgemeinen Strafgesetze vorgesehene Handlung zur Last, so hat der Staatsgerichtshof außerdem die Bestimmungen dieses Gesetzes gegen ihn anzuwenden. Das Recht der Begnadigung oder Strafmilderung zu Gunsten des Verurtheilten darf nur auf Antrag des Reichstages ausgeübt werden. Endlich soll der Reichskanzler vor den ordentlichen Gerichten auch auf Ersatz des Schadens belangt werden dürfen, den er durch Anweisung einer vom Reichstage nicht genehmigten Ausgabe oder durch eine mit den Beschlüssen des Reichstages nicht übereinstimmende Verwendung einer genehmigten Ausgabe dem Reiche oder durch eine vom Staatsgerichtshofe für strafbar erkannte Handlung dem Reiche oder Privaten zugefügt hat, und hierbei die Entscheidung des Staatsgerichtshofes über die Pflichtwidrigkeit der Handlung für die ordentlichen Gerichte bindend sein.

Wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß der hier in Aussicht genommene Reichsstaatsgerichtshof in den ihm übertragenen Aufgaben eine nothwendige Folge des in Artikel 17 der Verfassung gewährleisteten Grundrechtes der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers sein würde, so ist doch kaum zu erwarten, daß er gesetzliche Anerkennung finden werde, selbst wenn der Reichstag ihn in der vorliegenden oder einer durch die Berathungen in der Commission und im Hause selbst veränderten Fassung annehmen sollte. Allein dem ungeachtet wird der Antrag die Wirkung nicht verfehlen, daß die gegentheiligen Ansichten ausgetauscht, die Gründe für und wider in das Feld geführt, die Urtheile geklärt und Beschlüsse gefaßt werden, welche geeignet sind, die Stellung der in dem Reichstage vertretenen Reichsstaatsbürger und der Reichsregierung in das richtige Licht zu setzen. Er verdient also weitere Beachtung, weil mittels seiner die Grundlagen geschaffen und befestigt werden, auf welchen ein Gerichtshof aufgebaut werden kann, dem die Aufgaben zufallen, welche die Frankfurter Verfassung, sowie der Reichstag des Norddeutschen Bundes in Aussicht genommen hatten und der gleichzeitig dem Grundsatze der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers Rechnung tragend bewirkt, daß Art. 17 der Verfassungsurkunde nicht ein bloßer Buchstabe bleibt, vielmehr Geist und Leben erhält.

Neue kriegschirurgische und kriegsstatistische Erfahrungen.

Von Stabsarzt Gerhart Metzer.

Die Kriegsstatistik ist, wenn mit Besonnenheit angewandt und auf untrüglichen Schätzungen beruhend, eine schöne Wissenschaft, nur Schade eben, daß die von den Combattanten gelieferten Verlustziffern rc. meist wenig zuverlässig sind. Immerhin gestatten sie approximative Schätzungen und Schlüsse. Daß die Ueberlegenheit an Zahl nicht immer das entscheidende Motiv des Sieges ist, lehren Roßbach, Dresden (Napoleon I.), Aspern, Custozza (1848, 1866), Novara, Trautenau, Belfort und auch die Waffenerfolge der Buren in Transvaal. Und wie im Krimkriege und 1870/71 die Verluste durch Krankheiten die Opfer im Felde weit überwogen, so auch diesmal wieder im südafrikanischen Kriege. Nur der Umstand, daß ein colossaler Procentsatz von Kitchener's Truppen im Lazareth liegt, erklärt den erstaunlichen Erfolg von Dewet's Kleinkrieg. Daß nicht jede Kugel trifft, damit tröstet uns ja schon das fridericianische Soldatenlied. In den Feldzügen bis 1859 entfiel erst auf 140 Schüsse ein Treffer; 1864 und 1866 traf erst jeder 70. preußische Schuß, bei Mars-la-Tour erst jeder 452. Schuß. Die Buren schossen ohne Zweifel besser und, zumal im Beginn ihres Krieges, viel besser als die Engländer, die erst jetzt etwas „eingeschossen" sind und auch den Feinden die Kunst der Deckung abgelernt haben. Der großen Besorgniß, der z. B. der bekannte russische Staatsrath Bloch das Wort geredet hat, daß die Kriege in Folge der Verbesserung der Schußwaffen immer blutiger werde, daß also der Krieg unmöglich und am Kriege zu Grunde gehen werde, haben die bisherigen Erfahrungen in Transvaal keine neue Nahrung gegeben. Im Burenkriege läßt sich constatiren, daß das rauchlose Pulver, die kleincalibrigen Gewehre, die „verbesserten" Projectile u. s. w. den Krieg nicht mörderischer gemacht haben. Auch ein englischer Fachmann, F. N. Maude, ist nach der „Contemporary Review" zu dem Schlusse gelangt, daß die Zahl der Opfer, der Getödteten und Verwundeten, in jedem Kriege sich vermindert. Von dem Siebenjährigen Kriege ab bis auf unsere Zeit hat Oberst Maude die Verluste an Menschenleben in Procenten und per Stunde des Kampfes zusammengestellt. Wir geben seine sehr lehrreiche Tabelle hier wieder:

Name der Schlacht	Kampfdauer in Stunden	Verluste vom Hundert pro Stunde			
Roßbach	1 ½	Franzosen	10,6	Preußen	1,6
Leuthen	4	Oesterreicher	7	„	4,8
Zorndorf	7	Russen	6,1	„	5,5
Hochkirch	3	Oesterreicher	5	„	8
Torgau	5	„	5,8	„	6,4
Jemappes	7	„	1	Franzosen	0,3
Neerwinden	8	„	0,8	„	1,1
Fleurus	15	„	0,3	„	0,5
Austerlitz	4	„	3,2	„	2,6
Jena	6	Preußen	3,3	„	2,2
Eylau	10	Russen	2,7	„	2,1
Borodino	15	„	2,2	„	1,8
Waterloo	8	Alliirte	2	„	4
Königgrätz	11	Oesterreicher	1	Preußen	0,3
Wörth	8	Franzosen	2	Deutsche	1,5
Vionville	10	„	0,9	„	2,2
Gravelotte	9	„	0,6	„	1,1
Sedan	12	„	1,6	„	0,5
Beaune-la-Rolande	8	„	0,6	„	0,25
Orleans	20	„	0,16	„	0,9
Belfort	36	„	0,1	„	0,16
Plewna	4	Türken	4,5	Russen	7
„ 2. Schlacht	10	„	1,9	„	2,2
„ 3. „	60	„	2	„	3

Nach dieser ziffermäßigen Berechnung werden also in jedem Kriege die Verluste an Menschenleben relativ geringer, und das bestätigt auch der Burenkrieg, trotz der beiderseits „raffinirt guten" Bewaffnung.

Der gegenwärtig als Chefarzt in Tsingtau weilende Professor der Chirurgie an der Tübinger Universität, Dr. Hermann Küttner, hat über seine kriegschirurgischen Erfahrungen aus dem Burenkrieg sowohl wie über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Thätigkeit in Südafrika unter dem deutschen Rothen Kreuz zwei interessante Schriften erscheinen lassen. Er stand während der schweren Gefechte von Jacobsdal und Paardeberg mit im Feuer, und als unparteiischer

Beobachter über die verwendeten Projectile sagt er, daß nach den von ihm gesammelten Erfahrungen auf beiden Seiten die Vollmantelgeschosse die Regel bildeten, indeß allermodernste Geschosse mit durchbrochenem Mantel nur ausnahmsweise, benutzt worden sind. Die Buren verwandten ebenfalls, wenn auch nur recht selten, „expanding bullets“, und zwar verschossen sie in der Hauptsache die den Engländern abgenommene Munition aus ebenfalls erbeuteten Gewehren. Ausnahmsweise benutzten sie auch Mausergeschosse, deren Spitze sie abfeilten oder kreuzweise einsägten oder ganz abtrugen. „Wer,“ so fragt Dr. Küttner, „sollte es ihnen verübeln? Böses Beispiel verdirbt gute Sitte. Von den Burenregierungen wurde, das weiß ich, da ich die Munitionsvorräthe gesehen habe, ganz bestimmt, kein in diese Kategorie gehöriges Geschoß ausgegeben.“

Entsprechend der spärlichen Verwendung dieser Projectile kamen auch nur höchst selten Verletzungen durch sie zur Beobachtung. Die Wunden, die Dr. Küttner auf englischer wie auf burischer Seite als durch Dum-Dum-Geschosse hervorgerufen gezeigt worden sind, waren einfach auf Nachschüsse und Aufschläger zu beziehen. Unter den verwendeten Artillerie-Waffen hält Küttner ein in der Burenarmee eingeführtes Nordenfeld-Maximgeschütz, das kleine Granaten von 3,7 cm Kaliber wirft und das besonders in der Schlacht am Spionkop furchtbare Verwüstungen unter den Engländern anrichtete, für eine der wirksamsten Artillerie-Waffen.

Ueber das Verhalten der Verwundeten gleich nach der Verwundung macht Küttner folgende Mittheilungen: „Man sieht mitunter Verwundete mit sehr schweren Verletzungen allein zur Ambulanz gehen oder reiten; ein Bur mit einer Diaphysenfractur des Oberarms, einem Lungen- und Nierenschuß ging einige hundert Meter zu seinem Pferd und ritt noch 1 Kilometer zum Verbandsplatz; Leute mit Lungenschüssen kommen hustend und Blut auswerfend daher, ein Bur mit einer weitspritzenden Blutung aus der durchschossenen Brachialis ritt noch 4 Stunden lang; Aehnliches beobachtet man bei Gesichts- und Bauchschüssen. Schädelschüsse machen meist bewußtlos, doch irrte auf dem Schlachtfelde von Magersfontein stundenlang ein Engländer umher, bei dem man, als er näher kam, den Gehirnbrei aus einem Mauser-Ausschuß an der Stirn hervorquellen sah. Wie ein Mann mit einer schweren Splitterfractur des Oberschenkels noch auf's Pferd kommen und bis zum Verbandsplatz reiten kann, ist eigentlich unverständlich, und doch haben wir diesen Fall bei einem Buren erlebt. Auf der anderen Seite stürzen Leute mit unbedeutenden Weichtheilschüssen mitunter momentan zusammen und bleiben liegen; die individuelle Nervenstärke spielt hier wohl die ausschlaggebende Rolle. Für das Liegenbleiben kommt außerdem die Gefechtssituation in Betracht. Bei dem ersten Sturm auf Jakobsdal kamen fast alle verwundeten Buren, unter ihnen auch einige Schwerverwundete, allein oder geführt aus dem Gefecht in unser Hospital; sie konnten, ohne sich stark zu exponiren, aus der Gefechtslinie zurückgehen. Unter den Engländern fanden wir dagegen auch eine größere Anzahl Leichtverwundeter auf dem Schlachtfelde; sie wären, wenn sie den Versuch gemacht hätten, sich zurückzuziehen, von den sicher treffenden Buren unfehlbar niedergestreckt worden. Im Uebrigen ist das „lebende Aussehen“ der Todten sehr aufgefallen.“

Unter den Todesfällen bilden die Schädelschüsse den größten Procentsatz. Ihre Häufigkeit hängt, nach Küttner, von der Gefechtslage ab: liegen die Kämpfenden sich längere Zeit in Deckungen gegenüber, so bietet der Schädel das beste und vielfach das einzige Ziel. Kamen die Engländer wie z. B. bei Magersfontein, in große Nähe von Buren-Verschanzungen, so waren die Schädelschüsse sehr häufig, da der sicher treffende Bur den störenden Feind mit Vorliebe durch einen Kopfschuß unschädlich macht. „Ist der Schädel aus großer Nähe getroffen, so findet man bei den Todten die ausgedehntesten Zertrümmerungen. Oft sieht man nur ein kleines harmloses Loch an der Stirn, hebt man aber den Helm des Todten ab, so findet man ihn angefüllt mit einem wüsten Brei blutiger, zertrümmerter, mit Knochenstücken untermischter Gehirnmasse. Oder man glaubt, wenn man den Kopf anfaßt, einen Sack mit Knochenstücken in den Händen zu halten. Uebrigens kommen auch bei Schädelschüssen durch Kleincaliber-Projectile unerwartet viele Verwundete lebend in die Lazarethe, trotzdem bleibt das klinische Bild des Schädelschusses auch in diesen Fällen ein sehr schweres. Eine vollständige Wiederherstellung gehört jedenfalls zu den Seltenheiten.“

Bezüglich der Wirbelsäulenschüsse constatirt Dr. Küttner, keine Verwundung repräsentire mehr Elend und Jammer als diese; der operativen Behandlung derselben ist man mit nur sehr geringem Erfolge nähergetreten. Von den Brustschüssen stellen die Verletzungen des Herzens nächst den Schädelschüssen die größte Zahl der Todesfälle auf dem Schlachtfeld, dagegen gehören Lungenschüsse zu den günstigsten Verletzungen, welche durch Mantelgeschosse hervorgerufen werden. Jedesmal, wenn Waffen geringeren Kalibers eingeführt worden sind, ist diese Besserung in der Prognose der Lungenwunden aufgefallen. Im Moment der Verletzung fallen viele Verwundete mit Lungenschüssen nicht. Unter Dr. Küttner's Patienten sind einige gewesen, die noch 1 bis 2 km gehen oder reiten konnten. Oft wurde auch von Verwundeten mit 1 oder 2 Lungenschüssen noch weiter gefeuert. „Die Prognose der Lungenschüsse ist im Allgemeinen eine sehr günstige, und die weitaus größte Mehrzahl der Verwundeten wird geheilt. Trotzdem darf große Vorsicht nicht außer Acht gelassen werden; denn es können nach anfänglichem günstigem Verlauf sehr schwere Nachblutungen in die Pleurahöhle vorkommen, die den Tod in kurzer Zeit herbeiführen können.“ Ein junger Bur, den sein Vater 20 Tage nach der Verwundung abholte, wurde nach ³/₄stündiger Fahrt auf steinigem Wege plötzlich blaß, die betreffende Brusthälfte schwoll nach der Erzählung des Vaters deutlich auf und in einer Stunde trat der Tod ein.

Die größten Ueberraschungen haben in diesem Kriege die Bauchschüsse gebracht. Viele von ihnen heilten bei conservativer Behandlung, also ohne operativen Eingriff. Auf Grund seiner Erfahrungen spricht Professor Küttner sich überhaupt gegen die Laparotomie im Felde aus, sofern nicht ganz günstige Lazareth-Verhältnisse vorliegen und der Patient nicht innerhalb der ersten 7 Stunden nach leichtem Transport in Behandlung gelangt. Die beweglichen Feldlazarethe erscheinen ihm hierzu nicht als der geeignete Platz. In Südafrika haben englische Chirurgen im Feldlazareth den Bauchschnitt ausgeführt, aber ihre Erfahrungen sind für Operateur wie für die Operirten gleich unerfreulich gewesen, weil der berüchtigte, durch alle Fugen dringende Sandsturm den Sand in die Bauchhöhle getrieben habe; dazu komme der Mangel eines brauchbaren Wassers u. s. w.

Bezüglich der Verwendung des Röntgen-Apparates im Felde gelangt Professor Küttner zu dem Schlusse: Es geht im modernen Krieg auch ohne Röntgenstrahlen, entbehren möchte man sie jedoch wenigstens im Reserve- und Festungs-Lazareth nur sehr ungern. Auch bleibt er bei der Auffassung, daß wir in den Röntgenstrahlen ein Hülfsmittel besitzen, welches für gewisse Fälle im Kriege so werthvolle Dienste zu leisten vermag, daß die Verwundeten ein unbedingtes Recht auf seine Verwendung haben. Auch dieser wissenschaftliche Fortschritt wird also dazu beitragen, die Opfer des Krieges in Zukunft zu vermindern.

Vom ersten und letzten Congreß der Weltreligionen.

Von Hugo Semmler.

Der erste Congreß der Weltreligionen, der bei Gelegenheit der Weltausstellung im September 1893 in Chicago abgehalten wurde, scheint auch der letzte bleiben zu wollen. Auch die congreßreiche Pariser Weltausstellung hatte keinen Platz für die Religionen. Und doch war der erste Versuch so glänzend ausgefallen und von den besten Denkern und Dichtern so freudig begrüßt worden. Vor Allen von unserem nun auch heimgegangenen Indologen und Religionsforscher Max Müller, der von dem stattgehabten Congreß erst Ende 1894 verspäteten literarischen Bericht erhalten hatte und ihm sonst, wie er bezeugte, gar gerne beigewohnt hätte. Er nannte ihn der Redaction eines Wiener Blattes als das Ereigniß, welches ihm für das wichtigste des ablaufenden 19. Jahrhunderts galt, und diese hielt es für nothwendig, in einer Fußnote ihre Leser zu erinnern, um was es sich eigentlich in Chicago gehandelt habe. Müller war zur Theilnahme aufgefordert worden, hatte aber, in der Meinung, es sei auf eine bloße Schaustellung abgesehen, die Reise nicht unternommen. Jetzt beklagte er es. Zum ersten Mal in der Geschichte der Welt begegneten sich in Chicago Anhänger der drei arischen Religionen, der vedischen, der avestischen, der buddhistischen: der drei semitischen Religionen, der jüdischen, der christlichen, der mohammedanischen; der zwei chinesischen Religionen des Confucius und Laotse. Sehr mit Unrecht, dünkte es Max Müller, verglich man diese Versammlung mit dem buddhistischen Concil zu Pataliputra, 242 n. Chr., mit Nicäa, mit Kaiser Akbar's Religionsversammlung zu Delhi, zur Zeit, da in Europa das Concil von Trient tagte. Zu Pataliputra fanden sich ausschließlich Buddhisten ein, wie nur Christen zu Nicäa. In Delhi ging Akbar's Wunsch, sich mit den Hauptreligionen der Welt bekannt zu machen, nur in beschränkter Weise in Erfüllung; die heiligen Bücher des Veda, der Einblick in die des Buddhismus blieben ihm versagt. Wollte er, der Mohammedaner, sich mit christlichen Missionaren oder mit Brahmanen unterhalten, so mußten Diese des Nachts an einem Strick auf den Balcon seines Palastes heraufgezogen werden. Des Kaisers Ueberzeugung, „daß alle Religionen der Welt einen und denselben Grund haben“, blieb ein frommer Traum.

Anders in Chicago. Dort versammelten sich Buddhisten und Shintoisten aus Japan, Schüler des Confucius, Fo und Laotse aus China, Parsis aus Bombay, Brahminen aus Calcutta und Benares, buddhistische Reformatoren aus Ceylon, andere Buddhisten aus Siam, Rabbiner, Gesandte des Islam, Christen aller Denominationen, christliche Bischöfe und römische Cardinäle. F. Max Müller's „stumme Zeugen“, fünfzig Bände der nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten von befähigten und gelehrten Freiwilligen aller Länder hergestellten „Sacred Books of the East“, lagen bereit. Sie ermöglichten den Einblick in die Thatsache, „daß Gott sich selbst nicht hat unbezeugt gelassen, im fernen China wie in Palästina, in Indien wie in Persien und Arabien.“ Müller unterschätzte die Mängel, die Schwierigkeiten, die Conflicte nicht, die auch in Chicago sich verriethen, aber er ist immer ein Optimist gewesen. Als er vernahm, daß diese friedfertige Versammlung von Mitgliedern aller Religionen knieend das „Vaterunser“ gebetet und an einem Tag von einem jüdischen Rabbiner, an einem anderen Tag von einem buddhistischen Mönch und wieder an einem anderen Tag von einem römisch-katholischen Erzbischof den Segen empfangen hatte, gedachte er der Predigt des Apostels zu Athen: „Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziele gesetzet, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollten, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und zwar ist er nicht ferne von einem Jeglichen unter uns.“

Wie das Sonnenlicht im Spectrum sich in mannigfache Farben bricht und durch eine Sammellinse wieder zu weißem Licht vereinigt werden kann, so hoffte man in Chicago die Religion, die sich in der Welt in unzählige Farben zersplittert hat, wie in einem neuen Brennpunkte, im vollen Glanze himmlischer Wahrheit, sammeln und wieder vereinigen zu können. Schon gegen Ende des Jahres 1890 hatte sich unter dem Präsidium von Charles Boney ein aus Vertretern der verschiedensten religiösen Confessionen zusammengesetztes Comité gebildet, welches die vorbereitenden Schritte zu solch' großartigem Werk unternehmen sollte. — Von diesem General-Comité wurden im Sommer 1891 mehr als 3000 Einladungen in alle Weltrichtungen, an die Hauptführer aller möglichen Religionsparteien verschickt. Die große Mehrzahl der Antworten lautete zustimmend, zum Theil lebhaft zustimmend. Auch die katholischen Erzbischöfe Amerikas hatten im November 1892 bereits eine Zusammenkunft in New-York geplant, um über ihre Betheiligung oder Nichtbetheiligung gemeinsamen Beschluß zu fassen. Sie entschieden sich für die Betheiligung und beauftragten den Bischof John J. Keane, den Rector der katholischen Universität Amerikas in Washington, sich mit dem General-Comité wegen Vertretung der katholischen Lehre bei den im Parlamente vorkommenden Fragen in's Einvernehmen zu setzen.

Indessen fehlte es doch auch nicht an dissentirenden Antworten von anderen Seiten. Die Presbyterialkirche der Vereinigten Staaten mißbilligte Anfangs, auf ihrer Versammlung in Portland im Jahre 1892, die beabsichtigte allgemeine religiöse Versammlung bei Gelegenheit der Columbusfeier in Chicago entschieden, doch änderte sich die Stimmung im weiteren Verlauf und verwandelte sich in einen späteren allgemeinen Beifall. Besonders auffallend war die scharfe Opposition des Sultans der Türkei, eine Opposition, durch welche die zur Türkei gehörigen Griechischen und Armenischen Kirchen in große Verlegenheit geriethen. — Schmerzlich scheint aber die Ablehnung des Anglicanischen Erzbischofs von Canterbury empfunden worden zu sein. Der Absagebrief, welcher von großem Einfluß war auf die Glieder der Anglicanischen Kirche in England, lautete in der Hauptsache wie folgt: „Meine Bedenken gegen die beabsichtigte Conferenz beruhen auf der Thatsache, daß die christliche Religion die einzige Religion ist. Ich kann nicht verstehen, wie diese eine und einzige Religion in völlige Parität mit den übrigen Gliedern des Parlaments gestellt werden darf. Das allgemeine Programm betrachtet ferner die Kirche von Rom als die katholische Kirche, und betrachtet die protestantische Episkopalkirche von Amerika als außer ihr liegend. Ich nehme an, die Kirche von England würde ebenso classificirt werden; solche Stellung ist aber unannehmbar.“

Die Bischöfe der Anglicanischen Kirche in den Vereinigten Staaten Amerikas erklärten sich mit Entschiedenheit für den beabsichtigten Congreß. Eine große Anzahl von Bischöfen war unter Ausdrücken lebhafter Zustimmung bereit, die ihnen angetragene Mitgliedschaft im Berathungs-Comité anzunehmen. Mit den stärksten Worten der Entrüstung äußerte sich dagegen Rev. E. J. Eitel in Hongkong. Er schrieb: „Ich warne davor, die Souveränetät unseres Herrn durch Agitation zu Gunsten eines nicht durch sein Wort geheiligten Parlamentes zu verleugnen. Ich bitte Euch — nachdem Ihr selbst auf Irrwege gerathen seid — nicht auch Andere mit in die Irre zu führen und nicht Eurer Seelen Heil auf's Spiel zu setzen im Wettbewerb um grad oder ungrad, und im Liebäugeln mit falschen Religionen. Ich zweifle nicht an Euren besten Absichten, Ihr seid aber — wenn auch unwissentlich — im Begriff, Christus zu verrathen.“ Dieser in ihrer Art einzig dastehenden Ablehnung stellte sich eine große Menge lebhaft zustimmender Antworten anderer Missionäre gegenüber, die wir aber, da sie sämmtlich mit

verschiedenen Worten dasselbe bezeugen, im Einzelnen nicht weiter ausdrücklich hervorheben wollen.

Diese Vorgeschichte des Congresses ist lehrreich genug, aber vermochte den Erfolg nicht zu gefährden. Die Aussichten wurden indessen in den ersten Sommermonaten des Ausstellungsjahres auf's Neue getrübt durch die langumstrittene Frage, ob oder ob nicht, die Ausstellung Sonntags geschlossen bleiben solle. Die endliche Entscheidung gegen die sonntägliche Schließung bestimmte die Baptisten, dem Congreß fern zu bleiben; ebenso auch, wiewohl aus anderen Gründen, zogen die Anglicanischen Kirchen sich zurück. Den meisten Departements des Welt-Congresses wurde während der Ausstellungs-Dauer eine Woche, den wichtigsten unter diesen nicht mehr als zwei Wochen zugewiesen. Anfänglich hielt man eine oder zwei Wochen schon ausreichend für den allgemeinen Religions-Congreß; der Andrang war aber so groß, daß, nach mehrfach neu aufgenommenen Verhandlungen, die Zeit vom 4. September bis 15. October dafür bestimmt wurde. In dem Programm des Religions-Parlamentes waren direct vertreten: England, Schottland, Schweden, Schweiz, Frankreich, Deutschland, Rußland, Türkei, Griechenland, Egypten, Syrien, Indien, Japan, China, Ceylon, Neu-Seeland, Brasilien, Canada und Amerika; indirect außerdem aber noch mehrere andere Länder. Das Programm enthielt die Angabe von 12 deutlich von einander verschiedenen Religions-Systemen, nämlich: Theismus, Judaismus, Mohamedanismus, Hinduismus, Buddhismus, Taoismus, Confucianismus, Shintoismus, Zoroastrianismus, Katholicismus, Griechische Kirche und Protestantismus in seinen verschiedenen Formen, und erstreckte sich auch noch auf Natur und Einfluß anderer Religions-Systeme.

Ueber den Verlauf des Congresses haben uns seine Geschichtschreiber*) genügend in Kenntniß gesetzt. Wir erwähnen hier nach diesen beglaubigten Quellen nur einige wichtigere Episoden. Die Würde und Einigkeit der Versammlung wurde niemals gestört. Nur ein Vortrag des Renegaten Muhamed A. R. Webb „über den Geist des Islam" wurde — was während der ganzen Dauer der Verhandlungen nie wieder geschehen ist — durch laute Mißfallensbezeugungen wiederholt unterbrochen, so daß derselbe geneigt schien, seinen Vortrag abzubrechen. Es wird aber ausdrücklich bemerkt, daß es sich nicht um doctrinäre Lehrsätze, sondern um Ausdrücke handelte, die als Angriffe auf die Fundamental-Principien der socialen Moral aufgefaßt wurden. Als aber der Redner im weiteren Verlauf seiner Rede sich mäßigte, fand er wieder aufmerksames Gehör und schließlich sogar Beifall. Sonst fehlte es in den Vorträgen, die alle das Lob ihres Glaubens anstimmten, nicht an scharfen Ausfällen. So machte der Vertreter des Hinduglaubens, Vivekananda, einen ziemlich scharfen Angriff auf diejenigen Christen, die mit besonderem Eifer darauf bedacht seien, die Seelen der Heiden durch ihre Missionäre zu retten, die aber in Zeiten von Hungersnoth nichts thun, um die Leiber am Leben zu erhalten, wenn in Indien Tausende durch Hunger zu Grunde gehen. Auch ergriff ein Brahmane aus Madras, Namens Nara Sima Satsumchyra, das Wort, um die nach Indien eingeführte Europäische Civilisation zu verwünschen, die, mit der Bibel in einer und mit der Flasche Rum in der anderen Hand, die Inder in eine heruntergekommene Nation von Trunkenbolden und Taugenichtsen verwandelt habe. Noch ein anderer Indier, Virchand Gandhi von Bombay, stellte sich den Vorwürfen entgegen, die gegen die Indische Religion geschleudert worden waren. Es sei gut — so sagte er — daß diese Vorwürfe nicht die Religion, sondern die Mißbräuche in der Gesellschaft treffen. Gewisse Leute reisten nach Indien, um dort Massen-Conversionen zu veranstalten, und erzählten, in übler Laune, wenn sie unverrichteter Dinge nach Hause zurückgekehrt sind, nur Schlechtes und Unwahres von den Indern. Es gebe in Süd-Indien in der That einige wenige Hindu-Tempel, in denen bei gewissen Gelegenheiten Sängerinnen verwendet werden. „Einige derselben sind von zweifelhaftem Charakter; das weiß die Hindu-Gesellschaft sehr wohl; sie ist bemüht, das Uebel zu beseitigen. Diese Sängerinnen dürfen aber das Hauptgebäude des Tempels nicht betreten, und vom Himalaya bis zum Cap Comorin giebt es nicht einen einzigen weiblichen Priester! Der Griechische Historiker weiß Besseres von der Hindu-Gesellschaft zu berichten; er sagt: „von einem Hindu hat man noch nie eine Unwahrheit gehört" und „von einem Hindu-Weib hat man noch nie gehört, daß sie unkeusch sei". Dasselbe könnte man auch heute wohl noch sagen.

Auch ein Chinese trat auf, um die Congreßtheilnehmer über das Wesen des Confucianismus aufzuklären. Doch auch Yung Kwang Yu, der erste Secretär bei der chinesischen Gesandtschaft in Washington, bemerkte mit seinem Tadel: „Wer in ein fremdes Land geht, um Andere zu belehren, der betrachtet — diesen Anderen gegenüber — sich selbst offenbar als ein höherstehendes Wesen. Wer als moralischer Propagandist auftritt, der kann dem Verdacht nicht entgehen, daß er das fremde Volk für unmoralisch hält und es bessern will. Confucius sagt aber: „Was Du nicht willst, daß Andere Dir thun, das thue Du Anderen auch nicht" und verwirft hiermit alle Proselyten-Macherei. Dagegen sind die Chinesen für jede Belehrung dankbar und empfänglich; es ist sogar ihre Pflicht, alles Gute, wovon sie Kenntniß erlangen, sich gegenseitig mitzutheilen." Dem Chinesen secundirte der Japaner Kinza Ringe Hirai, indem er die wahre Stellung Japans zum Christenthum beleuchtete: „Die Japaner sind im Allgemeinen für Belehrung leicht zugänglich; sie würden sich dem Christenthum mit Freuden anschließen, wenn sie nicht, durch eigene geschichtliche Erfahrungen belehrt, dasselbe als ein Mittel kennen gelernt hätten, mit dessen Hülfe ihre Selbständigkeit und ihre Rechte bedroht werden." Hirai bekennt es offen: er selbst sei der Erste gewesen, der in Japan öffentlich gegen das Christenthum aufgetreten ist; — nein, nicht gegen das echte Christenthum, nur gegen das falsche Christenthum — gegen das Unrecht, welches den Japanern von Anhängern des Christenthums zugefügt worden ist. „Wir fragen nicht viel nach dem Namen der Religion, wohl aber danach, ob Lehre und Leben in Uebereinstimmung mit einander sind. Die Japaner werden ihr Vorurtheil gegen das Christenthum nicht niederlegen, solange sie noch, wie bisher, die Meinung beibehalten, daß nach westlicher Moralität Eines gepredigt, ein Anderes aber im Leben geübt wird."

Es fehlten aber auch nicht die erhebenden Momente. Es mag wohl einen außerordentlichen und überwältigenden Eindruck hervorgerufen haben, als der alte würdige Griechische Erzbischof von Zante, Dionysios Latas, den Römischen Bischof Keane mit einem apostolischen Kuß auf die Wangen und mit Worten brüderlicher Liebe öffentlich begrüßte. Nach mehr als tausendjähriger unheilvoller und unheilbarer Spaltung war die Wiedervereinigung durch diese friedliche und brüderliche Begrüßung zweier hervorragender Würdenträger der beiden katholisch sich nennenden, aber in unversöhnlichem Zwiespalt mit einander lebenden Kirchen — wenigstens symbolisch hergestellt. Doch ist es natürlich, daß die „alleinseligmachende" Kirche ihren Standpunkt wahrte. Nicht ohne Anfechtungen allerdings. So führte ein Redner aus, daß die Katholische Kirche seit dem Beginn der Neger-Sclaverei im XV. und XVI. Jahrhundert ihren Einfluß aufgewendet habe zur Bekämpfung des Sclavenhandels. Wo überhaupt die Katholische Kirche Einfluß habe, da sei von einer Negerfrage keine Rede. In dem katholischen Süd-Amerika z. B.

*) John Henry Barrows: The worlds Parliament of religions. L. P. Mercer: Review of the worlds religions congresses, — beide Werke Chicago 1893. Prof. Wilh. v. Zehender: Die Weltreligionen auf dem Columbia-Congreß. Gotha, F. A. Perthes.

gebe es kein Neger-Problem. Die Vereinigten Staaten hätten dagegen durch einen „Ocean von Blut“ waten müssen, um die Neger zu emancipiren. Solchen Behauptungen gegenüber darf man aber nicht übersehen, daß der Sclavenhandel gerade in den vorwiegend katholischen Südstaaten Nordamerika's geblüht hatte, und daß die Befreiung der Sclaven durch einen „Ocean von Blut“ (angeblich eine halbe Million Leichen) durch die vorwiegend protestantischen Nordstaaten erkauft und verwirklicht worden ist. Nordamerika hat die Sclaven nicht mit Worten, es hat sie durch die That wirklich befreit! Prof. v. Zehender's bezüglicher Protest ist durchaus richtig.

Am letzten Versammlungstage hielt der römisch-katholische Bischof Keane noch einen Vortrag, worin er mit Befriedigung auf die Resultate der siebzehntägigen Verhandlungen zurückblickte. „Wir haben einander gegenseitig in's Auge geschaut und haben erkannt, daß die Möglichkeit, zur Glaubens-Einigung zu gelangen, einzig darin besteht, daß der Geist der Feindseligkeit und des Mißtrauens gänzlich verlassen, und daß, auf der Basis gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Liebe, ein neues Verhältniß angebahnt wird. Wir sind hier durch die praktischen Erfahrungen der verflossenen Tage zu der Ueberzeugung gelangt, daß Wahrheit in jeder Religion enthalten ist. Wie könnte es auch anders sein, da die menschliche Familie von der Einheit ausgegangen ist! Wir haben gesehen, daß die alte Definition des Wortes Religion, sie sei: „die Vereinigung des Menschen mit Gott,“ die einzig richtige Definition ist. Die verschiedenen Religionen sind sämmtlich mehr oder weniger gut geordnete Systeme, die alle darauf gerichtet sind, das große Ziel: die Vereinigung mit Gott zu erstreben. Wir haben Gelegenheit gehabt, uns davon zu überzeugen, daß dieses Streben ganz allgemein, und daß der Mensch wirklich (wie Quatrefages sagt) ein im Kern religiöses Geschöpf ist. Die ganze Menschheit bezeugt es, daß ohne Religion nichts bestehen kann und daß der Fortschritt in der Religion das charakteristische Merkmal jedes Entwicklungs-Fortschrittes der Menschheit ist. Die nächste Frage wäre nun: soll die künftige Religion größere Einigung oder soll sie größere Mannigfaltigkeit erstreben? Die Verhandlungen haben gezeigt, daß es Zeiten gegeben hat, in denen die Solidarität der Kirche zu schwer auf dem Individualismus gelastet hat; in gegenwärtiger Zeit scheint es aber fast, als ob im Gegentheil die extreme Tendenz zum Individualismus vorwiegend sei.“ Noch schöner schloß der gelehrte Hindu Vivekananda: „Wenn es je eine Universal-Religion geben soll, dann muß diese weder an einen bestimmten Ort, noch an eine bestimmte Zeit gebunden sein; sie muß unbegrenzt sein und muß leuchten über Heilige wie über Sünder, über die Nachfolger Krishna's wie über die Nachfolger Christi. Eine Universal-Religion müßte dem niedrigsten Menschen, dessen Intelligenz sich kaum über die des Thieres erhebt, ebenso leuchten wie den auf höchster Höhe der menschlichen Gesellschaft stehenden Geistern, auch wenn sie fast über die menschliche Natur hinauszuragen scheinen. Eine solche Religion würde über alle Verfolgungssucht und über alle Intoleranz hoch erhaben sein, sie würde die Göttlichkeit in jedem Mann, in jeder Frau ehren und anerkennen, sie würde mit aller Kraft die göttliche Natur der Menschheit in die Wirklichkeit zu erheben bestrebt sein.“

Nach den Absichten der Anordner war eine Wiederholung des Congresses 1900 in Paris geplant. Dieser Plan ist vornehmlich durch den abwehrenden Religionseifer der Römischen Katholiken vereitelt worden, besonders soll der Erzbischof von Paris sehr deutlich und entschieden abgewinkt haben. Wer die derzeitige Macht des Clericalismus in Frankreich kennt, wird nicht erstaunt sein, daß die Veranstalter der Congresse dem Druck von oben ohne Weiteres nachgaben und auf eine Fortsetzung des „Parlaments der Weltreligionen“ verzichteten. Besonders Max Müller, der ja den Erfolg des Chicagoer Congresses in seiner leicht entzündlichen Art überschätzte, war davon schmerzlich berührt. Aber selbst ein so begeisterter Congreßtheilnehmer wie der — unseres Wissens amerikanische — Prof. Wilh. v. Zehender ist höchst resignirt der Meinung, daß der Pariser Congreß nicht ohne guten Grund unterblieb. „Die allversöhnende Stimmung, die auf dem Congreß in Amerika 1893 vorherrschte, ist in Europa nahezu unbekannt. Der religiöse Hader, der diesseits des Oceans bei jeder geringsten Veranlassung in hellen Flammen auflodert, weiß und versteht und empfindet von solcher Stimmung absolut nichts! Er brennt unablässig nur vor Begierde, den eigenen Kampfesmuth vor der Welt leuchten zu lassen. Wir hätten — wenn etwas Aehnliches in Europa versucht werden sollte — allen Grund zu befürchten, daß sich Scenen wiederholen, wie wir sie, vor noch nicht längstvergangener Zeit bei Gelegenheit parlamentarischer Verhandlungen, in den katholischen Hauptstädten Europas — in Paris, in Rom und leider auch in dem ehemals zu Deutschland gehörigen Wien — erlebt haben; wir müßten darauf gefaßt sein, daß ein in jetziger Zeit in Paris abgehaltener Religions-Congreß möglicher Weise mit einer regelrechten Prügelei endigen könnte! Darum ist es klüger, an einen erneuerten Versuch, Verständigung und Frieden anzubahnen — gar nicht mehr zu denken!“ So wird denn also der erste Versöhnungscongreß der Weltreligionen wohl auch der letzte bleiben.

Literatur und Kunst.

Giuseppe Verdi.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Die Italiener trauern um einen großen Todten. Giuseppe Verdi ist dahin, gefällt von einem jener Blitze, die so plötzlich niederzucken auf den scheinbar Unsterblichsten. Denn unsterblich schien ja der berühmte Unverwüstliche nachgerade werden zu wollen, und immer unsterblicher, je sichtlicher der Tod ihm an den Leib rückte. Während der letzten Jahre war es sogar einer der Hauptsporte dieses urältesten Altmeisters, Gevatter Hein mit allerlei Finten zu hintergehen. Wie oft ist Verdi todtkrank gesagt worden nach so einem nasführenden Intriguenspiel mit dem Tode! Das letzte Mal erst vor drei Jahren. Aber er wurde rasch wieder gesund gesagt; es war ja noch immer viel zu früh. Ein stattlicher Rest von Leben war noch da, der vielleicht für ein zehntes Decennium reichte. Tizian ist ja auch uralt geworden, neunundneunzig Jahre ein jugendlicher Methusalem, den erst eine ganz zufällige Cholera umbringen konnte. Nun, auch Verdi zeigte ja Anlagen zum künftigen Methusalem. Er wollte sogar eine Oper dieses Namens schreiben, im hundertsten Jahr dieses Lebens, das er und das ihn so zäh liebte. Darum vermochte er sich auch den Tod nur vorzustellen als eine gemilderte Form des Lebens, in das alle Musik des Daseins lieblich gedämpft hineintönt. Aehnlich hat sich auch Rossini den Tod gedichtet mit seiner überquellenden Lebensphantasie. Ihn, das Kind der Sonne und Epikurs, der, ein Riese im Genießen, gewohnt war, noch in den Jahren des athemraubenden Embonpoints von allen süßen Lebensgiften zu nippen, und Verdi, das düstere, dunkelblütige Kind der Erde, verknüpfte derselbe gewaltige Lebensdurst. Wie Rossini hat auch Verdi alle Quellen des Daseins ausgeschöpft bis auf den Grund.

Nun hat ihm der Tod den Durst gelöscht.“ Just in dem Augenblick, da eine sonderbare Opernrichtung sich Bahn

zu brechen sucht, die nicht nur mit Verdi aufräumt, sondern hinter Rossini, Bellini und Donizetti zurückgehend, bei Paisiello und Cimarosa anknüpft. „Prärossinianismus“ hieß das letzte musikalische Schlagwort, welches Verdi zu Ohren kam. Vermuthlich hat er sich darüber noch herzhaft geärgert, ehe seine alte Freundin Atropos den gewissen Faden durchschnitt. Uebrigens ist er nicht gestorben, ohne noch ein hartes Wort zu schmieden über die neuesten Richtungen der italienischen Opernmusik. Schon früher beschuldigte er die jungen dramatischen Componisten kurzweg des Verraths an der großen musikalischen Tradition ihres Vaterlandes. Bald, so schloß er, würde man sich nicht mehr scheuen, das bürgerliche Gesetzbuch in Musik zu setzen, doch hoffe er, noch vor diesem Ereigniß in die ewige Seligkeit einzugehen. An diesem Ausspruch erkennt man den echten Verdi, der so oft von bitterlichen und säuerlichen Wahrheiten überfloß, wenn es seine eigene oder die künstlerische Ehre seines Landes galt. Denn er war nicht nur ein Genie, er war auch ein Charakter. Und ein Held. Nicht eines Romans, sondern der Wirklichkeit. Eine Wahrheit noch wahrer zu machen, war ihm ein ganz besonderes Bedürfniß der Seele. Die Lüge war ihm etwas Wildfremdes, Ungeheuerliches, selbst jene artige, die sich Concession nennt. Den der Lüge innewohnenden Geist und Witz, ihren oft so großartigen Humor begriff er gar nicht. Er war eben der Mann der eisernen Treue und der stählernen Wahrhaftigkeit. Etwas Eisernes und Stählernes klirrte überhaupt immer mit, bei allen Thaten, die er that. Er war ein Recke unter Reckenmaß, der Mann mit dem Kinderherzen und dem riesenstarken Willen, der gleichsam die Muskelkraft der Seele ist. Dieser starke und mitunter auch starre Wille giebt der Gestalt Verdi's ihren so persönlichen Contour. Schon in jugendlichster Jugend, als armer Stipendiat des städtischen Leihhauses von Busseto, geht er mit seinem eigenen Profil durch die Welt. Er hat seine besondere Sittlichkeit und einen durchaus persönlichen Stolz. Wie manche Menschen durch leibliche, so fällt Verdi schon sehr früh durch ethische Vorzüge auf, die ihn umglitzern wie starke malerische Lichter. Dabei war er nie Jemandem ernstlich feind, höchstens der Fama, wenn sie in seinem Namen log. Er war auch stets bereit, etwaige Lügengewebe zu zerreißen. Einmal hat er sogar den alten Basily gerettet und dessen bösen Leumund in einen guten verwandelt. Nach den Angaben von Fetis soll nämlich Basily, damals Director des Mailänder Conservatoriums, dem jungen Verdi die Aufnahme in dasselbe wegen vollständigen Talentmangels und Besitzes einer unmusikalischen Physiognomie, verweigert haben. Verdi aber, obgleich durchaus kein Freund Basily's hat auch der Wahrheit die Ehre gegeben, indem er in einem Brief an Holcheko, den italienischen Uebersetzer der französischen Verdi-Biographie von Arthur Pougin, erklärte, er sei von Basily nicht aufgenommen worden, weil er die statutenmäßige Altersgrenze damals schon längst überschritten hatte.

Verdi's unbeugsamer Stolz war aber auch den Behörden der staatenreichen Halbinsel wohl bekannt. Dieser Mann, der noch dazu ein Gastwirthssohn aus Roncole war, konnte damals nicht ungestraft den Kopf so hoch tragen. Thatsächlich war Verdi bis zur Einigung Italiens unausgesetzt in den Krallen der Censur und auch sonstiger hochmögender Wauwaus. Er, der Unpolitische, der spätere Deputirte und Senator wider Willen, wurde Jahrzehnte lang politisch umspürt und als Pfahl im Fleische und dann im Auge von den Behörden empfunden. Der Papst in Rom mißtraute ihm, als dem Aufwiegler der geduldigen Volksmassen, die Bourbonen in Neapel hätten ihn am liebsten schicklich beseitigt, als seine „Alzira“ im San Carlo aufgeführt werden sollte. Der Herzog von Ventignono, damaliger Theatertyrann von Neapel, hatte sogar Auftrag, den eigensinnigen Verdi in einer Art künstlerischer Haft zu behalten. Verdi spürte aber die Zettelei und riß sich noch rechtzeitig los. In Venetien ging es ihm nicht besser, denn die österreichische Gendarmerie wünschte nichts sehnlicher, als ihn auf irgend einer frischen That zu ertappen. Man hielt ihn nämlich ganz ernstlich für eines der Gefäße, welche die Gährungssäure der allgemeinen Unzufriedenheit enthielten. Und doch schrieb Verdi nichts, als Noten. Schwarze und weiße, die freilich zuweilen wie Sprengpatronen wirkten. Er konnte nichts dafür, aber seine Opern wirkten wie lauter platzende Bomben. Ueberall war massenhafter Zündstoff aufgehäuft, in sämmtlichen Gemüthern glomm es. Eine schwüle Melodie, ein aufreizender Rhythmus und man brannte lichterloh. Und Verdi besaß das specifische Talent der Aufreizung. Er beging fortwährend jenes Verbrechen, das die Juristen scharfsinnig „die Herbeiführung des Zufalls“ nennen. Er führte, ein großer Unbewußter, in der That Zufälle herbei, denen lange politische Ohnmachten folgten. Beziehungslose Textworte wurden durch seine Bearbeitung oft so beziehungsvoll, daß sie der Gegenstand von Demonstrationen wurden. Er wußte gewisse Textpointen musikalisch so zuzuschleifen, daß sie Feuer sprühten in alle patriotisch erregten Gemüther. Die Demonstration war aber das reißende Thier, vor dem alle neunundneunzig Potentaten Italiens zitterten. Und nun kam Verdi und entfesselte Stürme, die sämmtliche Throne ins Wanken brachten. Schon mit dem alttestamentarischen „Nabucco“ begann das heillose Wunder. Aber mit den „Lombardi“ wurde es noch viel schlimmer. Das war eigentlich eine so fromme Oper, daß sie später „Jerusalem“ hieß. Das Thal Josaphat kam darin vor, und Taufen und Bekehrungen, Processionen und Kirchen. Man konnte sich nichts Erbaulicheres denken. Aber just diese Heiligkeit dünkte die Censur sehr unheilig. Das ganze lombardo-venetianische Königreich gerieth in Aufruhr, die Polizei, die Behörden, die Kirche. Der Cardinal Gaisruk von Mailand wetterte höchst eigenhändig den Polizeichef Torresani an, sogar dem guten Kaiser Ferdinand wurde nach Wien berichtet über die „Affaire“. Die „Lombardi“ schwebten in Lebensgefahr. Aber der Polizeichef Torresani war ein Mann von Kopf und ein Italiener. Der künstlerische Nerv seiner Rasse zuckte auch in ihm. Er ließ also Verdi zu sich rufen, aber er verhaftete ihn nicht im Mindesten, sondern bat ihn bloß, an die Stelle des verpönten „Ave Maria“ ... „Salve Maria“ zu setzen. Die „Lombardi alla prima crociata“ gingen an der Scala in Scene, unter dem erschütternden Jubel des Publicums. Das gefiel merkwürdiger Weise dem Papst in Rom. Pius IX. war ein Schlaukopf, er wollte seine damalige Beliebtheit musikalisch decoriren. Er warf selbst den Zündstock in das entzündliche Volksgemüth, denn er wußte, daß die Flamme ihn nicht verbrennen, sondern bloß angenehm wärmen würde. Ende 1847 wurde in Rom „Ernani“ gegeben, im Theater Tordinona. Pius hatte gut geahnt; mit der Freiheitsidee zugleich wurde er verherrlicht; als Apostel der Freiheit, als freier Herrscher eines freien Rom. So faßte man die Situation auf, der Papst freilich dachte anders. Aber er hörte es doch gern, wenn man statt „A Quinto sia gloria e onor“ „A Pio nono sia ...“ sang. Das war beizender Weihrauch, das waren Keime von Weltherrschaft, deren Blüthe er nicht mehr sah.

Verdi hat den Politiker wider Willen ungefähr bis zum Jahre 1847 gespielt. Seine musikalisch-politische Laufbahn endete gewissermaaßen mit der Aufführung des „Macbeth“ an der Pergola in Florenz. Am 14. März 1847 hat er die letzten und gewaltigsten Stürme erregt, kurz bevor der allgemeine Sturm losbrach. Es war eine Märzrevolution ganz eigener Art, eine Privaterhebung, von der sich Shakespeare schwerlich etwas träumen ließ. In Venedig erreichte während der Macbethpremière die Erregung eine solche Temperatur, daß man glaubte, die Begeisterung würde das Feniceltheater in Brand stecken. Ein spanischer Tenor, Palma, sang den Macduff, mit einer sehr unshakespearischen dreifarbigen Cocarde am Hut, und entzündete mit den Versen „La patria

tradita" das ganze Haus, welches die ganze Stadt bedeutete. In derselben Fenice fiel zehn Jahre später die „Traviata" durch. Im Grunde begann man Verdi aber erst musikalisch zu würdigen, als er Niemanden mehr politisch aufregte. Jetzt fielen den Leuten die Schuppen von den Augen, und sie sahen, wen sie besaßen: den Nachfolger Rossini's und Bellini's, den unmittelbaren Erben Donizetti's. Dieser selbst hatte ihm sterbend das Scepter gereicht und ihm die Krone aufgesetzt und den Purpurmantel umgehängt und ihn gesalbt zum alleinigen König der Oper in Italien. Eigentlich ist Donizetti am „Nabucco" von Verdi gestorben. Als er die Oper in Mailand gehört, war er vernichtet. Das war mehr, als er je gekonnt, vor Allem anders. Ein neues Lieben und Hassen, Sein und Nichtsein trat ihm da entgegen. Ein fremdartiger Duft und Prickel ging von dieser Musik aus, die seine abgestumpften Sinne nicht mehr begriffen. Eine aufgegangene Sonne blendete ihn da, aber er besaß nicht genug Sehkraft, ihre Strahlenwunder eingehend zu prüfen. Auch der helle Rossini hat diese neue Helligkeit nicht geliebt; sie warf ihm zu große schwarze Schatten. So viel dramatischen Explosivstoff hatte noch kein Componist in seinen Opern aufgehäuft, nicht einmal in Paris. Wo war die schmucke, runde, italienische Eleganz hingekommen? Die schöne Linie, der tadellose melodische Bogen, der nur, ganz zuletzt, seine Tadellosigkeit verlor, irgend einer wunderbar verschnörkelten Cadenz zu Liebe. Die Oper war harmlos, wie das Leben. Man brachte in das Theater noch keine Nerven mit, sondern Sinne. Allenfalls auch Lachmuskeln. Es gab noch gesungene Perlenschnüre und sensationelle hohe C's, über welche diplomatische Noten gewechselt wurden. „Opera buffa", „opera seria" aus und vorbei! Verdrängt von der opera drammatica Verdi's, der Oper des geschärften Ausdrucks und der weißglühenden Leidenschaft.

So hat Verdi Schlag auf Schlag die herkömmlichen Anschauungen seiner Landsleute über die Oper erschüttert und sie zu neuen Ueberzeugungen erzogen. Schon nach „Nabucco" fühlte man eine Art dramatische Neugeborenheit, obgleich die Musik deutschen Ohren geistlos und trivial erscheinen mußte. Die Italiener hingegen labten sich an den neuartigen Finales und den „vollen" Chören, wie an köstlichen Leckerbissen. Schon die Erstlingsoper „Oberto, Conte di San Bonifacio", ein schülerhaftes Opus, hatte Wohlgefallen erregt. Der „Ernani" vollends war eine Offenbarung. Das war der bekannte Griff in's volle Menschenleben, in Herzen und Hirne hinein. Das Ausland, namentlich Deutschland, verhielt sich sehr ablehnend gegen diesen Gipfel von Verdi's erster Periode, aber die Italiener spürten hier etwas Niedagewesenes, ihren eigenen Volksgeist nämlich, der plötzlich musikalisch lebendig geworden war. Was den Deutschen roh und übertrieben schien, wurde in Italien als geniale Naturkraft und schöpferische That bewundert. Man vermaß sich sogar, die edle Cantabilität Bellini's zu bespötteln; Donizetti war ohnehin längst abgesetzt; die altberühmte neapolitanische Opernschule verlor ihr beinahe letztes Restchen Herrschaft. Damals übrigens galt Verdi in Italien für höchst unsangbar. Strengere Kritiker ziehen ihn des Verraths an der Gesangskunst. Seine rhythmisch-capricirte und gewürzte, überdies stark instrumentirte Musik mußte in der That den besten Stimmbändern schaden. Sie hat es auch gewiß gethan, nichtsdestoweniger sang Alles mit Wonne Verdi. Selbst in Paris und London. Da waren doch wieder neue dankbare Rollen, sogar in den schlechten Opern „Alzira", „Attila", „Die beiden Foscari" (Rom 1844), „Giovanna d'Arco" (Mailand 1845), „Der Corsar", „Die Schlacht von Legnano", „I Masnadieri", „Luisa Miller", Stiffelio" (später „Aroldo"). Letzteres übrigens in Italien sehr „deutsch" und „gelehrt" befunden . . . Aber selbst in dieser Periode der Uebergänge, da Verdi, sich zu einem neuen Stil hinübertastend, in der halbabgestreiften Gruppenhülle zappelt, findet er noch glänzende Begabungen, die mit ihm durch das Dick und Dünn der verschiedentlichsten Durchfälle gehen. Nach so langem Zusammenraffen gelingt ihm dann plötzlich ein großer Sprung: „Rigoletto" (nach Victor Hugo's „Le roi s'amuse"). Und ein zweiter und dritter Sprung: „Trobadour" und „Traviata". Damit war Verdi's Herrschaft in ganz Europa gesichert. Selbst Deutschland konnte sich diesem Uebergewicht nicht länger verschließen. Besonders die „Traviate" schlug allmälig ein, ein Blitzschlag in mehreren Abtheilungen. Man fand, der Componist habe hier eine neue Richtung eingeschlagen, die schnurstracks zur Conversationsoper führte. Der sonst so abenteuerlich herausstaffirte Meister kam hier in eleganter Salontoilette und geberdete sich wie ein Gentleman. Französische Einflüsse, Auber- und Meyerbeer'sche namentlich, waren nicht zu verkennen. In den ersten, noch bacillenfreien Acten herrschte allerdings eine etwas ängstliche Leichtfertigkeit. Dieses von Liebe und Leben Sprudeln fiel dem an tragische Wucht gewöhnten Componisten offenbar schwer. Erst wo das Leben stockt und die Todesschatten sich senken, wächst er hoch empor. Das ist freilich in Musik gesetzte Pathologie, aber es ist doch Musik von einer fremdartigen Schönheit und Wahrheit, wie sie früher weder Verdi, noch ein Anderer componirt. Die oft bewunderte Naturkraft Verdi's, die in seinen früheren Opern meist so ungebändigt lebt, erscheint hier gebändigt in zierlichen Kunstformen, wie ein Felsenquell, den man in Marmor gefaßt. Manchen pathetischen und wieder zarten Ausruf aus „Traviata" trägt Mancher im Ohr mit sich. Töne, wie „O Dio, morir si giovane", um nur ein Beispiel anzuführen, leben im Gehirnnerv fort, nicht selten unbewußt.

Von der „Traviata" aus schreitet Verdi von Hochgipfel zu Hochgipfel. Nur ab und zu fällt er in ein tiefes Nebenthal des Mißerfolges und Mißgriffes. So sind z. B. seine Ausflüge in französisches Gebiet nur interessante Versuche zu nennen. „Die sicilianische Vesper", für Paris geschrieben und 1855 dort aufgeführt, und „Don Carlos", jedenfalls auf einen französischen Text componirt, sind eigentlich nur interessante Documente von Verdi's französischen Opernstudien. Sie sind auch nie in Italien heimisch geworden. Im „Don Carlos" sprechen aber auch schon leise Stimmen der Zukunftsmusik. Das ist entschieden wieder ein Wendepunkt, die Brücke vom „Maskenball" zur „Aida". Die Oper selbst steckt voll brutaler Sinnenfälligkeiten. In fünf Acten wird an Effecten Alles geleistet, was nur möglich ist. Die Betäubung ist zuletzt vollkommen. Man kennt ja den „Maskenball". Diese Musik voll Gluth, Liebenswürdigkeit und — Fortschritt. Verdi zieht hier die Consequenzen seiner Erfahrungen mit der weisesten Umsicht. In „Aida" wird man ihn noch gereifter finden. An den „Maskenball" knüpft sich auch eines jener Husarenstücklein der neapolitanischen Censur, die uns nur noch komisch vorkommen, die die Betroffenen aber höchst tragisch berührten. Ein König durfte damals nur in Wirklichkeit umgebracht werden, keineswegs aber in einer Oper. Gustav III. wurde also in einen amerikanischen Graf Warwick verwandelt, Ankerström hieß Rinato u. s. w. Nun, der „Maskenball" hat auch in der Verkleidung gesiegt und selbst seinen Bruder in Auber bezwungen. Merkwürdig, daß dem Meister um diese Zeit ein „Simon Boccanegra" und die traurige Mißgeburt „La Forza dell Destino" passieren konnten. Aber die 1871 in Kairo aufgeführte „Aida" machte Alles wett. Diese braune Oper selbst und ihre Geschichte sind so bekannt, daß sie jedes Wort der Besprechung von selbst ausschließen. Eigentlich hätte Verdi sich mit diesem grünsten Lorbeer begnügen sollen. Er schreibt aber doch noch den „Othello" und „Falstaff", um zu zeigen, was man bei schneeweißen Haaren noch vermag.

Die Feder ist dieser fleißigen Hand entsunken, und das begonnene Gebet der Königin Margherita wird unvollendet bleiben. Das ist so Menschenloos. Sie haben den Alten

von Sant Apata zur Ruhe gebettet neben Giuseppina Strepponi, seiner zweiten Frau und ersten Abigail im „Nabucco“. Die Bauern in Busseto trauern um den guten Herrn, obgleich sie nicht ahnen, daß mit ihm der letzte Operncomponist gestorben ist.

Egoismus und Altruismus.

Von Dr. med. M. Treymann (Riga).

Ein naturkundiger Philosoph schaut von der Höhe eines Berges, den er mit Mühe erstiegen, eine wunderbare Landschaft, die er im Bilde für sich und seine beiden Freunde festhalten will. Er beschließt, ein stereoskopisches Bild zu schaffen — wie es aus den Panoramen ꝛc. bekannt ist. Das stereoskopische Bild kommt bekanntlich dadurch zu Stande, daß zwei gesonderte Abbilder des Originals, durch ein eigens construirtes Doppelglas betrachtet, zu einem körperlich hervortretenden Bilde zusammenfließen. Der Philosoph macht also zwei Aufnahmen der Landschaft und jeder Freund erhält ein Bild zur Begutachtung. Beide Bilder scheinen höchst gelungen. Der eine Freund findet in seinem Blatt das Körperliche vorzüglich dargestellt, der andre Freund rühmt an dem ihm vorliegenden zweiten Blatt Farbe und Ton, „die Seele“ der Landschaft, wie er sagt. Darüber gerathen Beide vor lauter Entzücken in heftigen Streit und zuletzt schwört Jeder von Beiden, die beste Darstellung des Landschaftsbildes in der Hand zu halten. Da nimmt der Philosoph lächelnd die beiden Bilder, setzt sein Doppelglas davor und vereinigt sie stereoskopisch zu einem Bilde, in dem alle Einzelheiten plastisch hervortreten, in dem das Lebendige ganz und wahrhaft wiedergegeben zu sein scheint. Und nun sagt der Philosoph den entzückt dreinschauenden Freunden: „Könnten wir nun die wirkliche Landschaft herzaubern — Alles würde verblassen! Denn trotz Allem, was dies kunstvolle stereoskopische Bild Euch zeigen mag, es ist nur ein Schatten, verglichen mit dem wunderbaren Chaos lebendiger Bewegung, ewigen Lebens, in welches ich einen Blick werfen durfte!“

Diese wunderbare Landschaft, die der Philosoph aus der Ferne sah, ist die wirkliche Welt, das „Ding an sich“. Die beiden Freunde, die sich in die Einzelbilder vertieften, sind der Materialist und der Spiritualist, oder, wie der Letztere selbst voll Eigenlob sich nennt, der Idealist. Der Eine sieht nur die Materie, die den Geist erzeuge und beherrsche, der Andere sieht nur den Geist, dem als etwas Niedriges die Materie untergeordnet sei. Der naturkundige Philosoph ist der moderne Forschungsgeist, der den schon länger als 2000 Jahre streitenden Materialisten und Spiritualisten das Doppelglas vorsetzte und an seinem stereoskopischen Bilde bewies: daß der unzulängliche Menschenverstand fälschlicher Weise das Wesen der Welt in zwei getrennten Abbildern, die er Materie und Geist nennt, zu erfassen glaubte, und daß diese beiden Abbilder erst zu einem plastischen Bilde vereinigt werden mußten, damit wir eine deutliche und verständliche Anschauung von unserer Erscheinungswelt gewinnen. Die wirkliche Welt bleibt uns gewöhnlichen Sterblichen ohnehin entrückt in unendliche Ferne. In die Erscheinung tritt für uns die Welt als eine Einheit von Materie und Geist, wie das stereoskopische Bild als ein Ganzes, das in einem stetigen, aufsteigenden Entwicklungsproceß sich darstellt, von den unscheinbarsten Anfängen bis zum Menschen hinauf. Wir sehen eine immer vollkommener werdende physische und geistige Umgestaltung, z. B. von der kaum sichtbaren Nervenanlage des niederen Thieres bis zum complicirten Menschengehirn — vom Instinct bis zur bewußten Denkthätigkeit. So ist auch der Mensch mit seinen fünf Sinnen ein einheitlicher Empfindungscomplex. Sein Central-Nervensystem, speciell das Gehirn entwickelt sich zum Organ des Bewußtseins, der Denkthätigkeit des Geistes. Körper und Geist erscheinen uns, so betrachtet, als eine Einheit von Empfindung und Bewußtsein — zwei andre Worte für Materie und Geist!

Den Instinct der Thiere nennt die heutige Naturforschung das „organische Gedächtniß“ (Ribot). Man versteht darunter die Vererbung der Lebenserfahrungen der Vorfahren auf die Nachkommen in Erinnerungsbildern. Ich erwähne die interessanten Thierstaaten der Biber, Ameisen und Bienen. Unverkennbar finden wir bei ihnen die ersten Spuren einer geistigen Entwicklung, die an das menschliche Familien- und Völkerleben erinnert. Wir sehen hier in der Thierwelt dem sinnlichen egoistischen Triebe ein geistiges Element hinzugesellt, welches zu gegenseitiger Unterstützung, zur Arbeit für die Gesammtheit antreibt. Das Merkwürdigste aber, was wir an den höheren Thieren beobachten, ist die Mutterliebe, die sich oft als höchste Selbstverleugnung bis zur Aufopferung des eigenen Lebens darstellt.

Was bedeutet Altruismus? Wir übersetzen es wohl am besten mit „Nächstenliebe“. Es bedeutet aber eigentlich, im Gegensatz zum Egoismus, der Selbstliebe, die Liebe zum Andern (Alter: der Andre). „Wie gelangte der Mensch zur Nächstenliebe?“ fragt Schopenhauer (Grundlage der Moral). Bei dem allbekannten schrankenlosen Egoismus der menschlichen Natur findet Schopenhauer den Uebergang zur Gerechtigkeit, zur Nächstenliebe fast unerklärlich, höchst mysteriös. Er versucht dies Wunder durch das Mitleid zu erklären. Jeder Mensch lernt den Schmerz, das Leid kennen. Sieht er nun Andre leiden, so leidet er mit, erbarmt sich ihrer, vertheidigt sie, lernt sie lieben und wird so „hilfreich, edel und gut“. Ja wohl, so kann es sein: der Eine hat Mitleid, der Andre nicht. Und — ob Alterthum, ob Neuzeit — wo ist das Mitleid? Wo herrscht nicht der Egoismus? könnte man fragen. Aristoteles meinte, daß Mitleid nur Frauen und Kindern eigen sei und sonst nur noch physisch und geistig schwachen Männern. Ganz dasselbe sprach der hochgebildete Römer Seneca in seinem Buche „de Clementia“ („Ueber das Mitleid“ II, 6, 7) aus, zu derselben Zeit, als die ersten Christen die Liebe zum Nächsten, die Liebe zum Feinde predigten.

Und heute ist es nicht anders. Livingstone lebte zehn Jahre lang unter den Wilden Afrikas und starb eines natürlichen Todes, ohne einem Neger ein Haar gekrümmt zu haben, während Stanley glaubte, ohne Grausamkeit und Gewalt keinen Schritt vorwärts thun zu können. So oft die edelgesinnten Friedensfreunde sich in Brüssel, London, Paris, Genf versammelten, glauben viele moderne Reporter darüber spotten und Aristoteles und Seneca copiren zu müssen. Statt Seneca's „Imbecillität“, d. h. psychische und geistige Schwäche, gebrauchen sie dann wohl das Wort: „Feminismus“. Es ist, als ob sie sagen wollten: „Mitleid — dein Name ist Weib! Erheben wir uns über diese weibliche Schwachheit, wir herrlichen modernen Männer, wir ‚Uebermenschen!‘ Machen wir uns nicht lächerlich, wie der König von Belgien, der bei Eröffnung des Friedenscongresses eine Frau, die Baronin Suttner, die Verfasserin des Romanes ‚Die Waffen nieder!‘ achtungsvoll begrüßte.“

Trotz dieser Widersprüche ist es nicht schwer nachzuweisen, daß der Altruismus eine Nothwendigkeit ist und nicht nur eine Möglichkeit.*) Das Mitleid steht uns Menschen nicht

---

*) Nachdem mir leider die „Vergleichende Seelenkunde“ von Dr. Fr. Schultze, die bereits 1897 erschienen ist, entgangen war, habe ich eben seine „Psychologie der Naturvölker“ kennen gelernt, in welcher der wesentliche Inhalt des großen Sutherland'schen Werks „The origin and growth of the moral instinct“ (2 Bände, London 1898) wiedergegeben ist. Es war für mich eine freudige Ueberraschung, von zwei bedeutenden Forschern, einem Deutschen und Engländer, die Gedanken bestätigt zu finden, denen ich in meiner Heimath schon 1894 Ausdruck zu geben Gelegenheit fand. Es ist jedenfalls eine interessante Thatsache, daß ungefähr zu derselben Zeit die neuen Ideen über den Ursprung der

frei, wir müssen es üben, ob wir wollen oder nicht. Die unzerstörbare Grundlage des Altruismus ist gegeben durch die Existenz zweier Geschlechter und deren Verbindung — durch die Ehe. Dies scheint Schopenhauer und Anderen entgangen zu sein. Den Eltern erscheinen die Kinder als Erben der eigenen leiblichen und geistigen Eigenschaften und zugleich — als Andre. In der Elternliebe ersteht naturgemäß aus dem Egoismus, mit diesem wunderbar vereinigt, der Altruismus. Sinnlichen Ursprungs ist die Mutterliebe und offenbart doch alle Merkmale höchster sittlicher Kraft. Ich denke, daß kein Spiritualist oder Idealist dies leugnen wird. Beim höchstorganisirten Wesen, dem Menschen, entwickelt sich aus der Eltern- und Kindesliebe die Liebe zur Familie, zum Stamm, zum Volk, zur gesammten Menschheit.

Diesen großen Sprung zum „Völkeraltruismus“ — wie konnte der Mensch ihn machen? Dazu gehörte freilich eine weit über das Thierleben hinausgehende Entwicklung. Das Wesentliche war: 1. die höhere Organisation des Gehirns, des Organs des Menschengeistes; 2. die Entwicklung des Sprachorgans, des Kehlkopfs; 3. die Entwicklung der Hände, die mit dem des aufrechten Ganges Hand in Hand ging. Die reichere Gedankenwelt gab sich durch die Sprache kund. Die Hand, dies Instrument des Willens, konnte sich aus einem Werkzeug des Kampfes in das des Friedens und der Kunst wandeln. Nachdem der Mensch den Begriff des „Andern“ in der Ehe erfaßt und sich dann mit allen „Andern“ durch Sprache und Geste verständigt hatte, lernte er einen außer ihm bestehenden Gesammtwillen kennen, dem er sich beugen mußte. So entstand seinen egoistischen Trieben (dem sinnlichen Willen) in ihm selbst ein Gegner — der sittliche Wille, dessen Richtung durch den Gesammtwillen der Mitmenschen bestimmt wurde. Der Einzelne gewann als sociales Glied der Menschheit die Gewißheit dessen, was sie von ihm verlangte. So entwickelte sich das Gewissen, der Inbegriff der moralischen Natur des Menschen — das Gefühl der Pflicht der Verantwortlichkeit und als Höchstes — die Nächstenliebe. In dieser Richtung ist die sittliche Entwicklung der Menschen fortgeschritten.

Trotz vielfacher und ausgiebiger Ablenkung vom rechten Wege ist und bleibt der Altruismus die Blüthe und Frucht am Baume der Menschheit. „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ — „Liebet Eure Feinde“, heißt es in der Religion, die alle Culturvölker umfaßt. Es ist sehr interessant, in der Völkergeschichte, speciell in der Geschichte der Frauen und der Ehe, den vergeblichen Kampf zu beobachten, den der menschliche Egoismus von jeher bis heute gegen den siegreichen Altruismus führt.

Man sehe sich die Geschichte nur oberflächlich an. Zuerst wurde die natürlich gegebene Verschiedenheit der individuellen Anlagen der Menschen egoistisch übertrieben: es entstanden die Heroen, die Uebermenschen, die von Millionen Sclaven umgeben waren. Dann gab es auserwählte Familien, die sich in besonderen Kasten, wie z. B. in Indien und Aegypten, auf Kosten der Parias erhöhten. Wir sahen dann auserwählte Völker, die hochmüthig herabsahen auf die „Barbaren“, wie die Griechen und Römer, auf die „Giaurs“, wie die Araber und Türken, auf die „Gojim“, wie die Juden. Lauter Schmeichelnamen für die „Andern“. Als die kaukasische Race sich längst zur Religion der Nächstenliebe bekannt hatte, hielt sie es doch für möglich, die afrikanische Race als schwarze, die mongolische Race als gelbe Sclaven zu maltrātiren, die Rothhäute zu vernichten. Und all' diese Gewaltacte erscheinen doch in milderem Lichte, weil ihnen ein wahrhaft thierischer Egoismus gegenübersteht, eine unvergleichliche Rohheit und Wildheit, die neben Anderm im Cannibalismus ihren widerwärtigsten Ausdruck findet.

Langsam, aber unwiderstehlich siegt dennoch auf der ganzen Linie der Altruismus. Cannibalismus, Sclaverei, Hörigkeit, Frohne werden allmälig abgeschafft — bald besteht dies Alles bei den Culturvölkern nur noch in verhüllter Form. Immer noch können die „Uebermenschen“ mit Recht behaupten, daß ja noch Alles da sei. Jawohl, wir sehen es, aber wie verschämt, wie verhüllt, wie geheim hält sich der egoistische Trieb. Beispielsweise waren im römischen Weltreiche zwei Drittel der Menschen rechtlich geknechtete Sclaven und heute giebt es innerhalb Europas nur in Sicilien, und dort nur mit Hilfe des Geheimbundes der Mafia, zwei Drittel widerrechtlich geknechteter Arbeitsmenschen, die für das übrige Drittel sich zu Grunde richten. Wir hören wohl auch heute noch von einem „Reich der Mitte“, aber es wird in Trümmer geschlagen. Noch heute spricht man von auserwählten Völkern, doch glaubt Niemand an sie. Noch heute versuchen die kleinen und großen civilisirten Nationen sich künstlich zu sondern, in jeder Weise sich zu befehden. Aber auf allen Gebieten finden sich mehr Berührungspunkte als Differenzen, überall mehren sich die Freunde des Friedens und des Mitleids (Friedensliga, Rothes Kreuz) gegenüber den Anhängern der Grausamkeit und des Krieges, auf allen Gebieten sucht die Menschheit die Gewalt durch das Recht zu ersetzen, den Haß durch die Liebe zu verdrängen. Noch heute erhebt Nietzsche seine Stimme, die von Vielen so gern gehört wird, für den „Uebermenschen“, für die „Herrenmoral“, die berufen sei, die „Sclavenmoral“ des Christenthums zu besiegen. Es hilft Alles nichts! Ob es der große Napoleon — ob es der vornehme Philosoph Nietzsche ist — der Altruismus geht mit ehernem Gang seinen Weg, und es scheint nur so, als ob er zeitweilig unter dem Gegendruck des Egoismus erstarre.

Die Frau ist im Beginn der Geschichte, wie heute bei den wilden Völkern, das Lastthier des Mannes oder sein Spielzeug. Aber schon bei den Griechen und Römern und den alten Germanen erscheint sie als Genossin des Mannes. Trotz aller Hindernisse, die der Mann vermöge seiner physischen Ueberlegenheit im Zeitalter der Gewalt der Frau in den Weg legt, entwickelt sie sich, schreitet sie vorwärts; d. h. sie „emancipirt“ sich, wie das Wort der egoistischen spottenden Männer lautet, und steht schon heute in Amerika, England, Frankreich etc. fast gleichberechtigt da. Man vergleiche, hier angekommen, die sclavische Frau des Wilden mit den in den verschiedensten Gebieten selbstthätig wirkenden modernen Frauen, deren es beispielsweise an den Hochschulen Amerikas ca. 2000 giebt! Im Bundesverwaltungsbureau zu Washington 1300! Trotz der physischen Ueberlegenheit des Mannes, trotz seines Rühmens, daß das männliche Gehirn ganze 150 Gramm schwerer sei, als das weibliche, hat das weibliche Geschlecht es erreicht, nicht mehr als eine niedere Art, sondern als ein gleichberechtigtes, wenn auch physisch und geistig anders geartetes Wesen zu gelten. Selbstverständlich da die Gewalt dem Recht, der Egoismus dem Altruismus weichen muß. So wurde denn auch aus der Polygamie die Monogamie. Und wenn es auch heute noch Ehelosigkeit und Vielweiberei giebt, wenn auch im ganzen Umfange der Welt die rechte Monogamie noch nicht den ihr gebührenden Platz erobert hat, so ist doch nicht zweifelhaft, daß das Ziel erreicht werden wird.*)

Moral ganz unabhängig von einander an verschiedenen Orten — in England, Deutschland und den Ostseeprovinzen — auftauchten. Ich bin fest überzeugt, daß diese Anschauungen viel weiter verbreitet sind, als man glauben mag. Es wäre auch verwunderlich, wenn es anders wäre, nachdem Kant, Goethe, Lamarck und vor Allem Darwin mit seinem großen Gefolge englischer und deutscher Schriftsteller so lange und so intensiv den europäischen Geist beeinflußt und den Gedankengang so zu sagen vorgezeichnet haben. Bei meinen Heimathgenossen fand ich freilich meist gleichgiltige Stimmung oder gar heftigen Widerspruch, weil sie, um mit Dr. Fr. Schultze zu reden, die „Entartungstheorie“ der „Entwicklungstheorie“ entschieden vorziehen.

*) Nicht zu vergessen ist hier ein ausgezeichneter englischer Schriftsteller Havelock Ellis, dessen gründliche Studien über „Mann und Weib“ ich für einen meiner Vorträge verwerthet und als lehrreiche Lectüre empfohlen habe. Obwohl das Buch in Deutschland übersetzt worden ist,

Wenn es richtig ist — wofür die Entwicklungsgeschichte der ganzen Menschheit und insbesondere der unwiderstehliche Einfluß des Christenthums spricht — daß der Altruismus das bewegende und siegende Princip der menschlichen Entwicklung ist, so wird die Wahlfreiheit bei der Ehe eine immer größere Rolle spielen, und zwar in dem Maße, als die Frau sich ihrer Eigenart gemäß entwickelt und ausbildet. Dann erst wird von einer Normalehe geredet werden können, deren Voraussetzung die physische und psychische Sympathie der Ehegenossen ist. Man sagt, es gebe Leute, die die Ehe abschaffen wollen. Ich halte das für ein Mißverständniß. Aber gäbe es solche Leute — es hat keine Gefahr! Die Ehe, diese Wurzel und Schule des Altruismus, ist augenscheinlich zu fest in der Natur gegründet, als daß sie durch menschliche Thorheit erschüttert werden könnte. Wie viel Befehlsheirathen, Geldheirathen, Vernunftheirathen, in denen der menschliche Egoismus seine Triumphe feiert, werden geschlossen und — die verspottete Neigungs- oder Liebesheirath existirt doch und wird naturgemäß die Zukunft beherrschen. Man bemüht sich, die Menschen zu erziehen, die schlechten gut zu machen — ein schweres, oft unmögliches Beginnen! Die Zukunft wird die Aufgabe zu lösen haben, wie gute Menschen geschaffen werden können. Aus der Normalehe werden sie hervorgehen. Sie werden die wirkliche Liebe auf ihren Lebensweg mitnehmen und werden deßhalb Feinde sein der Gewalt, der Grausamkeit, des Krieges und an deren Stelle das Mitleid, die Gerechtigkeit und die Liebe setzen.*)

Kann und soll dann der Egoismus verschwinden? Soll das Individuum sich selbst vernichten? — Wer glaubt an diese Gefahr? Es leben heutzutage ungefähr 1500 Millionen Menschen auf der Erde. Der berechtigte Egoismus des Einzelmenschen läßt sich also durch den Bruch $^1/_{1500}$ Millionstel ausdrücken, meint Schopenhauer, d. h. jeder Mensch hat das Recht, $^1/_{1500}$ Millionstel seiner egoistischen Triebe geltend zu machen — ein Uebermensch natürlich viel mehr! Vergrößert man diesen Bruch meinethalben um das Zehnfache zu Gunsten aller Nietzscheaner — so wird man doch zugeben müssen, daß noch unendliche Massen Egoismus übrig bleiben, die vernichtet werden müssen, damit die Menschheit den Gipfel der Cultur erreiche. Der Weg zur Höhe ist der Altruismus. Er fließt aus einem unerschöpflichen Quell, der Ehe. Der Quell ist unversieglich, so lange es Männer und Frauen auf der Welt giebt.

scheint es wenig gelesen zu sein. Und doch verdient es die weiteste Verbreitung schon aus dem Grunde, weil es eine erschöpfende Widerlegung einiger erstaunlicher Schriften enthält, wie unter Andern z. B. der Möbius'schen Broschüre „der physiologische Schwachsinn des Weibes“. Ich nehme hier Veranlassung, einen Umstand besonders hervorzuheben. Ich habe das Originalwerk von Sutherland nicht gelesen, aber so viel ich sehe, wird sowohl von Dr. Schultze wie von Sutherland dem weiblichen Element in der Menschheits-Entwicklung, speciell der Mutterliebe, nicht genügende Beachtung geschenkt. Die durch die Schwangerschaft und Geburt erzeugten Gemüthserregungen spielen bei der Entwicklung und Vererbung der altruistischen Anlage beider Geschlechter sicherlich eine bedeutende Rolle. Wie groß der Einfluß ist, den sie auf das Zustandekommen der Homosexualität ausüben, wäre eine interessante Frage, die eng zusammenhängt mit der Erforschung der Bedingungen einer Normalehe oder sagen wir lieber: der Zukunftsehe.

*) Hier noch einige Worte über die räthselvolle „Apperception“. Dies Problem wird in der „Psychologie der Naturvölker“ vorsichtig berührt und auf die Autorität Wundt's hingewiesen. Aber der Gedanke, daß die „active Apperception“ gegenüber der „passiven Association“ in der Einwirkung der Gemüthserregungen auf das immer höher differencirte Gehirn der Lebewesen eine einfache und natürliche Erklärung findet, verdient doch die stärkste Betonung. Es sei im Hinblick auf das Schultze'sche Capitel „der Himmel und das Problem der Apperception“ eine mir unvergeßliche Beobachtung mitgetheilt. Ein kränklicher Knabe, der bis zu seinem sechsten Lebensjahre noch niemals den gestirnten Himmel zu Gesicht bekommen hatte, gewahrte ihn plötzlich in einer schlaflosen Nacht, während ich bei ihm war. Im höchsten Grade überrascht starrte er den Himmel an mit den hastig hervorgestoßenen Worten: „Sieh doch! Was ist das?“ Er hatte all' seine Leiden vergessen. Und voll Entzücken, in andächtiges stummes Staunen versunken, verwandelte sich das Kind mit einem Schlage gleichsam in einen ernst sinnenden Erwachsenen, als sei ihm die erste Idee des Weltalls aufgegangen.

Erfreulicher Weise ist denn auch die ganze moderne Literatur ein Lobgesang auf den Altruismus, ein unaufhörlicher Kampf für die Armen und Schwachen, für die Entwicklung der Frau, für die bessere, glücklichere Gestaltung des Verhältnisses der beiden Geschlechter, wovon ja die Zukunft der Menschheit abhängt. „Und das Endziel dieser naturalistischen Revolte?“ fragen uns die modernen Idealisten. „Etwa der ewige Friede? Im Zeitalter der Luftschiffsahrt?“ Welch' gute Gelegenheit zu Spott und Satire! „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Kann man an so etwas glauben? Hat nicht der große Moltke gesagt: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum“. Und hat Darwin, der sonst Verhaßte, nicht bewiesen, daß im Kampf um's Dasein das stärkere Thier das schwächere vernichtet? Warum sollte denn der Mensch eine Ausnahme machen? Wir antworten: Weil dem Menschen, und wenn er den besten Willen hätte, es auf die Dauer nicht gelingen würde, Seinesgleichen zu unterdrücken oder zu vertilgen. Man bedenke die Entwicklung: Wilde Thiere sind Hausthiere, Hausthiere sind Freunde des Menschen geworden. Und es sollte nicht glaublich sein, daß jeder Mensch endlich ein Freund des „Andern“, seines Nächsten werde? Es ist mehr als glaublich — es ist gewiß, weil der Mensch nicht nur Empfindung, sondern auch Bewußtsein hat, weil der Mensch nicht nur Materie, sondern auch Geist ist!

Feuilleton.

Ein Jugendfreund.

Von D. W. Grigorowitsch.

Gegen vier Uhr Nachmittags verließ ich meine Wohnung. Auf der zweiten Stufe der unbequemen Treppe stieß ich fast gegen ein fremdes Gesicht, — es war ein Herr, der mich neugierig ansah, seinen Cylinder etwas lüftete und lächelnd zu mir sagte: „Ich bin auf dem Wege zu Ihnen.“

Wäre es ein junger Mann gewesen, so hätte ich ihn gebeten, mich an einem anderen Tage aufzusuchen; aber sein weißer Bart, sein elendes Aussehen und das Asthma, das mir sagte, wie mühevoll ihm das Ersteigen der Treppe war, hielten mich davon zurück. Ich öffnete also wieder die Thür und bat ihn einzutreten. Der Fremde warf den schäbigen Pelz von seinen Schultern, und ich sah eine hohe, äußerst magere Gestalt, die mich lebhaft an Doré's Don Quixote erinnerte, nur daß dieser da nicht in einer Rüstung stak, sondern in Frack, weißer Halsbinde und schwarzen, eng anliegenden Beinkleidern, die seine Magerkeit noch größer scheinen ließen. Der Unbekannte nahm rasch seinen Hut ab, und, wie von einer Feder geschnellt, sprangen die steifen, weißen Haare in die Höhe. Die kleinen, blinzelnden Augen wandte er keine Secunde von mir ab, wahrscheinlich wollte er in meinem Gesicht den Eindruck seiner unerwarteten Erscheinung lesen.

In meinem Wohnzimmer bot ich ihm einen Lehnstuhl an, in den er sich mit Behagen niederließ. „Wie ich merke, haben Sie mich nicht erkannt?“ sagte er mit weicher Stimme auf Französisch.

Das Gesicht dieses Mannes gehörte zu den ausdruckslosen Physiognomien, die wir sehr bald vergessen. „Ich muß zugeben,“ antwortete ich, „ich kann mich gerade nicht entsinnen ...“

„Pamirow! Pamirow!“ rief mein Gast aus; er betonte dabei jede Silbe und beobachtete mich noch schärfer. Dann verzog ein saures Lächeln seine dünnen Lippen; offenbar war ihm sein Effect verdorben. Sein Name rief nicht im Mindesten die Wirkung hervor, die er erhofft hatte. Aber allmälig wurde doch in meinem Gedächtniß die Erinnerung an einen Schulkameraden Pamirow lebendig, und so erkannte ich endlich in dem mir Gegenübersitzenden einen sehr alten Bekannten wieder. Ehe

ich die Unterhaltung fortsetzte, rechnete ich aus, wie lange wir uns wohl nicht gesehen hatten. Es waren nicht mehr und nicht weniger als vierzig Jahre. Ja, vierzig lange Jahre waren seit unserem letzten Zusammensein verflossen. Damals bedeckte Pamirow's Haupt langes, blondes Haar, statt der weißen, widerspenstigen Haarbüschel. Der Scheitel, dem sich jedes Härchen unterwerfen mußte, wurde damals jeden Morgen mit größter Sorgfalt behandelt, um das Haar in zwei regelrechte Hälften zu theilen — eine Operation, die täglich von einem Friseur ausgeführt wurde. Schon damals hatte Pamirow die Angewohnheit, mit den Augen zu blinzeln, den Kopf zurückzuwerfen und nur mit zwei Fingern den Händedruck zu erwidern, sobald er mit Personen zusammen traf, die, wie er behauptete, nicht zu „seinem Kreise" gehörten — er milderte nämlich in solcher Weise den Ausdruck seiner Verachtung. Pamirow's Ahnen waren nicht einem berühmten alten Geschlecht entsprossen, auch hatten sie sich nicht durch außerordentliche Leistungen hervorgethan, trotzdem hatte er eine hohe Meinung von seiner Familie, von sich selbst und von seiner Stellung in der Welt. Sein Vater war allerdings bekannt, doch nur weil er Glück gehabt und sich ein Vermögen zu erwerben verstand, aber darin liegt doch nichts, was den Sohn stolz machen durfte. Ja, worauf gründete sich denn sein Dünkel? Nun, einfach auf den täglichen Verkehr mit den unbedeutenden und unfähigen Kanzlisten des Auswärtigen Amtes. Wahrscheinlich schöpfte er aus dieser Quelle die Ansicht, daß, wer die Schwelle dieser Kanzlei überschritt, sich für einen Menschen höherer Art ansehen durfte. In voller Glückseligkeit strahlte Pamirow, wenn der Minister des Aeußeren zufällig auf der Straße ihn erkannte und ihm freundlich zunickte. Mit höchstem Selbstbewußtsein setzte er dann seinen Spaziergang fort und grüßte seine an ihm vorübergehenden Bekannten nur noch voll stolzer Herablassung. Für einige Augenblicke versetzte ich mich in mein Jünglingsalter. Im Kreise meiner damaligen Collegen wurde geplaudert, gescherzt und geneckt, und Pamirow war immer die Zielscheibe des Spottes.

„Wissen Sie schon, Pamirow, es verbreitet sich das Gerücht, daß man Sie zum Kammerjunker vorschlagen will."

„Ich weiß," bekräftigt Pamirow mit vornehmer Haltung, „davon schwatzt schon die ganze Stadt."

Ein anderer College mit ähnlichen Illusionen rief mit Begeisterung: „Mein Ideal ist, einmal Minister zu werden!"

„Wie? Was? Minister willst Du werden? Einen derartigen Traum erlaube ich mir nicht einmal!" corrigirte ihn Pamirow sofort.

Nach gemeinsamem Besuch einer italienischen Oper konnte die Kritik über die Sänger und Sängerinnen nicht ausbleiben, aber gegenüber dem einstimmigen Entzücken legte Pamirow sich volle Zurückhaltung auf: „Meiner Ansicht nach hat dieser Mario sich selbst erniedrigt, indem er Opernsänger wurde; er durfte nicht vergessen, daß er ein Graf Kandia ist."

„Hör mal, Pamirow," neckte wieder einer aus unserem Kreise „seit einiger Zeit verspätest Du Dich immer im Dienst, — der Minister hat's bemerkt und scheint unzufrieden mit Dir."

„Lächerlich, als ob der mir was anhaben könnte!" gab Pamirow zurück.

Wenn er sich einen vergnügten Abend machen wollte, ging er in's französische Theater oder besuchte das Ballett. Er verspätete sich immer und erschien dann in Frack und weißer Binde: in steifer Haltung und sich selbst bewundernd, setzte er sich auf einen Lehnstuhl in der ersten Reihe. Nach der Vorstellung ging er in ein feines Restaurant, denn das gehörte nach seiner Ansicht zum guten Ton. Mit Literatur beschäftigte er sich auch etwas, doch las er nur französische Romane; war von englischen Schriftstellern die Rede, so stellte er Dickens als einen so populären Schriftsteller hin, daß seine Werke von der gebildeten Gesellschaft gar nicht mehr beachtet würden. Die Anstellung im Auswärtigen Amt hatte er nur durch Protection erhalten: ebenso gut hätte er auch in einer Gesandtschaft einen Posten haben können, doch hätte er auch hier nie in eine höhere Stelle heraufzurücken vermocht. Einige Wochen nach unserem Bekanntwerden fuhr ich auf's Land und verlor ihn aus den Augen und auch aus dem Sinn. Zwanzig Jahre waren vergangen …

Als ich am Ende des Winters an einem klaren, sonnigen Tage spazierte, begegnete mir ein junger Mann, der Sohn eines meiner Freunde vom benachbarten Gute. Er wae am Abend zuvor aus Moskau angekommen und wollte mich in meiner Wohnung aufsuchen. Nachdem wir uns begrüßt, fragte ich ihn: „Wie verbringt man denn eigentlich die Zeit bei uns zu Hause?"

„Im vergangenen Winter waren wir sehr fidel; jede Woche gab es Bälle und Gesellschaften, und wir haben uns fast todt getanzt."

„Unsinn, wer giebt denn in Moskau heute noch Gesellschaften? Die Aristokraten sind doch fast ganz verschwunden, viele sind nach Petersburg verzogen, einige haben ihre Besitzthümer verkauft und sind in's Ausland übergesiedelt, — die wenigen Zurückgebliebenen laden gewiß nicht mehr ein?"

„Doch, — Pamirow!" rief der junge Mann aus.

„Welcher Pamirow?"

„Ich glaube, Sie haben früher meinem Vater von ihm erzählt."

„Ach ja, jetzt erinnere ich mich! Ist ee denn reich?"

„Sehr reich," bestätigte mein Freund. „Nach dem Tode seiner Eltern erbte er als einziger Sohn zweitausend Seelen und baares Vermögen; wie viel es war, weiß ich nicht, aber jedenfalls ist er recht vermöglich. Man sollte ihn durchaus zum Gouvernementschef wählen, doch — es machte sich nicht; er entzweite sich mit dem Adel, verkaufte sein geerbtes Gut und zog nach Moskau. Hier heirathete er ein hübsches Mädchen, doch paßten leider die Charaktere nicht zusammen, und sie gingen bald wieder auseinander. In der Gesellschaft war er eigentlich nicht beliebt, denn er galt für stolz und eingebildet, aber er gab schöne herrliche Soireen! Den Schluß bildete immer ein feines Souper an kleinen runden Tischen; vor jeder Dame in zierlicher Vase ein Bouquet Maiglöckchen — Trüffeln, so groß wie Aepfel, der beste Caviar, Sterlets von dieser Länge! Im Nebenzimmer spielte ein Orchester, die Diener in Gamaschen und Schnallenschuhen — mit einem Wort: großartig! Der Wirth selbst war allerdings niemals sehr liebenswürdig; kalt und unnahbar blieb er immer. Am Tanz und Essen betheiligte er sich nicht; den Kopf zurückgeworfen, spazierte er lieber durch die eleganten Räume — ich glaube, er hielt sich für einen Prinzen im Ballett. Im Stillen lachten ihn alle aus, aber trotzdem folgte man seinen Einladungen, denn es war das einzige Haus, wo der Wirth ausgesuchte Leckerbissen vorsetzte."

Diese Beschreibung setzte mich nicht in Erstaunen, denn ich hatte schon häufig beobachtet, daß Leute aus vornehmen Kreisen Einladungen zu Bällen und Abenden gern annahmen, obwohl Wirth und Wirthin ihnen ganz gleichgültig, zuweilen sogar antipathisch waren — das Vergnügen und die Kunst des Koches stehen da eben in erster Reihe.

Und es vergingen noch zwanzig Jahre. Diese Zeiträume sind lang im Verhältniß zum kurzen menschlichen Leben; übrigens erscheint uns das Leben selbst nur kurz. Ein Beweis dafür war jetzt mein Wiedersehen mit Pamirow nach vierzig Jahren; allerdings hatte uns Beide diese lange Zeit stark mitgenommen, aber doch hatten wir noch so viel Frische, daß ich Pamirow nicht ganz vergessen, und daß Pamirow eine so steile Treppe zu mir erstieg. Ich kann es nicht recht schildern, was ich beim Zusammentreffen mit einem Zeugen meiner Jugend empfand, und ob sich in mir überhaupt etwas Besonderes regte. Erinnerungen und Eindrücke, die fünfzig Jahre hinter uns liegen, verlieren ja an Klarheit, weil das geistige Interesse durch die lange Trennung abgeschwächt ist. Und bei der Begegnung mit Menschen, die wir nur bei voller Anstrengung unseres Gedächtnisses wiedererkennen, und zu denen wir seelisch in keiner Beziehung gestanden haben, was sollte sich da in uns rühren? Da müssen wir doch offen bekennen, daß es meist die Langeweile ist, die sich unser bemächtigt.

Während Pamirow mich scharf zu beobachten fortfuhr, glättete er unablässig mit der rechten Handfläche seinen Cylinder, der unter den heftigen Regengüssen des vergangenen Herbstes sehr gelitten zu haben schien. „Ich komme zu Ihnen mit einer Bitte," brach er endlich das Schweigen.

„ich hörte, Sie seien bekannt — sogar intim, mit Herrn X.... Ne voudriez vous pas... Würden Sie mir, vielleicht aus alter Bekanntschaft, vous rappelez vous? — eine Gefälligkeit erweisen, — un petit service? Ich möchte gern wieder eine Beschäftigung aufnehmen, d. h. in der Kanzlei jenes Herrn einen Posten bekleiden."

„Sie wissen doch, daß dieser Dienst sehr vielseitig ist, und Sie für die eine oder andere Specialität vorbereitet sein müßten?"

„Was heißt Specialität? La spécialité!" rief er lachend aus. „Ich glaube, der Herr braucht vor Allem des hommes comme il faut! Leute aus guter Familie, aus hohen Kreisen, übrigens bin ich auch bereit, mich allen seinen Anforderungen zu unterwerfen. Tout ce qu'il voudra! Wenn ich nur eine Anstellung bekomme. Ich hatte mich vor einiger Zeit an meinen früheren Vorgesetzten in der Kanzlei des Auswärtigen gewandt, — Sie erinnern sich doch? Meine Ansprüche waren durchaus nicht unbescheiden! ich bat, mich als Konsul in den Süden zu schicken. Meine Nerven bedürften sehr der Stärkung; ich wollte auch gern einmal andere Luft athmen; immer hier im kalten Norden zu leben, j'en ai assez! Aber on n'est jamais trahi que par les siens; man schlug mein Gesuch ab, — refus complet! So bin ich denn gezwungen, hier weiter zu leben. Es erscheint Ihnen wohl sonderbar, daß ich mich in meinem Alter noch um eine Stelle bemühe, doch ganz ohne Beschäftigung will es mir nicht gefallen. Meine Ansprüche, mes prétentions, sind ja auch ganz bescheiden; für's Erste würde ich mich mit dreitausend Gehalt und freier Wohnung begnügen, natürlich müßte das Quartier etwas anständig sein — un peu comfortable."

„Wieso für den Anfang?!" entfuhr es mir.

„Ja — faute de mieux! Sie finden das zu viel?"

„Aber ich bitte Sie! So hohe Gagen erhalten nur die Vorsteher im Amt."

„Vraiment! In diesem Falle wäre ich auch mit zweitausend zufrieden."

„Auch die wird man Ihnen nicht bewilligen."

„Aber doch tausend und freie Wohnung."

„Auch das nicht."

„Mon Dieu! Mon Dieu! Wie soll man denn leben?"

„Da kann ich Ihnen keinen Rath geben."

„Das ist entsetzlich pour un gentilhomme. Stellen Sie sich doch vor, ayant des habitudes — Man kann doch nicht von Allem lassen!" Der Cylinder fiel zu Boden, — rasch hob er ihn auf und glättete ihn immer weiter. Ich wollte ihm nicht allen Lebensmuth nehmen und versprach, mich für ihn zu interessiren, und es ihm mitzutheilen, sobald sich Etwas für ihn finden würde. Aus seiner Brusttasche zog er ein verbrauchtes Taschenbuch, entnahm ihm eine Karte und reichte sie mir. Die große Krone über dem Namen fiel mir sofort auf: „Mr. Athamar de Pamirow, aber auf Ihrer Karte fehlt ja Ihre Adresse," bemerkte ich.

„Ja, — c'est une idée à moi — bitte, unterziehen Sie sich nicht der Mühe, meinen Besuch zu erwidern. Ich kann in meinem jetzigen Zimmer nicht empfangen; die Wohnung wurde mir empfohlen, ich verließ mich darauf und gerieth in ein Loch. Wer weiß, was für Leute da um mich wohnen? Pas un homme de notre monde — ich schäme mich, diesen Menschen auf der Treppe zu begegnen. Nach einigen Tagen ziehe ich um. Ich bitte nochmals, bemühen Sie sich nicht zu mir. Nach einer Woche komme ich selbst wieder heran. Aber ich halte Sie auf, Sie wollten ausgehen. Bitte, entschuldigen Sie mich — es ist schon fünf Uhr, five o'clock! Wollen wir zusammen gehen?" fügte er aufstehend hinzu; „ich trinke um diese Zeit immer eine Tasse Thee, das ist eine alte Gewohnheit, von der ich nicht lassen kann."

Wir gingen eine kurze Strecke zusammen und trennten uns dann. Aus Neugier lief ich nach einigen Tagen doch in's Einwohnermeldeamt. Nachdem ich genaue Auskunft erhalten hatte, machte ich mich auf den Weg, Pamirow's Logis aufzusuchen. Ich trat in den Hof eines großen Gebäudes. Auf diesem war wohl schon längst keine Säuberung mehr vorgenommen worden. Während der Frostmonate hatte sich hier viel Schmutz und Kehricht angehäuft, und jetzt bei Thauwetter schmolz das Alles, und ein abscheulicher Geruch entstieg dem Boden. Ich sah mich nach einem Portier um, fand aber keinen. In der Mitte des Hofes entdeckte ich über einer schmalen, niedrigen Thür eine verrostete Platte mit der mir angegebenen Nummer 62. Seufzend stieg ich die enge Treppe hinauf; die Stufen waren ausgetreten, und wie ein dunkles Kellerloch öffnete sich der Hausflur vor mir. Als ich oben war, benahm mir eine übelriechende Luft den Athem; um meine Galoschen wand sich alles Mögliche, was auf dieser schlüpfrigen Diele lag: Papierschnitzel, Gemüseabfälle, Zeugflicken, — rasch mußte ich mich an die Wand drücken, um einer Katze auszuweichen, die an mir vorüberhuschte. Ich suchte Nr. 4, doch im Halbdunkel war es mir nicht möglich, die richtige Thür zu finden, ich strich also ein Zündholz an und erblickte über einem Eingang die Aufschrift: „Möblirte Zimmer." Ich zog an einem gekrümmten Draht.

„Wer ist da?" fragte eine weibliche Stimme, und ehe ich antworten konnte, öffnete sich die Thür. „Wen suchen Sie?" fragte mich nochmals eine schmierige Frau mit unfrisirtem Haar. Ich nannte den Namen Pamirow.

„Er ist, glaube ich, nicht zu Hause, aber fragen Sie bei der Hauswirthin an, sie wird es besser wissen. Karolina Karlowna," rief die Frau und ging einige Schritt in den Corridor. Eine Thür knarrte, ich hörte schlürfende Pantoffeln, und in der Küche erschien eine Frau mit hochblondem, ungeordnetem Haar und im Morgenkleide.

„Herr Pamirow ist ausgegangen," erklärte die Wirthin. „Aber Sie sind ein Freund von ihm?" fragte sie und sah mich mit ihren schläfrigen Augen forschend an.

„Ich bin — ein Bekannter von Herrn Pamirow."

„Wenn Sie sein Bekannter sind, dann, bitte, sagen Sie ihm, daß er muß zahlen für sein Zimmer; nur ein klein Handgeld habe ich bekommen; er hat zwei Monat hier gewohnt. Achtzehn Rubel muß Herr Pamirow zahlen. Er ging Morgens weg und jetzt ist die Madame auch gegangen — das ist keine hübsche Manier!"

„Welche Madame?" fragte ich erstaunt.

„Nun, eine einfache Näherin."

„Eine Näherin? Was heißt das?" fragte ich ungeduldig.

„Eine Schneiderin," mischte sich die Köchin ein, „sie ist sehr gut bekannt mit Herrn Pamirow, er nannte sie ‚Madame', — wir nannten sie auch ‚Madame', doch war es natürlich von uns nur Spott."

Ich versprach der Wirthin, ihre Bitte im Falle eines Zusammentreffens Herrn Pamirow vorzutragen, verabschiedete mich und verließ schnell den verpesteten, dunklen Flur.

Da haben wir's! Diener in Gamaschen — five o'clock! dachte ich beim Hinabsteigen der abscheulichen Treppe. Trotz Allem, was ich gesehen und gehört, regte sich doch das Mitleid in mir. In Kurzem hatte ich eine Stelle mit bescheidenem Gehalt ausfindig gemacht; ich meldete es Pamirow schriftlich, doch er wohnte nicht mehr dort. Durch die Polizei erfuhr ich, daß er Petersburg verlassen hatte. Wohin er gezogen und was aus ihm geworden ist — ich weiß es nicht und empfand auch kein Verlangen mehr, nach ihm zu forschen.

Aus der Hauptstadt.

Die Curpfuscher.

Dem Doctor schmeckten unsere Cigarren heute nicht. Als ihm der Dichter großherzig eine von seinen Bebänderten spendete, stieß er sie nach den ersten Zügen in's Aschnäpfchen und begann sich in hämischer Weise über die Vortheile geruchloser W. C.'s auszulassen. Nachher schwieg er ganz. Der Doctor ist sonst ein umgänglicher Gesell, und da keiner von uns zu seinen Patienten gehört, pflegt er immer Leben in die Bude zu bringen. Heute aber zog er ein Gesicht wie Bülow, wenn

die freisinnige Presse ihn auffodert, endlich das entehrende Joch der Agrarier abzuwerfen und, dem Anno 1893 kund gethanen Willen des Kaisers gehorchend, energisch gegen den Brodwucher vorzugehen.

„Ich weiß, was Sie bedrückt," sagte endlich der Häuptling des Stammtisches. „Doch beruhigen Sie sich: wir haben sämmtlich den Proceßbericht gelesen, und Sie dürfen sich getrost ausschimpfen."

„Ist es nicht ein Jahrhundert-Scandal?" rief der Doctor empört. „Tritt da ein Pfuscher vor die Gerichtsschranken, der von der angewandten medicinischen Wissenschaft keinen Dunst hat, ein Mensch, dessen Ignoranz jedem Fractionsführer imponiren müßte und behauptet, alle Krankheiten hätten eine Ursache und seien durch eine einheitliche Arznei zu curiren. Dieser ruchlose Tischler Kuhne zertrümmert kaltblütig das Gebäude, daran seit Jahrtausenden vielgeprüfte Männer, die alle Examina mehr oder minder glänzend bestanden haben, arbeiten. Er schafft mit einer dreisten Handbewegung den Stolz unserer Zeit, das Specialistenthum, aus der Welt, schleudert uns in die Nacht mittelalterlicher Anschauungen zurück, in jene schlimmen Tage, wo noch derselbe Arzt Magen und Lunge, Ohren und Hals, Bein und Arm behandelte! Und was das Ungeheuerliche ist: Der Kerl hat Zulauf, hat mehr Kunden und verdient mehr Geld als unsereins!"

„Sie dürfen ihm das nicht so übel nehmen," begütigte sein Nachbar, ein fleißiger Rentner, der vor beiläufig vierzig Jahren, als die Frage der Berufswahl an ihn herantrat und er sich durchaus für einen Stand entscheiden sollte, den Junggesellenstand erkor „Sie sind ein Gelehrter, und der Leipziger Angeklagte ist ein Curpfuscher. Wo soll der arme Bursch denn Ihre in Jahre langem Studium mühselig erworbene Kurzsichtigkeit her haben? Dem Ungebildeten haftet unausrottbar die Manie an, jedes Ding in seiner Totalität zu betrachten. Er begreift nicht, daß die Einzelheiten die Hauptsache sind, und wenn der Körper erkrankt, so behandelt er ihn als zusammenhängendes Ganzes, wohingegen Sie, der wissenschaftlich gebildete Mann, alle Ihre Aufmerksamkeit dem einzelnen Gliede zuwenden. Ihnen ist das Wohlbefinden des Gesammtorganismus farcimentum; Sie sind für die Gesundheit im Detail."

Der Doctor blickte den Sprecher dankbar an. „Er ist ein Curpfuscher," wiederholte er, „und ich bin ein Gelehrter. Das muß man eben bedenken. Und das erfüllt mich mit froher Zuversicht. Die Curpfuscherei, die immer auf's Ganze geht, führt nothwendig nur ein Eintags-Leben; die methodische Wissenschaft jedoch, die stets schrittweise vorrückt, ist ewig."

*

Man kann im deutschen Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhause doch beträchtlich mehr lernen als falsche Citate. Wer das Bedürfniß verspürt, seine volkswirthschaftliche Bildung zu erweitern — allerdings, welcher vernünftige Mensch spürte je dies Bedürfnis! — dem boten die Etatsdebatten der letzten Wochen günstige Gelegenheit dazu. Es ward über den Arbeiterschutz und die Zustände in unseren Bergwerken, über Kranken-Versicherung, Kohlen-Großhandel, Getreidezölle, Kinderarbeit, Beamten-Ueberbürdung und neue Orthographie gesprochen, obgleich letztere mit der National-Oeconomie nur sehr oberflächlich zusammenhängt. Alle schweren Nöthe der Zeit waren zur Debatte gestellt. Jede Noth für sich, selbstverständlich. Daß ein innerer Zusammenhang zwischen all dem Elend bestehe, daß möglicher Weise der Gesammtorganismus des Staates, nicht nur die auf der Tagesordnung verzeichneten einzelnen Glieder krank sein könnten, das wurde als unwesentlich von den versammelten Gelehrten nicht weiter erwähnt. Auch befaßte sich Jeder nur mit der Materie, die ihn momentan gerade interessirte und von deren gründlicher Durchdenkung ihn nicht wichtige andere Arbeiten, Frühstücke en petit comité zum Beispiel und Grunewald-Schlittenfahrten zu Zweien, abhielten. An der Verhandlung über die Wohnungsnoth, die doch just für Berlin mancherlei interessante Momente zeitigte und doch just auf Berlin gemünzt war, nahmen die Herren Abgeordneten der Reichshauptstadt nicht Theil. Sie organisirten zur selben Stunde den verzweifelten Widerstand des ausgepowerten Volkes von Potsdam gegen die Erhöhung der Getreidezölle, was um so nothwendiger war, als die ungeheuerliche und schamlose Grundstücks-Speculation den Berliner Industriearbeiter etwa zehn bis fünfzehn Mal höher belastet, als selbst der Siebenmark-Zoll es thäte. Die Charlottenburger Stadtverordneten-Versammlung nahm unter Führung ihres Magistrates einen feierlichen Antrag gegen die Begehrlichkeit der Landwirthe an und begründete ihr Vorgehen mit der heiligen Pflicht, die große Mehrheit des Volkes, den Arbeiterstand, zu schützen. Jammerschade, daß die redlichen Volksfreunde sich nicht auch gleich der weit heiligeren Pflicht erinnerten, den Arbeiterstand vor dem Wohnungswucher zu schützen! Der nebensächliche Umstand, daß sie zwar keine Agrarier, aber zumeist Terrain- und Hausbesitzer sind, kann diese Unentwegten doch kaum von der Erfüllung einer heiligen Pflicht abgehalten haben.

Aus der Debatte über die Wohnungs-Nöthe fiel so wenig ein Lichtstreif auf die Gesammt-Lebenshaltung des Volkes, wie bei der Erörterung der Kohlenmisère die eigentliche Ursache alles Kummers unserer erwerbsthätigen Stände, die zermalmende Uebermacht des Zwischenhandels, erwähnt wurde. Längst ist der Handel aus einer dienenden Magd der Arbeit zu ihrer tyrannischen Herrin geworden, längst beugt sich die Production feige dem Verschleiß, hinter dem die großen Banken mit dem großen Portemonnaie stehen. Und beflissen schauen die Doctoren bei Seite und curiren im schwitzenden Eifer an nebensächlichen Symptomen herum, nur um nicht den eigentlichen Sitz der Krankheit feststellen zu brauchen. Excellenz Brefeld schwang sich zwar dazu auf, den Kohlenhandel ein nothwendiges Uebel zu nennen, was ihm die allerhöchste Ungnade des regierenden Königs in Oberschlesien, Arnhold I., in Firma Cäsar Wollheim, eintrug. Auch waren die heißesten Wünsche des Ministers auf Seiten der Consumenten; er bedauerte aber, ihnen für's Erste außer diesen heißen Wünschen kein Brennmaterial aus der fiscalischen Grube zur Verfügung stellen zu können. Die Abgeordneten ballten noch tapferer als er die Faust in der Tasche. Und als die Vorstellung beendet war, da ging ein Lächeln durch das hohe Haus. Die gefeierten Lustspieldichter unserer Zeit wären glücklich, ein solches Lächeln hervorlenken zu können. So fein vermögen aber in Wahrheit nur Auguren zu lächeln.

Alle Gelehrten, so hieß es an unserem Stammtische, seien Detaillisten; in der Specialität liege die wissenschaftliche Größe. Was für große Gelehrte, was für erhabene Capacitäten wissenschaftlicher Forschung müssen also unsere Politiker sein! Niemand haftet so zäh und eigensinnig wie sie an der Einzelheit, sieht wie sie nur kleine Nebenkrankheiten des todtwunden Leibes und verweigert ihm dann auch noch die Medicin, die wenigstens örtlich und vorübergehend helfen könnte.

Wahrhaftig, wird man ihren ärztlichen Verdiensten gerecht, dann lernt man die Curpfuscher, die rohen Empiriker, die Alles erreichen und alles Leid aus der Welt schaffen wollen, herzlich verachten!

*

Wenn man nur genau wüßte, wer eigentlich der Arzt ist, und wer der Charlatan, und wodurch man sie Beide von einander unterscheidet!

Prinz Vogelfrei.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Arbeiterin und die Frauenemancipation.

Sehr geehrter Herr!

Der Artikel „Die Arbeiterin und die Frauenemancipation" von Karl Roetzel in Nr. 51 der „Gegenwart" enthält den Vorwurf gegen die deutsche Frauenbewegung, daß die Führerinnen „meistens viel zu ausschließlich für die Rechte der gebildeten Frau eintraten, während unseres Erachtens einer erfolgreichen Emancipation der gebildeten Stände stets eine solche der in schwerer Arbeit um ihr Brod ringenden Massen

vorausgehen muß", welchen Vorwurf wir glauben zurückweisen zu dürfen. Die Frau der gebildeten oder besser gesagt der besitzenden Stände mußte sich erst selbst bilden und befreien, um ihren doppelt geknechteten, vom Mann und vom Unternehmer abhängigen Geschlechtsgenossinnen zur Emancipation, zur wirthschaftlichen und socialen Befreiung behülflich sein zu können. Deßhalb mußten mit Naturnothwendigkeit die Bildungs- und Erwerbsbestrebungen die ersten Aufgaben der Frauenbewegung sein. Daß aber neben der Verfolgung solcher Ziele die Frauenbewegung von Anbeginn an ihre Pflicht erkannt hat, dafür läßt sich manches bedeutsame Moment aus der Geschichte der Frauenbewegung anführen. Wenige Beispiele können hier nur angedeutet werden: Auf den Generalversammlungen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, dieses ersten Frauenvereins, der kein Wohlthätigkeitsverein war, nehmen die Verhandlungen über die Lage der Arbeiterinnen und die Stellung der Frauenbewegung zu derselben einen breiten Raum ein. Der 1865 von Luise Otto gegründete Verein richtete bereits 1867 an den in Hamburg tagenden Congreß der volkswirthschaftlichen Vereine ein Gesuch, er möge sich mit den Interessen der Arbeiterinnen beschäftigen und die weibliche Arbeitskraft von der Verkümmerung, in der sie sich gegenwärtig befindet, zu retten suchen. Auch an den Arbeitertag in Gera (October 1867) richtete der Verein eine Zuschrift, in der das Eintreten für Organisationen von Arbeitern und Arbeiterinnen gefordert wird. Schon 1869 war in Berlin von Frau Lina Morgenstern ein Arbeiterinnenverein gegründet worden, der leider später wieder einging. Auch der Bund deutscher Frauenvereine hat durch ein warmes Eintreten für Einführung der weiblichen Gewerbeinspektion, für einen erweiterten öffentlichen und privaten Arbeiterinnenschutz seine Sympathie für diese Aufgaben der Frauenbewegung bethätigt. Wenn aber das Eintreten dieser und anderer Vereinigungen zumeist in Vorträgen, Resolutionen und Petitionen gipfelte, wenn es nur wenigen Frauen gelungen ist, thatkräftig die Organisationen der Arbeiterinnen unterstützen zu können, so ist das nicht auf eine mangelnde Theilnahme der Führerinnen der Bewegung zurückzuführen. Diese haben sich wahrlich nach Kräften bemüht, das Interesse weitester Frauenkreise für die schwer ringende Arbeiterin zu erwecken. Die Hülfe der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen ist aber allzulange von den Führenden dieser Kreise zurückgewiesen worden. Es sei nur an den Internationalen Frauencongreß in Berlin (1896) erinnert, bei dem die Behandlung der Arbeiterinnenfrage einen breiten Raum einnahm. Frau Jeannette Schwerin behandelte damals unter Anderem die Frage: „Auf welchen Arbeitsgebieten kann sich die gesammte Frauenwelt zu gemeinsamer Arbeit vereinigen?" Damals antworteten aber die Führerinnen der Arbeiterinnenbewegung: „Wir können nicht mit den bürgerlichen Frauen Hand in Hand gehen, weil unser Kampf in erster Linie ein Klassenkampf ist gegen das Unternehmerthum und gegen die kapitalistische Gesellschaft", und weiter: „Von der Bereitwilligkeit der bürgerlichen Frauen, die Organisationen der Arbeiterinnen zu fördern, haben die proletarischen Frauen nur Nutzen, wenn man diese Organisation zu Kampforganisationen gegen das Kapital gestaltet, und nicht etwa zu Harmonie-Kaffeekränzchen. Wenn die bürgerliche Frauenbewegung für diese Reformen eintritt, wird sie parallel mit uns arbeiten. Wir werden es anerkennen, falls sie auf diesem Gebiet etwas erreicht, was den Arbeiterinnen zu Gute kommt. Aber wenn eine parallele Action möglich ist, so ist damit nicht gesagt, daß sie eine gemeinsame ist. Was wir auch für Berührungspunkte haben, wir stehen im andern Lager. Für uns steht in erster Linie der Grundsatz: Die proletarische Frau kämpft gemeinsam mit ihrem männlichen Schicksalsgenossen einen Klassenkampf und nicht einen Kampf gegen die Vorrechte des männlichen Geschlechts, den die bürgerliche Frauenbewegung ihrer ganzen Entwickelung nach zu führen die historische Aufgabe hat." Trotzdem ist ein Zusammengehen immer und immer wieder von den Vertreterinnen der Frauenbewegung versucht und angebahnt worden, und wo ihnen ein gemeinsames Arbeiten versagt wurde, haben sie in Parallelactionen Wunsch und Wille zum Helfen bekundet. So nahm erst kürzlich die 4. Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine folgende Resolution an: „Sie erkennt die Wichtigkeit einer Verständigung zwischen der bürgerlichen Frauenbewegung und der Arbeiterinnenbewegung an und empfiehlt die Möglichkeit einer Verständigung auf gemeinsamen Arbeitsgebieten von Fall zu Fall in Betracht zu ziehen und nach Kräften zu suchen." Damit ist ausgesprochen, daß die Frauenbewegung bereit ist, der Arbeiterinnenbewegung alles das an Unterstützung, Kraft, Hülfe und Arbeit zu geben und zu leisten, was diese anzunehmen willens ist, daß sie ihre Aufgabe erkannt hat, sich der in schwerer Arbeit um die dürftigste Existenz ringenden, doppelt gedrückten und geknechteten Geschlechtsgenossin aus dem Arbeiterstande anzunehmen. Und wo man ihr Raum zur Bethätigung läßt, wird es auch an Thaten nicht fehlen.

Hochachtungsvoll

Alice Salomon,
Leiterin der Mädchen- und Frauen-Gruppen
für sociale Hülfsarbeit in Berlin.

Notizen.

Erinnerungen an Friedrich Nietzsche von P. Deussen. (Leipzig, Brockhaus.) Der Verfasser, Professor an der Universität Kiel und bekannt durch seine Werke über die indische Philosophie, war durch 40 Jahre mit Nietzsche befreundet und hat über dessen wissenschaftliche Pläne und Arbeiten mit ihm eine lebhafte Correspondenz unterhalten, die hier in 26 Briefen zum Abdruck kommt. Eine werthvolle Beigabe bilden drei Facsimiles, die eine interessante Vergleichung der Schrift Nietzsche's aus drei weit auseinanderliegenden Perioden ermöglichen. Außerdem ist das Buch mit einem noch nicht veröffentlichten Portrait geschmückt: man hat freilich Mühe, in dem verdrießlichen jungen Mann mit dem stechenden Blick und der häßlichen Hängelippe, die später vom starken Schnurrbart verdeckt wurde, Nietzsche wiederzuerkennen. Der Begleittext Deussen's bildet einen wichtigen Theil des Buches, denn, wie der Verfasser im Vorwort mit Recht sagt, wird, wo es sich um die Veröffentlichung von Briefen Verstorbener handelt, nur der Empfänger in der Lage sein, diejenigen Aufschlüsse zu geben, ohne welche die Briefe nicht verstanden oder mißverstanden werden. Das Werk ist reich an charakteristischen Zügen aus dem Leben Nietzsche's und bietet Neues und Interessantes aus seiner Studienzeit in Schulpforta, Bonn und Leipzig, aus der Militärzeit und der Zeit der Baseler Professur, aus den Wanderjahren und dem spätern einsamen Leben zu Sils-Maria bis zu seinem Tode in Weimar. Am Schlusse des Werkes geht der Verfasser in einem besondern Abschnitt auf Nietzsche's Philosophie ein, und dieses Kapitel ist als Aeußerung eines hervorragenden Gelehrten, wie als parteilose Kritik eines Freundes von besonderem Interesse.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 7. Berlin, den 16. Februar 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Deutschen in Ungarn.

Seit einem Vierteljahrhundert weiß man im Deutschen Reiche, daß, wie in anderen Ländern, besonders auch in Ungarn das deutsche Element einen weit schwierigeren Kampf um sein nationales Dasein zu führen gezwungen ist, als vordem. Schon ehe Tisza durch die Zertrümmerung des Königsbodens der ständischen sächsischen Nation den politischen Lebensfaden nach heftigem Widerstande der Nationsuniversität und nach rühmlichem, wenn auch vergeblichem Kampfe mit ihren Vertretern im Abgeordnetenhause zerschnitten hatte, war im übrigen Ungarn, wo an zwei Millionen Deutsche wohnen, bald nach dem Abschluß des 1867er Ausgleiches deren Entnationalisirung systematisch, wenn auch Anfangs nur schüchtern und vorsichtig, in Angriff genommen worden. Der Appell an den Patriotismus diente den Magyarisirungsbestrebungen als wirksamer Deckmantel, und in Wahrheit war ein großer Theil des Deutsch-Ungarthumes ohne Weiteres bereit, der strengen Auffassung seiner staatsbürgerlichen Pflichten die Nationalität zu opfern. Die herrschende Rasse verstand diese Bereitwilligkeit durch kluge Anwendung des Divide et impera noch wesentlich zu fördern. Gegenüber dem stark entwickelten Nationalbewußtsein der Rumänen, Serben und Slovaken mit dem wirthschaftlichen Interessengegensatz, in dem sie sich zu den Deutschen befanden, ließen sich die Letzteren von den Magyaren zum Glauben an eine engere Interessensolidarität verlocken und im öffentlichen Leben als werthvolle Alliirte benützen. Wo das politische Bedürfniß hierfür besonders eclatant vorlag, wurde lange Jahre hindurch wenigstens von gehässigen Magyarisirungsmaßregeln auch ganz abgesehen. Das gilt mehr oder weniger sowohl für die nordungarischen, wie für die westungarischen und südungarischen Deutschen (Zipser, Hienzen und Schwaben), von denen die letztgenannten weitaus am compactesten wohnen und auch der Zahl nach die stärksten sind. Sie bilden, wo nicht die absolute, so doch die relative Majorität in den Comitaten Temes und Torontal des sogenannten Banates, und wenn man nicht bloß zählt, sondern auch wägt, den namhaftesten Bestandtheil der Bevölkerung in den Comitaten Krassó-Szörény und Bács-Bodrog, wo sie vermischt mit Rumänen, Serben und Magyaren wohnen. Die Städte Temesvar, Werschetz, Lugos, Karansebes, Ungarisch-Weißkirchen, Pancsova, Neusatz und Groß-Becskerek hatten noch vor wenig Jahrzehnten ein nahezu ausschließlich deutsches Bürgerthum, das zwar in der Revolution im Gegensatz zu Serben und Rumänen größtentheils Hand in Hand mit dem Magyarenthume gegangen war, durch die germanisatorischen Tendenzen der absolutistischen Aera jedoch eine wesentliche Stärkung, wenn auch theilweise unbewußt, erfahren hatte. Bei kluger und zielbewußter Benützung des alsbald nach Abschluß des 1867er Ausgleiches als Ehrenschuld des im Kampfe um die Wiedererringung seiner Staatlichkeit heiß um die Bundesgenossenschaft der übrigen Nationalitäten werbenden und mit Gleichberechtigungsversprechungen nichts weniger als kargenden Magyarenthumes durch erleuchtete Staatsmänner, wie Deak, Andrássy und Eötvös geschaffenen Nationalitätengesetzes hätten Schwaben, Hienzen und Zipser eine natürliche Entwickelung ihres deutschen Volksthumes und ihrer nationalen Cultur sich sehr wohl sichern können. Das wurde aber leider versäumt. Das politische Staatsbürgerbewußtsein überwog so sehr das ethnische Volksbewußtsein, daß man der Verbreitung der magyarischen Sprache willig Thür und Thor öffnete, sie in communalen und confessionellen Volksschulen sich willig als Unterrichtssprache aufdrängen ließ, auf den Gebrauch der deutschen Sprache im öffentlichen Leben widerstandslos verzichtete und den Versicherungen, daß es sich ja gar nicht um Verdrängung des Deutschen, sondern nur um Verbreitung der Staatssprache handle, blindlings Glauben schenkte. So schlief das deutsche Volksbewußtsein bei den südungarischen Schwaben dem Magyarenthume gegenüber vollständig ein und bethätigte sich nur Serben und Rumänen gegenüber als Stolz der überlegenen Cultur. Da hatte das Wort: „Mir san deutsche Leut'" gewissermaßen eine aristokratische Grundlage.

So war es möglich, daß der parlamentarische Kampf der siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten gegen die obligatorische Einführung der magyarischen Sprache in die Volksschulen, gegen das Kindergartengesetz und gegen das Mittelschulgesetz unter den Deutschen im engeren Ungarn kein nennenswerthes Echo weckte, und daß gegen die allerdings gründlich verleumdeten Bemühungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins im Kreise der ungarländischen Deutschen, freilich nur von liebedienerischen und streberischen Elementen, Demonstrationen veranstaltet werden konnten. An manchen Orten, z. B. in Werschetz und Ungarisch-Weißkirchen litt der Versuch einer solchen immerhin noch Schiffbruch.

Von magyarischer Seite wurde auch bei jeder sich ergebenden Gelegenheit das Lob des Patriotismus der wackeren Schwaben gesungen. Erst etwa seit einem Jahrzehnt begann sich indessen der allgemein gehegte Glaube an die unbedingte

Magyarisirungsbereitwilligkeit derselben als Täuschung zu erweisen. Das chauvinistische Beamtenthum glaubte auf die deutschsprachigen Staatsbürger auch nicht mehr Rücksicht nehmen zu brauchen, wie auf die materiell und gesellschaftlich größtentheils inferioren Serben und Rumänen und verletzte auch die Schwaben, die sich lange Zeit für etwas Besseres und Bevorzugteres gehalten hatten. Die fortwährend exclusivere magyarische Erziehung der Jugend erzeugte bei ihr Haß und Verachtung gegen das Deutsche und brachte Kinder und Eltern in immer schärferen Gegensatz. Daß die sich zu Juristen, Aerzten, Geistlichen, Lehrern, Technikern heranbildenden jungen Leute ihrem Volksthum vollständig verloren gingen und vielfach nach Renegatenart die rücksichtslosesten Gegner desselben wurden, machte schließlich auch die national Tolerantesten und Indifferentesten stutzig. Die Zurückdrängung jeder deutschen Lebensäußerung im gesellschaftlichen Leben, die Magyarisirung der Männergesangvereine, die Verweigerung der Concession an deutsche Theatergesellschaften, die schroffe Ausmerzung alles Nichtmagyarischen aus der Justizpflege erregte immer größere Verstimmung. Die Untüchtigkeit und Corruption zahlreicher Beamten, in denen sich den Staatsbürgern der ungarische Staat und die magyarische Hegemonie verkörperte, zerstörte alle Illusionen über die Entwickelung eines fortschrittlichen Rechtsstaates.

Nach und nach wurde das Bewußtsein immer lebendiger, daß die gewiß nicht ideale absolutistische „deutsche" Regierung doch vielfache Vorzüge besessen und zum mindesten die Güter der deutschen Cultur nicht angegriffen habe. Den Werth dieser Letzteren gegenüber der recht anspruchsvoll auftretenden, aber doch nur entlehnten und hohlen magyarischen Cultur lernten auch die national Indifferenten immer mehr schätzen. Dazu kam, daß das endliche Erwachen des deutschen Bewußtseins in Oesterreich in Folge der täglich wachsenden Prätensionen des Tschechenthumes und der westwärts der Leitha immer schärfer entbrennende Kampf zwischen Deutschen und Slaven gar Vielen die Augen öffnete, welche bis dahin die ebenso von magyarischer wie von slavischer Seite drohende Gefahr für den Bestand und die ungestörte Entwickelung des transleithanischen wie des cisleithanischen Deutschthumes nicht sahen oder nicht sehen wollten.

Freilich wurden die Aeußerungen solcher Erkenntniß nicht bloß von der magyarischen, sondern auch von der deutschen, größtentheils von der Regierung subventionirten oder sonst abhängigen Provinzpresse sofort als unpatriotisch gebrandmarkt und durch geschäftliche und gesellschaftliche Boycottirung im Keime zu ersticken gesucht, von den hauptstädtischen deutschen Blättern aber, die in's Ausland gehen, entweder todtgeschwiegen oder systematisch entstellt. Die staatliche und municipale Verwaltung brachte ihre Magyarisirungsmaßregeln immer rücksichtsloser zur Geltung, und suchte die im Parlament und in der Journalistik immer schärfer betonte „Einheit der Nation" auch mit Gewalt ihrer einstigen Realisirung näher zu bringen. Der Unterrichtsminister errichtete in national gemischten Gegenden Hunderte von Elementarstaatsschulen mit ausschließlich magyarischer Unterrichtssprache, wo es ihm nicht gelang, durch die mit geringeren Kosten verbundene Subventionirung von communalen und confessionellen Schulen maßgebenden Einfluß auf die Leitung derselben zu gewinnen und magyarisirende Lehrkräfte einzuschieben. Durch die materielle Entlastung ließ sich manche Gemeinde ködern, aber letzterer Zeit zeigte sich oft auch schon Widerstand, zum Theil mit vollem Erfolge. Am nachhaltigsten regte sich aber der Widerstand gegen die vom Clerus gemachten Versuche, beim Gottesdienste neben der deutschen die magyarische Sprache einzuführen, was schon in den Priesterseminarien als Bethätigung des Patriotismus empfohlen und gelehrt wurde. Dagegen, daß er mit seinem Herrgott in anderer Sprache verkehren sollte, als er von seinen Eltern gehört, wehrte sich auch der geduldigste deutsche Michel, und mehrfach mußten schon allzu eifrige Magyarisirungspfarrer ihre Stellen verlassen, weil ganze Gemeinden mit dem Uebertritte drohten und einige wenige ihn auch vollzogen. Der von den subventionirten Blättern verbreiteten nationalen Geschlechtslosigkeit beginnen nun auch unabhängige Organe der Presse, freilich meist nur locale Wochenblätter mit beschränktem Leserkreise, offen entgegenzutreten, um ihr Deutschthum zielbewußt zu bekennen. In manchen Gemeindevertretungen wird am Gebrauch der deutschen Sprache zäh festgehalten. Erst kürzlich haben zwei Dörfer die früher unbedachter Weise aufgegebene deutsche Protokollsprache reclamirt und im Sinne des bestehenden Nationalitätengesetzes auch zugesprochen erhalten. Die Stadt Ungarisch-Weißkirchen hat im Schulstuhl die Führung deutscher Protokolle durchzusetzen gesucht, wogegen sich der Lehrkörper wehrte, und ist dann von der Comitatsbehörde abgewiesen worden. Von der Gemeinde Perjamos ist der Antrag der Regierung, die Volksschule zu verstaatlichen, einstimmig abgelehnt worden. Neben der sächsischen Städten Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz, Schäßburg, Mühlbach hat auch die Stadt Weißkirchen erklärt, an ihrem deutschen Namen festhalten zu wollen.

Im Großen und Ganzen läßt sich die Stimmung unter den südungarischen Schwaben durch die Thatsache kennzeichnen, daß ihre frühere vertrauensselige Magyarenfreundlichkeit fast ganz geschwunden, die allfällige Magyarisirungsbereitwilligkeit auf weit engere Kreise beschränkt worden ist, das Bestreben nach Erhaltung der deutschen Muttersprache und der Muth zur Bethätigung deutscher Gesinnung zugenommen hat. Aber meistens fehlt es noch an einer Organisation der Gleichgesinnten, und der gesellschaftliche und behördliche Terrorismus ist in den meisten Fällen stark genug, den in concreten Fällen der Durchführung von Magyarisirungsmaßregeln geleisteten Widerstand zu beugen oder das offene Bekenntniß zum Deutschthum verstummen zu machen. Die städtische Bevölkerung beugt sich dem Zwange und der Verführung weit leichter als die ländliche. Während die Städte, zunächst wenigstens äußerlich, immer mehr ein magyarisches Gepräge annehmen und das noch immer vorhandene deutsche Volksbewußtsein meist nur die Faust im Sacke ballt, prallen von den kernigen schwäbischen Bauern die Magyarisirungsversuche ziemlich wirkungslos ab. Doch bethätigt sich hierbei weit mehr das Gesetz der Trägheit, als ein lebendiges Nationalgefühl. Und ohne eine Stärkung des letzteren wird die noch reiche Quelle urwüchsiger Volkskraft, welche für die nationalen Verluste genügenden Ersatz zu bieten vermöchte, immer spärlicher fließen.

Allerdings sorgt der Chauvinismus, welcher die Gesetzgebung, die Regierung und Verwaltung erfüllt und immer ungestümer nach abschließenden Resultaten seiner Assimilationsbestrebungen drängt, durch seine Uebergriffe dafür, daß der Unmuth der Nichtmagyaren und darunter selbst der geduldigen Deutschen immer von Neuem gereizt und so eine Reaction hervorgerufen wird, welche oft schon für sicher gehaltene Früchte plötzlich wieder verschwinden läßt. Gegenüber der oft äußerst wirksamen Magyarisirungsarbeit der höheren Mädchenschulen, in denen man einen der wirksamsten Hebel der nationalen Gewinnung der künftigen Generation ansetzt, verfehlen in den Mittelschulen oft die eifrigsten Magyarisirungsapostel ihr Ziel, indem sie gerade durch das übertriebene Bemühen, den jungen Leuten ihre Nationalität zu verekeln, sie zum Bewußtsein derselben erwecken.

Die Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone in Wien, deren Aufruf an ihre deutschen Volksgenossen vor Kurzem so viel Staub aufgewirbelt hat, besteht aus jungen Leuten, die sämmtlich aus ungarischen oder kroatischen Mittelschulen hervorgegangen und in denselben durch den von den Lehrern und Mitschülern geübten nationalen Druck, und insbesondere auch durch den ihrer nichtmagyarischen Abstammung wegen erlittenen Spott und

Hohn in ihrem halberloschenen deutschen Stammesbewußtsein nur neu gekräftigt worden sind. Wie viele ihrer Studiengenossen aber, die nicht in der Lage sind, eine ausländische Hochschule aufzusuchen, und die ihre Anhänglichkeit an ihr Volksthum in Budapest oder Klausenburg unter den Scheffel zu stellen gezwungen sind, im Herzen deutsch gesinnt bleiben, läßt sich schwer bestimmen. Daß viele auch im späteren Alter es vermeiden werden, sich durch offenes Farbe-Bekennen vermeintliche oder auch wirkliche Nachtheile zuzuziehen, ist ebenso gewiß, wie daß manche nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich von der Sache ihres Volksthums abfallen werden. Der ungarische Staat und die magyarische Gesellschaft werden, wie bisher, kein Mittel scheuen, das Renegatenthum zu fördern, das in ihren Augen nicht nur keinen Makel bedeutet, sondern als patriotisches Verdienst gepriesen wird.

Um so größer ist das Verdienst der wenigen zur intelligenten Classe Gehörigen, welche aufklärend, ermunternd, ermahnend das deutsche Bewußtsein den breiten Schichten ihres Volkes zu erhalten, es zu kräftigen und zu schärfen bestrebt sind. Um so mehr Unterstützung verdienen die Blätter, welche unter den widrigsten Umständen, unter zahllosen Vexationen, Verfolgungen, unter materieller Schädigung, mit großen Opfern den schwierigen Kampf für deutsches Volksthum gegen die nationalen Gegner, sowie gegen Lauheit, Feigheit und Verrath unter den eigenen Stammesgenossen mit zäher Geduld weiter führen. Und wenn es den geistigen Führern in diesem stillen Ringen um den nationalen Fortbestand, in der Vertheidigung gegen die Verwendung zum Culturdünger, gelingen sollte, ihre Absicht der Gründung eines politischen Tageblattes in der Hauptstadt Süd-Ungarns, in Temesvar, zu verwirklichen, so würde dies ein überaus wichtiger Schritt nach vorwärts auf der Bahn der nationalen Emancipirung der Schwaben und damit auch der übrigen Deutsch-Ungarn sein. Denn auch in West-Ungarn herrschen den südungarischen ganz ähnliche Verhältnisse. Auch in Preßburg, Oedenburg findet sich noch wurzelkräftiges deutsches Leben, in den angrenzenden Comitaten Wieselburg und Eisenburg grenzen zahlreiche rein deutsche Gemeinden an einander. Aber auch hier in den Grenzgebieten gegen Oesterreich wirkt das lebhafte Staatsbewußtsein dem deutschen Volksbewußtsein mannigfach entgegen, vielleicht noch kräftiger, als dies in Süd-Ungarn der Fall ist. In den genannten beiden Städten trägt eine alte Tagespresse, auch ohne es sich sichtbar zum Ziele zu setzen, wirksam zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrem Geltungsgebiet bei. Sollte diese durch ein zielbewußt in deutschem Sinne geleitetes Blatt ein Beispiel politischen Muthes vor sich sehen, so würde sie, wie man dies schon in Süd-Ungarn zu beobachten Gelegenheit hat, auch zur freieren Bethätigung deutschen Bewußtseins gedrängt werden.

Leider fehlt in Süd-Ungarn der rege geistige Zusammenhang mit den Stammesgenossen im Deutschen Reich, so lebhaft auch noch in vielen schwäbischen Gemeinden die Erinnerung an die alte Heimath der Vorfahren fortlebt. Das Studium auf deutschen Universitäten, das für die siebenbürgisch-sächsische Jugend ein unerschöpflicher Quell deutschen Bewußtseins ist, kommt bei schwäbischen Jünglingen selten vor. Die Juristen können keine ausländische Facultät besuchen, die katholischen Geistlichen und Volksschullehrer werden durchgehends in ungarischen Seminarien erzogen und dort zum größten Theile magyarisirt. Neuerer Zeit schicken Eltern ihre Söhne auf die technischen Hochschulen und medicinischen Facultäten nach Wien oder Graz, aber der ungarische Staat erschwert solchen die Verwendung im Lande durch vexatorische Prüfungs- und Nostrificirungsvorschriften. In den ländlichen Feuerwehr- und Gesangsvereinen sucht die Liebedienerei Einzelner wenigstens einen magyarischen Firniß zu schaffen, wenn auch schon das deutsche Bewußtsein noch vielfach stark genug ist, sich den Gebrauch der Muttersprache nicht nehmen zu lassen. Leider ist auch die vollständige Verbannung des deutschen Theaters aus Temesvar nicht bloß dem Renegatenthum Einzelner, sondern noch mehr der Furchtsamkeit der Gemeindevertretung zuzuschreiben. Die Bevölkerung murrt, das magyarische Theater steht leer, aber zur Revindicirung des Verlorenen, welche dem Ministerium wohl abgerungen werden könnte, fehlt doch die nöthige Energie, die sich voraussichtlich auch in Oedenburg und Preßburg vermissen lassen wird, wenn im nächsten Jahre die bereits in Aussicht gestellte Verweigerung der Concession thatsächlich erfolgt.

Es leidet somit keinen Zweifel, daß das Deutschthum der Million mittel- und südungarischer Schwaben — denn das für das Banat und für die Bácska Gesagte gilt auch für die kleineren deutschen Sprachinseln im Baranyaer, Tolnaer, Veszprimer, Stuhlweißenburger, Graner und Pester Comitat — einem von der Regierung und von der magyarischen Gesellschaft eifrig geförderten, derzeit noch langsamen, aber — ohne kräftige Gegenmaßregeln — unaufhaltsamen Zersetzungsprocessen unterliegt. Daß damit ein cultureller Rückgang der betreffenden Gegenden, dem auch sehr bald ein wirthschaftlicher folgen würde, verbunden wäre, wird vor der Hand noch von Wenigen erkannt oder gar zugegeben. Der Chauvinismus scheert sich nicht im Mindesten darum. In wie weit die früher erwähnten Versuche einer kleinen Anzahl in ihrem Denken und Fühlen, unbeschadet ihres ungarischen Patriotismus deutsch gebliebener Männer, dem Verfalle deutschen Bewußtseins entgegenzutreten, von Erfolg begleitet sein werden, läßt sich wohl nicht prophezeien. In welcher Weise weiterblickende Kreise im Deutschen Reiche durchaus nicht bloß aus Stammessympathie, sondern in Erkenntniß der Bedeutung, welche der Bestand einer ganzen Kette längs der Donau bis nach Serbien und Rumänien sich hinziehenden deutscher Siedlungen in wirthschaftlichen und politischen Beziehungen hat, dazu beitragen können, dem dort an werthvollen Stammesgenossen sich vollziehenden Entnationalisirungswerke eine Schranke zu setzen, muß ihrer Einsicht überlassen bleiben. Möglich ist ein wirksames Eingreifen. Einige der einzuschlagenden Wege sind im Vorhergegangenen angedeutet worden. Möchten sie von den Berufenen eingeschlagen werden!

Pannonicus.

Die Mode in den Taufnamen.

Von Karl Treichler.

Wie taufen wir unsere Kinder? Auch darin herrscht der Teufel Mode, und zahllos, aber immer vergeblich, waren und sind noch heute die Bestrebungen und Ermahnungen unserer Puristen, welche den fremdländischen Namen den Krieg erklären und auf deutsche Vornamen dringen. Heute verfügen wir in unseren geläufigen Namen über das sonderbarste Mischmasch von der Welt: da ist zunächst der eiserne Bestand, nur bei den Mannsnamen etwa zur Hälfte, bei den Frauennamen kaum zum Drittel deutsch, sonst hebräisch oder griechisch oder lateinisch; da sind ferner keltische, englische, dänische, schwedische, französische, italienische, spanische, selbst ein waschecht russischer Name, deren aller Fremdheit freilich so wenig mehr empfunden wird als bei irgend welchem Lehnwort. „Und welch ein Reichthum mußte geopfert werden! Und um welcher Armuth willen!" klagt der Wiener Docent Robert Franz Arnold in seinem prächtigen Büchlein: Die deutschen Vornamen (Wien, Ad. Holzhausen). „Das deutsche Volk besitzt heute Alles in Allem höchstens dreihundert einigermaßen geläufige Namen, oder vielmehr die Gebildeten allein sind es, die über beiläufig dreihundert nach unbewußter Neigung oder freier Wahl disponiren können: der Ungebildete hat einen viel, viel engeren Spielraum, sicherlich nicht viel über hundert, und soviel nur,

wenn man das ganze deutsche Sprachgebiet in Rechnung stellt. Aber den Ahnen dieses Volkes stand, freilich auch nur Allen insgesammt, ein Schatz von nahezu sieben Tausend Namen oder eigentlich ein unerschöpflicher Hort zu Gebote, unübertroffen an Schönheit, Entwicklungsfähigkeit, Abwechslung, Klangfülle. In diesen Namen spiegelte sich das Culturleben einer in sich geschlossenen, scharf individualisirten Nation, während in jenen sich die Geschichte eines mitten im europäischen Verkehre stehenden, scheinbar mehr empfangenden als gebenden Volkes niedergeschlagen hat. Scheinbar; denn auch auf diesem, dem Gebiete der Vornamen haben sich so gut wie ausnahmslos alle europäischen Völker nicht nur überhaupt mit germanischen, sondern insbesondere mit deutschen Schöpfungen bereichert, die dann bisweilen in fremder Tracht, unkenntlich und unerkannt heimkehrten, wenn auch nicht jeder deutsche Name im Auslande zu so hohen Ehren gelangte wie unser ehrlicher Emmerich, der auf dem Umwege über Amerigo die neue Welt nach sich benennen durfte."

Die Deutschen der Völkerwanderung und der nächstanschließenden Jahrhunderte gaben ihren Kindern Namen, deren jeder ziemlich ausnahmslos aus zwei nominalen Bestandtheilen componirt erscheint: Kon-rad, Rud-olf, Lud-wig; Hilde-gard, Ger-trud, Adel-heid; also analog dem Brauche der meisten anderen indogermanischen Völker. Scheinbar einstämmige Namen wie Egon, Hugo, Otto, Berta, Emma, Ida sind nur Abkürzungen (etwa von Eginhard, Hugbald, Otmar, Berchtrada, Irmin- oder Ermengard, Idelint), die sich nicht selten besser zu behaupten wußten als die unverkürzten Formen. In den ältesten Perioden seiner Entwicklung hatte der deutsche Personenname vermuthlich regelmäßig einen Sinn, d. h. er war auf einen Menschen schlechterdings anwendbar, sei es, daß er der benannten Person irgendwelche (stets nur rühmliche) Charaktereigenschaften oder eine Abhängigkeit, meist von einer Gottheit, oder irgend ein Wissen, Können, Wollen, eine bürgerliche, militärische, staatliche Function zuerkannte, oder daß er seinen Träger metaphorisch z. B. als Wolf oder Raben bezeichnete. In späteren Phasen tritt an Stelle der ursprünglichen Schöpfung sinnvoller Namen ein ganz äußerliches, höchstens durch Familientradition geleitetes, sonst durchaus willkürliches Combiniren beliebter Namenselemente, namentlich solcher kriegerischen Klanges: Hiltgund, Hedwig = Kampfkampf! Nur ein kleines Häuflein dieser altdeutschen Namen hat sich in der ursprünglichen Geltung bis auf unsere Tage durchgeschlagen; als Familiennamen freilich, im Laufe der Jahrhunderte durch Deminution, Lautwandel u. a. oft bis zur Unkenntlichkeit verändert, wußten sich sehr viele der ehemaligen Vornamen zu behaupten, sowohl solche, die nebenbei andauernd auch bei der Taufe verwendet wurden (z. B. Otte, Rudolphi), wie andere, die als Vornamen von der Mode vernachlässigt, dann wieder begünstigt erscheinen (so Seuffert = Siegfried) oder ganz außer Gebrauch gerathen sind (Diemer = Dietmar, Berwerth = Bernward u. v. A.): die Stabilität der Geschlechtsnamen hat also viele Vornamen vor dem Untergang gerettet. Am schlimmsten fuhr dabei die reiche Poesie der altdeutschen Frauennamen. Von ihnen zählt Arnold gerade bloß zehn nach Stamm und Ableitung rein nationale in allgemeinerem Gebrauche: Adelheid (Adele)*), Berta, Emma, Gertrud, Gisela, Hedwig, Hilde(gard), Ida, Klothilde**), Mathilde. Etwas besser ist es den alten Männernamen ergangen: da Großvater, Vater, Sohn immer denselben, Großmutter, Mutter, Tochter normal drei verschiedenen Familien angehören, so kommt den männlichen Namen die heiligende, conservirende Macht der Tradition in ganz anderem Maße zu Gute als denen der Weiber. Es giebt eine Namengruppe, die Arnold den eisernen Bestand nennt: Friedrich, Heinrich, Hermann, Karl, Konrad, Ludwig, Otto, Wilhelm, dann von den oben angeführten Frauennamen etwa Adelheid, Gertrud, Hedwig, Mathilde haben unser Volk durch seine ganze Geschichte treu begleitet, ohne je merklich ihre Beliebtheit einzubüßen.

Wie allen Reminiscenzen aus der altgermanischen Zeit war die Kirche auch den alten Personennamen, soweit sie nicht Heiligen eigneten, abhold; aber nur sehr langsam gelang es ihr, die zumeist hebräischen, griechischen, römischen Heiligennamen des christlichen Kalenders in Deutschland einzubürgern. Anfänglich wollten nur Klosterleute kalendermäßig genannt sein; dann schließt sich da und dort der hohe Adel an. Aber das Volk selbst hat sich Namen von einer heute so allgemeinen Verbreitung wie (hebräisch) Anna, Elisabeth, Eva, Johanna, Magdalene, Marie, Martha, Adam, Jacob, Johann, Josef, Mathias, Michael; (griechisch) Agnes, Dorothea, Helene, Katharine, Margarethe, Andreas, Georg, Nikolaus, Peter, Philipp, Stephan, Thomas; (lateinisch) Barbara*), Clara, Veronica, Anton, Franz**), Martin, Paul und noch viele Andere von etwas geringerer Beliebtheit erst in der elften und zwölften Stunde des Mittelalters unter dem Drucke weittragender kirchlicher Impulse angeeignet, dann aber alsbald dem eisernen Bestand einverleibt. Erst die anfänglich unter dem Zeichen des Nationalismus kämpfende Reformation dringt auf Wiedereinführung des vergessenen alten deutschen, auf Ausmerzung des neuen fremden Materials; so traten der bayrische Historiker Aventin, obwohl Katholik, der schweizerische Polyhistor Konrad Gesner, Luther, Fischart dafür ein. Sie verspotteten die Vorliebe des Humanismus, dessen Jünger und Förderer allenthalben ihre Familiennamen latinisirten und gräcisirten. Und beim Zunamen blieben ja die Wenigsten stehen: entweder wurde dem Taufnamen ein lateinisches Suffix angeklebt, mochte sich das mit dem germanischen oder hebräischen Wort vertragen, wie es ging (Hermanus Trebelius, Joachimus Lonemanus), oder der Taufname dem Sinne nach übersetzt (Desiderius für Gerhard; so nannte sich Erasmus von Rotterdam), oder ein lautlich verwandtes Wort gewählt (Euricius Cordus, ursprünglich Heinrich Urban), oder man griff frei wählend in die classische Nomenclatur hinein, suchte auch wohl die dreitheiligen Namen der Römer nachzuahmen (so Helius Eobanus Hessus).

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, da die alten Namen bereits völlig in den Aussterbeetat übergegangen sind, nehmen Moscherosch, der Bekämpfer des undeutschen à la mode-wesens und Philipp v. Zesen, sowie die Gesellschaften für Reinigung der Muttersprache Fischart's Ideen wieder auf, aber ohne Glück. Die nordische, protestantische Gruppe bevorzugt alttestamentarische Namen bis in's 19. Jahrhundert hinein (Nathan Chyträus, Josua Stegmann, Ahasverus Fritsch, Gotthold Ephraim Lessing, Justine Salome Lessing, seine Mutter, Dorothea Salome Lessing, seine Schwester, Rebekka Claudius, Abraham Voß, Methusalem Müller, David Friedrich Strauß); sie schleppt, wohl aus Frankreich, die ursprünglich bloß diminutivische Endung -ine zu mechanischer Bildung neuer Feminina aus Mannesnamen ein (Adolfine, Ernestine, Leopoldine, Wilhelmine u. s. w.). Was die katholische Gruppe betrifft, so meidet sie jene specifisch hebräischen Namen ebenso ängstlich als ihre Gegner die Jesuitennamen Ignaz und Xav(i)er; auch Namen wie Urban, Sylvester, Benedict, Dominik, Alois, Gregor, Augustin fanden und finden sich jenseits der confessionellen Grenzen selten, Johann Nepomuk, Franz von Paula, Franz von Sales, Josef Calasanz natürlich nie, ebenso wenig Maria als Mannsname.

Bis an's Ende des 18. Jahrhunderts hält die Nord-

*) Abkürzung von franz. Adélaïde. Eine der zahlreichen Rückentlehnungen ursprünglich deutschen Guts vom Ausland, namentlich von Frankreich. Der Name war 1816 in Deutschland fast unbekannt, 1825 noch sehr ungewöhnlich; seine Wanderungen verräth der Accent.

**) Ebenfalls aus dem Franz. rückentlehnt, wie schon der Anlaut beweist.

*) Vom Lateinischen dem Griechischen entlehnt.

**) Romanisirung des deutschen Adjectivs „fränkisch".

gruppe in der Namengebung an ihren biblischen Traditionen fest; verwandt mit denselben erscheint auch ihre besondere Vorliebe für den Namen Johann (= Gottesgabe), für deutsche Compositionen mit Gott-, für Derivate von Christus; man mustere nur die Reihe unserer Classiker: Friedrich Gottlieb, Gotthold Ephraim, Christoph Martin, Johann Gottfried, Johann Wolfgang, Johann Christoph Friedrich: in irgend einer Form mußte Gottes oder Christi Namen in dem des Kindes enthalten sein. Hier übersieht freilich Arnold, daß der stereotype Zugabename Johann nichts weiter war, als Nachäffung einer französischen Mode; auch die Franzosen setzten jedem Rufnamen den Jean vor: zumal Jean Jacques (Rousseau) war beliebt. Noch eine auffällige Erscheinung: die schöpferische Fähigkeit auf dem Gebiete der Namengebung, und zwar in den pietistischen Kreisen Norddeutschlands, wo Namen wie Fürchte-, Traugott, Gotthilf, -wert, -hold, -wald (noch in Jean Pauls „Flegeljahren"), Christlieb, -liebe erfunden werden.

Der drohenden Entdeutschung der Vornamen wehrte im 17. Jahrhundert der Einfluß der Ritterdramen und -romane, unterstützt durch die Romantik und die aufblühende Germanistik, dann durch den Teutonismus des Turnwesens, der Befreiungskriege, der Burschenschaft: dennoch war auch diesmal der Erfolg nur gering, weil naturgemäß bloß die Gebildeten, vielmehr nur einige Gruppen derselben solcher Agitation zugänglich waren. An den alten Fischart knüpfte 1804 kein Geringerer als Jean Paul an, der freilich selbst die Popularisirung dreier fremder Namen auf dem Gewissen hat. Er schlug Fischart zur Probe einige „urdeutsche köstliche Namen" vor; aber von diesen bedurfte Ewald keiner Fürsprache, und alle anderen, Hilda etwa ausgenommen, sind der Nation fremd geblieben, wiewohl der Dichter nachmals die Namen Theoda und Theudobach dem Liebespaare in „Dr. Katzenberger's Badereise" beigelegt hat. Aber wenn auch unabhängig von Jean Paul, wandeln seinen Weg doch in jenen Tagen „tiefer Erniedrigung" Deutschlands manche geistige Führer: Arndt läßt seinen Sohn Karl Treu, Arnim seine Söhne Freimund, Siegmund, Friedmund, Kühnemund, von den Töchtern die älteste zwar nach der Großmutter Maximiliane, die anderen aber Armgard und Gisela taufen, und Wilhelm Wackernagel's Bruder verwandelte sich aus Philipp zwar nicht wie Zesen in Marhold, aber noch schöner in Roßlieb. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren; Lieblingsname der Nation aber bleibt die Sturmjahre hindurch Hermann, vermeintlich der richtige Name Armin's, des Befreiers von wälscher Tyrannei; ja sogar mit „Germane" hat man „Hermann" identificirt. Auch für die Frauen wurde ein gleich edler Name gesucht und „Hermanne", nur in Bremen heimisch, empfohlen, daneben Thusnelde. Heinrich v. Kleist hatte zwei Nichten, die höchst patriotisch Germanie und Thusnelde getauft waren, und „Thuschen" (s. „Hermannsschlacht") überlebte ihn um siebzig Jahre. Um 1800 erscheinen die langen Namenreihen den damaligen Modernen schwerfällig, zopfig, philiströs, und das 19. Jahrhundert neigt während seiner ganzen Dauer, im Gegensatz zu zahllosen Traditionen, der Einnamigkeit zu; jetzt allerdings kommen gerade bei der jüngeren und jüngsten Literatur die Marie Eugenie, Otto Erich, Otto Julius, Alfred Walther, Rudolf Alexander, Rainer Maria in die Mode, „bisweilen als Ausdruck sehr entwickelten Selbstgefühles, zumeist doch wohl aus Gründen des Wohlklanges und unter dem Druck einer immer dringlicheren Nothwendigkeit, Verwechslungen mit sonst gleichnamigen Personen zu verhüten". In der gelehrten Welt behilft man sich hier vielfach nach dem abscheulichen englischen Muster mit Anton E., Oskar F., Richard M.; auch Beisätze zum Familiennamen müssen der Differenzirung dienen, in Preußen sogar die römischen Ziffern.

Heute wird noch vielfach, wie in alter Zeit, der Taufname nach der Familientradition gewählt. Der Erstgeborene erhält den Vornamen des Vaters; auch wird häufig der des Großvaters, der der Mutter oder Großmutter oder auch anderer Verwandter neubelebt. Aber auch religiöse Rücksichten sind noch immer mächtig, besonders in den deutschen Alpen. In Tyrol heißt der Erstgeborene gewöhnlich Josef, der zweite Sohn Anton, das erste Mädchen Maria, das zweite Anna. Auch nach dem Kalender entweder nach einem allverehrten Heiligen oder nach dem Landes-, Stadt-, Gewerbepatron oder endlich nach dem Heiligen des Geburts- oder Tauftages, wird benannt; als bekanntestes Beispiel sei Martin Luther (10. November 1483) angeführt. Der Namengeber leiht durch solche Wahl seiner persönlichen Verehrung gerade des gewählten Heiligen Ausdruck, stellt den Täufling unter den Schutz dieses himmlischen Pathen und macht den Letzteren zugleich zum Lebensideal für sein Kind. Durch eine ethisch-religiöse Beihilfe, der sich endlich auch die Nordgruppe nicht völlig entziehen konnte, ist der Name Marie zur Vorherrschaft in ganz Deutschland gelangt; der Name Johann wird in katholischen Ländern gar durch drei der populärsten Heiligen, den Täufer, den Evangelisten und St. Johann von Nepomuk gestützt; als Beispiel für die von einem Landespatron ausgeübte religiöse Tradition mag das häufige und zwar ganz gleich häufige Vorkommen von Leopold und Leopoldine in Wien und in ganz Niederösterreich dienen. Benennung nach dem Tauftag ist jetzt wohl zumeist dem deutschen Aelpler eigen: das Auftauchen ganz ungewöhnlicher, ja selbst sinnwidriger Namen, wie Petri Kettenfeier (jetzt Peter) Rosegger, ist eine freilich nicht zu vermeidende Folge dieser sehr alten Gewohnheit.

Nächst der religiösen erweist sich die dynastische Tradition als besonders kräftig: hier gelangt Loyalität und Patriotismus zum Ausdrucke. In erster Linie kommt da der Name des jeweiligen Landesfürsten, seiner Gemahlin, des Thronerben, der designirten Monarchin in Betracht, in zweiter Linie dann überhaupt der durch die traditionelle Hilfe geschützte Namenvorrath der gesammten Dynastie. Entstammt ein Herrscherhaus dem Auslande, oder holt sich ein Fürst seine Braut aus einem anderen Staate oder Volke, so dringen wohl gar ganz neue Namen ein; andererseits greifen, namentlich seit dem Aufkommen der Romantik, die regierenden Geschlechter (nicht nur in Deutschland) gerne auf mittelalterliche, fast vergessene Namen des eigenen Hauses oder der vor ihnen im selben Lande regierenden Dynastien zurück: man erinnere sich der hohenzollernschen Waldemar, Joachim, Eitelfritz, der wittelsbachischen Luitpold, Ruprecht, Arnulf; die beiden mecklenburgischen Häuser haben sogar jüngst a tempo den altslavischen Namen Borwin ausgegraben. In Oesterreich gehen von den dynastischen Namen Leopold, Heinrich, Friedrich bis auf die Babenberger zurück; Rudolf und Albrecht stammen aus der allemannischen Heimath der Habsburger; Otto, Wilhelm, Ernst kamen im 14., Sig(is)mund und Maximilian im 15., Karl und Ferdinand im 16., Josef im 17., Therese im 17. und von Neuem im 18. Jahrhundert, Franz, Rainer, Stephan seit der Verbindung mit dem herzoglichen Hause Lothringen, Elisabeth, Gisela, Valerie, Stephanie in den letzten Decennien hinzu. Für Preußen spielen Friedrich und Wilhelm (einzeln und combinirt), Charlotte, Luise u. A. m., für Bayern Ludwig, Otto, Max, für Württemberg etwa Karl, für Sachsen Friedrich, August, Friedrich August, für Hessen-Darmstadt Ludwig, für andere deutsche Staaten andere Namen dieselbe Rolle. Nähere Hinweise findet man in Arnold's Schrift.

Geschichtliche Conjuncturen können zur Folge haben, daß auch die Namen auswärtiger Monarchen, dann einheimischer und ebenfalls wieder auswärtiger Staatsmänner oder Heerführer die Nation bei ihrer Auswahl aus dem Namenvorrath unterstützen. So ist der schwedische Name Gustav durchaus, Adolf zum Theil ein Ausdruck der alten, seit der zweiten Säcularfeier von 1632 noch überdies durch das evangelische Vereinswesen gut conservirten großen Popularität des „Löwen aus Mitternacht". Daß der Name Napoleon als Taufname in Deutschland nur selten angetroffen wird,

kann nicht befremden. In Norddeutschland und Oesterreich war von vornherein für den Namen Napoleon kein Boden zu finden; in den rheinbündischen Staaten aber hielt man trotz aller Kriecherei vor dem Eroberer, bisweilen auch bei wirklicher Sympathie für ihn doch seine Herrschaft stets für etwas so Ephemeres oder mindestens Unsicheres, daß selten ein Vater wagte, sein Kind für die Zukunft durch den auffälligen, nur auf den Corsen zu beziehenden Namen zu stigmatisiren.*) Die Helden der Befreiungskriege haben tiefere Spuren hinterlassen. Daß Moreau, der Zuname des Contre-Napoleon, 1813 manchen deutschen Knaben statt des damals beliebten Moritz beigelegt worden sei, wollen wir Kleinpaul glauben; auf Wellington führt Arnold den Namen Arthur, mit viel größerer Sicherheit den bis 1800 recht ungewöhnlichen Namen Alexander auf den russischen Mitkämpfer der Völkerschlacht zurück. Während der Befreiungskriege tauchen da und dort Mißbildungen wie Blücherine, Gneisenauette, Katzbachine oder selbst Waterloo als Taufnamen auf. Der Letztgenannte ist zugleich Probe einer Namengebung nach englischem Muster — bei den Briten kann bekanntlich jeder beliebige Eigenname unverändert als Vorname fungiren —, und Aehnliches kommt auch später zuweilen noch vor: um 1848 waren Ronge und Garibaldi als Taufnamen nicht selten, noch 1866 wurde in Berlin ein Hermann Josef Garibaldi Schrader getauft, im vorigen Jahre berichteten die Tagesblätter von einem kleinen Hans Labori X. Die Verbreitung Josef's in der Süd-, Otto's in der Nordgruppe hat ohne Zweifel der Gestalt Radetzky's und Bismarck's viel zu danken. Aus jüngster Zeit endlich wußten die Zeitungen gelegentlich von Bebelinen und Lassallinen zu erzählen. Gewiß schlechte Witze.

Die interessanteste aller Namengebungen, die literarische, ist bisher so gut wie unbemerkt geblieben. In der Regel handelt es sich um die allergangbarste literarische Waare, den Roman, hiernächst um Opern, gelegentlich um sehr beliebte Dramen, und in allen diesen Dichtungen gewöhnlich um die Liebespaare. Von fremden Nationen haben die Engländer uns hier am reichsten beschenkt: Fanny als Koseform für Francisca stammt aus Fieldings Roman „Joseph Andrews“ (1742), und auf ähnlichem Wege müssen wir Betty und Jenny bezogen haben; so hat ziemlich gleichzeitig der Richardsonsche „Grandison“ (1753) die allerdings auch dynastisch gestützte, ursprünglich französische Neubildung Henriette (englisch Harriet) fester eingebürgert. Den Namen Oskar und Malvine sieht man heute nicht mehr an, welch weiten Weg sie bis zu uns zurücklegen mußten: hier hat die deutsche Ossianschwärmerei sich und dem jungen Liebespaare des gälischen Heldenkreises ein Denkmal gesetzt. Denselben keltischen, von Macpherson seit 1760 den Zeitgenossen so mundgerecht gemachten Dichtungen entlehnte Klopstock den Namen Selma, indem er dieses Wort, das im englischen Pseudo-Original ein Land, das Reich Fingals, bezeichnet, mißverständlich in seinen Oden als Frauennamen verwendete. Ziemlich gleichzeitig mit dem Ossiancultus zieht die Begeisterung für Shakespeare in Deutschland weitere Kreise: sie prägt den Gebildeten aus dem „König Lear“ die Namen der Halbbrüder Edgar und Edmund ein; aber Richard wurde nachhaltig doch wohl kaum durch die Königsdramen, sondern erst durch den löwenherzigen Helden Walter Scotts („Ivanhoe“ 1820 und “The Talisman“ 1826) populär, neben ihm Flora („Waverley“ 1814); und wer weiß, wie viele Namen noch sonst die ebenso zahlreichen als beliebten historischen Romane des „großen Unbekannten“ lanciert haben mögen. Frankreich liefert relativ wenige ganz zweifellose Fälle: Eduard (schon die Form weist von England ab) und Julie aus der „Nouvelle Héloise“ (1759), Emil aus dem gleichnamigen berühmten pädagogischen Roman (1762). Den ursprünglich gut deutschen, im Ritterdrama unsres 18. Jahrhunderts gern gebrauchten Namen Robert haben wir zwar nicht erst von Scribe und Meyerbeer („Robert le Diable“ 1831) bezogen, wohl aber fester einbürgern lassen, Alice stammt ebendaher, und den „Hugenotten“ (1836) der genannten Compagniefirma sind wenigstens die oberen Zehntausend für den exclusiven Namen Raoul verpflichtet.

Was unsere eigene Nationalliteratur anbelangt, so können erst von dem Zeitpunkte an, da sie wirklich eine Angelegenheit der Nation wird, Erscheinungen literarischer Hilfe beobachtet werden. Lessing hat zweifelsohne Emilie und Minna in stärkeren Umlauf gebracht. Aber keine Richtung unseres Schriftthums hat literarische Hilfe reicher und nachhaltiger ausgeübt als die ästhetisch ziemlich werthlose, trotzdem oder deßhalb höchst populäre Ritterdichtung des endenden 18. Jahrhunderts, welche bekanntlich an Goethe's „Götz“ (1773) anknüpft. Adelbert (von Weislingen!) erscheint als der beliebteste männliche, Adelheid (von Walldorf!) als der beliebteste Frauenname, nächst Adelheid in absteigender Ordnung Mathilde, Kunigunde, Bertha, von undeutschen Namen Agnes (Bernauer 1780, Jos. Aug. v. Törring) und Clara (von Hohenei[...] 1790, Chr. H. Spieß). Aus den analogen, weit zahlreicheren und bunteren Romanen läßt sich ein viel größeres Verzeichniß gewinnen, wiederum beinahe lauter Namen, die zu jener Zeit ungewöhnlich, heute gang und gäbe sind. Außer den bereits angeführten noch: (männlich) Adolf, Benno, Bernhard, Berthold (am berühmtesten durch Arnims „Kronenwächter“ 1817), Bruno, Emmrich (so!), Erich, Hans, Hugo, Kuno (von Kyburg 1795—1799, H. Zschokke), Kurt, Leonhard (Wächter, pseud. Veit Weber, 1762—1837, Mitanstifter des ganzen Rummels; wendet den eigenen Taufnamen gern an), Ottokar, Ott(o)mar, Robert und Rupert, Walther; (weiblich) Elsbeth, Gertrude (so!), Hed(e)wig, Hildegard, Ida. Auch der den Rittergeschichten gleichzeitige, kaum minder beliebte weinerliche Familienroman bevorzugt in seinem Hauptvertreter A. H. J. Lafontaine (1758—1831) die ritterlichen Namen Clara (du Plessis 1794), Walther (oder das Kind auf dem Schlachtfelde 1813) u. A. m., ebenso die nächstfolgende literarische Moderichtung, das Schicksalsdrama, wo z. B. Hugo, Kurt, Leonhard, Walther, Agnes aufgewärmt werden. Der in seiner hybriden Form widerwärtige Name Theobald entstammt ebenfalls der Ritter-Schicksals-Sphäre: in Zach. Werner's „Martin Luther“ (1807) heißt die auffallende Gestalt so. Auf Goethe's Rechnung kommt die Festigung von Erwin, Margarethe und Gretchen, Eleonore (Leonore, Lenore), Ottilie, Felix; die gezierten Frauennamen Aurelie und Natalie aus Wilhelm Meisters Lehrjahren (1795) haben sich nicht zu behaupten vermocht. Luise hat der Hilfe des berühmten Vossischen Idylls (1795) kaum bedurft, wohl aber die erst von 1800 an häufiger auftretenden Max, Thekla, Johanna der Popularität Schillerscher Tragik, welche auch den spanisch-deutschen Roderich eine Zeit lang über Wasser hielt. Den besonders in Oesterreich beliebten Namen Rosa hat Goethe's Schwager Vulpius („Rinaldini“ 179.), die im Norden heimischere Sabine der den Classikern verhaßte Karl August Böttiger („Sabina oder Morgenscenen einer reichen Römerin“, 1803) auf dem Gewissen. Die deutsche Oper befestigt Leonore („Fidelio“ 1791), führt aus Spanien Alma ein (ca. 1810 eine so betitelte Oper Bernh. Romberg's, 1843 eine des gefeierten Flotow) und giebt 1822 der griechischen Agathe die volle Hülfe des Freischütztaumels; Zerline und Elvira („Don Juan“ 1787) kommen noch heute ab und zu vor. Für den weiteren Verlauf des letzten Jahrhunderts sind die Einflüsse des Romans nicht zu unterschätzen; Arnold nennt nur Oswald und Lisbeth (Immermann's „Münchhausen“ 1838), Egon, vom Hause Fürstenberg traditionell conservirt, Guido und Melanie (Gutzkow's „Ritter vom Geiste“ 1850—1851), Irma (Auerbach's „Auf der Höhe“ 1865); schon Müllner's „König Yngurd“ 1817 hat den Namen

*) Die unerfreuliche Sammlung Henry Bordiers „L'Allemagne aux Tuileries“ (1872) bietet indeß manches Zeugniß für deutsche Pathenkinder des ersten wie des dritten Napoleon

popularisirt), Edwin (Heyse's „Kinder der Welt“ 1873). Elsbeth wird vom Ritterroman bevorzugt, Ilse (lautlich mit einer reindeutschen, z. B. durch das Harzflüßchen, conservirten Wurzel zusammentreffend) seit Heine's „Harzreise“ (1826) überallhin verbreitet und durch Freytag's „Verlorene Handschrift“ in Professorenfamilien endemisch. Else hat die Marlitt'sche Muse („Goldelse“ 1866) wieder zu Ehren gebracht. Wenn aber Arnold schreibt: „Immermann trägt die Verantwortung für das salontirolerische „Elsi“, welches er neben anderen, in unseren Alpen nie erhörten Namen seinem „Trauerspiel in Tyrol“ (1828) einfügte, worauf Elsi acht Jahre später von Laube's Reisenovellen und sogar von dem Amerikaner Longfellow in der „Golden legend“ (1851) als Elsie wiederholt wurde,“ so irrt er etwas. Tyrolisch ist Elsi allerdings nicht, wohl aber gut schweizerisch und von Gotthelf („Die seltsame Magd“) öfter angewandt. Besonders reich ist die Quelle Richard Wagner: Elsa („Lohengrin“ 1850) tritt von Weimar aus einen förmlichen Siegeszug durch Deutschland an. Ein Aehnliches ward später („Walküre“ 1870) den Wälsungen Siegmund und Siegfried (Siegfried Wagner!) zu Theil, welche kein früherer Umdichter unseres größten Volksepos hatte einbürgern können. Daß ferner Irene durch „Rienzi“ 1842), Walther und Eva durch die „Meistersinger“ (1868) gekräftigt worden sind, wer möchte das leugnen? Aber Wagner kommt noch in anderer Hinsicht hier für uns in Betracht. „Seit Jean Paul,“ schreibt Arnold, „hat kein deutscher Dichter die psychologischen Werthe der Namen so tief erkannt und so meisterlich ausgenützt als Wagner. Wie heiter und doch zugleich tiefsinnig spielt Hans Sachs mit seinem eigenen und Eva's Namen, mit den religiösen Hülsen beider! Auch Walther von Stolzing ist sich wohlbewußt, wie sein Meister von der Vogelweid zu heißen, selbst David ist nicht wahllos dem königlichen Patron der holdseligen Kunst nachbenannt. Tristan und Isolde schwelgen ein Jedes im Namen des Andern. Bei Nebenfiguren wie Biterolf, bei Hauptpersonen wie Loge und Parsifal wird die etymologische Bedeutung der Namen geflissentlich und immer sinnvoll betont, nirgend aber sind Namengebung, Namensinn und Namenlust herrlicher der Dichtung gewonnen worden als im ersten Acte der „Walküre“: „Friedmund darf ich nicht heißen; Frohwalt möcht' ich wohl sein: doch Wehwalt muß ich mich nennen ... des Wehes waltet' ich nur.“ Der das Fürchten nie gelernt, der prädestinirte Held aller Helden, ist schon vor der Geburt benannt: ‚den Namen nehm' er von mir — „Siegfried“ freu' sich des Sieg's!‘“

An den Sprachgrenzen und in Sprachinseln macht sich der Einfluß des Nachbarvolkes gelegentlich auch in der Namengebung geltend; man denke etwa an die Jean und Louis im Elsaß. Das trifft auch für die deutsche Schweiz zu mit ihren zahllosen Henri (dialektisch Hangeri). Die vielfach testamentarischen Namen sind dort seltener geworden und finden sich höchstens noch bei den Weibern: Esther, Susanna, Regula (Züs und Regel bei G. Keller). Andere wie Magdalene (Mäde), Ursula (Urschel), wohl nur weil sie von der Geistlichkeit unterstützt werden. Dann haben sich in den deutschen Alpen jene hochtrabenden Mädchennamen erhalten, die nur im Diminutiv erträglich oder hübsch werden: Apollonia (Loni), Nothburga (Burgei), Kunigunde (Gundel), Filomena! Dahin gehörten auch die protzigen Namen im katholischen Algäu, wo jeder Viehtreiber und Mistträger Claudius heißt (der Münchner Maler Claudius Schraudolph aus Oberstdorf!) und die Kuhmägde nur noch Josefa, Ludwiga, Claudia getauft sind. Auch die Namengebung unserer Mitbürger jüdischen Stammes hätte eine Untersuchung verdient. Früher bedienten sie sich ausschließlich alttestamentischer Namen. Das hat sich, zum Theil gewiß unter dem Einflusse der antisemitischen Bewegung, geändert, aber schon vorher wurden die Namen vielfach christianisirt und germanisirt. Aus Moses wurde Max oder Moritz, aus Loeb Ludwig, aus Saul Paul, aus Seligmann Siegmund ꝛc. Heute ziehen die Juden meist Namen vor, die sie möglichst wenig von ihren arischen Mitbürgern unterscheiden, wenn nur der fatale Familienname nicht oft zum Verräther würde: Karl Emil Franzos, Paulus Cassel. Besonders beliebt sind jetzt bei ihnen die Namen Richard, Paul, Max.

Arnold hat an mehreren Wiener Volksschulen eine Namenzählung vorgenommen, wonach von 700 Knaben und 700 Mädchen nur 33 männliche, 25 weibliche deutsche Namen kommen. Eine rigorose Zählung müßte übrigens von den Frauennamen noch volle 18 ausstoßen: allen -inen (7), die Bildungen aus deutschen Wurzeln mit dem romanischen Suffix -ie (2), französische Ableitungen (Adele, Charlotte, Luise), italienische (Hermine, Ludovica); auch gegen Friederike, Hertha, Irma ließe sich Manches sagen, so daß am Ende gerade nur 8 allweg gutdeutsche Namen übrig blieben: Emma, Bertha, Hilde(gard), Gisela, Hedwig, Ida, Mathilde, Klotilde. Günstiger steht es bei der männlichen Gruppe: von 33 deutschen Namen kann keiner ernstlich angefochten werden, es müßte denn Robert, der französische Platzhalter für Rupert, oder Richard (wegen des ersten Vocals, der nach England weist) oder der ein wenig vom Latein angehauchte Leopold sein. Immerhin, die Männernamen, wie sie vor etwa einem Jahrzehnte in Wien den neugeborenen Kindern verliehen wurden, waren zur Hälfte deutsch. Eine Namenzählung in den Gemeindeschulen zu Berlin würde vielleicht ein anderes Resultat ergeben; hier macht sich die Sucht nach aparten, vornehmen Namen bemerkbar. Sogar unter den Gassenjungen hört man immer häufiger die „feinen“ Namen Erich, Herbert, Hertha, Elly (Elise) ꝛc. Die Mode ist eben auch in der Namengebung stärker als die Tradition.

Literatur und Kunst.

Bei Franz Stuck.

Von Eduard Engels.

Die Premièren-Stammgäste des Münchener Residenztheaters wissen, daß dort im ersten Rang, kurz vor Beginn der Vorstellung, alle Mal ein stattlicher junger Mann in Begleitung einer interessanten jungen Frau zu erscheinen und sich, ohne irgend Jemanden zu grüßen, stumm, doch ein wenig nervös, in der dritten Loge zur Rechten der Bühne niederzulassen pflegt. Die Beiden erregen jedes Mal die Aufmerksamkeit des ganzen Hauses, obgleich sie persönlich weder in Kleidung noch Gehaben irgend etwas thun, um diese Aufmerksamkeit zu ermuntern. Wenn es nach ihnen ginge, würde man sie jedenfalls überhaupt nicht sehen. Sie betragen sich so eingezogen wie nur möglich. Kaum daß sie ein wenig mit dem Glas herumschauen oder ein leises Wort wechseln. Wie Fremde scheinen sie sich vorzukommen. Und sie haben auch in der That etwas Fremdes. Die Dame zumal. Man könnte sie auf den ersten Blick für eine Französin oder Südländerin halten, so schwarz ist ihr Haar, so schwarz das Auge, so geschmeidig der nicht eben üppige Körper. Aber noch fremdartiger muthet doch bei näherem Zusehen Er an. Man hat auf antiken Fresken oder Vasenbildern Gladiatoren und Ringer: denen sieht er ähnlich. Seine Gestalt ist, ohne colossalisch zu wirken, wie geladen mit Kraft. Es ist etwas Stählernes in seinen geschweiften Gliedern, etwas gedrungen Trotziges in seinem ganzen Bau. Athletisch mag das rechte Wort für ihn sein, nur muß man sich darunter nicht allzu viel Schwerfälligkeit vorstellen. Schwer ist an ihm nur der breite Nacken, ein echter, rechter Stiernacken, viel zu stark für

den kleinen Kopf. Aber was ist auch das für ein seltsamer Kopf! Slavisch? Magyarisch? Keltisch? Semitisch? Man weiß nicht, wie man ihn rubriciren soll. Das krause Schwarzhaar, der dünne schwarze Schnurrbart, die gedrückte, niedrige Stirn, das gewaltige Kinn, die breiten Lippen, die unter starken Brauen gleich schwarzen Kohlen in tiefen Kaminen glühenden Augen — das Alles muthet so räthselhaft an, daß einmal Jemand direct gefragt hat, wie er, Franz Stuck, der geborene Niederbayer, denn nur zu so — italienischem Aussehen komme? Stuck war von der Frage äußerst betroffen. Er besann sich eine ganze Weile und meinte gedankenvoll, wie sonderbar doch das sei! Seine Familie daheim in Tettenborn sei in weitem Umkreis unter lauter blonden Leuten die einzige schwarzhaarige und schwarzäugige, und man habe oft davon gesprochen, ohne einen Anhalt für die Abstammung zu finden ... Indessen ist der physiognomische Nachweis unverkennbar, meint F. H. Meißner, und er wird durch Kennzeichen des Kunststils noch gestützt: Das Gefühl für freie Behandlung der Form, besonders des Menschenkörpers, ist in Stuck's Kunst südromanisch. Die graziöse Hand in der Zeichnung, das sichere Geschick im Aufbau, ein verschlagenes Gefühl für feine und intime Farbenreize, eine unruhige Gluth sprechen gleichfalls dafür; nicht minder die Gewandtheit dem Leben gegenüber bei bedeutender Kunst und gesellschaftlich unbedeutendem Herkommen. Nur das transalpine Blut giebt diese natürliche Würde und diesen natürlichen Weitblick, — das deutsche unter ähnlichen Verhältnissen nicht. Sehr bezeichnend ist auch Stuck's Verhältniß zur Landschaft. Er ist draußen groß geworden, ein Naturträumer und Schwärmer, und doch ist sie ihm immer nur Coulisse oder auch ein stimmungsvoller Unterton im Bildaccord, wie man es in der italienischen Kunst findet. Indessen fehlen ihm auch gewisse deutsche Elemente nicht. Seine Bildung ist so deutsch wie der Stich von Humor, den er besitzt. Nie würde ein Romane so individuell auffassen, so charakteristisch behandeln, noch sein Gefühl für das augenblickliche Leben so weit treiben. Hier ist der Südländer immer repräsentativ, Stuck dagegen beinahe ein Vollbürger von den grünen Geländen der Isar.

Und die Vollbürger von den grünen Geländen der Isar spüren das und sind ihrem Glückskind, ihrem Franz Stuck, aufrichtig zugethan. Mag er nur immer in seiner Theaterloge sitzen und Niemanden sehen noch grüßen, ihm nicken doch Alle heimlich zu und verstehen ihn vollauf, wenn er sich trotz all seines Ansehens nicht so in den Vordergrund drängt, wie so viel Andere, Kleinere. Man darf sagen, daß in München Niemand populärer ist und doch Niemand weniger für seine Popularität thut, als Stuck. Wenn es nach den Münchenern ginge und Münchener Art sich auf das Geschrei der Reclame verstünde, man würde Stuck im Baedeker unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt eintragen lassen und ihn noch gar mit drei Sternen versehen, — ihn und sein berühmtes Wohnhaus.

Das ist nun freilich wirklich Baedeker-fähig, dies Wohnhaus — anderwärts würde man sagen „Palais“ — und hat jedenfalls nirgendwo seines Gleichen. Stuck selbst hat es entworfen und nach eigenen Plänen bis auf die kleinsten Einzelheiten der (unter'm Dach befindlichen) Küche ausgestattet. Man überschreitet auf einem an Stelle der unlängst eingestürzten Prinzregentenbrücke erbauten Holzsteg die Isar, steigt die Gasteiganlagen hinan und kommt in eine der fashionabelsten, aber noch wenig angebauten Gegenden Münchens. Possart hat dort sein Haus, Adolf Hildebrand das seine, und Neubayreuth, alias das Prinzregenttheater, steht eben dort. Nach der Stuck'schen Villa braucht man nicht lange zu suchen.. Sie ist so eigenartig, daß man sie mit den Nachbarbauten schlechterdings nicht verwechseln kann. Es ist ein geschlossener, beinahe würfelförmiger Bauklotz mit Erdgeschoß, Etage und Obergeschoß, der, abgesehen von einem wuchtigen Gesims mit Zahnschnitt und den ohne Architekturrahmen, als einfache Mauerschlitze behandelten Fenstern, beinahe keine Gliederung aufzuweisen hat. Auf dem Dache stehen vier antike Statuen, zur Rechten schließt sich eine Pergola mit der säugenden Wölfin Roms in Bronceguß an, und die Vorderfront weist eine von vier mächtigen dorischen Säulen getragene Vorhalle auf, unter welcher eine mit dem Medusenhaupt geschmückte Broncethür in das Innere des Hauses führt. Das Ganze macht in seiner classisch-gradlinigen Einfachheit und dem hellgrauen Steinton des Mauerverputzes einen stark südlichen Eindruck und bedürfte, um zu voller Wirkung zu gelangen, einer Umgebung von hochragenden Cypressen und eines Himmels von der dunklen Bläue des tropischen.

Auf das Glockenzeichen erscheint ein livrirter Diener, der mit der Miene eines Majordomus die Karte des Besuchers in Empfang nimmt und die Meldung besorgt. Der halbwegs Eingeweihte läßt sich von seiner Feierlichkeit natürlich nicht einschüchtern, sondern begleitet ihn unverzagt zum Atelier hinauf. Man schreitet durch ein geräumiges Vestibül mit Mosaik-Estrich, Cassettendecke, polychromirten Statuen und schwarzpolirten Zimmerthüren und steigt eine schmale steinerne Treppe hinauf, deren Wände weiß gelassen sind, um eine Galerie italienischer Meisterwerke aufzunehmen. Droben dann ein schmaler Treppenpodest, eine Broncethür, — das Atelier.

Sehr elegant gekleidet, ohne alle Spuren der Arbeit, wie Jemand, der lässig in alten Papieren oder Kostbarkeiten kramt, hantirt der junge Professor zwischen einem Dutzend Bilder. Er hat deren immer eine ganze Anzahl in Arbeit. „Wie ich gerade gelaunt bin,“ sagt er leise, „male ich bald an diesem, bald an jenem. Ich brauche die Stimmung sehr. Und dann kommen einem auch die besten Einfälle, wenn man sie gar nicht sucht. Da bin ich z. B. hier am arbeiten, schaue zufällig auf, sehe jenes Bild dort, entdecke irgend eine schöne Nuance, die sich anbringen, irgend eine störende, die ich beseitigen könnte, und mache mich sofort daran, meine momentane Eingebung mit dem Pinsel festzuhalten.“

„Und darf man fragen, wie in der Regel solch ein Stuck'sches Gemälde entsteht?“

„Im Anfang war der — Rahmen. Ich mache ihn mir meist selbst. Zeichne, modellire, töne ihn. Ja, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, muß ich sogar gestehen, daß mir bisweilen der Rahmen die erste Anregung zu einem Bilde giebt.“

Das Gespräch wendet sich dann der neuesten Kunstphase und dem Erlöschen des Naturalismus zu. „Seien wir froh, daß diese Mode überstanden ist,“ sagt Stuck. „Gewiß, wir hatten sie nöthig! Aber nur als Durchgangsstadium. Wir hatten das Malen verlernt und noch verschiedenes Andere. Da mußten wir natürlich wieder einmal bei den Anfangsgründen beginnen. Man verlegte sich darauf, eine genaue Abschrift der Natur zu geben. Die Phantasie war in die Reichsacht gethan. Aber auf die Dauer ging das natürlich nicht an. Die Phantasie bewaffnete sich zum Kampfe. Provinz um Provinz eroberte sie das verlorene Gebiet zurück. Heute herrscht sie wieder in alter Herrlichkeit.“

Es war mir natürlich nicht wenig interessant, einen der Koryphäen der Moderne den Stab über den Naturalismus brechen zu sehen, und wir erörterten das Thema noch eine ganze Weile im Detail. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Stuck besonders große Erwartungen von der heutigen Illustrationskunst hegt. Auch erzählte er mir von seinem langjährigen Wunsche, Spanien zu bereisen und Velasquez zu studiren: „Die schönste Gelegenheit zu dieser Fahrt habe ich leider verpaßt. Es war damals, als ich an meinem ‚Krieg‘ arbeitete. Generalmusikdirector Levi concertirte eben am spanischen Hofe. Er hatte mich eingeladen, ihn zu begleiten. Aber ich konnte mich von meinem Bilde nicht trennen ....“

Es hält sehr schwer, Stuck zum Reden zu bringen. Er ist sehr umgänglich, sehr ungekünstelt, sehr bescheiden, aber — verschlossen. Was er zu sagen hat, sagt er so kurz wie mög-

lich. Da ist kein Wort zuviel, keines zu wenig. Er hat wohl überhaupt kein Bedürfniß, sich mitzutheilen. Er möchte errathen sein. Er spricht zaghaft — er, der Athlet, er bedient sich gern hypothetischer Wendungen, er, der Niemanden zu fürchten braucht! Dabei hält er den Kopf immer ein wenig nach vorne geneigt, als trage er an irgend einer unsichtbaren Last, fast möchte man sagen an einem Schicksal. Doch ist er durchaus nicht bekümmert. Er kann sehr lustig, sogar außerordentlich lustig sein, wenn er einmal aufthaut. Nur thaut er eben sehr schwer auf. Er gehört zu den Seßhaftesten am Kneiptisch, aber er trinkt stumm. Insofern ist er ein echter Deutscher, und unter den Deutschen wiederum ein echter Bauernsohn. In Stuck ist zuviel dumpfe Erdkraft, als daß er redselig sein könnte. Sein Genie producirt wie die Scholle: das Gewaltigste und das Blumenzarteste, aber lautlos. Bahr hat gesagt: Er malt in irren, dunklen Zeichen die Schauer und Ahnungen, das Unsägliche an Lust und Leid, alle Räthsel jenseit des Verstandes. Er malt den Kern des einsamen Gemüthes. Kein Künstler mag sich selbst und uns Allen so sehr ein Mysterium sein.

Wir können ihm bloß äußerlich, indirect, beizukommen suchen, so wie wir den Kindern der Scholle mit dem Mikroskop und dem Linné'schen System nachstellen. Und insofern ist vielleicht das Milieu, das er sich für seinen täglichen Wirkungs- und Lebenskreis geschaffen hat, von einiger Bedeutung. Da redet der Wortkarge noch am deutlichsten.

Sein Atelier ist ein längliches Rechteck mit einem einzigen großen, in weißen Flören verhängten Fenster auf der Schmalseite. Hier fluthende Helligkeit, drüben am anderen Ende des Saales allerhand Winkel voll malerischer Dämmerung. Grüngoldene Wandpfeiler tragen einen Architrav; verblichene Gobelins bedecken die Wandflächen zwischen den Pfeilern. Das Auffälligste ist die Decke: ein Steingebälk mit Cassetten von wahrhaft cyklopischen Formen. Und der Fußboden: eine blankpolirte Mosaik aus rothen, schwarzen und weißen Holzstückchen. Den coloristischen Haupteffect aber bietet ein merkwürdiger, wie G. Habich es nennt, aedicula-artiger Aufbau, den der Künstler nahe beim Fenster errichtet und zu einem wahren Feuerzauber von Glanz und Farbe gestaltet hat. Gleißendes Goldblech und stechendes Metallgrün bekleiden zwei Pfeiler, welche ein antikes Relief von der Art der griechischen Gräber-Metopen umrahmen. Auch das Relief selbst ist in tiefe, leuchtende Farben getaucht. Welche Bedeutung, so fragt Habich, mag dieses Farbenprunkstück für die künstlerische Persönlichkeit des Mannes haben, der angesichts desselben Tag für Tag arbeitet? Gewiß muß es auf ein Auge, das durch unsere moderne Farbenzärtelei so leicht in die Gefahr der Hypersensibilität gebracht wird, als ein Kräftigungsmittel ersten Ranges wirken, wenn auch die Sinne des Durchschnittsmenschen davon wie von einer siebenschwänzigen Geißel berührt werden mögen. Als Stärkungsmittel des Sehorgans, aber zugleich auch als Gradmesser der eigenen malerischen Leistungen mag Stuck diese Farbenfanfare dienen, und man wird überzeugt sein, daß ein Bild, welches dieser Nachbarschaft Stand hält, später bei öffentlicher Ausstellung keinen noch so vordringlichen Concurrenten zu scheuen braucht.

Wie das Atelier, so sind auch die Repräsentationsräume vor Allem auf wuchtige Farbenstimmungen hin componirt. In der Formensprache geben sie ein reizvolles Gemisch hellenischer Elemente mit solchen des Louis Seize-Geschmacks und des englischen Präraphaelismus. Auf herbe Archaismen von streng linearer Simplicität sind mit origineller Willkür allerhand zärtliche Einzelheiten späterer Jahrhunderte gepfropft. Ein auf Monumentalität gerichtetes Stilgefühl hat sich da bereit finden lassen, der Anmuth zierliche Complimente zu sagen.

Den großen Empfangssaal nächst dem kaltgetönten Vestibul beherrscht ein pompöser Dreiklang von Gold, Grün und Schwarz. Grüne Marmortafeln in bronceuen Rahmen bedecken die Wände. Der Fußboden zeigt eine Mosaik aus weiß-schwarz-grünem Holz. Die Decke ahmt die Wirkung patinirter Bronce nach. In Nischen stehen Marmor- und Broncebüsten. Das hereinfallende Licht ist durch Tiffanyglas gedämpft. — An das Empfangszimmer stößt der Musiksalon. Hier ist der Plafond mit den Zeichen des Thierkreises und der Milchstraße in Gold auf blauviolettem Grunde geschmückt. Die Wände tragen Fresken, von Stuck's eigener Hand; in einer Nische thront, ebenfalls ein Stuck'sches Werk, die unnahbar feierliche Pallas Athene. Auf das Roth des Fensters aber projicirt sich die schwarze Silhouette des Flügels mit der Energie des Placatstils. Die Bibliothek ist in einem als cassettirtes Tonnengewölbe behandelten Durchgang untergebracht. In Wohn- und Arbeitsgemach dominiren Teppiche, Gobelins und Polster, die auf eine feine Harmonie in Gold und Blau gestimmt sind. In das märchenhafte Boudoir der Hausherrin hat Lenbach ein Porträt der glücklichen Besitzerin gestiftet. Es stammt aus der Zeit der Lenbach-Fälschungen und trägt die Aufschrift: „19. Dec. 1893. Echt."

Stuck ist jetzt 37 Jahre alt. Zehn Jahre lang hat er nur gezeichnet. Dann nahm er plötzlich die Palette zur Hand und war in zwei Jahren ein gefeierter Maler. Den Maler gelüstete es jedoch, das Modellirholz zu handhaben, und die Pariser Weltausstellung bewies, daß er als Bildhauer fast ebenso bedeutend, wie als Maler ist. Während er aber durch all das die Welt in Staunen setzte, erbrachte er gleichzeitig als Schöpfer seines Heimes den Befähigungsnachweis als Architekt und als Decorateur, so daß er sich heute wohl, wie die alten Renaissancemaler, als „aller Künste Meister" fühlen darf. Ein so „ganzer" Kerl, wie er, ist heute in der gesammten deutschen Künstlerschaft nicht vorhanden. Seine Ganzheit, das ist sein höchster Ruhmestitel. Wie der Athlet sagt: dies Gewicht da kann ich heben, — und er hebt's, so hat Stuck ein ruhiges, sicheres, zweifelloses Kraftvertrauen. Ich schließe mich Bierbaum an, der einmal geschrieben hat: „Stuck will nie über sich hinaus, so sicher ist Maaß und Gewicht in ihm. Er hat nicht das Fieber, das zum athemlosen Jagen, zum Ueberstürzen treibt. Seine Art hat etwas wunderbar sicher Schreitendes, Entwickelungs-selbstverständliches. Wer die Folge seiner Werke und wer ihn selber kennt, der weiß: Dieser da wird nicht straucheln, denn er rennt nicht, sondern geht, genießend, beobachtend, ruhig rüstig seinen Weg; fallen aber wird er schon ganz und gar nicht, dieser Festfüßige, Augenscharfe, dieser Gesunde."

Zur Abenteurerliteratur.

Von J. Bachmayr.

Vor einigen Tagen erzählten die Berliner Blätter unter der Spitzmarke: Casanova — ausgeblieben! von einer Gerichtsverhandlung. Die Strafkammer war eben zusammengetreten, und der Nuntius rief vergeblich im Corridor den Angeklagten Casanova aus, der schon vor hundert Jahren selig verstorben war. Die Richter, die dies natürlich auch wußten, begannen, nachdem wenigstens so die vorgeschriebene Form beobachtet worden, die Verhandlung gegen eine neue deutsche Ausgabe der berüchtigten Memoiren des Abenteurers und erkannten auf Beschlagnahme der Platten und Exemplare. Zum wievielten Male wohl seit dem Erscheinen des merkwürdigen Buches, das aller Verfolgungen spottet und unsterblich bleibt?

Die Denkwürdigkeiten des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt erschienen zuerst 1822 und 1823 und nach dem großen Erfolg dieser Auszüge nahezu vollständig in zwölf

Bänden bis 1828. Ich weiß nicht, ob Goethe sie noch gekannt hat, der sich so lebhaft für Cagliostro, das Urbild des Schiller'schen Geistersehers, für den sogenannten Grafen Saint-Germain und die ganze Abenteuerliteratur interessirte. So sehr interessirte, daß er in Palermo sogar Balsamo's Familie aufsuchte und in feiner Weise unterstützte. Nichts fesselnder auch als diese Abenteurer des skeptischen 18. Jahrhunderts, die alle Welt fascinirten und betrogen. Abenteuerlichkeit war ein Charakterzug des Jahrhunderts. Der auffälligste Zug jener Abenteurer ist ihre unermüdliche Geschäftigkeit, sie wollen überall dabei sein; an allen Hauptplätzen Europas ziehen sie umher, trotz der außerordentlichen Beschwerden des damaligen Reisens; sie unterhalten überall Beziehungen, werden zu diplomatischen Missionen benutzt, kennen die Scandalchronik aller Höfe und Stände. Sie sind Spieler von Profession, werden überall gut aufgenommen, gerathen leicht in Händel und wissen ihre Waffen zu führen. Auf das weibliche Geschlecht üben sie einen bestrickenden, bezwingenden Einfluß aus. Helden aller Duelle und Alcovenscandale, gebieten sie über geheime Zauberkräfte: der Stein der Weisen steht ihnen zu Gebote, alle Wunder der Alchemie sind ihnen vertraut, sie machen Gold aus Kupfer und aus Greisen Jünglinge, — Falschspieler, Taschenspieler, Hypnotiseure, heute Bettler und morgen große Herren mit fürstlichem Gefolge, heute in Schuldenhaft, morgen gehätschelte Günstlinge des englischen und französischen Königs, die rechte Hand der Pompadour und anderer hoher Damen, Geheimagenten und Herzensfreunde deutscher Fürsten, — sie sind Alles und Nichts. Sogar der strenge menschenscheue Friedrich II. gewährt dem zweifelhaften Herrn von Seingalt eine Audienz. Ohne Zweifel hat Casanova nicht die große historische Rolle seiner Freunde und Collegen Saint-Germain und Cagliostro gespielt. Aber er hat das Eine vor ihnen voraus: er ist ein großer Schriftsteller. Seine Memoiren, die erst ein Menschenalter nach seinem Tode erschienen, haben ihm einen Weltruf verschafft. Und abenteuerlich wie die Geschichte seines Lebens ist auch das Schicksal seiner Schriften und seines Nachlasses.

In einem Privatdruck der Stuttgarter Gesellschaft der Bibliophilen hat Victor Ottmann ein kurzes Bild dieses seltsamen Menschen- und Bücherschicksals entworfen. Ja, er hat die Mühe nicht gescheut, die fast verwehten literarischen Spuren zu verfolgen und Archive und Bibliotheken zu durchstöbern. Casanova — und auch das ist abenteuerlich genug — gehört nämlich sozusagen literarisch nach Deutschland. Hier, wo die Gerichte noch heute constatiren, daß er „ausgeblieben“, hat er beinahe Heimathsrecht. Er reiste und lebte viel in Deutschland, am Rhein, in München und Augsburg, in Berlin und zumal im üppigen Dresden, seine letzten Jahre verlebte er im deutschen Böhmen. In Dux ist noch heute sein Grab zu sehen. Er starb als Bibliothekar des Grafen Waldstein, dem der abgehetzte Greis 13 Jahre diente.

In dem Duxer Refugium warf sich Casanova mit Eifer auf literarische Arbeiten wissenschaftlicher und belletristischer Art und unterhielt zugleich eine ausgedehnte Correspondenz mit befreundeten Persönlichkeiten. „Ueberblickt man seine Productionen, so muß man staunen über die Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit dieses Mannes, dem nichts Menschliches fremd zu sein scheint und der von dem unwiderstehlichen Triebe beseelt ist, sich mit allen die Menschheit bewegenden Fragen, seien es nun religiöse, ethische, historische, politische, sociale oder wissenschaftliche, abzufinden und sein Bestes zu geben, um auf dem Wege der Erkenntniß ein Stückchen weiter vorzudringen. Und darin, in diesem ehrlichen Bemühen, liegt die Gewähr der Verzeihung für manche Verfehlung, der Aussöhnung mit den Schwächen seines Charakters und Temperaments.“ Man kann dieses Urtheil Ottmann's unterschreiben. Auch über Casanova's Leben in Dux hat er Manches an Ort und Stelle aufgespürt. Graf von Waldstein führte das Leben eines Grandseigneurs, wie es zu seiner Zeit üblich war, und unser Held, der an der herrschaftlichen Tafel speiste, hatte deßhalb häufig Gelegenheit, sich in einem glänzenden und vornehmen Kreise der zu Besuch weilenden Gäste — Fürst von Ligne, Prinzessin Clari, Fürst Jablonsky, Prinz von Anhalt-Köthen und alle bekannten Namen des österreichischen und sächsischen Feudaladels kamen darin vor — zu bewegen und wieder den wohlthuenden Einfluß verfeinerter Geselligkeit auf sich wirken zu lassen. War er in liebenswürdiger Stimmung, was mit den zunehmenden Jahren immer seltener vorkam, so suchte er sich durch Gelegenheitsgedichte und kleine Theaterstücke, die er für die Liebhaberbühne schrieb, angenehm zu machen — eine Probe dieser dramatischen Versuche, den „Polemoskop“, druckt Ottmann ab. Der Schloßherr behandelte den Bibliothekar, wie Fürst von Ligne versichert, mit liebevoller Aufmerksamkeit und einer Geduld, die gegenüber der wachsenden Reizbarkeit des alten Herrn bewunderungswürdig war. Die schöne Gabe der Dankbarkeit schien Casanova nur in sehr geringem Maße zu besitzen, er betrachtete offenbar die vierzehnjährige Gastfreundschaft als etwas Selbstverständliches und ließ allen Gefühlen des Unmuths über kleine Leiden freiesten Lauf, ohne die Vortheile seiner immerhin respectablen und gesicherten Stellung anzuerkennen. Er leidet je länger je mehr an Verfolgungswahn und sieht besonders unter der Dienerschaft Räuber und Mörder. Gott gebietet ihm endlich, Dux zu verlassen. Ohne an ihn besonders zu glauben, wie an seinen Tod, den er in jedem Augenblick nahe glaubt, behauptet er doch, Alles, was er thue, geschehe auf seinen Antrieb, und er betreibt seine Flucht, wie einst aus den Bleikammern Venedigs. Doch nein, der Himmel befiehlt ihm, von dem Grafen Empfehlungsbriefe nach Weimar zu begehren, und zwar an den Herzog, der ihn liebt, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, die ihn nicht kennt, und an einige Berliner Juden. Heimlich verläßt er Dux, hinterläßt einen Absagebrief an den Grafen, zartsinnig, eitel, aufgeblasen und voll innern Grimmes. Der Graf lacht und sagt, er werde schon wiederkommen. — Man läßt ihn in den Vorzimmern warten: kein Mensch trägt ihm eine Stelle als Bibliothekar, Erzieher, Kammerherr oder dergleichen an, und er nennt die Deutschen überall dumme Teufel. Herzog Karl August von Weimar empfängt ihn so gut als möglich: aber in demselben Augenblick wird er auf Goethe, auf Wieland, seine älteren Günstlinge neidisch, declamirt laut gegen sie und ihre Literatur und geht nach Berlin. Hier ereifert er sich gegen die Unwissenheit der Leute, den Aberglauben, die Betrügereien der Israeliten, an die man ihn empfohlen hatte, zieht für Geld, das sie ihm vorstrecken müssen, Wechsel auf den Grafen Waldstein, die dieser lachend bezahlt, und kehrt endlich nach Dux zurück, wo ihn sein Wohlthäter herzlich umarmt. Casanova lacht und weint in einem Athem und versichert, Gott habe ihm geboten, diese sechswöchentliche Reise zu unternehmen, ohne Abschied aufzubrechen und endlich in sein Zimmer nach Dux zurückzukehren.

Fürst von Ligne war auch der literarische Vertrauensmann Casanova's und hat an seinen Arbeiten thätigen Antheil genommen; so revidirte er z. B. — ebenso wie Graf Marcolini in Dresden, von dem später noch die Rede sein wird — den Anfang der Memoiren, die Casanova erst in den letzten Lebensjahren niederschrieb und die er dem Fürsten nach und nach vorlas. Der Fürst hat die Veröffentlichung der Memoiren nicht mehr erlebt — er starb i. J. 1814 — und giebt in seinem Fragment einen Bericht darüber, der manche in den Memoiren nicht enthaltenen Züge erwähnt, wobei er die Befürchtung ausdrückt, daß die Aufzeichnungen nie zur Veröffentlichung gelangen würden. Er sagt von ihnen: „Sie sind voll von dramatischem Interesse, lebhaft, hinreißend, launig erzählt, mit philosophischen Ansichten, neuen, erhabenen und unnachahmlichen Reflexionen erfüllt“ und nennt ihren Verfasser „einen Mann von vielem Geist, scharf umrissenem Charakter und umfassenden Kenntnissen“.

Die neueren Geschichtschreiber urtheilen nicht anders. Auch ihnen sind Casanova's Memoiren etwas Besseres als nur ein unzüchtiges Buch, eine Beute aller Straf- und Sittenrichter. „Wahrhaft bewunderungswürdig ist — schreibt Barthold — mit welcher objectiven Treue und Wahrheit unser Geschichtsschreiber die persönlichsten Verhältnisse beachtet. So viel Probiersteine uns zu Gebote standen, um den Goldgehalt seiner Angaben zu prüfen, so ist es doch unter den Hunderten von geschichtlichen Zügen kaum ein halbes Dutzend, in denen er irrt, kaum einer, in dem er einer geflissentlichen Fälschung überführt werden kann!“ Und weiter sagte er: „So steht Casanova der Schriftsteller, Sittenmaler und Geschichtsschreiber unendlich hoch über dem Abenteurer Casanova; so veredelt sich ein Lebensroman, nach der gewöhnlichen Auffassung nur voll der unzüchtigsten Bilder, zu einem Werke der ernsten Klio, dergleichen die neuere Literatur kein anderes aufzuweisen hat! Casanova's Memoiren sind das vollendete, ausführlichste Gemälde nicht allein der sittlichen und der Gesellschafts-Zustände des Jahrhunderts, welches der französischen Staatsumwälzung vorausging, sondern auch der Spiegel des Staatslebens in seinen individuellsten Zweigen, der Kirche, der Denkweise der Nationen, der Vorurtheile der Stände; der Abdruck der Philosophie, also des innersten Lebens des Zeitalters. Wir möchten behaupten, daß, wenn alle anderen Schriftwerke zur Kenntniß des XVIII. Jahrhunderts verloren gingen, wir im Casanova hinlänglichen Stoff besäßen, um die unausbleibliche Nothwendigkeit einer allgemeinen Umwälzung zu ermessen.“

Zweiundzwanzig Jahre nach Casanova's Tode, am 13. December 1820, erschien im Contor von Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig, dem Begründer des Verlagshauses F. A. Brockhaus, ein Mann Namens F. Gentzel, der sich als Gehilfe des kaufmännischen Geschäfts von Anger & Co. in Leipzig vorstellte und Brockhaus das in französischer Sprache abgefaßte Original-Manuscript der Memoiren Casanova's, aus etwa 600 Bogen bestehend, vorlegte. Gentzel behauptete im Auftrage eines in Leipzig lebenden, angeblichen „Nachkommen des weltberühmten Casanova“ zu handeln, dem das Manuscript als Erbstück zugefallen wäre und der es jetzt zu veräußern wünschte. Dabei erwähnte Gentzel noch, der ehemalige kurfürstlich sächsische Staats- und Conferenzminister Graf Marcolini in Dresden (kurz zuvor 1814 in Prag verstorben) hätte das Manuscript durchgesehen und ein Gebot von 2500 Thalern darauf gethan, welches indeß zum größten Schaden des jetzigen Inhabers von dessen Vormunde abgelehnt worden wäre. Brockhaus behielt das Manuscript in Händen, und nachdem er, wie er schreibt, nur erst einige Blicke in dieses „Schatzkästlein von Welt- und Lebenskunde“ gethan, entschloß er sich, dem Besitzer eine von jenem früheren Gebote des Grafen Marcolini allerdings sehr abweichende Summe dafür anzubieten; er war dabei noch sehr zweifelhaft, ob irgend etwas von den Manuscripten sich zur Veröffentlichung eignen würde. Gentzel nahm dieses Anerbieten im Namen seines Freundes an, und schon am 24. Januar 1821 wurde ein Contract darüber abgeschlossen. Jetzt nannte sich auch der Eigenthümer des Manuscripts: er unterschrieb sich Karl Angiolini und versicherte, „daß sämmtliche Manuscripte sein rechtmäßiges und unbestrittenes Eigenthum seien“. Außer dem umfangreichen Manuscripte der Memoiren verkaufte Angiolini nämlich in demselben Contracte an Brockhaus noch drei andere kleinere Manuscripte Casanova's.

Brockhaus vertiefte sich lange Zeit in das Studium der Manuscripte und legte sie auch seinen literarischen Freunden vor, namentlich Ludwig Tieck, Wilhelm von Schütz, Friedrich Gustav Schilling und Otto von der Malsburg. Tieck schrieb darüber u. A.: „Hätt' ich nur noch mehr und Alles im Zusammenhange lesen können! Der Mensch ist ganz verrucht, aber sein Leben und die Art, es darzustellen, höchst anziehend. Ich thäte gern etwas für dieses Buch.“ Tieck erbot sich auch zur Mitherausgabe, aber Brockhaus übertrug die Uebersetzung und Redaction Wilhelm von Schütz. Dieser veröffentlichte im Jahrgang 1822 der Brockhaus'schen „Urania“ zunächst drei kleine Episoden aus den Memoiren, und in einem Vorworte dazu berichtete Brockhaus über die Erwerbung der Manuscripte. Die beiden folgenden Jahrgänge der „Urania“ brachten noch weitere Fragmente, und einen Theil der in diesen drei Jahrgängen mitgetheilten Episoden ließ Brockhaus dann im Jahre 1823 in einer Separatausgabe unter dem Titel: „Casanovianna oder Auswahl aus Casanova's de Seingalt vollständigen Memoiren. Erstes Bändchen“ erscheinen: eine Fortsetzung davon unterblieb, weil sich Brockhaus inzwischen zu einer umfassenden Veröffentlichung aus den Memoiren entschlossen hatte. Diese bestand in einer deutschen Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung der Memoiren durch Wilhelm von Schütz. Der erste Band davon wurde Ende 1821 (mit der Jahreszahl 1822) ausgegeben unter dem Titel: „Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz.“ Wieviel Bände noch folgen sollten, wurde von der Theilname abhängig gemacht, die der erste beim deutschen Publicum finden würde; diese war aber eine so lebhafte, daß sich Brockhaus bald dazu entschloß, das ganze Werk in gleicher Weise bearbeiten zu lassen. Die Memoiren umfassen 12 Bände, die nach und nach in den Jahren 1822 — 1828 erschienen. Zu den ersten vier Bänden schrieb Schütz längere Einleitungen. Die gleichfalls von Brockhaus vorbereitete erste französische Ausgabe erschien erst nach seinem Tode. Sie umfaßt wie die deutsche Bearbeitung 12 Bände, doch konnten zunächst nur die ersten vier erscheinen (1826 und 1827), weil der Weiterdruck des Werkes von den deutschen Censurbehörden verhindert wurde. Aus diesem Grunde sind die folgenden vier Bände erst 1832, und zwar unter einer Pariser Verlagsfirma, die letzten vier nach einer abermaligen Pause, da auch die französische Censur das Weitererscheinen beanstandete, 1838 unter einer Brüsseler Firma veröffentlicht worden.

Das Manuscript der Memoiren reicht nur bis zum Jahre 1774, dem 49. Lebensjahre des Verfassers, und bricht dann jäh ab; Ottmann vermuthet deßhalb mit Recht, daß der beträchtliche Rest noch irgendwo liegen oder vernichtet sein müßte. Diese Vermuthung wird noch durch den Umstand bestärkt, daß ein von Casanova's Hand geschriebener zweiter Titel: „Histoire de ma vie jusqu'à l'an 1797“ beim Manuscript liegt. Unzweifelhaft existirte eine Fortsetzung der Memoiren, es spricht aber Mancherlei gegen die Annahme, daß der verschwundene Rest umfangreich gewesen sei. Wie aus dem noch unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Casanova und dem Finanzinspector Opitz in Czaslau hervorgeht, hatte Casanova die Niederschrift der Memoiren auf Anregung seines Gönners und Freundes, des Reichsgrafen Maximilian von Lamberg, im Jahre 1790 begonnen und beschränkte er sich, nachdem er schon 1792 nahe daran war, das Manuscript zu verbrennen, auf die Beschreibung der ersten 50 Lebensjahre, „weil der Rest seines Lebens so traurig wäre“. Aus psychologischen Gründen ist es unwahrscheinlich, daß er diesem Entschluß zuwider kurz vor seinem Tode noch viel mehr geschrieben hätte als das oben erwähnte zweite Titelblatt und einige wenige Kapitel.

Liest man die Geschichte des Memoiren-Manuscriptes, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wo befand sich das Manuscript von 1798 bis 1820, von Casanova's Tode bis zu dem Augenblick, wo es in Brockhaus' Hände gelangte?

Ottmann findet keine Antwort hierauf, und es ist zweifelhaft, ob sich jemals eine finden wird. Welche Wanderung mag das Manuscript in den 22 Jahren durchgemacht haben? fragt er. „Da stirbt ein Mann, dessen Name in ganz Europa bekannt war, und kein Mensch kümmert sich um seinen schrift-

lichen Nachlaß. Auf irgend eine Weise, vielleicht von Neugierigen oder Habsüchtigen entwendet, wird er aus dem Duxer Schloß geführt und von Leuten, die seinem literarischen Werth verständnißlos gegenüber stehen, nutzbar zu machen gesucht." Die unbekannten Namen Gentzel und Angiolini geben keine Anhaltspunkte für irgendwelche bestimmten Vermuthungen. Nur der Name des Staats- und Conferenzministers Grafen Marcolini in Dresden, der in diesem Handel auftaucht, ist bekannt, Marcolini war ein Gönner Casanova's und interessirte sich lebhaft für ihn. Aus dem Briefe, den Casanova am 27. April 1797 an den Grafen Marcolini richtete und der dieser Studie im Facsimile beiliegt, geht mit aller Klarheit hervor, daß Casanova wenigstens den ersten Theil seiner Memoiren dem Grafen vorgelegt hat. Als das Nächstliegende sollte man annehmen, daß Fürst von Ligne nach dem Tode Casanova's dessen literarische Arbeiten, besonders die Memoiren, für die er das intensivste Interesse hegte, an sich genommen habe. Das kann aber nicht der Fall sein, weil der Fürst sonst in seinem „Fragment sur Casanova", worin er den Inhalt der Memoiren aus dem Gedächtniß recapitulirt, den Besitz des Manuscriptes selbstverständlich erwähnt hätte. Dafür, daß der Fürst das Manuscript nach Casanova's Tode nicht an sich nahm, giebt es nur die eine Erklärung, daß es sich nicht im Schloß befand, und diese Thatsache findet ihre beste Erklärung wieder in der Wahrscheinlichkeit, daß der Verfasser es nebst den oben genannten drei kleinen Arbeiten kurz vor seinem Tode an einen Buchdrucker oder Verleger gesandt hatte, der aber nicht den Muth besaß, ein so umfassendes und gefährliches Werk zu publiciren. Das Manuscript mag dann Jahre lang in irgend einem Magazin geruht haben und endlich in die Hände des angeblichen Casanova'schen Verwandten Angiolini gerathen sein. Immerhin müssen wir dem Schicksal noch dankbar sein, daß uns die Handschrift wenigstens erhalten blieb. Die Bearbeitung von W. v. Schütz ist gar nicht übel, unterschlägt aber manches Interessante, worum es Schade ist, und manches Obscöne, das die Unterdrückung verdient, — schon um die Richter und Censoren nicht noch mehr zu reizen. Jedenfalls wäre ein getreuer Abdruck sehr erwünscht. Ob aber möglich? Ottmann scheint an einen Privatdruck für deutsche Bibliophilen-Vereine zu denken, aber die brächten doch die Kosten nicht auf. Eher hoffen wir auf einen französischen oder englischen Bücherliebhaber oder Millionär. Auch die reiche Firma Brockhaus könnte ein nobile officium erfüllen. Das Lustspielchen, das Ottmann abdruckt, ist unbedeutend. Nur ein Selbstporträt Casanova's darin ist merkwürdig. Der Verfasser läßt nämlich folgendermaßen den galanten Herzog von Richelieu preisen:

„Er ist ein Professor der Galanterie, vor dem man sich wie vor einem Taschenspieler hüten muß oder wie vor einem Fechtmeister, mit dem man sich mit den Waffen nicht messen kann. Der Herzog von Richelieu ist ein Mann, dem keine Eroberung schwer fallen kann, denn seine Gewalt ist fast unbeschränkt und er macht sich kein Gewissen daraus, sie anzuwenden, wo immer ihn ein Gegenstand interessirt. Das ist ein Routinier, der zu oft im Feuer stand und im Grunde das weibliche Geschlecht verachten muß. Ein hochmüthiger Despot, den jede denkende Frau fürchten muß, denn er versteht sich meisterhaft darauf, mit Höflichkeiten zu fesseln. Es scheint, als ob er sich mit dem Rechte brüstet, womit er zur selben Zeit triumphirt, wo er mit allem Fleiß kalt zu bleiben sich bemüht. Man soll so etwas in Frankreich bewundern; ich will es glauben. Der Himmel möge ihn, mein Lieber, fern von uns halten; denn er hat das Talent, gleichzeitig zu beleidigen und lachen zu machen und einen schließlich dahin zu bringen, daß man sich für recht dumm hält."

Offenbar hat Casanova sich hier selbst verherrlicht.

Feuilleton.

Mein Stück ist angenommen!

Milregret, der Director der Folies Héroïques, sitzt in seinem Arbeitszimmer: antike Möbel, orientalische Teppiche, Kunstgegenstände aus Bronce, Gemälde erster Meister. Der junge dramatische Dichter Cocard tritt schüchtern herein.

Cocard. Habe ich die Ehre, den Herrn Director zu sprechen?

Milregret (würdevoll). Persönlich, mein Herr. Bitte Platz zu nehmen.

Cocard. Mein Name ist Cocard, und ich bringe Ihnen ein Manuscript ...

Milregret. Schön.

Cocard. Torquemada, Trauerspiel in fünf Aufzügen ... in Versen.

Milregret. Sehr schön.

Cocard (muthiger). Alle meine Freunde, die es gelesen, haben mir versichert ...

Milregret (lächelnd). Ich bin überzeugt davon. Sprechen Sie in vierzehn Tagen wieder vor. Es ist ja mein einziger Wunsch, junge Dichter zu ermuthigen. Auf baldiges Wiedersehen also, mein Herr.

* * *

(Vierzehn Tage später.)

Milregret. Treten Sie nur näher, mein Lieber, und freuen Sie sich mit mir.

Cocard (glückstrahlend). Wäre es möglich?

Milregret. Es ist möglich. In vierzehn Tagen werden ihre fünf Acte aufgeführt.

Cocard (mit feuchten Augen). O, mein Herr, wie dankbar bin ich Ihnen! Wenn Sie wüßten, wie ...

Milregret. Danken Sie mir nicht, mein lieber Cocard. Ich sagte Ihnen ja, daß ich keiner von jenen Directoren bin ... Es ist mein einziger Wunsch, junge Talente zu ermuthigen. Nur ...

Cocard (leicht beunruhigt). Nur ...?!

Milregret. Erschrecken Sie nicht gleich. Ich bin nicht der Mann der „Wenn" und „Aber". Ich nehme an oder lehne ab. Also ich acceptire Ihr Stück. Das hindert aber nicht, daß ich Ihnen einen Rath ertheile. Nun, Sie werden zugeben, daß „Torquemada" auf dem Theaterzettel nicht hübsch aussieht ... kurz, Torquemada ist schon veraltet ... Was würden Sie etwa zu „Der Großinquisitor" sagen?

Cocard (verlegen). Ja ... ja ... vielleicht ...

Milregret. Also es bleibt dabei. Dann ...

Cocard (unruhig). Dann ...?!

Milregret (väterlich). Wie kindisch Sie sind, immer gleich zu erschrecken! Es ist nur eine Kleinigkeit, aber ... Ich meine nämlich fünf Acte, das ist eine Zumuthung ... (Gutmüthig.) Sagen Sie selbst, es ist etwas viel.

Cocard. Indessen ...

Milregret. Sehn Sie, Sie wagen es nicht, das Gegentheil zu behaupten. Wenn das Publicum drei Acte über sich ergehn läßt, so ist das schon aller Ehren werth ...

Cocard. Aber ...

Milregret (mit Festigkeit). Noch weitere zwei Acte, das ist viel zu viel. Wir leben in einer Zeit der rasch herunterzuspielenden knappen, packenden Theaterstücke. Denken Sie an Mascagni. (Mit Wärme.) Ach, mein lieber Cocard, wenn Sie mir Vertrauen schenken wollten! Welches ergreifende Stück voll Kraft und Leben könnte das werden!... Ein Act ... nur ein einziger ... Aber welch' ein Act! Und welches Meisterwerk dann!

Cocard (blaß). Ein ... ein einziger Act!

Milregret. Ich weiß ja und begreife, was Sie dabei stört. Die Umarbeitung. Aendern ist allerdings nicht leicht. Dazu gehört

eine geschickte, eine sichere Hand ... Aber verzweifeln Sie darum nicht gleich. Wir werden uns an Machin wenden, den berühmten Machin ...

Cocard (bestürzt). Den berühmten Machin?

Milregret. Ja, den berühmten Machin ... Es existirt nur einer. Es giebt keine zwei Machin's! Ich will die Angelegenheit selbst in die Hand nehmen; ich verspreche Ihnen, Alles aufzubieten und ihn zu überreden. Ein Name wie Machin auf den Placatsäulen wird Ihnen erst zu Ansehn verhelfen ... „Von Machin und Cocard!" ... Glücklicher Cocard!

Cocard. Ich würde gleichwohl vorziehn ...

Milregret (lebhaft). Daß sein Name allein darauf stehe? ... Ausgezeichnet, mein Lieber! Ich wagte es nicht, Ihnen dies gleich vorzuschlagen. Zwei Namen setzen das Publicum allerdings in Verwirrung ... Dies alberne Publicum! Also es bleibt dabei — und in Prosa selbstverständlich. Verse ... (mit feinem Lächeln) das ist etwas altmodisch.

Cocard. Dann aber ...

Milregret (gutmüthig). Na, was denn noch? Die Autorenrechte? Die wollen wir Machin überlassen. Was kümmern uns die Tantièmen?! Was wir wollen, ist die Ehre, der Ruhm ...

Cocard. Allerdings ... aber —!

Milregret. Wie? Was? Sie fürchten vielleicht, er könnte außerdem etwas für seine Arbeit verlangen? ... Nicht das Geringste! (Mit satanischem Lächeln.) Wir werden ihn hineinlegen! Dabei bleibt es. Mit dem Titel: „Der Großinquisitor" und dem Namen Machin werden wir einfach die ganze Stadt in Aufruhr versetzen. Cocard, mein Freund Cocard, Sie werden mit Ihrem Erstling einen Erfolg haben, wie man noch keinen erlebte.

Cocard (überzeugt). Glauben Sie wirklich?

Milregret (begeistert). Ihre Hand, Cocard. Auf Wiedersehen, mein lieber Freund. Ich schreibe Ihnen bald!

Cocard (zögernd). Auf Wiedersehn ... mein lieber Director. (Feurig.) Ach, wenn doch alle Bühnenleiter Ihnen glichen! (Er geht strahlend ab.)

S.

Aus der Hauptstadt.

Der Abschluß.

Die Handlung spielt auf der Höhe des Jahrhunderts.
Zeit: Eine Nachbörsen-Stunde im Februar.
Luxuriös ausgestattetes Berathungs-Zimmer einer großen Actien-Bank. Die Fenster sind mit Vorhängen aus schwerer, dunkler Seide versehen, womit wahrscheinlich angedeutet werden soll, daß die Verhandlungen in diesem Raume das Licht zu scheuen haben. An der Mittelwand das Oelbild des Begründers der Bank; eine danach angefertigte Steckbrief-Photographie setzte ihn s. Zt. in den Stand, unerkannt über Hamburg nach Amerika zu verschwinden. Unterhalb des Bildes Bücher-Regale. So grenzenlos ist die Langeweile hier noch nie gewesen, daß irgend ein Besucher je in einem der Bücher geblättert hätte. — An dem grünen Tische in der Mitte des Saales drei Herren.

Erste Scene.

Das neue Mitglied des Aufsichtsrathes (sieht auf seine Uhr): Wenn der Herr Generaldirector nicht bald kommt, dann wäre es vielleicht ganz angebracht, daß Sie uns immer schon privatim Einzelheiten der Bilanz mittheilten!

Der zweite Herr Director (blickt flüchtig von seiner Zeitung auf): Lassen Sie nur — wir werden uns schon noch genug öden! .. Die Reichstagsdebatten über die Schaumweinsteuer haben Sie doch gelesen? Lächerlich! Will man uns denn allesammt zu Socialdemokraten machen? Da kann ich Ihnen eine famose Broschüre empfehlen, ein sicherer H. F. Lipsius hat sie geschrieben. „Die Schaumweinsteuer, eine verhängnißvolle Thorheit," lautet der Titel. Hören Sie nur, was Lipsius sagt: „Wie haben in den letzten Jahren viel über den Nutzen der Kriegsflotte gehört, aber wie dem auch sein mag, sie dient nicht zum Schaden der Feinde Deutschlands, sondern zum Schaden des deutschen Volkes selbst, wenn ihre Erweiterung den Vorwand dafür bildet, daß Frohsinn und Lebensfreude im lieben deutschen Vaterlande verringert werden sollen. Bundesrath und Reichstag würden sich am deutschen Volke schwer versündigen, wenn sie, um ein paar lumpige Millionen mehr für Schiffe und Kanonen zur Verfügung zu haben, die bisherige Billigkeit des deutschen Sects abschaffen. Schade um jede frohe Stunde, die damit deutschen Männern und Frauen genommen würde!" Famos, was?

Das neue Mitglied: Ja, aber ... die National-Bank hat nicht gut abgeschlossen, der Cassenverein läßt gleichfalls zu wünschen übrig, und da wäre es mir sehr interessant, zu erfahren, ob unser Unternehmen —

Der zweite Herr Director: Frohsinn und Lebensfreude dürfen nicht verringert werden im Vaterlande, das ist die Hauptsache! Schade um jede vergnügte Stunde, die uns durch Vertheuerung des Sectes genommen wird! Was sage ich, des Sectes! Auch die Austern spielen eine volkswirthschaftlich bedeutsame Rolle. Ich bin deßhalb ein entschiedener Anhänger der Bemühungen, die Austerncultur auf den Sandbänken des Wattenmeeres zu fördern. Meines Erachtens muß die Einfuhr von Saataustern —

Das neue Mitglied (sehr unruhig): Man hat uns auf zwei Uhr hierher bestellt. Meine Frau wartet —

Der zweite Herr Director: Ach, die süßen Frauen! Man macht ihnen das Leben recht schwer. Erst der Sternberg-Rummel, und nun die ewigen Nörgeleien im Reichstag! Einer hat gestern sogar verlangt, daß die Masseusen-Annoncen unter Strafe gestellt werden sollen! Ich kenne Zeitungen, meine Herren, die früher die Massen hinter sich gehabt haben, jetzt nur noch die Masseusen, und wenn —

Das neue Mitglied: Ist es wahr, daß wir auf Consortial-Conto heuer mit beträchtlichen Verlusten rechnen müssen?

Der zweite Herr Director: Thut ja nichts, thut ja nichts, lieber Freund! Ist Alles längst abgeschrieben! Wir Bankleute verstehen uns auf das Abschreiben besser als Blumenthal und Kadelburg!

Zweite Scene.

Der Herr Vorsitzende des Aufsichtsrathes kommt mit anderen Mitgliedern.

Der Herr Vorsitzende des Aufsichtsrathes: Worauf warten wir denn noch? Ich bin pressirt, Sie wissen .. Muß heute noch in zwei Sitzungen .. Ich hätte doch nicht mehr als drei Dutzend Aufsichtsrathsposten annehmen sollen — man kommt aus dem reinen Chemisett gar nicht mehr heraus.

Der Herr Director: Ich denke, wir werden sofort beginnen können —

Der Herr Vorsitzende des Aufsichtsrathes: Sofort? Was heißt das? Ich bin für 36 Ehrenposten verpflichtet — denken Sie denn, ich habe meine Zeit auch gestohlen?

Der zweite Director: Das traue ich Ihnen nicht zu. Und wenn es heut schon wirklich etwas länger dauern sollte, um so schneller werden wir mit der General-Versammlung fertig werden. (Leise.) Die Dienstmänner sind bereits engagirt, jeder hat drei Actien zu vertreten und nach Ihrer Rede begeistert Bravo zu schreien. Ebenso habe ich alle Vorkehrungen getroffen, um solchen unsauberen und verdächtigen Elementen, die wirklich Actien besitzen, den Eintritt in die General-Versammlung unmöglich zu machen. Sie wird diesmal also in Ruhe verlaufen.

Dritte Scene.

Der Herr General-Director tritt ein.

Der Herr General-Director: Was ich sagen wollte ... ich habe dem Kutscher draußen kein Fünfgroschenstück geben können ... und ein kleines Trinkgeld muß ihm doch werden. Gehen Sie hinaus und überreichen sie ihm die Bestallung zum Aufsichtsrath unserer Bank! (Der zweite Herr Director ab.) Bon soir, messieurs! Es wird Sie interessiren, zu erfahren, daß mir Se. Königliche Hoheit der Fürst Albert

von Monaro soeben den Stern des Filucius-Ordens hat überreichen lassen, eine Auszeichnung, die außer mir nur noch Rinaldo Rinaldini, Franz Moor und Kneißl besitzen.

Der Herr Vorsitzende des Aufsichtsrathes: Kneißl? Hat man ihn denn?

Der Herr General-Director: Nein. Aber man wird ihn kriegen. Denken Sie sich, ein Mensch, der ohne Anwendung von Schlußscheinen raubt und plündert! Solch Esel hat sich sein Unglück selbst zuzuschreiben!

Ein schüchternes Mitglied des Aufsichtsrathes: Uebrigens herzlichen Glückwunsch zu der Auszeichnung! Man erzählt sich sogar in Berlin, der Herr General-Director sollen nobilitirt werden!

Der Herr General-Director (verächtlich): Aber dergleichen hat doch gar keinen Zweck! Erst kostet es ungeheure Opfer, und nachher, wenn man mal zu Zuchthaus verurtheilt wird, erkennen sie Einem den Adel doch wieder ab. Unsereiner ist dann immer der Reingefallene.

Das neue Mitglied: Wenn ich mir nun die Frage nach dem Stand der Geschäfte erlauben dürfte —

Der Herr General-Director: Also an die Arbeit, meine Herren! Setzen wir uns! (Es geschieht.) Die Mehrzahl der Banken hat im verflossenen Jahre schlechte Geschäfte gemacht. Wir dürfen stolz darauf sein, eine Ausnahme von der Regel zu bilden. (Hört, hört!) Wir haben nämlich nicht nur schlechte, wir haben einfach elende Geschäfte gemacht. Ich schlage Ihnen deßhalb vor, heuer keine Dividende zu vertheilen, dagegen in Anbetracht der gestiegenen Kartoffelpreise und des agrarischen Brotwuchers die Bezüge der Direction um das Doppelte zu erhöhen.

Das neue Mitglied: Sollte es nicht gerathener sein, zu Gunsten der Actionäre die Verkaufs-Provisionen zurückzufordern, welche die Directoren eingesteckt haben, und die Tantième der Aufsichtsräthe zu beschneiden? (Gelächter. Rufe: Unverschämt!)

Der Herr Generaldirector: Ich ersuche den Herrn Redner ernsthaft, bei der Sache zu bleiben und von seinen maßlosen Angriffen abzusehen. Aber auch die anderen Herren bitte ich, Ruhe zu bewahren, wenngleich ich zugebe, daß dies dem Herrn Redner gegenüber schwer fällt. Indessen darf uns selbst der tollste Blödsinn, den ein alberner Kretin schwatzt, nicht dazu verführen, die Vorschriften streng parlamentarischer Discussion zu verletzen. (Lebhafte Zustimmung.)

Das neue Mitglied: Ich erlaube mir noch die Anfrage, auf welche Weise (stürmische Heiterkeit) die Direction dem durch ihre Millionen-Schiebungen hervorgerufenen Capitalmangel abhelfen will (erneute stürmische Heiterkeit), der die Bank an den Rand des Verderbens gebracht hat? (Schlußrufe.)

Der Herr General-Director: Die nothwendigen Maßnahmen sind bereits getroffen worden. Die Direction hat sich mit einer Papiermühle in Verbindung gesetzt und ist entschlossen, neue Actien in solcher Menge drucken zu lassen, daß jeder Capitalmangel aufhört.

Das neue Mitglied: Ich habe die Empfindung, als stehe Ihre Ehre auf dem Spiel!

Der Herr General-Director: Ehre? Was ist das? Ehre ist, was Unsereiner nur hat, wenn er sich empfiehlt. Und das denke ich demnächst zu thun.

Das neue Mitglied: Man wird Ihnen jedenfalls vorwerfen, bei der Leitung der Bank nicht die gesetzlich vorgeschriebene „Sorgfalt des ordentlichen Hausvaters“ angewandt zu haben.

Der Herr General-Director: Sehen Sie, wie man sich irren kann! Fragen Sie meine Frau, die wird Ihnen sagen, in welch hohem Maße ich diese Sorgfalt des ordentlichen Hausvaters an den Tag gelegt habe. Dreißig Millionen Mark habe ich für sie in der Bank von England deponirt. Wir leben nämlich Gottlob nicht in Gütergemeinschaft.

Ein harmloser Herr: Verehrte Anwesende! Ich glaube in Ihrer Aller Namen zu sprechen, wenn ich dem Herrn General-Director für die geradezu geniale Leitung der Geschäfte im abgelaufenen Jahre unseren aufrichtigen, bewundernden Dank ausdrücke. (Bravo!)

Der Herr Vorsitzende des Aufsichtsrathes (leise zu dem Harmlosen): Sie sollten doch mehr sagen, Mensch — haben Sie denn den ganzen Text vergessen?

Der Harmlose: Nee — aber for'ne Mark is des doch allermeist jenug!

Vierte Scene.

Der zweite Herr Director kommt zurück.

Der Herr General-Director: Ich schließe hiermit die Sitzung —

Der zweite Herr Director: Bitte noch um einen Augenblick Geduld!

Der Herr Vorsitzende des Aufsichtsrathes: Meine sechsunddreißig Ehrenposten erlauben mir nicht —

Der zweite Herr Director: Es handelt sich nur darum, daß auch wir uns energisch dem Proteste gegen die unqualificirbare Behauptung des Ministers Brefeld anschließen, wonach der Zwischenhandel ein nothwendiges Uebel sei. Die Ehre des gesammten Standes steht auf dem Spiele, wir müssen sie wahren wie unsre eigne —

Das neue Mitglied: Sehen Sie — das hab' ich vorhin gesagt!

Der Herr General-Director: Ach, das war ja ganz etwas Anderes! Sehen Sie mal, es ist ja ganz nett, Ehre zu haben, aber viel wichtiger scheint es mir, die Habe zu ehren! **Prinz Vogelfrei.**

Dramatische Aufführungen.

Der junge Goldner. Komödie in vier Akten von Georg Hirschfeld. (Deutsches Theater.)

Es kommt immer anders, und nie besser. Fünf oder sechs Jahre lang hat jetzt die deutsche Bühne Herrn Georg Hirschfeld's dramatisches Gestammel ertragen, fünf oder sechs Jahre lang ist uns seine Talentlosigkeit als die köstliche Unreife schaffensfreudiger Jugend aufgeschwatzt worden. Nun endlich mußte die reife That erobernd vor uns hintreten. Fünf oder sechs Jahre sind eine hinreichend lange Frist für Jemanden, der in Hirschfeld's geordneten Verhältnissen dichtet. Es kommt aber immer anders, und nie besser. Der junge Goldner, das neueste Werk des Achtundzwanzigjährigen war ein Zusammenbruch auf offener Scene. Das Unzulängliche, hier ward's Ereigniß. Nach dieser gespreizten Wichtigthuerei, diesem in seiner Kindlichkeit rührenden Geständniß der eigenen Unfähigkeit ging selbst ein Theil des Publikums nicht mehr mit. Statt des im Deutschen Theater üblichen Höllenradaus und Kneipengetrampels, das sich für rauschenden Beifall ausgiebt, kämpfte entrüstetes Zischen die krampfhaften Applausversuche der vollzählig versammelten Onkel und Tanten Hirschfeld's nieder. Es kommt aber immer anders und nie besser. Die maaßgebende Kritik schwindelte ihren Lesern am nächsten Morgen doch von einem nur mäßig bestrittenen Erfolge vor.

Fritz Goldner ist ein Genie. So behauptet Georg Hirschfeld, dessen Verwandte von ihm dasselbe behaupten. Glauben wir's zunächst mal. Fritz Goldner hat ein Stück geschrieben, wie Georg Hirschfeld, und es anonym zur Aufführung bei dem just begründeten National-Theater eingereicht. Ein Theaterstück, das ist die Welt. Höheres giebt es gar nicht. Fritz Goldner meint zwar gelegentlich in einem Anfalle von Vernunft, so ein Drama sei doch bloß Papier und Tinte, aber Georg Hirschfeld ist grundsätzlich anderer Meinung. Und so wächst denn aus der Thatsache, daß der mächtige, von Goldner schwer beleidigte Vorsitzende des National-Theater-Bauvereins sich gegen die Aufführung seines Werkes erklärt, zur tragischen Katastrophe heran. Fritzchen überwirft sich mit aller Welt, schleudert selbst seinem siebzigjährigen Vater, der doch für ihn litt und entbehrte, um seinetwillen ein armer, im Joche stöhnender Kuli ward, brutale Beschimpfungen in's Gesicht. Er überwirft sich sogar mit seinem bedeutenden Freunde Rosenberg, einer kunstlos und plump gezeichneten Schlenther-Figur, die ihre Ideale in der Garderobe abgiebt, sobald es sich um praktische Theaterarbeit, nicht mehr um ästhetisches Gequassel handelt — verzeihen Sie, aber Herr Fritz Goldner spricht nun einmal so. Der empörte Dichter begreift es nicht, daß man ein neues Theater unter Umständen auch mit Shakespeare, statt mit Goldner eröffnen kann, und Herr Georg Hirschfeld scheint diesen Frevel gleichfalls nicht zu begreifen. Wenigstens übt er seinen Bummelwitz an der Zugkraft und „Sicherheit“ Hamlet's, wie er

auch für Schiller und Goethe wenig mehr als fröhliche Verachtung empfindet. Im Schlußacte läßt er denn auch vom Titelhelden der stumpfsinnigen Gesellschaft den Text in so ausgiebiger Weise lesen, feiert den bewußten Goldner-Hirschfeld'schen Kunstdrang in langer Bankettrede so ausschweifend, daß es erklärlich ist, wenn der Sprecher schließlich all dem kleinen Philisterpack in der mitteldeutschen Universitätsstadt den Rücken kehrt und nach Berlin zieht. Anderen Falles würde wahrscheinlich das Philisterpack nach Berlin ziehen, nur um diesen Schwätzer los zu werden.

Mit den Details des Stückes braucht man sich nur flüchtig zu befassen. Lauter Unkunst, wie sie vor zwanzig oder dreißig Jahren im Schwange war, echte Adolf- oder Otto-Ernsterei. Die Gesinnungstüchtigkeit und der schnoddrige sogenannte Ulk sind die Hauptsache. Daß Jemand in den hinteren Parkettreihen überzeugt und aus tiefer Seele Bravo rief, als der gassenweise Held feierlich darthat, im Leben müsse man die Wahrheit genau so lieben wie in der Kunst — diese Blamage hat der triviale Poet aus der Köpenickerstraße wohl verdient. Sehr leicht ist seinem Realismus die Charakteristik und das scenische Um und Auf geworden. Wollen zwei Leute allein sein, so sagen sie es den übrigen Anwesenden, die dann eiligst die Bühne verlassen oder sich in eine Ecke stellen; eigentlich müßten sie sich auch noch die Ohren zuhalten. Als Goldner's Gegner, der reiche Stadtrath, dem jungen Bengel in aller Form die Thür gewiesen hat, geht nicht Goldner, sondern der Hausherr und Stadtrath links ab. Denn Fritz Goldner hat noch eine wichtige Scene mit seiner Liebsten, der Tochter des besagten Stadtraths. Und so weiter. Auf den Charakter des bedauernswerthen Theaterbauvereins-Vorsitzenden häuft Hirschfeld übrigens so viele Schlechtigkeiten, wie es seiner gereizten Phantasie nur möglich ist. Schade, daß sein Held doch das größte und unangenehmste Scheusal bleibt. Dieser Laffe, der in maßloser Eitelkeit sich und sein Stück für den Mittelpunkt des Planetensystems hält, unaufhörlich Genie posirt, alle Welt anpöbelt und doch nicht ein einziges Mal durch ein bedeutsames Wort den Beweis für seine geistige Ueberlegenheit erbringt; dieser mißglückte Uebermensch wirft das Drama von vornherein. Wenn an dem Stücke etwas interessant ist, so ist es die ungeheuerliche Ueberschätzung der sogenannten Literatur, die unsere Jugend fabricirt. Alles soll auf den Zehenspitzen schleichen, sobald die Goldner'sche Muse sich herbeiläßt, in die Wehen zu kommen. Ach, wüßte Georg Hirschfeld doch erst, wie gar so gering das Verdienst ist, ein miserables Drama zu schreiben, heiße es nun „Der junge Goldner“ oder „Nachtfalter“! Wüßte er, wie verächtlich das Leben über das Unlebendige hinwegschreitet! Aber die jungen Herrn haben auch in dieser Beziehung ein kurzes Gedärm.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals zur Canalfrage.

Sehr geehrter Herr!

In Nr. 4 der „Gegenwart“ kommt Herr R. W. Heidmann (Hamburg) nach eingehender Vergleichung der Leistungsfähigkeit der Wasserstraßen und Eisenbahnen zu dem Ergebnisse, an Stelle des Mittellandcanals eine Central-Güter-Schleppbahn zu bauen und im Uebrigen die Leistungen der Bahnen durch größere Wagen, besondere Gütergleise etc. so zu verbessern, daß die Nothwendigkeit des Mittellandcanals entfiele. So sachkundig und ruhig diese Erwägungen gehalten sind, so sind sie doch auf einer vollständig falschen Grundanschauung aufgebaut; sie würden nämlich zutreffen, wenn es sich darum handelte, nur zwischen den Endpunkten des selbstständig für sich zu erbauenden Canals eine Entlastung der gleichlaufenden Bahnen herbeizuführen; nicht aber treffen sie zu, weil der Canal ausschließlich dazu dient, ein Ganzes mit den vorhandenen schiffbaren Flüssen zu bilden und hierdurch das in diesen liegende natürliche und hineingebaute Nationalvermögen zur vollen Geltung zu bringen. Man denke sich statt der Flußläufe Eisenbahnen, so würde man keinen Augenblick zögern, diese durch eine Verbindungsbahn den gegenseitigen Verkehrsbeziehungen nutzbar zu machen. Nicht die Anlieger des Canals, sondern die Anlieger der Flüsse werden den Hauptvortheil vom Canale haben, und wenn es richtig wäre, daß ein Theil der landwirthschaftlichen Betriebe geschädigt würde, so ist der indirecte Nutzen der Erhöhung des Nationalwohlstandes ein Ausgleich, welcher es am Besten ermöglichen wird, durch Zahlung ausreichender Preise für Lebensmittel der Landwirthschaft eine gesicherte Existenz zu verschaffen, ganz abgesehen von dem directen Vortheile regeren und billigeren Austausches landwirthschaftlicher Producte. Im Uebrigen stellt sich auch Amerika nach neueren eingehenden staatlichen Ermittelungen auf den Standpunkt des Ausbaues und der Erweiterung der Wasserstraßen zur Aufnahme insbesondere des ungeheuer wachsenden Massenverkehrs und der noch „ruhenden“ bezüglichen Mengen, wie Steine, Holz etc., auf größere Entfernungen. In dieser fast ausschließlichen Aufnahme des billig tarifirten Massenverkehrs, welcher die Selbstkosten der Bahnen nahezu erreicht, liegt auch die Gewähr, daß dem Staate die Macht über die Tarife der übrigen, rasch zu befördernden Güter und die fast ungeschmälerten Einnahmen erhalten bleiben. Die erwünschte Trennung der langsam (auf Wasser) zu befördernden Massengüter, der sodann rascher zu fahrenden werthvolleren Güter des Schnellverkehrs für Personen, wird sich durch die Wasserstraßen von selbst vollziehen, ganz abgesehen davon, daß durch die neue Wasserwirthschaft die Frage der Versorgung der Landwirthschaft mit elektrischer Kraft in's Rollen kommt.

Hochachtungsvoll

Guben. E. Fränkel,
Kgl. Eisb.-Bauinspector.

Notizen.

Großherzog Friedrich von Baden. Reden und Kundgebungen 1852—1896. Herausgegeben von Rud. Krone. (Freiburg i. B., Paul Waetzel.) Ein musterhafter Regent, ein herrlicher Mensch, ein treuer deutscher Mann, — wir erinnern nur an des Großherzogs hochherzige Haltung in jenen schmerzlichen Tagen, als der Kaiser sich von seinem besten Rathgeber, dem genialen Reichsschöpfer, glaubte trennen zu müssen. Und alle diese seine Reden bestätigen den Eindruck seiner edlen, starken Persönlichkeit. Sie sind dem gesammten deutschen Volke gewidmet und dazu bestimmt, dem ganzen Vaterlande zur Mahnung, Erhebung und Begeisterung zu dienen. Hat auch das Großherzogthum Baden das erste Anrecht auf seinen Landesherrn, so gehört er doch als der urdeutsche Bundesfürst ganz Deutschland an. In ihm ist die Verschmelzung zwischen Bundesstaat und Deutschem Reich unlösbar und vorbildlich vollzogen. Vom Regierungsantritt bis zum 70. Geburtstag erstreckt sich der Zeitraum, den das vorliegende Buch umfaßt. Es ist einleuchtend, daß die Sammlung Anspruch auf Vollständigkeit nicht macht, weil eine sehr erhebliche Zahl von Aeußerungen nicht wörtlich oder nur skizzenhaft nach dem Hauptinhalt, ja zum Theil überhaupt nicht aufgezeichnet ist, was u. A. mit dem früheren Mangel an ausreichender Berichterstattung zu erklären sein dürfte. Ansprachen bedeutungsvollsten Inhalts waren nur für einen gewissen Kreis berechnet und drangen darum, so werthvoll sie waren, nicht über diesen hinaus. Andere eigneten sich ihrer Natur nach weniger für die Oeffentlichkeit. Das aber steht fest, daß Viele aus solchen gelegentlichen und nicht kund gewordenen Reden einen unvergeßlichen Eindruck empfangen haben. Was aber erhalten blieb und überliefert wurde, ist so reich an Gedanken, so werthvoll an Inhalt, so eindrucksvoll in der Form, daß es nicht nur dem badischen Land, sondern auch dem ganzen deutschen Volke ein Vermächtniß von bleibendem Werth darbietet, das wir dankbar von dem hochverehrten greisen Fürsten hinnehmen, der als einer der Ersten im Rathe Kaiser Wilhelms I. der letzte ist, welcher aus des neuen Reiches Jugendjahren in die Gegenwart hinüberragt.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Bolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 23. Februar 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die landwirthschaftlichen Zölle.

Von Eduard von Hartmann.

Als vor anderthalb Jahrzehnten der erste Reichskanzler die Erhöhung der Getreidezölle plante, da war die Lage der deutschen Landwirthschaft entschieden ungünstiger als jetzt. Es mangelte an allen den Zuwendungen, welche die Gesetzgebung ihr inzwischen gewährt hat, das ländliche Genossenschaftswesen war noch ganz unentwickelt, zu Ringen und Cartellen im Interesse der Landwirthschaft fehlte noch jeder Anlauf, Oesterreich führte noch namhafte Getreidemengen aus, die Bevölkerungsziffer in den Vereinigten Staaten und Rußland war noch erheblich geringer, so daß weniger Getreide in diesen Erzeugungsgebieten selbst verzehrt wurde, und der russische Boden war noch nicht so erschöpft wie jetzt. Damals galt es, eine acute Krisis im Ackerbaugewerbe zu verhüten, für die Ausführung der inzwischen durchgeführten gesetzlichen Schutzmaßregeln, Erleichterungen, Zuwendungen und Selbsthülfeeinrichtungen Zeit zu gewinnen, und dieser Zweck wurde durch den Kornzoll von 5 Mark so weit erreicht, daß die deutsche Landwirthschaft im Großen und Ganzen die schlimmste Zeit glücklich überstanden, die Caprivi'sche Herabsetzung des Kornzolles auf 3½ Mark vertragen hat und jetzt nach einer Reihe guter Erntejahre kräftiger dasteht als zu irgend einem Zeitpunkt der letzten beiden Jahrzehnte. Andrerseits ist die kritische Uebergangsperiode, die durch das unverhältnißmäßig billige Angebot ausländischer Bodenproducte entstanden ist, noch keineswegs vorüber und deßhalb das Verlangen der Landwirthschaft nach Fortdauer des Zollschutzes nicht unberechtigt. Auch ist es begreiflich, daß die allgemein gewordene Interessenvertretung auch in der Landwirthschaft sich geltend macht und erhöhten Zollschutz beansprucht. Es ist kein Wunder, daß die Grundbesitzer weitere Zuwendungen vom Staate fordern, nachdem sie gesehen haben, wie gut sie in den letzten Jahrzehnten auf diesem Wege gefahren sind. Es ist um so weniger zu verwundern, als alle früheren Staatshülfen im gegenwärtigen Bodenpreis bereits capitalisirt sind und der Liebhaberaufschlag dieses Preises die Rente immer noch unzulänglich erscheinen läßt.

Diese gesteigerten Ansprüche auf ihr rechtes Maaß zurückzuschrauben, muß den Vertretern anderer Interessengruppen überlassen bleiben. Die Regierung soll den rechten Mittelweg zwischen den entgegengesetzten Interessen auffinden und den Reichstag bestimmen, sich dieser von ihr getroffenen Entscheidung anzuschließen. Diese Vermittlerrolle darf sich nicht von Doctrinen und Theorien beeinflussen lassen, sondern muß mit nüchterner Kühle die realen Verhältnisse in's Auge fassen und sich an das zeitweilig Erreichbare und an das augenblicklich Nützlichste halten.

Vor fünfzehn Jahren litt die Landwirthschaft am schwersten unter dem Mißverhältniß zwischen dem Selbstkostenpreis und dem Marktpreis ihrer Erzeugnisse; diesem Mißverhältniß konnte unmittelbar und mit Sicherheit durch erhöhte Zölle abgeholfen werden. Heute ist es nicht so sehr dieses Mißverhältniß, woran die Landwirthschaft krankt, als vielmehr der Arbeitermangel, der durch Abwanderung ihrer Arbeiter in die Industriebezirke entsteht. Diesem Uebelstande kann aber nicht mehr unmittelbar durch landwirthschaftliche Zollerhöhungen abgeholfen werden. Zwar könnte die Landwirthschaft bei besseren Preisen auch etwas höhere Löhne zahlen; aber selbst wenn sie dieselben Löhne wie die Industrie zahlen wollte, so würde das doch nicht hinreichen, die aus sehr vielen Gründen erfolgende Abwanderung der Arbeiter zu hindern, so lange überhaupt noch die Industrie blüht. Nur wenn die landwirthschaftlichen Zölle so hoch werden, daß sie die übrigen Länder zur Retorsion durch prohibitive Industriezölle veranlassen, nur dann können sie dem landwirthschaftlichen Arbeitermangel abhelfen, indem sie die Blüthe der Industrie brechen und den Landarbeitern die Arbeitsgelegenheit in der Industrie abschneiden. Der Landwirthschaft auf diesem Umwege zu helfen, darauf kann aber wieder die Regierung nicht wissentlich eingehen; sie muß sich damit begnügen, den Arbeitermangel der Ostprovinzen dadurch zu lindern, daß sie gegen ihre Polonisirung durch Heranziehung polnischer Arbeiter aus Rußland und Galizien Nachsicht übt.

Um den rechten Mittelweg zu bestimmen, muß die Sache der Reihe nach aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden.

Der erste ist der fiscalische. Das Reich und die Einzelstaaten decken einen großen Theil ihres Budgets aus landwirthschaftlichen Zöllen; wollte man sie plötzlich ganz abschaffen, so entstünde dadurch eine Lücke in den Einnahmen, die durch schwer fühlbare neue Steuern gedeckt werden müßte. Für den Steuerfiscus sind aber keineswegs die Getreidearten dasjenige landwirthschaftliche Erzeugniß, das das günstigste Steuerobject bietet, sondern die Einfuhr von Thieren und thierischen Nahrungsmitteln, deren Werth die Einfuhr aller pflanzlichen Nahrungsmittel weit übersteigt.

Nur innerhalb der pflanzlichen Nahrungsmittel stehen die Brodgetreide allen übrigen voran; von den beiden Brodgetreiden ist aber wiederum die Einfuhr von Weizen rund fünf Mal so groß als die von Roggen. Das fiscalische Interesse an einer Erhöhung des Weizenzolles ist demnach fünf Mal so groß als die am Roggenzoll; größer als an beiden wiederum sollte dasjenige an den Zöllen für Thiere und thierische Nahrungsmittel sein.

Der zweite Gesichtspunkt ist das Interesse der landwirthschaftlichen Producenten. Das Interesse der deutschen Landwirthschaft im Allgemeinen geht nicht dahin, den Getreidebau wesentlich über seine jetzige Anbaufläche hinaus zu erweitern, sondern vielmehr dahin, lohnendere Productionszweige, wie Vieh- und Geflügelzucht, Milchwirthschaft, Obst- und Gemüsebau, Anbau von Nutzgewächsen, Fischzucht und Gärtnerei, mehr als bisher zu pflegen, die Erzeugnisse derselben nach rationelleren Methoden zu verarbeiten und sowohl diese Verarbeitung wie die endliche Verwerthung auf genossenschaftlichem Wege lohnender auszugestalten. Deßhalb kommt es jetzt nicht mehr so sehr auf den Zollschutz des Getreidebaues, als auf den dieser verfeinerten Betriebsergebnisse an, deren Werth auf gleicher Fläche größer ist und noch weit größer gemacht werden kann. Die Landwirthschaft hat auch in richtigem Verständniß für diese Sachlage seit einiger Zeit sich mit Eifer um besseren Zollschutz für solche anderweitigen Producte bemüht; aber sie will noch nicht einsehen, daß es für sie viel wichtiger ist, die Rohproducte für diese verfeinerte landwirthschaftliche Production (z. B. Mais, Gerste) billiger zu beziehen, als für die Selbsterzeugung dieser Rohproducte einen höheren Zollschutz zu genießen. Auch hält sie an ihrer zuerst erfaßten Forderung eines möglichst hohen Zollschutzes für Brodkorn fest und ruft durch diese Ueberspannung des Bogens eine starke antiagrarische Bewegung hervor, anstatt ihre Agitationskraft auf die für sie wichtigeren Gebiete zu concentriren und auf den minder wichtigen von ihren Forderungen etwas nachzulassen. Unter den Zöllen für Brodkorn ist das Interesse der Landwirthschaft ebenfalls geringer am Roggenzoll als am Weizenzoll, erstens weil der Preis des Roggens sich ohnehin im letzten Menschenalter relativ erhöht, d. h. dem Weizenpreis genähert hat, zweitens weil der Roggenertrag auf gleicher Bodenfläche in Deutschland in den letzten Jahrzehnten erheblich schneller gewachsen ist als der Weizenertrag, und drittens weil in der Weizeneinfuhr mehrere Productionsgebiete concurriren, für die Roggeneinfuhr aber fast nur Rußland in Betracht kommt.

Etwas anders gestaltet sich das Producenteninteresse, wenn man die verschiedenen Gruppen der Grundbesitzer nach der Größe ihres Besitzes und nach ihrer geographisch verschiedenen Lage mit einander vergleicht. Es ergiebt sich dann zunächst, daß die Zwergwirthschaften nicht nur kein positives Interesse an landwirthschaftlichen Zöllen haben, sondern vielmehr gleich anderen Consumenten ein negatives. Ihre Production langt nämlich nicht für den eigenen Bedarf, so daß sie genöthigt sind, zuzukaufen. Für denjenigen Theil ihres Bedarfes, den sie selbst hervorbringen, sind ihnen die Marktpreise gleichgültig; für den Theil aber, den sie hinzukaufen müssen, wünschen sie möglichst niedrige Preise. Der Kleinbauer, der sich und seine Familie ganz von dem Ertrag seiner Landwirthschaft ernährt und nichts durch gewerbliche Nebenbeschäftigung hinzuverdient, also noch fast ganz in der Naturalwirthschaft stecken geblieben ist, hat insoweit, als er nur für den eigenen Verbrauch producirt, weder ein positives noch ein negatives Interesse an landwirthschaftlichen Zöllen. Sein Interesse an ihnen beschränkt sich auf diejenigen Erzeugnisse, die er genöthigt ist, zu verkaufen, um sich baares Geld für die Steuern und einige unvermeidliche Ausgaben zu verschaffen. Dafür hat er aber kein Korn übrig, sondern ist, abgesehen von Gärtnerei in der Nähe der Städte, fast ausschließlich auf thierische Erzeugnisse angewiesen, unter denen auf dem Lande das Schwein bei Weitem die wichtigste Rolle spielt. Wer den Kleinbauernstand stützen will, muß deßhalb vor Allem die Schweinezucht schützen und fördern, während Kornzölle für diesen Zweck bedeutungslos sind. Man kann sagen: die Zölle auf thierische Producte haben demokratische, die auf Getreide lediglich eine aristokratische Bedeutung. Der Bauernstand leistet den aristokratischen Agrariern bei den Wahlen nur deßhalb Vorspanndienste, weil er von ihnen allein den Schutz seiner Viehzucht erhofft, den die Liberalen ihm versagen; daß die aristokratischen Agrarier nebenbei im eigenen Interesse Schutz des Getreidebaues verlangen, läßt er sich gefallen, weil es ihm weder schadet noch nützt. Wenn die liberalen Parteien die Kleinbauern aus der Gefolgschaft der Großgrundbesitzer herausreißen wollen, so müssen sie ihnen vor Allem zeigen, daß sie Willens sind, ihnen im Grenzschutz für Schweine, Speck und Schmalz noch mehr zu bieten, als jene. Eine Erleichterung der Getreide-Einfuhr würde nur eine kleine Zahl von Großgrundbesitzern und Großbauern schädigen, eine Erleichterung der Einfuhr von Schweinen, Speck und Schmalz aber würde die Existenz des Kleinbauernstandes untergraben, ihnen das Geld für die Steuern unerschwinglich machen, und sie zum Verkauf und zur Auswanderung treiben. Das Land, welches an einer Ermäßigung unserer Zölle auf thierische Nahrungsmittel das größte Interesse hat, ist Nordamerika, das er uns am wenigsten Rücksicht nimmt, und mit dem wir nur zu einem leidlichen Abkommen gelangen werden, wenn wir ihm zeigen, daß wir ernstlich bereit sind, es auf einen Zollkrieg ankommen zu lassen.

Was die geographische Lage des Grundbesitzes betrifft, so hat dieselbe auf die Zölle für thierische Nahrungsmittel weniger Einfluß, weil diese durch einen weiteren Transport ihren Preis procentualisch nur wenig vertheuern; dagegen ist sie von Wichtigkeit für die Unterscheidung zwischen Roggen- und Weizenzoll. Die west- und süddeutsche Landwirthschaft hat ein lebhafteres Interesse am Weizenzoll, weil der überseeische Weizen ihr doch aus den Häfen zugeführt wird, der russische Roggen aber die Concurrenz mit dem an Ort und Stelle gebauten durch die weite Eisenbahnfahrt erschwert findet. Das Interesse am Roggenzoll ist um so größer, je geringerer Theil des Bodens für den Weizenbau geeignet ist und je näher die Concurrenz des russischen Roggens ist, am größten also in den nordöstlichen Provinzen Deutschlands an der russischen Grenze. Gerade hier ist aber auch die Arbeiternoth am größten und die Gefahr am dringendsten, daß durch den Erlaß eines russischen Auswanderungsverbotes die Bodenbewirthschaftung lahmgelegt wird. Die Grundbesitzer in Russisch-Polen und Lithauen, die selbst unter Leutemangel leiden, drängen ihre Regierung schon lange zu einem solchen Auswanderungsverbot, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe diesem Drängen nachgiebt, wenn es den deutschen Agrariern gelingt, einen Roggenzoll durchzusetzen, der der russischen Regierung zu hoch erscheint. Ein solches Auswanderungsverbot wäre vielleicht für das Deutschthum der Grenzprovinzen die Rettung, für ihren Großgrundbesitz aber eine Lebensgefahr. Deßhalb haben die ostelbischen Großgrundbesitzer alle Ursache, ihre Ansprüche gerade in Bezug auf den Roggenzoll nicht zu hoch zu spannen, weil Rußland die Leine in der Hand hat, durch deren Anziehen es ihnen die Kehle zuschnüren kann.

Der dritte Gesichtspunkt nach dem fiscalischen und dem der Producenten ist der der deutschen Consumenten. Von diesem aus betrachtet ist es ohne Zweifel wünschenswerth, daß der Verbrauch thierischer Nahrungsmittel noch etwas zunehme; ebenso wäre ein fortschreitender Ersatz des Roggenbrodes durch Weizenbrod, wie er sich im 19. Jahrhundert in Frankreich vollzogen hat, aus gesundheitlichem Gesichtspunkt auch für das deutsche Volk erfreulich. Aber die nächste Sorge ist doch die für das tägliche Brod, mag es auch nur aus Roggen

hergestellt sein, und mag es auch der thierischen Zukost entbehren. Gerade die Aermsten sind auf Roggenbrod und Kartoffeln angewiesen, und da der Brodpreis etwa zur Hälfte vom Roggenpreis abhängt, so bedeutet jede Erhöhung des Roggenzolles eine Vertheuerung des Brodes der Armen. Steigt der Preis für thierische Producte und Weizenbrod, so kann der Arme zum Roggenbrod und zu den Kartoffeln greifen und sich an diesen beiden sättigen, solange sie ihm nicht auch vertheuert werden. Vom Standpunkt des Consumenten muß also in erster Reihe die gänzliche Aufhebung des Zolles auf Roggen und Kartoffeln gefordert werden, weil er gerade die Armen belastet, während die übrigen landwirthschaftlichen Zölle doch nur den Wohlhabenden und dem Mittelstande das Leben vertheuern. Daß eine plötzliche und völlige Aufhebung des Roggenzolles mit Rücksicht auf den Großgrundbesitz der östlichen Provinzen eine zu schroff einschneidende Maßregel sein würde, ist zugegeben. Wohl aber ist seine allmälige Ermäßigung in's Auge zu fassen, und jedenfalls eine Erhöhung desselben über den gegenwärtigen Stand mit Nachdruck zu bekämpfen.

Der vierte Gesichtspunkt ist der handelspolitische. Er verlangt eine solche Begrenzung der landwirthschaftlichen Zölle, daß Handelsbeziehungen mit den übrigen Staaten möglich bleiben, und daß wir nicht durch Ueberschreitung dieser Grenze in Zollkriege verwickelt werden, die für beide Theile verderblich wirken und nur den unbetheiligten Dritten Vortheil bringen. Ist ein Zollkrieg im Interesse der Landwirthschaft nicht zu vermeiden, so muß die Regierung wenigstens dafür Sorge tragen, daß Deutschland nicht mit mehreren Staaten zugleich in einen solchen verwickelt wird, sondern die Verkehrsstockung sich auf ein einziges Land beschränkt. So würde z. B. ein gleichzeitiger Zollkrieg mit Rußland und den Vereinigten Staaten, wie die extremen Forderungen der Agrarier ihn zum Ziele haben, für Deutschland ruinös wirken. Muß der Zollkrieg mit einem Lande aufgenommen und durchgeführt werden, so ist darauf zu achten, daß dieses Land nicht ein solcher Nachbar sei, auf dessen politische Freundschaft wir dringend angewiesen sind, sondern ein fern entlegenes, dessen politische Gesinnung gegen uns weniger Bedeutung für uns hat. In diesem Sinne ist der Zollkrieg mit einem der Dreibundsgenossen und mit Rußland wenn irgend möglich zu vermeiden, ein solcher mit den Vereinigten Staaten weniger zu fürchten.

Bei einem zurückgebliebenem Volke, das noch dringend der Erziehungszölle bedarf, sind industrielle Zollschranken ganz anders zu beurtheilen, als bei einem vorgeschrittenen Volke mit ausgebildeter Technik; man kann sich in dieser Erwägung von Rußland Industriezölle gefallen lassen, die bei den Vereinigten Staaten unberechtigt erscheinen. Ein Land wie Rußland, das einzuführender Industrieproducte nothwendig bedarf und nur landwirthschaftliche Erzeugnisse als Gegenwerth ausführt, ist auf den Güteraustausch mit uns angewiesen, wie wir auf den mit ihm, und läßt deßhalb einen Zollkrieg mit ihm doppelt unpraktisch erscheinen. Ein Staat dagegen, der neben landwirthschaftlichen Producten auch in ausgedehntem Maße Industrieproducte ausführt, wie die Vereinigten Staaten, fordert zu erhöhter Vorsicht heraus. Der Zollkrieg zwischen zwei Ländern wird am wenigsten von demjenigen beider zu fürchten sein, welches die kleinere Ausfuhr nach dem anderen hat. So hat z. B. Nordamerika einen Zollkrieg mit uns doppelt so sehr zu scheuen als wir, weil es eine doppelt so große Ausfuhr zu uns hin hat wie wir zu ihm. Am wenigsten wird man den Zollkrieg mit einem Staate zu fürchten haben, der durch ausbeuterische Höhe wirthschaftlich unberechtigter Zölle und zugleich durch Zollchicanen und brutale Rücksichtslosigkeit im internationalen Verkehr auf einen Zollkrieg doch mit Gewalt hinzudrängen scheint, so daß es sich nur um die Frage handelt, ob ein solcher etwas früher oder später durchgefochten werden muß.

Alle diese Gründe vereinigen sich, um uns eine Verständigung mit Rußland nahezulegen, während wir es den Vereinigten Staaten gegenüber eher auf einen Bruch ankommen lassen können, falls nicht gerade der von uns gezeigte Ernst ausreichend sein sollte, einen Umschwung in der handelspolitischen Praxis der herrschenden Partei dieses Landes herbeizuführen. Nun liegt aber das Hauptinteresse Rußlands in unserem Roggenzoll wie dasjenige der Vereinigten Staaten in unseren Zöllen auf thierische Nahrungsmittel und Weizen. Wir haben also alle Ursache, aus handelspolitischen Rücksichten unseren Roggenzoll auf mäßiger Höhe zu halten, nöthigenfalls auch ihn herabzusetzen, falls dadurch von Rußland werthvolle Zugeständnisse erkauft werden können. Dagegen können wir unsere Zölle auf thierische Nahrungsmittel und Weizen nach unseren eigenen Interessen normiren, da die amerikanischen Zollschranken ohnehin derart sind, daß sie erst nach erheblicher Ermäßigung auf eine Rücksichtnahme auch von unserer Seite Anspruch machen können.

Fünftens kommt schließlich der Gesichtspunkt der parlamentarischen Taktik in Betracht. Die Regierung wünscht einem höheren Willen dadurch Genüge zu thun, daß sie die schon einmal gescheiterte Vorlage des Mittellandcanals in erweiterter Gestalt zum zweiten Mal einbringt. Sie sucht die Stimmen der conservativen Agrarier im preußischen Abgeordnetenhause für diese ihr am Herzen liegende Vorlage dadurch zu gewinnen, daß sie ihnen für den Reichstag erhöhte Kornzölle in Aussicht stellt. Insbesondere sucht sie den Wünschen des ostelbischen Großgrundbesitzes dadurch entgegenzukommen, daß sie auch für den Roggenzoll eine erhebliche Steigerung in Aussicht nimmt. Ob Roggen und Weizen auch diesmal mit der gleichen Zollerhöhung oder mit einer etwas verschiedenen belastet werden sollen, darüber lauten die Nachrichten noch verschieden, woraus zu entnehmen ist, daß über diesen Punkt glücklicher Weise noch keine feste Entscheidung getroffen ist. Diese ideelle Verquickung der Roggenzollerhöhung mit der Canalvorlage ist nun aber in jeder Hinsicht verfehlt. Für Alles an der großen wasserwirthschaftlichen Vorlage, was nicht Mittellandcanal ist, hat die Regierung ohnehin eine Mehrheit zur Verfügung, gleichviel ob die Kornzölle erhöht werden oder nicht; sie will nur von dieser Mehrheit keinen Gebrauch machen, weil ihre Aufgabe, den Mittellandcanal durchzubringen, damit ihrer Lösung nur noch ferner gerückt würde. Der Mittellandcanal im engeren Sinne begegnet nur darum so heftigem Widerstande, weil die Regierung die sehr ernsten Bedenken gegen die für ihn gewählte Trace bisher nicht zu entkräften vermocht hat. Eine Canalverbindung in dem Flachlande zwischen der Unterems, Unterweser und Elbmündung könnte die Regierung jederzeit bewilligt erhalten; nur wäre den maßgebenden Großindustriellen mit einer solchen weniger gedient. Wenn sich eine Anzahl conservativer Stimmen fänden, die gegen ihre Ueberzeugung den Mittellandcanal in der vorgelegten Trace um der Kornzölle Willen durchbrächten, so wäre das ein sehr zweifelhafter Gewinn für das Landeswohl; es ist aber nicht einmal wahrscheinlich, daß die Regierung auf diesem Wege ihr Ziel erreichen wird. Die Conservativen rechnen darauf, daß sie die mit Rücksicht auf Rußland überhaupt mögliche Kornzollerhöhung so wie so erhalten werden, daß sie also gar nicht nöthig haben, um dieses Preises Willen ihre Ueberzeugung in Bezug auf den Mittellandcanal zu verleugnen. Die Regierung wird den Mittellandcanal, wenn sie ihn überhaupt durchsetzt, wahrscheinlich nicht mit Hülfe der Conservativen, sondern mit Hülfe des Centrums erlangen, falls sie diesem Concessionen in der Trace macht; sie hat also nicht den mindesten Grund, bei den agrarischen Zöllen auf die Canalvorlage Rücksicht zu nehmen.

Fassen wir das Ergebniß dieser Betrachtungen zusammen! Die deutsche Landwirthschaft braucht zeitweilig Zollschutz für thierische Nahrungsmittel, sowie für Obst-, Gemüse- und

Blumenzucht, in geringerem Maaße für Weizen, in geringstem für Roggen, und möglichst unbehinderte Einfuhr für Viehfutter, insbesondere desjenigen für Geflügelzucht. Während das Fleischschaugesetz den Schutz für thierische Nahrungsmittel in seiner Wichtigkeit anerkannt hat, ist der Grundfehler unserer bisherigen Landwirthschaftszölle von ihren Gegnern noch nirgends hervorgehoben: die gleiche Bemessung des Zolles für Roggen und Weizen und die viel zu hohe Besteuerung des Viehfutters. Das Volksinteresse kann unter dem Gesichtspunkt des Verbrauchs eine mäßige Vertheuerung der thierischen Nahrungsmittel und des Weizenbrodes ertragen, aber nicht die des Roggenbrodes; es verlangt in erster Reihe nach Aufhebung oder Ermäßigung des Roggenzolls. Der Roggenzoll allein droht Deutschland mit Rußland in einen Zollkrieg zu verwickeln, während seine Herabsetzung von Rußland mit Gegenconcessionen beantwortet werden würde. Der Roggenzoll kommt wesentlich nur den ostelbischen Großgrundbesitzern zu Gute, d. h. einer verschwindend kleinen Zahl deutscher Reichsangehöriger, und selbst diese müssen von einer Erhöhung des Roggenzolls Unterbindung ihrer Arbeiterbezugsquelle befürchten.

Es ist eine ganz aussichtslose und verkehrte Taktik der liberalen Parteien, daß sie die landwirthschaftlichen Schutzzölle überhaupt und ohne Unterschied bekämpfen, anstatt ihre ganze Kraft der Agitation und des Widerstandes zunächst auf den einen, für das Volk wichtigsten Punkt, den Roggenzoll, zu concentriren, und vorläufig wenigstens dessen Erhöhung zu verhindern. Es ist eine ebenso verkehrte Taktik der Agrarier, daß sie ihre dauernde Behauptung in landwirthschaftlichen Schutzzöllen suchen, statt in Entschuldung, Reform des Hypothekenrechts, genossenschaftlicher Selbsthülfe, besserer landwirthschaftlicher Ausbildung ihrer Söhne, reichlicher Ansiedelung von Kleinbauern und Besiedelung des flachen Landes mit gewerblichen Unternehmungen. Die Liberalen begehen den Fehler, das wünschenswerthe Ziel des Freihandels *sofort* verwirklichen zu wollen, ohne der zeitweiligen Krisis des Grundbesitzes und seiner vorläufigen Schutzbedürftigkeit Rechnung zu tragen. Die Conservativen begehen den entgegengesetzten Fehler, Schutzmaßregeln, die nur für Selbsthülfe Zeit gewinnen sollen, als Selbstzweck und *dauernde* Einrichtung aufzufassen und die gründliche Gesundung von stufenweiser Steigerung des künstlichen Schutzes, statt von der eigenen Einschränkung und Arbeit zu erwarten. Landwirthschaftliche Schutzzölle dürfen aber ebenso wie industrielle nur als Erziehungszölle verstanden werden, und ihre möglichst baldige Herabsetzung und gänzliche Wiederaufhebung muß immer als Ziel im Auge behalten werden, auf welches hin die Gegenwart sich im Voraus einzurichten hat.

Die Rassenfrage in Großbritannien und Irland.

Von Heinrich Driesmans.

Wer die Erdtheile Europa und Asien miteinander vergleicht, dem muß die Aehnlichkeit beider in Gestalt und Bodenbildung auffallen. Hier wie dort eine Gliederung der Südküste in Halbinseln und Inseln, welche in Verbindung mit einem vorgelagerten Continent ein Binnenmeer bilden. Nordwärts von diesen Halbinseln, in mäßiger Entfernung von der Küste, ein mächtiger, von Osten nach Westen streichender Gebirgszug, der sich in Hochebenen und niedrigere Parallelketten allmälig abstuft, welche schließlich in einer gewaltigen Tiefebene endigen, die sich ununterbrochen bis zum Meer erstreckt. Der Himalaya hat in seiner ganzen Gestaltung eine überraschende Aehnlichkeit mit den Alpen: Sibirien entspricht der norddeutschen Tiefebene, der Altai etwa dem Harz. Asien im Großen und Ganzen kann demgemäß ein vergrößertes Europa, Europa ein verkleinertes Asien genannt werden. Dort erscheinen alle Verhältnisse in's Riesenmäßige auseinandergezogen, hier in's Niedliche zusammengedrängt. Dort wurde der Menschengeist von der übermächtigen Gestaltung der Naturumgebung erdrückt, hier konnte es ihm in Folge der mäßigen Bodenerhebungen und -senkungen, der Abwesenheit oder Seltenheit furchtbarer, vernichtender Natureinflüsse, kurz, der *Uebersichtlichkeit* seiner Umgebung gelingen, zur Herrschaft über sie und zum Bewußtwerden seiner selbst das Haupt zu erheben.

Was Europa im Vergleich mit Asien, das ist England im Vergleich mit Europa: eine noch weitere Zusammendrängung und Verkleinerung der europäischen Verhältnisse, ein Europa en miniature, eine Musterkarte, ein Modell unseres Continents. In der großbritannisch-irländischen Inselgruppe findet sich die ganze Bodenbildung und Gestaltung in engstem Raume vereinigt, welche das europäische Festland charakterisirt. Im schottischen Hochland treffen wir die Natur Skandinaviens, die Temperatur der Insel Wight gemahnt in ihrer gleichmäßigen Milde an die Italiens; die kleine Alpenkette von Wales, die Ebene des grünen Erin, dazu die Inselgestaltung und das Binnengewässer — Alles wirkt hier zusammen, um einen Boden zu schaffen, auf dem der Mensch sich zu freier Bewegung, zu Freiheit und Selbstständigkeit entfalten kann. Ernst Curtius sagt in seiner „Geschichte Griechenlands“, daß sich alle Gegensätze der Natur in dem kleinen Hellas zusammengefunden, und sucht die Mannigfaltigkeit und Freiheitlichkeit des griechischen Wesens aus der Vielgestaltigkeit seiner Naturumgebung zu erklären. Bis zu gewissem Grade läßt sich auch der englische Charakter in diesem Sinne auf die Beschaffenheit des Landes zurückführen: ihre selbstbewußte, originale Art und Cultur haben die Engländer zweifellos der glücklichen, isolirten Lage ihres Landes, haben sie dem Umstand mit zu verdanken, daß dieses gewissermaßen ein Klein-Europa, ein für sich abgeschlossenes Ganzes, eine Welt für sich neben dem großen Continente darstellt.

Aber noch ein anderes Moment hat mitgewirkt, um die Engländer den übrigen europäischen Völkern überlegen zu machen — das gleiche Moment, welches den Europäern überhaupt ihre Ueberlegenheit über die anderen Rassen verlieh. Wie die *Natur* Europas im Allgemeinen und Englands im Besonderen, so sind auch die *Bewohner* dieser Gebiete in mäßigen Verhältnissen aufgetreten. Die einzelnen Stämme konnten sich nicht zu großen Massen entfalten, weil es an Raum dazu gebrach; gleichwohl war die Bodengestaltung unterschiedlich genug, waren die natürlichen Grenzen der Länder scharf genug gezogen, um der Entwickelung eines jeden Stammes freien Spielraum zu lassen. Dank diesem Umstande vollzog sich in Europa eine mäßige Vermischung der verschiedenen Rassen, die nie so weit gedieh, daß die eine in der anderen aufging und völlig aus der Geschichte verschwand, aber doch stark genug war, um einen neuen, höheren Menschentypus herauszubilden, der die mannigfachen Eigenschaften seiner ethnologischen Wesensbestandtheile in sich vereinigte. Große unterschiedslose Volksmassen, wie die Asiens, konnten in Europa nicht aufkommen. Ein Chinese, ein Mongole sieht dem anderen zum Verwechseln ähnlich; obwohl die verschiedenartigsten Volksstämme im himmlischen Reich aufgegangen, sind seine Bewohner doch kaum von einander zu unterscheiden. Die Europäer hingegen haben, wenngleich sie in keinem Gebiet ihres Erdtheils mehr eine reine Rasse aufweisen, doch ihren Rassencharakter allenthalben bewahrt und tragen die Spuren ihrer Abstammung, ihrer Volksindividualität unverkennbar, unaustilgbar an sich.

Alles dies gilt in erhöhtem Maße von England. Die beiden Rassen, welche die Bevölkerung dieses Landes ausmachen, wie sie in gleicher Weise ganz Mittel- und Westeuropa bevölkern, wohnen hier noch enger zusammen, als auf dem Continent und haben weit mehr Gelegenheit, sich in

einander einzuleben, in einander aufzugehen. Dennoch ist dies im Laufe so vieler Jahrhunderte nicht geschehen, einmal, weil die Landesgestaltung und Bodenbildung es der einen — unterdrückten — Rasse ermöglichte, Zufluchtsorte zu gewinnen, welche sie vor der völligen Verschmelzung mit der anderen sicher stellten; dann, weil diese — die herrschende Rasse — sich des beschränkten Ausdehnungsgebietes halber nicht zu genügend großer Masse entfalten konnte, um jene ganz in sich aufzunehmen. Es hat sich wohl ein Mischungstypus herausgebildet, aber niemals sind die ethnologischen Quellen versiegt, welche diesen Typus unaufhörlich mit neuem, frischem Blut speisen, welche wechselnde, mannigfaltige, immer gesteigerte Formen und Spielarten desselben in die Erscheinung rufen. Wie Europa im Allgemeinen, so verdankt England im Besonderen der keltogermanischen Blutmischung seine ganze, seine höhere Cultur. Jahrhunderte währende, fortgesetzte Einfälle von Volksstämmen und Eroberungskriege haben diese Mischrassen zu Stande und auf ihre gegenwärtige Höhe gebracht. Die Heftigkeit der keltischen verband sich mit der Zähigkeit der germanischen Natur, der ideale Sinn der Letzteren mit der sachlichen Denkweise der Ersteren: das feine Unterscheidungsvermögen und der sprühende Witz der Kelten gesellte sich der kühlen Ueberlegung und dem ätzenden Humor der Germanen zu, unübertreffliche Geschicklichkeit wuchtiger Energie — welche Eigenschaften im Laufe der Zeit innig mit einander verschmolzen einen Menschentypus entstehen ließen, der die Herrschaft über die Welt an sich zu reißen befähigt war.

Wie in geologischer Hinsicht, so kann England demgemäß auch in ethnologischer als die Musterkarte von Europa angesehen werden. Die verschiedenen Rassentypen, welche in dem großen Völkergemenge des Continents schwerer erkennbar sind, treten in den übersichtlicheren Verhältnissen Englands schärfer hervor, man hat sie hier gewissermaßen im Präparat und kann sie wie unter dem Mikroskop beobachten. Auf der Insel ist wie auf dem Continent das germanische Element von Osten nach Westen vorgedrungen und hat das keltische bis an die Meeresgrenze vor sich hergetrieben; aber es ist dem Ersteren nirgends gelungen, das Letztere gänzlich zu unterwerfen und aufzusaugen. Vielmehr ist später ein Rückschlag eingetreten; das keltische Element hat es verstanden, sich der Culturfactoren zu bemächtigen und sie gegen das germanische auszuspielen.

Mit dieser Gegenüberstellung der beiden großen Culturrassen Mittel-Europas ist indessen die ethnologische Zusammensetzung der modernen europäischen Bevölkerung nicht erschöpft. Archäologische Funde und Forschungsergebnisse verschiedenster Art lassen es als eine unbestreitbare Thatsache erscheinen, daß Europa vor dem Auftreten der Arier von einer tieferstehenden Rasse bevölkert war, von der sich bis auf den heutigen Tag Reste erhalten haben. Zunächst hat man in den Iberern Spaniens, dieser am Weitesten in der Richtung aller Völkerwanderungsbewegungen — von Nordosten nach Südwesten — gedrängten Rasse die vorarischen ersten Europäer erkannt, deren Typus auch in der Bauernschaft von Süd- und West-Irland wiedergefunden worden ist. Diese vorarische Bevölkerung muß nach einem einfachen anthropologischen Gesetze am Stärksten auf den entlegenen westlichen Inseln und Halbinseln, sowie in Hochgebirgsgegenden vertreten sein, wohin sie von den vordringenden Kelten vertrieben worden, welche von Südwesten her auf sie stießen. Demgemäß dürfen wir annehmen, daß dort, wo das Meer ihrer Flucht ein Ziel setzte, die europäische Urbevölkerung ihre letzte Zuflucht und gewissermaßen ihren Sammelpunkt gefunden hat, daß somit die großbritannische Inselgruppe einen höheren Procentsatz von ihr enthält, als das Festland. Der englische Anthropologe Mackintosh hat im schottischen Hochland, außer einem langköpfigen Typus auf der Insel Man, den südlichen Hebriden, dem westlichen Theil von Roß und Sutherland und einem kurzköpfigen im nordöstlichen Theil von Argyle, in Perthshire und dem nördlichen Hochland, einen dritten Typus wahrgenommen, dem man gelegentlich allenthalben im Hochland begegnet, der in den äußeren Hebriden eher häufig ist, im westlichen Irland sehr überwiegt, und nicht selten im schottischen Unterland gefunden wird. Er ist kein herrschender, man sieht ihn selten rein, außer bei Leuten niederen Standes. Von diesem Typus giebt die Zeichnung des Sancho Pansa ein gutes Bild. Die Statur ist gewöhnlich klein, mit dunkler Hautfarbe, der Kopf lang, niedrig und breit, das Haar schwarz, rauh und zottig, die Augen schwarz oder dunkelbraun, grau, mit feurigem Glanz, der Vorderkopf zurückspringend, der untere Theil des Gesichtes vorspringend, die Nase breit und niedrig, die Augenbrauen schief zur Nase gestellt, die Füße nicht schön gebildet, die Beine kurz und sehr gekrümmt. Der Typus hat warmes Gefühl, feuriges Temperament wenn aufgeregt und außergewöhnliche Schlauheit; er hängt sehr am Gelde, das unter dem Deckmantel von äußerlicher Armuth und von Elend aufgehäuft wird, ist fleißig und thätig, wenn ein Gewinn abzusehen ist, andernfalls träge und unaufgelegt zur Arbeit. In Irland und den schottischen Hochlanden findet sich dieser Typus in verschiedenen Graden mit dem keltischen gemischt.

Diese Charakteristik, sowie der Hinweis Mackintosh's auf Sancho Pansa, dürfte einen Fingerzeig geben, wo die nächsten Anverwandten jenes Typus zu suchen sind. „Sancho" ist der — freilich ein wenig carikirte — Vertreter der keltiberischen Spanier, eines untersetzten, zähen, widerstandsfähigen, dumm-schlauen Menschenschlages, der in dem, was die englischen Anthropologen „animal energy" nennen, unverkennbare Stammverwandtschaft mit der britisch-irischen Volksmasse zeigt. Diese animal energy hat sich bei der Letzteren durch den Zusatz sächsischen Blutes zu einem rastlosen praktischen Thätigkeitstrieb entwickelt; im spanischen Volkscharakter hat sie sich, wenn wir so sagen dürfen, zu einer „indolenten Unverwüstlichkeit" auskristallisirt, die in der That in Sancho Pansa ihren komischesten und dennoch wahrhaftesten Ausdruck gefunden hat. Je weniger das sächsische Blut die Bevölkerung Großbritanniens durchsetzt hat, desto ähnlicher erweist sich diese dem keltiberischen Charakter. Die heutigen Nachkommen der alten Iberer in Biscaya und die eingeborenen, rassenhaften Iren sind so wenig unterschieden, daß es schwer ist, nicht an ihre gemeinsame Abstammung zu glauben. Und noch auf einem anderen Ausläufer des europäischen Continents begegnen wir dem von Mackintosh geschilderten Typus. Er ist, wenngleich nur vereinzelt und versprengt, in der schottisch-irischen Form auf Jütland nachgewiesen worden. Die Jüten stehen in einem gewissen Gegensatz zu den übrigen Dänen, der, ob zwar fast unmerklich und nur schwer erkennbar, doch dem der Iren zu den Großbritanniern und der Iberer zu den Spaniern in gewissem Maße entspricht. Jütland, Irland und Spanien bilden somit den letzten, äußersten Außenring — in den sich vielleicht noch die Bretagne eingliedern ließe — mit welchem die verdrängte vorarische Bevölkerung Europa umspannt.

Häutet man einen Russen ab — heißt es im Sprichwort — dann kommt ein Tatar zum Vorschein; häutet man einen Spanier, ein Maure. Aehnliches gilt vom Franzosen und Engländer, vom Westeuropäer überhaupt, nur mit dem Unterschiede, daß bei diesen der „Wilde" nicht so dicht unter der Haut liegt. Unter den roheren Elementen selbst der civilisirtesten Völker finden sich entschieden barbarische Typen, die sowohl der Entartung der höheren als dem Wiederdurchschlagen einer tiefer stehenden Rasse innerhalb des Volksganzen zugeschrieben werden können. Das, was gewöhnlich als „Verbrechertypus" bezeichnet wird, dürfte hierfür in Betracht kommen. Ein englischer Anthropologe erklärte, zu seinem Erstaunen in einer Gruppe von Mördern den „turanischen Charakter" gefunden zu haben.

Die Rückständigkeit Irlands in culturellen wie in anthropologischer Hinsicht erklärt sich daraus, daß der vorhistorische, vorarische Typus dort in der keltischen Mischung überwog, indem er in der ganzen Bevölkerung entschieden durchschlug, und, ferner, nicht in dem Maße mit germanischem Blut durchtränkt worden ist, wie die übrigen keltischen und keltoromanischen Länder. Wohl kamen die Normannen in großen Schaaren nach Irland, allein sie kamen nur als Häuptlinge und Herrscher, nicht als Ackerbauer und Colonisatoren. Es mußte ihnen daher ergehen, wie ihren gothischen Rasseverwandten in Italien und Spanien, und ihren engeren Stammesgenossen in der Normandie und in Sicilien: nach einer ruhmvoll erkämpften und behaupteten, aber nur kurze Zeit andauernden Machtperiode kamen sie unvermittelt zu Fall und verschwanden in der sich wieder durchsetzenden angestammten Bevölkerung, deren Sprache und Sitte sie annahmen. Die Skandinavier haben wohl den germanischen Namen berühmt gemacht und weit in die Welt hinausgetragen, aber sie haben sich unfähig gezeigt, fremde Länder und Völker für das Germanenthum zu gewinnen — aus dem gewichtigen Grunde, weil sie als „Herren“ und nicht als „Bauern“ kamen. Die Gothen und Normannen waren die geborenen Herrenmenschen und Herrscher, die Sachsen und Friesen die geborenen Bauern und Culturträger innerhalb der germanischen Rasse. Jene stellen das aristokratische, diese das demokratische Element dieser Völkerfamilie dar. Ueberall, wo die Skandinavier, zu denen wir außer den genannten Gothen und Normannen auch die Langobarden und Franken rechnen, mit fremden Rassen Blutmischung eingingen, haben sie eine höhere Cultur, eine Periode der Kunst und Dichtung in die Erscheinung gerufen, die ebenso glänzend war, wie sie rasch vorüberging. In den künstlerischen und dichterischen Denkmalen Italiens, Siciliens, Spaniens, Frankreichs haben diese Stämme ihre geistigen Blutspuren hinterlassen, wie sie in den Kämpfen mit den Oströmern, den Mauren, den Saracenen, den Päpsten, mit Karl V. und unter der Guillotine ihr Blut verspritzten. Ueberall, wo die Sachsen und Friesen hindrangen, haben sie die germanische Gesellschaftsform durchgesetzt und eingebürgert, haben sie eine wirthschaftliche Cultur geschaffen und die fremden Rassen für diese Cultur, für ihre Sprache und Sitte gewonnen. Sie haben keine großen und glänzenden Thaten vollbracht, wie die skandinavischen Aristokraten, aber dafür einen gediegenen Grund und Boden für das germanische Wesen gelegt, das sie in ihrer nationalen Form über die ganze Erde auszubreiten und zum weltherrschenden zu machen verstanden.

Durch die starke sächsische Einwanderung ist Großbritannien für das Germanenthum gewonnen worden; wäre es, wie Irland, nur den Normannen anheim gefallen, dann dürfte es wohl ein „zweites Irland“ in Cultur und Charakter geblieben sein. Wäre andererseits Irland zur Zeit der Völkerwanderung von Sachsen statt von Normannen überfluthet worden, dann dürfte es sich der Schwesterinsel würdig an die Seite gestellt haben. Die Thatsache, daß es den Engländern später nicht mehr gelang, Irland zu germanisiren, erklärt sich aus dem Umstande, daß auch sie als „Herren“, nämlich als Lords und Großgrundbesitzer, und nicht mehr als „Bauern“ hinüber kamen — als „Engländer“, die bereits eine Cultur entwickelt hatten, und nicht als „Angelsachsen“, die erst eine solche schaffen sollten. Ein Volk wird nur dann für die Lebensform, für Sprache und Sitte eines anderen gewonnen, wenn es Blutmischung mit diesem eingeht und als das stärkere sich das fremde Blut assimilirt. Dies aber haben die Engländer den verachteten, in anthropologischer Hinsicht tiefer stehenden Iren gegenüber verschmäht, und die Iren haben sich für die ihnen zugewiesene Pariastellung gerächt. Als eine Rasse, die, lange vor dem Einbruch der Angelsachsen, bereits eine Cultur erlebt hatte und unter der Decke und Verkleidung anthropologischer Rückbildung und Rückständigkeit eine seelisch-geistige Verfeinerung verbarg, welche dem Engländer abgeht, begannen sie gegen das englische Wesen zu reagiren, gleichwie der heruntergekommene, verlumpte Sprößling eines alten, einst mächtigen Hauses, in dem noch ein Funke vom Geist und die Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit seines Geschlechts lebendig geblieben, verächtlich auf den Emporkömmling sieht, der ihm in social-wirthschaftlicher und moralischer Hinsicht überlegen ist. Sie stießen das bäuerisch-rohe Engländerthum, dem sie sich an Wesensbildung überlegen fühlten, ab. Die „keltische Tradition“, welche in ihnen lebendig geblieben, die Erinnerung an eine Periode der Größe und Macht, die ihre Rasse erreicht hatte, bevor sie dem römischen und dem normännischen Ansturm erlag, und welche um tausend Jahre vor die christliche Zeitrechnung gesetzt wird, so daß die auf Streitwagen, wie die Egypter und Hellenen, fahrenden Kelten etwa die Zeitgenossen der trojanischen Krieger gewesen wären, ließ die Iren sich stolz über die „germanischen Emporkömmlinge“ erheben und voll Verachtung auf sie herabschauen. Dieser Widerstand gegen die germanische Colonisation und Cultur hat die übrigen altkeltischen Gebiete bereits angesteckt und einen gemeinkeltischen Geist erweckt — den **Pankeltismus**. Iren, Walen und schottische Hochländer besinnen sich auf ihre gemeinsame Abstammung und leben sich auf Grund ihres neu gewonnenen Selbstgefühls in einen Gegensatz zu den übrigen Engländern hinein, der, Anfangs nur geistiger Natur, sich immer mehr in's Politische zuspitzt. In ein ähnliches Verhältniß wie Irland, Wales und Schottland zu England, beginnt sich die Bretagne zu Frankreich, Biscaya zu Spanien zu stellen. In allen diesen Ländern wird mehr und mehr der Rassengegensatz, in dem sich ihre Bewohner zu den Völkern befinden, denen sie angegliedert sind und unter deren Herrschaft sie stehen, und das Gefühl der Stammverwandtschaft unter einander lebendig.

Literatur und Kunst.

Verdi und sein Erbe.

Von Paul Marsop (Genua).

Lessing und Diderot, Schiller und Wagner in allen Ehren: doch auch diejenigen Reformatoren sind wahrlich nicht die schlechtesten, welche ohne literarische Beigaben die befreiende Note niederschreiben. Es ist kein Zufall, daß sich Verdi am Abend seines Lebens dem Lustspiel zuwandte. Naturgemäß standen seine Jugend und sein frühes Mannesalter vorwiegend unter dem Einfluß der geschwollenen, blutrünstigen, französisch-italienischen Schauerromantik; ebenso wenig wie die symphonischen Dichtungen Franz Liszt's sind der „Ernani“ und der „Rigoletto“ ohne Victor Hugo und dessen Geistesverwandte auf dem Gebiet der Malerei denkbar. Mitten hinein in diese grotesk buntfarbigen, aber schlagend wirksamen scenischen Bilder ertönen die kriegerischen Fanfaren des „Nabucco“, der „Lombardi“, der „Sicilianischen Vesper“: Italien rüstet sich zu den endgiltigen Befreiungskämpfen. Der Einzugsmarsch der „Aida“ ist eine Siegeshymne Verdi's. Die moderne Technik wird im „Othello“ noch sorgsamer durchgeprüft. Im Vollbesitz des neugewonnenen Rüstzeuges versucht nun der Meister den nationalen Kunstgeschmack zu veredeln. Hier den Gedankenkreisen und der Architektur Wagner's, dort der formvollendeten, tragisch zugespitzten Operette Bizet's ausweichend, erfaßt er mit dem „Falstaff“ die dem italienischen Charakter und Genie so vorzüglich entsprechende musikalische Komödie. Er erhebt sie beträchtlich über das Niveau der derben Possen Rossini's, indem er in

ihr die dem italienischen Wesen in starkem Verhältnisse beigemischte Ironie mit sauberer durchgeführter, mehr einheitlicher Tönung zur Geltung bringt, als dies zuvor auf der lyrischen Scene der Fall gewesen war. Auf einen ironischen Grundton ist der „Falstaff“ gestimmt: ein heiteres Spiel mit einer versteckten, ernsthaften Reformabsicht. Müßig erscheint die verschiedentlich aufgeworfene Frage, warum Verdi, nachdem er mit seiner ersten komischen Oper, dem „Finto Stanislao“, im Jahre 1840 eine Niederlage erlitten hatte, sich während der fruchtbarsten Zeit seines Lebens dieser Gattung fern hielt; sie erledigt sich dadurch, daß er im „Falstaff“ ein feinhumoristisches Kunstwerk aus einem Gusse schreiben konnte. Nach Verdi's Tode haben jetzt seine engeren Freunde sich darüber vernehmen lassen, daß der Gedanke, den wackeren Sir John in den Mittelpunkt eines musikalischen Lustspieles zu stellen, den Meister schon eine geraume Zeit beschäftigt hätte, ehe sein Vertrauter Arrigo Boito daran ging, das Libretto auszuarbeiten. Auch ist Verdi niemals ausschließlich Pathetiker gewesen. In Deutschland versieht man allerdings jede Note des Meisters mit einem tragischen Accent. Gute italienische Aufführungen des „Rigoletto“, der „Traviata“, des „Maskenballes“ belehren jedoch darüber, daß der Componist von jeher auch des leichtflüssigeren musikalischen Conversationstones mächtig war. Das vielgeträllerte „donna e mobile“ ist beispielsweise ganz Lustspielmotiv und entsprechender Weise im Gesangsvortrag zu behandeln. Solche bemerkenswerthen Ansätze zur lyrischen Komödie finden sich in den meisten Partituren Verdi's verstreut. Selbst in den lockerer geführten Gesprächsscenen des „Othello“ sind sie nicht zu übersehen, wenn der Darsteller des Jago nur nicht mit der thörichten vorgefaßten Meinung an die Ausgestaltung der Rolle geht, er müsse Wort für Wort einen gallbitteren Erzbösewicht herausheben. Ein Werk wie der „Falstaff“, von einer stilistischen Abrundung, wie sie Verdi in keinem seiner ernsten Dramen auch nur annähernd erreichte, konnte nicht vom Himmel fallen. Als moderne, dazu aus ächtem italienischem Empfinden geborene Komödie stellt er das eigentliche künstlerische Testament des Meisters dar.

Hat sich bisher Einer unter den lebenden Componisten würdig und fähig gezeigt, die Erbschaft anzutreten?

Etwas über acht Jahre sind vergangen, seitdem ich an dieser Stelle zuerst ein Gruppenbild des „musikalischen Jungitalien“ ausgeführt habe. Dazumal ließen sich durch den beispiellosen äußeren Erfolg der „Cavalleria“ die leicht Verführbaren wie die Vorsichtigen derart überrumpeln, daß schier Niemand sich die Mühe gab, nachzuschauen, aus welchem Holz denn die Krücken Mascagni's und seiner gleichaltrigen Genossen eigentlich geschnitzt waren. Man half sich schlecht und recht mit dem Schlagwort des „Verismo“. Dem gegenüber wurde festgestellt, daß Mascagni nicht nur kein Naturalist, nicht nur kein geborener Dramatiker, sondern Lyriker, allenfalls ein nicht ungeschickter Miniaturist der Scene ist, daß ferner seine Freunde, von etlichen Aeußerlichkeiten abgesehen, nicht als seine Schüler und ebenfalls nicht als Veristen bezeichnet werden können. Denn die Wahrheits-Nachpfuscherei ist in der Musik überhaupt unmöglich. Seit jenen Tagen hat weder Mascagni noch Leoncavallo, noch Giordano einen ursprünglichen musikalischen Einfall gehabt. Allesammt betteln sie sich durch's Dasein weiter. Nur daß sie und die neben ihnen aufstrebenden Allerjüngsten sich gelegentlich auch im Symbolismus versuchen. Was das sei? Wer schreit, ohne daß er etwas zu sagen hat, der ist ein Naturalist; wer durch Gesichterschneiden andeutet, daß ihm die Gedanken abgehen, ein Symbolist. Als Dramatiker, der, wie Verdi, die Scene ohne viel Umschweife beim Schopf nimmt, hat sich keiner der Jungitaliener ausgewiesen. Ebenso wenig Giacomo Puccini, der ihnen nachträglich noch zur Seite trat. Auch er ist nur ein bescheidener Lyriker, auch er stammelt dort sentimentale Floskeln, wo es darauf ankäme, mit kräftiger Mannesfaust zuzupacken. Selbst bei Anspruchsvolleren hatte er mit den beiden ersten Acten seiner „Manon“ Hoffnungen erweckt, dem Besten, was seit dem Prolog zu Boito's „Mefistofele“ — von Verdi's „Falstaff“ abgesehen — für die italienische Opernbühne geschrieben wurde. Dann aber verließen ihn seine Jugend, sein künstlerischer Ehrgeiz und sein Fleiß. In seiner „Bohème“ streift er bereits das Gewöhnliche; seine „Tosca“ ist nur noch Publicums-Oper. Italienischer Massenet, aber ohne die gepflegte, tiftelig witzige Orchesterführung des Franzosen. Noch weniger glücklich waren Leoncavallo und Giordano mit ihren Versuchen, die Historie in der Art skizzenhaft angelegter Genrestückchen zu behandeln, was dem Ersteren den ganzen Mißerfolg seiner „Medici“, dem Letzteren den halben seines „Andrea Chenier“ eintrug. Mit der „Fedora“ sank dann Giordano, mit der „Zaza“ Leoncavallo noch tiefer. Die theatralische Seiltänzerei Sardou's und die rührselige Verhimmelung der lüderlichen Brettlsängerin werden dadurch weder besser noch glaubhafter, daß man diesen Idealen pariserischer Weiblichkeit auch noch den musikalischen Anstrich des Tingeltangels verleiht. Wie das französische Schauspiel nach Alfred de Musset, so steht die gesammte, von jenem stark abhängige neuitalienische Oper im Zeichen der Bohème. Dennoch geräth auch innerhalb dieser morschen, anrüchigen Kunst der Entwickelungsproceß nicht völlig in's Stocken. So sorglos, ja so schlotterig die Mache vielfach erscheint: unter dem Einfluß der Bizet, Délibes, Massenet einerseits, des „Falstaff“ andererseits gewinnt die Declamation an Leichtflüssigkeit, das Orchester an Durchsichtigkeit; auch die wagnerische und neudeutsche Harmonik wird heute nicht mehr als das große, zum allgemeinen Gebrauch offen stehende Gewürzfaß angesehen, dem man nur auf's Gerathewohl einige Hände voll zu entnehmen habe, um damit jedwedem Gericht zum Wohlgeschmack zu verhelfen.

Was aber that der Erwählte des Volkes, was that Mascagni im Sinne einer fortschrittlichen Kunstübung?

Auch er pickte hier und da etwas vom musikalischen Zeitstoff auf — wie der Spatz die Brosamen. Dann schrieb er Opern, eine schlechter wie die andere, aber ohne sich über das Seelenheil der Kunst irgendwelchen erbaulichen Betrachtungen hinzugeben. Neuerdings aber erwachte ganz unvermuthet der Wunsch in ihm, die italienische Oper mit Bewußtsein zu reformiren, wobei er vergaß oder zu vergessen sich den Anschein gab, daß Verdi mit seinem „Falstaff“ diese Reform bereits vollzogen hatte. Er ließ in alle Windrichtungen hinaus verkünden, daß auch er sich gedrängt fühle, dem musikalischen Lustspiele sich zuzuwenden. Und da componirte er seine „Maschere“. Was noch Niemand vor ihm zu Stande gebracht hatte, er erzielte es: an einem Abend in verschiedenen Theatern zugleich durchzufallen. Zwischen sieben, vorsorglich bereit gestellten Stühlen setzte er sich auf die Erde, und zwar recht unsanft. Den Geist der commedia dell' arte wollte er heraufbeschwören, und durch seine Musik die Gegenwart auf die Pfade zurückführen, welche Cimarosa, Rossini und Donizetti wandelten. Doch das alte Stegreifspiel schlief so fest, daß keine Zauberformel es mehr aufwecken konnte, und die angerufenen musikalischen Nothhelfer waren vermuthlich nicht gewillt, Mascagni ihren Segen zu spenden. Bisher schlug es noch einem Jeden schlecht an, der in der Richtung nach rückwärts reformiren wollte. Einem Mascagni wie seinem Librettisten Luigi Illica gehen der Humor und die mit der naiven Sicherheit eines helläugigen Kindes zugreifende Bosheit ab, ohne die eine rechtschaffen lustige musikalische Posse nicht zu schreiben ist. Wo wir den Lazzi, den wie aus dem Aermel geschüttelten launigen Einfällen, wo wir einer in schlichtem Witz sinnreichen Schürzung und Lösung des Knotens entgegen sehen, wie sie die commedia dell' arte und die auf ihr unmittelbar fußende Richtung zeigen, hilft der Textschreiber sich mit einem wunderwirkenden Pulver, welches die Personen des Stückes zu kindischen Marionetten

macht, mit plumpen, an den Haaren herbeigezogenen politischen Anspielungen, mit abgestandenen Scherzen aus aller Herren Ländern. Wo wir, wenn auch keine Rossini'sche Melodienfülle, so doch ansprechende und liebenswürdige musikalische Gedanken erwarten, speist uns Mascagni mit seinen bekannten sentimentalen Phrasen, mit verwitterten Rococo-Schnörkeln, mit besser oder schlechter überzuckerten neapolitanischen Reißern, mit rhythmisch verrenkten Volksmotiven aus allen Gegenden Italiens ab — zusammengelesene Fetzen, denen er durch mitunter fesselnde, oft aber geschraubte Harmonisirung den Anschein des Eigenartigen zu geben sich anstrengt. Es lohnt nicht der Mühe, mit Aufrechnung aller Schwächen der Partitur gegen den Maëstro eine Generalanklage aufzusetzen: auf die Mascagni's schießt man nicht mit Kanonen. Somit stände es bei der Kritik, sich von den „Masken" mit einer knappen Höflichkeitsverbeugung zu verabschieden, wenn der reichlich um einen Posttag zu spät gekommene Reformator es uns diesmal nicht besonders nahelegte, auf seinen bisher zurückgelegten Lebensweg etliche aufhellende Lichter fallen zu lassen.

Wie die „Iris", welche den „Maschere" voranging, so haben auch die Letzteren einen symbolischen Kern. Noch Niemand, mit Einschluß des Componisten, dürfte herausbekommen haben, was der tiefere Sinn der Ersteren ist, in der prosaische Augen nur eine landläufige, in schlechte japanische Papiertapeten gewickelte Entführungsgeschichte zu sehen vermochten. Dafür ist die Tendenz der „Maschere" im Textbuch handgreiflich unterstrichen, und zum Ueberfluß auch noch in Gesprächen betont worden, deren Inhalt der Componist durch seine journalistischen Handlanger zur Veröffentlichung brachte. In besagter Oper fällt dem schwerfälligen, aufgeblasenen Capitän Spaventa — dem bekannten Prahlhans und Eisenfresser des alten Stegreifspieles — eine Hauptrolle zu. Unter ihm will Mascagni die böse neue deutsche Kunst verstanden wissen, welche heute den Ruhm und den klingenden Lohn der italienischen in allen Welttheilen schmälert. Der Bramarbas erhält einen nicht gerade zierlich geflochtenen Korb von der lieblichen, herzensreinen Rosaura — der typische Name für die zärtlichen Liebhaberinnen der Goldoni'schen Zeit. Dieser Engel und Ausbund von Tugend soll die arme, verschüchterte italienische Melodie vorstellen, welche Richard Wagner den Mascagni und Leoncavallo, Puccini und Giordano niederzuschreiben aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Wege diplomatischen Einspruches verboten hat. Wie schade, daß sie sich's verbieten ließen! Mit anderen Worten: Mascagni glaubt, daß Deutschland, nachdem es in blindem Enthusiasmus seinen Ruhm tüchtig aufgefüttert hat, jetzt nichts mehr für sein zeitliches Glück wie für seine Unsterblichkeit zu thun geneigt sei, und wendet ihm nunmehr, nach dem Vorgang der gleichfalls zuerst von Deutschen zum Parnaß hinauf gelobten Herren Saint-Saëns und Grieg, mit muthigem Entschluß seine stattliche Breitseite zu. Täusche ich mich nicht, so wird auch die höfliche Einladung „symbolisch" angedeutet, mit welcher Götz von Berlichingen im Heilbronner Rathssaal dem Naturalismus Bahn brach. Armer Mascagni!

Christian Andersen, der gemeiniglich Märchen für Erwachsene dichtete, schrieb auch einmal einen Roman für die reifere Jugend: den „Improvisator". Süßlich im Ton, schwächlich im Aufbau, gemahnte das Buch mit seinen dünnblütigen Schilderungen der italienischen Landschaft an jene Fresken, in welchen die demüthigen und farbenscheuen Nazarener die Natur des Südens wiederzugeben trachteten. Aber eines hatte der dänische Stimmungspoet schärfer erfaßt und mit einem bei ihm ungewöhnlichen, männlichen Strich nachgezeichnet: die Figur des heranwachsenden Jünglings, dessen Augen in zitterndem Glanze eine neue Welt von künstlerischer Schöpferkraft zu verheißen scheinen und in Wirklichkeit doch nur die brodelnde Sinnlichkeit des Epheben wiederspiegeln. Wie jener Improvisator, ja fast wie eine wohlgefirnißte Idealgestalt aus Madame de Staël's „Corinna" oder aus George Sand's „Consuelo" trat uns der junge Mascagni entgegen, als Frau Fortuna bei der ersten Aufführung der Cavalleria zu Bonn im Vorbeihuschen sein Gewand streifte, als ihm bei seinem ersten Erscheinen auf deutschem Boden die Herzen der schönsten Wienerinnen dutzendweis zuflogen, und auch im kälteren Berlin manch' gestrenger Kritiker seinen schlagendsten Witz gegen seine bestechendste Liebenswürdigkeit zurücktreten ließ. Doch die Jahre kamen und mit ihnen die Enttäuschungen. Aus dem Musenliebling mit dem bethörend schwärmerischen Blicke wurde ein augenrollender, koketter Modenarr, ein Virtuos der Selbstberäucherung, ein matter Alltagscomponist, der seine Gedankenarmuth mühsam durch allerhand Possen zu verdecken suchte. Als die nachhaltigen Erfolge ausblieben, ließ er sich zum Director der Hochschule für Musik in Pesaro wählen, unterrichtete mit Auswahl, reiste viel und schwatzte noch mehr: ein böser Mann nannte ihn die „Gans von Pesaro". Jetzt ist er, wie es heißt, im Begriffe, nach Rom überzusiedeln. Er würde dort Einer von den Vielen sein, die, gleichviel auf politischem, wirthschaftlichem oder künstlerischem Gebiet, mit der Phrase und mit dem rücksichtslosen Egoismus das ersticken, was im neugeeinten Italien sich an gesunder Triebkraft regt. Und mit einem wohlberechneten Trumpf führt sich der wohlgenährte Geschäftsmann Mascagni als Bürger des neuen Rom ein: er greift auf das Beste zurück, was das italienische Theater bisher hervorgebracht hat, auf die commedia dell' arte. Ohne durch historisches oder sonstiges Wissen belastet zu sein, hatte der Componist der „Cavalleria", ungeachtet einiger ungenügend bemäntelter Anleihen bei den „Willi's" seines Freundes Puccini, in seinem dunklen Drange sich als wirklicher, jugendfeuriger Improvisator gezeigt; nun wollte er mit bewußter Absicht eine Kunst nachäffen, die auf unmittelbare Eingebung, auf Improvisation gestellt war. Will sagen, er ist so gewandt geworden, denen gegenüber, die ihm nicht in die Karten schauen können oder wollen, sogar Naivetät zu heucheln, und die Armuth seiner Erfindung, wie die Lücken seiner Technik, durch einen still beredten Hinweis auf das aus der Laune des Augenblicks geborene und für die Wirkung des Augenblicks bestimmte „Genre" zu decken. Der Wahrheit gemäß muß ihm zugestanden werden, daß er auch heute noch Gutgläubige findet. Kein Komödiant ist so schlecht, daß ihm nicht einige Verehrerinnen treu blieben. Für künstlerisch Gesinnte hat Mascagni ausgespielt. Ließe er sich noch ernsthaft nehmen, so wäre ihm, wie jedem Anderen, ja nur Beifall zu zollen, der sich gegen eine wahllose Uebernahme wagnerischer Kunstmittel in die Technik der italienischen Oper und gegen eine Vergewaltigung des nationalen Temperamentes in der Musik ausspricht. „Wenn Sie Mascagni kennen lernen," meinte Verdi einmal zu einer älteren Freundin, „so sagen Sie ihm in meinem Namen, er brauche nicht wagnerisch zu schreiben, denn Wagner hat sein Werk selbst vollendet." Vortreffliche Worte, die sich gleicher Weise mancher deutsche Componist zu Herzen nehmen könnte. Der gute Mascagni giebt sich ja auch auf seine älteren Tage jetzt den Anschein, als ob es ihm darum zu thun sei, wieder eine wahrhaft nationale Kunst in seinem Vaterlande zur Geltung zu bringen. Dazu will es aber neben den schönen Worten vor Allem schöne, eigene künstlerische Eingebungen. Auch einige Aufrichtigkeit und Selbsterkenntniß sind für den Reformator von Nöthen. Jetzt streiche man aus den Partituren des „Ratcliff", der „Rantzau" und des „Silvano", des „Zanetto", der „Iris" und der „Maschere" Alles heraus, was eine unbekümmerte, noch dazu in seltenen Fällen glückliche Ausnutzung deutscher und französischer Einflüsse verräth. Der Rest hat auf einer Visitenkarte Platz.

Weder im Polichinell-Kasten Mascagni's, noch auf dem Wege über den „Ring des Nibelungen", noch in Anlehnung an das musikalische Salondrama Massenet's und die Hinterhaus-Erotik der Jungfranzosen wird die italienische Oper

neue Ziele erreichen, sondern in Anknüpfung an den „Falstaff". Noch ist der legitime Erbe Verdi's und Rossini's nicht auf den Plan getreten: wenn er erscheint, wird ihn die heitere Muse geleiten. Sie ist die wahre Schutzgöttin der hesperischen Musik. Inzwischen mögen die Männer des Tagesgeschmackes ruhig ihren Beifall einheimsen. Auch die Spähne, welche von der Hobelbank der Kleinen abfallen, gehen im großen Haushalt der Kunst nicht verloren.

Herkomer über englische Heimathkunst.

Von Max Loebell.

Hubert von Herkomer, der große englische Maler, hat neulich in England mehrmals Vorträge gehalten, um das Publicum und zumal seine Kunstgenossen auf den Weg zur Natur zurückzuweisen. Bei seinem letzten Aufenthalt in Deutschland, dem er bekanntlich entstammt, hat er seine Vorträge da und dort wiederholt, irren wir nicht, besonders in Hamburg. Aber auch hier hat er sich ganz als Engländer, als englischer Maler gegeben, auch sich nur der englischen Sprache bedient und nirgend mit einem Wort auf continentale Zustände angespielt. Gleichwohl haben die Aeußerungen eines so bedeutenden Künstlers, auch wenn sie nur England und englische Kunstverhältnisse behandeln, auch für uns Deutsche Reiz und Interesse. Um so mehr als sie einer Heimathkunst das Wort reden, für die viele unserer besten Künstler ebenfalls eintreten.

Herkomer wird nicht müde, auf das „liebens- und malenswerthe" England hinzuweisen und seine sanften, eigenartigen landschaftlichen Schönheiten. „Steht man auf einem englischen Bauernhof oder einer Wiese, am Graben oder Bach, so fühlt man die sanfte Liebkosung der Natur und braucht nie zu befürchten, im nächsten Augenblick etwa fremd von ihr zurückgestoßen zu werden, wie das vor einer gähnenden Kluft am Fuß eines hohen Berges leicht geschieht. Das englische Bauernhaus war von je die Perle der Landschaft. Immer steht es auf dem rechten Fleck, wie von Künstlerhand hingesetzt. Noch kann man es mitten in seinem Blumen- und Gemüsegarten finden: da schwirren die emsig ihren Stock umschwärmenden Bienen und aus dem Käfig über der Thür mischt sich der Ruf der Drossel in das Summen. Hört man schärfer zu, so vernimmt man noch andere ländliche Klänge: den Schlag auf den Amboß fern in der Schmiede, das Jauchzen spielender Kinder und Geschnatter der Gänse. Ueber dem heißen Tage brütet eine süße Schläfrigkeit: verschwunden ist der Druck des hastenden Stadtlebens mit seinem vergeblichen Verlangen nach Natürlichkeit. Man braucht wahrhaftig nicht in die Fremde zu schweifen: die Gesichter der englischen Bauern verrathen unsern denkenden Künstlern mehr als die anderer Länder, in denen sie nicht aufgewachsen sind. Auch hat das Fehlen einer bestimmten Tracht den entschiedenen Vortheil, daß kein aufdringliches Costüm die Suche nach dem menschlichsten Ausdruck hemmt. Ein Costüm hat einen nivellirenden Einfluß. Die Hauben der französischen Bäuerinnen und Fischerinnen fallen aus dem Bilde heraus und verhindern den Maler, das Gesicht darunter zur Geltung zu bringen. So giebt es dann eine Darstellung der Haube mit einem Kopf, statt eines Kopfes mit Haube. Das englische Bauernkleid bietet gerade genug Abwechselung, um den Maler zu interessiren und ihm doch Spielraum zu lassen für künstlerische Anordnung. Jedenfalls sieht er zuerst das Individuum und nicht nur den Träger des Costüms. Vielleicht ist es nur Millet gelungen, durch das tyrannische Costüm wirklich zur Individualität vorzudringen, denn er hat das Französische an seinen Bauerncostümen auf ein Minimum beschränkt, und nur dadurch konnte er Bewegung und Haltung seiner Modelle zu so starker Wirkung bringen. Sein ganzes Mitgefühl drückte er innerhalb dieser Grenzen aus und schuf so einen Typus des Bauern, wie er seinem kräftigen und mitfühlenden Geiste zusagte. Aber was er so schuf, waren schwerfällige, abgestumpfte Bauern ohne einen Funken von Hoffnung im dumpfen Gemüthe. Wie unrecht würde man dem englischen Bauern thun, wollte man ihn in diesen Typus hineinzwängen."

Nun zeigt uns Herkomer den englischen Bauer, wie wir ihn von seinen Bildern kennen. Da ist ein alter steifbeiniger Knabe in seinem Arbeitskittel. „Wir betreten den Hof, auf dem er sich, so gut es geht, auf seine alten Tage noch zu schaffen macht, und wo er sich auf seine Heugabel lehnt. Seine Stimme ist heiser und scharf. Aber er ist zu einer gemütlichen Unterhaltung gern bereit, und er erzählt uns, wie er gezählte 65 Jahre auf derselben Scholle gelebt. Er ist nicht der Typus eines hochintelligenten Menschen. Sein Gedankenkreis ist eng, aber dafür ist er gänzlich unverdorben. Deßhalb drückt sein Gesicht Güte aus und weckt unser Mitgefühl. Folgen wir ihm in's Haus, so sehen wir ihn am großen Kamin zur Seite der Wiege, die in seiner Abwesenheit von dem treuen Hunde bewacht wurde. Mit behutsamer Hand wiegt er seinen kleinen Enkel, während die Mutter die Wirthschaft besorgt. Wie fein hebt sich sein Kopf vom rauchgeschwärzten Hintergrunde ab. Welch ein Bild! Meinetwegen wieder ein abgedroschenes, — und doch wird jeder Maler mit poetischem Sinn davor stillstehen und Lust verspüren, die Gefühle und Gedanken wiederzugeben, die dies Milieu in ihm weckt. So können wir im intimen ländlichen Leben unzählige Motive von zarter Poesie entdecken. Mag sein, daß sie nicht eben aufregend sind, — aber brauchen wir nicht gerade solche harmlos freundlichen Elemente? Wie dankbar sollten wir dafür sein! Wie dankbar war nicht Frankreich, als inmitten von Aufruhr und Schrecken Meissonier hervortrat mit seinem Bilde der Schachspieler, die ruhig bei ihrem Spiel sitzen, als wäre ringsum alles Friede!"

Vor fünfundzwanzig Jahren sahen die englischen Maler noch mit englischen Augen, und die Schönheit Englands hatte sich ihnen tief eingeprägt. Damals gab es eine althergebrachte Kunst-Anschauung, die von Gainsborough und Morland herstammte, beides englischen Meistern durch und durch und wahren Dolmetschern dessen, was an der englischen Landschaft am meisten liebenswerth ist. Diese Männer waren die Vorläufer von Cox, Hunt und Walker. „Trotz des heute gewiß höheren Grades von Vollkommenheit und der „gefährlichen Gewandtheit in der Mache", die moderne Arbeiten aufweisen, fehlt viel von dem tiefinnerlichen Zauber Englands in einer modernen Ausstellung. Freilich, um ihn herauszufühlen, muß man nicht in Frankreich studiren; wer von dort zurückkehrt, sucht ein französirtes England und zwingt sein Auge, überall Millet's, Corot's, Rousseaux', Daubigny's zu sehen. Und welche Dinge bekommen wir zu sehen in unserer Zeit, die von keiner Ueberlieferung wissen will! Soll dies etwa England vorstellen, diese Leinwand mit ½ Zoll Himmel, mit den schwarzen Klexen, die Bäume bedeuten sollen und ringsum eine öde grüne Farbenfläche, die bis an den Rand gestrichen ist, ohne Abwechselung im Strich?"

Auch sonst hat sich während der Aera Victoria in der englischen Kunst manches geändert. Am auffallendsten ist, wie die Wahl des Sujets und die Manier jetzt von fremden Einflüssen bestimmt wird. Dabei läßt Herkomer freilich als eine Art Trost nicht unerwähnt, daß die Aquarellmalerei es zu höchster Vollkommenheit gebracht hat. Doch bleibt die traurige Thatsache bestehen, daß bei dem zunehmenden mechanischen Betriebe der Untergang der Holzschneidekunst auf die Zeit ihrer glänzenden Entwickelung gefolgt ist. „Vor 25 Jahren gab es eine Anzahl Künstler, die in ihren Holzschnitten eine feine englische Note anschlugen. Sie vervollkommneten sich im Sehen wie

in der technischen Behandlung des Blocks. Niemals stellten sie etwas Krankhaftes dar. Dieser gesunde Zustand der Illustration ist vorüber. Jetzt sind wir alle mehr oder weniger verrückt. Unser Gaumen ist überreizt, wir sehnen uns nach lauter krassem Zeug, und unser Wunsch bleibt nicht unerfüllt. Millais, Walker, Pinwell, Houghton — wie würden die sich wohl in einer modernen Zeitschrift ausnehmen? Sie haben nicht „Schwung“ genug, sie bieten nichts Sensationelles. Aber eben weil ihre Schönheit nüchtern ist, können wir solche Illustrationen ausschneiden und aufbewahren und mit Freude wiederholt betrachten. Moderne Illustrationen mit wenigen Ausnahmen, wenn sie nicht fad oder unkünstlerisch, sind Eintagsschöpfungen. Die Holzschneidekunst ist fast zur Sage geworden. Darum gehen wenige Zeichner vom Holzschnitt in natürlicher Folge zum Aquarellfach über. Und wenn die besten Zeichner nicht die Aquarellmalerei als Zwischenstufe zum wirkungsvolleren Oel betrachten, wird wohl die Kunst des Aquarells, die in der durchsichtigen Schönheit der Frederic Walker'schen Werke ihren Höhepunkt erreicht hat, in Verfall gerathen. Walker's Kunst hatte seiner Zeit viele Jünger, aber wie wenige hat sie jetzt noch, denn zu stark ist die Gewalt der Modeströmung Von vielen wird sein Stil schon jetzt als veraltet angesehen, als keineswegs auf der Höhe. Und er starb doch erst vor fünfundzwanzig Jahren! Aber man hat ihn nicht vergessen, man kennt ihn einfach nicht. Obgleich er bei Lebzeiten der Liebling einer großen Künstlergemeinde war, findet man jetzt unter fünf Künstlern kaum einen, der seine Werke kennt, und unter zwanzig höchstens einen, der sie wirklich liebt.“

Und nun erzählt Herkomer seinen Zuhörern, wie nach Walker's Tode all' seine Werke gesammelt und vereint in einer Galerie ausgestellt wurden. Auf alle, die sich für seine Arbeiten interessirten, machte diese Ausstellung einen unauslöschlichen Eindruck. Nie hatte eine solche Begeisterung Künstler und Publicum ergriffen. In Walker haben wir den Schöpfer der englischen Renaissance; denn er ermöglichte es, den Adel der Antike mit dem Realismus des englischen Alltagslebens zu vereinen. „Seine Erdarbeiter waren griechische Götter, und darum doch nicht um ein Haar weniger lebenswahr. Als echter Dichter wollte er die ganze Natur als Gedicht dargestellt sehen. Die schmutzigen Nägel eines Landmannes, wie man sie von modernen Realisten gemalt sieht, waren für ihn unsichtbar. Doch er vereinfachte wiederum nicht die Züge der Bauerngesichter, um Größe zu erzielen, wie Millet etwa. Er ging von einer bestimmten poetischen Idee aus. Und immer kam die Natur ihm zu Hülfe. Er gab ein Bild der Natur, das man lieben mußte, in dem der einfachste Gegenstand weit aus den Grenzen der Alltäglichkeit hinausgerückt war. Für ihn war der Mensch schön und die Natur schön und liebenswerth.“ Nichts Anderes sah er, alles Andere entzog sich seinem künstlerischen Auge. Er war nervös, ja fast krankhaft sensitiv. Vielleicht würde er nie ein Bild vollendet haben, hätte ihn nicht die eiserne Noth gezwungen, für Geld zu arbeiten. Als er noch bei einem Kupferstecher angestellt war, um Zeichnungen im Stile John Gilbert's anzufertigen, des Vaters aller englischen Holzschneidekunst und uns Deutschen besonders von seinen Shakespeare-Illustrationen bekannt, nahm er viel von dessen Auffassung an. Wie er sich langsam von diesen Einflüssen befreite, das macht sich auffallend bemerkbar. Als er dann einmal sein Ich gefunden, verlieh er seiner seelischen Eigenart wieder und wieder Ausdruck. Man mag das immerhin Manier nennen: alle Ursprünglichkeit streift gefährlich nah an Manierirtheit. Aber soll man ein Werk deßhalb weniger schätzen, weil man auf den ersten Blick weiß, von wem es ist? Wiederholung der Manier und Methode kann man auch an den allergrößten Werken finden. Das ist die Persönlichkeit in der Kunst.“ Durch eben diese Persönlichkeit war Walker's Kunst epochemachend. Und obgleich sie an die Leistungen von Gainsborough, Morland und Hunt anknüpfte, wirkte doch sein erstes Oelbild „Die badenden Knaben“ überraschend neu. Walker's Bereich war nicht groß, aber wohin er trat, da drang er auch tief ein. Er durchbrach die Kunstregeln mit seinen im Holzschnitt gesammelten Erfahrungen mit dem Wagemuth des Genies. Von der seinen Zeitgenossen oft zur Gewohnheit gewordenen sorglosen Genialität wandte er sich ab und machte sich an die genaue Ausarbeitung des Einzelnen. Obgleich Buchillustrationen nicht als vollwerthige Kompositionen angesehen wurden, gab er seinen Entwürfen jene erquickende Frische, welche die Illustrationskunst jener Tage so interessant machte. Und dabei vernachlässigte er nie die Regeln einer strengen Composition. In seinen „Badenden“ sind alle Bedingungen des malerischen Gleichgewichts, der Größenverhältnisse und der Linienführung vollkommen erfüllt. Mit diesem Bilde hat er gezeigt, wie interessant sich ein Motiv gestalten läßt, das an und für sich wenig ergreifend ist. Das Knabenalter hat er da von seiner natürlichsten Seite dargestellt. Jeder Knabe und jede Gruppe von Knaben ist ein Thema für sich. Wahrheit und Leben strahlen diese Gestalten aus, und in jeder ahnen wir schon den in Kraft und Schönheit entwickelten Mann. Daß er noch als Aquarellist und als Gouachemaler fühlte, ließ seine Oelbilder Anfangs kreidig und matt erscheinen. In Folge dessen nahmen sie sich denn zwischen ihren blanken, ölglänzenden Nachbarn merkwürdig aus. „Der Uebergang vom Holzschnitt zum Aquarell führt fast immer zum Gebrauch von Deckfarbe. Diese hebt den Eindruck der Zeichnung bedeutend und giebt ihr viel Verve. Freilich, die Einheitlichkeit der Wirkung einzubüßen, diese Gefahr liegt nah, denn Mitteltöne sind schwer herauszubringen.“ Wie viele Andere, die mit Deckfarben anfingen, gab auch Walker es später wieder auf. Sein Aquarell „Der Fischladen“ ist farbensprühend und holt aus dem Material die höchsten Wirkungen heraus. Es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob Walker, wenn er länger gelebt hätte, mehr geleistet haben würde. Ihn selbst quälte oft die Schwierigkeit, seine Leistungen auf der Höhe zu halten, die er so schnell erreicht hatte. Bald nach seinem Tode überschwemmte eine Sintfluth fremder Aquarelle alle Schaufenster. Es war nur Fabrikwaare, aber alles wurde gekauft. Diese Aquarelle, die in Frankreich, Belgien und Holland fabricirt wurden, waren wesentlich von den englischen verschieden. „Sie gehörten nicht zur „Klexmanier“ und „Wischmanier“, sondern zu jener Art, die man nur mit „Schmiermanier“ bezeichnen kann. Auf diesen Bildern waren die Bäume und alle anderen Gegenstände in grober Nachahmung Corot's in einen grasgrünen Ton getaucht, der das ganze Bild beherrschte. Eine leben- und blutlose Welt, von jungen, halbverhungerten Künstlern geschaffen, die nur durch Massenfabrikation ein Stück Geld erlangen konnten. Zum Glück ist die Schwärmerei für diese Art Kunst heutzutage viel seltener als vor zwanzig Jahren.“ Wie man sieht, verfügt Herkomer auch über germanischen Humor.

Die Majestät der erhabenen Natur mit ihren packenden und unnahbaren Stimmungen hat ihre Berechtigung gemalt zu werden, aber Herkomer redet den sanften Schönheiten der Natur deßhalb das Wort, weil wir von Tag zu Tag überreizter werden und immer dringender das Bedürfniß empfinden, uns von den Freuden der Ruhe und Beschaulichkeit erzählen zu lassen. Byron hat mit seinem Ausruf: „England, Deine Reize sind zahm und hausbacken für den, der über die Berge in weite Fernen gezogen ist“, nur zu deutlich gezeigt, an was für eine gepfefferte Kost er sich gewöhnt hatte. „Laßt uns die liebliche Blume nicht in den Staub treten, um vor dem Sturme anzubeten“, mahnt der große Künstler und er fährt fort: „Allzu genaue Vertrautheit macht blind, und statt des bekannten Ausspruchs: ‚Der Ort ist schön, der täglich uns von neuem gefällt und dessen frischer Reiz die Gewohnheit und das Urtheil der Jahre überdauert‘, möchte ich lieber sagen, wir sollten uns die Fähigkeit erhalten, auch vertraute Plätze in ihrer Schönheit mit ungetrübtem Auge zu genießen.

Dazu muß aber, als eine natürliche Anlage, Schönheitsliebe vorhanden sein." Freilich entsteht da gleich der Zweifel: Was ist schön? Und hier wischt Herkomer den ihm unsympathischen Präraphaeliten eins aus. Der Poet Rossetti hat in seinen Jungfrauen malerisch die Art Schönheit dargestellt, die er für die höchste erachtete. Er durfte von unergründlichen Augen und liebeschweren Lippen reden; aber der Philister sagt: „Gott soll mich bewahren, daß ich so einem Mädchen je begegne! Sie sieht aus wie eine Wahnsinnige, hat einen unnatürlich langen Hals und dazu einen Kropf, Negerlippen und macht den Eindruck, als ob ihr eine kleine Luftveränderung dringend Noth thäte. Da lob' ich mir unser gesundes, schlankgewachsenes englisches Mädchen, das sich mit blühenden Wangen und mit lebendigen Augen seines Daseins freut." Erklärt man ihm dann, daß der sehnsuchtsvolle Blick der Jungfrau ein dichterisches Symbol ist, daß sie in ihrer Schönheit die Leiden der Menschheit verkörpert, so antwortet er: „Unsinn! Gott hat die Menschheit zur Gesundheit bestimmt, und für die Kranken haben die Menschen schon ihre Hospitäler!"

Der wirksamste Verschönerer eines Gesichtes ist der Ausdruck des Charakters, sagt Herkomer. Ohne dieses Etwas wirkt die physische Schönheit bald schal und begeistert niemals zu unsterblichen Werken. Nie wurde, sagt er, die Leerheit einer schönen Schale überzeugender dargestellt, als auf einer Zeichnung des Meisters Du Maurier, der „mit seinem Stift wohl tiefer in das menschliche Leben eingedrungen ist, als irgend ein Anderer seit Hogarth, obwohl seine Sittenlehren in der Maske des Humors auftreten." Auf einem Blatte stellt er eine Dame dar, die allein neben einem Klavier sitzt, während die Herren sich mit wahrer Hast nicht um sie, sondern um eine andere Dame bemühen, die gerade ein Lied gesungen hat und noch am Flügel sitzt. Alle bitten dringend um eine Zugabe. Und Herkomer giebt den Schlüssel zu dem Bilde: „Diese Frau, die soeben gespielt oder gesungen hat, ist ein zartes Wesen, unendlich einfach gekleidet, ihr Gesicht hat einen Leidenszug, ihr Kopf ist groß, ihr Haar glatt zurückgestrichen; die Huldigungen der Männer nimmt sie entgegen, als gingen sie sie kaum etwas an. Die andere Frau ist ein Meisterwerk der Natur von wundervollen Formen; ihre göttlichen Arme ruhen auf der Stuhllehne, ihr voller Hals ist so weiß wie ihr Kleid; eine strahlende Schönheit vom schmalen Kopfe bis zur Spitze des entzückenden Fußes, eine körperliche Schönheit ohne Tadel. Mit dunklen Brauen ist die etwas zurücktretende Stirne geschmückt, und umrahmt wird sie vom leise sich kräuselnden Haar. Die Nase ist gerade, mit schöngeschnittenen Flügeln; ihr Mund zeigt die Linie des Cupidobogens; die runden Wangen enden in ein feines Kinn. Alle die Männer, die sich jetzt um die unscheinbare Dame bemühen, haben vorher der körperlichen Schönheit ihre Huldigungen dargebracht. Da trat etwas Höheres in ihren Kreis, höhere Anlagen der Güte und der Begabung, und sie verließen die schöne Schale und stürmten vor den Altar der seelischen Schönheit, die in dem, was wir Ausdruck nennen, sichtbar wird." Der gewinnende Reiz der englischen Landschaft bildet eine ähnliche Schönheit, wie der gütige Ausdruck eines schönen Gesichtes. Wir wissen nicht, ob der beredte Weckruf des großen Malers in England erhört und befolgt wird. Vielleicht zündet er anderswo.

Feuilleton.

Die Kameradin.

Von Maxim Gorjky.

Im Herbst befand ich mich einst in einer sehr unangenehmen und unbequemen Lage: ich war eben in eine Stadt gekommen, wo ich keinen einzigen Bekannten hatte, und dabei war ich ohne einen Pfennig in der Tasche und ohne Wohnung. In den ersten Tagen verkaufte ich also Alles, was ich von meinen Kleidern entbehren konnte, und zog dann in die Hafengegend; dort waren die Landungsbrücken der Dampfer, und zur Schiffahrtszeit brauste dort ein reges Leben der Arbeit. Jetzt war es aber öde und still, denn wir waren schon in den letzten Tagen des October. Ich irrte einsam zwischen den leeren Gebäuden und Baracken, der feuchte Sand knirschte unter den Füßen. Ich prüfte ihn aufmerksam in der Hoffnung, irgend welche Reste von Eßbarem zu finden, und dachte, wie gut es doch sei, satt zu sein. Freilich wird beim jetzigen Stande der Cultur der Hunger der Seele leichter gestillt, als der des Leibes. Man schlendert durch die Straßen und sieht hübsche Gebäude, die gewiß auch innen nicht übel ausgestattet sind — das kann angenehme Gedanken über die Architectur, die Hygiene, und viele andere gute Dinge in uns wecken; man begegnet bequem und warm gekleideten Menschen — sie sind höflich, weichen uns aus und sind zartfühlend genug, die traurige Thatsache unserer Existenz nicht bemerken zu wollen. Bei Gott, die Seele des Hungrigen nährt sich immer besser als die des Satten — das ist eine These, aus der man einen sehr geistreichen Schluß zu Gunsten der Satten ziehen könnte!...

Es wurde Abend, es regnete, und von Norden her blies ein scharfer Wind. Er pfiff um die leeren Baracken und Stände und klopfte an die mit Brettern vernagelten Fenster; die Wellen schäumten unter seiner Wuth auf, plätscherten lärmend auf dem Ufersand und übersprangen einander in stürmender Hast. Der Fluß schien die Nähe des Winters zu fühlen und wollte den Fesseln des Eises entfliehen, die der Nordwind ihm noch diese Nacht auferlegen konnte. Der Himmel war schwer und düster und goß unermüdlich kaum sichtbare Regentropfen herab; die traurige Naturstimmung um mich herum vermehrten zwei gespenstige, verkrüppelte Weiden, an deren Wurzeln ein Boot mit dem Boden nach oben lag. Ein umgekipptes Boot mit zerbrochenem Boden und vom Wind entblößte, alte Bäume... Alles ringsum zerstört, menschenleer und todt, und vom Himmel herunter unversiegbare Thränen. Es war öde und traurig ringsum — mir schien, als stürbe Alles, und als würde ich zuletzt allein am Leben bleiben, und auch mich erwarte der kalte Tod. Und ich war damals achtzehn Jahre alt — eine schöne Zeit!

Ich ging und ging durch den kalten und feuchten Sand und klapperte mit den Zähnen ganze Triller zu Ehren des Hungers und der Kälte; aber als ich auf der vergeblichen Suche nach etwas Eßbarem hinter eine der Bretterbuden trat, sah ich dort plötzlich auf der Erde kauernd eine Gestalt in Frauenkleidern, die vom Regen durchnäßt waren und an den schmalen Schultern klebten. Ich blieb stehen und beobachtete sie. Bald sah ich, daß sie mit den Händen den Sand aufwühlte und eine der Buden untergrub.

„Wozu thust Du das?" fragte ich, indem ich mich neben sie hinkauerte. Sie schrie leise auf und sprang schnell empor. Nun sie vor mir stand und mich mit den weit offenen, furchterfüllten grauen Augen anblickte, sah ich, daß es ein Mädchen meines Alters war mit einem sehr anmuthigen Gesichtchen, das leider drei große, blaue Flecken verunzierten. Das verunstaltete sie, obwohl die Flecken mit einer merkwürdigen Symmetrie vertheilt waren — je einer von gleicher Größe befand sich unter den Augen und ein größerer auf der Stirne, genau über der Nasenwurzel. Diese Symmetrie zeugte von einem Künstler, der im Verunstalten von menschlichen Physiognomien eine große Fertigkeit erlangt hatte.

Das Mädchen sah mich an, und die Angst in ihren Augen erlosch langsam. Jetzt streifte sie den Sand von ihren Händen ab, ordnete das Kopftuch, zog die Schultern zusammen und sagte: „Du hast wohl auch Hunger? . . . Buddle Du jetzt . . . mir sind die Hände müde geworden. Hier," sie wies mit dem Kopf auf die Bude, „giebt es sicher Brod . . . vielleicht auch Wurst. In dieser Bude wird noch verkauft. . ."

Ich begann zu graben. Sie wartete eine Weile und sah mir zu, dann setzte sie sich neben mich, um mir zu helfen . . . Wir arbeiteten schweigend. Ich kann jetzt nicht mehr sagen, ob ich damals an das

Strafgesetzbuch, an Moral, Eigenthum und alle übrigen Dinge dachte, woran man nach der Ansicht vieler erfahrener Menschen in allen Augenblicken des Lebens denken soll. Da ich der Wahrheit möglichst treu bleiben möchte, muß ich gestehen: ich glaube, ich war in das Unterwühlen der Bude so vertieft, daß ich nur noch daran dachte, was wir wohl darin finden würden...

Es wurde Abend. Das feuchte, kalte Dunkel verdichtete sich immer mehr. Die Wellen schienen dumpfer zu rauschen, und der Regen trommelte immer lauter und stärker gegen die Bretter der Bude... Irgendwo lärmte schon die Knarre des Nachtwächters.

„Ist wohl ein Fußboden drin oder nicht?" fragte meine Gehülfin leise. Ich verstand nicht, was sie meinte, und schwieg. „Ich frage, hat die Bude einen Fußboden? Wenn sie einen hat, arbeiten wir umsonst. Denn wenn wir eine Grube fertig haben, stoßen wir vielleicht oben auf dicke Bretter. Wie kann man die dann fortschaffen? Es ist besser, einfach das Schloß aufzureißen... Es ist ganz schwach."

Gute Gedanken erstehen selten in Frauenköpfen. Aber zuweilen sind sie doch darin... Ich habe stets gute Einfälle geschätzt und mich stets bemüht, sie nach Möglichkeit zu nützen.

Als ich das Schloß gefunden hatte, zog ich daran und riß es sammt den Ringen, an denen es hing, heraus... Meine Kameradin bückte sich und schlängelte sich wie eine Blindschleiche durch den offenen, viereckigen Eingang hinein. Und aus der Bude ertönte ihr Jubelruf: „Du bist ein famoser Kerl!"

Ein kleines Lob von einer Frau gilt mir mehr als der ganze Dithyrambus eines Mannes, und wäre er beredt wie alle alten und neuen Redner zusammen. Damals war ich aber in einer weniger liebenswürdigen Stimmung als jetzt und fragte meine Kameradin kurz und beklommen, ohne ihre Schmeichelei zu beachten: „Ist was da?"

Sie begann mit eintöniger Stimme ihre Entdeckungen aufzuzählen: „Ein Korb mit Flaschen... Leere Säcke... Ein Schirm... Ein eiserner Kessel." Alles das war nicht eßbar. Ich sah meine Hoffnungen schwinden. Doch plötzlich rief sie freudig: „Ah! Da ist er..."

„Wer?" fragte ich gespannt.

„Der Brodlaib... Er ist aber naß... Paff' auf!" Zu meinen Füßen rollte ein Brodlaib heraus, und ihm folgte meine tapfere Kameradin. Ich brach schnell ein Stück Brod ab, steckte es in den Mund und kaute daran... „Na, gieb mir was ab... Doch nun müssen wir hier ausrücken. Wohin sollen wir?" Sie blickte forschend nach allen Seiten in das Dunkel hinaus. Es war düster und naß... „Dort liegt ein umgeworfenes Boot... Schnell dorthin!"

„Gehen wir!" Und wir gingen, indem wir unterwegs unsere Beute zerstückelten und in den Mund stopften... Der Regen verstärkte sich, der Fluß heulte, von irgend woher tönte ein langes, gleichsam spöttisches Pfeifen, wie von Einem, der Niemand fürchtete und nun alle irdischen Einrichtungen, diesen abscheulichen Herbstabend und uns beide Helden auspfeifen wollte. Das Herz zog sich bei diesem Pfeifen krampfhaft zusammen; trotz alledem aß ich gierig, und das Mädchen an meiner linken Seite hielt tapfer mit. „Wie heißt Du?" fragte ich sie, ohne zu wissen weßhalb.

„Nataschа!" antwortete sie kurz und schmatzte laut.

Ich blickte sie an — es gab mir einen Stich in's Herz, ich starrte in's Dunkel vor mir, und die ironische Fratze meines Schicksals grinste mich räthselhaft und kalt an...

Da waren wir beim Boote. Der Regen trommelte ohne Aufhören an die Planken, und dieses leise Geräusch weckte traurige Gedanken; der Wind zischte durch den zerbrochenen Boden herein und pfiff in einer Ritze, in der ein Holzspan in der Gefangenschaft zu kämpfen schien. Die Wellen plätscherten so eintönig und hoffnungslos am Ufer, als erzählten sie etwas unerträglich Langweiliges und Betrübendes, dessen sie bis zum Ekel überdrüssig waren, etwas, vor dem sie fliehen wollten und von dem sie durchaus sprechen mußten. Der Regen verwebte sich lärmend mit ihrem Plätschern, und über dem umgeworfenen Boot schien ein gedehntes, endloses, schweres Seufzen zu schweben — das Seufzen der Erde, die durch den Uebergang aus dem hellen, warmen Sommer in den kalten, nebligen, feuchten Herbst ermüdet war. Nur der Wind flog immer wieder über das öde Ufer und den schäumenden Fluß und sang traurige Lieder... Der Raum im Boote war ohne jeden Comfort: es war eng und feucht darin und durch den zerbrochenen Boden drangen feine, kalte Regentropfen und der Hauch des Windes herein. Wir saßen schweigend und zitterten vor Kälte. Ich erinnere mich, daß ich schlafen wollte. Natascha lehnte ihren Rücken an den Bord des Bootes und kauerte sich zu einem kleinen Knäuel zusammen. Sie umfaßte mit den Armen ihre Knie, stützte ihr Kinn darauf und blickte mit starren Augen unverwandt auf den Fluß... Auf der weißen Fläche ihres Gesichtes erschienen die Augen in Folge der blauen Flecken darunter riesengroß. Sie bewegte sich nicht, und ich fühlte, wie diese Reglosigkeit und das Schweigen nach und nach in mir Furcht vor meiner Kameradin weckten. Ich wollte mit ihr ein Gespräch beginnen, wußte aber nicht, was ich sagen sollte.

Sie fing selbst an. „Was das für ein verfluchtes Leben ist," sagte sie mit Nachdruck und tiefer Ueberzeugung im Tone. Es war aber keine Klage. In ihren Worten war zu viel Gleichgültigkeit, als daß sie eine Klage ausdrücken wollten. Sie hatte einfach, so gut sie konnte, darüber nachgedacht und war zu einem gewissen Schluß gekommen, den sie laut aussprach, und worauf ich nichts entgegnen konnte, ohne mir zu widersprechen. Ich schwieg also. Aber sie schien es nicht zu beachten und blieb reglos sitzen. „Wenn man crepiren könnte," sprach sie nach einer Weile, diesmal leise und sinnend. Und wieder in ihren Worten auch nicht ein Ton der Klage. Man sah einfach, daß sie über das Leben nachgedacht und sich geprüft hatte, und nun ruhig zur Ueberzeugung gelangt war, man könne sich vor der Tücke des Lebens durch nichts Anderes schützen, als indem man „crepirte".

Von dieser Klarheit des Denkens wurde mir sehr traurig zu Muthe und ich fühlte, ich würde bei fortgesetztem Schweigen zu weinen beginnen... Und das wäre eine Schande gewesen, vor einer Frau zu weinen, umsomehr als sie nicht weinte. Ich entschloß mich also, irgend etwas zu ihr zu sagen. „Wer hat Dich denn geprügelt?" fragte ich. Etwas Tactvolleres war mir gerade nicht eingefallen.

„Immer der Paschka..." antwortete sie gleichgültig.

„Wer ist das?"

„Mein Geliebter... Ein Bäcker..."

„Schlägt er Dich oft?"

„Wenn er betrunken ist, immer!" Und plötzlich rückte sie näher zu mir und erzählte von sich, von Paschka und ihren Beziehungen. Sie ist eine Straßendirne, und er ist ein Bäcker mit einem rothen Schnurrbart und spielt sehr gut Harmonika. Er hat sie einmal mitgenommen und hat ihr sehr gefallen, denn er ist ein lustiger Kerl und kleidet sich fein. Er trägt eine Bluse für fünfzehn Rubel und Stulpenstiefel. Aus diesem Grunde hat sie sich in ihn verliebt, und er ist ihr Beschützer geworden. Und seit er ihr Zuhälter ist, befaßt er sich nur noch damit, ihr das ganze Geld wegzunehmen, betrinkt sich für ihren Sündenlohn und schlägt sie. Das Aergste aber: er fing vor ihren Augen mit anderen Mädchen an...

„Sollt' ich da nicht beleidigt sein? Ich bin nicht schlechter als die Anderen... Er verspottet mich also, der Lump. Vorgestern habe ich die Madam' gebeten, mich spazieren gehen zu lassen, eile zu ihm und bei ihm sitzt die Dunjka und ist betrunken. Und auch er hat einen Rausch. Ich sage ihm: ‚Du Schuft! Du Betrüger!' Dann hat er mich durchgeprügelt, mich gestoßen, bei den Haaren gerissen — wo's traf... Das wäre noch gar nichts! Er hat mir aber Alles zerrissen, was ich anhatte... Was soll ich also jetzt? Wie werde ich zur Madam' zurückkehren? Alles hat er zerrissen: das Kleid und die Jacke — sie war noch ganz neu und kostete fünf Rubel! Und das Tuch hat er mir vom Kopf gerissen. O Gott! Was soll ich jetzt anfangen?" heulte sie mit klagender, sich plötzlich überschlagender Stimme. Auch der Wind

heulte und wurde immer heftiger und kälter ... Meine Zähne begannen wieder zu klappern. Auch sie kauerte sich vor Kälte zusammen und rückte so nahe zu mir, daß ich im Dunkel das Glänzen ihrer Augen unterscheiden konnte ... „Was ihr Männer doch alle für Schufte seid! Ich möchte euch Alle zerreißen, verstümmeln. Wenn einer von euch crepiren würde ... möchte ich ihm in's Maul spucken, und er würde mir nicht leid thun! Niederträchtige Kerle! Ihr bettelt in einem fort und wedelt wie gemeine Hunde, und wenn eine so dumm ist und nachgiebt, dann ist's aus! Gleich trampelt ihr auf ihr herum ... räudige Lumpen ...“

Sie schimpfte weiter, aber in ihrem Toben war keine Kraft; ich hörte daraus weder Zorn, noch Haß. Ueberhaupt widersprach der Ton ihrer Reden deren Inhalt und war sehr ruhig, und die Stimme trocken ... Doch das alles wirkte auf mich stärker als die beredtesten pessimistischen Bücher und Reden, die ich bis dahin und auch später gehört und gelesen habe. Und das rührt daher, weil die Agonie eines Sterbenden immer viel natürlicher und packender ist als die genauesten künstlerischen Beschreibungen des Todes.

Mir war schlecht, wahrscheinlich mehr vor Kälte als von den Reden meiner Kameradin. Ich stöhnte leise auf und knirschte mit den Zähnen. Und fast im selben Augenblicke fühlte ich auf mir zwei kalte Händchen, eines berührte meinen Hals, das andere legte sich auf mein Gesicht, und zugleich ertönte die ängstliche, leise, freundliche Frage: „Was ist Dir?“ Ich bildete mir fest ein, ich würde von Jemand Anderem befragt und nicht von Natascha, die eben erklärt hatte, alle Männer seien Schufte, und die ihnen alles Unheil herbeiwünschte. Sie sprach aber hastig weiter: „Was hast Du? Was? Ist Dir kalt? Frierst Du? Was Du komisch bist! Er sitzt und schweigt! ... wie eine Eule! Du hättest mir schon längst sagen sollen, daß Dir kalt ist ... Na, leg Dich auf die Erde ... streck' Dich aus ... ich lege mich auch hin ... so! Umfass' mich jetzt mit den Armen ... fester ... Jetzt muß Dir warm werden ... Und dann werden wir uns den Rücken zukehren ... So vergeht die Nacht schon irgendwie ... Was ist mit Dir, hast Du Dich betrunken? Hat man Dich von Deinem Posten fortgejagt? ... Was schadet denn das?!“ —

Sie tröstete mich! ... Sie machte mir Muth! ... Wie viel Ironie war für mich in dieser Thatsache! Ich war ja damals ernstlich um die Schicksale der Menschheit besorgt und träumte von der Reorganisation des socialen Baues, von politischen Umwälzungen und las verschiedene höllisch kluge Bücher, deren Gedankentiefe sicher selbst deren Verfassern unerreichbar war. Kurz, ich war gerade um jene Zeit bemüht, aus mir eine „hervorragende sociale Kraft“ heraus zu arbeiten. Mir schien sogar, ich hätte bereits meine Aufgabe theilweise erfüllt; jedenfalls ging ich in meinen Vorstellungen von mir selbst so weit, mir eine Größe zuzusprechen, die für das Leben vollkommen befähigt sei, eine hervorragende historische Rolle zu spielen. Und nun wärmte mich mit ihrem Körper ein unglückliches, durchgeprügeltes, abgehetztes Geschöpf, das keinen Platz und keinen Werth im Leben hatte, und es war mir nicht eingefallen, ihr zu helfen, bevor sie selbst mir half und, wenn es mir selbst eingefallen wäre, würde ich mich wohl schwerlich darauf verstanden haben, ihr thatsächlich zu helfen. Ach, ich hätte am liebsten gedacht, das Alles geschehe mit mir in einem sinnlosen, bedrückenden Traum. Aber leider konnte ich daran nicht glauben, denn kalte Regentropfen rieselten auf mich herab, an meine Brust preßte sich eine warme, weibliche Brust, und mir in's Gesicht hauchte ihr warmer Athem, der zwar leicht nach Schnaps roch ... aber doch so belebend war ... Der Wind heulte und stöhnte, der Regen trommelte auf dem Boot, die Wellen plätscherten, und wir Beide zitterten vor Kälte, obwohl wir uns fest umschlungen hielten ... Das Alles war Wirklichkeit, und Niemand hat wohl je einen Traum gehabt, der böser und bedrückender war, als diese Wirklichkeit.

Und Natascha sprach immerzu, so liebevoll und theilnehmend, wie nur Frauen sprechen können. Bei dem Klange ihrer naiven und freundlichen Reden flammte ein stilles Feuer in meinem Innern auf und machte in meinem Herzen etwas zerschmelzen. Jetzt flossen aus meinen Augen ganze Ströme von Thränen, die von meinem Herzen viel Bosheit, Leid, Dummheit und Schmutz herunterspülten, all' das, was sich vor dieser Nacht darin festgesetzt hatte ... Und Natascha sprach mir zu:

„Laß gut sein, mein Lieber, weine nicht! Genug! Es wird Dir mit Gottes Hülfe besser gehen, Du wirst wieder einen Posten kriegen ... und alles Andere ...“ Und sie küßte mich immerzu ... heiß, oft, ohne Zahl ... Das waren die ersten weiblichen Küsse, die mir im Leben beschcert waren, und das waren die besten, denn alle die übrigen kamen mir furchtbar theuer zu stehen, und ich hatte nichts davon

„Nun, weine nicht, Du komischer Kerl! Ich werde Dich morgen irgendwo unterbringen, wenn Du nicht weißt, wo Du hin sollst“ ... Ich hörte ihr leises, überzeugendes Flüstern, wie im Traum ... Wir lagen bis zum Morgengrauen und hielten uns umfaßt ... Und als es dämmerte, krochen wir unter dem Boot heraus und gingen in die Stadt ...

Dann nahmen wir freundschaftlich Abschied und sind einander nie wieder begegnet, trotzdem ich ein halbes Jahr lang in allen Spelunken die Kameradin gesucht habe, mit der ich jene Nacht einst im Herbst verbracht habe ... Wenn sie schon todt ist — wie gut wäre es für sie! — möge sie sanft ruhen! Und wenn sie lebt, Friede ihrer Seele! Und möge in ihrer Seele das Bewußtsein ihres Falles nicht erwachen, denn das wäre eine unnütze und unfruchtbare Qual in ihrem Leben.

Aus der Hauptstadt.

Mörchingen.

Gewiß, Arthur Schopenhauer hat den Zweikampf, soweit er als Institut für Ehren-Reparatur gelten will, vernichtet, für alle Ewigkeit lächerlich gemacht. Auch wenn kein Reichstags-Abgeordneter und kein mossiistisch begeisterter Stilkünstler in dieselbe Kerbe gehauen hätte, wäre es unmöglich, nach der krystallklaren und von königlichem Hohn durchtränkten Beweisführung des scharfsinnigen Frankfurters Blut für ein Ehrenfleckwasser zu halten. Weder der krumme Säbel noch der Stoßdegen oder die Pistole machen eine Injurie vergessen, ein schlimmes Wort, eine rasche That ungeschehen. Aber thut das etwa im Gegensatz dazu der Spruch des Kadis? Er wird den Menschen, der mich in meinem Liebsten beschimpfte, der mir in gemeiner Bosheit so weh that, daß ich von der Wunde nie wieder genesen kann, er wird den Schändlichen wegen Beleidigung zu drei Mark Geldstrafe verurtheilen, vielleicht auch zu zehn, vorausgesetzt, daß Seine Gnaden schlecht gefrühstückt und Morgens Aerger zu Hause gehabt haben. Allerdings muß der Kläger, ehe ihm diese Sühne und Salbe zu Theil wird, den vorgeschriebenen Instanzengang vorschriftsmäßig durchmessen haben; allerdings muß er sich, da ja auch eine Drei- bis Zehnmark-Rache kalt genossen werden will, zwei oder vier Monate lang, die Gerichtsferien nicht mit eingerechnet, gedulden, bevor das Gesetz den aus dem Hinterhalt geführten Schlag erwidert. Indeß, diese Verdrießlichkeiten und diese Verzögerung, die dem ganzen Handel einen kindisch-läppischen Anstrich giebt, bedeuteten wenig, wenn die vom Richter verhängte Strafe im Stande wäre, verletzte Ehre wiederherzustellen. Aber das vermag sie nicht, und das ist auch gar nicht ihre Absicht. Sie ist etwas rein Negatives, will nur züchtigen, Zerstörtes durch Zerstörung rächen. Es müßte denn möglich sein, den Beleidiger zum Beweis der Wahrheit seiner Schmähreden zu zwingen, oder, noch besser und noch schwieriger, selbst den unzweideutigen Beweis für ihre Verlogenheit zu liefern. Einen andern Weg zu unbedingter Rechtfertigung giebt es nicht. Nun aber scheidet er bei der großen Mehrzahl der Ehrenkränkungen überhaupt und von vorn herein aus.

Und die Beantwortung der Frage, ob man eine Beleidigung auf der Stelle, ob man sie ein oder zwei Tage später mit der Waffe in der Hand oder nach einem halben Jahre vor'm Schöffengericht rächen will, scheint mir lediglich Sache des Temperamentes und der Erziehung. Der Duellgegner hat so wenig Ursache, mit seiner Gesetzliebe zu prunken, wie der Duellant mit seinem persönlichen Muthe. Beide handeln so, wie Gewohnheit und die Sitten der Kaste, in der sie hausen, es ihnen vorschreiben. Mit dem empörten Hinweis auf das dunkle Mittelalter und den Civilisations-Wauwau ist dies Problem wirklich nicht zu lösen. Da Jeder die eigene Haut zu Markte tragen muß, mag Jeder nach seiner Façon selig werden.

Unsere Volksvertreter beschäftigen sich nichtsdestoweniger leidenschaftlich gern mit diesem Problem. Im Laufe der Jahrzehnte haben sie wohl ein reichliches Dutzend Beschlüsse gegen den Duell-Unfug gefaßt, und beim letzten Male war sogar Einstimmigkeit vorhanden, jene Einstimmigkeit, die sonst nur Graf Bülow mit seinen realpolitischen Reden erzielt. Selbst der oberste Kriegsherr hat sich unter'm Druck der reichstäglichen Entrüstung gezwungen gesehen, seine Officiere zu behutsamerer Vermeidung von Duellen zu ermahnen. „Soweit es die Standesehre zuläßt." Die Kölner Vorfälle, die der klug beredte Herr Trimborn zur Sprache brachte, haben Oel in's Feuer gegossen. Etliche junge Leute, die die Neigung zum Berufe des Reserve-Officiers im Busen spürten, mußten sich hochnothpeinlich über ihre Stellung zum Zweikampfe befragen lassen. Als gute Katholiken und ehrliche Kerle hielten sie mit ihrer Verurtheilung dieser Institution nicht hinter'm Berge, und die Folge war, daß das Officiercorps sie glatt durchfallen ließ. Nun haben fraglos beide Theile in der Angelegenheit nach bestem Wissen und Gewissen, haben beide pflichtgemäß gehandelt. Dem Officiercorps steht das Wahlrecht zu, und es muß dies Recht im Sinne seiner geschriebenen und ungeschriebenen Ueberlieferungen ausüben. Jedermann weiß zudem, daß der deutsche Officier dem Zweikampf nicht grundsätzlich und unter allen Umständen ausweichen darf. Fühlt man sich als katholischer Christ, oder als sozusagen streng gesetzliebender Mann, oder aus anderen, äußeren Gründen durch diese Thatsache beschwert, so bleibe man dem Officiercorps fern. Besteht doch keinerlei Zwang zum Sommerleutnantsthum. Wen aber die Annehmlichkeiten dieses Standes locken, wer danach lechzt, ihm anzugehören, und sich freiwillig zur Wahl stellt, der muß sich auch unbedingt den geltenden Vorschriften unterwerfen. Alle anderen Verbände, die in freier Wahl ihre Mitglieder küren dürfen, haben die Befugniß, ganz bestimmte Anforderungen an sie zu stellen; so lange deßhalb die Officiere das Wahlrecht genießen, ist es ganz selbstverständlich, daß auch ihnen freie Hand gelassen werden muß. Reichstag und Nation, zumal die Barth'sche, haben sich deßhalb einigermaßen grundlos über den Kölner Fall aufgeregt.

Besser eignet sich zur parlamentarischen und publicistischen Behandlung die Tragödie von Mörchingen. Abseits von der Frage, ob man den handelnden Personen Sympathie oder Abneigung entgegenbringt, liegt die andere, wichtigere, ob nicht die Vorgänge an sich den entschiedenen Tadel auch Derer herausfordern, die das deutsche Officiercorps aus allgemein socialen Gründen für vorbildlich, für unentbehrlich halten; die das Duell nicht grundsätzlich verurtheilen, es aber deßhalb auch vor jeder Verschimpfirung und Verzerrung sichern wollen. Das Casino-Dasein unsrer Officiere hat ja Herr Hartleben vor Kurzem den verständnißinnig schmunzelnden Mitteleuropäern von Berlin mit humoristischer Ausführlichkeit demonstrirt. In Mörchingen scheint jedoch zeitweilig ein handfesterer Ton als in seiner rheinischen Garnisonstadt geherrscht zu haben. Es wehte dort ein bißchen Condottiere- und Landsknechtluft. Die eine Flasche Zeltinger, die Flasche Sect und die paar Glas Bier, die aus den Casino-Ersparnissen spendirt wurden, konnten doch offenbar nicht hinreichen, um bei Tisch den wilden Taumel zu erzeugen, der vielleicht die folgenden, unerhörten Ereignisse erklärlich machen würde. Der Alkohol allein hat den Hauptmann Adams nicht veranlaßt, die Biergläser seiner Nachbarn umzuwerfen, und ebensowenig trieb allein sittlicher Eifer die Brüder Rüger an, durch den immerhin curiosen Versuch, des Hauptmanns Hände festzuhalten, Ruhe und Frieden zu stiften. Kleiner persönlicher Haß lauert hier offenbar in der Unterströmung, er hat die vom Wein erhitzten Geister dazu verlockt, sich zu demaskiren. Dieser oder Jener war vielleicht von Herzen froh, daß nun endlich die Entscheidung gekommen war. Ganz auffällig giebt sich das kund in der befremdlichen Eilfertigkeit, womit die Arrangements des Zweikampfes betrieben wurden. Statt zunächst einmal die junge Sonne aufgehen zu lassen und abzuwarten, bis einige Stunden Schlafes die Uebernächtigten zu verständiger Erwägung des bösen Falles befähigten, ward mit unpassender Hast sofort das Um und An des Zweikampfes fixirt, der Waffengang auf den nächsten Morgen festgesetzt. Das Alles war, gelinde ausgedrückt, übereilt und hätte von den Unbetheiligten ernstlich verhindert werden müssen. Im Weindunst trifft man keine Duell-Arrangements. Gerade die feierlichen Formen des Duells erheben es über andre Schlägereien mit tödtlicher Waffe. Gestattet man, daß Bekneipte oder, wie im Mörchinger Falle, scheinbar Bekneipte sich dieser Formen bedienen, so entwürdigt man die Institution und läßt gerade bei Freunden unsres Heeres den Wunsch nach ihrer Beseitigung aufkommen.

Der deutsche Zweikampf ist kein kindliches Gedalber wie der romanische, und er ist keine Boxerei oder Schießerei zwischen betrunkenen Matrosen. Zwei Männer stehen sich gegenüber, die nach reiflicher Prüfung erkannt haben, daß Einer von ihnen den Platz räumen muß, daß es keine ausreichende gesetzliche Sühne für die Ehrenkränkung giebt, die Einer dem Anderen angethan hat. Scandale inter pocula, im Grunde belanglose Schimpfreden oder Handgreiflichkeiten eines Bezechten, sind des Kugelwechsels nicht würdig. Sie sollten sämmtlich durch Schiedsspruch beigelegt werden. Der Beleidiger, der sich dem Schiedsspruche nicht fügen will, der zu schlecht erzogen und von zu gemeiner Gesinnung ist, um durch ein freies, männliches Wort begangenes Unrecht wieder gut zu machen, solch ein Mensch gehört nicht länger in unser Officiercorps. Nach dieser Richtung hin bedarf die kaiserliche Cabinets-Ordre über das Duell dringend der Ergänzung. Bestätigt sich deßhalb die Meldung, in einem Contingente der deutschen Armee sei kürzlich durch den Contingentsherrn der Spruch eines Regiments-Ehrenrathes cassirt worden, der die gütliche Beilegung in sinnloser Trunkenheit verübter Kindereien als correcte Erledigung anerkannt hatte, bestätigt sich diese Nachricht, so wird an ihr die Reformbedürftigkeit des Duellwesens klar. Der Suff darf nicht zum Götzen werden, der über Tod und Leben richtet. Solche Ueberspannung des Bogens führt nothwendig zum Bruche. Sie macht die Betheiligten und ihr Thun lächerlich, was bei der Bedeutung und Wichtigkeit unseres Officiercorps für das nationale Leben gar nicht genug bedauert werden kann; sie nimmt sich geradezu wie bestellte Arbeit im Interesse der Feinde des Heeres und seiner jetzigen Organisation aus.

Die Tragödie von Mörchingen hat drei Menschenleben vernichtet. Ein so schweres Opfer darf nicht ganz umsonst, darf nicht ausschließlich der lumpigen Bagatelle gebracht worden sein, die den Anstoß zur Katastrophe gab. Zechereien und Ehrenhändel haben nur das Eine mit einander gemein, daß Beide grelles Licht auf Gesittung und Charakter der Betheiligten werfen. Im Uebrigen sollte auch in diesem Falle das Rauchen in der Nähe von Pulverthürmen verboten, die Einsetzung von Ehrengerichten in wüsten Kneipnächten untersagt sein.

Prinz Vogelfrei.

Aus unseren Kunstsälen.

Das Interessanteste, was auf dem Kunstmarkt in unseren Ausstellungssalons im neuen Jahrhundert bisher zu sehen war, ist ohne Zweifel die kleine Collection von Bildern, Studien, Skizzen und lithographischen Zeichnungen von Honoré Daumier bei Cassirer. Ich weiß nicht einmal, ob diese Sachen verkäuflich sind, und ich glaube es kaum, da sie meistens aus Privatbesitz stammen. Aber natürlich nicht

darum ist diese Sammlung interessant. Sondern darum, weil hier wohl zum ersten Male dem Berliner Gelegenheit geboten wird, einen bedeutsamen, ja großen Künstler Frankreichs kennen zu lernen von einer neuen Seite. Der Caricaturenzeichner Daumier war wenigstens einigen Sammlern in Deutschland bekannt; der Maler, so viel ich weiß, gar nicht. Selbst in seinem Vaterlande kannte und schätzte man ihn vornehmlich als sehr scharfen, im Geiste Rabelais' seine Mitmenschen, Hoch und Niedrig, besonders aber die satte Bourgeoise, die eitle Beamtenwelt, die verlotterten Upperten des Kaiserreichs geißelnden Caricaturisten. Und doch war der 1879 verstorbene Künstler einer von den Großen. Wer in diesem Sommer in Paris war, der konnte sich davon auf der Centenar-Ausstellung überzeugen, der so viele glückliche „Ausgrabungen" zu danken waren. Wie es gekommen ist, daß Daumier fast in Vergessenheit gerathen konnte, das gehört nicht hierher. Vielleicht nur — weil er als Großer auch einsam war. Genug, jetzt hat man ihm zu seinem Recht verholfen, und vermuthlich werden „Daumier's" fortan ein sehr gangbarer Handelsartikel werden. Sie hatten ihn in Paris mit Einem zusammengehängt, dem es ähnlich ergangen ist — Millet. Auch Courbet hatte übrigens in demselben Saale seinen Platz erhalten. Drei eminente Persönlichkeiten, von denen die bedeutendste am Ende gerade Daumier war. Jedenfalls möchte ich glauben, daß Degas und auch Millet von ihm beeinflußt worden sind. Er selbst wurde nicht beeinflußt, aber war ein Wesensverwandter von Goya. Seinem dämonischen Temperament sieht er ähnlich, aber er ist doch größer als Goya in der Einfachheit seiner Farben- und Formensprache, die sich mitunter bis zum Monumentalen steigert. Wenn er als Caricaturist sich als treffsicherer, geistsprühender feiner Zeichner gab, so verband er als Maler mit ungemein breiter, flotter Pinselführung ein großartiges Verständniß für Gegensatzwirkung von Licht und Schatten, die blendend ist, ja, man möchte fast sagen raffinirt, wenn sie nicht doch ganz natürlich wäre. Und er wußte die Bewegung ebenso überzeugend, oft, wie z. B. in der revolutionär erregten Menge auf der Straße, fortreißend zum Ausdruck zu bringen, wie Augenblicke der Ruhe, wie u. A. namentlich einige seiner Motive aus Theatersälen und Künstlerateliers beweisen. Von den bei Cassirer ausgestellten Bildern waren zwei für Daumier's Können und Wesen besonders bezeichnend: der „Kunstliebhaber" und das „Drama". Dort die absolute Ruhe eines Kunstfreundes, der bei fahlem, grauem Tageslicht in dem Verkaufsraum eines Antiquars und Bilderhändlers sich Mappen und Stiche ansieht; eine entzückende Farbenharmonie von Grau und Braun, mit einigen blauen und röthlichen Nuancen hier und da. Im „Drama" — ein durch das von einer Schmierentruppe geminte Schauerdrama erregtes Theaterpublicum; starke Bewegung, auf der Bühne die grotesk-theatralische, im Zuschauerraum die spontan-natürliche, und dann der Contrast zwischen der hellen Bühne und dem Dunkel des Saals, aus dem aber die erregten Gesichter und Gestalten doch so deutlich auftauchen. Das Ganze in warmen bräunlich gestimmten Tönen.

Kein größerer Gegensatz zu Daumier ist denkbar, als die älteren französischen Landschafts-Impressionisten Monet, Sisley, Pissarro, von denen jetzt an derselben Stelle wieder einige farbenschillernde und lichtzitternde Bilder zu sehen sind, bessere, muß hervorgehoben werden, als je zuvor, oder als die coloristisch so eleganten und in der Vortragsweise so picanten — die beiden französischen Beiworte sind hier gewiß am Platz — Bilder des Schweden Anders Zorn. Sie sind ganz pariserisch; Daumier's Bilder aber haben eine universale Bedeutung.

Interessant ist übrigens, wohin die von jenen Impressionisten ausgegangene Anregung schließlich geführt hat. Ich meine die „Neo-Impressionisten", die jetzt zum zweiten Male schon geschlossen bei Keller & Reiner aufgetreten sind. Uebrigens ein gräßliches Wort, dieses „Neo Impressionisten". Und wenn's noch dem Laien was sagen könnte, der so wie so sich unter all' den modernen „-ismen" und „-isten" nicht zurechtzufinden vermag. Das deutsche „Neu-Eindrückter" würde die Sache aber nicht klarer machen. Als ob nicht alle „-ismen" und „-isten" schließlich es immer nur mit derselben Aufgabe zu thun hätten: künstlerische Eindrücke so oder so festzuhalten und zum Ausdruck zu bringen. Dieses Häuflein französischer und belgischer Maler hat den Muth, eine durchaus nicht von ihnen erst erfundene und angewandte, sondern bloß von ihnen bis zur letzten Consequenz fortgesetzte malerische Ausdrucksweise, die Malerei der „prismatischen Farbenzerlegung" in lauter kleine bald dünne, bald dicke Strichelchen und Fleckchen, deren Zusammenklingenlassen dann unser Auge zu besorgen hat — für das allein seligmachende Dogma der Malkunst zu erklären.

Die Geschickten unter den Anhängern dieser Lehre erreichen auch mitunter eine erstaunliche Klarheit und Leuchtkraft der Farbe, Weichheit und Vibration der Umrisse, Glanz des Wassers, Durchsichtigkeit und Zittern der Luft. So Rysselberghe, so auch Maxime Luce, der die Methode mit besonderem Glück auf dunkeltönige Fabriksinterieurmotive, Nachtstimmungen, die düsteren Kohlengruben Belgiens u. s. w. anwendet. Ja, aber wird das denn nicht auf anderen, minder ungewöhnlichen Wegen ganz ebenso erreicht, Talent und Können natürlich vorausgesetzt? Und läuft diese angeblich neue Kunst, die in der Glas- und Steinmosaik eine uralte Vorläuferin hat, schließlich nicht bloß auf eine geistreiche Spielerei hinaus? Ob sie das überhaupt noch ist — dazu kommt mir die Sache denn doch viel zu pedantisch vor. Da sind einige ganz Radicale, wie Paul Signac und Henri Edmond Croß. Sie haben früher anders gemalt. Da ist z. B. von Croß ein Motiv aus dem von Bonnen und Kindern belebten „Luxemburg-Garten", den ich durchaus seinen schreiend grellen Bildern aus der Provence vorziehe. Wie er aus dem herrlichen Blumengarten Frankreichs seiner Methode zu Liebe einfach einen greulichen Farbenkasten macht, das erscheint jedem Freund der Provence zum Mindesten unverzeihlich. Und ebenso Signac mit der Umgegend von Paris. Man vergleiche nur diese kreidigen, perspectivarmen Vorlagen für Teppichstickereien, wie man die Bilder nennen möchte, mit den die gleichen Motive behandelnden jener älteren Impressionisten, die in ihren Mitteln doch auch nicht sehr blöde waren ... Im besten Fall ist dieser Pointillismus à l'outrance nur ein Durchgangsstadium, das einmal möglicher Weise eine wissenschaftlich-maltechnische Bedeutung gehabt haben wird.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

Die Zwillingsschwester. Lustspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. (Lessing-Theater.)

So etwas Niedliches! So etwas Süßes! Man denke sich nur, was sich der Dichter diesmal ausgedacht hat: einen Ehemann, der nach fünfjähriger, mit einem Töchterlein gesegneter Ehe die eigene Frau nicht erkennt; eine hübsche und unheimlich kluge Dame, die sich phantastische Mühe giebt, das alberne Kalb von Gatten wieder an sich zu fesseln. Es gelingt ihr glänzend, und als die Zwillingsschwester, deren Namen Frau Giuditta sich beigelegt hat, am Ende wirklich eintrifft, da liegt das Kalb beschämt zu Füßen der Dame und schwört neuerdings ewige Treue. Die unheimlich Kluge glaubt ihm sogar. Nach all' den Vorgefallenen! Im Grunde ihres Gemüthes muß sie wirklich unheimlich dumm sein, also famos zu dem Gemahl passen. Es ist demnach eine sittliche Bürgschaft für den Bestand dieser Ehe vorhanden.

Das Stück spielt im Cinquecento. Schade! Wir haben bisher immer so großen Respect vor den Uebermenschen der Renaissance gehabt. Da kommt Ludwig Fulda und beweist uns, daß sie genau so fade Kerle waren, wie die übrigen in seinen gesammelten Werken auftretenden Personen. Das Stück ist außerdem in Versen geschrieben, und die Verse reimen sich sämmtlich. Niemals ein unreiner Reim. Die Zuhörer waren vor Entzücken außer sich. Was muß der arme Mann gearbeitet haben, sagten sie sich, ehe Alles so schön klappte! Ob er wohl mit den Versen oder mit den Scherzen, die in der Arbeit vorkommen, mehr Mühe gehabt hat? (Es kommen Scherze drin vor, denn es ist ein Lustspiel.) Und hübsche Gewänder werden getragen, fabelhaft hübsche — die Männchen sehen zum Anbeißen nett aus! Nach alledem wundert's mich gar nicht, daß Giuditta so hinter ihrem Orlando her ist und sich seinetwegen sogar ein Muttermal auf den weißen Busen pinselt.

Nein wirklich, es ist ein zu süßes Stück. Vor sechs Jahren hätte man Fulda so etwas gar nicht zugetraut. „Sei nicht liebesiecher Hulda Lüsterlaunen liebedienisch: komm nach Hause, Ludwig Fulda, du verkümmerst sonst berlinisch!" hatte damals der alte Jordan ausgerufen. Ich hätte ihn nie für einen solch gerissenen Schmeichler gehalten. Ludwig Fulda konnte gar nicht verkümmern. Aus einem ganz einfachen Grunde nicht. Wo nichts ist, kann nichts verloren gehen. Unser Dichter reckte sich damals zu den Sternen empor, machte in allerlei Socialem, hatte Ideen, was schrecklich aussah, und baute Tragödien des Dilettantismus, worin Künstler-Eitelkeit ihren unglücklichen Besitzer zu Grunde richtete. Ein ahnungsvoller Engel! Aber schließlich hat er sich doch zurecht gefunden, hat sich selbst entdeckt. Kennen Sie Koppel-Schönthan's Prachtkomödie: „Renaissance"? Frau Prasch-Grevenberg hatte die Hosenrolle darin. Dies Werk hat unseren Ludwig zu seiner neuesten Schöpfung begeistert. Und man muß sagen, er ist seinen Vorbildern beinahe ebenbürtig. Franz v. Schönthan hat ja mehr Witz als er, aber so geleckte, so saccharinsüße, so nichtssagende, himmlisch gedanken- und eigenartlose Verse kann Koppel noch lange nicht machen.

Ludwig Fulda steht endlich da, wo er schon lange hin gehört. Er müht sich nicht mehr schwitzend ab, Kunst zu produciren; er eröffnet ein Reim-Tingel-Tangel und ulkt, wie Otto Reutter ulkt, der große, nun wieder freigegebene Wintergarten-Humorist. Ludwig Fulda hat das Theater satt bekommen und sich dem Unter-Theater zugewandt. Wir freuen uns, daß er unsern unaufhörlichen Mahnworten gefolgt ist, und bedauern nur, daß es so spät geschah. Wäre er schon vor sechs Jahren zu der Einsicht gekommen, die ihn heute ziert, dann hätte er uns und sich viel Aerger erspart.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 9. Berlin, den 2. März 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Wie kann jeder Einzelne socialer Mitarbeiter sein?

Von Karl Noetzel.

Wer hätte nicht den festen Wunsch und Willen, thätigen persönlichen Antheil zu nehmen an der großen socialen Arbeit? Aber auf welche Weise? Es kann doch nicht jeder Socialforscher sein? Gott sei Dank nicht, denn dann würden wir noch mehr versinken in lauter Theorie. Aber dennoch kann jeder Einzelne thätiger, werthvoller socialer Mitarbeiter werden einfach dadurch, daß er sich ehrlich bemüht, eine allseitige Bildung zu erlangen. Denn ein gebildeter Mensch ist immer ein socialer Werthfactor, einmal als sittliches Beispiel, dann aber auch als bewußter oder unbewußter Bildungsverbreiter. Das Ziel jeder Bildung ist die Persönlichkeit. Das Bestimmende jeder Persönlichkeit ist zu suchen in ihrer freien, unabhängigen Stellungnahme zum Universum. Eine solche wird bloß erreicht durch völlig unbefangenes Gegenübertreten. Daher müßte jeder Mensch in sich die Fähigkeit ausbilden und bewahren, sich zu bestimmten Zeiten, wie beispielsweise bei herrlichem Naturgenuß, ganz auf sich selbst zu besinnen, losgelöst von seiner ganzen Umgebung als einzelnes, seelenbegabtes Individuum dem unendlichen Weltall gegenüber. Leider aber betrachten die meisten Menschen von vornherein ihr ganzes Leben von dem Gesichtspunkte ihres kleinlichen Berufes und ihrer kleinlichen Verhältnisse aus und bleiben dadurch lebenslänglich in seelischer Sclaverei. Jeder Mensch sollte aber sein Dasein universell auffassen, so, als ob er allein in das weite Weltall gesetzt sei und nun seine Kräfte erproben solle. Er soll sich abfinden mit den ihn umgebenden Welträthseln, und den ihm anhaftenden Nebensächlichkeiten: Nationalität, Beruf, sociale Stellung soll er das ihnen im Vergleich zur gewaltigen Ganzheit der Schöpfung zukommende Maß von Werthschätzung beimessen, so, daß diese Specialverhältnisse nie seinen freien Blick in's Weltall beeinträchtigen, sondern vielmehr die Basis bilden einer ruhigen, festen, erkenntnißsuchenden und thätig vorurtheilsfreien Weltanschauung. Die Brücke aber, die vom Individuum zum Universum führt, ist die tiefe, ehrliche Sympathie. Durch sie allein überwinden wir die Furcht vor der gewaltigen Macht und Unendlichkeit der Schöpfung und lernen uns als einen Theil von ihr zu fühlen. Sie äußert sich der Natur gegenüber in freudiger Bewunderung und ruhigem Schönheitsgenusse, den Menschen gegenüber in aufrichtigem Wohlwollen. Diese Anschauungsweise muß den Ausgangspunkt bilden jeder Beurtheilung menschlicher Verhältnisse. Dann dürfte keines der bestehenden Vorurtheile Stand halten. Zunächst weichen müßten die nationalen Vorurtheile, d. h. die Anschauungsweise, welche bei jedem Individuum einer anderen Nation ohne Weiteres die und die sittlichen Mängel voraussetzt. Mit Patriotismus hat das nichts zu thun. Patriotismus bleibt immer eine große, heilige Sache. Aber Patriotismus verengt auch nicht den Gesichtskreis, sondern erweitert ihn. Denn indem der Patriot zunächst das Wohl und Wehe seiner Landsleute zu verstehen sucht, und, — weil er eben deren Sprache und ganze Lebensweise am besten begreift, — auch schneller verstehen wird als das Wesen anderer Völker, wird er für das allgemein Menschliche ein solches Verständniß erlangen, daß ihm auf der ganzen weiten Erde jede menschliche Erhabenheit in gleicher Weise erheben und jedes menschliche Leid ebenso mit Mitleid erfüllen wird, als ob es sich um seine Nation handelte. So erzieht wahrer Patriotismus zum Verständniß und Interesse an den großen Menschheitsfragen. Natürlich bleibt das Vaterland immer der nächste Wirkungskreis allgemein nützlicher Thätigkeit, aber darum hege man kein Vorurtheil gegen andere Nationen, sondern beurtheile sie von demselben rein menschlichen Standpunkte aus wie sein Vaterland.

Die zweite und mächtigste Kategorie von Vorurtheilen, mit welchen der Bildung Erstrebende fertig zu werden suchen muß, sind die gesellschaftlichen. Dieselben sind vielfach durch Generationen anerzogen worden, werden täglich von der Umgebung genährt und haben daher in ganz wunderbarer Weise das gesunde Urtheil verblendet und die Logik oft auf den Kopf gestellt. Nach den Lehren des Christenthums und des gesunden Menschenverstandes steht der Mensch dem Menschen ganz gleich gegenüber. Auch der Bildungsunterschied ist kein ethischer, sondern ein socialer und zwar der socialste. Der Unterschied zwischen Reich und Arm wäre sonst nur ein ganz äußerlicher und darum harmloser. Der Bildungsunterschied wirkt nun in doppelter Weise social hemmend. Der Ungebildete meidet den Gebildeten aus einer gewissen Scham über die eigene Unbildung und aus Furcht vor offenem und heimlichem Spott. Der Gebildete aber meidet den Ungebildeten, weil er zunächst nichts Interessantes bei ihm voraussetzt, und es ihm persönlich unangenehm ist, ungebildete Reden und entsprechendes Benehmen wahrzunehmen. Es wirkt also bei dem Ungebildeten ein seelisches Moment, bei dem Gebildeten nur ein ästhetisches, welches die fast voll-

ständige persönliche Abgeschiedenheit verschiedener Gesellschaftsclassen bewirkt und damit den Nährboden bereitet für alle die unlogischen und ungerechten gesellschaftlichen Vorurtheile. Wem es daher mit seiner Bildung ernst ist, der muß zunächst seine ästhetische Abneigung gegenüber der Unbildung gründlich bekämpfen. Dieselbe ist aber leider ein mächtiger Factor. Sagt doch selbst der ideale Emerson, er säße lieber zu Tische mit einem Menschen von schlechtem Charakter als mit einem, der ungebildet esse. Zudem ist die Werthschätzung des ästhetischen Sinnes namentlich in der letzten Zeit sehr erstarkt; bei den Ganzmodernen ersetzt derselbe die Moral, und für sie sind die einzigen Todsünden Geschmacklosigkeit und Langweiligkeit. Das ist die Quintessenz der Decadence. Aber etwas davon angesteckt sind wir alle. Nächst diesem ästhetischen Widerwillen gegen Unbildung, Armuth und deren Consequenzen besteht das gesellschaftliche Vorurtheil aber auch noch in einer durch Generationen anerzogenen, nicht eingestandenen, aber vom Volke instinctiv erkannten, völlig ungerechten Mißachtung des kleinen Mannes. Dem gegenüber gewöhne man sich daran, das Leben auch des kleinen Mannes so zu beurtheilen wie das eigene, d. h. allein nach seinem sittlichen Werthe. Man frage sich demnach stets, wie der Betreffende seinen Beruf ausübt, wie er in der Familie lebt, und wie er sich zu seinen Mitmenschen überhaupt verhält. Bei einer solchen Beurtheilung dürfte der kleine Mann sehr gewinnen, namentlich gegenüber demjenigen männlichen Theile der besseren Gesellschaft, den man als „Lebewelt" bezeichnet. Denn es kann nicht genug betont werden, daß die rein materiellen, d. h. die physischen Genüsse bei allen Gesellschaftsclassen im Princip dieselben sind; höchstens besteht ein gewisser ästhetischer Unterschied. Für die moralische Beurtheilung eines Menschen kommt daher ausschließlich in Betracht die Intensität, mit welcher er sich diesen Vergnügungen hingiebt, und da dürften unsere Lebemänner kaum zu übertrumpfen sein. Die ästhetische Seite des Vorurtheils betreffend, kann und soll man ja an seine eigene Person die höchsten Ansprüche in ästhetischer Hinsicht stellen, aber im höheren Interesse bequeme man sich der Umgebung an, und eine allzu große Empfindlichkeit gegen unästhetische Eindrücke der Umgebung ist gewiß als eine durchaus zu bekämpfende Schwäche anzusehen. — Somit erscheint als erste Voraussetzung einer rein menschlichen Bildung die freie Kritik und Bekämpfung aller derjenigen übernommenen Vorurtheile, welche uns hindern, den Mensch im Menschen zu sehen. Nachdem man sich hiervon befreit hat, festige man das Zutrauen zu sich selbst, jeder Zeit von reinem Wohlwollen zu Jedermann erfüllt zu sein. Den Leiden der Mitmenschen gegenüber giebt es eben kein anderes Mittel als Wahrheit im Denken und Fühlen und die Welt resolut so zu nehmen, wie sie nun einmal ist. Um hierbei nicht den Muth zu verlieren, mache man sich die Ueberzeugung zu eigen, daß in jeder Lebenslage ehrliches Nachdenken, verbunden mit dem festen Willen seiner Ueberzeugung zu folgen, stets zum Richtigen führt, d. h. zum subjectiv Richtigen, worüber man keine begründete Reue empfinden kann. Zur Beurtheilung des ethischen Werthes einer Handlung frage man sich, wie weit sie der Allgemeinheit nützt oder schadet. Man behalte aber im Auge, daß eine jede private Handlung als allgemeines Beispiel zu beurtheilen ist. Allerdings giebt es Pflichten gegen sich selbst welche gebietender sind als die gerade hierbei in Betracht kommenden Pflichten gegen die Allgemeinheit. Doch dürfte das ethische Naturell des Einzelnen hierbei schwerlich je in Zweifel gerathen. Denn ethisch handeln heißt, immer seiner innersten Ueberzeugung nach handeln. Das Verlangen, persönlich auf seine Mitmenschen einzuwirken, ist in letzter Zeit vielfach recht discreditirt worden. Gewisse erlesene Geister, vielleicht in ästhetischer Hinsicht die erlesensten, waren und sind derart von der grenzenlosen Nichtigkeit alles irdischen Strebens überzeugt und der Unfähigkeit des Einzelwesens, helfend und rettend für das Allgemeinwohl zu wirken, daß sie sich nur noch der verfeinerten Genußsucht hingeben, dem raffinirten Selbstgenuß. Diese leider sehr verbreitete und für vornehm geltende Richtung ist nicht nur ethisch durchaus zu verwerfen, als principiell jeden Fortschritt hemmend, sondern sie beruht auch auf Selbsttäuschung durch eine falsche Einschätzung des ästhetischen Genusses. Wie schon oben bemerkt, wird gerade in unserer Zeit der ästhetische Genuß vielfach als der höchste geschätzt, und haben wir hierin eine der Hauptursachen des jetzt herrschenden moralischen Elends zu erblicken. In Wahrheit ist aber der ästhetische Genuß an sich durchaus seelenlos — ich meine hiermit nicht den Genuß eines Kunstwerks, denn die wahre Kunst adelt ja gerade durch das ihr innewohnende ethische Moment die Kunstmittel — und trägt daher die Unbefriedigtheit des rastlosen Weitersuchens in sich, das schon zu so maßlosem ästhetischem Raffinement geführt hat. Die höchsten Genüsse aber, welche der Menschheit beschieden sind, und die einzigen ohne Reue sind die seelischen; und darum ist das individuelle Leben um so genußreicher, je mehr man Theil nimmt an dem Leben um einen herum. Man müßte daher viel mehr als bisher in sich die Fähigkeit ausbilden, mit seinen Mitmenschen mitzuleben in Freude und Leid. Das Mitleid ist schon längst anerkannt als die mächtigste Triebfeder jedes allgemeinen Strebens, indeß die Mitfreude noch viel zu wenig gewürdigt und geübt wird. Das liegt daran, daß das Leid auf den Menschen bekanntlich physisch viel stärker einwirkt und sich daher sichtbarer äußert als die Freude. Zum intensiven Mitempfinden fremder Freude und fremden Glücks muß man sich erst erziehen. Z. B. man sieht ein gesundes, frisches, gut gekleidetes Schulkind und fühlt mit seine Lebensfreude, Sorglosigkeit, Sicherheit, Seelenfrische und körperliches Wohlbefinden. Wenn man diese Fähigkeit des Mitlebens in sich zur Virtuosität ausgebildet hat, könnte man — bei gesundem Körper wenigstens — eigentlich nie ganz unglücklich sein, da einen Jugendfreude und Gesundheit überall umgiebt. Aber auch bei körperlichem Leiden bewährt sich dieses Heilmittel aufs Beste, indem intensives Wohlwollen und Mitleben mit ganz Gesunden uns viel von der eigenen Krankheit vergessen läßt. Indeß besteht der Hauptwerth der Mitfreude darin, in uns beständig aufrichtiges Wohlwollen für die Menschheit wach zu erhalten, welches Neid und Haß nicht aufkommen läßt, die Freude anderer zur eigenen macht und dadurch verdoppelt. Das Mitleid, also das Mitleben mit Unglücklichen, kann leicht seelenkrafthemmend wirken. Es ist daher vorzüglich bloß zu pflegen als Ansporn zur practischen Hülfe und zur Vertiefung der Empfindungskraft, um dadurch die Fähigkeit zu erlangen, schwerfälligere Naturen zur thätigen Antheilnahme an fremdem Leid suggestiv zu bestimmen. — So viel über den ersten und hauptsächlichsten Theil der Selbstbildung: die Ueberwindung der Vorurtheile und das rein menschliche, durchaus wohlwollende und an Freude und Leid lebhaft theilnehmende Verhältniß zu den Mitmenschen.

Was nun den speciellen Beruf anbetrifft, so sind alle Berufsarten an sich von dem gleichen socialen Werthe, wenn sie mit derselben hingebenden Pflichttreue geübt werden, denn dann wirken sie allgemein vorbildlich. Ihre letzte Weihe aber erlangen sie dadurch, daß der sie Ausübende beständig als Endziel das Allgemeinwohl im Auge hat; und alle Berufsarten lassen sich so betrachten. Man muß nur ganz unbefangen an sie herantreten. Nun aber ist es merkwürdig zu beobachten, wie die meisten Menschen, wenn sie einen Beruf übernehmen, als ganz selbstverständlich auch dessen Vorurtheile ohne jede Nachprüfung zu ihrer Ueberzeugung machen. Das rächt sich oft bitter. Zunächst trübt jedes Berufsvorurtheil den freien Blick für die Gesammtinteressen, und dann kann auch der Betreffende leicht später einmal in die Lage kommen, Dinge vertheidigen zu müssen, denen er

innerlich fremd gegenüber steht. Ein weiteres Kriterium jeder Berufserfüllung ist das Verhältniß zu den dienstlich Untergebenen. Ihnen ist nicht nur beständig das Beispiel der Pflichterfüllung zu geben, sondern auch das des rein menschlichen Umgangs. Man halte sich nur immer vor Augen, daß kein Vorgesetzter auch nur das geringste Recht hat, der Persönlichkeit seines Unterstellten irgendwie zu nahe zu treten. Bei der nervösen Ueberanstrengung, welche das moderne Berufsleben mit sich bringt, erfordert die Befolgung namentlich dieser letzten Anforderung allerdings ein hohes Maß von Selbstbeherrschung, worin sich jeder moderne Mensch bis zur Virtuosität ausbilden sollte. Dazu ist es vor Allem erforderlich, durch beständige Selbstbeobachtung sich darüber klar zu werden, welche Beurtheilungen und Handlungen wirklich der ruhigen, tiefen Ueberzeugung entspringen und welche sich logisch nicht erklären lassen, also hervorgerufen sind durch rein physische Zustände. Letztere werden sicherlich immer in der Mehrzahl sein; sie sind dann als versuchter Willenszwang auf das Energischste zu bekämpfen. Hat man nämlich einmal diese Despoten seines freien, heiteren, großmüthigen Urwillens erkannt, so wird man ihnen natürlich aufs Schärfste opponiren. Ein weiteres psychologisches Hemmniß des Gerechtigkeitssinnes gegenüber den Angestellten besteht in dem angeborenen Machtverlangen. Man werde sich aber nur einmal darüber klar, daß die größten Widerstände, die einem begegnen, aus der eigenen Seele stammen und nicht von außen. Man vergleiche ferner das Idealbild, das zu sein man sich vorgenommen hat, mit dem, was man in Wirklichkeit ist, und dann wird man einsehen, wie viele Feinde man noch ruhig triumphiren läßt, statt sie zu bekämpfen, Feinde in der eigenen Seele, und das sind die mächtigsten. Allerdings klingt das sehr unmodern. Wir sollen ja die eigenen Leidenschaften ruhig walten lassen, das heißt uns beherrschen lassen und lieber Schwache und Unschuldige unsererseits knechten. So lautet die moderne Moral oder der Wahnwitz. In Wahrheit haben die großen Herrscher und Weltbesieger ihre Studien zunächst an sich selbst gemacht, indem sie die ersten und vielleicht größten Siege über sich selbst davon trugen.

Wenn auch die Berufsausübung namentlich bei den jetzt so hoch geschraubten Anforderungen fast mehr geistige Spannkraft verlangt, als der Durchschnittsmensch besitzt, so kann doch principiell nicht abgesehen werden von der Pflicht des Einzelnen, sich außerhalb seines Berufes weiter zu bilden, d. h. Theil zu nehmen an dem gesammten Geistesleben der Zeit. Was nun eine allgemein wissenschaftliche Privatbildung anbetrifft, so ist das eine sehr heikle Sache. Ein gebildeter Mensch muß Interesse haben für alle Wissenszweige. Aber wer verfügt über die freie Zeit, sich von Allem auch nur das Alphabet anzueignen? Das war zu Lessing's Zeiten bei großer Energie möglich, aber seitdem sind namentlich viele der positiven Wissenschaften überhaupt erst begründet worden, und alle Wissenszweige bedeutend erweitert. Strebt Jemand dennoch danach, so fällt er meistens der Zersplitterung anheim, die ihn leicht in jenen unseligen Zustand der geistigen Haltlosigkeit versetzt, der so ungemein charakterschädigend wirkt. Man muß sich demnach stets klar sein darüber, daß der Kern jeder Bildung die sittliche Absicht derselben ist, und es daher nicht auf die Summe der Kenntnisse ankommt, sondern auf die Art des Erkennens, die stets auf immer lebendiges ehrfurchtsvolles Interesse für alles seelische und geistige Leben hinzielt. Man halte sich deßhalb fern von aller Zersplitterung und erziehe in sich den Muth, ruhig seine Unkenntniß in jedem gegebenen Falle einzugestehen, statt sich durch oberflächliche Beurtheilung wichtiger Gegenstände zu entwürdigen. Andererseits muß man aber in den Fächern, die man sich speciell zum Privatstudium ausgesucht hat, den Muth zum Dilettantismus haben. In erster Linie wird es nun jedem gebildeten Menschen ein Bedürfniß sein, sich eine Weltauffassung zu bilden, und er muß sich daher unbedingt bekannt machen mit den Grundzügen der modernen Naturlehre. Ob er dann tiefer hierin eindringen will, hängt von seinem Naturell ab. Denn, um es gleich im Voraus zu sagen, da es einmal unmöglich ist, in allen Fächern Dilettant zu sein, so suche man sich dazu Dasjenige aus, auf welches einen Interesse und Neigung am meisten hinweisen. Der Dilettantismus muß ohne alle Pedanterie und ohne allen Zwang betrieben werden, mit Lust und Liebe, zum Genuß und als Erholung. Wie oben bemerkt, macht es ja das moderne Berufsleben unmöglich, neben seinem speciellen Berufsstudium noch ein anderes Studium intensiv zu betreiben; vielmehr ist das Privatstudium eben als Berufserholung zu betrachten, indem es einmal die Gedanken vom gewohnten Geleise ablenkt, dann aber auch jeden Zwang löst. Wird ein Dilettantismus in dieser Weise betrieben, so kann entschieden etwas social Werthvolles geleistet werden. Der Dilettantismus hat nicht nur mehr als einmal durch seine Unbefangenheit zur Auffrischung der strengen Wissenschaft geführt, es ist auch der Dilettant meistens ein viel leidenschaftlicherer Werber für das betreffende Fach als der Fachmann selbst, dessen Enthusiasmus durch die alltägliche Beschäftigung mehr latent geworden ist. Doch darf der Dilettant sich nicht mit Pedanterie quälen und mit Studien, die ihm innerlich fern liegen, und muß nicht zu hohe Anforderungen an sich selbst stellen. Darin besteht einer der Hauptfehler der modernen strebenden Jugend. — Zweifellos genügt es doch zur Werthgestaltung des Einzellebens, allen Wissenschaften jeder Zeit Achtung und Interesse entgegen zu bringen, und schon die Lectüre irgend eines guten Buches ist daher ein gewisses Verdienst, sofern man nämlich anderen davon mittheilt oder practische Lehren für die eigene Handlungsweise daraus zieht. Natürlich suche man jede günstige Gelegenheit zu wissenschaftlicher Belehrung zu benutzen, wie z. B. öffentliche Vorträge oder Privatumgang mit Gelehrten. Dagegen verfalle man nicht darauf, Compendien aller einzelnen Wissenschaften durch zu studiren. Das ermüdet und verwirrt den Geist. Der Kunst gegenüber ist ein anderer Standpunkt einzunehmen. Es kann ja sehr wohl Jemand ein ausgesprochenes Nichttalent für irgend eine Kunst besitzen, aber zum Genusse und zur Freude an jeder Kunst kann sich jeder erziehen. Denn die Kunst beruht zu sehr auf dem Reinmenschlichen und ihre Meister appelliren an das Persönlichste in uns. Es ist aber Pflicht jedes Gebildeten, sich zum Genusse aller Künste zu erziehen und dadurch sein individuelles Dasein nicht nur unendlich zu bereichern, sondern auch durch die von ihm ausgehende Anregung seine Umgebung zum Kunstgenusse zu bekehren. Voraussetzung ist natürlich die Hochachtung vor jeder Kunst und vor jedem ihrer Meister und das Vermeiden allgemein absprechender Urtheile, welche stets auf Unkenntniß beruhen (persönliches Mißfallen an einem Kunstwerk steht natürlich jedem frei). Sodann sollte z. B. der Musikunverständige zunächst durch Lectüre der Musikgeschichte den großen Meistern der Musik persönlich näher treten, was bei der Fülle wunderbar großartiger Menschen unter ihnen unschwer gelingen möchte; man denke z. B. an Beethoven, der eine ethische Heldengestalt ist. Hierauf ist häufiger Concertbesuch mit jedesmaliger kunstgeschichtlicher Vorbereitung auf die zur Aufführung gelangenden Werke zu empfehlen und schließlich der Verkehr mit Musikliebhabern. Sicherlich wird dann auch für den Unmusikalischsten einmal die Stunde kommen, wo eine Saite seiner Seele mitklingt mit der gespielten oder gesungenen Weise, und er dann für immer gewonnen ist der seelenbereichernden und -veredelnden Musik. Viel leichter dürfte die Selbsterziehung zum Genusse der bildenden Künste sein. Hier ist eingehender Galerienbesuch nebst Lectüre begeisterter Theoretiker wie z. B. Burckhardt, Ruskin durchaus ausreichend. Der Seelencontact wird sich

hier viel rascher einstellen als in der Musik bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der allen Lebenserscheinungen entnommenen Motive der bildenden Künste. Trivial wäre es, auf das so unendlich Bildende und Vertiefende dieses Kunstgenusses hinzuweisen. Nur darauf sei aufmerksam gemacht, daß ein liebevolles Studium der Malerei die mannigfachsten allgemeinen Interessen in uns erwecken kann. Eine ihrer werthvollsten Gaben ist aber unstreitig die des verfeinerten, durchgeistigten Naturgenusses, die sie dem schenkt, der sich mit liebendem Verständniß in die Werke ihrer großen Landschafter und Blumenmaler vertiefen konnte. Diese Meister sahen eben die Natur mit unendlich feineren Augen, sie sahen ihr in's Herz, und das können wir, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, von ihnen lernen, denn sie wollen unsere Lehrmeister sein. Dann wird über uns jene Erkenntniß des wirklichen Sehens kommen, welche der alte Hamburger Rathsherr und Dichter Brockes seinen Blumen gegenüber so rührend ausdrückt:

„Jetzt aber, da der Seele Augen
Durch meines Leibes Augen seh'n,
Kann ich mit Wahrheit Dir gesteh'n,
Daß sie erst recht zum Sehen taugen."

Bis jetzt verstehen noch die wenigsten Menschen zu sehen. Ruskin meint, daß einer unter Hundert denken könne, aber unter tausend Denkenden sich höchstens einer befände, der wirklich zu sehen versteht. „Klar sehen ist Dichtung, Weissagung und Religion." Und doch läßt sich das Auge ebenso ausbilden wie die Muskeln. Es fehlt nur noch das Verständniß dafür. Dieses zu erhöhen und somit das Leben seiner Mitmenschen unendlich zu bereichern, ist eine der Hauptpflichten des gebildeten Menschen. Auch wird der künstlerisch Gebildete in seine ganze Umgebung und Häuslichkeit einen viel feineren Geschmack legen, und so nicht nur die eigene Behaglichkeit bedeutend erhöhen, sondern auch ein Beispiel von großer werbender Kraft bieten. Eminent socialethisch werthvoll ist ja die künstlerisch oder auch nur geschmackvoll behagliche Ausgestaltung des Heims für das Volk. Schon ein schwacher Abglanz von Schönheit und Behaglichkeit giebt der Armuth die Kraft, eine Menge von Entbehrungen zu tragen und Centnerlasten von Haß und Neid von der Seele zu wälzen.

Neben dieser allgemeinen wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung nimmt die Unterweisung in der Wirthschaftslehre eine Sonderstellung ein. Wer heute auf Bildung Anspruch erheben will, muß wenigstens das Alphabet derselben kennen. Da uns zur Zeit noch ein wirklich populäres Lehrbuch fehlt, so begnüge man sich mit einem kurzgefaßten Compendium und suche sich vor Allem nur die Grundbegriffe beizubringen. Ein tieferes Eindringen in die für den Laien so verwickelten und nüchternen Theorien kann durchaus nicht verlangt werden. Eine gewisse Vertiefung der theoretischen Kenntnisse wird jedenfalls die Lectüre der in fast allen unseren besseren Journalen verbreiteten allgemein verständlichen Aufsätze über wirthschaftliche Themata mit sich bringen. Die Hauptsache bleibt immer ein freier, unvoreingenommener Blick für das wirthschaftliche Leben um uns her. Ein jeder kommt ja mit den verschiedenartigsten Berufsarten in Berührung; er interessire sich für jede einzelne und suche sich ein Bild zu machen von der wirthschaftlichen Lage der sie Ausübenden. Vergleichet man damit die Einwirkung des betreffenden Berufes auf Charakter und Gemüth, so dürfte man noch weniger zu einem in mancher Hinsicht intimeren Verständnisse des Wirthschaftslebens kommen, als es die objektive Wissenschaft in der Regel giebt, da diese bis jetzt das psychologische Moment fast gänzlich unbeachtet läßt. Auch bietet diese praktische Socialforschungsmethode einen guten Schutz sowohl vor falscher, unwissenschaftlicher Sentimentalität als auch vor dem kalten, herzlosen laisser faire, laisser passer."

Hierdurch dürfte auch die Stellungsnahme zur Wohlthätigkeit bestimmt sein. Denn das Verständniß für den Existenzkampf erhöht natürlicher Weise das thätige Mitleid für die schuldlos darin Unterliegenden, ebenso wie es das demoralisirende Almosengeben verpönt. Der Haupterfolg der so geübten Wohlthat wird aber immer der Eindruck sein, den eine gebildete, aufrichtig wohlwollende Persönlichkeit auf den Unterstützten ausübt. Hierin, nicht im Geldgeben, liegt der Schwerpunkt der modernen Wohlthätigkeit.

Wir ersehen also, wie vielseitig und mannigfach die Anforderungen sind, die an einen gebildeten Menschen gestellt werden müssen. Ihnen Allen gerecht werden kann nur ein Geist, der in einem gestählten Körper wohnt. Mithin ist die Körperübung als Voraussetzung einer gesunden geistigen Schaffenskraft eine hohe sittliche Forderung. Hierfür muß man immer Zeit haben, und es hat sie auch jeder. Dazu wenigstens einundeinhalb Stunden täglich in der freien Luft gehen, wozu meistens der Beruf so wie so Veranlassung giebt. Aber man lerne erst spazieren gehen. Dazu muß man jede innere Gedankenarbeit abstellen und nur sehen und sich mit dem Gesehenen beschäftigen. Nur dann wird der Spaziergang wirklich zu einer Erholung und giebt dem Geiste neue Spannkraft, Genuß und Belehrung. Die speciellen Körperübungen wie Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Reiten, Fechten, Velocipedfahren sind von demselben gesundheitsfördernden Werthe, wenn sie ohne Uebermüdung, aber mit einer gewissen Regelmäßigkeit betrieben werden. Eine dieser Uebungen müßte ein jeder betreiben, denn nur so kann man bis in's höchste Alter seinen Körper frisch erhalten. Was den Alkohol anbetrifft, so ist ein mäßiger Genuß in keiner Weise anzufechten. Natürlich muß ein jeder auf die ihm eigene Empfindlichkeit des Organismus Rücksicht nehmen. Hier wie bei allen anderen Vergnügungen behalte man vor Augen, daß kein Vergnügen ethisch beanstandet werden kann, das weder einem anderen noch der eigenen Gesundheit schadet. Daher wäre die Ascese gegenüber den meisten doch mehr oder minder harmlosen Lebensgenüssen durchaus thöricht und nutzlos. Ueberhaupt besteht das Charakteristikum der modernen Ethik gegenüber jeder früheren darin, daß jene eben darauf hinzielt, das Leben nach allen Richtungen hin auszuleben d. h. zu genießen. Somit könnte man die moderne Ethik auch die Lehre vom Lebensgenuß nennen. Das Leben an sich, zumal frei von Körperschmerz, ist ein so hoher, unvergleichlicher Genuß, daß dem gegenüber alle die kleinen Tagesverdrüsse unendlich zu mißachten sind. Wir können überhaupt nicht hoch genug schätzen das Glück, einen gesunden Körper zu haben und zu leben, d. h. maßlose Fähigkeiten zu besitzen, zu denken, zu empfinden und zu wollen. Die Erkenntniß hiervon sollte zur Geistesfreiheit und Seelenruhe führen allen Specialverhältnissen gegenüber, so daß der Geist stets frei bleibt zu himmelhohem Gedankenfluge und zu unergründlichem Eintauchen in die Seelentiefen und zu fesselsprengendem Willen. Ferner ist nützliche Arbeit, bei gesundem Körper ausgeführt, schon an und für sich ein großer, wunderbarer Genuß. Und ein im ethischen Sinne durchgeführtes Leben ist ohne das Hinzutreten äußeren Unglücks als eine ununterbrochene Kette von Genüssen anzusehen. Nur muß die Genußempfänglichkeit dementsprechend ausgebildet werden. Wie schon oben betont, ist ein Leben um so genußreicher, je mehr man Theilnahme hegt für das Leben um einen herum, je mehr man mit anderen mitlebt. Bei jeder Anwandlung von Niedergeschlagenheit muß man sich darüber klar werden, in wie vieler Beziehung man Veranlassung zur Freude hat, und in wie vieler Beziehung man vor anderen bevorzugt ist. Das einzige Leid, das einen modernen Weisen dennoch treffen kann, wäre bloß eigene Krankheit und Theilnahme an allem Leiden der Angehörigen und der Mitwelt überhaupt. —

Nach allem Vorausgegangenen muß man als Ziel und Endzweck der modernen Bildung das Streben bezeichnen, das

Einzelleben möglichst für die Allgemeinheit nützlich zu gestalten, möglichst genußreich und ethisch unbesiegbar. Der moderne Mensch geht mit freiem Blick und offenem Herzen durch die Welt. Sein körperliches Auge sieht durch der Seele Auge, und daher spricht zu ihm alle die unendliche Schönheit in Natur und Kunst, und er wirbt ihr ergebene, beseligte Bewunderer. Jedes Menschendasein ist ihm interessant, und somit findet menschliches Leid lebhaften Widerhall in ihm und Rettungswille. Und die Erdenfreude, die Schönheit, die Jugend, die Kraft, die Gesundheit, er fühlt sie mit, und darum hat persönliches Ungemach den größten Theil seiner Kraft verloren; denn seine theilnehmende Seele wird immer in der Umgebung etwas Frohes, Jugendliches finden zur Mitfreude. Ja selbst körperliche Leiden erleichtert ihm das liebende Mitfühlen fremder Gesundheit. Zu beständiger liebender Theilnahme umwogt ihn das rastlos thätige Menschenleben, zu beständigem Seelengenuß umgiebt ihn die unnennbar herrliche Natur, und allerwege begegnen ihm schöne Menschenkinder, deren holde Anmuth er liebend herausfühlt. Solche Menschen zu hassen ist unmöglich, und daher müßten aus dem socialen Kampfe die persönlichen Animositäten schwinden. Es bleiben nur sachliche Gegensätze, die Gegner ständen sich aber persönlich mit Achtung und Wohlwollen gegenüber. Damit wäre schon sehr viel gewonnen. Das scheint wohl wie eine Chimäre. Aber wenn man bloß nach dem Erreichbaren gestrebt hätte, wie weit wären wir gekommen?

Die Neuuniformirung der deutschen Armee.

Von Franz Eißenhardt.

Es erhält sich das Gerücht, die Uniformirung der deutschen Armee solle von Grund auf geändert werden, und in zahlreichen Blättern waren diese Aenderungen bereits bis in das kleinste Detail angegeben. Die Nachricht scheint zum mindesten bedeutend verfrüht, auch macht man sich wohl im großen Publicum kaum eine richtige Vorstellung davon, was für eine Umwälzung eine derartige Aenderung, wie sie beschrieben wurde, eigentlich zu bedeuten hat. Die deutsche Armee mobilisirt mindestens drei Millionen Menschen, für jeden Mann muß mindestens eine doppelte Bekleidung vorgesehen sein, und selbstverständlich gehen mit dieser Aenderung auch solche an Ausrüstungsstücken Hand in Hand, und eine Unzahl neuer Bekleidungs-, Behandlungs-, Aufbewahrungs-Vorschriften wird nothwendig, so daß in der Armee, wenn thatsächlich eine solche Grundveränderung beabsichtigt sein sollte, die Mitglieder des stehenden Heeres, also Officiere und Unterofficiere, wahrlich nicht zu beneiden wären. Vorläufig aber scheint die Absicht einer solchen Umwälzung gar nicht vorzuliegen, denn die bei einigen Truppentheilen wirklich gemachten Versuche, mit ganz von den bisherigen in Schnitt und Farbe abweichenden Stücken, haben wohl einen ganz anderen Zweck, als Deutschlands Armee mit ihren weißen Kürassieren, rothen, blauen, grünen Husaren und ihrem blauen Gros an Infanterie, Artillerie und Specialtruppen in das famose „Kaki" zu stecken. Die Versuche werden gemacht, um später Fehler bei der Ausrüstung und Bekleidung zu vermeiden, welche man außer Landes gehenden Expeditionen mitgiebt, denn es ist nicht zu bestreiten, daß die Chinatruppen in mancher Beziehung anders und besser hätten versehen sein können, und es ist charakteristisch, daß an den bisher von dort zurückgekehrten Truppen weder vom berühmten Kaki, noch von sonstigen als hervorragend gepriesenen Neuerungen viel sichtbar gewesen ist. Die Takustürmer und Vertheidiger der Gesandtschaften in Peking zogen im alten, soliden Blau in Berlin ein, und dasselbe hat sich, wie bisher, ganz gut bewährt.

Die Agitation gegen die preußische, jetzt allgemein deutsche Uniform, ist durchaus nicht neu. Aber ebenso ist als feststehend zu betrachten, daß es bisher nicht gelungen, an Stelle des vielgeschmähten Alten etwas vorzügliches Neues zu setzen, so daß es wohl geboten erscheint, recht vorsichtig mit der Einführung neuer Dinge zu sein, die ganz gut sein mögen, wenn sie neu sind und nicht der Abnutzung eines längeren Feldzuges ausgesetzt würden. Vor allen Dingen aber hüte man sich, das bewährte Alte abzuschaffen, um vielgerühmte „hochmoderne" Neuerungen einzuführen, bevor man sie gründlichst, in diesem Falle aber in Europa gegen einen gleichwerthigen Gegner, geprüft hat.

Gehen wir einmal näher auf die Sache ein. Zunächst wird die Farbe der jetzigen Uniformen, im Allgemeinen bekanntlich dunkelblau, bemängelt. Der eine wünscht grau, der zweite braun, der dritte, wie bei der russischen Armee, dunkelgrün, der vierte sandfarben und der fünfte gelblichbraun, also Kaki. Auch im Kriege zerfällt bekanntlich wie sonst der zu 24 Stunden gerechnete Tag in zwei Tageszeiten, und da weiterhin sich der Krieg von heute an die Jahreszeit wenig kehrt, so kann man ruhig behaupten: Während der Hälfte der Zeit, in welcher die Operationen geführt werden, — ist es dunkel, und dann sind alle Katzen grau, und es kommt auf die Farbe überhaupt nicht an. In der hellen Zeit des Vierundzwanzigstunden-Tages ist weiterhin bei Nebel, Regen, Schneegestöber die Farbe der Uniform vom Gegner, selbst auf nahe Entfernungen, nicht erkennbar, und dann ist doch wohl allgemein bekannt, wie bald die hellen, die Uniform hebenden Farben, die zudem auch in der Felduniform nicht zu reichlich aufgesetzt werden, im Feldgebrauch ihre Leuchtkraft einbüßen. Das gilt namentlich vom Roth, das bei Weitem am häufigsten zur Anwendung gelangt. Im Kriege 1870/71 hatten, wie jetzt noch, die Franzosen rothe Hosen, aber an Todten und Verwundeten hatten die größeren Verluste in fast allen bedeutenden Zusammenstößen — wir. Gewiß kommt das zum Theil auch daher, daß die Deutschen fast immer offensiv waren, auch über ein minderwerthiges Gewehr verfügten, aber die Offensive denkt man hoffentlich auch heute deutscherseits nicht daran aufzugeben, da ohne sie eine Entscheidung sich in den seltensten Fällen herbeiführen lassen wird. Da ferner die modernen Schlachten nicht von Patrouillen und Compagnien, sondern von Armeen, die nach Hunderttausenden zählen, ausgefochten werden, und der liebe Gott mit den starken Bataillonen, bei sonst gleich guten Eigenschaften der Gegner, zu sein pflegt, so werden die Massen die Entscheidung bringen, und da ist es ganz gleich, ob die in Blau, Grün oder Kaki erscheinen, denn die können sich nicht verkriechen, und erscheinen einfach — dunkel. Die moderne Taktik schreibt zwar vor, dem Gegner in dessen wirksamem Feuer keine Massen entgegenzustellen, aber ein Recept dafür, wie man das vermeiden kann und doch an den Feind herankommt, hat noch Niemand erfunden. Die moderne Artillerie feuert heute auf 4500 Meter mit ziemlicher Treffwahrscheinlichkeit auf größere Ziele. Auf solche Entfernung vom Gegner seine Truppenmassen auflösen zu wollen, hieße sie vollständig aus der Hand verlieren, und es wird immer eine der ersten Regeln für die Leitung bleiben, so lange als möglich die großen Verbände nicht zu zerkrümeln, weil man die einmal losgelassenen Theile schwer oder gar nicht wieder heran bekommt.

Eine Farbe muß allerdings ausgemerzt werden — Weiß! — Die Vorliebe der Franzosen für Schimmel und bunte Pferde bei der Cavallerie und Artillerie ist namentlich Letzterer verhängnißvoll gewesen. Weiß sind bei uns aber nur neun Kürassier-Regimenter, von denen fünf im blauen Koller in's Feld rücken werden, so daß ganze vier Regimenter, Nr. 3, 4, 5 und 7, übrig bleiben. Ferner wurde durch den Kaiser erst vor ganz kurzer Zeit eine sehr auffallende Truppe geschaffen, die zudem

den Einzeldienst besonders pflegen soll, so daß also eine plötzliche, gänzlich veränderte Ansicht Platz gegriffen haben müßte. Diese Truppe, welche weißen Attila mit hellrothen Schnüren trägt, ist die Escadron Jäger zu Pferde beim 17. Armeecorps. Wenn eine Ansichtsänderung etwa durch die Vorgänge in China und in Afrika eingetreten sein sollte, so wäre das beklagenswerth. Unsere großen Kriege führen wir weder gegen Buren und Chinesen noch gegen Araber und Hottentotten, sondern gegen wohlgeschulte Heere in Europa, die wir als uns gleichwerthig annehmen müssen, bevor die Ereignisse nicht das Gegentheil erwiesen haben. — Was die blanken Theile anbelangt, Knöpfe, Koppelschloß, Helmbeschlag, so ist schon lange bekannt, daß dem Glanz leicht abzuhelfen ist, indem nicht geputzt wird. Bevor der Soldat auf dem Kriegsschauplatz erscheint, ist von Glanz keine Spur, und wer sich dann noch vor ihm fürchtet, kann noch etwas Theer zum Ueberstreichen verwenden. Deßhalb den bewährten Helm, wohl die vorzüglichste Kriegs-Kopfbedeckung, und den ebenso altbewährten Commisknopf einfach verschwinden lassen zu wollen, wäre doch etwas übereilig. Hornknöpfe unter Tuchverdeckung, wie sie angeblich eingeführt werden sollen, wird man sich hüten zu beschaffen. Die Tuchverdeckung müßte, um nicht zusammenzuschrumpeln und ihren Zweck, die Knopfreihe nämlich zu verdecken, einzubüßen, nach jedem Marsch mit Regen vom Schneider aufgebügelt werden, und die Hornknöpfe werden beim Ausklopfen, das doch nicht etwa auch bei Kakiröcken in Fortfall kommt, einfach zerschlagen. Was nun den Schnitt der neuen Uniformirung betrifft, so soll er ähnlich dem der Litewka sein, und — natürlich — muß der Stehkragen fallen, „weil er den Hals einschnürt und zu heiß ist". Wie ein gut verpaßter Kragen, in den man mit drei Fingern hineinfahren kann, den Hals schnüren soll, ist unklar, und wenn der Stehkragen auch bei Hitze unangenehm ist, so schützt er doch gegen Kälte und, was sehr in's Gewicht fällt, vor Erkältung. Der Soldat kommt häufig in die Lage, nach angestrengtem, erhitzendem Marsch lange Zeit in strömendem Regen, in schneidendem Wind stehen zu müssen, und da hat sich der Stehkragen bisher gut bewährt. An seiner geringen Höhe Anstoß zu nehmen ist einfach nicht möglich, denn die „hohen" Kragen der jungen Officiere, Fähnriche und Junker sind ganz verschieden von den vorschriftsmäßigen der Armee, also nicht Objecte, die gegen den Stehkragen in's Treffen geführt werden können; sie sind Modeartikel, deren sich die Träger nach einigen Jahren erledigen. Dabei sei noch eine „Schneideransicht" angeführt, die nicht so in den Wind zu schlagen ist. Der Stehkragen mit seinen beiden Haken giebt dem ganzen Waffenrock seinen Halt, und dieser Halt macht es, daß Brust und Rücken glatt liegen und keine Falten werfen. Falten aber drücken unter dem schweren Gepäck. Die Rocktaille muß so anschließen, daß sie unter dem Säbelkoppel glatt sitzt, sonst drücken ebenfalls die Falten; die Litewka, die solche Falten wirft, hat zudem noch die Neigung nach oben zu rutschen. Das Säbelkoppelschloß mit seinem Glanz übrigens, der Angstpunkt vieler Streber nach Neuerungen, da „Koppelschloß aufsitzen" dem Träger dieses Schlosses gefährlich scheint, ist ein leicht zu beseitigender Zielpunkt, denn es ist nicht einzusehen, weßhalb es beim Gefecht in der Mitte des Körpers getragen werden soll und nicht sammt dem Koppel einfach an die Seite geschoben wird. Uebrigens können wir, was Bekleidung angeht, mancherlei von den Chinesen lernen, über deren mangelhafte Ausrüstung man sich weidlich lustig gemacht hat. Der chinesische Nationalschuh mit der dicken Filzsohle eignet sich augenscheinlich vortrefflich für die Wege des Landes. Chinesentruppen sind einfach nicht einzuholen. Dann hat der Nordchinese, mit dem unsere Truppen in Berührung kommen, da bei ihm, wie bei uns, Sommer und Winter herrschen, eine besondere Sommer- und Winterkleidung, was bei uns nur bei den Husarenregimentern, welche Pelze tragen, also bei sieben, der Fall ist. Die Sommerkleidung der Soldaten Chinas besteht aus Blouse und Hose von dunkelblauem, leichtem Stoff. Von der Winterkleidung schrieb der in China mit dem deutschen Hauptquartier reisende Dr. Georg Wegener, daß bei einem Reitergefecht die deutschen ostasiatischen Reiter es sehr bald heraus hatten, daß ihre Lanzenstiche in die dicken wattirten Uniformen der chinesischen Reiter ziemlich wirkungslos seien, und sie stachen deßhalb nach dem Gesicht. Während demnach unsere Reiter in den Lederstiefeln und den dünnen Mänteln zweifellos gehörig frieren, fühlt sich der chinesische Reitersmann in dicken Filzstiefeln und mit Wolle wattirtem, weitem Rock ganz behaglich; wessen Uniform ist also die praktischere?

Gewiß ist noch mancher Zopf bei uns vorhanden. So beispielsweise ist die Garde-Infanterie schlechter, nämlich unzeitgemäßer ausgerüstet als die Linie, da sie weißes Lederzeug und den alten Helm mit Schuppenketten trägt. Auch mag man für die Schutztruppen und etwaige Expeditionen jedes Mal neue, der Gegend angepaßte Uniformen mit Räuberhauptmannshüten und Riesencoearde erfinden und probiren, also für die Wüste gelbe, für die Steppen braune und, wenn sie nach der Regenzeit grünen, grasgrüne, für Schneelandschaften und Nordpolexpeditionen weiße und für die Nacht — schwarze, aber jene Truppen dienen immerhin, im Vergleich zu den Leistungen, welche man an „die" Armee des deutschen Reiches stellt und zu stellen berechtigt ist — mehr Sportzwecken, und alle jene Truppen stehen, wenn wir von einem Gegner zur See geschlagen werden, in der Luft. Sie können wohl zur Hebung des Ansehens des Reiches dienen, obwohl Chinesen und Japaner sehr geringen Respect vor den Fremden überhaupt haben und kaum einen Unterschied zwischen den einzelnen Nationen machen, aber zur Entscheidung über das Wohl oder Wehe des Reiches tragen sie nicht bei. Das liegt im Kriege in der Hand der Armee allein, und in ihr tief einschneidende Aenderungen vorzunehmen, will wohl überlegt sein, denn einmal eingeführt, ist die Rückkehr zum Alten sehr schwer. Das sehen wir klar an der zweijährigen Dienstzeit, gegen deren Weiterführung sich so ziemlich alle Soldaten aussprechen, aber in solchen Dingen wird der Soldat selten genügend gehört. Das Wort „Fortschritt" beherrscht die Gemüther, und da wird zum Neuen, zum Modernen gegriffen, weil es eben neu ist und blendet. Will man wirklich der Armee etwas Neues und höchst Nothwendiges zuwenden, so braucht man keineswegs zu Kakilitewken mit Hornknöpfen und verdeckter Knopfreihe zu greifen, auch gar nicht herum zu suchen. Man gebe ihr gute, oder wenigstens bessere Fußbekleidung, ordentliche Stiefeln, denn diese Frage ist immer noch nicht genügend gelöst, und diese Lösung ist wichtiger und dringender als die Erleuchtung, daß Gelbbraun eine bessere Uniformfarbe als Grünlichbraun oder Bräunlichgrau sein würde.

Literatur und Kunst.

Bei Max Kruse.

Von J. Norden.

Seit Jahren schon kenne ich ihn, den scheinbar so phlegmatischen, immer schweigsamen Künstler, der unter den Berliner Bildhauern eine der eigenartigsten Persönlichkeiten ist. Der großen Masse des Publicums, der Berliner Gesellschaft, ja selbst engeren Kreisen von Kunstfreunden ist er ein Fremder. Er lebt eingesponnen in seiner Gedankenwelt und seiner Kunst, aber sie ist reich, diese Gedankenwelt, und sie ist ernst — diese Kunst.

Selbst im Künstler-„Café" und auch in seinem Heim draußen in Wilmersdorf thaut er nur selten auf. Aber

wenn er auch wenig spricht und dem gesellschaftlichen Leben der Reichshauptstadt, selbst dem der Künstlerkreise, fern bleibt und „in seiner Gedankenwelt eingesponnen" lebt — die Außenwelt besteht doch auch für ihn und spiegelt sich in seinem klaren, sinnenden Auge wieder, das Alles aufmerksam verfolgt. Vielleicht haben Sie ihn doch 'mal in irgend einem Theater gesehen, bei einer „Première" von „sensationell" geistig-künstlerischer Bedeutung? Denn dafür hat er viel übrig, dem die Kunst als Großes, Ganzes hoch steht und der in der Poesie und Musik nur Theile dieses Großen und Ganzen erblickt. Fühlt er sein Kunstempfinden verwandt diesem und jenem Dichtwerk, Musikwerk, dann ist er der Erste, das Buch zur Hand zu nehmen, eine Erstaufführung mitzumachen. Vielleicht haben Sie ihn gesehen, den hohen, schlanken Mann mit dem dunkelblonden Christusbart und den tiefliegenden braunen Augen unter der hohen Stirn? Wenn er Ihnen aufgefallen ist, so aber wohl nur durch seine vornehme Ruhe und Abgeschlossenheit, durch die er sich von der Nervosität und Beweglichkeit anderer Premièren-Besucher alle Mal unterscheidet.

Vornehme Ruhe und Abgeschlossenheit zeichneten von jeher auch sein ganzes Kunstschaffen aus. Der Künstler, der bereits vor 20 Jahren als Achtundzwanzigjähriger seinen preisgekrönten „Siegesboten von Marathon", den er nach Beendigung der in Stuttgart widerstrebenden Herzens als Architekt begonnenen, in Berlin nach Reinhold Begas' Rath und Fürsprache als Plastiker mit glühendem Eifer fortgesetzten Studien schuf, an die Nationalgalerie verkaufen konnte, der sich auf Ausstellungen in Berlin, München, Chicago, Antwerpen und jetzt in Paris kleine und große goldene Medaillen geholt, der bei verschiedenen Weltausstellungen als Juror gewirkt hat — er drängte sich nie an die Oeffentlichkeit, an „Auftrags"-Behörden &c. heran, sondern ist von Anbeginn seine eigenen Wege gegangen, unbekümmert um akademische Routine und Traditionen, Regeln und Zwecke, unbekümmert auch um Anschauung, Urtheil, Geschmack einflußreicher Künstler und Mäcene und der großen Masse, stets nur bemüht, seinen eigenen Empfindungen und Ideen auf dem Boden der eigenen künstlerischen Auffassung den künstlerisch richtigen und darum besten Ausdruck zu geben.

So ist's denn gekommen, daß das große Publicum von ihm unverzeihlich wenig weiß, daß — abgesehen von der Uhlandherme im Victoria-Park und von einer Wiederholung des „Siegesboten" auf der westlichen Giebelfront des „Theaters des Westens" — von dem Schöpfer der wundervollen Gruppe „Liebeswerbung", die in kleinerer Reproduction in Holz ihm jetzt in Paris die große goldene Medaille eintrug, des transparent-plastischen Veronica-Tüchleins mit dem Christuskopf, einer langen Reihe auch bei aller Stilisirung noch porträtähnlicher und immer durchgeistigter Büsten, wie solcher von Walther Leistikow, Gerhardt Hauptmann, Gleichen-Rußwurm, Nietzsche &c. — noch nirgends ein öffentliches Denkmal aufgestellt ist.

„Man mag mich oben nicht," sagte er mir einmal, „und wo sie eine Arbeit von mir wittern, da ziehen sie sich schleunigst zurück."

Warum? ... Vielleicht eben, weil er keine Zugeständnisse macht, vielleicht, weil er für die „oben" zu viel „experimentirt". — Was weiß ich, warum? Weiß er es doch selbst nicht. Er kennt nur die Thatsache und kann sie mit manch' schnurrigem Histörchen belegen.

Ich sagte „experimentiren", weil es Manche so nennen mögen. In Wahrheit ist's was, was uns den Künstler besonders nahe bringt. Nicht blos etwa Gedanke und Form im gewöhnlichen Sinne des Wortes beschäftigen ihn bei seinem Werk, und mehr vielleicht, als viele andere sehr „gefragte" Künstler, sondern auch die sozusagen rein handwerksmäßige Seite und zwar unausgesetzt. So hat er denn auch die schöne alte deutsche bildnerische Holztechnik neu belebt; so hat er einen patentirten Apparat ersonnen, der die furchtbar langwierige Uebertragungsarbeit vom Modell auf den Stein, auf das Holz beträchtlich abkürzt, so endlich erfand er auch die Transparentplastik, die er zunächst bei Marmor angewandt hat, die aber natürlich bei jedem durchsichtigen und plastisch brauchbaren Material zur Verwendung kommen kann und die darin besteht, daß die Reliefbilder doppelseitig bearbeitet werden, eine negative und eine positive Seite aufweisen, wodurch die Platte bei drauffallendem Licht als gewöhnliches Reliefbild, bei durchscheinendem aber als Transparentbild wirken kann. Was für Wirkungen lassen sich auf diese Weise bei Kirchen, Capellen, Grabmonumenten, Profanbauten erzielen...

Und diese Richtung auf das rein Technische und seine vollkommene Beherrschung — womit ja auch Reinhold Begas, wenigstens in der Theorie, durchaus übereinstimmt — sie war ihm von Anfang an eigen. Möglicher Weise, weil er, den der praktisch gesinnte Vater überhaupt nur ungern den Künstlerberuf ergreifen ließ, zuerst Architekt werden sollte. Der alte Herr glaubte wohl, und mit Recht, daß hier für hochfliegende Pläne nicht von vornherein viel Platz wäre und man mehr an die „Materie" gebunden sei.

Wir redeten einmal mit Kruse von seiner ersten römischen Reise, die er hoffnungsvoll und schaffensfroh gleich nach dem Erfolg seines „Siegesboten" unternahm.

„Ja," sagte er mit einem bedeutsamen Lächeln, „ich bin dort sehr bald recht klein geworden. Ich sah ein, daß ich herzlich wenig konnte, und wie mangelhaft meine Ausbildung war. Einfach lächerlich! Für ein bestimmtes Material zu schaffen und nun gar, nicht wahr? für irgend eine große architektonische Anlage — das war mir noch ganz fremd. Materialbeherrschung mußte ich mir vor Allem aneignen. Und dann — ist's nicht erstaunlich, daß wir heute doch eigentlich noch immer mit denselben primitiven Mitteln arbeiten, wie einmal die alten Griechen?"

So hat sich bei Kruse seit 20 Jahren wie ein rother Faden durch sein gesammtes Kunstleben das lebhafteste Interesse für die verschiedenen Techniken und deren Entwickelung durchgezogen.

Das fiel mir jetzt ein, wo diese Frage wieder mehr in den Vordergrund zu treten beginnt und besonders nach meiner Unterredung neulich mit Reinhold Begas, in der, wie gesagt, dieses Thema auch berührt worden war.

Ich suchte ihn also auf. War er mir doch so wie so noch Vieles schuldig geblieben in Erzählungen von seiner jüngsten großen Reise nach Italien, Griechenland, Egypten.

... Und so saßen wir denn wieder einmal in der eigenartigen, architektonisch so wuchtig und geschlossen wirkenden „Lietzenburg", dem Wohnhause, das sich Max Kruse's Bruder Oskar, der Maler, einst auf Wilmersdorfer Grund und Boden erbaut hatte, als eine stolze über Gärten und Wiesen schauende Warte, die jetzt durch die fieberhafte Bauthätigkeit von einem Netz von Straßen und gewaltigen Häusermassen umringt und eingezwängt ist ... Im Kamin glimmte ein stilles Feuer. Die Lampe auf dem Sims warf unheimlich lebenspendende Reflexe auf die Büste eines jungen Weibes daneben und ließ roth erstrahlen ein Gartenmotiv, das Kruse jüngst bei Gleichen-Rußwurm nach einem seiner Bilder copirt hatte, und spiegelte sich in dem mächtigen friesischen Schrank, der dem Kamin gegenüber die halbe Wand ausfüllt.

— „Egypten? Das hat mich ganz besonders interessirt. Ich möchte sagen, in der Kunst des alten Egyptens erkenne ich das Princip der plastischen Kunst am klarsten. Dort giebt's zwischen Material und Kunstidee keinen Zwiespalt. Form und Idee und Material sind Eines nur. Aber wie erklärt sich das? Nun eben, weil man vom Material ausging. Man muß mit ihm vertraut sein."

Kruse machte eine Pause. Er hatte für seine Verhältnisse schon sehr lange geredet ... Sinnend schaute er in's Kaminfeuer. Dann fuhr er fort.

„— Das wissen Sie ja auch Alles. Was wir Bildhauer schaffen wollen, oder können, das muß eben im Material selbst drinnen leben. Es muß aus ihm herauswachsen. Man kann doch nicht in Basalt, oder Granit, oder Marmor, und in Thon und Holz und Bronce dasselbe machen. Sehen Sie, der Stein z. B., da muß Alles auf geschlossene Wirkung angelegt sein, Bronce läßt viel mehr feine Gliederung, Durchbrochenes zu. Daran muß man von vornherein denken."

Mir fiel unwillkürlich ein Böcklin'scher Ausspruch ein, der in den von Tschudi herausgegebenen Schick'schen Aufzeichnungen über den nun todten Meister enthalten ist: „ich will kein Stück aus Stein oder Holz machen, sondern Kunst will ich machen." Scheinbar ist's gerade das Gegentheil von dem, was Kruse sagte, in Wahrheit aber ist's dasselbe. Will man wirklich „Kunst machen", so ist man an das Material gebunden. Und dann wird's was harmonisch, einheitlich Wirkendes. Der gleiche Gedanke ist bei Kruse nur präciser gefaßt... Aber ich unterbrach ihn nicht.

„— Es kommt noch was hinzu. Die Gesammtheit des gegebenen landschaftlichen Charakters bedingt die Entstehung des Kunstwerkes. Die ganze Architektur und, durch diese bedingt, will ich mal sagen, die Sculptur in Griechenland erklären sich so. Auf diese Hügelsilhouetten passen mit ihren Linien gerade diese und keine anderen Bauten. Wundervoll, wie da Alles auch in den Proportionen zu einander paßt... Doch davon überzeugt man sich nur an Ort und Stelle... Auch die gelbrothe Farbe, die der griechische Marmor allmälig im Freien annimmt, paßt im Tone gerade in diese Landschaft hinein. Wir finden ja denselben Stil in Sicilien. Aber das ist dort ganz was Anderes: es fällt Alles auseinander; zu dieser Landschaft, meine ich, paßt dieser Stil gar nicht."

„Und Egypten?"

„— Egypten? Auch dort trifft's zu. Warum diese übergroßen Bauten und Standbilder? Denken Sie doch nur an die gewaltigen Raumverhältnisse der Wüstenfläche. Darum wird Alles über die gewöhnlichen Größenverhältnisse hinausgetrieben. Die architektonischen Formen sind überwältigend. Dem entspricht auch die Plastik. Ich meine dem Charakter dieser Architektur. Da wächst Alles aus dem Stein heraus. Bei diesen ernsten, herben Formen bleibt auch in der Plastik die Fläche des Steins gewahrt, die Architektur, will ich mal sagen, das statische Moment auch in dem Bildwerke. Man sehe sich nur im Museum von Gizeh, in den Königsgräbern bei Sakhara um. Da kann die moderne Kunst was lernen... Ueberhaupt die ganze Kunst der alten Welt — ich meine, weil sie vom Material ausging, ist ihre Wirkung so gewaltig. Denken Sie an die Nasenrücken der griechischen Statuen: der Marmor, der dortige Marmor bedingte ihre Breite; in Bronce natürlich kann man das ganz anders machen. Dazu kommt andererseits die Transparenz des Marmors. Und nun erst so hartes Material wie Basalt, oder der Rosengranit..."

Hier kamen wir natürlich auf seinen Apparat zu sprechen, dessen Verwendung im Großen gesichert erscheint. Er soll eben ermöglichen, auch das härteste und sprödeste Material zu bearbeiten, so zwar, daß der Geist des Kunstwerkes durchaus gewahrt bleibt.

„— Bei der Uebersetzung des Modells in's wirkliche Material bin ich durch den Charakter dieses immer und ewig gebunden. Ob ich will oder nicht will — die Ausführung wird durch dieses beeinflußt. So aber, mit diesen Instrumenten kann ich jedes Material überwinden; sie ermöglichen Einem, sozusagen, eine zeichnerische Führung; ich fahre über das Modell hin und dort entsteht die genaueste Wiederholung... Aber natürlich muß das Modell in Anlehnung an das betreffende Material hergestellt sein. Gott, nicht wahr? unsere heutigen Künstler — denken die jemals ernstlich an das künftige Material? Keine Spur. Das liegt aber daran, weil der ganze Unterricht falsch ist."

Ich warf dazwischen, daß er sich hierin mit Begas Eines wissen könne.

„Oh," sagte er lebhaft, „ich gehe noch viel weiter. In den Antiken-Museen, wo wir auch Modelle sehen, ist vom Punktiren gar nichts zu entdecken. Nein, ich meine, daß dem Schüler der Block, der Holzklotz direckt in die Hand zu geben ist. Da meißle und schnitze er nach dem lebenden Modell, oder auch nach einer Thonskizze — denn auch die Uebung des Gedächtnisses ist sehr wichtig — das heraus, was er schaffen will. Und so kann man es lernen, immer für das Material zu denken, in dem das Kunstwerk entstehen soll. Das bleibt für mich immer die Hauptsache. Man stelle sich nur eine griechische Marmorfigur in Basalt vor, oder umgekehrt!"

„Also vor Allem genaue Kenntniß des Materials und Beherrschung der entsprechenden Technik?"

„— Gewiß. Und da heißt's nicht bei Marmor, Holz u. s. w. schlechtweg, ich meine im Allgemeinen stehen bleiben. Oh nein! Nehmen Sie z. B. den Marmor — wie verschieden beschaffen ist schon dieses Material allein... Und dann kommen die Reisestipendien. Das denke ich mir auch ganz anders, als heute, wo die Stipendiaten einfach losgelassen werden. Die jungen Bildhauer müßten unter kundiger Führung zu Schiff, das man ihnen zur Verfügung stellt — Sie lächeln? ja, wer das thun soll, das weiß ich freilich noch nicht — der Staat würde es sicher nicht thun! Sie müßten also zu Schiff ins Mittelmeer und dort in Griechenland, Egypten u. s. w. die Museen besuchen und studiren — immer zu jenem Zweck — und die Marmorbrüche und sonstigen Steinbrüche überall, das Material studiren und was an Ort und Stelle aus ihm gemacht wird. Vielleicht thun das die Gesellschaften, denen die Brüche gehören. Es läge doch in ihrem Interesse. Meinen Sie nicht? Solche Männer, wie Graf Schack — oh, wie wären sie jetzt nöthig! Aber wo sind sie?"

Das ist auch „Zukunftsmusik". Berechtigt sind diese Ideen, sind diese Wünsche — wer kann's bezweifeln, der die Entwickelung unserer heutigen plastischen Kunst aufmerksamen Auges und warmen Herzens verfolgt. Aber wenn sich nur zehn Künstler zusammenfänden, die Kruses Ansicht theilen — wer weiß, die Reform greift doch früher Platz, als man heute glaubt... Immerhin leitete ich ihn aus der Zukunft zur Gegenwart über mit der Frage nach dem, was er jetzt mache. Er holte aus einer Mappe ein paar Photographieen hervor: nach Modellen zu einer „Salome", in Stein gedacht, und zu überlebensgroßen Ringern, einer Broncegruppe.

Die Salome, die auf einem Steinblock sitzt, den nackten Oberkörper kerzengerade gerichtet, mit den herabfallenden Armen den Rand des kantigen Blocks berührend, einen seltsam bannenden Schmerzenszug in dem strengen, von aufgelöstem Haar umrahmten Antlitz — sie wirkte auf mich ganz „egyptisch". Ich sprach das aus.

„Da sind Sie aber schief gewickelt," lachte er auf, „das habe ich noch in Italien gemacht. Aber das Princip ist doch das gleiche. Und doch ist's ganz individuell, und auch ganz aus unserem Zeitgeist herausgeboren. Es ist herausgewachsen aus jener Sehnsucht, der wir bei Nietzsche begegnen und in — in anderer Ausdrucksform auch beim Maeterlinck, jener Sehnsucht — wie soll ich sagen? — man möchte künstlerisch das große Fragezeichen ausdrücken, das kommt, wenn wir mit der Wissenschaft zu Ende sind. Die letzte große Gottidee, die in dem einzelnen Menschen in tausendfacher Gestalt lebt und Fleisch wird — die durch die Kunst den Anderen zu erschließen — das ist's. So ist diese „Salome" aufzufassen... Sie sehen, trotz meiner Schwärmerei für das Antike und nun gar noch für das egyptische Antike, bin ich doch ganz und gar modern. Jeder von uns ist ein Kind seiner Zeit. Ich meine nur auch, daß, was ich Ihnen da erzählt habe und was Sie wohl in viel glatterer

Form wiedergeben werden, als ich hier gesprochen habe, jeder ernst denkende Bildhauer 'mal durchgearbeitet haben muß, nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch. Ich glaube, das allgemeine Bedürfniß ist hierfür heute schon vorhanden, wenn auch nur unerkannt. Dieser Empfindung muß der Künstler entgegenkommen, im Geiste seiner Zeit. Und darum, wissen Sie, erzählen Sie nur nicht zu viel von meiner Bewunderung der egyptischen Bildnerei, sonst sagen die Leute am Ende noch: ‚Nanu, will denn der Kruse jetzt gar noch all' die alten Sachen wieder bringen?‘ ...“

Natürlich versprach ich es ihm ...

Zur Friederiken-Frage.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Nachdem Professor Froitzheim erfolglos beim Straßburger Denkmal-Comité Beschwerde eingelegt hat, wendet er sich nun in der „Gegenwart“ an das sittliche Deutschland und protestirt dagegen, daß am Denkmal des jungen Goethe neben Herder, Jung-Stilling, Lenz und Salzmann auch Friederike von Sesenheim dargestellt werde. Denn erstens sei sie einer solchen Ehrung unwürdig, zweitens sei Goethe's Verhältniß zu ihr so tadelnswerth, daß man es nicht — gewissermaßen — verherrlichen dürfe. Darauf ist zuerst zu erwidern, daß das Denkmal doch wohl von den Goethisch-Gesinnten gesetzt wird und für die Augen und Gedanken derer bestimmt ist, die goethischer Ethik zugänglich sind. Einem katholischen oder protestantischen Orthodoxen oder Pietisten kann das ganze Denkmal nicht recht sein und die Erinnerung an Friederike von Sesenheim im Besonderen nicht. Aber man hindert diese — vielleicht sehr achtungswerthen — Gegner nicht, anderen Leuten andere Denkmäler zu setzen.

Warum können wir Goethisch-Gesinnten auf Friederikens Bild am Straßburger Denkmal nicht verzichten? Einmal, weil ihr Wegbleiben uns unwahrhaftig machen würde, und das dürfen Goethe's Schüler durchaus nicht sein. Friederike war doch für Goethe's inneres Leben in der Straßburger Zeit viel wichtiger als Salzmann, Lenz und Jung-Stilling, vielleicht auch wichtiger als Herder: sollen wir sie verleugnen? Dann verleugnen wir zugleich den Meister, der die Sesenheimer Episode bekanntlich nicht todtgeschwiegen hat, sondern sie in leuchtendem Rahmen aller Welt zur Beschauung hinstellte. Und zweitens: wollen wir denn wirklich die historische Person Friederike Brion ehren? Froitzheim behauptet es, denn die vier genannten Männer seien geschichtliche Personen. Aber das ist eine Täuschung; wenn man der Kaiserin Augusta oder der Königin Victoria ein Denkmal setzt, meint man geschichtliche Personen; wenn aber Friederike nebenbei auf dem Goethe-Denkmal gezeigt wird, so wird sie damit noch lange nicht als eine bedeutende Frau hingestellt, die ein Denkmal verdiene. Wenn wir nicht gerade philologische Kleinkrämer sind, fragen wir sehr wenig danach, welches Zeugniß wir ihr für ihr gesammtes Leben zu ertheilen haben, sondern wir fragen: was war sie für Goethe? Und da war sie viel mehr als der Liebestraum eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings, obwohl das auch nicht wenig ist. Sie war für Goethe die Offenbarung des deutschen Landvolkes, ein schlichtes, wahres Kind der Natur, sie war ihm das Volkslied. Wir wissen, welche Riesenschritte als deutscher Dichter der junge Goethe damals machte, und das verdankt er nicht bloß Herder's Gesprächen und der stummen Sprache des Straßburger Münsters, sondern viel mehr noch dem Landmädchen von Sesenheim, das als ein klarer Quell in seine Seele floß, das nun für immer in ihm lebendig blieb. Kehrt ihre Gestalt — ganz abgesehen von „Dichtung und Wahrheit“ — nicht in den rührendsten Bildern in seinen Dramen wieder? Ist sie nicht deßhalb schon wichtig genug, um neben dem Studenten Goethe abgebildet zu werden?

Aber Goethe's Verhältniß zu ihr, wendet man ein, sei doch so durchaus unbefriedigend. Er hat sie geliebt und verlassen, er hat ihre Hoffnungen bitter enttäuscht. Das ist etwas unendlich Trauriges. Wollen wir nun über Goethe zu Gericht sitzen, meine Damen und Herren? Sie sagen, er hätte sie heirathen sollen. Ja, das ist die landläufige Meinung: eine Heirath deckt Alles zu, einen ersten Fehler macht man gut, indem man einen zweiten hinzufügt. Wäre denn dem armen Grethchen wirklich geholfen gewesen, wenn sie Frau Professor Faust geworden wäre? Soll wirklich Tolstoi's düstere Lehre gelten, daß der Mann niemals diejenige Frau verlassen dürfe, mit der er sich einmal innig verbunden? Dann müßten wir jede Ehescheidung verdammen und auch jede Trennung zweier Liebenden, zu deren Bunde der Priester noch keinen Segen gesprochen hatte. Aber irren wir uns nicht! Zu einer solchen Auffassung gehört erstens eine unsinnige Ueberschätzung der geschlechtlichen Vereinigung und zweitens eine sehr, sehr geringe Meinung von der Ehe; es gehört auch dazu, daß wir vom weiblichen Geschlecht ungemein wenig erwarten. Viel Gutes verdanken wir Tolstoi, aber ein höheres Bild von den Frauen und von der Ehe verdanken wir ihm nicht. Wenn der Umstand, daß ein Sinnenrausch und ein Liebestraum uns mit einem Mädchen einmal vereinigt hat, genügen soll, um eine lebenslängliche Ehe zur Pflicht zu machen, dann ist auch die Ehre der Ehe und die Ehre der Frauen dahin. Eine freiwillige Gemeinschaft zweier gleichwerthiger Menschen, die einander täglich dienen und beschenken, das ist doch wohl ein höheres Ideal.

Aber wir wissen wohl, daß Goethe sein Verhalten gegen Friederike selber als Unrecht empfunden, daß er im Innern lange schwer gebüßt hat, daß seine Buße auch ergreifenden Ausdruck finden mußte: im Götz, im Clavigo, im Faust, daß er Verzeihung und Versöhnung suchte bei der Schwerverletzten, bis er in sein Tagebuch schreiben konnte: „Guter Brief von Rieckchen B.“, bis er sie und ihre Eltern wieder aufgesucht hatte und freundlich aufgenommen worden war. Da meinen wir denn: die frommen Christen sollten nicht ewiglich zürnen; es wird allmälig Zeit, daß sie dem Jünglinge, der sein Landmädchen verließ, verzeihen. Wir Anderen haben noch einen großen Grund, weßhalb uns dieses schmerzensreiche Verhältniß zwischen Goethe und Friederike geradezu lieb ist. Wir sehen hier den Segen der Sünde. Da Goethe kein Heiliger sein konnte, sind wir dankbar, daß er im Bewußtsein der eigenen Schuld der große Entschuldiger geworden ist, ein Verkündiger der „christlichen“ Milde, vor dem sich tausend Pastoren verstecken dürfen, der große Ethiker, der uns gelehrt hat, an unseren Mitmenschen das Gute und Löbliche zu suchen, in ihren Verfehlungen nicht Bosheit, sondern Irrthum zu sehen und stets daran zu denken, daß wir Alle irren. Wenn es jetzt eine Goethe-Gemeinde giebt, so ist nicht der kleinste Grund der, daß Goethe nicht sündlos und dennoch groß war.

Aber, sagt Professor Froitzheim, Friederike ist unwürdig. Sie habe nämlich ein uneheliches Kind gehabt, vermuthlich mehrere. Herr Froitzheim ist davon ehrlich überzeugt; Andere, die dieser Frage nachgegangen sind, sind es nicht. Wir wissen, wie Goethe bei manchen Leuten verhaßt ist, ganz besonders bei manchen Katholiken und nochmals ganz besonders bei den französisch gesinnten elsässischen Priestern. Wir wissen ferner, wie leicht Gerüchte entstehen, wie bereitwillig Scandalosa geglaubt werden, wie fest auch gebildete Leute schließlich von der Thatsächlichkeit bloßer Phantasien überzeugt sind.

Daß man Goethe und der protestantischen Pfarrerstochter möglichst viel anhängte, war doch selbstverständlich. Die Beweise aber für Friederikens uneheliche Kinder sind doch recht schwach. Der alte Pfarrer Brion von Gorxweiler,

ein Neffe Friederikens, hat erzählt, er sei als Kind einmal nach Stephansfeld gefahren, dort sei ein Knabe aus der Kinderbewahranstalt herausgerufen worden, und seine Mutter habe ihm gesagt, es sei Friederikens Kind. Ferner hat auch eine alte Magd, die bei dem ehemaligen Straßburger Maire Dr. Küß diente, die Friederike gekannt und erzählt, sie habe sie in der Kirche heftig weinen sehen, und ein Kind wenigstens habe sie gehabt. Endlich hat Pfarrer Schweppenhäuser, der unterrichtet sein konnte, 1822 dem Bonner Professor Näke erzählt, als Goethe die ehemalige Geliebte im September 1779 nochmals aufgesucht, habe sich diese in anderen Umständen befunden. Professor Froitzheim will demnächst durch die Namen der Taufpathen nachweisen, daß ein am 9. October 1779 geborenes und drei Jahre später gestorbenes Kind sicherlich Friederike zur Mutter haben müsse. Wir fragen: müßten nicht viel mehr und viel bessere Beweise da sein? Goethe war seit 1775 der berühmteste deutsche Dichter; seine eigene Schilderung der Sesenheimer Idylle erschien 1812 und 1814, Friederike starb 1813. Da hat es an Gelegenheit, Beweismaterial gegen Goethe und die Pfarrerstochter zu sammeln, doch nicht gefehlt!

Aber geben wir doch ruhig die Möglichkeit zu, daß Friederike unehelich geboren habe! Ledig blieb sie, also eine wichtige äußere Veranlassung dazu war gegeben. Vertrauensselig, hingebend, warmblütig war sie auch; wir wissen es von Goethe. Wer sie nun verdammen will, der mag es thun. Aber, sagt man, hier ist nicht von Verdammen die Rede, wir erklären sie nur für unwürdig, auf einem Denkmale geehrt zu werden. Dann, meine Herren, lassen Sie uns nur das Denkmalsetzen ganz aufgeben! Glaubt man, die Frauen, die wir sonst abbilden, haben keine schwachen Stunden gehabt und kein Unrecht gethan? Und wie steht es mit den Männern? Eine doppelte Moral wollen wir doch nicht empfehlen: sollen die Väter unehelicher Kinder von den Denkmälern wieder entfernt werden? Und wenn ja, sollen auch alle Diejenigen verschwinden, die, ohne uneheliche Kinder erzeugt oder geboren zu haben, sich sonst verirrt haben? Das gäbe ein gründliches Aufräumen!

Noch einmal: das Goethe-Denkmal setzen die Goethisch-Gesinnten, und sie sehen das arme Rieckchen mit freundlichen Augen an, selbst wenn ihr die Mutterschaft noch einmal durch die zweifellosesten Documente nachgewiesen werden sollte.

Edmondo De Amicis in seinen Erinnerungen.

Von Marcus Landau.

Von Paul Heyse's vor Kurzem erschienener Selbstbiographie hat ein Kritiker gesagt, ein Zug seiner Selbstironisirung verleihe ihrem Stil jene zarte humorvolle Färbung, ohne die keine Selbstbiographie eigentlich sein sollte. Aber nicht Jedem ist es, wie dem Glückskinde Heyse, so leicht geworden, sich bis in's Alter den guten Humor zu bewahren. Deßhalb ist das Verdienst, ihn sich erhalten zu haben um so größer bei Jenen, die das Leben etwas rauher angefaßt haben, die auf keine stets sonnige Jugend zurückzublicken hat. Und das Verdienst besteht nicht bloß in dem angenehmen erheiternden Eindruck, den eine solche Lebensschilderung auf den Leser macht. Ich meine nämlich, daß die Darstellung eines rauhen Lebenspfades, mit Hindernissen und oft trübem Wetter einen höhern erziehlichen Werth hat, als die eines stets sonnigen und glatten. Zu dieser Art gehören auch die an Selbstironisirung und Humor reichen „Erinnerungen von Edmondo De Amicis aus seiner Kindheit und Schulzeit" (Ricordi d'infanzia e di scuola, Milano Fratelli Treves, 1901). Der von Heyse um sechzehn Jahre jüngere italienische Erzähler hat nicht, wie der deutsche, mit der Herausgabe seiner Lebenserinnerungen bis zum siebzigsten Jahre gewartet. Schon vor einem Jahre hat er einen Theil davon in seinen „Memorie" veröffentlicht und jetzt läßt er seine Ricordi nachfolgen. Aber beide Werke zusammen bilden noch keine vollständige Selbstbiographie, sie sind nur Bruchstücke einer solchen. Ja in ersterm Werke spielt der Erzähler nur eine Nebenrolle, den Hauptinhalt bilden die Charakterbilder seiner Freunde und Bekannten — people he has met with.

In den Ricordi schildert er uns seine Kindheit und Jugend bis zu seinem Abgang nach Turin, wo er sich zum Eintritt in die Militärschule vorbereiten sollte. Den früher beabsichtigten Universitätsstudien hatte er wegen der in Folge des Todes seines Vaters verschlechterten ökonomischen Lage der Familie entsagen müssen. Für das Waffenhandwerk hatte er aber schon in früher Jugend große Sympathie gehabt und als kleiner Schuljunge am liebsten mit Unterofficieren und Soldaten verkehrt. Als vierzehnjähriger Gymnasiast hatte er auch mit zwei Collegen den Zug Garibaldi's nach Sicilien mitmachen wollen und ist davon nur durch seine kluge Mutter abgehalten worden. Erst vier Jahre später ist er in die reguläre Armee eingetreten, hat es aber nicht weiter als bis zum Leutnant gebracht. Dagegen ist er als Schriftsteller zuerst mit seinen „Skizzen aus dem Soldatenleben", die vielen Beifall fanden, an die Oeffentlichkeit getreten. Und gerade weil er die ernsten Seiten des Militärlebens kennen gelernt hat, ist er kein Eisenfresser und kein Chauvinist geworden. So schildert er uns denn auch ohne patriotische Schminke die trübe Stimmung der im Jahre 1859 zum Befreiungskriege einberufenen älteren Jahrgänge der Linientruppe und stellt ihnen gegenüber die Fahnen schwenkend und patriotische Gesänge brüllend in den Straßen herumziehenden Tapfern, die — zu Hause bleiben. Vergebens versichern diese, daß sie schon 1849 für das Vaterland gekämpft haben oder daß sie später nachkommen werden. Es kommt zu scharfen Reden zwischen den nicht eben kriegslustigen wirklichen Soldaten und den sich gar kriegerisch gebärdenden Maulhelden.

Mit noch mehr Humor macht er sich über sich selbst und seine Schulkameraden lustig, indem er das patriotische Strohfeuer der Schuljugend — ein Widerschein des der Erwachsenen — bei Gelegenheit von Garibaldi's Putsch und dessen Gefangennahme durch die Regierungstruppen bei Aspromonte schildert. Wie da die vierzehn- und fünfzehnjährigen Helden Roma o morte! schreien, auf die eigene Regierung und auf Napoleon schimpfen, sich in die Brust werfen und es mit Frankreich, Oesterreich und ganz Europa aufnehmen wollen! Ja sie beabsichtigten sogar das Porträt des Obersten, der die Soldaten gegen Garibaldi geführt hatte, zu kaufen und öffentlich zu verbrennen. Da man aber fünf Lire dafür verlangte, zogen die entrüsteten jugendlichen Patrioten es vor, das Geld im Kaffeehause auszugeben. Die Beschäftigung mit der hohen Politik hielt aber den Gymnasiasten De Amicis nicht ab, sich mit der Cultivirung seiner Talente zu beschäftigen. Und er entdeckte deren jede Woche ein neues in sich. Mit köstlicher Selbstironisirung, die uns aber mitunter ein de te fabula narratur hören läßt, schildert er diese Metamorphosen seiner Talente. Schon als Kind glaubt er sich zum Maler geboren und verdirbt Rieße Papier und Dutzende von Farbenschachteln. Im Gymnasium glaubt er sich Besitzer einer unschätzbaren Tenorstimme und wartete nicht einmal bis „Thier und Menschen schliefen". Den ganzen Tag, zu Hause und auf der Straße, im Schulhause, selbst im Theater singt er mit falscher Stimme „solch ein Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann". So treibt er es zwei Monate lang, bis endlich der Spott seiner Kameraden und der Ernst seiner Eltern der Menschenquälerei ein Ende machen. Dann kommt der tragische Raptus. Er will Tragödiendichter oder Schauspieler, am liebsten beides zugleich

werden. Und endlich ergreift ihn die Schreibwuth. Er schreibt alles was ihm einfällt, de omnibus rebus et quibusdam aliis, — Bilder, Gedanken und Ausdrücke aus dem was er gelesen hat, entlehnend. Er schreibt Tag und Nacht, Meere von Tinte verbrauchend. Aber er lernt auch dabei. Er beginnt einzusehen, woran es ihm fehlt, er bildet sich einen Stil und wird einer der beliebtesten italienischen Autoren der Gegenwart in mehr als einem Genre. Natürlich zieht nicht er selbst diese Schlußfolgerung, sondern sie ist unser Zusatz. Aber es scheint uns, daß er sein Bestes doch als Reise- und Jugendschriftsteller geleistet hat. Und seine für die Jugend bestimmten Schriften haben den bei derartigen Werken seltenen Vorzug, daß sie auch Erwachsenen eine anregende und unterhaltende Lectüre bieten. Andererseits können aber auch seine in erster Reihe für Erwachsene bestimmten Bücher von Gymnasiasten mit Nutzen und Genuß gelesen werden.

Eine Lectüre letzterer Art sind die eben erschienenen „Ricordi“ mit den ihnen angehängten Schilderungen — „Aus dem Schulleben“, „Marionetten und Puppentheater“ — und den prächtigen Erzählungen: „Die rothe Nelke“ und „Zwei Säbel und zwei Herzen“. Als Kinder liebender und Kinder kennender liebenswürdiger Pädagog zeigt sich Amicis in vielen seiner Werke, und auch in den genannten zwei Erzählungen sind Schulknaben und Schulmädchen die Hauptpersonen; aber zwei die moderne Gesellschaft bewegende wichtige Fragen — die Arbeiter- und die Duellfrage — bilden den eigentlichen Inhalt. Sollen in den Beziehungen zwischen Fabrikherrn und Arbeiter nur das Interesse und das starre Recht entscheiden? Sollen zwei befreundete Familienväter wegen einiger in der Aufregung entfahrener Worte, dem Phantom der Ehre zu Liebe ihr Leben auf's Spiel setzen? Das sind die Fragen, die Amicis gewissermaßen vom Standpunkte der Kinder behandelt und löst. Der Fabrikant Mazzi will den Arbeiter Cinzano, den Anstifter eines Strikes in seiner Fabrik, nicht wieder aufnehmen, und der nun schon seit Monaten Arbeitslose beginnt mit seiner Familie am Hungertuche zu nagen. Vergebens sind seine Bitten, selbst die Verwendung des Advokaten Boleri, Ehrenpräsidenten der Arbeiterliga und Freundes des Fabrikanten, bleibt ohne Erfolg. Mazzi hat schon genug von der Aufsässigkeit seiner Arbeiter gelitten und will ein Exempel statuiren. So wäre es dem armen Cinzano schlimm ergangen, wenn nicht sein Töchterchen Maria eine Schulkameradin der zwölfjährigen Albina, der verzogenen Tochter Mazzi's gewesen wäre und ihre Hülfe angerufen hätte. Das arme Arbeiterkind kann dem reichen Fabrikantentöchterchen zu seinem Geburtstage nichts Anderes als eine rothe Nelke schenken. Aber die von den Eltern reichbeschenkte Albina verlangt noch als Zugabe die Wiederaufnahme des armen Cinzano. Darob Staunen und Entrüstung des Vaters über diese Einmischung der kleinen Albina in seine Geschäftsangelegenheiten. Doch bemüht er sich, dem verzogenen Kinde seine Handlungsweise zu erklären und zu rechtfertigen. Albinchen antwortet ihm aber, daß die Arbeiter für den Fabrikanten arbeiten, der mehr als sie verdiene, daß Papa selbst, der als einfacher Arbeiter angefangen habe, durch ihre Arbeit reich geworden sei. „Woher hat nur die Kleine diese socialdemokratische Weisheit? Gewiß von der Lehrerin; mit der müßte man ein ernstes Wort reden.“ Aber die gute, mit fünf Kindern gesegnete arme Lehrerin ist ganz unschuldig. Ein klein wenig poetische Gerechtigkeit ist dabei im Spiele: Mazzi hat einmal bei einem jungen Arbeiter einige populäre socialistische Schriften — den „Katechismus des Arbeiters“, „Die Rechte der Arbeit“, „Gedanken eines Arbeitslosen“ — confiscirt und sorgfältig unter anderen Büchern versteckt. Dadurch neugierig gemacht, hat die kleine frühreife Evastochter die Schriften hervorgesucht, gelesen und sich einige socialdemokratische Redensarten angeeignet. Ueber diese „Ansteckung“ seines Töchterchens wird Herr Mazzi erst recht erbost. Das verzogene Töchterchen muß gerade an ihrem Geburtstage harte Worte von Papa hören, und für den armen Ausgesperrten ist keine Gnade zu erwarten. Aber Albinchen hat nicht umsonst socialdemokratisches Gift eingesogen. Sie streikt, streikt beim Frühstück, streikt beim Mittag. Muß ihre arme Freundin hungern, weil der Vater nichts verdient, so hungert die Tochter des reichen Fabrikanten freiwillig. Der Familie ist die ganze Geburtstagsfreude zerstört. Auch am nächsten Tage geht Albinchen traurig und ohne Frühstück in die Schule, wo ihr die noch hungrigere Maria Cinzano mit weinender Stimme zuflüstert: „Dein Vater ist herzlos.“ Aber sie thut dem guten Mazzi unrecht. Aeußerlich hart und unerbittlich, war er innerlich ganz erweicht und von der Tochter, die nicht bloß Hunger, sondern auch einige List anwendete, besiegt worden. Während ihrer Abwesenheit hat er sich in ihr Zimmer geschlichen und auf dem letzten Blatte ihres Schulheftes geschrieben: „Sage der Maria Cinzano, daß ihr Vater wieder in die Fabrik kommen kann und gut aufgenommen werden wird.“ Nachdem sie dies entdeckt und der Maria zu ihrer großen Freude mitgetheilt hat, stürmt sie nach Hause, um den Vater mit Dankesbezeugungen zu überhäufen. Der aber schämt sich ein wenig seiner Niederlage und erklärt, es sei das letzte Mal, daß er der Verzogenen nachgebe. „Nein,“ antwortet ihm der Advokat Boleri, oder vielmehr De Amicis dem Leser, „ihr Sieg ist nur der erste von vielen, wie Deine Tochter vielleicht die Erste einer neuen Generation von Mädchen ist. Alle großen socialen Kämpfe beginnen in der Familie, zwischen Eltern und Kindern; innerhalb der Familie entwickelt sich jede neue Idee. Du glaubst, Deine Tochter sei nur besser als Du, nein, sie ist auch gerechter und weitsehender. Du bist das neunzehnte Jahrhundert, sie ist das zwanzigste. Und dann hast Du ihr den prophetischen Namen Alba (Morgenröthe) gegeben. Bereite Dich zum Kampfe und tröste Dich mit dem Gedanken, daß in Tausenden von Familien derselbe Kampf durchgekämpft werden wird, und sei darauf gefaßt, daß in diesem Kampfe nicht die Alten die Sieger sein werden.“

Und wie wird der Ausgang im Kampfe gegen den — Zweikampf sein?

In einer neuestens von Jacopo Gelli in der Zeitschrift Nuova Antologia veröffentlichten Statistik der Duelle in Italien wird hervorgehoben, daß die Zahl der Zweikämpfe, welche im Jahrzehnt 1879—1889 276 jährlich betrug, im Jahrzehnt 1890—1899 auf 116 jährlich zurückgegangen ist, in Folge der im Jahre 1890 durch das neue Strafgesetz verschärften Bestrafung der Zweikämpfe. Gelli bemerkt zwar, daß dieser Rückgang zum großen Theil ein scheinbarer ist und davon herrühre, daß eben in Folge der höheren Strafen viele Duelle jetzt verheimlicht werden und deßhalb seiner Privatstatistik entgangen sind; aber ein Theil der Abnahme ist jedenfalls der Gesetzgebung zu verdanken. Um bessere Resultate zu erreichen, bedürfte es also nur einer größeren Wachsamkeit der Polizei zur Verhütung der Verheimlichung. Es scheint mir aber auffallend, daß so viele Duelle verheimlicht werden konnten, da ungefähr ein Fünftel aller Duellanten in Italien Journalisten waren. Auch dürfte für viele Leute das Duell an Werth verlieren, wenn es geheim gehalten werden muß. Einen andern Weg als den der Gesetzgebung will De Amicis zur Vermeidung der Duelle einschlagen. Er ruft auch hier, wie zur Lösung der Arbeiterfrage, die Jugend zu Hülfe. Statt eines Schulmädchens sind es in seiner Erzählung zwei Gymnasiasten, welche durch ihre Intervention ein Duell zwischen ihren Vätern verhindern. Freilich sind die Duellanten mit einander befreundet und treten nicht mit besonderem Eifer auf den Kampfplatz. Wir haben aber gegen diese Erzählung — „Zwei Säbel und zwei Herzen“ — noch etwas Anderes einzuwenden: Wenn ein kleines Mädchen durch die Noth ihrer Schulfreundin gerührt wird und ihren Vater zur Nachsicht und Gnade bewegt, so ist das ganz begreiflich und rührend. Die Friedensmission der zwei Gymnasiasten erscheint uns aber schwerer begreiflich, und es bedarf der ganzen Erzählungs-

kunst Amicis', um nicht aus der Rührung in's Lächerliche zu fallen. Jedenfalls glauben wir, daß die Duelle nie aufhören würden, wenn man sich wegen ihrer Abschaffung nur auf die deutschen Gymnasiasten zu verlassen hätte. Aber wer weiß, vielleicht wird die so interessante und spannende Erzählung De Amicis', wenn übersetzt, auch auf die deutsche Jugend ihren Einfluß üben. Und eine baldige Uebersetzung verdiente das hübsche und liebenswürdige Buch aus mehr als einem Grunde. Möge der Verfasser den Kindheits- und Jugenderinnerungen die aus seinen Mannesjahren, mit demselben Humor aufgezeichnet, recht bald folgen lassen.

Feuilleton.

Meines Hans Ohm's letzte Geschichte.

Von Timm Kröger.

Starke Empfindungen, namentlich fröhliche, setzen sich bei mir in Musik um. Wenn der Schullehrer zum Beispiel nach dem Abendgebet ganz unverhofft zu uns sagte: „Kinder, morgen ist keine Schule“ — so hörte ich eine Melodie, die ich später als „Woll'n wir noch einmal“ erkannt habe. Und wenn ich zu Hause von unserer Spielstube aus meinen in Dithmarschen wohnenden Hans Ohm den Fußsteig durch den Apfelgarten daher kommen sah, den Rock lose über die Schultern geschlagen, den Hülsenstock in der Hand, dann hörte ich auch Musik. Und was nachher, sobald er bei uns in der Stube saß, durch's Dorf hallte, war jubelnder Trompetenstoß. Hurrah! de Snider is dor! — das war der Text dazu. Bald wimmelte es bei uns von Nachbarn, die „dem Schneider“ die Hand drücken wollten. Denn mein Ohm, der „Schneider“, stand in dem Ruf eines ausgezeichneten Menschen und eines vortrefflichen Erzählers. — „Ja, ja, des Hans Schneider“ — so sagten die Leute — „de kann't, de het dat in sik, de bruk't blot to seggn, un 't is en Geschich.“

Da war in Fallingborstel ein alter Verlehntsmann, Namens Jasper Thun, ein Sonderling (die Wollmütze immer auf dem Kopf), ursprünglich eine Art epischer Künstler, nun aber vereinsamt und stumpf. Zu dem kommt mein Hans Ohm als Schneider in's Haus, fängt an zu erzählen, gräbt die vertrockneten Geistesadern des alten Jasper wieder auf, namentlich durch eine Geschichte von dem Dienstknecht Michel Brandt aus Schirnhude am Schirnhudersee, worin ein Heringsgericht vorkommt, und ein Gottestraum. Und in dem Gottestraum sind alle Dinge nur Figuren der schaffenden Phantasie unseres großen Herrgotts. Dem alten Jasper gefällt mein Hans Ohm so gut, daß er ihn zu seinem Hausmeister macht. Einige Jahre bleiben sie noch zusammen, dann geht er hinüber, eingeschlafen während der ihm nochmals vorgetragenen Erzählung von dem Gottestraum. Für Jasper war die Geschichte damit zu Ende, nicht aber für Hans. Seine Geschichte begann eigentlich erst mit dem Heimgang seines Freundes, und diese neue Geschichte will ich jetzt erzählen.

Mit Jasper's Ableben trat bei meinem Ohm eine durchgreifende Veränderung ein. Er erbte die alte Uhr, die braunen Lederstühle seines Freundes, eine rothgestrichene Setzbettstelle und baare Tausend Thaler. Die Schneiderei gab er auf und kaufte sich auf der hohen Geest von Dithmarschen ein kleines Anwesen. Einen Augenblick dachte er daran, eine Frau zu nehmen, that es aber nicht, sondern vertraute seiner verwittweten Schwester das Portefeuille des Hauswesens an und stand sich gut dabei, denn auch sie hatte Moses und die Propheten und eine tüchtige Hülfe in ihrer frisch aufblühenden Tochter. Alles das mußte Hans Ohm ohne mich erleben, da ich noch nicht geboren war. Mir ist es erst viel später zum Bewußtsein gekommen, daß mein Hans Ohm ein Schneider gewesen sei und weit hinten in Dithmarschen wohne. Von meinem Bruder Jürn, der ihn in Dithmarschen besucht hatte, ließ ich mir die kleine Haidkathe, ihre einsame Lage, ihre Lindenbäume und ihren Apfelgarten beschreiben, namentlich aber auch den wunderlichen Pfahl, der einen ordentlichen Kopf habe und mitten auf der Heide stehe. Jürn zeigte die Richtung, wo im Sommer, wenn Alles nach Heu roch, die Sonne unterging und das Abendroth ausglühte. Dort wohnte Hans Ohm. Einmal, als meine Phantasie und meine Sehnsucht ganz besonders rege waren, sah ich ihn selbst. Er ging auf einer wie ein strahlender Feuerwagen aussehenden Wolke einher — riesengroß, den Rock lose um die Schultern geschlagen, den Hülsenstock fest aufgesetzt.

Später habe denn auch ich meinen Ohm besucht. Er war nicht mehr jung, eher schon alt, aber noch sehr rüstig und frisch. Seine Schwester hatte er verloren, die Nichte, die sich mit einem gewissen Klaus verheirathet hatte, führte ihm den Hausstand. Klaus zeichnete sich durch große Gutmüthigkeit und große Arbeitshände aus. Für Geschichten hatte aber weder er noch seine Frau viel übrig. Die Abnehmer dafür mußte der Alte auswärts suchen, was übrigens auf der einsamen Heide nicht so einfach war.

Am meisten verkehrte er mit Friech Jessen. Der war lang, blond, sommersprossig, etwas laut und derb, auch wohl mal heftig, aber im Grunde gutmüthiger, als er scheinen wollte. Nach seiner Besitzung führte ein Fußsteig über die Heide. Das Bild würde nicht vollständig sein, wollte ich den Doctor der Gegend unerwähnt lassen. Ein junger, frischer Mensch, kutschirte er eigenhändig in einem Anzug, der auch für einen Roßtäuscher gepaßt hätte, die Gegend ab. Wenn es irgendwie ging, fuhr er bei meinem Ohm nicht vorbei. Die Hausfrau gab dem Doctor Grog, wenn es Winter war, und Thee zur Sommerzeit. Dafür tauschte sie gute Rathschläge gegen ihr Seitenstechen ein. Saßen sie bei Grog oder Thee, dann veranlaßte der Doctor (scheinbar ganz unabsichtlich) meinen Ohm, seine Geschichten zu erzählen, neue, wenn er welche wußte, alte, wenn Neues nicht auf Lager war. Der Doctor kräuselte schon die Lippen (er hatte weiche, schalkhafte Lippen), wenn der Alte auf den Köder anbiß, dabei sorgsam den Anschein wahrend, als sei es ein Augenblickseinfall, der ihn darauf bringe. Daß Schneiderohm geradezu darauf brannte, zu erzählen, das wußten wir ja Alle. Ein leises Räuspern ging vorher, an dem Rohr wurde kräftig gezogen. Und dann die fast immer wiederkehrende, eine Entschuldigung für seine Anmaßung darstellen sollende Einleitung: „A, dat is so'n ol Geschich. A — man kann't je ok mal vertelln. Bobn bi Hohenasp ligtn Hof, de heet Bokerhof. Dor hett mal 'n Mann wahnt, de hett Früchtenicht heten. Un hett'n bös Wisstück hatt . . .“ Und so weiter.

Wenn man über die Haide blickt, etwa in der Richtung nach Friech Jessen, sieht man etwas, das ein gemächlich gehender Mann, aber auch ein Pfahl sein kann und, wie wir wissen, von Jürn auch dafür gehalten worden ist. Es ist aber weder ein Mann noch ein Pfahl, wenn es auch „Pfahl“ genannt wird, sondern ein abgesägter Weidenstamm mit einem merkwürdig verfitzten Kopf. In Wirklichkeit sind es wohl halb abgestorbene Schößlinge; bei phantasievollen Menschen nimmt's aber, wenn die Beleuchtung erlogene Helle über die Haide wirft, alle möglichen Formen an. Der Fußsteig, der nach Friech Jessen führt, verläuft ganz in der Nähe. Eines Abends, es war noch nicht dunkel, es war nicht mehr hell, kamen wir — der Alte und ich — von Friech her, am Pfahl vorbei. „Sieh Dir doch mal das Ding an!“ sagte Ohm. „Es erinnert mich an Jasper und an seine Zipfelmütze. Sie hatte ja einen Klunker, der sie niederbog. Und nun, nun guck Dir den Kopf des alten Kerls dort genau an. Trägt er nicht eine Kappe und hat das Ding nicht ordentlich einen Knick? Von hier aus mußt Du sehen,“ fuhr Hans Ohm fort, und zog mich weiter in's Haidekraut hinein. „So — — — nun die Hand über die Augen — — —. Dann ist er doch wie ein alter Mann . . . Nicht wahr? Die Hände hat er auf dem Rücken. So ging Jasper Ohm durch den Garten nach dem Bienenstand just so.“ Ich sah und sah. Ich stellte mich hierhin und dorthin, genau, wie mein Ohm es wünschte. Aber ich konnte mit dem besten Willen weiter nichts sehen, als einen abgesägten Weidenstamm.

So ging die Zeit hin, und Hans Ohm wurde sehr alt. Friech war zehn Jahr jünger. Sie erzählten sich Tag für Tag ihre Geschichten, Hans Ohm die von Michel Brandt aus Schirnhude und was er sonst noch wußte, Friech eine berühmte Scheerenschleifergeschichte, und beide bekamen die Geschichten des Andern satt. Ueber die Heringsgeschichte war Friech zuletzt schier unglücklich. Denn Hans wurde vergeßlich und konnte sie zweimal bei derselben Gelegenheit zum Besten geben. Es war komisch, wie die beiden Alten sich bekrittelten, Hans Ohm die absprechende Weise, das „Hohnepiepeln“ seines Freundes, Friech die Altersschwächen von Hans. Friech beklagte sich bei seiner Tochter Stine (sie hatte ihren Mann verloren und führte ihm den Hausstand). „Denk Dir,“ sagte er, „die Rasirgeschichte zweimal und die Michelgeschichte kommt jedes Mal, ich kann's bald nicht mehr aushalten.“ Und Hans Ohm ging wieder über den Fußsteig am Pfahl vorbei. Es war noch nicht Winter, aber auch nicht mehr Sommer, es war nasses, trübes Herbstwetter, wo man die Kühe Nachts in den Stall nimmt und die letzten Rüben aus der feuchten, schwarzen Erde zieht. Hans ging, wie ein Mann geht, der mitten in den Achtzigern steht, — nach vorn geneigt, klein, in sich zusammengesunken und mager, — mit gespreizten Beinen, wie es Leute thun, die eine breite Basis für ihr Gleichgewicht brauchen, weil sie ihrer Glieder nicht mehr völlig Herr sind. In der Rechten hatte er den bekannten Hülsenstock, auf den er sich jetzt wirklich stützte, und hielt den Arm weit vom Leibe, wobei der Ellenbogen scharf und spitz hervortrat. Er wollte wieder zu Friech. An ihm war die Reihe zu kommen; es gab eben keinen anderen Menschen, der auch nur ein bischen Sinn für Geschichten hatte. Zu Hause war es auch nicht schön. Anna war herzensgut und Klaus war eine Seele, aber sie bereiteten einem doch manchen Verdruß, ohne daß sie es wollten. So hatte Klaus heute Abend gemeint, er solle nur zu Hause bleiben, das Wetter sei zu rauh. Und mit Friech habe er sich doch wohl auserzählt, es seien ja immer die alten Geschichten. „Lemmer de olen Geschichten,“ hatte Klaus gesagt. Was war der „Klas“ doch für ein „Taps“. Er hatte ihn auch tüchtig zurechtgewiesen. „Klas,“ hatte er gesagt, „meine alten Geschichten werden noch neu sein, wenn kein Hund oder Hahn mehr nach Dir kräht.“ — „Immer die alten Geschichten“ — Das ihm! — Zweimal, dreimal, höchstens viermal in all den Jahren konnte er eine und dieselbe Geschichte wieder erzählt haben — mehr jedenfalls nicht. Und das that gar nichts. Den Hörern war sie doch immer wieder neu. In dem Augenblick, wenn

man's ihnen erzählt, dämmert ihnen so was, wo die Kunst steckt. Aber nachher ist alles wieder weggewischt. Den groben, gemeinen Stoff mögen sie halbwegs im Kopfe haben, aber die Kunst des Vortrags, wie man so was herausbringt, das ist ihnen immer wieder neu.

Er war beim Pfahl angekommen. Der alte Bursche hatte heute nun ganz auffallende Aehnlichkeit mit Jasper, die Hände ordentlich auf dem Rücken in einander gelegt. Wie . . .? Hans Ohm stutzte. Es war ihm nämlich so vorgekommen, als wenn Jasper gewinkt hätte. Ein Weidenstamm und — winken. Das soll er wohl bleiben lassen. Ja, wenn der alte Jasper noch lebte. Der war . . . der verstand es . . . das war einer. Hans sah sich noch mal um, und wieder nickte der Weidenkrüppel. „Sonderbar," sagte Hans Ohm, und suchte vorsichtig seinen Weg. Er hielt es für das, was es war, nämlich für Sinnestäuschung, vergaß es auch gleich, dachte aber an Jasper. Hätte er seine Ahnung richtig verstanden, so wäre er zurückgekehrt.

An diesem Abend kam es nämlich zum offenen Bruch mit Friech. Stine ist dabei gewesen; wie oft hat sie den Hergang erzählt! Ihr Sohn Fritz ist nach Delve gefahren gewesen. Die beiden Alten haben hinter dem Ofen gepafft, Stine auf der Lade gesessen, Strümpfe stopfend. Das Gespräch hat sich, so lange Stine dabei war, um die verschiedenen Viehrassen gedreht. Um neun Uhr hat Stine die Stube verlassen, um Wäsche einzuweichen, ist aber nach einigen Minuten zurückgekehrt, um ein vergessenes Betttuch nachzuholen. Da hat Hans Ohm die Geschichte von der Rasirkrankheit erzählen wollen, Stine's Vater aber ist verdrießlich geworden und hat gesagt: „Hans, Du hast wohl vergessen, die hast Du mir gestern schon erzählt." — Das hat Hans Ohm gewurmt. „Nun," hat er gesagt, „wenn Du sie nicht hören willst, denn nicht." Die Stine hat begütigen wollen und eingeworfen: „Das macht ja nichts, Vater. Man hört doch gerne zu, und Du hast ja auch schon Geschichten zweimal erzählt." — Aber da ist sie ganz verkehrt gekommen. Ihr Vater ist ganz laut und heftig geworden: „— Wer das von mir sagt, spricht die Unwahrheit. Ich erzähle Geschichten nicht zweimal." — Und Stine hat gedacht: ich will ihn in Ruhe lassen. Er wird leicht laut, wird auch leicht wieder still. — Und hat ihr Betttuch genommen und hat gemacht, daß sie hinausgekommen ist. Sie hat noch immer kein Arg gehabt und das Kommende nicht geahnt. Ihre Wäsche hat sie fertig gemacht, hat dann im Hause und in Stallräumen mit der Stallleuchte abgeleuchtet bei den kakelnden Hühnern auf der Stiege und bei den warm im sauberen Stroh vergrabenen Ferkeln. Aber wie sie aus dem Anbau auf die große Diele zurückgekehrt ist, da ist Schelten und Lärmen in der Stube gewesen, da ist es ihr klar geworden: die Alten haben sich erzürnt. Da hat sie es mit der Angst gekriegt. In ihrer Hast hat sie die Stallleuchte brennend auf die Bodentreppe gestellt, hat Alles bei Seite gesetzt, die Stubenthür hat sie aufgerissen — da — ein Anblick! — sie denkt, es wird sie gleich der Schlag rühren. Die beiden Alten stehen zornentbrannt wie „Kreithähne" gegen einander, namentlich Friech ist ganz außer sich und schimpft und schilt und überschreit sich: „Deine alte Michelgeschichte hab' ich all hundert Tausend Mal gehört, die wird einem ja zum Ekel, die wächst einem ja zum Halse heraus. Da mag ich nicht mehr nachhören." Und Hans Ohm ist auch aufgebracht, will was sagen, kann aber nicht zu Wort kommen, bringt schließlich aber doch heraus: „Und auf Deine Scheerenschleifergeschichte rechne ich gar nichts!" — Nun schlägt Friech auf den Tisch, eine Theetasse fällt zur Erde und klatscht in Stücke: „Und wenn Du auf meine Scheerenschleifergeschichte nichts rechnest, dann rechne ich auf Dich auch nichts!" — Hans wird ganz blaß, bleibt aber äußerlich ganz ruhig: „Muß ich mir gefallen lassen," sagt er und fängt an, seine Pfeife zu ziehen, wo doch kein Taback mehr drin ist; sie knastert auch ganz schrecklich. „Muß ich mir gefallen lassen," wiederholte er. „Ein Mann, auf den Du nichts rechnest, kann natürlich nicht mehr in Dein Haus kommen. Dann wären wir also damit fertig." Er ist aufgestanden, klopft seine Pfeife aus und steckt sie in die Tasche. „Friech," fügt er hinzu. „Eigentlich kann es mir um jede Geschichte leid thun, die ich Dir erzählt habe. Denn nun sehe ich erst, daß Du sie gar nicht verstanden hast. Aber das sind Gaben des Himmels, und darum kann man keinen Menschen schelten. Gute Nacht, Friech!"

Seine Mütze lag auf dem Tisch, er langte danach. Aber Friech — er war wohl um so mehr in Zorn gekommen, weil Hans so ruhig war — riß sie weg. „Ich nicht Deine Geschichten verstehen? Das lohnte auch wohl noch, sie zu verstehen! Sind alle so viel werth wie der Wind, der im Schornstein heult. Ich will Dir zeigen, wie viel ich auf Deine Geschichten rechne und wie viel ich auf Dich rechne!" Er wußte nicht mehr, was er that. Er warf die Mütze auf den Fußboden und trampelte mit seinen Holzpantinen darauf. „So viel," schäumte er, „so viel, wie auf diese Kappe. So viel rechne ich auf Dich!"

O, nein . . . pflegte Stine hier einzuschalten. Ich kann nicht agen, wie fürchterlich das war. Mir war, als sei es ein Stück von mir, was da am Fußboden lag und von meinem Vater mit Füßen getreten wurde. Hans Ohm hatte kein Blut mehr im Gesicht. „Gut, Friech," sagte er, „dann weiß ich ja Bescheid, wie viel ich bei Dir gelte. Ich bedanke mich auch vielmals." Stine konnte nicht Hand noch Fuß rühren. Sie wollte erst sagen: Vertragt Euch, erzürnt Euch doch nicht! — dann wollte sie schreien: Vater, komm doch zur Besinnung, es ist ja Hans Ohm — dein bester Freund! — Aber die arme Frau . . . sie konnte nicht . . . ihr war, als wäre sie gebannt, als träumte sie und habe die „Nachtmahr" . . . Wie ein Steinbild stand sie an der Thür; sie fühlte, wie das Blut nach dem Herzen floß, und wie es sich zusammenkrampfte. Aber wie ihr Vater schließlich mit den schrecklichen Fußtritten aufhörte, da — — — sprechen konnte sie noch nicht — — — da vermochte sie doch so viel, daß sie die Mütze aufhob und an Hans Ohm gab. „Dank vielmals, Stine," sagte der Alte, „Dank!" Die Mütze war von den Pantoffeln und von dem Streusand sandig geworden. Hans Ohm schlug sie am Tischbein ab. „Stine," sagte er dabei — „den Schmutz der Beleidigung will ich nicht wegtragen, der bleibe in Eurem Hause. Möge Dein Vater," setzte er hinzu, „niemals diese Stunde bereuen. Ich bin alt, er ist jünger. Was ist an mir gelegen?"

So ging er hinaus. Als er die Thürklinke in die Hand nahm, sah Friech ihn verzerrt und mit stieren Augen nach. Wird er in sich gehen? Wird er ihn zurückrufen? Aber Stine sah, daß daran nicht zu denken war. Die Wuth war zu groß. Sie sah auch: er wollte dem alten Mann noch ein häßliches Schimpfwort nachrufen. Da löste sich bei ihr der Bann. „Vater!" rief sie. Friech sah sie an, wurde blaß und ruhig und setzte sich hin.

— — — So lautete die Erzählung von Stine. Das war das Ende der Plauderstunden von Hans Ohm und Friech. Stine leuchtete meinem Ohm, als er davon ging, über die dunkle Diele, die Lampe zitterte in ihrer Hand. Auch Hans Ohm war nicht so ruhig, wie es der Stine vorgekommen war, er konnte den Drücker zur Hausthür nicht finden, er bebte am ganzen Körper. Stine hatte schon damals die Ahnung, es könnte dem alten Mann ein Unglück passiren, und ging ihm nach, ohne daß er es bemerkte: denn unter die Augen wagte sie ihm nicht zu kommen. Einen Augenblick lehnte Hans Ohm sich gegen den Heuschoder und schluchzte und weinte wie ein Kind. Es war Zorn über die seiner Ehre widerfahrene Beleidigung, es war noch mehr die Herabsetzung seines Künstlerthums, worin er wie alle Priester der Kunst sehr empfindlich war. Seine Geschichten waren verschmäht und geschmäht worden — Geschichten, die Berühmtheit erlangt hatten; es war ein Erzählertalent, das seinen Freund Jasper vom geistigen Scheintod erweckt hatte, für nichts gerechnet — es war mit Füßen getreten worden. Er weinte — aber nicht allein vor Zorn, er weinte auch über sich und seine Vereinsamung. Wer sollte sich noch mit ihm unterhalten, wenn es mit Friech aus war — wer sollte seine Geschichten anhören, wenn nicht Friech? Friech war doch noch immer der Einzige, der ihn wenigstens halbwegs verstanden hatte. Nun fühlte er sich so grenzenlos verlassen, er hatte nur noch eine Hoffnung — den Tod. Mit einer Brust voll Schmerz ging er seinen Weg, noch immer unbemerkt von Stine beobachtet. Aber der Himmel war hell geworden, es war Vollmond, Stine konnte sich nicht gut auf der kahlen Heide verbergen. Auch dachte sie an ihren alten Vater und seine schreckliche Aufregung. Und ob sie ihn wohl länger allein lassen dürfe. Sie sah noch, wie Hans Ohm beim Pfahl stand und laut mit sich sprach, dachte sich aber nichts Schlimmes dabei. Denn das war auch sonst vorgekommen, daß Hans Ohm Selbstgespräche führte, wenn er in Gedanken war und ihm etwas auf dem Herzen lag. So ging sie nach Haus. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Politisches Ueberbrettl.

Auch ein Kuhhandel.

Der Minister: Sie kennen mich, Herr Abgeordneter. Freie Presse, männliche Unabhängigkeit — à la bonheur! Gerade bei den Conservativen freut's mich. Ich verstehe allerdings die Haltung nicht, die ein Theil Ihrer Partei England gegenüber einnimmt, ich bedauere sie sogar, aber ich sage kein Wort dagegen. Grundsätzlich nicht. Mir imponirt diese Selbstständigkeit, ich will es nicht verhehlen. Es ist eine Freude, so viele Aufrechte, so viele straffe Rücken gerade auf der Rechten zu sehen. Freilich —

Der Abgeordnete (aufgescheucht, wiederholt): Freilich?

Der Minister: Nun, das ist ja ganz klar — von dem Sechsmark-Tarif kann jetzt keine Rede mehr sein. Ich will es Ihnen nur ruhig sagen, Alles war im besten Gange, wir hatten die höchste Stelle bereits gewonnen, Graf Bülow durfte im Reichstage mit Recht von einem gesicherten Zollschutz sprechen. Schon damals machten Sie es uns indeß furchtbar schwer, die agrarischen Interessen wirksam wahrzunehmen. Ihre Zeitungen — nehmen Sie es mir nicht übel — mit ihrer albernen Engländerhetze, ihrer utopistischen Burenschwärmerei erregten oben Anstoß und schufen tiefgehende Verstimmungen. Nun, das

wäre ja schließlich noch zu überwinden gewesen. Die letzten giftigen Artikel wider König Edward jedoch — diese Gesinnungsrohheit gegenüber einem nahen Verwandten des kaiserlichen Hauses — das hat dem Fasse den Boden ausgestoßen. Geben Sie getrost Alles verloren.

Der Abgeordnete (zaghaft): Ja, es besteht doch aber eine agrarische Mehrheit im Bundesrathe wie im Reichstage —

Der Minister: So lange ein höherer, überlegener Wille sie duldete! Diese Leute schwenken auf Commando ein wie die Unterofficiere. Nein, nein, wiegen Sie sich nicht in Illusionen. Die Edwardbeleidigungen kosten Sie den Sechsmark-Zoll.

Der Abgeordnete: Wenn ich Ihnen nun verspräche, daß unsere Presse sich unterwirft — von morgen an für Seine Majestät den britischen König, Kaiser von Indien, Herrn von und über Transvaal erglüht — De Wet als Hochverräther behandelt! Er ist ja so wie so verloren.

Der Minister: Ja, wenn Sie das verbürgen könnten, dann gäbe es vielleicht eine Möglichkeit, Alles wieder in's richtige Gleis zu bringen.

Der Abgeordnete: Ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort —

Der Minister: Bon. Das genügt mir. Doch noch eins. Gerade so wie mit England, müssen wir natürlich auch mit Rußland auf gutem Fuße stehen. Denken Sie an das Vermächtniß des alten Heldenkaisers.

Der Abgeordnete (mit Feuer): Das ist Wort für Wort meine heiligste Ueberzeugung.

Der Minister: Nun, sehen Sie! Deßhalb darf eine Presse, die diese Nothwendigkeit durchaus erkennt — und die conservative Presse, ich muß es zu ihrem Ruhme sagen, hat die Nothwendigkeit stets erkannt — na, kurz und gut, sie darf Rußland nicht beleidigen und verstimmen. Bedenken Sie ferner, daß jede Kränkung Rußlands auch die Allerhöchste Stelle empfindlich schmerzt, was Ihren Plänen und Wünschen doch wahrhaftig nicht dienlich sein kann.

Der Abgeordnete: Gewiß nicht! Aber drücken Sie sich klarer aus. Ich begreife bisher nicht ganz —

Der Minister: Es ist das eine kitzliche Sache. Rußland ist darauf angewiesen, seinen Roggen zu exportiren. Hindert man es daran, so verwundet man seine Lebensinteressen und beleidigt es auf's Tiefste. Nun exportirt Rußland vor Allem nach Deutschland. Unterbinden wir seine Roggenausfuhr durch hohe Getreidezölle, so thun wir ihm eine Kränkung an, die man uns nie verzeihen wird. Denken Sie nur an Witte's letzte officiöse Auslassungen.

Der Abgeordnete (bestürzt): Sie meinen?

Der Minister (klopft ihm auf die Schulter): Guter Freund, bleiben wir des lieben Friedens halber bei den jetzt bestehenden Handelsverträgen! Keine Erhöhung der Getreidezölle! Rußlands Freundschaft ist uns doch zehntausend Mal wichtiger —

Der Abgeordnete: Ja, das geht doch aber nicht —

Der Minister (eilig): Das geht nicht? Schön, schön! Lassen Sie Ihre Presse auch gegen Rußland giftige Artikel schreiben, lassen Sie der Gesinnungsrohheit dieser Herren freien Lauf, und Sie werden sehen, wohin die Partei kommt. Sie können dann getrost Alles verloren geben. Mit der Allerhöchsten Ungnade ist nicht zu spaßen.

Der Abgeordnete (sehr erschreckt): Die Handelsverträge, sagen Sie —

Der Minister: Müssen bestehen bleiben, mein Freund, müssen bestehen bleiben! Sonst sind wir Minister beim besten Willen außer Stande, der Partei die Allerhöchste Gunst zu erhalten.

Der Abgeordnete (knickt zusammen): Wenn es so ist ... dann allerdings!

König Edward in Berlin.

Der Flügel-Adjutant: Ew. Majestät wollen sich beruhigen. Nach menschlichem Ermessen passirt Ihnen nichts. Alle Straßen der Hauptstadt sind abgesperrt, die Truppen stehen auf jeder Seite des Weges vier Reihen tief, und auf den Plätzen sind Kanonen aufgefahren. Zum Einzuge benutzen wir vom Bahnhof aus eine Panzerequipage, und falls das Krüger-Gebrüll des Pöbels zu groß ist, benutzen wir für unsere Ohren echt englische, segensreiche Baumwolle.

Der begleitende Lord-Ceremonienmeister: Schießbaumwolle wäre besser am Platze! Was für ein aufsätziges Volk diese Berliner sind! Mit welch' verruchter Zähigkeit sie an ihrer albernen Burenschwärmerei festhalten!

Se. Majestät der König Edward VII.: Ich sagte Ihnen ja gleich, daß dieser Besuch ein Wagniß wäre. Wir hätten ihn doch unterlassen sollen. Ich kenne die Deutschen, sie sind eine leidenschaftliche Nation, und nun besonders die Berliner ... diese alten Revolutionäre, diese freisinnigen Fürstenhasser! (Er wischt sich den Schweiß von der Stirn.) Wie weit haben wir es noch bis Berlin?

Der Flügel-Adjutant: Kaum eine halbe Stunde!

Se. Majestät: Und Sie glauben wirklich — Sie garantiren mir —

Der Flügel-Adjutant: Die Blätter haben das Volk über die Maßen verhetzt; seiner rasenden Wuth, seiner irregeleiteten Begeisterung ist Alles zuzutrauen. Trotzdem besteht keine unmittelbare Gefahr für das Leben Ew. Majestät, und wenn Sie auch starke Nerven nöthig haben werden, ja —

Se. Majestät (sehr blaß): Wie kam ich nur auf den tollen Gedanken! (Mit plötzlichem Entschluß.) Geben Sie das Nothsignal, Mylord! Wir kehren um! (Im selben Augenblick wird der Zug heftig gebremst und hält gleich darauf auf freiem Felde. Edward VII. sinkt in die Kissen zurück.) Wir sind verloren, meine Herren! (Die Wagenthür wird aufgerissen. Zahlreiche Männer in Frack, Cylinder und weißen Handschuhen drängen sich in's Abtheil.)

Der Führer: Ew. Majestät! Der Zug, der Sie nach Berlin führte, fuhr uns, dem Magistrat der getreuesten Stadt, zu langsam. Deßhalb eilten wir Ihnen, dem erlauchten Gaste unseres Kaiserhauses, auf Flügeln der Liebe entgegen, deßhalb erzwangen wir es, der angedrohten Geldstrafe und der Gefahr nicht achtend, daß man ihn auf der Strecke halten ließ. Unsere Sehnsucht, unsere Verehrung ist zu groß, sie schreien nach Worten! Meine verehrten Anwesenden, stimmen Sie im Namen von zwei Millionen loyalen Berlinern mit mir ein in den Ruf: Se. Majestät König Edward VII., unser geliebter Onkel, er lebe hoch! (Rechts und links vom Bahndamm tosendes Hurrahrufen der in Parade aufgestellten Vereine und Körperschaften. Die Musik stimmt die englische Nationalhymne an, Alles fällt begeistert ein. Man drängt sich heran, dem König die Hand, den Rock und die Beinkleider zu küssen.)

Se. Majestät (holt tief Athem): Ein wahrer Segen, daß ich sitze!

Vor der Entscheidung.

Die Scene spielt im Fractionszimmerchen.

Theodor Barth: Ich denke, wir riskiren es. Bülow schwenkt ganz gewiß zu uns ab. Große Veränderungen im Cabinet stehen bevor. Die Morgenröthe der Freiheit ist angebrochen; Wahrheit und Recht triumphiren. Ich übernehme Handel, Justiz und Landwirthschaft, Pachnicke das Innere, Hirsch den Krieg, Pellasohn den Cultus und Siemens die Finanzen. Für Rickert bleiben dann immer noch die Eisenbahnen —

Generaldirector Ballin: Das geht nicht. Sie vernichten ja die Fraction. Wir Regierenden müssen doch in der Kammer eine Partei hinter uns haben. Wenn Sie aber jedem unsrer Abgeordneten ein Portefeuille geben, ist unsre Mehrheit futsch!

Alexander Meyer: Schon viel früher! Für die Menge von Portefeuilles reicht die Zahl unsrer Abgeordneten bei Weitem nicht aus. Schon darum dürfen wir keine Fractions-Politiker auf den Schild heben, sondern nur Gesinnungsgenossen außerhalb der beiden hohen Häuser.

Rickert: Könnten wir uns nicht einigen? Ich schlage Ihnen ein Compromiß vor. Wir entnehmen die Minister den Reihen unsrer nichtparlamentarischen Freunde; das Vicepräsidium aber wird mir übertragen. So sind beide Theile befriedigt.

Ballin: Ich will mich nicht rühmen, lieber Rickert — aber an der Spitze der Geschäfte sollte unbedingt ein Mann stehen, der persona grata ist. Na — und ich will mich nicht rühmen — Sie wissen ohnedies —

Meyer: Vor Allem sind doch Fachkenntnisse von Nöthen. Rickert ist ein guter Kerl; was jedoch die Eisenbahnen anbelangt, so weiß er von ihnen eigentlich nur, wie es sich im Abtheil erster Klasse schläft. Ich dagegen — ich bin zehn Jahre lang Aufsichtsrath der Großen Berliner Pferdebahn-Actiengesellschaft gewesen!

Steinhauer: Ein oder das andre Porteseuille sollte übrigens uns Bauern reservirt bleiben. So etwas macht einen guten, demokratischen Eindruck. Landwirthschaftsminister müßte beispielsweise derjenige von unsern Anhängern werden, der bei der Kartoffelzucht die gewichtigsten Früchte erzielt.

Pachnicke: Streber!

Rickert: Also stimmen wir ab! Wer soll Handelsminister werden?

Alle (durcheinander): Ich!

Ehlers: Ich beantrage, vor jedem Ministerfauteuil ein Drehkreuz anzubringen, damit immer nur Einer hinaufgelangen kann. Sonst entsteht ein lebensgefährliches Gedränge.

Ein Bote (stürzt in's Gemach): Graf Bülow hat sich soeben zum dritten Male in aller Form für den Bund der Landwirthe erklärt!

Pachnicke (zerschmettert): Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe?!

Steinhauer: Wir müßten grade Alle in den Bund der Landwirthe eintreten!

Rickert (mit Größe): Ich nicht. Ich verrathe meine Ueberzeugung nicht. Ich verrathe sie Niemandem. Ich halte an meiner Ueberzeugung fest — doch noch mal Minister zu werden. **Prinz Vogelfrei.**

Notizen.

In E. A. Seemann's Sammlung berühmter Kunststätten sind zwei neue Bändchen erschienen: „Prag“ von Jos. Neuwirth und „Brügge und Ypern“ von H. Hymans. Die böhmische Landeshauptstadt ist leider seit vielen Jahren durch die Hetzereien der tschechischen Ultras für uns Deutsche „wildes Land“ geworden, das man nur aus Nothwendigkeit, etwa Geschäfte halber, besucht, nicht aber zum Vergnügen oder um der historischen und Kunstdenkmäler der hochinteressanten Stadt willen; denn es ist für Deutsche immer ein unangenehmes Gefühl, zwischen Dresden und Wien sich „in Feindesland“ zu wissen und auf tschechisch angeschnauzt oder — angerempelt zu werden. Wenn wir aber auch aus solchen Gründen Prag am liebsten meiden, so blättern wir doch gern in diesem reizend illustrirten Büchlein, das uns so wieder recht zu Gemüthe führt, wie die Stadt nur im Zusammenhang mit Deutschland, mit deutscher Thatkraft und Kunst groß geworden ist. Wenn sich einmal die Hochfluth tschechischen Größenwahns verlaufen haben wird — und der jetzige Zustand kann unmöglich dauern —, so wird auch das „goldene Prag“ wieder uns Deutschen lieb und vertraut werden. Fast noch interessanter ist der den beiden belgischen Landstädten, zumal dem „nordischen Venedig“, gewidmete Band. Hier spricht jeder Stein: ich bin deutsch — niederdeutsch. Schade, daß auch diese Perlen der deutschen Kaiserkrone verloren gegangen sind.

Gottsched der Deutsche. Dem deutschen Volke vor Augen geführt von Eugen Reichel. (Berlin, Gottsched-Verlag.) Diese neue billige Volksausgabe des gewichtigen Prachtwerkes, das in diesen Blättern ausführlich gewürdigt wurde, ist mit der flammenden neuen Einleitung wieder so recht das Werk eines unentwegten deutschen Idealisten. Und Reichel hat es, wie er schreibt, in festlicher Seelenstimmung verfaßt, denn die von ihm geleitete Gottsched-Bewegung zieht unleugbar weitere Kreise. Ein Beweis ist schon, daß deutsche Fürsten, Städte und zahlreiche Literaturfreunde darauf subscribirt und die Kosten wenigstens dieser dritten Veröffentlichung Reichel's gedeckt haben. Die Proben aus Gottsched's Werken sind mit klugem Verständniß ausgewählt, um für den seit 150 Jahren verkannten und verleumdeten „Magister der Deutschen“ Freunde und Verehrer, ja Bewunderer zu werben. Denn Reichel fordert geradezu Bewunderung und Begeisterung. Unseren Einwurf, daß ein weniger ungestümes, pathetisches, sensationelles Eintreten für Gottsched diesem dienlicher sein würde, hat Reichel entkräftet, wie sein Erfolg beweist. Das in literarischen Dingen so spröde und gleichgültig gewordene deutsche Volk, dem allerdings politische und wirthschaftliche Interessen heute näher stehen müssen, kann nur noch durch Tamtamschläge aufgerüttelt werden. Auch für uns gilt in künstlerischen Dingen das Voltaire'sche frapper fort — frapper juste.

Ulrich Hoepli, der deutschschweizer Buchhändler, der sich durch rastlose Thätigkeit und praktischen Geist zum unbestritten ersten Verleger Mailands und Italiens aufgeschwungen hat, bietet in seiner schon Hunderte von Bänden zählenden Collection: Manuali Hoepli eine reiche Auswahl von Werken, die auch in Deutschland alle der Sprache Kundigen zu fesseln vermögen. Seinen italienischen Büchmann unter dem Titel „Chi l'ha detto?“ haben wir an dieser Stelle bereits gewürdigt. Heute können wir zwei neuerschienene Werke empfehlen, die unsere Autographensammler um so mehr interessiren werden, als wir auf dem deutschen Büchermarkte nichts Aehnliches haben. „L'Amatore d'autografi“ von Emilio Budan enthält alle für Autographensammler wichtigen Kenntnisse und Informationen: Geschichtliches, über Fälschungen, Facsimila und Monogramme, die Kunst Autographen zu sammeln, zu ordnen, zu conserviren und zu katalogisiren, Händleradressen, Preise, Bibliographie ꝛc. Ein nützlicher Ergänzungsband ist erschienen unter dem Titel: Raccolte e Raccoglitori d'Autografi in Italia von Carlo Vanbianchi, ein Verzeichniß der italienischen Sammlungen in Privat- und öffentlichem Besitz, soweit Bibliotheken, Staatsarchive und Museen in Betracht kommen. Freilich sind die Angaben über vorhandene Autographen meist sehr summarisch, denn viele Sammler hüten ihre Schätze mit Eifersucht und secretiren sie nach Möglichkeit. Auch ausländische Collectioneure werden aufgeführt. Doch sind solche Verzeichnisse naturgemäß durch Tod oder Verkauf großen Aenderungen unterworfen und von zweifelhafter Zuverlässigkeit. So wird noch die Sammlung des verstorbenen Generalconsuls Felix Bamberg in Genua genannt, die längst in alle Winde zerstreut ist. Das Schönste und Nützlichste sind die vielen hundert in beiden Bänden reproducirten Autographen berühmter oder merkwürdiger Menschen aller Zeiten und Völker, worunter sich seltene Unterschriften befinden, die man sonst nirgends zu sehen bekommt. Auch die beigegebenen Bildnisse sind von großer Schönheit. Sogar Alfred Dreyfus von der Teufelsinsel ist mit einem facsimilirten Briefe vertreten, sowie selbstverständlich in erster Linie alle italienischen Celebritäten von Ariosto bis Victor Emanuel und d'Annunzio, von deutschen Autoren einige neuere, wie Heyse, Dahn, Spielhagen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Neu! Originell! Zeitgemäß! Praktisch!

ZEITLEXIKON

Monatlich ein starkes Heft zu 1 Mark. In allen Buchhandlungen.

Soeben erschien bei **Fr. Aug. Eupel in Sondershausen**:

Priesterherrschaft
oder
Laienherrschaft?

Von

Dr. Karl Walcker,

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirthschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Preis 1 Mark.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 90 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer, 10 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Hettner: Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 3 Hfzb. 15 M. — Sven Hedin: Durch Asiens Wüsten, 2 Lwb. 15 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-
Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Königr. Sachsen
Technikum Hainichen
Höh. u. mittl. Fachschule f. Maschinenbau und Elektrotechnik. Ingenieure 5, Techniker 4 u. Werkmeister 2 Sem. Staatl. Oberaufs.
Direktor E. Beltz.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche rc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 58. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von **à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 9. März 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

England, Deutschland und Amerika im Wettbewerb.

Von Emil Jung (Eisenach).

In einer seiner jüngsten Nummern stellt das Commercial und Financial Chronicle fest, daß zum ersten Male seit einer langen und ununterbrochenen Reihe von Jahren der Baumwollenverbrauch Englands nicht mehr an erster Stelle steht. Im Jahre 1899 haben seine Spinnereien 3,519,000 Ballen verarbeitet, die der Vereinigten Staaten aber 3,553,000. Das Mehr ist nicht viel, aber es bezeichnet den Anfang einer Bewegung, die nicht mehr aufzuhalten ist, und schon muß England den Tritt des ihm nacheilenden Deutschlands vernehmen.

Auf keinem Gebiet hat England so lange ein unbestrittenes Monopol gehabt, als auf dieser größten aller Weltindustrieen, die es zuletzt von allen Culturvölkern Europas erfaßt und in der es alle zurückgedrängt, viele vernichtet hat. Nicht nur die des eigenen Erdtheils, auch die der alten Stammländer, in denen seit Tausenden von Jahren die Baumwolle gepflanzt und verarbeitet wurde. Aus ihr war und ist noch heute der grobe Lendenschurz des geplagten Kulis gewoben, aus ihr das zarteste aller Gewebe, der „gewebte Wind", hochgeschätzt von den Schönen der indischen Zenanas und von den Käufern mit Gold aufgewogen.

Aus Baumwolle waren die Ehrengeschenke gefertigt, mit denen Fürsten die Verdienste der Besten ihres Reichs belohnten. Joseph empfing ein baumwollenes Kleid von dem damaligen Pharao. Die Krieger, welche vor mehr als 2000 Jahren dem macedonischen Siegeszug am Indus sich entgegenstellten, waren in baumwollene Gewänder gekleidet, und die den Körper durchsichtig umschwebende Coa Vestis gehörte in der verfallenden Kaiserzeit zu den Luxusartikeln reicher Römerinnen. Unter den Geschenken, die Montezuma, Kaiser von Mexico, dem Fernando Cortez zu Füßen legen ließ, befanden sich 30 Ballen Baumwollmäntel, an Feinheit und Glanz den schönsten Seidengeweben gleichend. Drei Erdtheile sandten damals die kunstvollen Werke ihres Fleißes nach Europa, und dasselbe Europa, in dem die Baumwollstaude nicht gedeiht, das sich den Spinnstoff erst von den durch weite Meeresräume getrennten Ursprungsländern holen mußte, überfluthete bald die ganze Welt mit seinen Erzeugnissen. Der Hafenkuli am Gelben Meer, der Kirgise in seiner Steppe, der Neger in den Wildnissen Afrikas, der Indianer in der Pampa, sie alle kauften von Europa, das ihnen zurief: „Baue mir den Rohstoff," und ich will ihn für Dich verarbeiten!

Und sie waren bald gezwungen, diesem Rufe zu gehorchen, denn ihre einfachen Geräthe vermochten nicht, den Wettbewerb mit der kunstvollen Maschine zu bestehen. Drei Factoren waren es, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die riesige Ausdehnung der Baumwollindustrie, der Textilindustrie überhaupt, förderten: die Einführung der Spinnmaschine und des mechanischen Webstuhls, sowie der Dampfkraft zur rascheren und ausgiebigeren Bewegung derselben. Es war dies die Uebergangsperiode vom Handbetrieb und zünftigen Gewerbe zur Fabrikation mit Maschinen. Seitdem Johann Jurgen von Watenbüttel in Braunschweig im Jahre 1503 den Spinnrocken mit einem Tretrad verband und dadurch die Arbeit in der häuslichen Spinnstube erleichterte, verstrichen noch mehr als drittehalb Jahrhunderte, bis es gelang, statt einer, Zehntausende von garnproducirenden Spindeln durch einen Handgriff in Bewegung zu bringen, die, wenn nöthig, im Stande waren, Tag und Nacht unermüdlich fortzuarbeiten.

Unzweifelhaft nimmt heute die Baumwollspinnerei und Baumwollweberei, was Umfang der Etablissements, Verbrauch des Rohmaterials, Zahl der beschäftigten Hände und Anwendung maschineller Hilfsmittel anlangt, unter allen Zweigen der Textilindustrie weitaus die erste Stelle ein. „Sie zuerst," schreibt ein Zeitgenosse, „hat von den Erfindungen der neueren Zeit im Fach des Maschinenwesens Gebrauch gemacht; die Spinnmaschine, der mechanische Webstuhl fanden in der Baumwollindustrie zuerst Anwendung, ja verdanken ihr Erfindung und constructive Entwicklung; Druck- und Appreturmaschinen nahmen von ihr den Weg in andere Gebiete der Faserstofftechnik."

Für ihren Rohstoff fast ganz von außereuropäischen Gebieten abhängig, hat die Baumwollindustrie auf das Glänzendste gezeigt, wie überlegen europäische Intelligenz und europäisches Capital den Unternehmungen anderer Völker gegenübertreten konnte. Auch trotz des großartigen, jetzt mit uns in die Schranken tretenden überseeischen Wettbewerbs wird die wunderbare Entfaltung dieser Industrie als eins der lehrreichsten Beispiele unserer technischen und wirthschaftlichen Erfolge erscheinen.

Zunächst galten diese Erfolge fast ausschließlich dem mächtig aufstrebenden England. Den arbeitsparenden Maschinen von Wyatt, Horgreaves, Arkwright, Crompton, Cartwright u. A. ist der gewaltige Aufschwung der englischen Baumwollindustrie ganz besonders zu danken. Im Jahre 1834 gehörten von

den 20,980,000 Spindeln, die in den Haupt-Industriestaaten thätig waren, nicht weniger als 15 Millionen dem britischen Inselreich. Der deutsche Zollverein verfügte nur über eine halbe, die nordamerikanische Union über fast $1^1/_2$ Million. Und man suchte in England das Monopol der Baumwollfabrikation in jeder Weise festzuhalten. Die Regierung erließ mit Zustimmung des Parlaments wiederholt Bestimmungen gegen die Ausfuhr englischer Spinn- und Webmaschinen. Umsonst; nicht nur Maschinen, auch englische geschulte Arbeiter wurden in's Ausland gebracht. Nach Rouen kamen die ersten englischen Spinnmaschinen im Jahre 1787, Douglas und Cockerill bauten 1802 die ersten Spinnmaschinen auf französischem Boden, 1805 konnte der Belgier Bauvens 70 Mule-Jennies mit 16,000 Spindeln unter der Beihilfe von 40 heimlich ausgewanderten englischen Arbeitern in Gent in Betrieb setzen. In Deutschland fanden die ersten Spinn- und Webmaschinen aus Belgien Eingang; 1799 wurde die erste Spinnmule in Sachsen aufgestellt.

Trotzdem behauptete England, das Mutterland der Baumwollindustrie, bis in die neueste Zeit den ersten Rang unter allen Producenten von Baumwollwaaren. Und stolz konnte ein Engländer unserer Tage berechnen, daß man mit den 5200 Millionen Metern, die sein Vaterland erzeuge, den Aequator fast hundertmal überdecken oder eine dreißig Meter breite Straße nach dem Mond damit belegen könne. Aber während England in voller Sicherheit auf seinen Lorbeeren ausgeruht hatte, war in Amerika und Deutschland rastlos gearbeitet worden. Besonders in der Union hatten Arbeitermangel und der nie verstummende Ruf: „Time is money!" zur weitesten Heranziehung und Vervollkommnung der mechanischen Kraft geführt.

In England aber hatte man vergessen, daß die Technik nicht stillsteht, und als bei seinen beiden Hauptconcurrenten Spinnmaschinen mit arbeitsparenden Neuerungen und schnellerem Gang eingeführt wurden, mußte der englische Fabrikant mit Schrecken sehen, daß er einen schlimmen Fehler begangen habe, als er seine Maschinen allzu schwer und dauerhaft, und darum auch viel zu kostspielig erbaut hatte. Das Bessere ist überall der Feind des Guten, und gerade auf dem Gebiet der Maschinentechnik giebt es keinen Stillstand. An die Stelle der alten Rahmen von bis zu achthundert Spindeln trat jetzt der neuheitliche Selfactor mit dreitausend Spindeln.

Nicht alle englischen Fabriken mochten sich die neuen verbesserten Maschinen anschaffen; die meisten konnten es auch nicht, sie mußten warten, bis die alten amortisirt waren oder doch ohne allzu großen Verlust durch neue arbeitsparende ersetzt werden konnten. Das geschah aber erst Mitte der neunziger Jahre, und da war es zu spät. Denn die Technik hatte längst aufgehört, englisches Monopol zu sein. Amerika war mit Riesenschritten an seiner Lehrmeisterin vorbeigeeilt. Während die englischen Spinnereien elftausend Spindelumdrehungen in der Minute verrichten, kamen die amerikanischen auf vierzehntausend! Und wie die englischen Spinnereien durch die amerikanischen um dreitausend Umdrehungen in der Minute überholt worden waren, so verringerte sich auch der Abstand zwischen den englischen und deutschen Geschwindigkeiten mit jedem Jahr; bei den besten deutschen Betrieben betrug derselbe 1899 nur noch tausend Umdrehungen.

So kommt es denn, daß das Verhältniß der Spindelzahl zum Baumwollverbrauch in den einzelnen Ländern sehr verschieden ist. Die Spinnereien der Vereinigten Staaten verbrauchen mehr Baumwolle als die Spinnereien Englands, haben jedoch nur zwei Fünftel der Spindelzahl, die England im Betrieb hat. Ebenso verbraucht der Continent für $32^1/_2$ Millionen Spindeln 4,836,000 Ballen Baumwolle und England mit seinen 45,400,000 Spindeln nur 3,519,000 Ballen. Das beweist die große Verschiedenheit der Betriebe in den einzelnen Industriegebieten.

Die Amerikaner genießen den Vortheil des besten Materials, das ihnen geradezu vor der Thür wächst. Sie haben keine der vielen mit der Verschiffung des Rohstoffes verbundenen Kosten zu tragen, und sie sind in jüngster Zeit noch weiter gegangen und haben ihre Fabriken mehr und mehr in die baumwollbauenden Staaten des Südens gelegt. Das ehemalige Monopol der Neuenglandstaaten ist endgiltig gebrochen. Und da sie in Folge des ausschließlichen Verspinnens der besten Baumwollsorten mit dem längsten Stapel einen immer kleineren Bruchtheil der täglichen Gangzeit durch das Anknüpfen zerrissener Fäden verloren, so erwuchs den Amerikanern ein weiterer Vortheil.

In Deutschland entwickelte sich die Baumwollindustrie zu vorher ungekanntem Umfang. Zu den schon bestehenden Fabriken in Sachsen, Württemberg, Baden kamen 1871 die $1^1/_2$ Millionen Spindeln des Elsaß. Schon 1895 stand Deutschland im Verbrauch von Rohbaumwolle an zweiter Stelle, wenn es damals den siebzig Millionen englischer Maschinenspindeln auch erst fünf Millionen gegenüberstellen konnte, die sich jedoch dann rasch verdoppelten. Allerdings geht in Deutschland durch das Anknüpfen abgerissener Fäden noch mehr Zeit verloren, als in England, aber auch das hat sich nach der Versicherung Tille's so gebessert, daß dieser Verlust von zwanzig Procent auf zehn gesunken ist.

In grausamster Weise wurde der indische Weber seines Marktes in England beraubt und das verarmte Land gezwungen, die billigen, aber schlechten Fabrikate von Manchester zu kaufen. Die Weberdörfer verödeten, und die einheimische Kunstfertigkeit, die noch heut die Bewunderung des Beschauers fordert, starb aus. England führt heute für 264 bis 268 Millionen Rupien Baumwollwaaren nach Indien aus, nahezu die Hälfte des ganzen Betrags der englischen Ausfuhr in diesem Artikel. Jetzt sind in und rings um Bombay Baumwollfabriken, meist Spinnereien, in beträchtlicher Zahl angelegt worden, die sich schnell entwickelt und im Jahre 1899 schon 1,297,000 Ballen Rohbaumwolle verarbeitet haben. Der anfängliche Widerstand der englischen Fabrikanten gegen das Erstehen einer solchen Concurrenz war groß, aber er wurde überwunden. Die indischen Fabriken gehören meist Indern, vornehmlich Persern. Aber das englische Geld ist dabei in ganz hervorragender Weise betheiligt.

So konnte es kommen, daß die englische Ausfuhr von Baumwollgarn zwischen 1897 und 1899 sowohl dem Gewicht als dem Werthe nach sank, bei jenem um 39 Millionen Pfund, bei diesem um 38 Millionen Mark. Dieser Ausfall wurde durch das Mehr der Ausfuhr von Baumwollwaaren keineswegs aufgewogen. Denn in der Baumwollweberei spielt England schon seit geraumer Zeit nicht die einzig dastehende Rolle wie in der Spinnerei. Daher war der Abstand von seinen Mitbewerbern von Alters her wesentlich geringer. Nach Tille erzeugten im Jahre 1895 England für 3824 Millionen Mark, Frankreich für 2302, Deutschland für 2164 Millionen. Heute steht Deutschland bereits an zweiter Stelle, Frankreich ist in die dritte Stelle gedrängt. Deutschland setzte 1895 von seiner Erzeugung von Baumwollwaaren für 1712 Millionen Mark im Inland ab und führte für 452 Millionen aus, und seitdem wuchs der Absatz im Inlande noch mit weit rascheren Schritten als vordem.

Die bequeme Alleinherrschaft der britischen Baumwollwaaren auf den großen Weltmärkten ist in den letzten Jahren durch eine gleichzeitig in drei Erdtheilen — in Europa, in Amerika und in Asien — auftretende verstärkte Concurrenz erheblich erschüttert worden. Das kann für England verhängnißvoll werden. Nach Beyd, dem gründlichsten Kenner der volkswirthschaftlichen Zustände in England, waren schon 1880 allein in Lancashire und den angrenzenden Districten 1900 Baumwollspinnereien und Webereien im Betrieb, deren Anlagekosten er auf 1150 Millionen Mark schätzt. Von 1500 Privatfirmen (die meisten Fabriken gehören Gesellschaften) hatten sechs je ein Capital von 20, 12 von je 10,

26 von je 4 Millionen Mark u. s. w., die 101 kleinsten ein solches von je 1 Million Mark. Von dem auf 1400 bis 1500 Millionen Mark geschätzten Jahreswerth der erzeugten Waaren (Garne und Gewebe) wurde 1/5 im Lande selbst verbraucht, 4/5 gingen in's Ausland. Man sieht, welcher Gefahr England dem sich immer mächtiger regenden Wettbewerb Amerikas und Deutschlands entgegensieht. Dieser Gefahr verschließt man sich keineswegs, auch sie treibt zum Imperialismus.

Ein Rückblick auf vergangene Zeiten ist lehrreich. In dem Fiscaljahre 1860/61 betrug der Verbrauch von Baumwolle in den vier Hauptgebieten: England, Continent, Vereinigte Staaten und Britisch-Indien 4,329,000 Ballen zu 500 Pfund, bis 1898/99 war dieser Verbrauch auf 13,187,000 Ballen gestiegen. Aber in wie ungleicher Weise in den vier Gebieten! In England stieg derselbe in stetiger, fast gleichmäßiger Weise von 2,091,000 auf 3,519,000 Ballen, auf dem Continent von 1,379,000 auf 4,836,000 Ballen, er hat sich hier also mehr als verdreifacht. Außerordentlich groß sind aber die Fortschritte der Baumwollindustrie in den Vereinigten Staaten und in Indien; bei beiden hat der Baumwollverbrauch sich ungefähr verfünfundzwanzigfacht.

Nicht ganz so schnell sind die Fortschritte des Betriebsmaterials gewesen. In den letzten fünf Jahren ist die Spindelzahl in England fast unverändert geblieben, sie beträgt jetzt wie früher 45,400,000, aber auf den anderen vier Gebieten hat sie sich stetig vermehrt, am stärksten auf dem Continent, wo sie von 28,250,000 auf 32,500,000, also um 4,250,000 Spindeln gewachsen ist. In der nordamerikanischen Union stieg die Spindelzahl von 16,133,000 auf 17,938,000, in Indien von 3,810,000 auf 4,000,000. Demnach sind 100 Millionen Maschinenspindeln in Thätigkeit, um den Bedarf der Welt an Baumwollgarn und Baumwollstoffen zu decken. Nimmt man die Bevölkerung der Erde auf 1500 Millionen Menschen an, so käme auf 15 Menschen erst so viel Garn und Gewebe, als mit einer Spindel producirt werden kann. Das würde nach dem Jahresbericht der Baumwollfirma Ellison und Co. kaum auf viel mehr reichen, als auf ein paar Taschentücher, für das, was Industrie und Handel an Baumwollgarnen und Stoffen brauchen, bliebe aber gar nichts übrig. So ist denn noch viel Raum für Fabriken, namentlich außerhalb Europas.

Dahin wird die Zeit auch sicherlich führen. Wie die Vereinigten Staaten und Indien das eigene Product mehr und mehr selber verspinnen und die Ausfuhr beschränken, so muß auch einmal der Zeitpunkt kommen, wo Baumwolle nicht mehr in rohem Zustande sammt allen werthvollen und werthlosen Abfällen auf große Entfernungen verfrachtet und dann erst versponnen wird, sondern wo vielmehr das Spinnen der Baumwolle der Hauptsache nach in den Productionsländern, also in den Vereinigten Staaten, in Südamerika, in Indien, in Rußland und auch in Aegypten stattfindet.

Man kann solche für unser Europa nicht tröstlichen Aussichten mit einem egoisten: Après nous le deluge! von sich weisen, aber ihrer Wahrheit wird man sich nicht verschließen dürfen.

Heißdampfmaschinen und Kaltdampfmaschinen.

Typen des modernen Motors.

Von Ingenieur Wilhelm Berdrow.

Der unbeschränkte Wettbewerb, der sich in seinen letzten Auswüchsen so manchen berechtigten Vorwurf gefallen lassen muß — eine gute Eigenschaft hat er immer gehabt, er erzieht zum Fortschritt. Selbst auf Gebieten, wo man bereits auf dem Gipfel der Vollendung angelangt schien, regt sich neues Leben, wenn ein Fortschritt auf verwandtem Felde das wunderbare Zauberwort Concurrenz wachruft. Die großartigen Fortschritte auf dem Felde der Gasbeleuchtung seit 10—15 Jahren können geradezu dem elektrischen Lichte zugeschrieben werden, und man kann dreist behaupten, daß das Auer'sche Gasglühlicht nie über die Thürschwelle des Experimentir-Zimmers gelangt wäre, wenn ihm nicht Siemens und Edison den Boden bereitet hätten.

Heute nun regt sich auf dem Gebiete der Motorentechnik, der Krafterzeugung durch Gas, Wasser, Benzin, Spiritus, Elektricität und andere Quellen ein so frisches, fröhliches Leben, daß die alte, ehrliche Dampfmaschine halb und halb in Gefahr zu gerathen scheint, zurückzubleiben oder sich doch auf gewissen Gebieten überholen zu lassen. Das mußte schon an sich die Technik zur weiteren Vervollkommnung der Dampfmaschine auffordern, aber andererseits wirkt auch das Anwachsen der Aufgaben, die den Motoren überhaupt gestellt werden, in derselben Richtung.

Nun ist es allerdings mit der Verbesserung der heutigen Dampfmaschine ein eigenes Ding. In mechanischer Hinsicht und auch in der Ausnutzung des Dampfdruckes ist sie eine nahezu vollkommene Maschine, an der es eigentlich nichts mehr zu verbessern giebt. Gewisse Vortheile, die sich durch die Erhöhung des Dampfdruckes erzielen lassen, haben neuerdings zur vermehrten Anwendung der Dreifach- und Vierfach-Expansionsmaschinen geführt, die aber nur bei der Entwickelung größerer Kräfte zu empfehlen sind. Daß trotz alledem der Wirkungsgrad der größten und besten Dampfmaschinen, wenn man ihre wirkliche Leistung mit der dem verbrauchten Dampf innewohnenden Energie vergleicht, nicht mehr als 10—15 % beträgt, liegt an den physikalischen Eigenschaften des Wasserdampfes, der sich zum Kraftträger lange nicht so gut eignet, wie z. B. explosive Gase. Der Dampf bindet in dem Moment, wo er aus dem aufsiedenden Wasser entsteht, eine viel größere Menge von Wärmeeinheiten, als später bei seiner weiteren Erhitzung und Spannungszunahme. Trotzdem wird in dem Arbeitsproceß der Dampfmaschine nur dieser letztere Theil der Energie des Dampfes ausgenutzt; denn der erstere, die sogenannte latente Wärme des Dampfes, wird erst frei, wenn der Dampf im Condensator wieder die tropfbar-flüssige Form annimmt. Die Mängel der Dampfmaschine liegen also weniger in ihrem eigenen als im Wesen des Dampfes begründet.

Nicht Constructions-, sondern nur Systemänderungen vermöchten darin etwas zu verbessern, und als Versuche derartiger Verbesserungen verdienen die nachfolgenden Fortschritte gewiß Beachtung. Es geht aus dem oben Gesagten hervor, daß der dem Cylinder einer Dampfmaschine zugeführte Dampf nur so lange Arbeit verrichten kann, als er nicht in die tropfbar flüssige Gestalt, und sei es nur zur Nebelform, sich verdichtet. Diese Condensation erfolgt aber, wenn es sich um hochgespannten Dampf handelt, nicht etwa erst bei 100 Grad, sondern schon viel früher, eine Erscheinung, die zu großen unbeabsichtigten Dampf- und Energieverlusten führen kann. Tritt z. B. Dampf von 200° C. und entsprechendem Druck (15 bis 16 Atmosphären) in einen großen Dampfcylinder ein, dessen Wandungen durch das Ausströmen des verbrauchten Dampfes eben abgekühlt sind, so kann sich auch der Frischdampf empfindlich abkühlen, ein Theil schlägt sich an den kalten Metallwänden nieder, und der Rest arbeitet mit entsprechend vermindertem Drucke. Um solche Dampfverluste zu vermeiden, arbeitet man jetzt in vielen Fällen mit dem vom Ingenieur W. Schmidt erfolgreich ausgebildeten System der Dampfüberhitzung. Der aus dem Kessel austretende Dampf wird dabei meist durch ein System von Röhren geleitet, die einer starken äußeren Erwärmung, z. B. durch die abziehenden Feuergase unterliegen, und tritt erst dann, nachdem ihn diese Vorrichtung um etwa 100° über die Kesseltemperatur erhitzt hat, in die Maschine ein. Man kann

durch solche Ueberhitzer, die sich in die meisten Kesselanlagen noch nachträglich einbauen lassen, einerseits sehr gut die überschüssige Wärme einer Kesselfeuerung ausnützen, andererseits erheblich an Dampfverbrauch sparen; denn der Heißdampf (wegen seiner guten Eigenschaften auch Edeldampf genannt) entwickelt in der Maschine, deren Ventile, Dichtungen und Schmiermittel allerdings der höheren Temperatur angemessen sein müssen, bedeutend mehr Kraft.

Die Dampfüberhitzung ist sowohl bei Einzelanlagen von kleinem Umfang, als bei Kesselbatterien von vielen Dutzend in Anwendung gebracht worden und durchweg mit dem besten Resultat. Selbst in die Verkehrstechnik ist sie neuerdings als ein wichtiges Mittel, die Leistungsfähigkeit von Locomotiven zu steigern, eingedrungen. In der neuen Borsig'schen Schnellzugslocomotive mit Dampfüberhitzung, die nach einem mit Unterstützung des Eisenbahndirectors Garbe ausgearbeiteten System gebaut ist und vorn in der Rauchbüchse einen Dampfüberhitzer nach Schmidt's System besitzt, ist eine leichte Locomotive von außerordentlicher Zugkraft geschaffen worden. Die sonst für ungewöhnliche Beanspruchung vorgezogenen Verbundmaschinen mit zwei, drei und vier verschieden großen und schweren Cylindern haben den Fehler eines großen Eigengewichts und einer ungleichmäßigen, starken Belastung des Gleiskörpers, die Locomotive mit Ueberhitzer dagegen verrichtet eine erheblich höhere Leistung mit annähernd demselben Gewicht und demselben ruhigen Gang wie eine gewöhnliche Zwillingslocomotive. Es wird zum Zwecke der Dampfüberhitzung ein Theil der Feuergase nicht durch die Siederohre des Kessels, sondern durch ein Flammrohr von größerer Weite in einen besonderen Raum der Rauchkammer geleitet, wo die heißen Gase respective Flammen ein System von 60 Heizrohren umspülen, bevor sie in den Schornstein austreten können. Der mit etwa 190° aus dem Kessel tretende Naßdampf wird durch dieses Röhrensystem geleitet, wo er der Trocknung und Erhitzung bis 330° C. unterliegt. Die Locomotive hat sich bisher sehr gut bewährt.

Nicht ganz eigentlich Heißdampfmaschine nach diesem Sinne, aber in der That eine Maschine von neuen Principien und mit einer ungewöhnlich großen Spannung ist der sogenannte Heißwassermotor des Amerikaners W. E. Prall, der kürzlich auf der Eisenbahnlinie New-York—Putnam in Gestalt eines neuen Eisenbahn-Motorwagens sehr gelungenen Proben unterzogen wurde. Der Heißwassermotor soll das alte Problem lösen, einer feuerungslosen Locomotive eine genügende Menge von Wärme oder Energie mitzugeben, um eine längere Strecke damit zurücklegen zu können, also die Aufgabe, die der Accumulator für das Gebiet der elektrischen Locomotive schon längst gelöst hat. Der Wagen hat die Gestalt eines geräumigen Straßenbahnwaggons ohne Dampfkessel und Locomotive. Er trägt unter der Plattform drei wohlumhüllte Wasserbehälter, von denen jeder etwa $^2/_3$ Cubikmeter Wasser aufnimmt. Die Behälter werden vor der Abfahrt aus einem stationären Hochdruckkessel mit Wasser von 260°—280° C., entsprechend 50 Atmosphären Dampfdruck, gefüllt, und mit diesem Vorrath an Spannkraft soll der Wagen für eine Strecke von 60—70 Kilometern ausreichen. Das überhitzte Wasser beginnt natürlich zu verdampfen, sobald ihm oben durch Lüftung des Ventils ein Ausweg geöffnet wird, und anfänglich würde der entstehende Dampf natürlich auch diejenige Spannung haben, die der hohen Temperatur des Wassers im Accumulator entspricht. Aber bei dieser Dampfbildung kühlt sich das Wasser, welches zurückbleibt, sehr stark ab; denn es muß doch die latente Wärme abgeben, die während der Umwandlung in Dampf immer erforderlich und von der Spannung und Temperatur des gebildeten Dampfes ganz unabhängig ist. So wird also der Wasserinhalt der Kessel sich rasch abkühlen, und damit sinkt fortwährend die Spannung des gebildeten Dampfes. Wenn letztere von 50 auf 25 Atmosphären herabgegangen ist, beträgt der Kesselinhalt noch ungefähr neun Zehntel, und jetzt geht die Abkühlung und Spannungsabnahme so rasch weiter, daß die für die hohe Anfangsspannung berechnete Maschine bald nicht weiter arbeitet. Der größte Theil der in den Kessel gepreßten Energie bleibt darin als heißes Wasser zurück. Die Neuerung von Prall besteht nun darin, daß er den drei Sammlern seines Wagens nicht Dampf, sondern nur heißes Wasser abzapft und zwar in gleichmäßigen, für je eine Dampffüllung der Arbeitscylinder ausreichenden Mengen. Mit anderen Worten, seine Behälter haben ihre Abflußventile nicht oben, sondern unten. Die herausgepreßten kleinen Wassermengen treten in entsprechende Kammern an den Enden der Hochdruckcylinder, deren zwei, entsprechend zwei Maschinen und zwei Radgestellen, vorhanden sind. Bei der Oeffnung des Einlaßschiebers zum Cylinder verdampft ein Theil des Wassers, um als hochgespannter Dampf den Kolben in Bewegung zu setzen, der Rest kühlt sich erheblich ab, da er die zur Dampfbildung nöthige latente Wärme hat liefern müssen, und wird ausgestoßen, während für den nächsten Kolbenhub ein neues Wasserquantum vom Kessel in die Kammer tritt. Der verbrauchte Dampf tritt mit immer noch hoher Spannung in den Niederdruckcylinder, wo er überdies noch durch eine zweite von dem bereits abgekühlten Wasserquantum gelieferte Dampfmenge geringerer Spannung verstärkt werden kann, und verrichtet dort abermals Arbeit, bevor er in's Freie entlassen wird. Auf diese Weise kann der Wasser- und Wärmeinhalt der Accumulatoren in weit höherem Grade ausgenutzt werden; denn das im Druckkessel zurückbleibende Wasser behält bis zuletzt annähernd dieselbe Temperatur, weil es keine Wärme durch Verdampfung verliert. Von der jedesmaligen, für einen Kolbenantrieb abgezapften Wasserration aber wird ein verhältnißmäßig großer Theil verdampft, weil in den kleinen Verbundmaschinen nicht allein Dampf von hoher, sondern auch von mäßiger Spannung bis herab zu 10, ja 8 Atmosphären verbraucht werden kann. Endlich ist es auch ein Vortheil, das abgekühlte, nicht mehr nutzbare Wasser sofort zu entfernen, während es nach dem älteren System im Druckkessel zurückblieb. Uebrigens ist dieses, immer noch Dampf von mäßiger Spannung liefernde Wasser im Winter jedenfalls noch sehr gut zur Wagenheizung zu verwenden.

Der nach diesem System gebaute, auf der New-York-Putnam-Eisenbahn erprobte Wagen soll sich recht gut bewährt haben. Beim Anlaufen des Wagens und auf schwierigen Strecken kann die Kraft der Maschinen dadurch verstärkt werden, daß nicht nur die Hochdruck-, sondern auch die Niederdruckcylinder frischen Volldampf erhalten. Die Maschine kann in beiden Richtungen laufen und braucht an den Endpunkten nicht zu wenden. Die Geschwindigkeit beträgt 40 bis 60 Kilometer stündlich, je nach dem Wasserverbrauch, und die mit einer Füllung der Kessel zurückzulegende Strecke soll 40 englische Meilen (64 Kilometer) betragen.

Wenn man so auf einer Seite durch eine ungewöhnliche Dampferhitzung und zum Theil Dampfspannung Vortheile zu erlangen trachtet, so ist andrerseits die Ausnutzung der bis jetzt im Abdampf oder besser (da der Abdampf sich im Condensator in Wasser verwandelt) der Abwärme verloren gehenden Energie das Ziel neuerer reger Bestrebungen. Der Heißdampfmaschine tritt die Kaltdampfmaschine entgegen und mit großem Recht, denn in der Abwärme geht, wie zu Eingang dieser Arbeit auseinandergesetzt wurde, der größte Theil der Energie des Dampfes verloren. Zur Ausnutzung dieser Kraft wurde vor mehreren Jahren von den Ingenieuren Behrend und Zimmermann vorgeschlagen, dem Kreisproceß von Erhitzung, Verdampfung, Spannungsausnutzung und Abkühlung beziehentlich Verdichtung, den das Wasser in der Dampfmaschine durchzumachen hat, einen zweiten ebenso verlaufenden Kreisproceß zur Seite zu stellen, dessen Kraft- und Wärmeträger aber nicht das Wasser, sondern eine andere, viel leichter siedende Flüssigkeit sein sollte. Dieselbe müßte so flüchtiger Natur sein, daß sie

bei der Wärme, die im Condensator einer Dampfmaschine herrscht, noch stark siedet, ja eine erhebliche Dampfspannung entwickelt. Solche Flüssigkeiten giebt es; die schweflige Säure z. B. ist als Flüssigkeit nur bei einer weit unter 0 liegenden Temperatur vorhanden, während sie bei gewöhnlicher Lufttemperatur, falls nicht ein außerordentlicher Druck sie in der flüssigen Gestalt festhält, bereits stark siedet, ja mehrere Atmosphären Spannung in geschlossenen Behältern entwickelt. Bei 50° C. entwickelt sie 8 und bei 60—65° C., der ungefähren Temperatur des Wassers im Condensator einer Dampfmaschine, 10 Atmosphären Spannung. Nur wurde anfänglich die Verwirklichung der Hoffnungen, welche die genannten Erfinder auf diese Idee setzten, für so unwahrscheinlich gehalten, daß es zur praktischen Ausnutzung der Behrend-Zimmermann'schen Patente nicht gleich kam. Erst in der jüngsten Zeit hat sich besonders unter dem Beistande der großen Elektricitätsgesellschaften, die als Erbauer und Besitzer vieler Centralen jetzt auch ein Interesse an der besten Verwerthung der Energie der Steinkohle gewonnen haben, eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck die praktische Ausbeutung der angedeuteten Erfindung ist. Die vorbereitenden experimentellen Arbeiten dazu wurden einem als Constructeur bewährten Gelehrten der Charlottenburger Technischen Hochschule, Prof. Josse, übergeben, der bereits nach kurzer Zeit die günstigen Resultate seiner Bemühungen melden konnte.

Die Grundzüge der Abwärme-Benutzung sind in kurzen Worten bereits angedeutet, die praktische Ausführung ist ebenfalls nicht complicirt. In den Condensatoren vieler neueren Dampfmaschinen, besonders wenn dieselben auf kleinem Raume untergebracht werden müssen, wird die zum Niederschlagen des Dampfes erforderliche Abkühlung nicht durch eingespritztes Wasser, wie bei den älteren Maschinen, hervorgebracht, sondern durch Oberflächenkühlung. Ein röhren- oder zellenförmiger Behälter mit möglichst großer Oberflächenentwickelung liegt im Condensationsraume und wird von einem circulirenden Wasserstrom niedriger Temperatur durchflossen. Der von der Maschine kommende Abdampf ist bestrebt, während er sich an den Wandungen des Kühlers niederschlägt, sie zu erwärmen, der Wasserstrom ist aber bestrebt, sie von innen unaufhörlich wieder abzukühlen, das Resultat ist, daß das Kühlwasser circa 50—60° annimmt, der Dampf sich aber als Warmwasser von etwas höherer Temperatur niederschlägt.

Nun lassen wir die Kühlschlange, anstatt von Wasser, von einem Strome schwefliger Säure durchflossen werden. Der Wasserdampf condensirt ebenfalls, aber dabei dient er gleichzeitig als Heizung, um die schweflige Säure zu verdampfen, und die Kühlschlange des Condensators ist gleichzeitig der Kessel der Kaltdampfmaschine. Die in ihr entwickelten schwefligsauren Dämpfe von 8—10 Atmosphären Spannung sind ebenso gut als Wasserdämpfe geeignet, einen Kolben zu treiben und mit seiner Hülfe eine Kurbel zu drehen. Man kann mit Hülfe dieses Dampfes entweder eine besondere Dampfmaschine zu besonderen Zwecken treiben, oder aber an der Heißdampfmaschine einen besonderen Arbeitscylinder zur Aufnahme des Kaltdampfes anbringen und so ihre Leistung unmittelbar erhöhen. Der aus der Kaltdampfmaschine austretende Dampf muß natürlich wiederum abgekühlt und verdichtet werden, was in einem zweiten Oberflächencondensator geschieht, der mit sehr kaltem Wasser arbeitet und wahrscheinlich von einer Druckpumpe unterstützt wird, da es sonst erst bei 8—9° unter Null gelingt, die schweflige Säure wieder in den flüssigen Zustand zu überführen.

Das merkwürdige Medium, welches in dieser Zusatzmaschine das Wasser vertritt, bewegt sich demnach genau wie ersteres in einem Kreisproceß, genau wie ersteres auch in einem Kreissystem geschlossener Röhren und Behälter, wobei es im Kessel (Kühlschlange) seine Energie erneut, im Cylinder sie in Arbeit umsetzt. Es fragte sich nur, was bei diesem zweifellos geistreichen Proceß an greifbarem Nutzen herauskommen würde, und mit dem letzteren kann man ja, wenn sich die Versuchsresultate Prof. Josse's auch auf die Praxis übertragen lassen, zufrieden sein. Danach wurde eine Dampfmaschine von 8,6 Kilogramm Dampfverbrauch pro Stunde und Pferdekraft durch die beschriebene Einrichtung soweit verbessert, daß sie bei gleichem Kohlenverbrauch um mindestens 50 Procent mehr zu leisten vermochte. Man muß nun nicht vergessen, daß die Leistung der Kaltdampfmaschine nicht von der Größe, sondern bloß von dem Dampfverbrauch der gewöhnlichen Maschine abhängt, welche durch sie verbessert werden soll. Was für eine Kesseldampfmaschine Heizung und Kohlen, das ist für die Kaltdampfmaschine der Abdampf, er dient ihr statt Feuerung, und je mehr sie davon zur Verfügung hat, um so mehr kann sie selbst leisten. Daher kommt es, daß sich die Leistung einer Maschine mit hohem Dampfverbrauch, d. h. einer unöconomischen, wenig tauglichen Maschine durch die Kaltdampfmaschine bedeutend mehr verbessern läßt, als die einer großen, vorzüglichen Maschine, in der pro Pferdestärke vielleicht nur 5—6 Kilogramm Dampf stündlich verbraucht werden. Immerhin ist der Gewinn auch in einem solchen Falle noch beträchtlich. Nach den Berechnungen Josse's liefern je 15 Kilogramm Dampf von der Wärme, wie sie dem Abdampf oder Condensatordampf eigen ist, hochgespannte schweflige Säure genug, um eine Pferdekraft eine Stunde lang zu unterhalten. Bei sehr guten Maschinen von nur 5 Kilogramm Dampfverbrauch — deren es übrigens nur sehr wenige, besonders sorgfältig construirte giebt — kann demnach durch die Anwendung der Kaltdampfmaschine auf je drei Pferdestärken eine neue gewonnen, die Leistung also um $^1/_3$ verbessert werden. Bei gewöhnlichen Motoren von 7,5 Kilogramm Dampfverbrauch aber liefern schon je zwei Pferdekräfte 15 Kilogramm Abdampf stündlich. Es kann also hier die Leistung um die Hälfte gesteigert werden. Man wird wohl unter praktischen Betriebsverhältnissen von diesem glänzenden Ergebniß etwas abzuziehen haben, vor Allem die Arbeit der Rückverwandlung der schwefligen Säure in eine Flüssigkeit veranschlagen müssen, aber auch dann noch eröffnet sich in der Kaltdampfmaschine eine glänzende Perspective auf die künftige bessere Ausnützung der Brennstoffe.

Die keltische Bewegung.

Von Heinrich Driesmans.

Individualismus und Nationalismus sind die Gegenpole zu den herrschenden Mächten unserer Zeit. Jenen rief die nivellirende europäische Civilisation, diesen die Großmachtspolitik der Staaten in die Erscheinung. Die moderne höhere geistige Cultur ist auf den Individualismus, die politische auf den Nationalismus gestimmt. Wie die Einzelindividuen überall ihre Eigenart und Persönlichkeit, so wollen die Nationen und Natiönchen ihre „berechtigten Eigenthümlichkeiten“, ihre Sprache und Sitte, ihr Stammes- und Volksthum gegenüber dem Staatswesen, in welches sie eingegliedert sind oder das sie gern eingliedern möchte, zur Geltung bringen.

Den Anstoß zu dieser Bewegung hat das deutsche Volk durch seine Einigungsbestrebungen und die Wiederherstellung des deutschen Reichs gegeben. Die nationale Bewegung, welche mit den Freiheitskriegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts einsetzte und seitdem nicht aufgehört hat, gegen alles Fremdwesen in der deutschen Politik und Cultur erfolgreich zu reagiren, hat alle Nationen und Natiönchen, welche sich in einer ähnlichen Lage befanden, wie die Deutschen so lange Zeit hindurch, aufgeweckt und angesteckt. Die italienischen Einheitsbestrebungen sind gewissermaßen nur ein Absenker

und Nachspiel der Deutschen. Aber auch Völkerschaften und Stämme, von denen man bisher kaum gewußt, die nie ein Lebenszeichen von sich gegeben, noch einen Beitrag zur europäischen Cultur geliefert, begannen seit den siebziger Jahren kühn ihr Haupt zu erheben und das Recht ihrer Nationalität und Sprache zu fordern. So die slavischen Volkstrümmer in Oesterreich und die Magyaren, die Catalanen in Spanien, die Polen in Preußen, neuerdings die Vlamen in Belgien. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nationalitätsbewegung über ganz Europa und steckte bald hier, bald dort eine unterdrückte, fast verschollene und im Sterben liegende Völkerschaft in helle neue Lebensflammen.

Sie hat gegenwärtig eine Rasse erreicht und neu erweckt, welche als ein Stück aus der vorgeschichtlichen Zeit Europas in die moderne Cultur hineinragt. In der Bretagne, in Wales, auf der Insel Man, in Schottland und Irland leben die Reste der alten Kelten, welche als der erste arische Stamm unsern Erdtheil bevölkerten. Auch in diese fast gänzlich eingeschlafene Rasse, welche nur in der irischen home-rule-Bewegung noch einige Lebenszeichen von sich gab, ist ein Funke gefahren und hat in kürzester Frist eine so erstaunliche geistige Regsamkeit entfesselt, wie keine andere europäische Völkerschaft in ähnlicher Lage sie aufzuweisen hat. Nachdem die einzelnen keltischen Völkerschaften schon seit mehreren Jahren nationale Festtage unter sich abgehalten zu dem Zwecke, das Stammesgefühl in den Volksgenossen neu zu beleben und wach zu halten, und Zeitschriften gegründet, Unterrichtscurse eingerichtet zur Pflege der nationalen Sprache und Literatur, sind sie in ihren Einheitsbestrebungen gegenwärtig bereits so weit vorgedrungen und erstarkt, daß sie sich ein gemeinsames Organ für ihre Bewegung schaffen konnten. Als solches erscheint seit dem 1. Januar dieses Jahres in Dublin die „Celtia“: a pan-celtic monthly magazine — die allerdings zunächst noch in englischer Sprache erscheinen muß, da die Dialekte der verstreuten Völkerschaften untereinander zu verschieden sind, um eine Verständigung in einem derselben zu ermöglichen und diesen etwa zur gemeinkeltischen Volkssprache zu erheben. Der Leitartikel des ersten Heftes der „Celtia“ giebt einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Bewegung und ist zugleich so charakteristisch für die eigenartige keltische, speciell irische Denk- und Empfindungsweise, daß wir uns über Beides nicht besser zu orientiren vermögen, als indem wir das Wesentlichste daraus wiedergeben. Der Eingang des zwanzigsten Jahrhunderts, heißt es dort, findet die keltische Rasse im Anfang einer neuen Lebensphase. Von John-o'-Groats bis zu den Ufern der Loire und von Galway Bay bis zu den Grenzen von Wales bekundet sich der Rasseninstinkt in manigfachen Formen, welche alle nach einer Richtung weisen — der Erhaltung jener Charaktere, welche die keltischen Nationalitäten von ihren mächtigeren Nachbarn unterscheiden. Der Hauptsächlichste dieser Charaktere ist die keltische Sprache, welche in ihren zwei Dialekten, dem Gaelischen und Bretonischen, bis auf den heutigen Tag in Irland, den schottischen Hochlanden, der Insel Man, Wales und der Bretagne fortbesteht. In allen diesen fünf Ländern wird die eingeborene Sprache mit wachsendem Eifer gepflegt und von dreien derselben zum Mindesten kann behauptet werden, daß sie in praktischer Hinsicht auf viele Jahrhunderte außer Gefahr ist, zu erlöschen.

Bezüglich des Umfangs und Werths der jährlich veröffentlichten einheimischen Literatur steht Wales sicher an erster Stelle mit 2 vierteljährlichen, 28 monatlichen und 25 wöchentlichen Zeitschriften, von denen eine in 23000 Abzügen verbreitet wird. Man schätzt, daß die Bevölkerung von Wales jährlich über 200000 £ für Literatur in der Landessprache verausgabt. Wallisisch wird gegenwärtig von 1200000 Menschen gesprochen, einer größeren Anzahl als jemals zuvor. Die amerikanischen Walliser bewahren ihre Sprache und organisiren sogar Volksversammlungen in der neuen Welt nach dem Muster der heimischen Festtage. Die Verkörperung der wallisischen Nationalität ist die jährliche nationale Volksversammlung, welche in einer wallisischen Stadt unter einem Kostenaufwand von 6000 £ abgehalten wird und gegen 20000 Leute jedes Jahr zu literarischem und musikalischem Wettbewerb versammelt. An der Spitze der literarischen Abtheilung steht die wallisische Bardenbrüderschaft, „Gorsedd“ genannt, welcher der ehrwürdige Erz-Druid Hwfa Mon vorsteht.

Die Bretagne hat den Vortheil, die größte und compakteste keltische Sprachfläche zu besitzen, mit 1300000 bretonisch Sprechenden, von denen nur die Hälfte überhaupt der französischen Sprache mächtig ist. Nichtsdestoweniger hat die bretonische Sprachbewegung erst verhältnißmäßig spät einen hervorragenden Platz im nationalen Leben und den Bestrebungen der tapferen Bretonen erhalten. Der Proceß der Gallisirung — einer verderblichen Politik für Frankreich sowohl wie für die Bretagne — hat bis in die jüngste Zeit weit und breit Fortschritte gemacht. Die Politik der Centralisation ist ganz dazu angethan, die Lebensquellen abzugraben, welche Frankreich vor dem „schmerzlosen Tod“ retten könnten, der ihm so düster prophezeit wird. Allein es giebt Anzeichen dafür, daß die Bretagne in der Sache noch ein Wort mitsprechen wird. Die Kraft der neuen Sprachbewegung, der ununterbrochene Zufluß neuer einheimischer Literatur, der lebhafte Kampf um die Anerkennung des Bretonischen in den Schulen und die stetig wachsende Zahl hervorragender Anhänger der bretonischen Sache — alle diese Elemente lassen uns glauben, daß die Zukunft der bretonischen Sprache und Nationalität gesichert ist.

Auch in den schottischen Hochlanden macht die gaelische Bewegung stetig Fortschritte, wenngleich sie nicht die in Wales sichtbaren Erfolge erzielt hat, noch mit der unwiderstehlichen Kraft und dem Enthusiasmus aufgenommen worden ist, welche die irische Bewegung charakterisiren. Die Quantität und Qualität der gaelischen Literatur, welche jährlich in Schottland herauskommt, steht ganz auf der Höhe derjenigen Irlands, gegenwärtig jedenfalls, obwohl die Zahl der gaelischen Redner nur ein Drittel derjenigen beträgt, deren Irland sich rühmen kann. Der ausgedehnte Gebrauch des Gaelischen bei religiösen Handlungen, die ausgezeichneten brauchbaren Wörterbücher, der hohe Grad von Vollendung, auf den gaelischer Gesang in Schottland gebracht worden ist, und der einheitliche und übereinstimmende Charakter gaelischer Grammatik und Rechtschreibung, alles dies sind Elemente, welche die Erhaltung des Gaelischen begünstigen. Die nationale Sprache der Hochländer wird wahrscheinlich so lange leben, als es eine angemessene Zahl von Hochländern in Schottland giebt. Aber „da ist der Haken!“

An der Insel Manannan Mac Lir vorbei, wo eine junge und kampflustige Sprachenbewegung ihr Haupt zu erheben begonnen, gelangen wir nach Irland, dem größten der keltischen Völker, sowohl an Zahl als an Gebietsausdehnung. Es gab eine Zeit, in der die Bedeutung jenes Hauptkennzeichen der Nationalität, die irische Sprache zu bewahren, aus den Augen verloren worden über den Unfähigkeiten der Katholiken, der Land-Frage oder der Frage der gesetzgeberischen Unabhängigkeit. Aber die Bewegung, welche jüngst, hauptsächlich unter dem Einfluß des gaelischen Bundes, entstanden, hat so große Verhältnisse angenommen und wird mit so unvergleichlicher Energie fortgesetzt, daß Irland unzweifelhaft bald eine leitende Stellung unter den keltischen Nationen einnehmen wird, nicht nur hinsichtlich der Kühnheit und des Ehrgeizes seiner nationalen Bestrebungen, sondern auch in allen jenen Bethätigungen, welche darauf hinzielen, eine Nation im stolzesten Sinne des Wortes zu gestalten.

In dieser Sprachenbewegung erblicken wir das Heil der keltischen Rasse. Und das nicht allein, denn der Antrieb zu

geistigem Streben, welcher in einem Volke wirksam ist zu dem Ende, seine nationale Sprache wieder herzustellen und zu entwickeln, ist von höchstem erziehlichem Werth. Dieser Antrieb wird die keltischen Nationen weiter bringen, als irgend eine einsprachige Nation gelangen kann. Die Kleinheit ihrer Zahl wird aufgewogen werden durch die Stärke jener feinen moralischen und intellectuellen Kräfte, welche die Griechen bei Salamis zum Siege führten. Der Kelte wird sich nicht allein auf eine leitende Stellung in seinem eigenen Lande vorbereiten müssen, sondern auch auf eine große Mission in der Welt überhaupt, wo seine hohe Geistigkeit in Verbindung mit einem durch Jahrhunderte des Leidens stark entwickelten Sinn für Gerechtigkeit ihn zum Anwalt der Bedrückten und zum Vertreter der moralischen Kräfte in den menschlichen Angelegenheiten machen wird. Ihre Aufgabe erblickt die Zeitschrift darin, die gegenseitige Sympathie zwischen den keltischen Nationen zu nähren, deren Schwierigkeit sie nicht verkennt, da Politik und Religion weite Klüfte zwischen den keltischen Schwesternationen gerissen haben. Vorurtheile, von englischen Schriftstellern ausgestreut, die Anglisirung der Inselkelten auf dem Wege der Herabwürdigung alles Keltischen, hat auch den Walliser in den Augen des Iren degradirt und den „Paddy“ in den Augen des „Taffy“. Doch alle diese Vorurtheile werden durch den Enthusiasmus der Kelten für ihre gemeinsame Sache hinweggeschwemmt, welche so gut wie gesichert ist. In politischen und religiösen Angelegenheiten herrscht gegenseitige Duldung; das Rassengefühl beruht auf der angeborenen Stammesverwandtschaft, welche ihre Wurzeln bis in ferne Vergangenheit erstreckt, bevor Kirche und Staat ihre Probleme zu lösen aufgaben. Das erste große Unternehmen des Keltenbundes wird die Organisation eines pankeltischen Congresses sein, welcher im nächsten August in Dublin abgehalten werden soll. Abordnungen der verschiedenen keltischen Nationen werden dort über die Zukunft ihrer Rasse berathen, deren nächstes Ziel die Ueberbrückung der Sprachunterschiede der einzelnen Völkerschaften, die Schaffung eines gemeinsamen keltischen Idioms sein wird. Von dieser Bewegung erwartet der Herausgeber der „Celtia“, daß sie die 15 Millionen Kelten, welche ihre Nationalität noch bewahrt haben, zu einer gefürchteten Macht erheben werde, mit welcher in den großen Fragen, die die Welt bewegen, zu deren Cultur die Kelten so viel beigetragen haben, gerechnet werden müsse.

Literatur und Kunst.

Das Lebenswerk einer Idealistin.

Von Katharine Zitelmann.

Malwida von Meysenbug hat vor einiger Zeit ihrem bekannten Buch, den „Memoiren einer Idealistin“, den „Lebensabend einer Idealistin“ folgen lassen und uns damit Gelegenheit gegeben, ihr ganzes ereignißreiches Leben von seinem Anfang an durch alle Phasen der Entwicklung bis an seinen Ausgang zu verfolgen. Ich rechne die Bekanntschaft mit diesem Werk zu einer meiner größten literarischen Freuden. Nicht nur stofflich ist es sehr interessant und trotz der vier dicken Bände nie ermüdend, sondern es erquickt und erhebt uns als ein herrliches Zeugniß gegen die pessimistische Welt- und Lebensauffassung, die im Bösen die Triebfeder der menschlichen Handlungen sieht. Das Buch ist ein „document humain“ im umgekehrten Sinne, wie er gewöhnlich dem Worte beigelegt wird. Die Güte der menschlichen Natur ist es, die wir in der Heldin verkörpert finden, ohne doch einer Romanfigur gegenüber zu stehen, die uns durch ihre Engelhaftigkeit abstößt.

Wir besitzen in Deutschland nicht allzu viele Autobiographien und wohl kaum eine bedeutende von einer Frau verfaßte. Schon darum sind diese Memoiren eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur. Die Klippe der Selbstbespiegelung und Schönfärberei, an der eine Selbstbiographie leicht scheitert, hat die Verfasserin ziemlich glücklich zu umschiffen verstanden. Trotz unseres Widerspruchs gegen manche Anschauung und manches Urtheil werden wir die Autorin lieb gewinnen und innigst bewundern müssen. Die Zeit, in der die ersten Bände des Buches spielen, liegt uns allerdings schon etwas fern, und es wird uns als glücklichen Bürgern eines deutschen Reiches schwer, uns in die Jahre und die Stimmung um 1848 hinein zu versetzen. Doch scheint es mir sehr lehrreich, das zu thun, und gewiß haben wir Grund, uns dankbar der Leute zu erinnern, die die Opposition gegen das Elend der Kleinstaaterei, Polizeiwirthschaft und geistigen Knechtung in Tod und Verbannung getrieben. Wenn sie auch unklar in ihren Zielen und höchst unpraktisch waren, sie haben doch die neue Zeit vorbereiten helfen. Malwida von Meysenbug gehört vollständig zu ihnen, und es muthet uns zuweilen sonderbar an, wenn sie mit Pathos von Tyrannei und Bedrückung spricht. Aber mit höchster Ehrfurcht muß uns die Charakterfestigkeit erfüllen, mit der sie ihren Zielen folgte und ihre Ideen in ihrem Leben zu verkörpern strebte. Was wir an der heutigen Generation zuweilen vermissen, das besaßen diese alten Achtundvierziger in vollstem Maße: die Ueberzeugungstreue. Sie gingen für ihre Ideale in Tod und Verbannung und pactirten weder mit der äußeren Gewalt noch mit dem eigenen Gewissen. Sie hatten harte Köpfe und gefielen sich auch wohl ein wenig in der Rolle der Märtyrer. Aber für irdische Vortheile waren sie nicht zu haben, und so kurzsichtig sie auch in politischer Beziehung gewesen sein mögen, sie liebten doch glühend ihr Vaterland und waren ganze Menschen, die Anspruch auf ein dankbares Gedächtniß haben.

Malwida ist die Tochter eines hessischen Ministers, und ihre Kindheit und erste Jugend haben sich in Kassel und Detmold in Hofkreisen abgespielt. Entscheidend auf ihre geistige Entwicklung und politische Richtung wirkt neben der Zeitströmung, von der sie ergriffen wird, die Liebe zu einem Jugendfreund, Theodor Althaus, ein, dem Sohn des Predigers, der sie eingesegnet. Zum Theologen bestimmt, geräth der Jüngling in religiöse Conflicte, die sie theilt und aus denen sich Beide befreien, indem sie mit dem Glauben an die christlichen Dogmen brechen. Ein stilles Versprechen ohne öffentliches Verlöbniß folgt, doch der einige Jahre jüngere Geliebte, der in die Strudel der Revolution gerissen wird, wahrt ihr die Treue nicht, und so bringt ihr das Jahr 1848 neben der gänzlichen Entfremdung von ihrer Familie, zu der sie durch ihre Ansichten in schroffsten Gegensatz getreten ist, das größte Unglück ihres Lebens, den Verlust ihrer Liebe. Auch ihr Vater stirbt, und so kommt es schließlich zur Trennung von den Ihren; sie wendet sich nach Hamburg, wo sie in der neu gegründeten Frauenhochschule unter ausgezeichneten Menschen und Gesinnungsgenossen lehrend und lernend ein Asyl und eine Stätte des Wirkens findet. Aber ihre Liebe erfüllt immer noch ihr ganzes Herz, wenn sie auch dem Besitz des Geliebten entsagt hat. Sie sendet Theodor in das Gefängniß, in dem er wegen Preßvergehens eine neunmonatliche Haft verbüßt, einen Weihnachtsbaum, und als er schwer krank wieder in Freiheit gesetzt wird, siegt ihre Liebe über alle Bedenken. Sie besucht ihn in der Wasserheilanstalt, in die er sich begeben; sie verschafft ihm eine Stellung als Lehrer an dem Institut, wo sie wirkt, und ist auf alle Weise bestrebt, durch ihre Freundschaft und Fürsorge sein schweres Loos zu erleichtern. Kurz vor seinem Tode eilt sie zu ihm in das Krankenhaus zu Gotha, um ihm die letzten Liebesdienste zu erweisen, und als er stirbt, weiß sie, daß auch ihres Lebens Blüthe gebrochen ist und sie nie einem anderen Mann gehören wird.

Diese modern denkende Vorkämpferin der Frauenrechte zeigt sich in Bezug auf ihre Liebe also ganz der alten Richtung angehörig, die in Chamisso's Liedercyklus ihren poetischen Ausdruck gefunden hat. Werden nicht viele moderne junge Leserinnen diese Selbstlosigkeit und Liebe über das Grab hinaus für unverständliche Sentimentalität halten?

Inzwischen wird Malwida von einem neuen schweren Unglück getroffen: die Hochschule verfällt der Auflösung, und sie als Mitglied derselben und der freien Gemeinde wird genöthigt, von Berlin, wohin sie sich darauf, eine andere Thätigkeit suchend, gewandt, bei Nacht und Nebel zu fliehen. In London, wohin sie sich begiebt, verdient sie kümmerlich ihr Brod mit Stundengeben; die große Familie der Emigranten, die sich in der englischen Hauptstadt zusammengefunden, steht ihr bei; besonders tritt sie zu Kinkels in ein nahes Freundschaftsverhältniß. Wie lebendig und anschaulich weiß Malwida uns die interessanten Menschen dieses Kreises zu schildern, uns Sympathie für ihr Geschick einzuflößen. Eine freundlichere Gestalt nimmt ihr Leben an, als der russische Flüchtling Alexander Herzen, der seine Gattin verloren, sie zur Erziehung seiner Töchter in sein Haus bittet. Das innige Verhältniß, das sich zwischen ihr und diesen bildet, gewährt ihrem sehnenden Gemüth die höchste Befriedigung; dazu steht sie als Leiterin von Herzen's Hause im Mittelpunkt einer Gesellschaft höchst bedeutender und hervorragender Persönlichkeiten aller Nationen, an deren Bestrebungen und Studien sie auf das Lebhafteste Theil nimmt. Drei Jahre lang währt dies Glück; dann sieht Malwida sich durch die Intriguen einer Polin und Freundin von Herzen's verstorbener Frau gezwungen, das Haus zu verlassen, in dem sie Wirkungskreis und Heimath gefunden. Die Trennung von Herzen's jüngster Tochter, die sie wie ein eigenes Kind liebt, bricht ihr fast das Herz, und noch einmal ist sie in alle Tiefen des Grams und der Vereinsamung, die ihr den Gedanken des Selbstmordes nahe legen, zurückgestürzt. Mit welcher Genugthnung erfüllt es den Leser, daß Herzen nach einigen Jahren selbst seine kleine Tochter, die ebenfalls unter der Trennung von Malwida bitter leidet, ihr zur Erziehung übergiebt und bedingungslos überläßt. So findet sie endlich in den Mutterpflichten gegen das fremde Kind ihres Lebens höchsten Inhalt. In ihren philosophischen Anschauungen hat die Verfasserin manche Wandlung durchgemacht und sie endigt bei Schopenhauer, dessen Lehre ihr Antwort auf alle Fragen zu geben scheint. Wie eine Offenbarung wirkt auf sie Wagner's Musik, wie ihr überhaupt die Kunst als die höchste Manifestation des Geistes gilt.

So enden die Memoiren „in mezzo del camin di nostra vita", um etwa 35 Jahre später in dem „Lebensabend" fortgesetzt zu werden. Gerade für diesen letzten Band können wir der Autorin nicht dankbar genug sein, denn sie läßt uns in diesem reizenden Buch mit ihr die Früchte ihrer Lebensarbeit und ihres Idealismus ernten. Aus all' den Kämpfen ihrer Jugend führt sie uns hinaus und hinauf in die reinen und lichten Sphären einer vollkommenen Harmonie. Die Achtzigjährige, die in voller Frische empfindet und sich auch geistig die Empfänglichkeit ihrer Jugend bewahrt hat, kennt nur die Vorzüge des Alters. Wie ein abgeklärter Geist wandelt sie gütig und weise zwischen den irrenden und hastenden Menschenkindern. Die Erde drückt sie nicht mehr; sie hat überwunden und wartet freudig und getröstet auf das Ende, das für sie kein Ende ist. Denn so weit sie vom kirchlichen Glauben entfernt ist, sie ist überzeugt von dem Fortleben des Geistes, und nur was vom Geiste stammt, erscheint ihr von Bedeutung.

An äußeren Ereignissen ist ihr Lebensabend nicht reich, doch auch aus den 25 Jahren, die er behandelt, hat sie uns thatsächlich Interessantes mitzutheilen. Malwida beginnt ihre Erzählung erst um die Zeit, als ihr Pflegekind geheirathet hat und es wieder einsam um sie geworden ist. Dieser über Alles geliebten Pflegetochter legt sie ihr Buch als Gabe zur silbernen Hochzeit auf den Tisch. In Rom hat Malwida ihren Wohnsitz aufgeschlagen, da sie nördliches Klima wegen ihrer zarten Gesundheit nicht mehr zu ertragen vermag. Wie sie einst in London mit Kinkels, Mazzini, Lothar Bucher und vielen anderen Berühmtheiten in nahem Verkehr gestanden, so hat sie auch in Italien das Glück, mit vielen bedeutenden Leuten in freundschaftliche Beziehung zu treten. Ihre kosmopolitischen Interessen und Verbindungen, ihre „Memoiren", und vor Allem wohl ihre Persönlichkeit, sichern ihr diesen Vorzug. Franz Liszt und die Fürstin Wittgenstein, Minghetti und andere italienische Staatsmänner, wie Bonghi und Moretti treten auf das Lebendigste vor uns hin. Von unschätzbarem Werth für sie ist die Freundschaft mit dem österreichischen Diplomaten und Schriftsteller Alexander von Warsberg, dem sie einen ganzen Abschnitt ihres Buches widmet. Dazwischen ist Malwida immer wieder Gast im Wagner'schen Hause, mit dem sie engste Freundschaft verbindet und von dem sie ganz reizend zu erzählen weiß; dann wieder bringt sie einen Winter mit Friedrich Nietzsche zu, den in Sorrent zu pflegen sie sich erboten hat. In der That, wir befinden uns fortwährend in der interessantesten Gesellschaft und in der herrlichsten Umgebung. Mit wie tiefer Liebe, welch' innigem Verständniß schildert sie uns das schöne Land, das ihr eine zweite Heimath geworden! Bald führt sie uns an irgend ein Gestade des blauen Meeres, bald hinauf in die von dem Fremdenstrom noch nicht berührten Höhen des Gebirges mit ihren unverdorbenen Menschen. So lehrt sie uns Rimini und die Republik Marino, die venezianischen Alpen mit Tizian's Geburtsort und die Appeninen bei Bologna kennen, indem sie uns zugleich die Geschichte des Landes auf das Lebendigste zu erzählen weiß. Wie gern folgen wir ihr auf ihren Wanderungen, da sie versteht, ihre eigene Wärme für das Geschilderte uns mitzutheilen! Dennoch bilden die äußeren Erlebnisse Malwida's nicht den Hauptinhalt des Buches, das ein tief innerliches ist. Die Art, wie sie sich zu ihrem Geschick verhält, wie sie es empfindet, wie sie über Dinge und Menschen urtheilt, — ihr Verhältniß zu dem Ideal, dem sie folgt, — das ist's, worauf es ihr ankommt. Nicht ohne Bewegung werden wir sehen, wie der feste Glaube an eine sittliche Aufgabe des Menschen, an den Fortschritt der Menschheit und den endlichen Sieg des Lichtes über die Finsterniß — kurzweg der Glaube an das Ideal sie durch das Leben begleitet und ihr ein fester und sicherer Führer in allen Wirren ist. Wie ihre Ueberzeugung sie einst auf die Seite der revolutionären Bewegung trieb, so steht die Achtzigjährige heute noch immer mit voller Seele dort, wo an geistiger und materieller Befreiung gearbeitet wird. Die Frauenfrage zum Beispiel hat an ihr eine begeisterte Vorkämpferin gefunden.

Ich hatte vor etwa neun Jahren das Glück, die alte Dame kennen zu lernen und sie in ihrer Häuslichkeit in Rom zu besuchen. Wie erstaunt war ich, diese radicale Natur, die ihren Ueberzeugungen folgen mußte, ohne Rücksicht auf die Meinung der ihr Nächststehenden zu nehmen, in einer kleinen, stillen, bescheidenen Dame verkörpert zu finden, die echt weiblich und weich in nichts ihre Ungewöhnlichkeit verrieth. Eher schüchtern als hervortretend lieferte sie mir wieder den Beweis, daß es nicht die laut redenden und von sich reden machenden, nicht die Reclameheldinnen und Agitatorinnen unter unseren Schwestern sind, die die Sache der Frauen fördern, sondern die Stillen, die, während sie niemals ihre weiblichen Tugenden verleugnen, doch durch ihr Leben und Handeln beweisen, wessen sie fähig sind. Tausendfältig wirkt ihr Beispiel nach. Wie großen Eindruck das Buch Malwida von Meysenbug's auf unzählige Leserinnen ausübt, geht aus der Fülle von Briefen hervor, die die Autorin fortwährend von unbekannten Verehrerinnen empfängt. Sie streute reichen Samen aus, — möge er in vielen Herzen aufgehen und Frucht bringen!

Das Urbild der Mignon.

Von C. W. Noelte.

Am 28. August 1899, zu Goethe's 150jährigem Geburtsjubiläum, waren etwa hundert Jahre verflossen, seit zwei Gestalten seiner Dichtung dem deutschen Volke bekannt wurden, die zu dem Schönsten und Tiefsten gehören, was seine Poesie, ja die Poesie überhaupt geschaffen hat: es sind dies Mignon und der Harfenspieler in seinem Roman „Wilhelm Meister's Lehrjahre", dem Werke, das er selbst lange Zeit hindurch vor Faust und immer neben Faust als das Hauptwerk seines Lebens betrachtete. So eifrig sich die Goethe-Forschung um alles, was Goethe's Leben und Dichten betrifft, seit Jahrzehnten bemüht, so schien es doch bisher, daß diesen beiden Gestalten das geheimnißvolle Dunkel, das sie im Roman umgiebt, auch in Goethes Leben gewahrt beiben sollte. Wie sie, nach Schillers schönem und treffendem Vergleich, schauerlich gleich Kometen in das schöne, geschlossene Planetensystem der übrigen Figuren des Romans aus einem entferntern größern System hineinzuragen scheinen, so schienen sie auch seinem Leben fremd und nichts als rein phantastische Erfindungen des Dichters zu sein. Kaum wagte man sich zu fragen: Wie konnte Goethe nach seiner ganzen Art zu dichten diese fremdartigen Figuren überhaupt erfinden? Wie konnte er sie zu den Hauptfiguren einer seiner umfangreichsten, bedeutendsten und sonst nachweislich sein eigenes Leben spiegelnden Dichtung machen? Wie erklärt sich seine ausgesprochene Vorliebe für sie, wie ihre liebevolle, namentlich bei Mignon bis in's kleinste Detail ausgeführte Charakteristik, wie die tiefen Gesänge, die er ihnen in den Mund legt?

Allenfalls bemühte man sich, geleitet durch manche geheimnißvolle Anspielung, vor allem wohl das Geständniß des Dichters, daß er um Mignon's Willen den ganzen Roman geschaffen, eine tiefere symbolische Bedeutung in dieser zu entdecken. So bemerkte Körner, daß sich in Mignon gleichsam „eine Poesie der Natur", Schiller „die Jugendpoesie und Liebe in ihrer ganzen Reinheit und so die Menschheit selbst" darstelle, und um auch einen von den Neueren anzuführen, so rühmt Scherer, daß Goethe nichts tiefer aus den Abgründen der menschlichen Seele heraufgeholt habe, als diese beiden Wesen und ihre Gesänge, in denen alte mythische Feierklänge aufzuleben scheinen. Denn es ist gar keine Frage, daß der Dichter in diesen „Roman seines Lebens", der ihn durch Jahrzehnte beschäftigte, nach seiner Weise unendlich viel hineingeheimßt hat, vielleicht noch mehr als in den Faust. Das Geheimnißvollste daran sind jedenfalls die geradezu mythischen Gestalten der Mignon und des Harfners. Alfons Matthes hat ihnen neuerdings mit Eifer nachgespürt, und wir geben gerne zu, daß der Schlüssel, den er in seinem Buch „Mignon — Goethe's Herz" (Schkeuditz, W. Schäfer) niedergelegt hat, gar Vieles, wenn nicht Alles erklärt. Nach ihm ist Mignon, kurz gesagt, Goethe's Herz oder, wenn man lieber will, das Symbol seiner Jugend, seiner ersten Liebe (Lili), seines Dichterdranges, seiner Sehnsucht nach Natur, Schönheit und Freiheit (Italien). „Schon die scheinbare Geflissentlichkeit, mit der Goethe sowohl bei den Zuständen Mignon's, wie dem Verhältniß Wilhelm Meister's zu ihr das Wort Herz hervorkehrt, ähnlich wie in dem Gedichte „An Mignon", in dem Goethe selbst unter fünfmaliger Wiederholung sein eigenes leidendes Herz andeutungsweise mit Mignon vergleicht," bestätigt Matthes' Annahme. Auch die Analyse, die Goethe den Arzt von Mignon's Seelenzustand geben läßt, „ihre Natur bestehe fast nur aus einer tiefen Sehnsucht", endlich der Nachruf, den er den Abbé „diesem tiefen, guten, gegen die Menschen so verschlossenen Herzen" halten läßt, ferner der Umstand, daß er sie an Herzkrankheit leiden und auch gerade an einem Herzschlag sterben läßt. So liegt also nach Matthes des Räthsels Lösung in der symbolischen Bedeutung der Mignon als des kranken Herzens Wilhelm's, und als Widerspiel und Ergänzung ist dann der Harfner dargestellt, eine andere Saite in Goethe's psychopathischen Zuständen. Wie Mignon besonders die Zustände höchster Gespanntheit, ja Ueberspanntheit darstellt, so der unglückliche, geniale Harfner (unbewußt ihr Vater!) die Zustände tiefster Abgespanntheit, Dumpfheit, Verzweiflung. Symbolisch vollen Tiefsinns ist namentlich das Ende beider Romanfiguren: Mignon's Krankheit, Tod und ausführlichst geschilderte Bestattung und des Harfner's Selbstmord. Mignon's symbolische Bestattung kennzeichnet sie als reines poetisches Wesen, als ein Genius. „Nachdem diese Bedeutung genügend hervorgekehrt war, konnte der Harfner kurz abgethan werden. Denn auch daß der scheinbar gesundete Harfner, als er in den Papieren des Abbé Mignon's und seine Geschichte findet, unter Umständen, die sein früheres Mißgeschick noch einmal aufleben lassen, dem lange gefürchteten Tod, sich selbst erlösend, freiwillig in die Arme stürzt, und so Mignon, wie in allem, nachfolgt, ist nicht blos durch diese äußeren Umstände motivirt, sondern zugleich symbolisch zu verstehen. Er, der Mignons Ueberspanntheit gegenüber den Zustand der Abgespanntheit, der inneren Oede, Hohlheit, Leere vorstellt, konnte wohl in der Nähe Wilhelm's Mignon noch kurze Zeit überleben. Aber auf die Dauer hat in einem völlig gesunden Herzen der Zustand der Oede und Leere nicht Platz, wie denn auch bei Wilhelm die Stelle der Therese durch die sein ganzes Herz und seinen Geist füllende Natalie, die Erfüllerin aller seiner Sehnsuchtsträume, die Vollenderin seiner Wiedergeburt in Kopf und Herzen, ersetzt wird, und so muß auch der Harfner sterben. Ohne viel Mitleid, und nicht wie über den Tod wirklicher Menschen, ja fast mit Zufriedenheit oder gar Ironie, geht denn auch die Gesellschaft und namentlich Wilhelm leicht über das Sterben der beiden unglücklichen Wesen, die Goethe selbst nur „Genien" nennt, und die eben nichts als die Symbole von seiner und Meisters Herzens- und Sinnes- oder Geistesverfassung waren, hinweg."

Es sind wesentlich die ersten zwei Decennien seines Weimarer Lebens, in denen Goethe die Gestalten Mignon's und des Harfenspielers beschäftigen: in dem ersten tauchen sie auf und entwickeln sich, in dem zweiten verwandeln sie sich, sterben und werden begraben; das erste entspricht den vier ersten, das zweite den vier letzten Büchern Wilhelm Meister's. Aber die Parallelen von Goethe's Leben und Wilhelm Meister's Entwickelung werden von Matthes noch viel weiter in's Einzelne verfolgt. Goethe kam, wie Wilhelm in den Kreis der Schauspieler und Adligen, mit einer unglücklichen Liebe von Frankfurt nach Weimar herüber, er brachte dahin ein tiefkrankes Herz mit. Es ist nur ein Irrthum seiner späteren Jahre, daß er sich mit Werther's Leiden die krankhafte Empfindsamkeit ein für allemal von der Seele geschrieben. Nur sich selbst in erhabener oder ironischer, humoristischer oder satirischer Betrachtung darüber zu erheben, so daß sie wenigstens seinem Leben nicht mehr gefährlich wurde, hatte er durch die Niederschrift seines Werther gelernt. Im Uebrigen saß sie ihm doch „zu tief im Herzen", und ganz ist er sie, wie die späte sogenannte Marienbader „Elegie" (an Ulrike von Levetzow) zeigt, nie, auch im Greisenalter nicht, los geworden.

Wir müssen es uns versagen, Matthes' geistreiche Symbol-Lösung des Weiteren hier zu verfolgen und verweisen auf sein schönes Buch. Er holt mit Fleiß und Geschick alle Zeugnisse, die seine Theorie stützen können, aus Goethe's Briefen, Annalen und Gedichten herbei. Besonders wichtig für das Mignon-Geheimniß sind die Gedichte An Mignon („Ueber Land und Fluß getragen"), Ilmenau und die Lieder der „Lehrjahre". Ein helles Licht wirft Matthes auch auf das Lied: „Kennst Du das Land", das ohne Zweifel als reiner Sehnsuchtssang schon in Weimar entstanden und von Herder schon 1785 abgeschrieben worden ist, obwohl in Messina sogar die Kirchenterrasse von San Gregorio gezeigt wird, wo er es gedichtet haben soll. „Im tiefern

Sinne verstanden, wäre dies also ein Lied des Herzens an seinen Dichter, der es bis dahin geliebt, beschützt, väterlich behandelt, und nur durch allzu eifersüchtige Fürsorge ihm Leid angethan. Das war ja ganz das Verhältniß des Dichters zu seinem Herzen und des Herzens zum Dichter. Schöner, zarter könnte auch das Wesen der Sehnsucht nicht zum Ausdruck gebracht werden, als durch eine solche Aufforderung des Herzens an seinen liebenden Geliebten, beschützten Beschützer, kindlich verehrten Vater zu neuer Kräftigung des alten Bundes dem Wunsche des Herzens Folge zu geben. Es war Goethe durchaus natürlich, sein Herz in dieser Weise sich zu personificiren, und so wird das Gedicht als Ausdruck der Sehnsucht Goethe's nach Italien eigentlich erst recht begreiflich. In Italien hoffte er zugleich mit seinem eigensten Selbst in der Anschauung der classischen Welt die erstrebte classische Form für seine Werke zu finden und sein krankes Herz Mignon womöglich gesunden zu lassen. Und es gelang ihm Beides wirklich, Mignon's Gesundung wenigstens insoweit, als er mit manchen guten Vorsätzen für sie bereits den marmornen Sarkophag classischer Abklärung mitbrachte, in dem sie im Saale der Vergangenheit beigesetzt werden sollte. Die guten Vorsätze wurden ausgeführt: das schleppende, unfruchtbare Verhältniß der vergangenen Jahre zu Frau von Stein, der vielgepriesenen „Besänftigerin", die gleichwohl mehr Liebe empfangen als gegeben und so mehr das Herz aufgeregt als gestillt hatte, wurde fast gewaltsam abgebrochen; statt dessen nahm er, da ihm Natalie-Lili, die mitgeborene, von Ewigkeit her ihm bestimmte, Braut, unerreichbar war, in Christiane Vulpius eine derbe praktische Theresennatur in sein Haus, die ihn mit einem Sohne beschenkte, der zwar des Harfners Namen erhielt, aber zunächst, als Kind wenigstens, ganz die Rolle des Felix bei Wilhelm spielte, das heißt Mignon, seine liebste Gespielin, nach und nach ersetzte. Auch seine amtlichen Obliegenheiten wurden nach seinen Wünschen und Neigungen eingeschränkt, und so konnte Mignon, sein eigenes krankes Herz, an ähnlichen Mitteln, wie Wilhelm Meister, rasch völlig gesunden."

Es ist nun die Frage, ob Goethe die Gestalten Mignon's und des Harfenspielers ganz allein aus seinem Innern geschöpft und völlig aus freier Phantasie so geschaffen hat, wie sie sind, oder ob ihm dabei noch irgend welche im Leben beobachteten Modelle vorgeschwebt haben. „Gewöhnlich brauchte er zu einer dichterischen Schöpfung zweierlei: ein inneres Erlebniß oder einen innern Seelenzustand, und ein äußeres Begebniß oder Modell. Ersteres gab, wie natürlich, meist mehr den Inhalt, letzteres die Form: ersteres konnte er beim Dichten nie, letzteres aber wenigstens insofern entbehren, als er sich im Nothfall das Modell selbst aus vielen gelegentlichen Einzelbeobachtungen aus verschiedenen Personen zusammen zu suchen vermochte. So ist z. B. auch Mephisto ein Theil seines eigenen Innern, als Modell dazu aber diente ihm bekanntlich Merck, in Einzelzügen vielleicht auch Herder, in denen er jenen Theil nicht untergeordnet und unter seinem Gegentheil Faust fast verschwindend, wie bei sich, sondern herrschend und in einseitiger Ausbildung anschauen konnte." Aber gerade bei der Frage nach den historischen Urbildern sah man sich in der größten Verlegenheit: denn die Auskunft, daß Goethe einem Harfner mit elfjährigem Töchterlein erst im Anfang seiner Reise nach Italien im September 1786 zwischen Walchensee und Mittenwalde flüchtig begegnet sei, zu einer Zeit also, wo er bereits, wie feststeht, die Hälfte seines Wilhelm Meister vollendet, schien noch von allen die beste zu sein, obgleich er, der sonst gerade in seiner Italienischen Reise die Hindeutungen auf Mignon liebt, hier nicht den geringsten Anhalt giebt, daß er sich durch das ganz gewöhnliche, sich in nichts von fahrenden Musikanten unterscheidende Paar auch nur entfernt an seine Mignon und seinen Harfenspieler erinnert gefühlt hätte. Für Mignon und den Harfner hat man also trotz allen Bemühens ein solches, irgend wahrscheinliches, oder auch nur entfernt mögliches Modell nicht finden können. Und dennoch giebt es ein Menschenpaar, dem er im Leben eine kurze Zeit sehr nahe gestanden, und das so viele übereinstimmende Züge mit jenen merkwürdigen Gestalten seiner Dichtung aufweist, daß man sie mit weit größerm Recht als die angeblichen Modelle vieler anderer Figuren, als deren Urbilder bezeichnen kann. Es ist wieder das Verdienst von A. Matthes, diese wahrscheinlichen Modelle in Dichtung und Wahrheit (III, 15) nachgewiesen zu haben.

Es war in jenen Tagen höchster eigener Gemüths- und Geistesverwirrung, wo sein Herz unter der endgültigen Lösung des Verhältnisses zu seiner immer noch geliebten Lili unendlich zu leiden hatte, und die Dämonen ihn selbst in's Verderben zu peitschen schienen, und zwar im letzten Drittel des September 1775, als zwei Personen, Tochter und Vater, in seinem Elternhause in Frankfurt am Main einkehrten, an denen er diese seine eigenen Seelenzustände gesteigert, gesondert, in einseitiger, dauernder Ausbildung beobachten konnte. Daß sie so einen besonders tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf ihn machen mußten, ist leicht begreiflich und auch noch aus seinem eigenen, ausführlichen, wenn auch, wie es scheint, absichtlich mit nichts auf Mignon und den Harfner anspielenden Bericht in „Dichtung und Wahrheit" zu entnehmen. Beide Personen kamen von Süden her, wenn auch nicht aus Italien, so doch aus der französischen Schweiz, wenn auch nicht in der frei nach den Gesetzen der Symbolik erfundenen Maske Mignon's und des Harfners, so doch mit einem nahe verwandten, sich leidenschaftlich aussprechenden Innern. Die Tochter zog mit dem Vater nach Norden, nur, wie in die Verbannung. Ein tiefer Kummer drückte ihre Seele nieder und erfüllte zugleich ihr Herz mit namenloser Sehnsucht. Sie hatte in Lausanne, wo sie in Pension gewesen war, ihre erste und letzte Liebe, einen schönen, blühenden, sanften, edlen Jüngling zurückgelassen, der sich wenige Wochen nach ihrer Abreise dort eine Kugel durch den Kopf schoß. Goethe meint in „Dichtung und Wahrheit", sie wäre damals erst sechzehn Jahre gewesen, in Wirklichkeit wurde sie gerade in jenen Tagen (30. September) bereits neunzehn. Katharina mit Vornamen, wurde sie von ihrem Vater, einem geborenen Aargauer, im Schweizer Dialect mit dem Namen „Gattüngi" gerufen, was freilich nicht Schweizer Dialect ist, sondern wohl corrumpirt von Kathinka.

Goethe berichtet von ihr in „Dichtung und Wahrheit": „Schlank und wohl gewachsen, trat sie auf ohne Zierlichkeit. Ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer so ruhig aus, wie ein Bild. Sie äußerte sich selten, in Gegenwart des Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie, als Magd, als Sclavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, um nur nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne." Seine Mutter, erzählt Goethe dann weiter, hätte sich noch viele Mühe mit dem Kinde gegeben und es gern im Hause behalten, wenn er sich hätte entschließen können, sie zu heirathen; er aber hätte gemeint: wenn sie eine Waise wäre, so ließe sich darüber wohl denken und handeln; aber Gott solle ihn vor einem Schwiegervater bewahren, der ein solcher Vater sei.

Man wird bei dieser Scene, an deren richtiger Ueberlieferung nicht zu zweifeln ist, wenn auch Goethe in einigen andern Einzelheiten sich irrt*), an den Auftritt in Wilhelm

*) So setzt Goethe den Besuch Zimmermann's ein Jahr zu früh an, auch wurde der Sohn 1777 wahnsinnig und zwar in Folge erblicher Belastung u. s. w. Die zweite Frau Zimmermann's war über Goethe's „Verleumdungen" so empört, daß sie ihn gerichtlich belangen wollte.

Meister's Lehrjahren erinnert, in dem Meister Mignon dem Seiltänzer entreißt. Aber das wäre noch kein Grund, sie für das Urbild der Mignon anzusehen, wenn nicht die Eigenart und die Schicksale Katharinens auch sonst viele Aehnlichkeit mit dieser aufwiesen. Von Goethe's Verhältniß zu ihr erfahren wir freilich nur noch wenig. Ihr Vater berichtete an Frau von Stein hierüber nur: „Mr. Goethe fait trop d'honneur à ma fille qui n'est point dévelopée encore (mit 19 Jahren!!), qui a été timide et craintive dans sa maison." Goethe selbst aber schrieb an Lavater: „Seine (Zimmermann's) Tochter ist so in sich nicht verriegelt, nur zurückgetreten ist sie und hat die Thür leis angelehnt, es würde sie ein leise lispelnder Liebhaber eher, als ein pochender Vater, öffnen." Dagegen hören wir von andern desto mehr über sie und ihr Schicksal, das übrigens, wie aus der kurzen Schlußnotiz in Dichtung und Wahrheit: „Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht", hervorgeht, zweifellos auch Goethe bekannt wurde. So schildert sie Lavater auf Grund ihrer Silhouette seiner physiognomischen Fragmente als „eine der reinsten, unschuldigsten, innigsten und verschlossensten, empfänglichsten, demüthigsten, still erhabensten Seelen voll Leidenskraft und Schmerzensempfänglichkeit. Im Ganzen ein so drangvolles Gesicht, daß es schwer fällt, alle Schätze darin herauszublicken"; Goethe nennt Mignon kurzweg „das Räthsel". Ob zwischen ihm und Katharina etwas Tieferes sich abgespielt, bleibt eine offene Frage, obwohl (oder weil?) Goethe selbst darüber schweigt. Matthes berührt sie nicht weiter. Vielleicht mit Unrecht. Düntzer hat sogar Goethe's Erzählung als dichterische Erfindung angezweifelt, denn es sei unmöglich, daß Frau Aja dem vom Schmerz um Lili noch zerrissenen Sohne eine Verbindung mit Katharina angedeutet und dieser auf solche Weise sie abgelehnt habe. Thatsächlich ist ein Brief der Mutter an Zimmermann erhalten, worin sie dem „lieben süßen Mädchen" den Vorschlag macht, „die Zahl ihrer Kinder durch dieselbe zu vermehren". Es ist sehr wohl möglich, daß Katharina, obwohl ebenfalls an unglücklicher Liebe leidend, sich von den bezaubernden genialen Jüngling, dem berühmten Dichter des Götz und Werther, stark angezogen fühlte. Ende 1775 lehnte sie den Heirathsantrag eines jungen, schönen und reichen Regierungsbeamten ab, weil er zu sehr petit-maitre sei. Zimmermann selbst erwähnt dies mit der Bemerkung, sie würde einen Mann ohne alles Geld gern heirathen, wenn er in der Welt groß und berühmt wäre. Vielleicht daß Goethe eine solche Aeußerung nach ihrem Tode vernommen und sich hierauf die Aeußerung beziehen sollte in Wahrheit und Dichtung (III, 12): „Eine zarte, liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte und mich eben deßwegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmuthiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode erfuhr ich das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern mußte; aber ich war schuldlos und konnte ein schuldloses Wesen rein und redlich betrauern, und um so schöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich, ganz ohne Leidenschaft, mir und meinen geistigen Neigungen zu leben das Glück hatte".

Und der Vater dieser Tochter, der königliche großbritannische Leibarzt und populär-medicinische und -philosophische Schriftsteller Dr. Johann Georg Zimmermann in Hannover? Er führte, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" über ihn, offenbar aus eigener Anschauung, berichtet, „bei äußerem Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen das traurigste Leben". Eine unselige Hypochondrie, die manchmal in partiellen Wahnsinn ausartete und sich dann auch gegen seine Kinder kehrte, drückte den sonst geistig hochstehenden, verdienstvollen Mann oft völlig nieder. Von seiner Mutter, einer Französin, die früh gemüthskrank starb, hatte er eine übermäßige Reizbarkeit der Nerven, eine krankhafte Empfindsamkeit überkommen, und trübe Erfahrungen, „Contrast von Menschen und Schicksalen", wie Herder es ausdrückt, auch andauernde, grübelnde, überempfindliche Beschäftigung mit seinem Innern und jenen Dingen hatten die Krankheit vermehrt.

„Es ist," schreibt Matthes, „als ob man eine Schilderung von Goethe's Harfenspieler läse, und die Vermuthung, daß er das Urbild hierzu in noch weiterem Sinne als Merck oder Herder zu Mephisto gewesen, wird noch durch eine Menge anderer übereinstimmender Seelenmomente und Thatsachen seines äußern Lebenslaufs verstärkt. Wie der Harfner bei aller äußern Beweglichkeit in der tiefsten innern Einsamkeit lebt, so reiste auch Zimmermann, wie einer seiner Biographen (Ischer) mit Recht bemerkt, zwar erstaunlich viel umher, wenn man bedenkt, auf welcher Stufe damals die Verkehrsmittel standen, war aber dabei immer innerlich tief in sich gekehrt und beschäftigte sich sein ganzes Leben hindurch am liebsten mit der Einsamkeit. Ueber sie hat er schon früh eine kleine Arbeit geschrieben, die er dann allmählich zu seinem populär-philosophischen Hauptwerke „Ueber die Einsamkeit" in drei Bänden erweiterte. Allerdings sind es weniger die Schauer und Schrecken, wie sie der Harfner in seinem Liede so ergreifend besingt, als der Segen und die Freuden der Einsamkeit, die er hervorhebt. Als der Wahnsinn bei ihm, zu derselben Zeit, als Goethe die letzten Bücher von Wilhelm Meister abzufassen begann, 1794/95, zu offenem Ausbruch kam, glaubte er bei allem Reichthum vor Armuth Hungers sterben zu müssen und auch die glänzendsten Beweise vermochten ihn nicht vom Gegentheil zu überzeugen. Noch eine andere Wahnidee des Harfners, daß er nämlich überall, wo er hinkomme, Unglück bringe, scheint auch Zimmermann sein ganzes Leben hindurch verfolgt zu haben, wenn ein Rückschluß aus dem Zustand der Geistesumnachtung, in dem er überall, wohin er käme, Pest und Ansteckung zu verbreiten wähnte, auf den vorausgegangenen Geisteszustand gestattet ist. Aehnlich wie der Harfner, ließ er sich von seiner Hypochondrie auch zu heftigen Worten und sogar Handlungen gegen seine Kinder hinreißen. So bemerkt Wieland einmal in einem Schreiben an ihn: sein Brief sei in dem Tone gewesen, in welchem er seinen Knaben einst zum Fenster hinauswerfen wollte, weil er ihm mit Lärm die Ohren betäubte. Dies hat seine Kinder, wie Ischer richtig bemerkt, zweifellos zu den gedrückten stillen Geschöpfen gemacht, wie sie uns von ihm und andern geschildert werden, wenn auch der frühe Ausbruch unheilbaren Wahnsinns bei seinem talentvollen Sohne, nicht, wie Goethe meint, auf diese Behandlung, sondern mehr auf ererbte Anlage zurückzuführen sein dürfte. Denn er selbst war so besonnen, die Kinder nach dem Tode seiner Frau in fremde Pension zu geben, um sie vor seinen Wahnsinnsausbrüchen zu sichern. Wie beim Harfner „vergiftete" auch bei ihm die Hypochondrie, nach dem Ausdruck eines andern Biographen (Bodemann) „sein ganzes Dasein und umhüllte, wie mit einem Trauerschleier, sein Herz und seinen Geist", und wenn er auch nicht, wie der Harfner, im Wahnsinn durch directen Selbstmord endete, so doch durch indirecten, indem er die Nahrungsaufnahme verweigerte.

Im Jahre 1781 starb das Gattüngi, 1785 erschien der so viele Anklänge an Goethe's Mignon bietende Nachruf im dritten Bande von Zimmermann's „Ueber die Einsamkeit", der Goethe sicher bekannt geworden ist, wie er auch von ihrem Tode Kunde erhielt. 1795 im October, zu derselben Zeit, als Goethe an den letzten Büchern von Wilhelm Meisters Lehrjahren arbeitete, erlag Zimmermann unter Umständen, die die ganze Oeffentlichkeit und gelehrte Welt damals beschäftigten, seinen langen Leiden. Es ist daher nicht bloß möglich, sondern auch wahrscheinlich, daß das Geständniß Goethe's (in dem Briefe an Schiller vom 22. Juni 1796), daß ihm die lange Gewohnheit, zufällige Ereignisse zu benutzen, bei Vollendung des Romans zu Hülfe gekommen sei, eine Andeutung ent-

hält, daß auch der Tod Zimmermann's und seiner Tochter, besonders des ersteren, auf die Gestaltung seines Wilhelm Meister eingewirkt habe.

Wir würden uns den Harfner bei aller seiner Gemüthsweichheit und friedlosen Beweglichkeit als eine Persönlichkeit von großer starker Figur mit fast classisch-edlen Gesichtszügen und hellen, sprechenden Augen vorstellen, wie Zimmermann, auch wenn ihn Goethe uns nicht ausdrücklich so geschildert hätte, und seine Tochter zeigt vor allem die Züge der drangvollen Verschlossenheit, der geheimnißvollen Sehnsucht und der stillen Erhabenheit ausgeprägt, wie sie in den drei Liedern Mignon's zum Ausdruck kommen. Räthselhaft ist es fast, wie sowohl den Zimmermann-Biographen als auch den Goethe-Forschern Matthes' Parallele ganz entgehen konnte; doch erklärt sich dies vielleicht sehr einfach daraus, daß erstere Goethe's Gestalten, letztere die beiden historischen Personen nicht genügend kannten. Jedenfalls ist es sehr erfreulich, daß keiner der zünftigen Goetheconventikler in Weimar und Berlin diesen überraschenden Hinweis fand, sondern ein abseits der Clique lebender Kenner und Künder unseres Dichters.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Meines Hans Ohm's letzte Geschichte.

Von Timm Kröger.

(Schluß.)

Hans Ohm stand noch immer bei dem Pfahl. Ein kalter Wind hatte den Wolkennebel zerrissen. Das weiße Licht des Vollmonds lag auf der Heide. Es kam ihm Alles so traumhaft, so überirdisch vor, als gehöre er nicht mehr der Welt der Lebendigen an, als wandle er schon im Reiche der Schatten. Schwarz und dunkel hoben sich die dichten und runden Ginstergebüsche von der hellen Heide ab: — es schienen ihm schwarze Grabhügel auf beschneitem Friedhof. Und hinter ihm ... weit hinter ihm ... in einer anderen Welt lag Alles, was ihm in dem ungastlichen Hause widerfahren war. Da steht der sogenannte Pfahl.

„'N Abend, Jasper," sagte er, ohne recht zu wissen, was er sprach. „Guten Abend!"

So natürlich ist noch niemals die Zipfelmütze eines Baumstammes gewesen, noch niemals so natürlich niedergebogen. Man sieht ja ordentlich den Klunker. Und was ist das? Die Hände nicht auf dem Rücken verschränkt, in der Hand hat er den bekannten Krückstock? Wunder über Wunder! Vor den sehenden Augen meines Ohm's verwandelte sich der Pfahl in den leibhaftigen Jasper. Meines Ohm's Füße standen wie angewurzelt. „Jasper Ohm," rief er. Jasper wurde wieder zum Pfahl, Mütze und Klunker zu Weidenschößlingen. Hans wollte weiter gehen. — Aber er hatte noch nicht den ersten Schritt gemacht, da war der Pfahl wieder Jasper. Und Jasper bewegte den Handstock, er fing an zu gehen. Er war ein wirklicher Mensch. „Jasper Ohm," wiederholte Hans. Eine Stimme antwortete, aber Hans verstand nicht, was sie sagte; ein Windstoß hatte es verweht. „Jasper Ohm!" rief Hans. Wieder antwortete die Stimme. Sie war hoch, fein, ohne Klang, wie man es wohl bei alten Leuten hört. Hans erkannte sie. Es war Jasper's Stimme.

„Wer ruft mich?" Nun war es ganz deutlich.

„Ich bin's," sagte Hans.

„Wer ist Ich?"

„Jasper Ohm, kennst Du mich gar nicht mehr? Freilich bin ich alt geworden, bin reichlich so alt, wie Du einstmals warst."

„Aha," kam es, immer scharf und hoch, immer fein und immer klanglos, zurück. „Ah, Du bist es, Schneider. Weißt Du was, das ist aber nett! Ich sah Dich schon vor ein paar Stunden und winkte. Aber Du kümmertest Dich nicht um Deinen alten Freund. — Ja, Du bist alt geworden, Hans!"

„Der Welt Lauf," erwiderte Hans. „Aber was ist mit Dir, Jasper Ohm? Jahre lang hast Du hier als Pfahl gestanden, und nun fängst Du gar an und gehst über die Heide?"

„Ja, mein Lieber! Bei Vollmond der Wendelinnacht thu ich's immer. Da vertrete ich mir die Beine."

„Ja, aber Jasper Ohm?"

„Was, lieber Hans?"

„Sag mal, bist Du denn nicht todt?"

„Todt? Du, wieso todt?"

„Nun, ich meine, Du hast es doch durchgemacht. Das Athmen hört auf, und das Denken, und Alles wird still. Der Körper ist nur noch ein Kloß — etwas, das weggeschafft werden muß und auf dem Kirchhof begraben wird. Dann ist man todt, und ich meine, Du müßtest es kennen."

„Ja so, das meinst Du! Ja, das kenne ich allerdings. Aber das hat nichts zu bedeuten. Man zieht einen anderen Rock an. Weiter nichts." Einen Augenblick sonn er nach: „Ich will Dir mal was sagen, Hans."

„Sag's!"

„Nein, ich will's lieber nicht sagen, Du verstündest mich doch nicht. Glaubst Du," fuhr er fort, „daß Du mich verstündest?"

„Das ist wohl nicht sicher," entgegnete Hans.

„Ihr habt weiter nichts als Einfälle. Und mehr schlechte als gute."

„Es wird wohl so sein," wiederholte mein Ohm.

„Ich muß mich immer ... Unsinn war's natürlich, aber als Geschichte war sie gut ... Ich meine die Geschichte, die uns Beiden so gefiel, daran muß ich noch immer denken. Wie war's doch: es giebt nichts Todtes und nichts Lebendiges, kein Wachen und kein Träumen, keine guten Menschen und keine bösen Menschen — Alles und Alle sind nur Figuren in dem Traum des Alleinseienden, unseres großen Herrgotts."

Hans Ohm lachte. „Ja, — das war die Geschichte von Michel Brandt in Schirnhude am Schirnhudersee."

„Das stimmt," sagte Jasper. „Ich machte Dich wegen dieser Geschichte zu meinem Minister. Komm her, mein Hans, gieb mir den Arm!" Die beiden Greise wackelten Arm in Arm über die Heide. „Das war eine Geschichte," lobte Jasper. „Das war eine."

„Die Geschichte war gut," bestätigte Hans. „Und doch giebt es Leute, die sie nicht hören mögen."

„Nicht hören mögen? Nicht die Geschichte von Michel?" Jasper erstaunte.

„Wie ich Dir sage, Ohm," versicherte Hans. „Komm just von Friech Jessen. Der Mann kann es nicht mehr aushalten. Er hat mich beleidigt — ja, so zu sagen hinausgeworfen — und nur wegen jener Geschichte."

„Den laß laufen, Hans. Der versteht nichts von Geschichten."

„Aber, bester Ohm, das ist leicht gesagt. Er ist aber der Einzige hier, der mich anhört und noch ein ganz bischen Auffassung von solchen Dingen hat."

„Armer Kerl," sagte Jasper. „Das ist schlimm. Der Einzige?" fragte er wieder. „Und der will Deine Geschichten nun auch nicht mehr hören?"

„So sagt er."

„Sehr schlimm," bemerkte Jasper noch einmal. Er sah meinen Hans Ohm mit seinen graugrünen, blutunterlaufenen Augen lange an. „Ja, Schneider, dann weiß ich nur einen Rath."

„Welchen, Jasper Ohm?"

„Dann müßtest Du schon ..."

„Was müßte ich?"

„Dann müßtest Du schon ... zu mir kommen."

„Ja, aber das geht doch nicht."

„Weßhalb geht es nicht?"

„Es geht nicht," wiederholte Hans Ohm.

„Hast Du noch was zu thun? Auf ein paar Tage kommt es ja nicht an."

„Ja, aber Ohm!"

„Was ist zu abern?" Jasper war ganz erwartungsvoll.

„Ja, Jasper, Du bist doch todt!"

„Todt?" Erst lächelte Jasper's Gesicht, dann erstarrte es. Jasper wurde wieder ein Pfahl. Und sie standen noch immer auf dem alten Fleck, wo der hölzerne Jasper immer gestanden hatte. Der Mond verkroch sich hinter Wolken, der Himmel verfinsterte sich, ein schwarzes Wetter war heraufgezogen, nun warf es meinem Ohm schweren Regen in's Gesicht. Es durchzog ihn ein eigenthümliches, schüttelndes Gefühl — das war das Grausen; seine Zähne schlugen zusammen — das war Fieber; das Licht seiner Augen erlosch, das Brausen eines Oceans vor den Ohren — das war Ohnmacht. Hans Ohm lag der Länge nach auf der Heide.

— — — Damals, als diese Geschichte passirte, schlief unser Bauer im altsächsischen, der Wand als Schrank eingetäfelten Wandbett. Die freistehende „Setzbettstelle" kam nur in schweren Krankheitsfällen in Gebrauch, war daher ein unheimlicher Apparat. Die allgemeine Ansicht war die: wer in die Setzbettstelle kam, war „geliefert"; aus ihr kam selten jemand lebendig heraus. Als Hans Ohm aus seiner Ohnmacht allmälig erwachte und fühlte, daß er im Bett lag, fing er an, nach den Wänden, nach den Schiebthüren seines gewohnten Wandbetts zu tasten. Er griff in die Luft. Dann fuhren seine Hände an den Seiten seines Lagers herab, es waren glatte Bretter. Eine böse Ahnung stieg in ihm auf, er öffnete die Augen: — er war in der rothgestrichenen Setzbettstelle, die noch von Jasper herrührte und immer auf dem Heuboden gestanden hatte.

Es ging also zum Sterben. Er hätte es auch ohnehin gewußt. Denn so hatte ihm noch niemals der Kopf gebrannt, so elend hatte er sich noch niemals gefühlt. Aber er war schon wieder im Traum. Er lag wieder auf der Heide, die Beine lang gestreckt. Und sie reichten bis zum Niedergang des Himmels. Zu seinen Häupten saßen zwei Engel, die sahen aus wie Klaus und Anna und waren es auch wohl. Neben ihnen lag eine Art Bahre, die man sonst zum Heutragen benutzte. Er

ahnte auch, daß er auf diesem Ding von Klaus und Anna hereingetragen worden war.

„Hans Ohm! Hans Ohm!" rief es. Hans Ohm erwachte. Anna stand an seinem Bett; sie wollte ihm Medicin geben und gab ihm Medicin, die der Doctor verschrieben habe und die ihm gut thun werde. Hans wollte nicht zugeben, daß er krank sei; er betrachtete sich bereits als etwas außer ihm Seiendes. Daß der Hans Ohm in der Seßbettstelle sehr krank sei, das sah er ein, aber der ging ihm kaum noch was an. Ihm war es, wie es der Libellenlarve sein mag, wenn sie aus dem Sumpf am Wasserrohr hinaufkriecht, um das Platzen der alten schadhaften Hülle und die Auferstehung zu erwarten. Er trieb sich draußen auf der Heide umher und machte mit Jasper zusammen Flugversuche. Er hatte schon Flügel, freilich nicht so große und schöne wie sein Freund, nur ganz kleine — Flügelansätze, so zu sagen. Und mit diesem Nothbehelf mußte es doch wohl ganz gut gehen, denn er sah sich plötzlich mit Jasper im Sonnennebel weißer, phantastischer Wolken umhersteigen. Staunend sah Hans zur Haide hinab.

„Was siehst Du?" fragte Jasper.

„Ich sehe durch Wolken und Luft und Dach in ein Krankenzimmer. Der Kranke ist schwach und wird den Tag nicht überleben."

„Was macht man mit ihm?"

„Ein Mann mit großen Händen hält ihn aufrecht und eine Frau giebt ihm Medicin."

„Und wer ist das?" fragte Jasper.

„Das bin ich," sagte Hans Ohm.

„Holla!" schrie Jasper plötzlich. Hans Ohm sah auf, konnte aber nichts weiter wahrnehmen, als ein Wallen und Ziehen im Wolkennebel. „Holla," wiederholte Jasper, „aufgepaßt! Unsere Wolke theilt sich."

So war es. Sie riß plötzlich mitten entzwei. Die eine Hälfte blieb eine geballte Masse mit wunderbar klaren Hörnern, die andere nahm die Gestalt eines Hechtes an und schien in dem großen Luftocean nach Beute zu suchen. Jasper und Hans waren Beide auf dem Hecht geblieben, aber die Formenkühnheit der Hörner lockte sie. „Wir fliegen hinüber," rief Jasper. Schon schwebte er — zwei Flügelschläge, Landung im weichen, wirbelnden Lichtnebel — nun saß er drüben und lachte. „Wag's nue," ermunterte er Hans. „Und drück' die Finger an die Ohren," fügte er hinzu. „Im Fliegen darfst Du nicht hören, wenn man Dich unten ruft. Es würde Dich hinabziehen." Es war zu spät. Hans hörte nichts mehr, da er schon flog. „Hans Ohm," rief es von unten herauf. Da zog es ihn hinab. Er flog und flatterte und . . . fiel . . . und . . . fiel. Er fiel — fiel viele Tausende Fuß aus dem blauen Aether, der die beiden Wolken, den Hecht und die Hörner, trennte, zur Erde hinab. Ein sonniges, kleines Wölkchen, das wie ein Lämmlein aussah und unschuldig und nichts ahnend am Himmel schwamm und nichts weiter wollte, als ein bißchen Sonnenschein, und wenn es viel Glück hatte, ein wenig Abendroth genießen, wurde geradezu zerquetscht. Noch immer fiel Hans Ohm . . . fiel und fiel. Er brach durch Dach und First seines Hauses und fuhr fallend in sein eigenes Bett. Mit einem Ruck erwachte er.

Anna hatte ihn gerufen. Ein Mann sei da, ein trauriger Mann, der ihn sprechen müsse. Er habe Hans Ohm großes Unrecht zugefügt, er sei Schuld an seiner Krankheit, der Mann werde keine Ruhe mehr haben, wenn Hans ihm nicht die Hand drücke, ihm vergebe.

Hans richtete sich steil auf. „Es ist . . .?"

„Jawohl, es ist Friech. Thu' es, Hans Ohm," bat Anna. „Gottes Wege sind wunderbar." Anna weinte.

„Friech . . . der? Anna, lieb' Tochter, mach' mir's nicht zu schwer . . . Ich möchte . . . aber ich weiß nicht, ob ich's kann . . . ob ich's darf . . ." Seine Stimme verklang, er lag im Halbschlummer.

„Dürfen, Hans Ohm? Und wie sagt unser Erlöser? Siebenzigmal siebenmal," sagte er.

„Das sagt er," lispelte der Kranke. Er drückte den Kopf in die Kissen.

Friech wartete in der Wohnstube. „Geduld," berichtete Anna dort. „Nur einen Augenblick. Er ist eingeschlafen und spricht im Schlaf. Es wird werden, Geduld!" In dem Augenblick rollte ein Wagen durch die Hofpforte. Es war der Doctor. „Gottlob! Da kommt Hülfe," frohlockte die Hausfrau.

Hans wollte schlafen und nahm zu seinem Verdrusse wahr, daß er wachte. Er hörte ganz deutlich die alte Uhr, die von Jasper Thun ererbte alte Hausuhr. Ticktack, sagte die Uhr. Ticktack, machte Hans ihr in Gedanken nach. Mit dem Uhrenticktack war ihm aber nicht viel geholfen, er sehnte sich nach seinen Träumen und nach Jasper. Der erschien nun freilich nicht; wohl aber hörte der fiebernde Hans aus dem lauten Gang der Uhr einen Ausweg aus seinem letzten Seelenkampf. Und als sie schließlich eintraten: der geknickte Friech und Stine und Anna und Klaus und der Doctor, da war er mit sich im Reinen. „Guten Tag, Friech," sagte Hans. Er versuchte seinem Freunde die todesblasse Hand zu geben. „Komm her, Friech," fuhr er fort, „wir wollen in Frieden scheiden."

„Hans, mein Freund," schluchzte und weinte der Angeredete. Er war ganz hin und erging sich in Jammern. Er streichelte die Backen des Kranken und küßte seine Hände.

„Friech," sagte Hans, „Du guter, hitziger Kerl, laß man! Wir wollen in Frieden scheiden, guter Freund, aber" — und nun verzog er die Lippen zu einem leisen Schalkslächeln — „eine Bedingung ist dabei."

„Wir nehmen jede Bedingung an," sagte der Doctor.

Der große, sommersprossige Friech Jessen heulte wie ein Kind. „Ja, mein Hans, ich thu' Alles . . . Ich bin . . . ich . . . bin . . . ein . . ." Das Weitere verging in Weinkrämpfen; erst durch die Verdolmetschung von Stine erfahren die Anwesenden, daß Friech sich für einen großen Sünder erkläre.

„Und die Bedingung?" fragte der Doctor.

„Er hat meine Geschichte nicht mehr hören wollen, zur Strafe soll er sie noch einmal hören."

„Das finde ich recht und billig," entschied der Doctor.

„O ja," meinte Friech, „die schöne Geschichte von Michel und wo so fette Heringe darin vorkommen."

Er wußte nicht mehr, was er sagte. „Fett oder nicht," entschied der Doctor. „Die Geschichte sollen Sie hören."

In der kleinen Versammlung war es todtenstill. Die Uhr tickte; aber sie that es so feierlich, als sei sie vom Todesengel beauftragt, Ruhe zu heischen, und schwinge den Taktstock des Schweigens. Dann und wann fielen schwere Tropfen in den hinter dem Bett stehenden Eimer, wenn Stine die kalten Umschläge auflegte. Das erinnerte an Todesschweiß und Lebenswasser. Zum letzten Mal erzählte mein Hans Ohm eine Geschichte. Er ging dahin, wie er gelebt hatte. Ganz leise schüttelte er die Schellenglöckchen seines Humors. Der Friedensgott stand zu Häupten und breitete Palmenzweige als Betthimmel über die rothe Seßbettstelle aus. Wenn Hans Schneider an lustige Stellen kam, wischte er ihm den kalten Schweiß von der Stirn. — Dann lächelten die fröhlichen, bleichen Lippen meines armen, alten Ohms.

„Ihr lacht ja nicht," unterbrach sich der Kranke, und ließ seine sterbensmüden Augen im Kreise wandern. „Erzähl' ich so schlecht?" Er war aufrichtig um sein Künstlerthum besorgt.

Dem Doctor auf seinem hohen Koffer wurde ganz eigen zu Muth, er rückte sich seine Weichheit vor. „Wir lachen nur nicht laut, Hans Ohm. Aber in uns hinein, da lachen wir. Innerlich habe ich mich noch niemals so gefreut, wie in diesem Augenblick. Und ich lache noch mehr über den Erzähler, als über die köstliche Geschichte."

„Schön, ganz gut . . . Aber Friech . . . Friech, der soll lachen, daß ich's höre, wie er früher, wie er in der ersten Zeit gelacht hat, wenn ich von Michel erzählte . . . Der muß lachen . . . es gehört zu unserem Abkommen."

„Ich lach'! ich lach'! . . . o wie lach' ich!" Lachend und weinend hing Friech an seinem Halse.

Nur in der zweiten Hälfte wollte es nicht recht mehr vom Fleck, und als Hans Ohm zu dem großen Gottestraum kam, verklang seine Stimme ganz. Man hörte nur noch kurze Athemzüge.

„Still! St!" gebot der Doctor und stieg von seinem hohen Koffer. „Hans Ohm schläft; aber sein Wille soll uns heilig sein: Friech soll die Geschichte zu Ende hören. Ich übernehme die Fortsetzung."

— — — Sie waren nicht mehr allein, es war Jemand unbemerkt durch die nur angelehnte Thür gekommen und hatte sich in der Dämmerecke des Sterbezimmers still niedergesetzt. Und dieser Jemand war ich.

Ja, ich war persönlich dabei, im Geiste aber nur halbwegs. Ich hatte nämlich ein Gesicht. Ueber der Heidelandschaft flogen zwei Engel im Strahlenkleid himmelan. „Sieh hin," sagte der verklärte Jasper und schwang seine verklärte Wollmütze. „Sieh, Hans: der Dunst der Erde liegt wesenlos unter uns. Und um Deine Seßbettstelle hat der Doctor die Heringsgeschichte eben zu Ende gebracht. Klaus rüttelt Dich und ruft: Hans Ohm! und Anna will Dir einen Löffel Medicin geben, aber der Doctor prüft Dein Todtengesicht und winkt Ruhe. Still, Kinder! sagt er, ich glaube, unser Hans Ohm ist nicht mehr hier. Und in der That: wir haben schon einige Meilen."

Hans Ohm schwang ein paar prächtige Flügel. „Ich fliege!" In aufschauerndem Entzücken jubelte er es.

„Ja," entgegnete Jasper. „Das kann ich bestätigen. Das ist kein hülfloses Flattern, wie am Mittag. Das macht: Du hast keine Erdenschwere mehr zu tragen, Hans Schneider!"

„Ich fühle es," jauchzte Hans. „Jeder Flügelschlag wird mir zum Lobgesang der Freiheit."

Er mußte es wohl fühlen, mein auferstandener Ohm. Fühlte ich doch selbst auf meinem Brettstuhl so was wie freien Seelenflug. Und war doch nur ein Träumer und saß in dämmernder Stubenecke einer einsamen Heidkathe.

Aus der Hauptstadt.

Der Stern im Perseus.

Im Sternbilde des Perseus ist plötzlich mit blendend weißem Licht ein neuer Stern aufgetaucht, der an Helligkeit fast den Sirius übertrifft. Man muß ihn für einen Fixstern, eine jener gewaltigen Centralsonnen halten, um die ganze Weltsysteme kreisen. Ob der neue Himmelskörper

wirklich erst jetzt durch Druck und Concentrirung aus glühenden Gasmassen entstanden oder ob er identisch ist mit jenem wunderbaren und räthselhaften Stern, der alle 310—320 Jahre aufflammt und höchst wahrscheinlich auch über Bethlehem leuchtete, das werden die Astronomen erst noch festzustellen haben.

*

Deutschland hat wieder einen Kanzler. Wieder führt ein selbstständiger, starker Staatsmann die Geschäfte. Bernhard v. Bülow bedeutet gleichsam die Concentrirung, die Incarnation aller realpolitischen Ideen unseres Volkes, begnügt sich nicht mit der Stellung eines Satelliten; er will nicht der Planet sein, der abhängig und dienend die Sonne umkreist. Er macht eigene Politik, und daß diese Politik zugleich im hohen Grade volksthümlich ist, setzt ihren geistigen Werth nicht herab, verleiht ihr aber ganz erhebliche Schlagkraft. Wie sich der Deutsche Reichstag mit der Bülow'schen Marschroute einverstanden erklärt hat, so wird auch Europa es thun. Allenthalben empfindet man nach dem schwachmüthigen und haltlosen Hin und Her der letzten Jahre das dringende Bedürfniß, sich an eine wirkliche Kraft anlehnen zu können. Und daß in der auswärtigen Presse sich Stimmen erheben, die Bülow mit Bismarck vergleichen, ja ihn sogar seines erleuchteten, conciliancen Wesens halber über den allzu oft in Zorn und Haß ausbrausenden ersten Kanzler stellen, das zeigt am besten, in welchem Maaße er bereits das so wichtige Vertrauen des Auslandes genießt. Staatsmänner wie Bernhard v. Bülow sind freilich nicht dicht gesät; nur in Abständen von Jahrhunderten tauchen sie auf, dann aber freilich Gottlob immer in großer Zeit, die ihren Talenten volle Entfaltung gönnt. (Officiös.)

*

In der inneren Politik ist Bernhard v. Bülow's Weg klar vorgezeichnet. Mit der Bevorzugung des Junkerthums, dem Brotwucher, der höhnischen Verachtung des Handels, ohne den wir doch unseren jährlichen Geburten-Ueberschuß von 800000 Seelen nicht ernähren können; mit der Knebelung des freien Geistes muß ein für allemal aufgeräumt werden. Das unverhohlene Mißtrauen, das aus dem agrarischen Lager dem neuen Kanzler entgegentönt, zeigt, wessen sich die Finsterlinge von ihm versehen. Und mit Recht. Er ist nicht der Mann dazu, sich dem Interessenteufel mit Haut und Haaren zu verschreiben, und wenn er in politischer Hinsicht auch noch ein weißes Blatt darstellt, so zweifeln wir nicht daran, daß er nur der liberalen Schriftzeichen harrt. Die Beweise für diese unsere Anschauung liegen auf der Hand. Der neue Ministerpräsident hat mit aller Entschiedenheit seine Mißbilligung des 12000 Mark-Scandals ausgesprochen; so lange er regiere, werde sich Aehnliches nicht wieder ereignen. Zähneknirschend haben die Hochschutzzöllner, die Stummlinge und ihre reactionären Verbündeten die schallende Ohrfeige eingesteckt. Ein frischer freisinniger Lufthauch zieht durch's Land, nun die neue Sonne aufgehen will; man weiß, daß Graf Bülow sich auf die breiten Volksschichten, nicht auf habgierige Finsterlings-Konventikel zu stützen beabsichtigt. Die lange Nacht ist nun herum, gegrüßet sei das Morgenroth. (Freisinnige Vereinigung.)

*

Dieser Kanzler weiß, was er will. Die Festigkeit, womit er englischen Anmaßungen entgegentritt, erinnert an Bismarck's beste Tage, und die würdevoll entschiedene Sprache, die er in der Durban-Angelegenheit führte, wird John Bull veranlassen, schleunigst die beschlagnahmten deutschen Schiffe herauszugeben. Graf Bülow lenkt wieder in die alten Bahnen der russischen Freundschaft ein. Wir gehen in China Hand in Hand mit dem Zarenreiche und verhindern die selbstsüchtigen Pläne der Diplomaten von Downing Street; wir wissen uns mit Petersburg eins in der unbedingten Verurtheilung des schmachvollen, südafrikanischen Raubkrieges. Was der gute alte, aber schwache Hohenlohe zögernd begann: die Gründung des ostasiatischen Dreibundes, der damals den auftheilungslustigen Japanern in den Arm fiel, diese staatsmännische Idee wird Bülow erst zu ganzer Vollkommenheit ausbauen. Deutschlands auswärtige Geschicke ruhen sicher in seiner starken Hut.

(Conservativ.)

*

Die Helligkeit des im Perseus entdeckten Sterngebildes beginnt bereits merklich nachzulassen. Man glaubt jetzt nicht mehr, daß es sich um einen festen Körper oder gar einen neuen Fixstern handelt, da sein Glanz durchaus gasförmig ist.

*

Also auch du, mein Sohn Brutus? Graf Bülow ist vor den Agrariern zu Kreuz gekrochen, er hat ihnen einen gesicherten, vielleicht sogar gesteigerten Zollschutz versprochen. Niemand kann eben aus seiner Haut heraus. Und die Widerstände, die dem neuen Reichskanzler von Anbeginn entgegentraten, lähmten seine Entschlüsse, seinen zweifellos guten Willen. Er ist eben nicht aus dem harten Holze geschnitzt, das den echten Staatsmann macht; seine weiche, nachgiebige Natur scheut den Kampf. So nimmt es uns denn nicht Wunder, daß Miquel wieder obenauf ist, daß der Antisemitismus, die schändlichste Koniterei ihr Haupt frecher denn je zuvor erheben. Graf Bülow hätte an den vereinten Liberalen einen festen Stützpunkt gefunden, fest genug, um ihm für's Erste zum Mindesten eine unparteiische, abwartende Haltung zu ermöglichen. Und mehr haben wir von ihm nicht erwartet. Des Kaisers Majestät selbst hat sich vor Jahren mit Entschiedenheit gegen den Brodwucher ausgesprochen — warum treibt Graf Bülow keine kaiserliche Politik, die doch in diesem Falle sogar der begeisterten Unterstützung der Socialdemokraten sicher gewesen wäre? Er hat kein eigenes Licht, er borgt sein bißchen Glanz — aber weßhalb borgt er ihn dann von den Junkern, statt von seinem kaiserlichen Herrn? Wir hoffen noch immer, daß er rechtzeitig den rechten Weg erkennen und pflichtgemäß den Anschauungen Wilhelm's II. folgen wird, auf dessen wahrhaft volksfreundliche Gesinnungen wir heute fester als je bauen.

(Freisinnige Vereinigung.)

*

So schwimmen wir vollkommen im Schlepptau der englischen Raubpolitik! König Eduard mag ruhig nach Berlin kommen; die Befürchtung, daß sein Besuch auf unser Verhältniß zu anderen Staaten störend oder gar verderblich wirken könnte, ist hinfällig. Denn an unserer Politik ist nichts mehr zu verderben. Graf Bülow hat es fertig gebracht, die Reichsregierung in unüberbrückbaren Gegensatz zu der Willensmeinung des ganzen deutschen Volkes hineinzutreiben; er hat das officielle Deutschland in Europa völlig isolirt. Und bei Leibe nicht glänzend isolirt! Außer Portugal findet keine Macht unsere Haltung entschuldbar. Der Reichskanzler glaubte vor einiger Zeit öffentlich erklären zu müssen, daß er sein Amt an dem Tage niederlegen würde, wo die Interessen des Reiches hinter verwandtschaftlichen Interessen zurückträten. Davon kann natürlich nie die Rede sein. Wohl aber lastet auf dem Grafen Bülow der Vorwurf, daß er, der doch den ungehemmten Ueberblick hat und wohl im Stande ist, die europäischen Machtverhältnisse abzuschätzen, daß er unsere Politik bedingungslos an die total verfahrene englische kettete. Wir sind es, die John Bull den Rücken decken; wir schützen ihn gegen die allgemeine, zornige Verachtung Europas; seinetwegen häufen wir Haß ohne Ende auf uns. Was haben wir aus der wiederholt feierlich betheuerten Neutralität gemacht! Der große, greise Mann Krüger sitzt trüb und still in einer holländischen Stadt, ihm, dem Freunde unseres hingeschiedenen alten Heldenkaisers, ward der Empfang in Berlin verweigert, und ein Eduard VII. darf deutschen Boden betreten! Wenn nicht De Wet die Fehler unserer Politik corrigirt, wenn nicht eine letzte Rücksicht auf Rußland unsere Diplomatie bisher daran gehindert hätte, die äußerste Consequenz ihres Verhaltens zu ziehen, dann stünden wir bereits unter dem Niveau Portugals. Sonne, wo bist Du geblieben? (Conservativ.)

*

Das anfänglich schöne weiße Licht des neuen Sterns im Perseus, das bekanntlich allmälig gelb geworden ist, nimmt jetzt eine rothe Färbung an. Wenn sich auch die Gelehrten über die Natur des plötzlich aufgeflackerten Himmelskörpers noch immer nicht völlig im Klaren sind, so scheint doch soviel festzustehen, daß es sich bei dem ganzen Vorgange nur um Nebel- oder Gasmassen handelt, die sich vorübergehend zusammengeballt haben und dadurch leuchtend geworden sind.

*

Ein Junker wie andere Junker mehr! Die Beantwortung der Interpellation Peltasohn durch den Justizminister, die nur im Einvernehmen mit dem Ministerpräsidenten erfolgt sein kann, stößt dem Fasse den Boden aus. Selbst der Umstand, daß dem Meineidsschwörer Maßloff die Begnadigung verweigert worden ist, vermag unsere gerechte Entrüstung nicht herabzumindern. Dieser vom Rassenhaß zerfressenen, rückschrittlichen und brodwucherischen Regierung Kampf bis auf's Messer! Die freisinnige Weltanschauung wird der aufgeblasenen Bülow-Null den Garaus machen, der Bülow-Null und ihrem Einser Miquel.

(Alexander Meyer in der Vossischen Zeitung.)

*

Deutschland im Bunde mit England und Japan gegen Rußland! Welch ein Staatsmann war vergleichsweise doch der alte Hohenlohe! Als ob uns die Mandschurei irgend etwas anginge! Sie mag den Chinesen, den Russen oder den Patagoniern gehören — was thut das uns? Aber so fest verkettet liegen wir in Englands Banden, daß wir seinetwegen mit dem Gedanken des Weltkriegs spielen, wie Kinder mit Streichhölzern. Imposanter konnte der Zusammenbruch von Bülow's auswärtiger Politik nicht sein, deutlicher die unermeßliche Blamage dieser hülflosen Zickzack-Diplomatie nicht gemacht werden. Gebt uns unseren Hohenlohe wieder! Ein Königreich für einen Caprivi! (Alldeutsch.)

*

Der Stern im Perseus ist wieder erloschen. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Der Sieger. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Dreyer. (Deutsches Theater.) — Der Retter. Drama in vier Aufzügen von Carlot Gottfried Reuling. (Schiller-Theater.)

Eines haben die jungen Bühnendichter von der naturalistischen Hochfluth, die nun im Sande verlaufen ist, gelernt: daß man nichts zu lernen braucht, um ein Theaterstück zu schreiben. Die hochentwickelte Technik des alten Dramas scheint ganz verloren gegangen zu sein. Von den hundert Kunstregeln, die zwei Jahrtausende aus den Meisterwerken der Bühne abgeleitet hatten, wird kaum eine noch befolgt. Zwar ist keine unter ihnen müßiger Willkür entsprungen, jede vielmehr im höchsten Sinne lebendige Nothwendigkeit und dem Dramatiker so nützlich, so unentbehrlich, wie dem Architekten die Gesetze der Statik. Dennoch behilft man sich heut zu Tage ohne sie. Es genügt, daß man Dialoge in Sandsäcke häufelt und nebeneinander hinpackt, so ist das Theaterstück fertig. Nicht mehr folgt eine Scene logisch der andern und wächst aus ihr heraus, sondern jede Scene der Exposition bedeutet eine selbstständige Handlung. Fielen die andern fort, so würde das besondere Stück doch weiter gehen können. Und striche man alle Reden, die mit dem Kern der Sache zu thun haben, aus dem Werke heraus, so blieben immer noch „reizvolle Episoden“ genug übrig, um zwei Acte zu füllen. Eine verteufelt bequeme Geschichte, das dramatische Schriftstellern. Und billig dazu. Man braucht gar kein Handwerkszeug mehr. „Was ist denn ein Theaterstück?“ fragt gereizt der junge Goldner. „Ein paar Buch Papier, Feder und Tinte.“ Stimmt. Wenigstens vom Standpunkte des consequenten Realisten, das heißt des dramatischen know nothing, aus.

Der junge Hirschfeld hat des jungen Goldners freundlichen Irrthum allerdings büßen müssen, und auch Max Dreyer ist diesmal nicht gut damit gefahren. Er exponirt liederlicher noch als im Probecandidaten, wo er die Würste angeschnitten neben einander hinlegte, schließlich aber doch ein passables Ragout aus ihnen zusammenhackte. Im „Sieger“ hat die Exposition mit dem folgenden Schauspiel gar nichts zu thun. Held und Heldin verloben sich unter allerlei gemüthlichen, scherzhaften und wohl auch poetischen Bummelreden; ihre Zukunft indeß entkeimt diesen freundlichen Humoren nicht. Höchstens ein paar gequälte, stillose und offenbar nachträglich in den Text hineingestellte Theaterfloskeln deuten auf die Gewitter hin, die die folgenden Acte durchtoben. Nachher heben dann zwei Dramen an, zwei Leitmotive erklingen neben einander, ohne daß der Dichter sie auch nur vorübergehend verschmölze. Wir lernen eine Künstlerehe kennen, die der Neid des schwächlichen Mannes auf das schaffenskräftige Weib zerstört, und wir erleben die Tragödie des Renegaten, der seine künstlerischen Ideale für Orden und Titel und Geld verkauft. Beide Stoffe durchdringen sich nicht; das Oel schwimmt oben auf dem Wasser. Am besten ist Dreyer noch die Schilderung des Zerwürfnisses zwischen Heinz und Hertha gelungen. Der Mann erkennt bei Zeiten im Weibe die gefährliche Concurrentin. An seinem Fröbeldenkmal lobt alle Welt die Kinder-Reliefs, die von ihr herrühren; über seine eigene Schöpfung dagegen sind die Meinungen mehr als getheilt. So schmäht er denn aus bösem und vergiftetem Herzen heraus eine geniale Arbeit Frau Hertha's und nennt sie Stümperwerk, obgleich er ihre keusche Größe ganz und gar erkennt. Hertha, die Stolze, Gefestete, glaubt seltsamer Weise seinem absprechenden Urtheil, trotzdem ihr kunstverständige Freunde vorher begeisterte Dithyramben gesungen haben. Sie vernichtet das Modell. Als ihr freilich Heinz später, von seinem bösen Gewissen geplagt, die Frevelthat beichtet, da „zerspringt Etwas in ihr“; nichtsdestoweniger hofft sie, gemeinsame ehrliche Arbeit werde Alles wieder gut machen. Hier setzt nun das Drama Nr. 2 ein. Heinz ist des redlichen Ringens, das die Muse nicht lohnen will, satt. Er tritt in den Sold des Hofes. Er baut hinfort nur noch Fürstendenkmäler, Siegesallee-Puppen und dergleichen mehr. Diesen Abfall kann ihm Hertha nicht verzeihen. Gleich den Freunden, löst auch sie sich von ihm. Sie schickt ihm keinen Toledaner Dolch, wie der finstere Paul, Heinzens Blutbruder, thut, aber sie geht mit ihrem Kinde nach Rügen zurück. Und der Mann bleibt allein in glücklosem Glanz.

Es stecken mancherlei Unwahrscheinlichkeiten in dem Werke und, was schlimmer ist, mancherlei Unwahrhaftigkeiten. Ist die künstlerische Arbeit für den Hof, die Ausführung von Fürstendenkmälern wirklich eine unverzeihliche Greuelthat und gesinnungslose Schusterei? Macht wirklich vor Allem der Stoff, die Idee den Künstler, oder nicht vielmehr die Durchdringung des Stoffes, die künstlerische Ausführung der Idee? Sind die großen italienischen Meister, die im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert den Meißel auf Bestellung schwangen, wirklich verruchte Abtrünnige und Kerle, nicht werth, daß die Sonne sie bescheint? Max Dreyer, der kluge Max Dreyer, scheint ernsthaft dieser Meinung zu sein. Oder, was schlimmer wäre, er giebt sich den Anschein. Er speculirt auf die demokratischen Instinkte der süßen Parkettplebs und stopft ihr den Rachen mit Bissigkeiten und verächtlichem Ulk gegen die Genies der neuen Markgrafenstraße, gegen die antzt herrschende Marmormanie. Das nenn' ich sich die Arbeit leicht machen! Ich sehe aber keinen Unterschied in sittlicher Beziehung zwischen Denen, die dem Pöbel schmeicheln, und Denen, die ihre Kunst an den Hof verschachern. Ob rothe Livree oder blaue — der Lakai bleibt derselbe. Und ich vermag es nicht zu begreifen, daß Dreyer's vornehme Natur solch einer Versuchung unterliegen konnte. Derlei sollte er doch dem deutschen Sclaven, Schmidt geheißen, überlassen. Mit Gesinnungstüchtigkeit und Tendenzdrüllerei darf uns ein armer, talentloser Tantièmenjäger, nicht aber ein Poet kommen.

Da giebt sich Carlot Reuling sympathischer. Er steckt auch noch in der Lehrhaftigkeit mitten drin, der Prediger in ihm ist noch stärker als der Dramatiker, aber sein Zorn macht den Eindruck des Aechten. Und er müht sich eifrig ab, ihn in Satire und bewegte Handlung umzusetzen. Wie weit ihm das gelungen ist, mag eine Frage für sich sein. Jedenfalls hat die Berliner Kleinkritik nicht das Recht, einen der Wenigen, die unserm Theater unter Umständen etwas werden können, mit überlegenem Lächeln bei Seite zu schieben. Reuling's gestaltende Kraft ist noch im Wachsthum begriffen, noch überragt sein Wollen das künstlerische Vermögen. Dem derben Knochengerüst fehlt das schwellende, süße Fleisch, die Moral der Fabel ist gediegener als das Flittergold, das sie bekleidet. Aber Reuling ringt nach Reichthum und lebendiger Fülle. Vielleicht reift er ihnen entgegen.

Till, der sich später Eulenspiegel nennt, ist nach Schilda heimgekehrt. Er kommt den Schildbürgern eben recht, hanst doch eine verderbliche Seuche in der Stadt, die der Wundermann im Handumdrehen bezwingt. Volk und Ehrbarkeit jauchzen ihm zu, goldene Ketten werden dem Retter gereicht, goldene Liebe hängt sich an sein Herz. Doch der Neid und die bornirte Ueberhebung, das Philisterthum, sind nicht unthätig. Es gelingt ihnen, Till zu überführen, daß er nicht im heiligen römischen Reich, sondern in Paris promovirt hat, daß er kein erhabener Fremder, wie man bewundernd annahm, sondern einer, noch dazu als Hexe verbrannten, Schildaerin Sohn ist. Sobald die Bürger das erfahren, fallen sie von ihrem Retter ab. Wären die Bürger nicht so feig und treulos, wie könnten Narren und Schelme über Schilda herrschen? Jedes Volk verdient seine Regierung, erzieht sich seine Regierung. So wird Till von Rechts wegen zur Strafe des Prangers verurtheilt, und seine Liebste, die weinend zu seinen Füßen liegt, soll in's Frauenhaus am Thore gebracht werden. Ein gnädiger Stein, den Pöbelfaust schleudert, bewahrt sie vor dem Abscheulichsten; der Mann am Marterpfahl sieht das Letzte gemordet, das ihn an diese Stadt fesselte. So weist er denn die eilenden Boten zurück, die ihn an des plötzlich schwer erkrankten Bürgermeisters Lager rufen, und als Narr vermummt eilt er aus Schilda's Mauern. Jetzt wird er die Menschheit nicht mehr zu bessern und zu bekehren suchen, wird Niemanden mehr heilen und retten wollen. Verhöhnen wird er das Gezücht, mit feindseligem, schrillem Lachen.

Die allzu schlichte Gestaltung des Gedankens, der Mangel an blühender Phantasie, die Till's zornige Rhetorik doch nicht ersetzen konnte, und eine auffällige Uneinheitlichkeit des Stils verhinderte den lauten Erfolg der Dichtung. Man wußte nie recht, ob man im Märchenlande war oder im Berlin des zwanzigsten Jahrhunderts, und man wurde deßhalb nicht warm. Lustige und hübsch nachempfundene Züge aus dem reichsstädtischen Mittelalter wechselten hastig mit greller Satire auf ganz neuzeitliche, und nur neuzeitliche Verhältnisse; neben dem fröhlich fabulirenden Dichter stand immer der ernsthafte Morallehrer und hob grimmig drohend den Zeigefinger. Das stimmt nicht zusammen. Wenn trotz technischer Unzulänglichkeiten der fidele erste Act ächtes Behagen erweckte und die hübschen Liebesscenen, denen es doch an der schrecklichen conventionellen Belauschung nicht fehlte, das Haus freudig aufhorchen machte, dann kann es Reuling doch nicht schwer fallen, die Grenzen und die — recht respectable — Größe seiner Begabung zu erkennen. Der gewissenhafte und noble Arbeiter, der sich seinen Ruhm nicht auf Hintertreppen und nicht mit Bücklingen vor den unkünstlerischen Wünschen und Trieben der Masse erkämpfen will, darf immer der herzlichen Förderung aller wahren und unbestechlichen Freunde des deutschen Theaters gewiß sein.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Neu! Originell! Zeitgemäß! Praktisch!

ZEITLEXIKON

Monatliches Lexikon über alle Ereignisse auf sämtlichen Kulturgebieten.
Zeit- und gelderſparend für jeden vielbeſchäftigten Mann.

Monatlich ein Heft zu 1 Mark. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) In allen Buchhandlungen.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuſcripten hiſtoriſcher, genealogiſcher, ſchönwiſſenſchaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt ſich die Verlags-Buchhandlung von
Richard Sattler, Braunſchweig.
Gegründet 1888.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 90 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer, 10 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Hettner: Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 3 Hfzb. 15 M. — Sven Hedin: Durch Asiens Wüsten. 2 Lwb. 15 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart“** in Berlin W. 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Bolling.
Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieſer Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf ſtarke Auflagen erlebt, erſcheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einſendung des Betrags poſtfreie Zuſendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen. Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein.** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unſer Lager zu räumen, bieten wir unſeren Abonnenten eine günſtige Gelegenheit zur Vervollſtändigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (ſtatt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (ſtatt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unſerem Verlag iſt erſchienen:

Die Gegenwart.

General-Regiſter 1872 — 1896.

Erſter bis fünfzigſter Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographiſches Werk erſten Ranges über das geſammte öffentliche, geiſtige und künſtleriſche Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachſchlagebuch für die Leſer der „Gegenwart“, ſowie für wiſſenſchaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfaſſern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pſeudonymer und anonymer Artikel ſind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Poſtanweiſung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Technikum Ilmenau
Director Jentzen.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.

Soeben erſchien:

Georg von Bunſen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Beſiegten, gezeichnet von ſeiner Tochter
Marie von Bunſen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchſchmuck von Marie von Bunſen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Königr. Sachsen
Technikum
Ingenieure 5, Techniker 4 u. Werkmeister 2 Sem. Staatl. Oberaufs.
Direktor E. Boltz.

Bestellungen auf die



zum 58. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinſtraße 7. Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 16. März 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Für die landwirthschaftlichen Zölle.

Von C. Vibrans-Calvörde.

Die „Gegenwart" war bisher bestrebt, in den brennenden Tagesfragen der landwirthschaftlichen Zölle und des Mittellandcanals einen neutralen, nach allen Seiten aufklärenden und vermittelnden Standpunkt zu beobachten. Auch Herr Eduard von Hartmann bespricht in Nr. 8 der „Gegenwart" die landwirthschaftlichen Zölle, wie nicht zu bestreiten ist, in objectiver Weise. Er würde aber zu einer wesentlich andern Schlußfolgerung gekommen sein, wenn er nicht verschiedentlich von falschen Voraussetzungen ausgegangen wäre. Diese richtig zu stellen, ist der Zweck der folgenden Beleuchtung vom agrarischen Standpunkt aus.

Wenn Eduard von Hartmann sagt, daß vor 15 Jahren die Landwirthschaft am schwersten unter dem Mißverhältniß zwischen dem Selbstkostenpreis und dem Marktpreis ihrer Erzeugnisse litt; und daß heute es nicht so sehr dieses Mißverhältniß, als vielmehr der Arbeitermangel ist, so ist dagegen zu bemerken, daß das Mißverhältniß der Preise heute größer denn je ist, da die Erzeugungskosten in Folge der beständig gestiegenen Löhne, der socialen Gesetzgebung und der wesentlich theurer gewordenen Maschinen und Geräthe unverhältnißmäßig höher geworden sind. Während ich an Lohn auf den Morgen Acker bei nahezu derselben Bewirthschaftungsweise wie jetzt, 1870 an Lohn Mk. 17,50 zahlte, gebrauchte ich 1885 Mk. 22 und 1900 Mk. 37,70, also mehr als 20 Mk. mehr, als 1870. Die Bodenrente meiner Besitzung steht mit Mk. 18,50 pro Morgen zu Buche, ist also vollständig durch die gestiegenen Löhne absorbirt, ein Abschreiben à la Caprivi demnach nicht mehr möglich. Das einzige Mittel, dem Arbeitermangel abzuhelfen, ist eine höhere Rente aus dem Getreidebau, da diese es mit sich bringen wird, daß der übermäßig betriebene Rüben-, Kartoffel- und Handelsgewächsbau eingeschränkt und damit Handarbeit gespart wird. Die Getreidebestellung ist mit verhältnißmäßig geringen Arbeitskräften zu beschaffen und die Getreideernte kann, wie Amerika lehrt, fast lediglich mit Maschinen besorgt werden. Mit Hülfe der Brache könnte auch die günstige Wirkung der Rüben- &c. Cultur ersetzt werden.

Zur besseren Ausnutzung des Landes empfiehlt Eduard von Hartmann Vieh- und Geflügelzucht, Milchwirthschaft, Obst- und Gemüsebau, Anbau von Nutzgewächsen, Fischzucht und Gärtnerei u. s. w., alles Betriebszweige, die nur von Specialisten betrieben werden können, oder unter besonderen Verhältnissen. Wo diese gegeben sind, wird die Gelegenheit dazu schon so ausgenutzt, daß die Producte dieser Betriebe nur noch dort mit Nutzen erzeugt werden können, wo Absatz direkt an Consumenten möglich ist. Die Viehzucht, soweit es Rindvieh betrifft, ist mit Nutzen nur zu betreiben, wo natürliche Weiden eine naturgemäße Haltung und billige Ernährung gewähren, d. h. auf dem Marschboden, an der See und an großen Flüssen und im Gebirge, aber nicht auf den unendlichen Sandflächen Norddeutschlands. Die Schweinezucht ist zu Zeiten recht einträglich, für den Rassezüchter und den kleinen Mann, dessen Frau die jungen Schweine selbst füttert und pflegt wie die Kinder.

Die Ergebnisse der Milchviehhaltung sind durch die Genossenschaftsmolkereien wesentlich günstiger geworden. Während bei Molkereien nach alter Methode in bäuerlichen Verhältnissen noch nicht einmal die Hälfte des Futters, welches die Milchkühe verzehrten, bezahlt wurde, wird in den Molkereien die Milch in der Regel mit 6—7 Pfennigen bei Rückgabe der entsahnten Milch, die mit 2 Pfg. als Schweinefutter zu verwerthen ist, ausgebracht. Diese Ausnutzung reicht aber längst nicht hin, um Futterkosten, Risiko u. s. w. zu decken, wobei nicht zu vergessen ist, daß die Klauenseuche und andere Seuchen, die uns die Einfuhr aus dem Osten alljährlich neu bescheert, hierbei eine große Rolle spielen. Professor Howard in Leipzig hat bestimmt nachgewiesen, daß von 140 Wirthschaften 133 den Mist sehr theuer bezahlen müssen und trotzdem noch Verlust an der Viehhaltung haben.

Der empfohlene Anbau von Gemüse, Sämereien und anderen Handelsgewächsen ist sehr angebracht, wo klein-bäuerliche Wirthe die Arbeitskräfte ihrer Familie ausnutzen wollen, anderwärts dürften gerade die fehlenden Arbeitskräfte diese Betriebsweise verbieten. Der Tabaksbau hat 10 Jahre nicht die Kosten gedeckt und wird so lange nicht zur Blüthe kommen, als das unglückliche Steuergesetz gilt, das abgesehen von den Belästigungen des Tabaksbauers, den inländischen Tabak mit 100 Procent seines Werthes, den ausländischen mit 1 bis 20 Procent belastet. Gemüsebau ist sehr gut, wenn man Absatz dafür hat, d. h. in der Nähe großer Städte und von Conservenfabriken. Nun aber, was bringt die ganze Sache? Der gesammte Handelsgewächsbau in Deutschland, einschließlich Hopfen u. s. w. nimmt noch nicht anderthalb Procent der angebauten Ackerfläche in Anspruch. Es dürfte deßhalb wohl kein Trugschluß sein, wenn man behauptet, daß eine Vermehrung auf 2 Procent der Ackerfläche, was doch für das große Ganze von gar keiner

Bedeutung wäre, eine heillose Ueberproduction sein und als deren Folge unrentable Preise bringen würde. Außerdem ist zu bedenken, daß der Handelsgewächsbau viel Arbeitskräfte zu bestimmten, kurz bemessenen Zeiten verlangt, die später dann unbeschäftigt sind. Dieser Umstand hat den Verfasser abgehalten, Spargelbau, der immer noch eine gute Rente bringt, in Großem zu betreiben. Ueber Zuckerrüben und Kartoffelbau braucht man wohl kein Wort zu verlieren, die 39 Millionen Ctr. Zucker in Deutschland und die Noth der Stärkefabriken sprechen laut genug.

Es könnte noch auf Spiritus hingewiesen werden; derselbe ist, soweit er mit 50 Mk. Verbrauchssteuer belastet ist, mit Nutzen zu erzeugen, jedes Hektoliter Uebercontingent aber nimmt einen Theil dieses Nutzens fort, so daß bei Erzeugung gleicher Mengen Contingent- und Uebercontingentspiritus der Erzeugungspreis schon über den Marktpreis steigt.

Auch die Behauptung, daß unter den Zöllen für Brodgetreide das Interesse der Landwirthschaft geringer am Roggenzoll als am Weizenzoll ist, trifft schon deßhalb nicht zu, weil die mit Roggen bestellte Fläche fast dreimal so groß ist, wie die mit Weizen bestellte. Aber auch die Erzeugungskosten des Roggens sind verhältnißmäßig höher als die des Weizens, weil Weizen besseren Boden verlangt als Roggen und für Dünger und Pflege dankbarer ist als dieser. Ich habe es erreicht, meine Weizenernten von 20,64 Doppelcentner vom ha im Jahrzehnt 1870—80 auf 28,26, 1881—90 und 30,80 von 1891—99 zu steigern, während bei gleich sorgsamer Behandlung die Roggenernten nur von 10,26 bis 15,84 Doppelcentner und auf etwas besserm Boden von 15,06 auf 18,24 Doppelcentner gestiegen sind. Die gegebenen Nährstoffe werden eben durch Weizen zu 50—80 Procent, durch Roggen höchstens zu 25—30 Procent ausgenutzt, wie ich wiederholt nachgewiesen habe. Dazu kommt noch, daß dem Lehmboden bei richtiger Bearbeitung im Verhältniß weniger Stickstoffdünger gegeben zu werden braucht als dem Sandboden, weil er mit Hülfe der sich darin entwickelnden Bakterien den Stickstoff der Luft sich dienstbar machen kann. Ein Umstand spricht dafür, daß der Roggen- und Weizenzoll gleich ist, das ist der, daß wir noch weite Flächen Mittelbodens in Deutschland haben, die Weizen tragen können und die mit Weizen bebaut werden müssen, weil die Einfuhr von Weizen wesentlich höher ist als die von Roggen. Eine Rücksicht auf das Ausland brauchen wir meiner Ansicht nach nicht zu nehmen bei der Bemessung unserer Zölle, und am wenigsten, darin stimme ich Eduard von Hartmann bei, gegen Nordamerika.

Dagegen muß ich der immer wieder aufgewärmten Behauptung, daß nur der Großgrundbesitz Nutzen vom Zoll hat, entschieden widersprechen. Jeder, auch der kleinste Landwirth, hat baar Geld nöthig und wird deßhalb stets dasjenige zuerst verkaufen, was ihm nach der Ernte zuerst zur Verfügung steht. Das ist aber Getreide. In meinem Wohnort sind 265 Grundbesitzer, die weniger als 12½ ha Grundbesitz resp. 5—8 ha Acker haben. Es ist aber auch nicht einer darunter, der nicht Getreide und Kartoffeln verkauft, welche Früchte die Haupteinnahme bringen müssen, wenn auch nicht zu bestreiten ist, daß die Schweinehaltung für diese Art Landwirthe von großer Bedeutung ist, wobei aber zu beachten ist, daß die Schweine vorwiegend mit magerer Milch und Kartoffeln und Küchenabfällen gefüttert werden und Getreideschrot nur in verhältnißmäßig kleiner Menge erhalten. Für diese Art Wirthschaften wäre ein Schutzzoll auf Schweine, den Eduard von Hartmann empfiehlt, sehr zu wünschen, ebenso aber auch auf Handelsgewächse, insbesondere auf Tabak, da bei dem Anbau dieser Frucht die Landwirthe die Arbeitskräfte ihrer Familien besser ausnutzen können. Am nöthigsten hat den Zollschutz der Bauer, der zuviel Land hat, um seine Arbeit allein bewältigen zu können, da Knechte und Mägde nur gegen sehr hohen Lohn und Gewährung übermäßiger Ansprüche zu haben sind. Der erhöhte Zoll auf Getreidesorten aller Art ist durchaus nothwendig und kommt allen Landwirthen, den größten wie den kleinsten, zu Gute, und mit dem Getreidebau steht und fällt die deutsche Landwirthschaft.

Eduard von Hartmann erwähnt als Getreidelieferanten nur Rußland und Nordamerika. Ich gebe zu, daß Rußland keine große Gefahr mehr für uns ist, da es eigentlich wohlthun würde, sein Getreide im Lande zu behalten, um der ewigen Hungersnoth einzelner Landstriche zu steuern. Ich gebe auch zu, daß es angebracht sein würde, Rußland den Minimalzoll zu bewilligen, um der deutschen Industrie den russischen Markt zu erhalten; wie hoch derselbe ist, kann Rußland ganz gleichgiltig sein, wenn er nur etwas niedriger ist als für das aus andern Ländern kommende Getreide. Zu bedenken wäre nur dabei, ob uns nicht eine Ausfuhr aus Sibirien unbequem werden könnte. Nordamerika entgegenzukommen, haben wir absolut keine Veranlassung, da dieses ebensogut Industriestaat ist wie Deutschland und sehr bald unsere Industrieproducte ganz abweisen wird. Vor allen Dingen aber müssen wir uns gegen die Einfuhr aus Argentinien und last not least Mesopotamien, der berühmten Gründung des Dr. von Siemens, wehren.

Wenn Eduard von Hartmann vom Standpunkt des Consumenten in erster Reihe die gänzliche Aufhebung des Zolles auf Roggen und Kartoffeln fordert, so glaube ich oben bewiesen zu haben, daß der Roggen gerade des höchsten Schutzes bedarf und möchte nur noch bemerken, daß das Jahr 1900 durch den enormen Frostschaden am Roggen dies noch besonders bestätigt. Einen Zoll auf Kartoffeln aber haben wir bisher noch nicht gehabt, wohl aber wäre er wünschenswerth, um der illegalen Einfuhr in die Grenzkreise zur Verarbeitung auf Spiritus und Stärke zu steuern. Ebenso wäre erwünscht, einen recht hohen Zoll auf Zuckerrüben zu legen, in denen jetzt Zucker zollfrei eingeführt wird, während die fertige Waare hoch belastet ist.

Was endlich die Verquickung des Zolltarifs mit der Canalvorlage betrifft, so hieße den Bau eines Canals von Hamburg nach Dortmund zu fördern, den Teufel durch Belzebub austreiben, weil er nur dazu dienen könnte, den mit dem Bau des Dortmund-Emscanals gemachten Fehler zu verdoppeln. Der Dortmund-Emscanal hat nur den Zweck, deutsche Kohle, die wir selbst groß nöthig haben, billig in das Ausland zu schaffen und ausländisches Getreide &c., was wir nicht nöthig haben, billig in den Industriebezirk zu fahren, der der natürliche Abnehmer der mittleren und östlichen Landestheile sein sollte. Soll der Schaden einigermaßen wieder gut gemacht werden, so muß der Mittellandcanal gebaut werden, der die Industrieproducte und Kohlen billig nach dem Osten und die landwirthschaftlichen Producte des Ostens billig nach dem Industriebezirk bringt. Den Dortmund-Rheincanal gebe ich dabei gern preis, da die Verbilligung der Fracht nach Südwest-Deutschland doch nicht von großer Bedeutung sein kann, und die östlichen Provinzen auf dem Seewege ihre Producte wohl ebenso billig nach Mannheim bringen können, wie durch den projectirten Canal. Wird doch schon jetzt alles Grubenholz, was jenseits der Elbe gewonnen wird, nicht auf der Eisenbahn, sondern über Hamburg-Rotterdam nach Ruhrort &c. befördert. Wünschenswerth wäre es nur, daß die freie Flußschifffahrt bloß den inländischen und nicht auch den ausländischen Producten zu Gute käme. Will die Regierung die Canalvorlage den Gegnern schmackhafter machen, so möge sie schleunigst Schritte thun zur Beseitigung der Abgabenfreiheit der Schifffahrt auf den großen Strömen! Es ist nicht einzusehen, weßhalb die Schifffahrt allein frei von den Kosten der Erhaltung ihrer Fahrstraße sein soll, während Jeder, der die Eisenbahn benutzt, zum Bau und Erhaltung derselben beitragen muß. Bei den Chausseen liegt es allerdings noch ungünstiger, da diese zum größten Theil von den Grundbesitzern und nicht von den Benutzern erhalten werden müssen.

Dabei ist noch zu bedenken, daß die billige Wasserfracht auf den Flüssen den Einfuhrzoll auf Getreide fast illusorisch macht und daß lediglich die großen Ströme die Einfallsthore für ausländische Producte sind, während ein Canal, der quer durch das Land geht, dies niemals sein kann.

Soll der landwirthschaftliche Mittelstand, der in Deutschland auf so hoher Stufe steht wie nirgends in der Welt, und wahrlich nicht an Mangel an Intelligenz leidet, der der Jungbrunnen des deutschen Volkes stets sein und bleiben wird, weil er gesund und kräftig ist, erhalten bleiben, so muß ihm auch die Möglichkeit des sorgenfreien Daseins gewährt werden, durch den Schutz seiner Hauptproducte, das sind aber die Getreidesorten aller Art, die zwei Drittel des deutschen Ackers bedecken.

Ein Spar- und Bauverein für die Arbeiter.

Von Arnold Fokke.

Vielleicht hat sich der volkswirthschaftliche Umschwung, der in wenigen Jahrzehnten den Schwerpunkt deutschen Wirthschaftslebens aus dem Landbau in die Industrie verlegt hat, an keiner Stelle in Deutschland empfindlicher geltend gemacht als in dem kleinen, an der Unterweser gelegenen Kreise Blumenthal. Die Gegend, genauer bezeichnet durch die Stelle, wo die Lesum in die Weser fließt, trug bis zum Ende des Jahres 1884 rein landwirthschaftlichen Charakter. Denn die Industriebevölkerung, die zweitausend Köpfe stark in einigen größeren und kleineren Betrieben Beschäftigung fand, verschwand um so mehr in der ländlichen Umgebung, als sie selbst auf eigenem Besitz oder auf Pachtland mit rühmlichem Fleiß dem Ackerbau oblag. Da trat mit dem Jahre 1885 plötzlich die Aenderung ein. Das Bremische Capital, das in Rhederei und Handel nicht mehr den gesuchten Gewinn fand, wandte sich massenhaft der Industrie zu, und so wuchsen in der Gegend, die sowohl für den Betrieb wie für den Absatz außerordentlich günstig gelegen war, in rascher Folge mehrere große Fabrikanlagen, unter ihnen die Bremer Wollkämmerei in Blumenthal, die größeste von allen, aus der Erde hervor. Da außerdem die vorhandenen Betriebe nicht unbeträchtlich vergrößert wurden, so brach, aus allen Gegenden Deutschlands sich sammelnd, eine solche Fluthwelle von Arbeit suchenden Menschen über die wenigen Quadratkilometer des Industriebezirks herein, daß seinen socialen Zuständen, die sich bis dahin normal entwickelt hatten, nach mehr als einer Richtung ernstlich Gefahr drohte. Dies war in der Natur der Sache begründet, weil sich keineswegs bloß gesittete und fleißige Menschen einfanden, sondern zum großen Theil aus den großen Städten der Abhub der Bevölkerung, der, körperlich und geistig verwahrlost, sittlich auf sehr tiefem Niveau stand. Was diese fluctuirende, schon lange des Heimathsgefühls entwöhnte Menge für Begriffe von Sitte und Ordnung, von ehelichem Zusammenleben und von der Achtung vor dem Recht hatte, das erregte geradezu das Entsetzen der bisher ansässigen Leute und war ganz darnach angethan, gründlich den Frieden zu stören, der bislang geherrscht hatte. Indeß hiermit wurde die Energie des Landraths Berthold, der, wo es nöthig war, seine Polizei mit rücksichtslosem Nachdruck gebrauchte, deßhalb verhältnißmäßig leicht fertig, weil seine Bemühungen von den meisten der Fabriken die wirksamste Unterstützung fanden. Dieses vornehmlich dadurch, daß die Betriebe, sobald sie erst in gutem Gange waren, alsbald anfingen, die unsauberen Elemente möglichst aus ihren Belegschaften abzustoßen und damit von Innen heraus den Boden ihrer Thätigkeit zur Gesundung zurückzuführen. Dagegen wurde es ihm um so schwerer, dem Grundschaden, der sich nach allen Richtungen — gesundheitlich, wirthschaftlich und sittlich — geltend machte, so beizukommen, daß auch nach dieser Seite hin ein erfreulicher Ausblick in eine ersprießliche Zukunft geboten wurde. Das war die schreiende, während mehrerer Jahre geradezu unerträgliche Wohnungsnoth. Wie groß allerdings der Nothstand in dieser Beziehung gewesen sein muß, das geht allein schon aus dem Umstande hervor, daß in wenigen Jahren die Bevölkerung im Orte Blumenthal um 140 Procent zunahm. Daß die Bauthätigkeit derer, die die Sache in erster Linie anging, der Betriebsleitungen, alle Kraft eingesetzt hat, um der drängenden Noth gewachsen zu bleiben, ist selbstverständlich, ebenso, daß die möglichste Anstrengung von Privat-Bauunternehmern nicht zurückgeblieben ist. Aber wie groß die Anspannung der Kräfte von diesen beiden Seiten her auch war, so stellte sich für den Leiter des Kreises doch bald die Gewißheit heraus, daß auf die Dauer ausreichende Hülfe nur von genossenschaftlicher Bauthätigkeit kommen könne. Und zwar umsomehr, als auch die private Thätigkeit, außer daß sie nicht langte, noch die Gefahr in sich barg, daß durch nicht zu verhindernde Uebervortheilung die Arbeiterschaft in schwere wirthschaftliche Krisen getrieben werden konnte.

Als der Landrath Berthold die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß auf den bisher eingeschlagenen Wegen das gewünschte Ziel nicht erreicht werden könne, war es ihm zugleich beschlossene Sache, in den der gemeinschaftlichen Arbeit einzutreten. Aber wie glatt auch der Weg durch das Reich der Ideen geht, um so holpriger ist häufig der Pfad durch die Welt der Wirklichkeiten. Zwei Anläufe, die er in den Jahren 1887 und 1890 machte, um Menschen und Geld zusammen zu kriegen, trugen ihn nicht an's Ziel. Die Erfahrungen, die er bei diesen beiden Gelegenheiten machte, hätten die meisten Andern an seiner Stelle veranlaßt, sich zurückzuziehen, den Dingen den Lauf zu lassen, wie sie eben gehen mochten, und ihnen nur mit den Mitteln nahe zu treten, wie sie landläufig in der Hand aller Bureaukratie liegen. Aber damit war dem tiefen Ernst dieses Verwaltungsbeamten, der Auffassung von seiner Stellung zu Land und Leuten nicht gedient, und so hielt er trotz der ersten Fehlschläge den Blick mit derselben Aufmerksamkeit und derselben Willenskraft auf die Entwickelung der Dinge gerichtet, um, wenn sich die Gelegenheit bot, abermals einzuspringen und ihr die allein fördersame Richtung zu geben. Da brachte ihm schließlich das Jahr 1892 Hülfe. Am Ende dieses Jahres machte nämlich die Invaliditäts- und Alters-Versicherungsanstalt Hannover bekannt, daß sie „beschlossen habe, zur Erbauung von Arbeiterwohnungen Darlehen an Genossenschaften und Corporationen zu billigem Zinsfuß herzugeben“. Das war es, wonach der Landrath die Jahre hindurch ausgeschaut, worum er in den ihm nahestehenden Kreisen geworben hatte. Um kurz zu sein, das Geld, worauf es vor Allem ankam, war da, es wäre zu verwundern gewesen, wenn sich das nothwendige, geeignete Bauland nicht dazu gefunden hätte. Auch hierin war ihm das Glück günstig: ein in der Gemeinde Lüssum gelegener Bauernhof, der sich an einer für die Bauprojecte des Landraths geeigneten Stelle in die Blumenthaler Feldmark einschob, konnte für einen mäßigen Preis angekauft werden.

Das war bald geschehen, und nun, sollte man meinen, hätte die genossenschaftliche Thätigkeit beginnen können. Warum nicht? Die Bedingungen, die baulustigen Arbeitern gestellt wurden, waren günstig genug, günstiger sogar, als sie von irgend einer anderen Seite geboten wurden. Daß der Kreiscommunalverband als Bauherr die Sache in die Hand nehmen sollte, davon hatte der Landrath von vornherein ganz abgesehen, ebenso war es ihm zuwider gewesen, daß in Form einer Actiengesellschaft Geldleute den Arbeitern die Leitung ihrer Angelegenheit vorweg nahmen. Nach seiner Meinung sollte der Schwerpunkt des wichtigen Unternehmens in der Vereinigung der Arbeiter liegen bleiben, wie es denn auch, um das gleich vorweg zu betonen, seine Ueberzeugung war,

daß die Führung aller Geschäfte auf Selbstverwaltung beruhen müsse. Wie gut auch der Landrath es meinte, so stieß er doch innerhalb der Arbeiterschaft auf einen Widerstand, der, wiewohl man gefaßt darauf sein konnte, alle seine Befürchtungen überstieg. Man muß den Charakter des nord- und besonders des nordwestdeutschen Volkes kennen, um das Mißtrauen zu verstehen, das bei dem Anerbieten der Regierung unter den Arbeitern rege wurde. Nehmt euch in Acht! Vorn sieht ja das Ding ganz freundlich und verlockend aus, aber das Gift sitzt im Schwanz; wenn ihr es übergeschluckt habt, so werdet ihr schon erfahren, wie ihr dran seid. Dem natürlichen Mißtrauen wäre immerhin leichter zu begegnen gewesen, aber nun kam auch noch die aufhetzende Bosheit von allerhand Leuten hinzu, die in dem wohlgemeinten Vorgehen des Beamten eine Schmälerung der eigenen Interessen erkannten. Die Hindernisse, die sich dem wackeren Unternehmen in den Weg stellten, waren in der That groß, und die Widerwärtigkeiten, die mit in den Kauf zu nehmen waren, hätten die Geduld eines weniger tapferen Mannes lahm gelegt, aber hier hatte der richtige Mann den richtigen Platz.

Es stimmte mit den Ueberzeugungen des Landraths von der späteren Leitung des Vereins durchaus überein, daß er an diesem Punkte seines dritten „Anlaufs" die Meinung hegte und sich im Lauf der Tage immer mehr darin befestigte, daß der Obstruction, auf die er stieß, nur aus dem Innern der Arbeiterschaft selbst die sanften Wege gewiesen werden könnten. In diesem Sinne handelte er, und alsbald ward es klar, daß er auch hier den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Unter den Arbeitern in Blumenthal genoß mit Recht großes Ansehen der Vorarbeiter Brinkmann. Der Mann hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit emporgearbeitet, besaß ein eigenes Haus und stand wegen seines verständigen Wesens und seines sichern Urtheils in allgemeiner Achtung. Wenn irgend einer die Sache unter seines Gleichen in Fluß bringen konnte, so war er der Mann dazu, und er hat das auf ihn gesetzte Vertrauen nicht getäuscht.

Wie der Landrath, nachdem er einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, den Mann zu sich kommen ließ und ihn in's Vertrauen ziehend nach Darlegung des Sachverhaltes und wie er sich die Bildung des Vereins gedacht hätte, seinem überraschten Zuhörer die Frage vorlegte, ob er in dem zu wählenden Vorstande den Vorsitz übernehmen wolle, wie dann der Arbeiter, anfangs stutzig, aber darauf mit heller Zuversicht im Auge seine rauhe Arbeiterfaust in die dargebotene Rechte des Landraths legte, wie nach geschlossenem Bündniß Beide den Wagen in Gang brachten, anfangs stolpernd, mit Knarren und mehrfachem Steckenbleiben, aber nach Wochen und Monaten in immer flotteren Gang übergehend, alles das muß man in seinem Buche über den Spar- und Bauverein Blumenthal (Hannover, König & Ebhardt) selbst lesen, um eine Freude zu erfahren, wie man sie reiner und herzlicher beim Lesen eines Buches nicht haben kann.

Nach dem Gesagten könnte ich mit einigem Fug die Feder bei Seite legen, aber noch bleibt Einiges zu bemerken übrig. In der Wirklichkeit des Lebens, und nicht minder in seiner Wiedergabe des Buches, wird der Theilnehmer an Beidem von derselben menschlich schönen Genugthuung erfüllt. Für die Hebung des socialen Lebens im Staat ist dem Landrath Berthold die Freude am eigenen Besitz von so entscheidender Wichtigkeit, daß er kein Mittel unbenutzt läßt, um dieses Behagen auf's Höchste zu steigern. Zu diesem Zwecke läßt er den Arbeitern nicht bloß die möglichst freie Bewegung in der Regelung ihrer Angelegenheiten, sondern er läßt sie auch, allerdings unter Feststellung gewisser Vorschriften, selber ihre Häuser bauen. Wenn nur im Großen die vorgeschriebene Norm beachtet wird, mag Jeder bauen, wie er Lust hat, und wie viel Eigenthümliches und Unterscheidendes er immer in seinem Bau anbringen kann. Der Mensch läßt sich einmal auf die Dauer in eine Schablone nicht hineinpressen, und wenn es die socialdemokratische wäre. Der Landrath Berthold weiß, daß der Arbeiter um so fester mit seinem Eigenthum verwächst und um so nachhaltiger durch Fleiß und Sparsamkeit für dessen Wahrung eintritt, je höher der Schwung und die Spannung seiner Individualität getrieben wird. Ist es möglich, in aller Welt irgend etwas ausfindig zu machen, was wirksamer in den Kampf gegen die socialdemokratische Gefahr eingestellt werden kann?

Literatur und Kunst.

Der intime Arnold Böcklin.

Aufzeichnungen von Gustav Floerke*).

Arnold Böcklin ist jedenfalls, so poetisch seine Bilder aussehen und wirken, persönlich ohne jede Neigung zur Empfindsamkeit, ohne alle lyrischen Allüren. Ein durch und durch selbstständiger, selbstbewußter, unermüdlicher Mann, klar, offen, gesund an Körper und Geist, ein Mann der That, der Thätigkeit, und der unentwegt weiß, was er will. Viel Herz und Gemüth hat er wohl nicht gerade. Oder er unterdrückt es längst als unbrauchbar, unnütz. Darin ist er Schweizer. Was er über Leben und Kunst sagt, ist nicht direct genial, aber vorzüglich beobachtet und zweckbewußt klar durchdacht. Seine bedeutende Persönlichkeit, die sich der möglichst leichtflüssigen Mittel leicht bedient, zieht er bei all' seinen Auseinandersetzungen nicht in Betracht.

Er trug auch einmal langes Haar und sah poetisch drein. In den achtziger Jahren sah er aber unerbittlich aus, positiv, zur Sache, ging stramm, trug sich kurz geschoren, mit festem Schnurrbart. Er ist eine durch und durch einheitliche Persönlichkeit geworden, die ihre ganz bestimmte Straße geht, sonntägliche Wege wandert, ohne rechts und links das Handwerk zu grüßen. Alles bezieht sich bei ihm auf seine Kunst, Alles mißt er nach ihr, sie ist ihm Alles, ist Er. Daß er exclusiv ist? Das kommt daher, daß er eine Ueberzeugung hat. Und das ist das Entscheidende.

Ein Eingehen auf seine Lebensschicksale und sein Familienleben würde von seiner künstlerischen Art und Thätigkeit nichts erklären, weil alles außerhalb Liegende nichts an seiner Kunst zu ändern vermochte. Er hielt es damit wie mit dem einzelnen Bild: nur das wesentlich und sachlich Dazugehörige, Nothwendige. Nur kein Hineinragen, Hineinschimmern irgendwie nicht momentan zur Sache gehöriger Interessen! Reine Malerei! Nichts von dem, was nach ihm gekommen ist, hat ihn auch nur einen Augenblick beeinflußt, weder Frau noch Kinder. Er ist zu ausschließlich positiver Kopf, zu sicher zweckbewußt, als daß ihn Noth oder Glück, eigenes, oder Anderer, wesentlich hätten beeinflussen sollen. Die eigene Gesundheit fehlte nicht.

*) Gustav Floerke ist den Lesern dieser Blätter kein Unbekannter. Er ist ihnen unvergessen als unser Kunstberichterstatter in früheren Jahren, sowie durch seine späteren italienischen Natur- und Menschenschilderungen. Zu den vertrautesten Freunden Böcklin's und dessen kleinem Bekanntenkreis in Rom, Florenz und Zürich gehörig, machte er über seinen Umgang mit dem Schweizer Meister gelegentlich flüchtige Aufzeichnungen, zunächst zu persönlichem Gebrauche, später mit der Absicht, sie zur guten Stunde einmal bei einem literarischen Freundes-Denkmal ästhetisch-biographischer Art zu verwenden. Leider ist es nicht mehr dazu gekommen. Gustav Floerke ist vor zwei Jahren nach langem Siechthum gestorben, und sein Werk ist unvollendet geblieben. Doch gedenkt sein Sohn, der Kunsthistoriker Hanns Floerke, die vorhandenen Bausteine zu sichten und der Oeffentlichkeit vorzulegen. Seiner Güte verdanken wir die vorliegenden Aufzeichnungen aus den achtziger Jahren.
Die Red.

Das Malen, äußerte er einmal, sei ähnlich wie Zimmerturnen, eine der gesundesten Beschäftigungen, weil es eine fortwährende körperliche Anstrengung bedinge. Man stehe den ganzen Tag, müsse bald dies, bald das holen, zurücktreten, die Palette halten, Flächen zustreichen. Besonders größere Bilder seien sehr gesund. Auch die nöthige geistige Anstrengung sei dabei. „Aber viel weniger als man glauben macht," meinte er, „nur einmal, bis man sich klar ist, kommt sie vor. Und das kann im Bett sein. Nachher ist das Meiste wenigstens Anwendung des Handwerks, das man gelernt hat — Technik. Das Malen ist ein Vergessen alles Häßlichen", äußerte er einmal.

Die überall auf sich selbst angewiesene schweizer Art und sein unzweifelhaft alemannischer Schädel sind sehr bemerkenswerth für ihn. Es geht Arnold Böcklin wie jenem alten Rabbi, der die sichere Verstandesklarheit seines Volkes damit erklärt, daß sie, die Juden, nie dumm gemacht wären — ihr Gehirn mit keinen Lügen belastet worden sei, an deren Abarbeitung Andere ihre schönsten Jahre — unproductiv — verschwenden. Auch Böcklin's Malerei, d. h. seine Augen, sein Verstand, seine Empfindung, haben sich durch keine Schule, keinen Glauben je dumm machen lassen. Während man sich im lieben Deutschland malerisch so und so bethut und bethätigt, ohne zu einiger Selbstständigkeit zu gelangen in der Reihe der Schattenkönige letzter Generationen, steht abseits ein alemannischer Mann, weder grollend noch lässig, sondern einfach, ohne Streberei, Patriotismus, Gesellschaft, Mode und andere Surrogate, mit denen die Anderen handeln, sein selbsterworbenes Gut einfach und durchsichtig in der Hand haltend, ganz auf sich und seine Sache gestellt, die allein ihm heilig ist, ihm ausreichende Stellung in den Schädeln Derer behauptend, die wie er ohne die Verzogenheit der letzten Jahrzehnte, irgend einer Kunst klar in's Auge blicken. Er gehört nicht zu den „edeln Menschen" und Vaterlandsvertheidigern in usum delfini, sondern er wagt es unentwegt, nackt Künstler, d. h. er selbst zu sein. Bei ihm ist Alles frühlingshaft, sprudelnd und klar. Er packt zu und wirft fort mit vollen Händen, ohne Bedauern oder Rücksicht — wie der Frühling. Für ihn ist der schon ein Narr, der nur einen Augenblick vergißt, daß er sich als Künstler ja nur in erhöhtem Maaße seines Lebens freuen und diese seine neue, bisher noch nicht dagewesene Freude verschenken will. Er wollte sich nicht recken und strecken, bis er groß sei wie ein Anderer, er beneidete und erstrebte weder Griechen noch Cinquecentisten — er wollte das aushorchen und ausbilden, wozu ihn die Natur gemacht hat, er wollte sich machen, mit sich im Grase liegen und die Schmetterlinge haschen, die ihm zuflogen.

Böcklin's bewußter Gegensatz zu Allem, was man als Historien-, Genre- oder Ab-Malerei bezeichnen kann, und welch' alles er in jedem Sinne für unkünstlerisch hielt, trieb ihn wohl auch dazu, seine Eigenart immer mehr zu bethätigen, machte ihn einsamer und ließ ihn bis zuletzt den Verkehr mit Nichtkünstlern vorziehen. Besonders in Rom mag das den Arbeitsamen angespornt haben, und in diesem Sinne mag auch seine Familie, die er ernähren sollte, Einfluß auf seine Thätigkeit gehabt haben. Einen anderen gewiß nicht. Seine sogenannten Mäcene — die er nie gehabt — erst gar nicht. Graf Schack, der zumeist genannte, setzte den Künstler ebenso häufig in Verlegenheit, dadurch, daß er bestellte Bilder nicht nahm, mit deren Bezahlung der Familienvater bereits gerechnet hatte, als daß er andere sehr mäßig bezahlte. Seit München, meint Böcklin, sei er „durch". Zwar habe Schack ihn nach Möglichkeit ruinirt. Er bestellte Bilder und nahm sie dann nicht. Arbeit und Zeit für den Maler waren verloren, einmal, und zweitens benutzten die guten Freunde die Gelegenheit, das begreiflich zu finden solchen unmöglichen Schmierereien gegenüber. Aber Böcklin's Zuversicht war nicht erschüttert worden. An der Spitze der guten Freunde stand Piloty, der seine Schüler sogar vor dem Umgang mit dem Schweizer warnte. Das, was er predige, sei der Ruin der Kunst. Freilich hatte Böcklin die „Historienmalerei" geradeso im Magen wie deren Vertreter ihn und die Gefahr, die von seiner Seite drohte.

In Stuttgart sollte er — ich glaube 1862 — Director und Reformator werden, die Alten abschaffen oder kalt stellen. Die Hofpartei war für ihn, an der Spitze die Königin, momentan auch Herr Lübke. Zuerst stieß er auf den alten Rustige, dessen Bilder er auslachte, und der ihn väterlich auf die Schwierigkeiten der Lage, die nöthige diplomatische Vorsicht 2c. hinwies. Böcklin wurde scheu, blieb aber doch Probe halber vierzehn Tage in Stuttgart. Die pecuniären Vortheile waren für den Familienvater, dessen Bilder unverkäuflich waren, zu wesentlich. Aber bald sah er die Unhaltbarkeit der projectirten Position, die Uebermacht der Myrmidonen, die er erdrücken sollte, ein: zu einem Intriguenspiel, in dem die Anderen geschult waren, hatte er weder Lust noch Talent, und so gab der mittellose Mann die Chance auf. Er war in Weimar, wie er erfahren, unmöglich — er begriff, daß seine Idee: vielleicht geht's in Stuttgart, eine zweite und letzte Illusion dieser Sorte gewesen war.

Böcklin's Vater und Großvater waren Weber. (Der Großvater — der erste seiner Ahnen, den er kennt — aus Beggingen, am Fuß des Randen im Kanton Schaffhausen. Dort giebt's noch Böcklins. „Eine ganz verlodderte Gemeinde, voller Bettler.") Er selbst hat die Weberei auch angefangen. Darum ging er auf der Wiener Weltausstellung so gern und fast nur zu den Japanern, sie weben zu sehen. „Da begreift man, daß unser Webstuhl so einfach ist, nämlich wegen unserer europäischen Ungeschicklichkeit und Tölpelhaftigkeit." (Sonst ging er höchstens noch in den Maschinenraum. Die Kunstausstellung betrat er nicht, „sollte man überhaupt nicht ansehen.") Er hatte noch 5—6 Brüder. Von einem erzählte er, daß er Gehirnerweichung habe, söffe, daß Schnapsgeruch ihm schon nöthig sei. „Was geht mich solch ein Gehirn an?!" Er redet von ihm ohne Empfindung, wie von einem Thier.

Böcklin ging erst nach Genf, Calame's wegen, der ihm aber nicht gefiel. Dann nach Düsseldorf zu Schirmer. Hier erkundigte er sich genau nach den unverdaulichsten Gerichten; denn um seinen gesunden Hunger und Magen zu befriedigen, dazu war kein Geld da; er mußte etwas haben, womit sein Magen zwei Tage lang zu thun hatte. Von dort ging er nach Antwerpen, Brüssel und Paris. Unterwegs sang er öffentlich mit dem Maler Michaelis, da der dumme College, der die Casse führte, das Geld verloren hatte. Aber sie konnten nur drei Lieder zusammen, lauter sentimentale, z. B. „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n". Er aß, wo die Arbeiter aßen, da gab es große Portionen. Aber er verdarb sich vorher noch den Appetit, damit er nicht zwei Portionen esse.

Seine Frau, die übrigens aus guter und sehr wohlhabender römischer Familie ist — war in der Cholerazeit, wo ihre Eltern starben, in eine Art Findelhaus oder Kloster gethan worden, mit vielen andern Kindern, ein Zeichen um den Hals. So ward sie auch erzogen. Böcklin sah sie — bei ihren noch lebenden Tanten — täglich im Vorübergehen, wenn sie zur Messe ging. Sie verliebten sich und heiratheten sich wider den Willen aller. Die 40000 Scudi Mitgift aber erhielt der Protestant nie, und als er immer weiter drängte und klagte, wurde ihm bedeutet: wenn er nun überhaupt nicht bald Rom verlasse, würde man ihm was Anderes zeigen.

Er geht, zu päpstlicher Zeit, in Rom mit seiner Frau auf dem Monte Mario spazieren, schlägt vor der Villa Mellini einen Weg rechts ein, von dem er denkt, daß er nach Ponte Molle führen müsse. Der Weg wird immer schmutziger, so daß er seiner Frau sagt, sie soll stehen bleiben, er will sehen,

ob es denn überhaupt noch weiter geht. Am trockenen Rand des immer hohler werdenden Weges sich hindrückend, sieht er plötzlich oben durch die Hecke einen ganz echten Räuber mit Riesenperrücke und Bart, Sonntagssammtjacke, Pistolen und Dolche in der Fascia, ohne Hut, und eine Trompetendonnerbüchse in den Händen — „ihn hätte der Schweizer Maler Frank Buchser nicht schöner machen können." Und unten am Knick des Weges kniet, im Anschlag auf die Ecke, um die man kommen muß, ein Zweiter. Böcklin erinnert sich, daß oben, als sie in den Weg einbogen, Jemand mit einem schäbigen Hund, der ihnen nachlief, gepfiffen hatte, dem Köter, wie er damals glaubte. Langsam tastet er sich an der Wand zurück bis zu seiner Frau und sagt: „Gieb mir die Hand. Komm mal her: so was hast Du noch nie gesehen. Leise!" Und er zeigt ihr die Beiden. Als sie dann wieder zurück sind und auf die hohe Haide neben dem Hohlweg steigen, von wo man die ganze Situation übersah, sind die Herren Banditen weg.

Böcklin brauchte einmal Tauben und hatte sie bisher doch nie so recht angesehen. Also suchte er sich auf dem mercato vecchio (Florenz) zwei aus, die ihm auch im Ton sehr glücklich schienen, und gedachte sie einige Tage bei sich herumlaufen zu lassen und ihnen dann die Freiheit zu geben. Er habe noch einen Gang zu machen, sagt er, dann, in 10 Minuten, komme er sie abzuholen. Als er wiederkommt, überreicht ihm der höfliche Toskaner lächelnd zwei — nackt gerupfte Thierchen.

„Als Jungen kriegten wir in Basel," erzählt er einmal am Weihnachtsabend, „jeder zu Weihnachten einen Teller Leckerbisse, mit einigen schönen Paradestücken oben drauf. Sofort vertauschte ich meine Zuckersachen gegen die Pfeffernüsse der Anderen — und hatte dann stets einen verdorbenen Magen. Das ist für mich das Bezeichnendste in der Erinnerung an Weihnachten."

Nur der Beweis interessirte ihn damals, daß man nach seiner Idee fliegen könne, und er unternahm ihn selbst, mit der Geschicklichkeit und Zähigkeit eines Indianers auf dem Kriegspfade. Er machte sein Modell, dann seine Maschine in Lebensgröße, selber, letztere zweimal (die erste zerwehte der Sturm), bereitete den mühsam gefundenen Abfahrtsplatz vor und wäre aufgestiegen, wenn seine Handlanger nicht das Unternehmen hintertrieben hätten (1883). — Zwanzig Jahre lang hatte er Adler und Schwalben daraufhin beobachtet: „nur Flächen, das Nachobenstreben (Ballon) muß ausgeschlossen werden. Es kommt mir allein auf das Ei des Columbus an. Und wenn ich mir dabei das Genick breche, — das muß hingestellt sein. Dann mögen Mechaniker, Electriker, kurzum Techniker, das Ihrige thun." Einmal seine Idee dargestellt und praktisch versucht, und die Sache war für ihn fertig. Das „Fertigmachen" konnten Andere besorgen. In späterer Zeit hat er freilich seinem Problem des Menschenfluges keine weiteren Versuche gewidmet.

Gerne plauderte Böcklin in seiner freien Weise über Gesellschaft und Familie. Einige seiner gelegentlichen Aussprüche mögen hier den Schluß bilden.

„Man wird eigentlich erst seines Lebens froh, wenn man gesellschaftlich keinen Ruf mehr zu verlieren hat."

„Neue Bekanntschaften machen, heißt doch nur, sich neue Gêne auferlegen. Heraus kommt dabei ja doch nie etwas Menschliches."

„Mit wem soll man verkehren! Man hat ja gar keine Anknüpfungspunkte. Auch bei Malern nicht, erst recht nicht. Alle, wie sie da sind, wollen sie nicht in, sondern mit ihrer Kunst etwas erreichen, versuchen's so oder so, sind Streber, Affaristen, Jongleurs; der Eine will reich, der Andere gesellschaftlich angesehen, der Dritte berühmt oder berüchtigt, der Vierte Academiedirektor werden. Keiner denkt daran, ruhig, ohne rechts oder links zu blicken, das, was in ihm ist, herauszubilden. Der einzige Sandreuter macht eine Ausnahme."

„Es war sehr nett und anständig diesen Winter (1884) beim Montepulciano. (Avignonesi; in der Cantina Mongotto, proprietà di A. Capelli, piazza dell'olio.) Es waren keine Maler und Bildhauer da," sagte Böcklin, als wir uns in Zürich wiedersahen.

„Ich habe in Viareggio wieder recht gesehen, was ich opfere. Zusammengepfercht mit der Familie, zu deren alleiniger Verfügung, nur nicht zu meiner. Ja wie denn! Ich habe doch noch Ansprüche an die Welt. Ich thue ja meine Schuldigkeit für meine Leute. Darüber hinaus aber kann ich nicht, ich kann unmöglich in sie aufgehen. Den ganzen Tag mit der theuren Gattin hocken! Schopenhauer, glaub' ich, sagt mal: wir haben das und das und das und dann die Familie, — nein, die Familie hat uns! Sie legt sich um mich herum, will mich verschlingen." — „Lassen Sie ihn schießen; er ist nicht werth, Wittwer zu sein," sagt er von Jemandem, der sich zum zweiten Mal verheirathete.

Ein moderner Clavierspieler.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Nämlich, der Modernste von Allen: Edouard Risler. Als dieser junge Elsässer vor einigen Jahren in den Claviergroßstädten Europas erschien, erhoben sich allenthalben gewaltige Stürme. Namentlich das conservatoristisch-akademische Pianistenthum besagter Städte zuckte die Achseln, denn so wurde es doch schließlich nicht gemacht. Das widersprach vor Allem jener gangbaren und allgemein giltigen Tastenstürmerei, die seit einigen Jahrzehnten geübt wurde, noch weniger aber entsprach es der zahmen Clavierspielkunst, deren Vertreter Carl Czerny gewesen. Es ist lohnend, einen Blick auf diesen allmächtigen „Beherrscher der Geister" (und Finger) und die von ihm gegängelte Epoche zu werfen. Das Medium von Czerny's Herrschaft waren die zahllosen Schulen der Geläufig- und Fingerfertigkeit, in denen eine wohlfeile und zum Theil auch praktische Methode sich gleichsam von selbst propagirte. Obgleich Czerny seine technischen Formen von Beethoven herleitete, wurden sie in seiner Hand doch so alltäglich, daß sie von den Componisten bürgerlicher oder seicht-brillanter Clavierstücke häufig als Bauholz verwerthet wurden. Sogar Hummel's galante und Moscheles' philiströse Schule ist zum größten Theile auf Czerny gegründet. Auch beherrscht sein Einfluß Decennien Nachbeethoven'schen Clavierspiels. Man hört ihn, stärker oder schwächer, noch bei Kalkbrenner und Kullak, Charles Mayer und Schulhoff, Döhler, Evers, Willmers, Pocher u. A.; ganz zu schweigen von Henri Herz, der in seiner monumentalen Flachheit und unerschöpflichen Sprechlust die getreue französische Nachbildung des deutschen Czerny ist. Auch Mendelssohn hängt noch mit mancher dünnen Faser an Czerny, in welchem er wohl hauptsächlich den Schüler des erlauchten Lehrers Beethoven verehrte. Thatsächlich ist Czerny als Clavierspieler in so bedeutsamer Eigenart hervorgetreten, daß daneben der Componist Czerny verschwand. Als bewährter und zugleich selbstständiger Pfleger von Beethoven's berühmtem Legatospiel stand er im höchsten Ansehen, wie er denn, nach Schindler, überhaupt der Einzige unter den Wiener Virtuosen gewesen, der sich bemühte, Beethoven in seiner guten Zeit oft zu hören. Die Wurzel der allgemeinen Czernyverehrung, die selbst Brahms so sehr ergreift, daß er das wohlwollende Wort prägte: man könne Czerny heute gar nicht genug schätzen, ist also eigentlich Beethoven. Schumann wußte das sehr gut und wurde vielleicht deßhalb nicht müde, Czerny mit seinem gesalzenen Humor zu bespritzen, ihn gleichsam kritisch auszulaugen. Demnach ist Czerny nicht an Schumann gestorben,

sondern an Liszt, seinem Schüler und Schuldner. Es zuckt ein dramatischer Nerv in dieser Thatsache. Der Schüler erschlägt den Lehrer, mit dem nämlichen Genieblitz, den dieser aus Jenem gelockt. Das streift schon an antike Schicksalstragik, wurde aber von der damaligen Welt sehr heiter aufgefaßt. Es war ihr ein Capitalspaß, zu sehen, wie Einer, die Finger voll enger Czerny'scher Geläufigkeit, dem Clavier die weiten Lagen entlockte: ein Husarenstücklein übrigens, von dessen athemversetzender Kühnheit wir, die wir uns seit einem halben Jahrhundert in aller Bequemlichkeit der weiten Lagen bedienen, keinen Begriff zu machen vermögen. Diese That Liszt's bedeutet den größten pianistischen Umschwung, seit Domenico Scarlatti's grundlegenden Umschwüngen. Aber Domenico stand nicht allein. In Italien lebten und wirkten neben ihm Durante, Marcello, Griner, Paganelli u. A.; in Frankreich bauten Rameau, Jaquin und Dandrieu die bahnbrechenden Ideen des jüngeren Couperin vollständig aus; in Deutschland und Oesterreich traten J. S. Bach und Gottlieb Muffat epochemachend auf; in England standen die Clavierwerke des kürzlich verstorbenen Henry Purcell in blühender Lebendigkeit da und zeugten laut für den Todten. Anders bei Liszt. Von seinem hohen Isolirschemel selbstgeschaffener Größe erblickte er in der Ferne kreisend kleinere Gestirne, die — Clara Wieck und Thalberg voran — bald seine Trabanten wurden.

Die Welt aber athmete auf. Sie fühlte sich wie erlöst, um einige Gliedmaßen und zahllose pianistische Ausdrucksmittel reicher. Liszt wurde der Apostel der modernen Geister, der Abgott der Frauen, ihr Hypnotiseur aus Seelenangst. Jugend, Schönheit, Begabung und Ehrgeiz flogen ihm zu. Er ward der Vater von Enakssöhnen und -töchtern, deren clavierzertrümmernden Siegeszüge den Erdball erschütterten. Der große Ton war ihre Waffe und die große Technik, die mit allen Schwierigkeiten, die die neue Zeit sturmfluthgleich herantrug, spielend aufräumte. Sophie Menter und Carl Tausig gelten als der incarnirte Ausdruck dieses aus sämmtlichen Fugen der Tradition gegangenen Clavierspiels. Sie waren Liszt's nächste Erben.

Es kommt uns oft in den Sinn, uns diesen Liszt von damals, der über die Nervensysteme der Zeit gebot und die Welt ununterbrochen in Hypnosen, Ekstasen, Verzückungen und Sinnenräusche versetzte, als einen Liszt von heute zu denken. Wie würde er sich ausnehmen in unserer viereckigen Nüchternheit, die dem genialen Charlatanismus so wenig Raum läßt und falsche Specialisten kurzer Hand entlarvt? Nun, antworten wir uns: Liszt würde ganz gut bestehen. Als durch und durch moderne Natur würde er augenblicklich den Geist unserer Zeit begreifen und sich psychisch acclimatisiren. Er würde nach wie vor ein großer Unmittelbarer sein, aber kein romantisch, sondern eher ein pathologisch gefärbter. Er würde sich seine gesunden Nerven, die „damals" unbedingt dazu gehörten, abgewöhnen und sich kränkere zulegen. Er würde mit den modernsten Mitteln der Suggestion wirken, aber als der Mensch einer bourgeoisen Zeit, nicht als Romanheld, der mit Balzac's Mme. de Rochefide, recte Gräfin d'Agoult, in Genf einige Capitel seines spannenden Lebensromans absolvirt. Er wäre, mit einem Wort, kein Romancier, der sich zuletzt, um einem malerischen Drang zu genügen, in die schwarze Soutane drapirt, sondern ein Bankier. Ein Capitalist und Materialist wird dennoch ein großer Künstler.

Es ist nicht allzu schwer, sich Liszt so vorzustellen. Tritt er uns doch also verwandelt in den Leistungen seiner besten Schüler entgegen. Das Stück Liszt, das in Jedem von ihnen lebt, tritt in die Erscheinung als ein starker Materialismus, der sich in der Darstellung des Sinnenfälligen nicht genug thun kann. Von der geistigen Askese, der Geißelung der Seele, die Liszt so augenfällig auf dem Monte Mario in Rom betrieben, ist in den Werken und im Wirken der Schüler blutwenig zu verspüren. Vielmehr scheint der Meister die Teufelchen der Sinnenlust und musikalischen Brutalität, die er sich selbst austreibt, seinen Jüngern in Kost und Pflege gegeben zu haben.

Was nun Eduard Risler betrifft, so stammt er nicht in gerader Linie von Liszt ab. Er ist kein Lisztschüler im landläufigen Sinn; seine künstlerische Wiege ist Frankreich, im engeren Sinne Paris. Bei Louis Diémer erlernte er jenes sorgfältig geglättete und gefalzte Clavierspiel, das noch die ganze parfümirte Eleganz des achtzehnten Jahrhunderts athmet. Modernere Anregungen fand er dann in Deutschland, bei d'Albert, Stavenhagen u. A. Hier vollzog sich auch sein Anschluß an Liszt. Ueberhaupt ging ihm da ein Licht nach dem anderen auf. In einem plötzlichen Schuß wuchs er in die Höhe. Er wurde ein Kraftmeier, mit einer entschiedenen Schwankung in's Clavierpaukerhafte. Dabei bestach aber seine urwüchsige Lust am Handwerk sehr angenehm. Man lernte hier eine gesunde Kernnatur kennen, in der kein Plätzchen übrig war für naturwissenschaftlich oder philosophisch adjustirte Unnatur. Auch bewährte sich in der teutonischen Verwilderung immer wieder die feine französische Politur. So sehr Risler sich auch mühte, das ungeleckte pianistische Kraftgenie zu drapiren, der elfenbeinerne Schliff Diémer's leuchtete unter der deutschen Kruste hervor. Die Läufe und Triller blieben blank geputzt, die Skalen soignirt, die Melodienumrisse sorgfältigst gepflegt. Das macht ein Deutscher ganz anders, wie er auch ein Thema anders behandelt. In der Aufstellung eines Solchen ist nämlich Risler bis heute unbewußt Franzose geblieben. Und zwar alter Franzose, der Couperin's berühmtes didaktisches Werk „L'art de toucher le clavecin" mit Nutzen studirt hat. So kühl, kurz und unpersönlich, wie eine gleichgiltige Aufschrift, hat man damals ein Thema hingesetzt. Ein reinlichster Contour und sonst nichts. In Frankreich hat sich diese Manier zur Tradition versteinert, und man denkt so wenig daran, an ihr zu rütteln, wie am alten stelzfüßigen Alexandriner. Alle Franzosen, die Clavier spielen, machen den Themen der Sonaten, Variationen &c. nur eine correcte Verbeugung. Man kann mit Risler gar nicht rechten. Die Kleeberg machte es genau so, die Chaminade ebenfalls. Der Deutsche freilich, gewohnt, sich schon in das Thema leidenschaftlich einzuleben, fühlt sich da wie angefröstelt. Wer z. B. von Risler das bekannte B-dur-Impromptu von Schubert hört, entsetzt sich über die Härte, mit der er dieses weiche Thema, voll echter wienerischer Melancholie, behandelt. Uebrigens hat die deutsche Luft dieser starren Seite Risler's gut gethan. Sie thaute auch seine Seele auf und fror sie wieder zu an den geeigneten Stellen. Ein Stück verschimmelter französischer Tradition verlor sich dabei in's Unauffindbare. In den Mittelpunkt deutscher Kunst gestellt, sprach Risler wirklich bald ein geläufiges Musikdeutsch, freilich mit unverkennbar französischem Accent. Die Pariser Dressur der Kindheit bestimmt eben trotz alledem seine pianistische Wesenheit. Er möchte durchaus deutsch genommen werden und vergrößert in diesem Streben nur den inneren Zwiespalt. Der Sprung zwischen seinen zwei Seelen, der deutschen und französischen, wird dadurch nur noch sichtbarer. Selbst, wenn er als Deutscher der Zukunft kommt, durchglüht von dem Abenteurergeist des geborenen Epochemachers, zieht es ihn plötzlich unwiderstehlich zurück, nach Frankreich. In seinem deutschen Wesen sind nur französische Ueberbleibsel, Angeborenheiten fest eingewachsen. Sie lassen sich durch keine Operation ablösen, so wenig, wie einem Menschen das Herz herausgeschnitten werden kann. Risler ist und bleibt Franzose. Auch als solcher steht er wahrhaft monumental da; der Traum Liszt's von einer ungeheuerlichen, expansiven Claviertechnik, die über den weitgespannten Rahmen eines höchst vervollkommneten Instruments noch hinausschwillt, ist hier leibhaftige Wirklichkeit geworden.

Risler könnte kein Moderner heißen, wenn er nicht auch

ein großer Pedalkünstler wäre. Das entspringt dem coloristischen Zug der Zeit, die aus Allem Farbe zieht. Das Pedal ist der große Farbenquell des Pianisten, den er stärker oder schwächer sprudeln läßt, soweit er eben Colorist ist. Was mit dem Pedal zu erreichen ist, davon hatte er selbst noch keine blasse Ahnung. Er besaß nur seinen unfehlbaren persönlichen Instinct für die unfehlbare Wirkung. Der sogenannte Pedaleffect wuchs ihm aus der genialen Laune des Augenblicks hervor, er hätte ihn seiner Ursache nach kaum zu erklären vermocht. Das war Rubinstein vorbehalten: Er sammelte das Material, welches Liszt unbekümmert in alle vier Winde gestreut, und machte es zum Gegenstande tiefer Betrachtung und genauer Untersuchung. Aus diesen Studien ist die neue Pedallehre entstanden, die dem zeitgenössischen Clavierspiel ihren Charakter giebt. Rubinstein's tausendfarbiger Anschlag ist eine Frucht seines geistvollen Pedalspiels; gewisse geheimnißvolle Klänge im ersten Satz der „Mondscheinsonate", jenes letzte, wundersame g im Adagio der „Waldsteinsonate", um nur Einiges anzuführen, schienen von oben zu kommen, während sie thatsächlich den beiden Pedalen entstiegen, die der Meister mit den Füßen genau so knetete, wie das schwarz-weiße Bein der Tasten mit den Fingern.

Unmittelbar auf Rubinstein zurück führt uns Risler mit den „Fünf Clavierabenden in historischer Form", welche er während dieses Winters und Frühjahrs in fünf europäischen Hauptstädten wiederholt. Also im Großen und Ganzen eine Wiederholung des inzwischen historisch gewordenen Siebenabend-Cyclus Rubinstein's vom Jahre 1885. Natürlich hat auch Risler's Unternehmen Bedenken der verschiedensten Art erregt, die schließlich auf die Behauptung hinausliefen, man könne unmöglich im Concertsaal, ohne ein erläuterndes Wort, eine Entwicklungsgeschichte des Clavierspiels darstellen. Man entgegnet hierauf, daß wahrscheinlich weder Rubinstein noch Risler eine solche Darstellung beabsichtigt haben, dann aber fällt das Wort „historisch" als vollkommen überflüssig aus seinem Rahmen heraus. Also hier wie dort ein durch und durch verfehltes, aber selbst in seiner Verfehltheit so großartiges Unternehmen, daß man ihm nichts zur Seite stellen könnte. Schon diese Riesenkräfte, die dazu gehören, solche allergrößte Aufgaben in knapper Aufeinanderfolge zu bezwingen, verblüfft und besiegt. Wenn Risler so einen Abend hindurch gedonnert hat, fühlt man sich zwar in allen seinen Nerven geschunden, geht aber doch mit dem angenehmen Bewußtsein nach Hause, etwas Ungewöhnliches erlebt zu haben. Man wettere gegen „rohe Kraftäußerung" wie man wolle, man wappne sich ästhetisch, so sehr man mag, die Bestie in uns hat doch ihren Heidenspaß an so einem wilden Kampfspiel, an den Festen der hochentwickelten Musculatur. Der moderne Pianist ist ja im Grunde eine Art römischer Gladiator und spanischer Toreador. Seine brutalen Hexenkünste bewegen geheime Triebfedern der Menschenseele, die das rohe Lustgefühl am blutig gewonnenen Kampfspiel mit der Bestie Technik auslösen. Unsere modernen Clavierconcerte sind ja nur zu oft Gladiatorenkämpfe, in Cultur gefaßt.

Ein Gladiator, wie Risler, ist freilich seines Sieges gewiß. Er ist zwar nicht mit solchen Riesenprogrammen gerüstet wie Rubinstein, bringt es aber auch auf 25 Stücke an einem Abend. Wenn man bedenkt, daß Liszt sich über die Anstrengung beklagt, die ihm der Vortrag von vier Nummern an einem Abend verursachte, so ist das ungeheuerlich. Und sein berühmtes „Sturmeswüthen" würde sich im Vergleiche zu heutigen Wuthleistungen ziemlich zahm ausnehmen. Die saitensprengende Gewalt allein, mit welcher so ein Risler einen trampelfüßigen Concertelephanten packt und schüttelt, ist einem Liszt ganz unmöglich gewesen. Die Klaviere von Chritz, Streicher, ja selbst die damaligen Wösendreher waren darüber in Scherben gegangen. Die Bässe klangen noch nicht wie Kanonenschüsse und die hohen Töne wie silberne Glöckchen. Selbst der Ton eines Liszt schmeckte manchmal noch stark nach Holz mit Kielfeder. Schwerlich hat er auch über ein solches Piano verfügt wie Rubinstein und Risler. Er hatte bekanntlich lange Hände mit dünnen Fingern wie fleischlosen Spitzen. Der richtige Klavierspieler wird aber mit massiven Fingern und daunenweich gepolsterten Fingerspitzen geboren. Der Fettpolster da oben, seine besondere Beschaffenheit entscheidet den Anschlag. Hier, in den Fingerspitzen sitzt die Seele des Pianisten, das ist der Sitz seiner Seelenthätigkeit, hier strömt das gewisse Fluidum in die Tasten und verbindet ihn mit dem Publicum. Darum kann der Anschlag nicht gelehrt werden, so wenig er schon ist, und es braucht nur natürlichen Sinn für Tonbildung, um ihn so verschieden als möglich zu färben.

Risler hat diese Finger, die ihn zu Allem befähigen. So steht er als Techniker vom größten Format, als Anschlags- und Pedalkünstler groß da. Weniger vermag er den Sinn eines schöngewachsenen, logisch gebauten Concertprogramms zu fassen. In seinem fünfgliedrigen Cyclus haben sich schreiende Mängel geoffenbart. Neben Couperin &c. vermißte man Georg Muschat, neben Johann Sebastian und Philipp Emanuel, Friedemann Bach. Von Scarlatti giebt es nur eine nebensächliche „Pièce", an der Seite Liszt's fehlen Thalberg und Henselt, auf Schumann folgt nicht Brahms, sondern Liszt, dem ein ganzer Abend gewidmet ist. Es klingt unglaublich, aber Risler hat wirklich keine Sterbensnote von Brahms gespielt. Nicht einmal die Paganinivariationen, die doch ausschließlich für Seinesgleichen geschrieben wurden. Das ist wieder echt französisch. Frankreich verleugnet nämlich Brahms. Man kann das aus den ablehnenden Urtheilen erkennen, die ein so deutsch- und billigdenkender, wie Arthur Pougin, über Brahms fällte. Risler spielt aber auch nichts von Clementi, Dussek und Hummel, diesen Hochwichtigen, noch von Field, ohne den Chopin nicht Chopin geworden wäre. Und doch hat er die Hand für die schauernde Frühromantik dieses Engländers; das zeigt sich, wenn er Chopin spielt.

Wie nun Risler sein lückenhaftes Programm giebt, das ist höchst interessant. Selbst in seinen ungleichen Stunden läßt er uns nicht los. Um wie viel weniger in seinen unvergleichlichen, als Spieler alter Franzosen und Italiener. Er spielt ihre lustigen Appetitlichkeiten mit einem glasglockenartigen Anschlag, der an den Ton der Physharmonika erinnert. Einst schwamm ganz Wien in dieser glasglockenhellen Seligkeit, als nämlich die blinde Therese Paradies auf der Physharmonika concertirte. Bei der Wiedergabe eines Stückchens von Rameau oder Daquin handelt es aber vor Allem darum, dasselbe in dem Ton seiner Zeit zu spielen. Man müßte es also machen, wie Ernst Pauer in London, der vor einigen Jahren massenhaft altes Frankreich mit England spielte, und zwar nicht auf modernen Klavieren, sondern auf den leibhaftigen Clavycembalos, Virginalen und Harpichorden, für welche diese amüsanten Gewimmel von Mordenten, Pralltrillern und Läufen ja geschrieben wurden. Man war natürlich gespannt, Risler Bach spielen zu hören. Aber er hat hier stark enttäuscht. In Deutschland zumal, wo eine festgegründete Bachspieltradition besteht. Risler faßt Bach auf als einen Schwerfälligen, ganz Holzschnitt noch, obgleich er ja in einer Kupferstichzeit gelebt. Er versetzt ihn weit zurück in die canonisch geschmückte Pachelbelzeit; er macht ihn plump und gewichtig; er stellt ihn, im Gegensatz zu seinen fein contrapunktirenden Franzosen, als eine Art fugirenden Rüpel hin. Er hat offenbar keine Ahnung, daß Bach in seinen Instrumentalcompositionen ein halber Italiener und zugleich ein starker Franzose gewesen, dessen französische und englische Suiten, Inventionen, Cantaten, Symphonien &c. unanfechtbare Zeugnisse sind für die Verwerthung seiner aus Frankreich und Italien empfangenen Anregungen. Denn wie

jedes große Genie besaß Bach in hohem Grade das Talent, wichtige Bildungsmittel aus fremden Culturen in sich aufzunehmen. Er gleicht hierin Goethe. Von Allem, was bedeutendes Zeitproduct war, ließ er sich anregen, aus Allem zog er Nutzen. Frescobaldi's „Fiori musicali“ und die Sonaten von Legrenzi, Corelli und Albinoni haben nicht minder auf seinen Stil gewirkt, als die Violinconcerte Vivaldi's, die er schockweise für das Klavier bearbeitete. Aus den Stücken von Pasquini und den Sonaten von Domenico Scarlatti ist mancher bezeichnende Zug und Toccaten charakteristisch angewandt worden, während die französischen Suiten in Form und Inhalt den bestimmenden Einfluß von Marchand und de Rigne verrathen. Risler spielt leider keine der reizenden Suiten, sondern die reichornamentirte Cmoll-Phantasie, Einiges aus dem Wohltemporirten Clavier und die „Chromatische Phantasie“. Das rauhe contrapunktische Geäder der Fuge, der sinnvolle Reiz ihrer Engführungen und Episoden beirren den Künstler so gewaltig, daß er zuweilen den verirrten Faden plötzlich abreißt und das Garn von Neuem auf die Spule zu winden beginnt. Auch zu Beethoven findet Risler nicht den richtigen Weg. Er titulirt ihn höflich als Monsieur de, statt ihn kurzweg Ludwig van Beethoven anzureden. Es fehlt ihm hier der Muth, sich dem Souverän gegenüber souverän zu geben. Er bleibt fortwährend im Unzulänglichen stecken. Er hat den gewissen Griff nicht in die Höhe und Tiefe; er springt aus der unerbittlichen Logik Beethoven's heraus und nimmt der Beethoven'schen Episode ihren Reiz. So spielt er die Asdur-Sonate op. 76 äußerlich, ohne ihre geheimnißvolle Schönheit zu ahnen. In die „Waldstein“-Sonate, die so ausschließlich den leichteren tonmalerischen Bedürfnissen Beethoven's entsprungen ist, legt er einen fremden gewaltigen Tiefsinn. Nur die Hammerclaviersonate (op. 106) behielt die Natur, die der Componist ihr gegeben. Besonders im letzten Satz, der den Himmel in fugirter Form stürmen will, feierte Risler's Faust, die das Unmögliche zwingt, Triumphe. Noch klarer spielt Busoni diesen Satz. Er formt ihn aus Marmor, aber aus den in Trillern zerfließenden Stellen hämmerte er ihn zu Eisen.

Beethoven einmal hinter sich, wächst Risler unermeßlich. Er hat oft, z. B. bei Schubert und Mendelssohn, Suiten, die an Rubinstein reichen. In der Gdur-Phantasie von Schubert ist er ganz Farbenzauberer, Romantiker. Alle ihre bunten Stimmungen, ihre Schwermuth und Fröhlichkeit, ihre ganze wienerische Melancholie giebt er uns getreulich heraus. Er ist auch der geborene Mendelssohnspieler. Man höre nur das abgespielte Scherzo in Emoll, die Beute aller Conservatorien, wie er sie mit neuer Jugend schmückt, oder die Fdur-Etude, deren fortrieselnde Figurationen er mit absoluter Gleichmäßigkeit giebt. Hier athmet man förmlich musikalische Reinlichkeit; man erntet in Wohlklang. Als eine Größe erscheint Risler auch in der großen Asdur-Sonate von Weber. Der erste Satz ist überhaupt nur Zumuthung. Weber hat einen seinen eigenen Sätzen angemessen. Risler ist überhaupt der Erste, der den Knoten der Durchführung energisch durchhieb. Man verstand da plötzlich den Sinn von Weber's dunkler Rede. Als Schumannspieler ist Risler vorläufig nicht zu beurtheilen. Wir hörten von ihm nur die Symphonischen Etuden und die Gmoll-Sonate. Beide Stücke fordern in erster Linie den Virtuosen heraus; er kann sich da in ganzer Parade zeigen. Risler thut das. Die „Symphonischen Etuden“ giebt er so überlebensgroß, daß ihm hier kaum Jemand gleichkommen dürfte. Zum erstenmal erkennt man den „symphonischen“ Charakter dieser Stücke. Ihr voller Griff und heimlich raunenden Mittelstimmen stehen nicht bloß auf dem Papier, man hört sie auch. Das hat nicht einmal Rubinstein vermocht. Er spielt hier doch nur Clavier; Risler spielt Orchester. Namentlich in der zweiten und vorletzten Variation erscheint er ganz räthselhaft, indem er Räthsel löst. Man wird schließlich des Staunens und Deutens müde. Man fragt gar nicht mehr, wie es möglich sei, diese Octave auf gis so durchklingend zu erhalten, mit den reichverflochtenen Mittel- und Oberstimmen, im zweiten Theil der zweiten Variation. Oder die Duodezime fis-eis in der vorletzten, in deren reichem harmonischen Gewebe überhaupt jeder Faden wie aus Gold gesponnen glänzt. Man staunt nur. Auch beim Finale, das mit einer unwahrscheinlichen Kraft heruntergejagt wird. Zu sehr gejagt. Diese Dezimengänge der Linken und fünfstimmigen Akkorde der Rechten wirken in solcher Fassung mehr imponirend als schön. Wie gesagt, es ist schade, daß Risler sich Schumann's nicht so eifrig annimmt, wie Chopin's. Allerdings ist er hier auf seinem eigensten Gebiet. Uns scheint er der beste Chopinspieler von heute zu sein. Er spielt ihn nämlich durchaus gesund, bacillenfrei, ohne Rubato und hochgradiges Fieber. Es ist ja merkwürdig, daß man Chopin noch immer pathologisch auffaßt und wiedergiebt. Warum? Die Biographen Wasielewski und Niecks haben ja längst Chopin's Gesundheit bewiesen. Er soll sogar außerordentlich heiteren Gemüthes gewesen sein und die böse Madame Rubato gar nicht gekannt haben. Was geht die Pianisten der Roman mit der Georges Sand an? Sie spielen Chopin hohlwangig und schwindsüchtig, in der Verschiebung dunstend, wie in lauwarmen Compressen. Der angeblich kränkelnde Zug verschwindet, wenn man ihn gesund darstellt. Das beweist uns Risler, ob er nun das B-moll-Scherzo, das Des-Dur-Prélude oder einen einfachen Walzer spielt.

Die Dawison-Heller'sche Duellgeschichte.

Von Eduard von Bamberg.

In der letzten Nummer des „Zeitgeists“ hat H. Erler den Schlußpassus des offenen Briefes mitgetheilt, welchen Dawison 1861 an Robert Heller in Hamburg richtete; das autographirte Original existirt heute noch in vielen Exemplaren und ist in Uhde's Geschichte des Hamburger Stadttheaters wie in Wehl's „Zeit und Menschen“ vollständig abgedruckt. Das von Erler angeschlossene Poëm „Bogumil, der tapfere Ritter, von Robert Heller“ scheint aber nur zur Erhöhung des Witzes diesem Autor zugetheilt; wenigstens wäre es merkwürdig, wenn derselbe so viele Pointen der Affaire unbenutzt gelassen hätte, die ihrer Zeit viel Aufsehen und Gelächter erregt hat. Ein würdiges Pendant zu dem Streite, welchen Dawison sieben Jahre früher mit Laube ausfocht, ist sie zugleich die directe Fortsetzung desselben und hat sich nach den uns erhaltenen Zeugnissen ungefähr in folgender Weise entwickelt.

Als Dawison in den ersten Monaten des Jahres 1861 neue Gastspiele abschloß, ärgerte er sich gewaltig, daß das Hamburger durch eine Agentur zu Stande kam. „Der Herr Director Wollheim,“ schrieb er an Wehl, „war zu hochnasig oder vielleicht zu faul, mit mir persönlich zu correspondiren. Letzteres finde ich seinen großen Pflichten gegenüber gewissenlos, Ersteres, wenn es der Fall, erbärmlich. Freilich muß ich beinahe daran glauben. Ihm zu Liebe spiele ich sicher in Hamburg nicht; es drängt mich, meinen lieben Hamburgern, die mir die Pforten des deutschen Theaters erschlossen haben, zu zeigen, was ich gelernt und — vergessen habe. Dieser Drang muß mächtig in mir sein, da ich es endlich über mich gewinne, meinem wackeren Maurice wehe zu thun. Wollen Sie mir aber einen Rath geben? Wie soll ich mich mit Heller stellen? Lauben zu Liebe hat dieser Herr bis jetzt weidlich über mich — sagen wir, geschimpft, es ist das beste Wort. Ohne allen Zweifel wird er es wieder thun, obgleich er plus royaliste sein wird que le roi, denn

Laube ist längst wieder mein Freund geworden und hört nicht auf, meinen Verlust zu bedauern. Was soll ich thun? Ich bin (leider Gottlob) nicht der Mann, zu elenden Mitteln zu greifen, aber rathlos bin ich in der That." Gegenüber den Ansichten, wie sie in Laube's Memoiren und Theaterstücken vorliegen, ist zu bemerken, daß Dawison hier nach gesellschaftlichen Aeußerungen desselben berichtete, während Dr. Robert Heller, der Kritiker der „Hamburger Nachrichten", welcher von Leipzig her Laube's Anhänger war, schon damals dessen kritisches Verdict über Dawison sammt der Motivirung übernommen hatte. Laube seinerseits lobt Heller, daß er die Schauspieler fein, intim und echt beurtheilt habe, doch gab es andere Literaten genug, welche ihn mit und ohne Rücksicht auf diese Kameraderie nicht besonders ernst nahmen. Die Schilderung, welche der Verfasser des „Mohammed" in seinem „Deutsche Dramatiker und Hamburger Kritiker" (1857) von ihm entwirft, ist satirisch angehaucht, aber durchaus nicht grundlos und mag deßhalb sowie als Gegenstück zu „Bogumil, der tapfere Ritter" hier Platz finden.

„Im ersten Range, möglichst nah der Bühne,
Sie überschauend mit Protectormiene,
Das Haar pomadisirt, den Bart gedreht,
In selbstbewußter Würd' und Majestät,
Sitzt stolz der Kritiker par excellence,
Der Mann der haute volée und élégance.
Die zarten Handschuhe paillegelb glacirt,
Die kalten Mienen abgespannt, blasirt —
Beweise, daß kein darbender Scribent:
Herr Heller, ist es, durch Fortunas Gunst
Hamburger Neuer Nachrichter der Kunst.
Auch er war in Arcadien geboren.
Doch ging ihm schnell das Paradies verloren;
Ein Stück nur bracht er aus, sein „letzter Wille",
Am Abend der Geburt verschied es stille,
Leipzigs Theater war ihm Wieg' und Grab;
Und an der Ecke stand, da man es gab:
„Zum letzten Male Heller's erster Wille."
Der Spaß vertrieb ihm jede Dichtergrille,
Doch Rache schwor er, Rache allen Bühnen;
Um jene tief empfundne Schmach zu sühnen,
Begann er jedes gute Werk zu schmäh'n,
Daß nie ein Dichter möge aufersteh'n.
Und er ward Laube's Freund, denn Laube's Richtung
Versprach Vernichtung jeder deutschen Dichtung.
Zur Richtschnur nahm er diese Richtung an:
Was Laube thut, nur das ist wohlgethan,
Was Laube dichtet, nur das ist gedichtet,
Was Laube richtet, das wird hingerichtet,
Was Laube anempfiehlt, wird anerkannt,
Das And're wird verketzert und verbrannt.
Doch jetzt nehmt Abschied von Herrn Robert Heller,
Er steht schon auf, er will nach Martens Keller,
Dem einz'gen Ort, wo beim Champagnerwein
Er sich erinnert, noch ein Mensch zu sein."

Wo man hinhört, bei Wehl, Gottschall, Prutz, Gutzkow, Kühne, überall dieselbe Beurtheilung Heller's. Er war Theaterkritiker geworden, weil er nicht Theaterdichter werden konnte — eine sehr oft beschrittene Carrière — hatte nicht viel persönliches Urtheil und balancirte mit Bravour zwischen Lob und Tadel, sobald ihm keine Directive vorlag — auch eine verbreitete Gepflogenheit der Berufskritiker. Als Romanschriftsteller war er dagegen wegen seines angenehmen Stils nicht unbeliebt, und bei den Hamburgern wegen seiner gesellschaftlichen Talente außerordentlich geschätzt: von den ausgesuchtesten Bissen und edelsten Marken zehrend, in allen besseren Kellern heimisch, bei allen Zweckessen vertreten, ragte er als unerschöpflicher Tafelredner hervor und bildete die geistige Zierde der Gourmandsgemeinde. Wenn er so gut geschrieben als beim Weine gesprochen hätte, wäre er nach Gottschall's Ansicht einer der ersten Schriftsteller gewesen; indeß sei ihm auf dem Wege vom Gehirn zu den Fingerspitzen viel von dem geistigen Fluidum verloren gegangen, auch wäre er beim Wein inspirirter gewesen als am Schreibtisch. Unmöglich konnte aber solch' ein Mann rachgierig und blutdürstig arten; wenn er tadelte, so war das nicht persönlich bös gemeint, und wenn er giftig wurde, so geschah es wesentlich um Anderer oder seiner eigenen Autorität willen.

Als Wehl ihm die Besorgnisse Dawison's mittheilte, bezeichnete er dieselben als vollständig grundlos; er werde unparteiisch urtheilen. Die ersten Kritiken fielen zwar zurückhaltend, doch nicht absprechend aus, so daß er z. B. an Othello geistreiche Auffassung und energische Durchführung neben outrirten Einzelheiten und unschöner Gesammthaltung anerkannte. Als aber der Enthusiasmus des Publicums stieg und Dawison-Hamlet gar sechzehn Mal gerufen wurde, tadelte er schärfer und nachdrücklicher, beschuldigte sogar einmal die Claque, die öffentliche Meinung gefälscht zu haben. Sofort forschte man nach persönlichen Ursachen dieser Ausfälle und fand sie in dem Verhältniß zu Laube; als Dawison die Worte Benedict's sprach: „Meinst Du, ich frage etwas nach einer Satire oder einem Epigramm? Könnte man von Einfällen beschmutzt werden, wer hätte dann noch einen saubern Fleck an sich?", erfolgte ostentativer Beifall. Da er überhaupt durch die Recensionen nicht den geringsten Abbruch an Popularität erlitt, hätte er kein Wort zu verlieren brauchen, aber in seiner schon damals krankhaften Erregung ließ ihn der gedruckte Widerspruch nicht zur Ruhe kommen. Wir stehen heute der sachlichen Antikritik nicht mehr fern, welche durch Zurechtweisung suffisanter Dummheit, Züchtigung persönlicher Alluren, Berichtigung falscher Voraussetzungen und Beobachtungen, Discussion streitiger Auffassungen allen Kunstfactoren großen Nutzen bringen muß. Damals waren die Schauspieler, welche die Feder zu führen wußten, ungleich subjectiver, und Dawison's Beispiel zeigt, wie eine gute Sache durch unangebrachte Erregung verdorben werden kann. Die Malicen, welche ihm gegen Heller auf der Zunge schwebten, konnte er sich nicht enthalten, ihm schwarz auf weiß mitzutheilen, ja er ließ ein zweites Exemplar des Briefes (mit unerheblichen Varianten) autographiren und in mehr als tausend Exemplaren vertheilen — Beides gegen den Rath der Freunde, welche er in's Vertrauen gezogen hatte. Das Tollste in dem Schreiben ist die Stelle, wo er von der lächerlichen Kritik über seinen Richard seitens des Wiener Reudnitz spricht, und vor den Beisatz „ein erbärmlicher Wicht" ein durchstrichenes „auch" setzt!

Durch diese in momentaner Aufregung niedergeschriebenen, im besten Falle unmotivirten Invectiven wurde die Stimmung des Publicums zu seinen Ungunsten gewendet; wie klein, sagte man sich, daß sich ein großer Schauspieler so außer Fassung bringen läßt! Heller aber, studentisch-ritterlich wie er war, sandte ihm den Dr. Eberstein als Cartellträger auf die Thaliabühne, wo er eben die letzte Vorstellung geben wollte; er beschied ihn auf den nächsten Tag und erklärte dann, daß er sich nach Abwicklung seiner Gastspielverpflichtungen am 10. Mai in Dresden stellen wolle. Die Abreise nach Schwerin war längst vorgesehen, ist also nicht als Ausreißen zu betrachten, dagegen hat es seine Richtigkeit, daß die Hamburger Polizei sofort über den Fall aufgeklärt war und nach Dresden berichtete, damit man den Austrag zu verhindern in der Lage wäre. Seinerseits richtete Dawison aber auch noch an seinen alten Freund Marr in Hamburg zwei Briefe, den einen intimer Natur, den andern zur öffentlichen Verwerthung (18. April). „Aus Hamburg wird mir soeben geschrieben," heißt es da, „daß dort allgemein das Gerücht verbreitet sei, ich hätte das Duell refusirt und sei darum schleunigst abgereist. Ich erwarte von der Ehrenhaftigkeit meiner Gegner, daß sie dieser Verleumdung entschieden entgegentreten." In dem andern Schreiben stand dagegen: „An Breuning schreibe ich eben und bitte ihn förmlich, mein Secundant zu sein. Er nimmt das natürlich ganz ernst; er wird sich bei Dir einfinden. Für Dich aber spiele ich keine Komödie. Ich möchte mich nicht gern in Lebensgefahr begeben und auch keinen Menschen todtschießen. Ich vertraue Deiner Klugheit, Deinem Tact und Deinem Herzen."

Marr's Vermittlungsversuche hatten keinen Erfolg, im Gegentheil entschloß sich Heller, mit seinem Secundanten nach Schwerin zu fahren, um Dawison sofort vor die Klinge zu fordern (20. April). Hier trafen sie Hans von Bülow, der Dawison von früher her kannte und bis auf „die jüdische Art" viel von seiner Kunst hielt; er gab sich dazu her, zwischen den Parteien ein Einverständniß zu erzielen. Indessen erwiderte Dawison, er könne sich auf nichts als die erste Verabredung einlassen, da seine Verpflichtungen unaufschiebbar wären und er vorher seine letztwilligen Verfügungen treffen müsse; zugleich unterrichtete er den Intendanten von Flotow von dem Zwischenfall und bat denselben, einem Eclat zu steuern. Seine Gattin, die unter seinen hochgradigen Aufregungen furchtbar litt und ernstlich für sein Leben fürchtete, ging weiter und flehte die Hamburger Gäste fußfällig an, von ihrem blutigen Vorhaben Abstand zu nehmen. Selbst Thränen gegenüber blieben diese unerbittlich; da erschien Flotow und erklärte, daß er dem Großherzog Vortrag gehalten habe und die Polizei angewiesen werden würde, ein Duell zu verhindern. So mußte Heller unverrichteter Sache wieder abreisen und sich damit begnügen, Dawison wenigstens zur Einlösung seines früheren Ehrenwortes schriftlich aufzufordern. Dieser fühlte sich aber, da die Frist durch den Schweriner Zwischenfall unterbrochen worden war, der Verpflichtung ledig und erwiderte: „Nachdem aus einer Ehrensache, gewiß nicht durch mein Verschulden, ein Scandal geworden ist, wäre ich ein Thor, noch an ein ernsthaftes Rencontre zu denken. Ich habe das Meinige gethan, mögen die Herren nun das thun, was ihnen gutdünkt." Schließlich schrieb er dem Dr. Eberstein noch besonders: „Uebrigens lebe ich der Ueberzeugung, daß Sie als ein so gewiegter Jurist nichts thun oder unternehmen werden, was sich nicht mit den strengsten Anforderungen des Gesetzes vereinbaren ließe"; um aber auch das große Publicum zu beruhigen, welches den einzelnen Phasen mit Interesse gefolgt war, erklärte er die Sache kurzer Hand dadurch beendet, daß Heller von seiner Forderung zurückgetreten sei.

Auf diese letzte Behauptung nagelte ihn Dr. Eberstein fest und ersuchte Marr, auf sein Ehrenwort zu erklären, ob ihm während seiner früheren Verhandlungen etwas bekannt geworden sei, was auf einen Rückzug Heller's gedeutet werden könne. Eine bejahende Antwort konnte unmöglich erfolgen; thörichter Weise beschwerte sich Dawison darüber, und nun ließ Marr, seinerseits aufgebracht, den vertraulichen Brief Dawison's in den Hamburger Nachrichten abdrucken. Die Wirkung dieses Freundschaftstückchens war natürlich, daß man allgemein von der Komödie sprach, die Dawison mit seinem Ehrenworte gespielt habe, und damit auch die Uebertreibung nicht fehlte, wurden Geschichten aufgetischt, wie er sich 1846 56 Stunden in einem Garderobekasten versteckt und in Lemberg bereits den Studenten gegenüber „gekniffen" habe. Dieser Ausgang befriedigte Heller ungemein; er entlud das Pistol und widmete sich vom Neuen seinen literarischen und culinarischen Missionen.

Während die Witzblätter die Affaire weiter verarbeiteten und im Tivolitheater von St. Pauli „Robert und Bockmihl, die lustigen Duellanten" gespielt wurde, gab die Allgemeine Zeitung Dawison den guten Rath, der Briefschreiberei zu entsagen, um seine ganze Kraft neuen Kunstschöpfungen zu widmen. Das war aber leichter gesagt als gethan, denn eine ganze Zeit ließen sich noch üble Nachwirkungen spüren. Nachdem ihn die Devrientpartei als Mephisto bei den Worten „Heraus mit eurem Flederwisch!" ausgezischt hatte, weigerte sich Dawison, in „Wenn Frauen weinen" den feigen Herrn v. Stein, der sich mit Bravour schlägt, zu spielen und erklärte, das Hoftheater nicht wieder zu betreten, wenn Sontag die Rolle übernähme. Oft war er um diese Zeit „in einer so unausstehlichen Verfassung, daß er nicht den Muth hatte, die Leute zu langweilen", auch wurde die Reinheit seiner Darstellungen mehrfach dadurch getrübt. Um so weniger ließen es die näheren Freunde an Aufmunterung fehlen und im Winter genossen sie auch die Freude, daß er sich mit erneuter Kraft in die Arbeit stürzte. „Die letzte Erfahrung," schrieb ihm Gutzkow (2. November 1861), „ist Ihrem inneren Menschen eine heilsame geworden, und glauben Sie, auch dafür hat die Welt, trotz ihres flüchtigen Ganges, ein Auge. Wird diese Bemerkung einmal an passender Stelle irgendwo ausgesprochen, so zündet sie allgemein; Schauspieler, Dichter, öffentliche Charaktere überhaupt, dürfen sich vor den Augen des Publicums bilden. Ihnen und dem Publicum erwuchs aus jenem Streit und der Rückwirkung desselben auf Ihr Gemüth der Gewinn Ihrer ganzen Versenkung in Ihre Kunst, der Vernichtung alles dessen, was Sie von Ihrer einzigen Lebensaufgabe, der Bewährung am Abend des Spieles, ablenken konnte, und einen Künstler, der auf Ihrer Höhe des Ruhmes steht, abzulenken drohte."

Feuilleton.

In der Dunkelkammer.

Von Albert Wulff von Rameke.

Mattrothe Dämmerung erfüllt unbestimmt und geheimnißvoll die Dunkelkammer. Sie ruht auf den zahlreichen Gläsern und Flaschen an der Wand, auf dem Arbeitstisch mit seinen photographischen Apparaten, wie auf der Männergestalt, die sich eifrig beschäftigt darüber neigt.

Er ist gerade dabei, eine Platte zu entwickeln. Eine von den dreien, die er heut' Morgen wohlverpackt in seinem alten Koffer entdeckt hat. Sie müssen schon ziemlich alt sein; denn die schwarze Umhüllung ist stark verblichen. Vielleicht stammen sie noch gar aus der Zeit seiner ersten Versuche auf dem Gebiete der Liebhaberphotographie — acht Jahre mag es wohl her sein. Jedenfalls hat er sie seiner Zeit nicht benutzt oder zu entwickeln vergessen.

Er blickt gespannt auf die in der Schale liegende Platte. Der Gedanke, vielleicht ein längst vergessenes Bild aus vergangenen Tagen zu erhalten, macht ihn neugierig.

Nach und nach treten einige weiße Umrisse auf der mattroth schimmernden Fläche hervor. Er hält die Schale dichter an die Lampe. Jetzt erscheint das Bild. Ein Thurm, auf steiler Höhe gelegen, hebt sich gespenstisch weiß vom dunklen Hintergrunde ab.

Der Leuchtthurm! — Grethchen!

Wie ein Blitz durchzuckt ihn die Erinnerung. Dort unten am Thurm hat er sie kennen gelernt, — seine erste Liebe. Er war noch ein schüchterner Primaner damals. Sie war sechzehnjährig, blond und wohnte in der Nachbarstadt; ihre Eltern kannten flüchtig die Seinigen. Im Seebad trafen sich die beiden Familien.

Vergeblich hatte er sich ihr zu nähern gesucht, bis es ihm endlich auf einer Nachmittags-Partie zum nahen Vorgebirge der Insel gelang. Gesprochen hatten sie nur wenig, nur zusammengesessen auf der Rasenbank am Leuchtthurm und auf's blaue Meer hinausgesehen. Aber trotzdem! Ihm war wie einem Trunkenen zu Muthe. Und dann die Rückfahrt im Segelboote, während die Sonne hinter dem Vorgebirge versank. Sie saß hinten, er vorn. Aber hin und wieder blickte sie ihn an, kurz, verstohlen, ein wenig fragend.

Am nächsten Morgen ruderte er hinaus, seine Camera im Boot, bis dicht an den Leuchtthurm, und nahm die Stätte auf, wo er gestern mit ihr geweilt. Er beabsichtigte, ihr das Bild zu verehren; aber als er die Platte zu Hause entwickeln wollte, fand er sie nicht mehr. Er hatte sie gar zu gut verpackt.

Selten nur sah er Grethchen wieder, vielleicht fünf Mal in einem Jahr. Aber das genügte, um seine Liebe wach zu erhalten.

Er lächelt. Es ist doch ein eigen Ding um die erste Liebe. Man empfindet sie nur einmal, so wunschlos, keusch und rein!

Langsam verschwimmen die Umrisse des Bildes, die Platte wird dunkel. Vorsichtig nimmt er sie heraus, spült sie sorgfältig ab und legt sie in's Fixirbad. Dann greift er nach der zweiten Platte.

Nach kurzer Zeit tritt das Bild hervor. Unschwer erkennt er es. Es stammt aus seiner Studentenzeit.

Welch' Unterschied zwischen dem Schüler mit der stillen, heiligen Liebe im Herzen, und dem Studenten im ersten Semester! Wohl hatte er das Bild der blonden Jugendgeliebten noch mitgenommen in die ferne Universitätsstadt des Südens, aber nur zu bald war es dort in ihm erblaßt. Wie ein Rausch kam es über ihn in der ungebundenen Freiheit des Studentenlebens. Alle Becher des Lebens durchkosten, nichts unberührt lassen! Nur das Heute genießen, ohne an das Morgen zu denken! Auch das Weib lernte er mit anderen Augen ansehen. Was er bisher nur verehrt, begann er nun zu begehren.

Da hatte er Jeannette kennen gelernt.

Er blickt genauer auf die Platte. Da ist sie. Die volle Gestalt halb liegend auf die Marmorbank gestreckt, das üppige Haar gelöst, die Lippen wie zum Kusse geöffnet.

Er lehnt sich gegen die Rückwand der Kammer. Hat sie ihn wirklich geliebt, heiß und sinnlich, wie es ihre Art gewesen? Oder war all' ihre Leidenschaft nur kühle Berechnung, um ihn immer tiefer in ihre Netze zu locken und auszubeuten? Noch heut' vermag er sich nicht diese Frage zu beantworten. Damals dachte er jedenfalls nicht darüber nach. Willenlos überließ er sich dem Taumel der Leidenschaft. Mochte sie eine Kellnerin sein, mochten sie Andere als Dirne verachten, ihm war es gleichgiltig. Er wollte nur lieben und wieder geliebt werden, wollte Jemand sein Eigen nennen mit Seele und Leib!

Jene Juninacht, in der er das Bild aufgenommen, — er durchlebt sie noch einmal. Er sieht den mondhellen Spiegel des Genfer Sees vor sich, mit den schneegekrönten Bergen am jenseitigen Ufer. Der laue, blüthenduftende Südwind schmeichelt ihm um die Stirn; träumend spült die Fluth gegen die Ufermauer und hält leise Zwiesprach mit den Zweigen der Weiden, die sich darüber neigen. Er hält die lebenswarme Gestalt Jeannettes im Arm; ihre Küsse brennen auf seinem Munde.

Er fährt sich über die Stirn. Ist es der Zauber des rothen Lichtes, der diese längstvergangenen Tage in so lockenden Farben vor ihm wieder erstehen läßt? Er blickt auf die Platte, das Bild ist entschwunden.

Genau wie damals in Wirklichkeit. Der sinnverwirrende Rausch, den er sich von ihren Lippen getrunken, wich bald genug. Er war innerlich doch zu gesund, um an einem Weibe zu Grunde zu gehen. Als er erwachte, da besaß er noch Kraft genug, um sich gewaltsam loszureißen, und aus dem verführerischen Süden zurückzufliehen in's herbstlich-frische deutsche Vaterland. Er hatte dann Alles beseitigt, was ihn an jene Zeit erinnerte, und so war wohl auch diese Platte in Vergessenheit gerathen.

Freilich, eins vermochte er sich nicht mehr aus dem Herzen zu reißen, eins ist ihm geblieben bis auf heute und diesen Tag: der innere Zwiespalt, mit dem er jedem Weibe gegenübertritt.

Göttin aber Dirne? Seit jener Mondnacht im Süden quält ihn diese Frage, und noch immer hat er keine Antwort darauf gefunden. Zu tief hat er damals in die Abgründe der Frauenseele geblickt, um noch ohne Weiteres an eine weibliche Tugend glauben zu können. Und was ist denn überhaupt weibliche Tugend? Klösterliche Entsagung? Oder freies Waltenlassen der natürlichen Triebe?

Sinnend stützt er das Haupt in die Hand.

Göttin oder Dirne?

Er sieht die beiden Negative im Fixirbade. Ein wunderbares Zusammentreffen! Hier keusche Verehrung, dort sinnliche Leidenschaft. Sie Beide zu vereinen, — das ist das ganze Räthsel.

Aber wie?

Da fällt sein Blick auf die letzte Platte. Hastig legt er sie in die Entwicklerschale. Wessen Züge wird sie ihm zeigen? Wird sie vielleicht das Räthsel der beiden ersten Bilder lösen? Er neigt die Schale hin und her, die Flüssigkeit spült über das Glas.

Geduldig wartet er, fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelstunde. Die Platte verändert sich nicht. Kein Bild erscheint.

„Die Zukunft!" flüstert er leise und blickt lange auf die Glasscheibe, deren matte Fläche in rosigem Lichte schimmert ...

Aus der Hauptstadt.

Dies und das.

Die Gräfin Bülow, wie wir durch Wilbrandt wissen, eine sehr musikverständige Dame, hat ein Potpourri componirt, worin sämmtliche bisherigen politischen Thaten ihres Gemahls in eigenartiger Weise erwähnt und gekennzeichnet sind.

Es handelt sich also offenbar um eine der Vier-Jahreszeit entsprechende Bock-Musik.

*

Bei den Kämpfen um die Wiederherstellung der Hohkönigsburg wird von gegnerischer Seite besonders darauf hingewiesen, daß eine sachgemäße, dem alten Bau genau entsprechende Erneuerung schon deßhalb unmöglich sei, weil man gar kein entsprechendes Vorbild habe.

Das ist ein Irrthum und kann unseren Reichstag von der Bewilligung der verlangten 1½ Millionen Mark nicht zurückschrecken. Die Hochkönigsburg hat als Raubschloß gedient. Man baue sie also ruhig im Stil unserer Berliner Fondsbörse.

*

Die geretteten Pfandbrief-Besitzer.

Sorgen schwinden und Beschwerden,
Die Ihr durch Herrn Sanden hattet;
Die verlor'nen Summen werden
Durch die Bank zurückerstattet.
Treuhand hilft, druckt unverdrossen
Immer neue Pfandbrief-Schaaren;
Heil! Die Retter sind entschlossen,
Nicht mit dem Papier zu sparen.

*

Minister von Thielen hat in der Canalcommission wiederholt darauf hingewiesen, daß alle Sachverständigen die Kosten des Canals auf höchstens 390 Millionen Mark veranschlagt und sich für die Nichtüberschreitung dieser Summe unbedingt verbürgt haben.

Der Bau wird demnach mindestens 500 Millionen Mark kosten.

*

In letzter Zeit häufen sich wieder die Namensänderungen. Ein Herr Schmul hat sich in Götze, ein Levy aus Halle in Herrn von Halle umtaufen lassen, während zwei Brüder Jonassohn auf dem Wege der Adoption den Namen des Professors Kirchhoff erwarben, und selbst die Genossin Rosalie Lübeck bourgeoiser Eitelkeit einen Tribut brachte, indem sie sich Rosa Luxemburg nannte.

Derlei willkürliche Aenderungen müßten im Interesse einer wohlgeordneten Polizei-Verwaltung verboten und nur den neuerdings wieder häufiger mit Zuchthaus bestraften Bankiers erlaubt sein. Für sie hat nach der Entlassung aus der Strafanstalt die Taufe und die darauf folgende Namensänderung den großen Vortheil, daß kein Mensch ihre Firma wieder erkennt und daß man ihnen seine Depots zum zweiten

Mal mit vollkommener Seelenruhe anvertraut. Unerläßliche Bedingung für jeden Namenswechsel muß deßhalb die erfolgte und behördlich bescheinigte Verbüßung einer zehn- bis zwölfjährigen Zuchthausstrafe sein. Eher wird der Unfug nicht aufhören.

*

Börsianers Klage.

Der Actien-Umsatz wird täglich kleiner —
Ich bin, sollt' das so weiter gehn,
Wahrhaftig gezwungen, mich nach einer
Anständigen Beschäftigung umzusehn.

*

Bei der Berathung des Schuletats im Abgeordnetenhause wurde der Centrumsabgeordnete Dr. Goebel von den anwesenden paar Herren weidlich zum Besten gehalten, weil er seine stundenlange Rede Satz für Satz vorlas.

Was man nur von dem Abgeordneten Goebel wollte! Er mußte sich doch nothgedrungen dieser allerdings aufreibenden Arbeit unterziehen, ist er doch der Einzige im ganzen Lande, der seine Reden liest.

*

Ein vornehmer alter Herr hat sich bei der Regierung darüber beschwert, daß die königliche Porzellan-Manufactur in Berlin neuerdings so viele nackte kleine Genien und allegorische Darstellungen ohne Costum anfertige.

Ob sich auch der nackte Stumpfsinn darunter befindet, hat der vornehme alte Herr leider nicht gesagt. Man darf es aber annehmen, weil er sonst wahrscheinlich sich selbst der Manufactur als Modell angeboten hätte.

*

Kurz bevor Kneißl durch 140 Gensdarmen zur Uebergabe gezwungen wurde, hatte die bayrische Regierung sich mit Lord Kitchener in Verbindung gesetzt und ihm die Ergreifung des furchtbaren Räubers übertragen. Der englische Oberbefehlshaber lehnte indeß den ehrenvollen Ruf ab, da man in München nicht genug Feldgeschütze zur Verfügung hatte und die Anwendung von Lyddit nicht erlauben wollte. Der glänzende Sieg der bayrischen Gensdarmerie muß unter diesen Umständen als eine besonders hervorragende Waffenthat angesehen werden; die Verleihung eines hohen englischen Ordens an den Führer der Expedition steht unmittelbar bevor.

*

Der Montags-Juvenal.

Vom Mahl, dran Tausend sich geweidet,
Braut Oscar immer neuen Schmaus.
So lange seine Scheere schneidet,
Schreibt dieser Witzbold sich nicht aus.

*

Otto Ernst Flachmann hat eingestanden, daß bald nach dem Besuche des Kaisers im Hamburger Deutschen Schauspielhause Ansichtspostkarten erschienen sind, die das Medaillonbildniß Wilhelm's II. und rechts und links davon die Bildnisse Otto Ernsten's und des Barons Berger zeigten. Otto Ernsten's abschreckend wohlgelungenes Porträt war durch einen Lorbeerkranz besonders hervorgehoben und geschmückt, während der Monarch sich ohne dies Kraut behelfen mußte.

Da Otto Ernst mit dem Kaiser auf collegialem Fuße zu stehen scheint, ist es ihm vielleicht möglich, im eigenen und im Interesse der Handelsvertrags-Politiker wenigstens die zollfreie Einfuhr von Lorbeer zu erwirken. Bei dem gewaltigen Bedarf, den der geniale Dichter wohl auch fernerhin in diesem Artikel haben wird — jeder Ansichtspostkarten-Fabrikant kann verlangen, daß er sich für ihn mit einem frischen Lorbeerkranze photographieren läßt — handelt es sich hierzum Ersparung beträchtlicher Summen, sowie um die Möglichkeit, die den deutschen Agrariern zur Zeit sehr feindliche Stimmung der öffentlichen Meinung in Italien ganz wesentlich zu unseren Gunsten zu verbessern.

*

Dem Bundesrathe ist ein Gesetzentwurf zugegangen, der die Otto Ernst'schen Dichtungen den Reichsbanknoten gleichstellt und ihnen Zwangscurs verleiht.

Man hofft, die Werke des Lorbeerumrankten, die bisher kein Mensch haben wollte, auf diesem Wege verdientermaaßen unter das Volk zu bringen. Allerdings kann sich die amtliche Förderung nur auf ihren Verkauf beziehen; daß sie jemand lesen wird, erscheint leider nach wie vor ausgeschlossen.

*

Verbreitet ist im ganzen Land
Sein neues Werk, das wunderbare;
An jedem Bahndamm findet man
Die fortgeworf'nen Exemplare.

*

Aus dem Bureau des Lessing-Theaters wird gemeldet, daß die Aufführungen von Ludwig Fulda's Lustspiel „Die Zwillingsschwester" noch immer stark besucht seien.

Auch in Berlin hat die ernste Lebensauffassung, wonach der Mensch nicht nur zu seinem Vergnügen auf der Welt sei, erfreulich an Anhängern gewonnen.

*

König Edward VII. hat seinen Jugendstreichen für immer Valet gesagt, seiner Frau Treue bis in den Tod geschworen und ferner versprochen, bis zu seinem Lebensende keine Spielkarte mehr anzufassen.

Sollte die Pest auch schon in London grassiren?

*

Aus der Selbstmörderhöhle.

Fürst Albert verstärkt seine Heeresmacht sehr —
Das ist nicht im Sinne Vieler.
Monaco braucht kein kriegerisch Heer;
Das Schießen, das Blutbad und Anderes mehr
Besorgen dort schon — die Spieler!

*

Dem Grafen Pinhal, Führer der brasilianischen Monarchisten, ist auf seiner Reise nach Europa der gesammte Parteifonds im Betrage von einer halben Million Mark gestohlen worden.

Pinhal bestreitet, kurz vorher Mitglieder des Cabinets Chamberlain oder Herrn Rhodes in Audienz empfangen zu haben. Ebenso wies er eine Massendeputation deutscher Privatofficiösen, die durch Stumm's Tod vermuthlich um ihr Brod kommen, und mehrere bekannte Berliner Schwankschriftsteller ab. Niemand hat also eine Ahnung, wohin das Eigenthum der brasilianischen Monarchisten gekommen sein kann.

*

Moskauer Studenten-Unruhen.

Als Bildungsstaat thut Rußland seine Pflicht,
Doch zählt man seine Lage zu den schwierigen;
An Universitäten fehlt es nicht,
Die Hörer aber weilen — in Sibirien.

Caliban.

Max Koner-Ausstellung.

Nach altem schönen Brauch, den verstorbenen Mitgliedern zu Ehren größere Sonderausstellungen ihrer gesammelten Werke zu veranstalten, hat die Akademie der Künste jetzt eine solche dem Andenken Max Koner's gewidmet, der im Alter von erst 45 Jahren im vorigen Sommer aus vollster Thätigkeit durch einen jähen Tod herausgerissen wurde.

So kurz das Leben Koner's war — so glücklich und erfolgreich war es auch. Einen „Liebling der Musen“ hätte man ihn in der Goethezeit genannt. Kampflos war seine Wanderung und rasch aufwärts führte ihn sein Weg. Mit Zustimmung seines Vaters, des Professors Dr. Wilhelm Koner zu Berlin, bezog er früh die Akademie; zahlreiche Studienreisen durch die romanischen Länder, Holland, Skandinavien vervollständigten seine Ausbildung, die er in der Actclasse Professor Michael's begonnen, im Meisteratelier Anton von Werner's beendet hatte. Und früh auch schon fand er sich selbst. Auf der Ausstellung ist ein einziges Genrebild von ihm zu sehen: „Frühling“. Eigentlich nur der Act eines Knaben, auf einem alten verkrüppelten, in Blüthe stehenden Apfelbaum gelagert und Flöte spielend. Noch ganz akademisch gebunden, in Farbe und Entwurf. Es stammt aus dem Jahre 1880. Von da ab giebt's nur Bildnisse. Man weiß, daß Koner bald schon, namentlich aber seit Ende der achtziger Jahre in der ersten Reihe der beliebten Bildnißmaler Berlins stand.

Und er hatte keine Neider und Feinde. Aber wer konnte ihm auch gram sein, diesem Manne mit dem offenen, schlichten und gleichzeitig so frischen und temperamentvollen Wesen, wie seine Gattin, Frau Sofie Koner, es so glücklich festzuhalten verstanden hat in dem Bildniß, das jetzt zwischen Lorbeerbäumchen und Kränzen mit Trauerschleifen in dem kleinen Durchgangszimmer vor dem Lindencorridor zum letzten Mal öffentlich ausgestellt ist. Und ringsum, hier und in den übrigen Ausstellungsräumen der Akademie nahezu 75 Bildnißarbeiten in Oel-, Gouache- und Aquarellmalerei und 40 Studien, Skizzen und Zeichnungen.

Noch ein letztes Mal auch sieht man fast alle die Hauptwerke aus den neunziger Jahren, die eine Zierde so vieler Berliner Ausstellungen bildeten und so oft schon besprochen worden sind, all' die Männer- und Frauenbildnisse aus den Hofkreisen, aus den Gelehrten- und Künstlerkreisen, aus der Welt der Hochfinanz und Großindustrie, wie die der Fürstin zu Solms-Baruth und der jungen Frau Gräfin zu Solms-Baruth, Frau Dr. Wiegand, Frau Amélie Lührsen, Frau Director Steinthal, Frau von Arnim-Kröchelndorff, und Adolf von Menzel, Anton von Werner, Otto von Kameke, Ernst Curtius, Du Bois-Reymond, Ludwig Pietsch, Fürst Herbert Bismarck, Oberbürgermeister Zelle, Dr. Langerhans, unsern Stadtverordneten-Vorsteher, und Reichsbankpräsident Dr. Koch, Dr. G. von Siemens, Consul Wallich; Director Steinthal, Geheimrath von Mendelssohn-Bartholdy u. s. w. Fremd wird Vielen wohl nur das prächtige Gouachebildniß Eugen Bracht's sein, Ganzfigur, in halber Lebensgröße. Ungemein lebendig aufgefaßt, wie der Maler da über sein Skizzenbuch hinweg scharfen Blickes in die Ferne hinaussieht.

Und dann unter den Hofbildern die überaus reiche Sammlung von Kaiserbildern und Studien und Skizzen dazu, zum größten Theil in einer Koje in der Oberlichtgalerie zusammengestellt. Im Uhrsaal fehlt auch nicht das bekannte Bild des Kaisers, das Koner in Paris jetzt die goldene Medaille eintrug, eine Auszeichnung, von der er gar nichts mehr erfahren hat. Ich möchte diese Bilder, namentlich die Studien, als das Beste bezeichnen, was Koner überhaupt gemalt hat. Kein anderer Maler auch hat sich so in die Gesichtszüge, die Haltung, das ganze Wesen Wilhelm's II. hineingesehen, wie der Verstorbene. Es sind das nicht bloß künstlerisch, sondern auch historisch sehr werthvolle Documente.

Leider sind all' die übrigen Bilder wieder mal recht kunterbunt durcheinander gehängt. Der Uhrsaal mußte eben durchaus ein „Ehrensaal“ werden. Dadurch wird natürlich der Ueberblick über den Entwickelungsgang Koner's sehr erschwert. Doch läßt sich in seiner zwanzigjährigen Schaffensperiode immerhin auch hier zum mindesten ein Wendepunkt feststellen. In der ersten Hälfte ist die Farbe noch häufig schwer und dunkel, die Vortragsweise vornehmlich sauber und glatt und mitunter nicht ohne eine gewisse Steifheit. Besonders interessant und lehrreich ist's zu studiren, welch' eine Wandlung seine Händemalerei durchgemacht hat, etwa von dem Bildniß des Superintendenten Hildebrandt (1885) an bis zu dem Professor Du Bois-Reymond's (1896). In den neunziger Jahren wird er freier, lichter, temperamentvoller; ja, ganz zuletzt liebäugelt er offenkundig mit der coloristischen Richtung der Modernen; namentlich im weiblichen Bildniß. Nicht zum Vortheil seiner scharfen Charakteristik.

Diese hat Koner immer ausgezeichnet. Ein individualistischer Maler war er nie; wenigstens nicht in seinen Staffeleibildern. Unter den Studien und Skizzen, und zwar gerade in den früheren, giebt's wohl hier und da ein unbekümmertes Durchgehen des Temperaments, wie z. B. in der Burschenstudie aus Ramsau (1875), im „Cardinal“ (1878), in den italienischen Volkstypen aus dem Jahre 1888. Er stand vor der Staffelei dem Auftraggeber, dem Modell immer objectiv gegenüber, wußte jedoch das Charakteristische, das in ihm liegt, immer voll herauszuholen. Er geistreichelte nie, wie etwa Lenbach, er trachtete nicht, wie der Münchener Meister, danach, in genialen Zügen sozusagen auch das potenzirte geistige Wesen Jemandes festzuhalten. Er wurde gerade dem Alltagswesen gerecht, und eben darum waren seine Bildnisse stets von einer außerordentlichen, man kann fast sagen impertinenten Aehnlichkeit. Und das erreichte er, ohne je kleinlich und pedantisch zu werden. Aber auch für Capricen und Flüchtigkeiten war er nicht zu haben, weder vor noch nach 1890. Bei aller Sachlichkeit wurde er jedoch nicht langweilig und bei aller Repräsentationsmalerei suchte er seinen Aufgaben, meistens mit gutem Gelingen, auch rein künstlerisch gerecht zu werden. Wie er steife, prunkende Uniformen, gleißende Orden, grelle Ordensbänder, reiche Brokatroben, farbenschillernde oder lichte Balltoiletten mit Spitzen und Schmuck und Blumen zu behandeln wußte, das war höchst anerkennenswerth. Geschmack und Technik standen da immer auf gleicher Höhe, und fast nie wirkte das „Arrangement“, die Anordnung aufdringlich, ward nicht zur Hauptsache, sondern fügte sich harmonisch in's Ganze.

Koner's Tod hat in die Reihe der Berliner Bildnißmaler eine im Augenblick wenigstens schwer auszufüllende Lücke gerissen. Davon überzeugt diese Ausstellung auf's Neue.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

Käthe Wandel. Schauspiel in zwei Aufzügen von Heinrich Ilgenstein. (Secessions-Bühne.) — Der Sclave. Drama in vier Acten von Erich Korn. (Deutsche Volksbühne.)

Während der hochgeborene Baron von den Brettern des alten Alexander-Platz-Theaters herab, wo die Martin'sche Secession ihre Zelte aufgeschlagen hatte, das gutgläubige Berliner Publicum veralkt, ist die neue Kunst nach der Belle-Alliance-Straße gezogen. Aus einer Vorstadt in die andere. Aber das Vorstadtmäßige hat sich verstärkt. „Käthe Wandel“, die neueste Neuheit der Secessionsbühne, ist künstlerisch pure Ruscha Butze. Ich kenne Ilgenstein nicht, aber ich mißbillige ihn. Nur der absolute Mangel an dramatischer Form, der das Werk auszeichnet, nur die völlige Unfähigkeit des Verfassers, ein scenisches Gebäude zu errichten, kann den Leitern der von ihm beglückten Reformbühne die Ueberzeugung beigebracht haben, es hier mit einem Stück ganz moderner Kunst zu thun zu haben. So erfreulich die Thatsache jedoch auch ist, daß die Stürmer und Dränger ihre an sich schon bescheidenen Ansprüche abermals beträchtlich herabgeschraubt haben, so fürchterliche Aussichten für die Zukunft eröffnet ihr Vorgehen. Wenn von nun an jedes Drama allein deßhalb zur Aufführung geeignet sein soll, weil es durchaus nicht bühnenreif ist, und weil sein Autor keine bleiche Ahnung von den Kunstgesetzen hat, dann können wir uns für den nächsten Winter auf einen unerhörten Blüthenlenz der deutschen Theaterdichtung gefaßt machen. Was mich anbetrifft, so reiche ich vorher meine Demission ein.

Käthe Wandel ist das nicht mehr ganz unbekannte junge Mädchen heldenhaften Charakters, das von einem wankelmüthigen und entsprechend reichen Fabrikantensohn und Künstler geliebt wird. Wie ist diese simple Voraussetzung fruchtbar zu machen? Zweierlei Verwicklungen hält Ilgenstein bereit: Die eine bedient sich der unermüdlichen zänkischen Mutter, die den Liebenden das bißchen Glück nicht gönnt und den Sohn energisch auf seine standesgemäßen Pflichten hinweist. Er beißt darauf an und giebt die tugendreiche, wenn auch arme Telephonistin auf. Da diese Lösung jedoch schon allzu oft dagewesen ist, und da Herrn Ilgenstein ein Grund nicht genügend scheint, wenn es sich um zweier Liebenden Verderben handelt, so fügt er es außerdem noch so, daß sich der Jüngling, welcher malt und trotzdem viel Geld hat, in Käthens Schwester vergafft. Mama hat ihn wohl von Käthe losgeeist, aber die jüngere junge Dame hat sie ihm noch nicht verboten. Bis das geschieht, wird er seinem neuen Ideale treu sein. Käthe aber, die die Wucht der beiden Gründe bei Zeiten erkannt hat, mordet sich selbst. Ich will nicht hoffen, daß einige Zeit darauf auch ihr Schwesterlein unter'm Druck ähnlicher Verhältnisse zusammenbricht und die in's Unendliche verlängerte Sache auf diese Weise das Aussehen einer Schicksalstragödie annimmt.

Nicht ganz so grelles Dilettantenwerk, doch immer noch betrübend genug ist das Korn'sche Trauerspiel von der schönen Marie, die zwei Liebhaber hatte, bei der Entbindung starb und durch ihren Tod den einen wahnsinnig machte. Korn's Arbeit ist hinreichend gewürdigt, wenn man die Vorgänge erzählt, die sie geistreich scherzend behandelt. Irgend eine nette Schauspielerin, der es zur Zeit, da wir sie kennen lernen, weder an Talent noch an Toiletten gebricht, ist von einem sehr wohlhabenden und sehr zärtlichen Kunstfreund in eine Lichterfelder Villa gesetzt worden. Von der Villa sprechen wir noch später; einstweilen interessirt uns nur der Kern der schönen Schaale. Dieser Kern, Namens Marie, liebt seinen Wohlthäter, denn Dankbarkeit ist in solchen Fällen Liebe. Nur heirathen will sie den wohlhabenden Friedrich nicht. Weßhalb sie sich weigert? Ein Freiherr betritt die Bühne, der hochgeborene Mann, den sie früher vergötterte und der sie dann schnöde verließ. Jetzt zeigt es sich indeß, daß er vernünftig geworden ist, sich auf's bürgerliche Geldverdienen versteht wie sein Standesgenoß Wolzogen, und daß er beträchtliche Heirathslust zeigt. Marie kann seinem Drängen nicht

nachgeben, von wegen ihrer Dankbarkeit; auch reizt wohl die 4000 Mark Jahreseinnahme, über die der gebesserte Baron verfügt, sie nicht hinreichend. Um den guten Oberleutnant a. D. aber doch wenigstens ein Bißchen zu entschädigen, thut sie rasch so viel für ihn, daß ihr zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. Nachher bekommt sie es freilich mit der Angst zu thun, die sie vergebens durch einen wilden Tanz mit ihrem Nigger Bob zu betäuben sucht; nachher bekommt sie außerdem ein Kind. Der in solchen Fällen übliche alte Sanitätsrath redet ihr zu, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen und nun schleunigst den Wohlthäter zu heirathen, damit das Decorum gewahrt bleibe. Mieze läßt sich überzeugen. Leider beharrt der Oberleutnant, trotzig wie Freiherren nun einmal sind, auf seinem Schein und sagt dem Lichterfelder Mäcen der kleinen Schauspielerin die ganze Wahrheit. Fast wäre es nun zum Duell gekommen, aber Marie wirft sich zwischen die Streitenden. Sie sind ihr ja Beide gleich lieb. Und wenn die gewaltige Aufregung nicht eine Fehlgeburt zur Folge gehabt hätte, wenn sie an den Folgen nicht gestorben und wenn der unglückliche Förderer mit der Villa an ihrem Sarge nicht verrückt geworden und gleichfalls gestorben wäre, dann hätte die Geschichte noch ganz gut enden können. Erich Korn wollte es nicht, Erich Korn brauchte den kranzgeschmückten Uebersarg auf offener Scene und gruppirte deßhalb die Ereignisse in der oben beschriebenen, grausamen Weise. Das Drama selbst zwang ihn nicht dazu; jeder andere Ausgang wäre ebenso berechtigt und gut motivirt gewesen. Der Verfasser schreibt einen zuweilen recht spaßigen Dialog, und sein Bemühen, frohe Neukunst zu geben, ist unverkennbar. Nur daß man mit dem bloßen Bemühen so etwas nicht erreicht. Korn bleibt immer klug und kalt, immer der schlau blinzelnde Effect- und Actschluß-Vorbereiter — und ich kann mir nicht helfen, das schlaue Blinzeln macht zuletzt den Eindruck großer Unschlauheit. Prächtig und einwandsfrei war dagegen die Ausstattung der Villa, in der sich die beschriebenen Greuelthaten vollziehen. Keller und Reiner schwelgten hier in vornehmen Möbelträumen. Ob das gediegene Herrenzimmer, das verführerische Schlafgemach oder der Sarg des Schlußactes am wirkungsvollsten einschlug, das ist schwer zu entscheiden. Alle drei Innendecorationen besaßen ihre künstlerischen Vorzüge.

Notizen.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. (Stuttgart, Lutz.) Dieses interessante Memoirenwerk ist in seiner ursprünglichen Gestalt bereits vor zehn Jahren herausgekommen, aber in Folge des hohen Preises und gewisser schwerfälliger Anhängsel nur wenigen Bevorzugten zugänglich geworden. Jetzt hat Robert Lutz eine ganz neugestaltete zweibändige Ausgabe zu billigem Preise hergestellt, welche alle Eigenschaften besitzt, um ein gutes Volksbuch zu werden. Mit der Geschichte der preußischen Wehrkraft ist der Namen Boyen ebenso eng verknüpft, wie der Scharnhorst's, mit welchem Boyen in Eintracht zusammenwirkte. Nachdem Scharnhorst bei Beginn des großen Befreiungskampfes gefallen, blieb es Boyen allein vorbehalten, die allgemeine Wehrpflicht in Preußen durchzuführen. Seit 1808 war er neben Scharnhorst die Seele der Militär-Reorganisations-Commission. Er war auch später als Kriegsminister der entschiedenste Verfechter der kühnen, viel angefochtenen Reform, welche die allgemeine Volksbewaffnung zur Wirklichkeit machte. Die rastlose Thätigkeit, das Organisationsgenie, welches Boyen vor dem Ausbruch des Volkskrieges gegen Napoleon zeigte, sind wahrhaft großartig zu nennen. Da man ihn von französischer Seite stets beargwöhnte, mußte er in den abenteuerlichsten Verkleidungen sich durch die französischen Garnisonen schleichen und seine Verabredungen mit den Generalen und dem Staatskanzler Hardenberg bei Nacht und Nebel in den abgelegensten Vorstadthäuschen treffen. Aber wenn er auch vielfach Undank erntete, so hatte er doch die große Freude, daß das junge Heer, welches er mit Scharnhorst geschaffen, sich gleich bei der ersten Gelegenheit überaus tapfer schlug. Das war in der Bluttaufe der allgemeinen Wehrpflicht in der Schlacht bei Groß-Görschen. An diesem großen Tage preußischer Geschichte wurde selbst der Anfangs gegen die Volksbewaffnung recht mißtrauische König warm. Hochinteressant und in dieser Weise noch kaum von einem Militär geschildert, der selbst zu den Officieren der Armee gehörte, welche die unselige Niederlage bei Jena erlitt, sind die Bilder, die Boyen von dem Leben dieser Soldateska aufrollt. Rohheit und Unbildung waren unter den höheren und niederen Officieren der preußischen Armee allgemein. Ein General von Usedom, der sehr schwach im Briefschreiben war, übergab die zu beantwortenden Briefe gewöhnlich einem seiner Wachtmeister mit den Worten: „Wachmeister, schriew he ein scharfen Brief, aber kleid er in bisken mit französisch ut." Einem General von Wildau wurde häufig der Morgenrapport in seiner Küche abgestattet, wo er mit Schlachten und Wurstmachen eifrig beschäftigt war. Ein Original war der General von Favrat, ein geborener Savoyer, ein Mann von herkulischem Körperbau und fabelhafter Muskelkraft. Als er das Zeughaus in Danzig besuchte, hob er einen Mörser mit Leichtigkeit in die Höhe, einem Spitzbuben, der ihm im Gedränge des Schauspiels den Geldbeutel stehlen wollte, zerbrach er, als er dessen Hand in der Tasche fühlte, die Finger, und noch als alter Mann hob er seinen mit sechs Pferden bespannten Reisewagen, der sich in einem Sumpfloch festgefahren hatte, mit seiner Schulter so in die Höhe, daß die Pferde wieder anziehen konnten. Er war auch darin ein Original, daß er mit ausdrücklicher Genehmigung Friedrich's des Großen, um ein früher gegebenes Eheversprechen wieder gut zu machen, zwei Frauen zugleich hatte, die in seiner Garnison Neiße beide friedlich mit ihm lebten. Bei solchen Führern war es kein Wunder, daß Unfähigkeit und Unwissenheit bei Jena und Auerstädt das Verderben der preußischen Armee wurden, deren damaligen Zustand Boyen mit den Worten charakterisirt: „Ein Chaos bewaffneter Männer unter dem Namen einer Armee." Die Sorglosigkeit der Generäle illustrirt folgende Thatsache: Vor der Schlacht bei Jena trieben sich in den thüringischen Cantonirungen eine Menge wohlgekleideter, gewandter Weinhändler herum, die die Generäle und Officiere mit ihren Preiscouranten verfolgten, und die, wie man nachher erfuhr, verkleidete französische Officiere waren. Wenig bekannt dürfte eine von Boyen berichtete Thatsache sein, welche sich auf den bedeutendsten Feldherrn der Befreiungskriege bezieht. Kurz vor dem Ausbruch derselben verfiel der volksthümlichste aller Heerführer, der damals fast siebzigjährige Blücher, in eine Geisteskrankheit. Er glaubte damals, daß er zur Strafe für seine Sünden einen Elephanten im Leibe trage. Ein andermal wähnte er, daß seine Bedienten von Napoleon bestochen wären und ihm die Fußböden seiner Zimmer so heizten, daß er sich die Füße verbrennen müsse. In Folge dessen saß er entweder nur mit aufgehobenen Beinen, oder er sprang auf den Zehenspitzen herum. Ein Mann von lauterem Charakter, schlichtem Sinn, volksthümlichem Wesen und staatsmännischer Begabung offenbart sich uns durchweg in diesen Aufzeichnungen. Sehr interessant ist das Bild, das Boyen von dem Leben der königlichen Familie in Memel zeichnet. „Zu der einfach besetzten Tafel," schreibt Boyen, „ward jeder gebildete Mann, ohne Rücksicht auf frühere Etikette, geladen; Spaziergänge an dem ziemlich öden Seestrande bei Memel, kleine Lustfahrten nach einem benachbarten Dörfchen, in dem ein gewöhnliches Gasthaus mit einem ähnlichen Garten prangte, dies war die Summe der Lustbarkeiten, welche die Erheiterung des Hofes bildeten." Auch in Königsberg wurde diese einfache Lebensweise beibehalten. „Es hat," schreibt Boyen weiter, „zu den herbsten Empfindungen meines Lebens gehört, als späterhin erbärmliche Menschen, die die zauberische Gewalt, die ein solches einfaches Königsleben auf den gesunden Theil des Volkes unausbleiblich ausgeübt, nicht zu begreifen im Stande waren, nach und nach den zu solchem Leben geneigten König unter Angstmachen und Ceremoniell-Rücksichten davon entfernten." So wird das Werk zu einer reichen Fundgrube für die Geschichte und Culturhistorie, — und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 23. März 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Imperialismus.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Nach dem Sturze Napoleon's I. herrschte in der Machtentwickelung der europäischen Staaten ein gewisses Gleichgewicht, unter dessen Schutze die Schwächeren gegen die Uebergriffe der Stärkeren sicher gestellt zu sein schienen und in Folge dessen sich auch eine reiche, fruchtbare, culturelle Arbeit entwickeln konnte. Auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete wurde Großes geleistet; die nationalen Literaturen erwachten zu neuer Blüthe, romantische und realistische Richtung in ihnen lagen in fruchtbringendem Wettstreite mit einander. Durch die Julirevolution wurde das Regierungssystem, welches die heilige Allianz geschaffen, geschwächt. Die Massen, die schon früher durch die Stürme der großen Revolution aufgerüttelt worden waren, begannen sich zu regen. Das Nationalitätenprincip begann die treibende Kraft in der Politik zu werden. Die kleinen, schwachen, von anderen abhängigen Völker strebten nun Selbstständigkeit an oder zum mindesten Beachtung ihrer Nationalität.

Männer, die mit klarem Blick in die Zukunft sahen, erkannten bald genug, daß die alten Ideale von individueller Freiheit und Humanität würden fallen gelassen werden; daß die lebenskräftigen Nationalitäten mit ihren Machtansprüchen die Gestaltung der politischen Verhältnisse beherrschen werden. Interessant ist diesbezüglich eine Abhandlung L. v. Ranke's, die 1832 unter dem Titel „Die großen Mächte" erschien. In derselben sagt Ranke, daß ehemals für die Bedeutung eines Staates im Concerte der Mächte dessen Umfang, dessen finanzielle Verhältnisse und sein Antheil an der allgemeinen Cultur maßgebend waren; die neuere Zeit aber habe die Bedeutung der moralischen Kraft, der Nationalität zum Bewußtsein gebracht. Aus dem Nationalitätenprincip hätten die Staaten neue Lebenskraft geschöpft; kein Staat dürfe sich einbilden, ohne Berücksichtigung desselben bestehen zu können; die Kräfte, welche in der Weltgeschichte wirken, ließen sich nicht definiren und unter abstracte Begriffe bringen: sie seien schaffende, moralische Energien. In ihrer Wechselwirkung, ihrem Verschwinden und Wiederaufleben liege das Geheimniß der Weltgeschichte. Die Humanitätsidee, in welcher Herder die Lösung der Räthsel der Weltgeschichte erblickte, stellte Ranke bei Seite als eine wenig lebenskräftige Abstraction. Und Ranke hatte Recht; denn die politische Entwickelung vollzog sich bis zum Schlusse des 19. Jahrhunderts unstreitig in der Richtung, die er angedeutet. Der moderne Staat gewann an Macht und Einfluß dadurch, daß er alle nationalen Kräfte in sich aufnahm. Das Leben pulsirte mächtiger und reicher als ehedem. Neue Staatenbildungen entstanden auf Grund des nationalen Strebens. Das Entstehen des italienischen Einheitsstaates z. B. wurde in der ganzen Welt mit einem Enthusiasmus begrüßt, der seine Ursache wesentlich darin hatte, daß man in der Bildung dieses Staatswesens den Beweis für die Unsterblichkeit des modernen Nationalitätenprincipes zu erblicken glaubte. Noch bedeutungsvoller waren die Ereignisse in Deutschland, wo die Einwirkung der nationalen Bestrebungen auf die Politik sich mit einer Stärke geltend machte, die wesentlich das eigenthümliche Gepräge der politischen Verhältnisse in den letzten Decennien des 19. Jahrhunderts mit bestimmt hat. Vergebens hatte das deutsche Volk 1848/49 auf dem Wege freiwilligen Zusammenschlusses die nationale Einheit zu erringen gesucht. Da trat Bismarck auf, und der Knoten, den Denker und Volksführer vergebens zu lösen gesucht, war in kürzester Zeit gelöst. Dem Kriege gegen Frankreich folgte eine großartige Blüthe auf allen Gebieten des nationalen Lebens. Mächtig und stark steht heute der Staatsbau, den Bismarck geschaffen, im Centrum Europas, ja der Welt. Seit der Gründung des Deutschen Reiches traten die nationalen Bestrebungen in eine Epoche früher ungeahnter Machtentwickelung. Es entstand ein Waffengerassel, deßgleichen man früher nie gehört. Frankreich suchte durch unerhörte Kraftanstrengungen Deutschland in militärischer Hinsicht gleichzukommen. Andere Staaten folgten diesem Beispiele und das Verhältniß der Völker zu einander ist dadurch immer gespannter geworden. Mißtrauisch blicken sie auf einander, und wo immer die Großmächte Gelegenheit zu freiem Handeln finden, da greifen sie in gewaltsamster Weise zu. Die eine Macht bedient sich des Handels und der Industrie, die andere ihrer Truppen und Kriegsschiffe. Das Ziel ist immer dasselbe: der eigenen nationalen Kraft Raum zur Bethätigung zu schaffen und den Nebenbuhler zu verdrängen.

England marschirt in dieser Beziehung an der Spitze der übrigen Mächte, begünstigt durch seine Lage und seinen Reichthum. Disraeli-Beaconsfield war es, der die Ziele angab, zu deren Erreichung seitdem alle Kräfte der Nation mit rücksichtsloser Energie und mit Benützung aller zu Gebote stehenden Mittel: Zwang und Ueberredung, Bibel und Opium, Waffen und Handel — angespannt werden. Andere Mächte folgen Englands Beispiel, so weit es ihnen möglich ist. Vor

kaum mehr als 30 Jahren war Afrika zum größten Theil noch ein unbekannter Welttheil. Heute ist es unter die Mächte geradezu aufgetheilt, und es giebt in dem weiten Continent kaum einen Winkel, in dem nicht Europäer die Herren spielen würden. Die Verwickelungen in China sind der bezeichnende Epilog für das politische Welttheater am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Deutschland, welches bisher einen verhältnißmäßig geringen Antheil an der außereuropäischen Beute erhalten, hält nun seine Zeit für gekommen. Kaiser Wilhelm II., der mit seltener Aufrichtigkeit seine Absichten mitzutheilen pflegt, hat sich in unzweideutiger Weise darüber ausgesprochen, was für die Bethätigung deutscher Cultur in China angestrebt werden müsse. Bei diesen Bestrebungen kommt die Geldmacht ebenso in Frage, als die militärische Macht; denn die modernen Nationalstaaten stützen sich nicht minder auf ihre Capitalisten als auf ihre Generäle. Es gilt, den Nationalreichthum, der übrigens durchaus nicht identisch ist mit nationalem Wohlstand, auf die höchst mögliche Stufe zu bringen. Nachdem man durch Schutzzölle eine zumeist künstliche Industrie geschaffen, kann man ausgedehnte Colonien als Absatzmärkte für die heimischen Erzeugnisse nicht mehr entbehren.

Die eben besprochene Erscheinung, die im gegenwärtigen politischen Leben der Völker so stark hervortritt, erhielt in England und Amerika die treffende Bezeichnung: Imperialismus. Das Wort erinnert an das antike imperium romanum. So wie die Römer im Alterthum die Herren über den größten Theil der damals bekannten Welt waren, so streben gegenwärtig die Großmächte ihrerseits nach Weltherrschaft. Uebrigens kann in dieser Beziehung nicht nur das altrömische Reich als Vorbild dienen. Expansive Kriegspolitik wurde zu allen Zeiten getrieben, aber niemals, etwa mit Ausnahme Napoleon's I., hat das Streben nach Macht so großartige Proportionen angenommen, als in unserer Zeit und wohl niemals ist es so unverhüllt in Gegensatz getreten zum Rechtsgefühl der Menschheit.

Diese Bewegung erscheint unter verschiedenen Formen, doch ist der englische Imperialismus am typischsten, über dessen Zweck und Berechtigung in englischen Blättern sich eine lebhafte Discussion entsponnen hat. Der englische Imperialismus ist verkörpert in der Person des Colonialministers Joseph Chamberlain, der in früheren Jahren ein angesehener Geschäftsmann und eifriger Förderer der Entwickelung Birmingham's war. 1876, in einem Alter von 40 Jahren wurde er Unterhausmitglied, wo er sich den Liberalen unter Gladstone's Führung anschloß. Zu jener Zeit war er entschieden socialistisch gesinnt und liebte es, davon zu sprechen, daß jeder zur Welt gekommen sei mit dem Rechte auf Antheil am großen gemeinsamen Eigenthum, an einem Theile des Landes, in dem er das Licht der Welt erblickt. Die irische Home-rule-Frage wurde jedoch zum Wendepunkte in seinen politischen Anschauungen. Die Mängel und Uebelstände in der Verwaltung Irlands entgingen ihm nicht, aber die Erhaltung der Reichseinheit erschien ihm als Grundbedingung für Zugeständnisse an die irische Nationalpartei. Er sagte sich daher 1886 von Gladstone los und wurde Imperialist. In einem Handels- und Defensivbündniß mit den sich selbst verwaltenden Colonien sowie in der möglichst weiten Ausdehnung der englischen Machtsphäre erblickte er das beste Mittel zum Schutze des Reiches und zur Erhöhung von dessen Wohlstand. Gelegentlich einer Dienstreise nach Canada lernte er Nordamerika kennen, was nebst seiner Verehelichung mit einer Amerikanerin in ihm jene bekannten pan-anglikanischen Tendenzen wachrief, die er seither unzählige Male zur Sprache brachte. 1895 wurde er im Cabinet Salisbury's Colonialsecretär. Seitdem ist er unablässig bemüht, eine Annäherung der Colonien an das Mutterland herbeizuführen, und seine Haltung in der Transvaalfrage beruht zweifelsohne auf seiner ausgeprägt imperialistischen Gesinnung, nicht auf Uebermuth und Rücksichtslosigkeit und ebenso wenig auf Verfolgung privater pecuniärer Interessen, wie ihm oft schon vorgeworfen wurde. Er will eben eine kräftige Reichseinheit herbeiführen dadurch, daß die Colonien zur Erfüllung gemeinsamer Verpflichtungen und zur Wahrung gemeinsamer Interessen vom Mutterland herangezogen würden; die von ihm angestrebte Centralisation soll sich auf Zoll- und Defensivbündniß gründen.

In einer Rede, die er im März 1896 gelegentlich eines Diners des Canada-Club zu London hielt, äußerte er sich folgendermaßen: „Wir können versuchen, gemeinsame Interessen und gemeinsame Verpflichtungen in's Leben zu rufen. Haben wir das gethan, so ist es nur natürlich, daß eine repräsentative Autorität sich mit den geschaffenen Interessen und Verpflichtungen beschäftige. Welche ist nun die größte unserer gemeinsamen Verpflichtungen? Die Vertheidigung des Reiches (Imperial Defence). Welches ist das größte unserer gemeinsamen Interessen? Der Handel des Reiches (Imperial Trade). Diese beiden sind nahe mit einander verbunden. Es ist schwer einzusehen, wie man sich mit der großen Frage über die Vertheidigung des Reiches befassen will, ohne sich früher mit der Frage über den Handel des Reiches beschäftigt zu haben. Die Vertheidigung des Reiches ist hauptsächlich eine Geldfrage, und Geldfragen beruhen auf fiskalischen und commerciellen Anordnungen, welche durchgeführt werden können. Daraus schließe ich, daß, wenn die Bevölkerung dieses Landes und der Colonien wirklich die Absicht hat, die Frage der Reichseinheit (Imperial Unity) praktisch anzufassen, dies vom commerciellen Gesichtspunkte aus geschehen muß."

Ueber den Anschluß der Vereinigten Staaten an das britische Reich sagte er in einer zu Toronto (Canada) am 30. December 1897 gehaltenen Rede: „Gelegentlich meiner Reise durch die Vereinigten Staaten nach Canada drängte sich mir bei jedem Schritte ein Gedanke auf, ein Gedanke, der unauslöschlich der Stirne dieses weiten Landes aufgedrückt ist: der Gedanke an die Größe und Wichtigkeit, die das Schicksal der angelsächsischen Rasse bestimmt hat. Dieser stolzen, ausdauernden, auf ihrem Rechte unerschütterlich bestehenden und entschlossenen Rasse, deren Eigenthümlichkeit keine Verschiedenheit des Klimas und der Lebensbedingungen verwischen kann, und die unfehlbar bestimmt ist, die herrschende Rasse in der Geschichte und Weltcivilisation der Zukunft zu werden. Man sagt, der Patriotismus beginne in der engeren Heimath. Ich bin Engländer und bin stolz auf das alte Land, aus dem ich stamme. Ich vergesse nicht dessen ehrenreiche Traditionen und den Werth seiner Einrichtungen, das Resultat Jahrhunderte langer, edler Bemühungen. Aber ich würde unsern Patriotismus als verschrumpft und verkümmert betrachten, wenn er nicht auch das größere Britannien auf der anderen Seite des Oceans umfaßte, wenn er nicht umfaßte die jungen und kräftigen Nationen, welche über den Erdball die Kenntniß der englischen Sprache und die englische Liebe zu Freiheit und Gesetz tragen, und, meine Herren, mit diesen Gefühlen im Herzen kann ich unmöglich die Bewohner der Vereinigten Staaten von Amerika als eine fremde Nation betrachten. Wir sind alle von derselben Rasse und demselben Blute. Ich kann mir keinen Unterschied denken zwischen den Interessen der Engländer in England, Canada oder in den Vereinigten Staaten. Wir können bezüglich all' dieser Nationen sagen: Unsere Vergangenheit ist eure, und eure Zukunft ist unsere. Es wäre auch, selbst wenn ihr wolltet, unmöglich, das unsichtbare Band zu zerreißen, das uns mit einander verbindet. Eure Vorfahren beteten an unseren Altären, sie ruhen auf unseren Kirchhöfen. Sie halfen mit bei der Gründung unserer Institutionen, unserer Literatur, unserer Gesetze. All' dies ist auch euer Erbtheil so gut als das unsere."

Diese von Chamberlain ausgesprochenen Gedanken werden seit einiger Zeit in den großen englischen Zeitschriften lebhaft, ja mit Leidenschaftlichkeit erörtert, was dafür zeugt, daß es sich um keine bloß theoretische Frage handelt. Auf dem

Imperialismus beruht nicht nur die Gestaltung der politischen, sondern auch der socialen Verhältnisse des Inselreiches. Die ganze Zukunft des englischen Volkes steht in Frage. Die literarischen und wissenschaftlichen Artikel, die ehemals so zahlreich in den Zeitschriften vorkamen, sind derzeit selten mehr zu treffen und erscheinen kaum als etwas anderes, denn als Supplement der politischen Artikel. Die größte Schwierigkeit für die imperialistischen Schriftsteller liegt in der Frage, wie sich die Stellung der Colonien zum Mutterlande gestalten würde, nachdem sie zu gemeinsamen Verpflichtungen und Interessenvertretungen mit demselben herangezogen würden. Sollen die Colonien an den Lasten des Mutterlandes mittragen, so müßten sie durch ihre Repräsentanten auch theilnehmen dürfen an der Entscheidung von Staatsfragen. So wird in der Juli-Nummer (1900) von „The Quarterly Review" die Forderung nach Errichtung eines „Imperial council" erhoben in welcher Körperschaft die Colonien in gleicher Weise wie das Mutterland repräsentirt sein sollten. — In der Juli-Nummer (1900) von „The Edinburgh Review" hingegen bezweifelt der Verfasser eines einschlägigen Artikels die Möglichkeit und den Nutzen einer solchen Reichsvertretung. Er sagt, die Engländer sollen nicht zugeben, daß Männer aus anderen Ländern über Gesetze und sociale Einrichtungen Englands berathen und beschließen dürften; lieber sollen die alten Institutionen mit ihren Mängeln ruhig weiter in Geltung bleiben. Unter den vielen Abhandlungen über Imperialismus findet man hie und da eine, die auch gegen denselben gerichtet ist. So enthielt die November-Nr. (1900) von „The Westminster Review" einen geharnischten Artikel unter dem Titel „Imperialism in extremis, alias shabby Imperalism", dessen Verfasser sich mit Verachtung gegen ein System wendet, welches Macht vor Recht gehen läßt. Englands imperialistische Politik sei eine Serie von Verbrechen und Mißgriffen gewesen; grobe Selbstsucht habe ihr zu Grunde gelegen. Sie sei eine Politik der Raub- und Rauflust. In China haben die Engländer ihr Opium eingeführt, wodurch einige englische Speculanten Reichthümer erwarben, während Chinas Bevölkerung demoralisirt wurde. In Indien habe die englische Staatskunst in einem Aussaugungssystem bestanden, dessen Folgen sich in der Hungersnoth zeigen, die Jahr um Jahr erschreckliche Opfer in dem von der Natur so reich ausgestatteten Lande fordert. In Afrika und in Irland feiert die englische Politik ebenso traurige als entehrende Triumphe. Die inneren Verhältnisse Englands werden ganz und gar vernachlässigt. Das Grundbesitzsystem werde unverändert aufrecht erhalten mit all' seinen verderblichen socialen und ökonomischen Consequenzen. Der Verfasser des Artikels, der mit J. M. K. zeichnet, fordert darum, daß ganz neue Bahnen eingeschlagen werden müssen. Die Angehörigen des Reiches außerhalb Englands müssen das Recht bekommen, sich nach eigenem Gutdünken ihre Angelegenheiten ordnen zu dürfen. England müsse sich mit seinem ohnehin mehr als hinlänglich großen Territorium zufrieden geben und auf weitere Eroberungen verzichten und anderen Mächten als Vorbild moralischer Stärke und gesunden Verstandes dienen, indem es Bahnen einschlägt, die nicht zu Arsenalen und Marinestationen führen, sondern zu freundschaftlichen Verbindungen zwischen den Nationen und zu Mitteln, die des Lebens Bürde erleichtern.

Der Imperialismus hat auch in den Vereinigten Staaten Wurzeln geschlagen, wiewohl die ungeheuren Gebiete der Republik deren Bürgern hinreichend Gelegenheit zur Ausbreitung und Bethätigung bieten. In der September-Nr. (1900) von „The Nineteenth Century" schreibt der Amerikaner Breadley Martin über amerikanischen Imperialismus: „Die Philippinen sollen für die Vereinigten Staaten eine Brücke nach den chinesischen Handelsplätzen bilden. Die imperialistische Politik wird uns weit ausgreifendere Interessen bieten und zugleich wie ein Sicherheitsventil wirken, welches unsere überflüssige Energie ableitet." — Daß die gepriesene imperialistische Staatskunst Verwüstung und Unglück über die Völker bringen wird, welche nicht das Glück haben, der angelsächsischen Rasse anzugehören, das scheint den Artikelschreiber nicht zu beirren.

Die Vertreter des Imperialismus befassen sich nicht mit einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung oder tiefergehenden Untersuchung des vorliegenden Problems. Ihre Artikel sind zumeist eine Art Programmartikel, die in kurzer Form und kühnen Ausdrücken die Vortrefflichkeit des imperialistischen Systems darzulegen suchen. Der Imperialismus charakterisirt sich mithin dadurch, daß Staats- und Nationalinteresse zusammengehen unter rücksichtsloser Nichtbeachtung des Rechts- und Humanitätsstandpunktes. Daß eine solche politische Richtung Opposition erregen müsse, ist selbstverständlich. Die Opposition ist aber meist erst im Entstehen und wird an ihrem stärkeren Auftreten gehindert durch die Machtmittel, über welche die Regierenden verfügen. Dem Socialismus ist mit der Bekämpfung des Imperialismus eine neue, wichtige Aufgabe erwachsen. Die socialistische Bewegung, die bei wachsender Ausbreitung sich immer mehr moderirt, gewinnt eben dadurch auch die Sympathien der gebildeten Classen. Die Fragen über Eigenthums-, Erb-Recht u. dgl. treten in den Hintergrund, man will sich einstweilen begnügen mit successiven und partiellen Reformen der Arbeiterverhältnisse. Das Zurückhalten des fortschreitenden Imperialismus und die Gewährung von Hülfe an unterdrückte Völker werden derzeit als das Wichtigste erachtet. So wurde auf dem Socialistencongresse zu Paris im September 1900 folgende Resolution gefaßt:

„Der Imperialismus erzeugt in allen Ländern den Chauvinismus und zwingt zu immer steigenden Ausgaben für den Militarismus. Das organisirte Proletariat muß alle Mittel benützen, die ihm zu Gebote stehen, um die auf dem Capitalismus beruhende Vermehrung der Colonien zu bekämpfen, und die Colonialpolitik der Bourgeoisie in üblen Ruf bringen, sowie unter allen Verhältnissen und mit aller Kraft seine Verachtung gegenüber den Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten an den Tag legen, die nothwendiger Weise in die ganze Welt sich weiterverbreiten, da man überall den eigennützigen Erpressungen durch die Capitalsmacht, die weder Scham noch Gewissen kennt, ausgeliefert ist." Auf dem Congresse wurde auch Finnlands, Polens, der Buren und Armenier gedacht. Die Resolutionen betreffs eigentlicher Arbeiterfragen betrafen dagegen nur einzelne Uebelstände.

Klarblickende Geister, die jeder Agitation und jedem Parteigetriebe ferne stehen, haben den Imperialismus und die Bestrebungen, welche mit ihm im Zusammenhang stehen, als Fluch der Menschheit bezeichnet. L. Tolstoj versteigt sich in seiner letzten Brochure so weit, den Patriotismus zu verdammen, indem er ihn in Folge einer Begriffsverwechslung mit Imperialismus vermengt. „Der Patriotismus, dieses gefährliche Gefühl," sagt er, „wurde bei den europäischen Völkern zu immer wilderen Flammen entzündet und hat gegenwärtig eine Höhe erreicht, die nicht mehr überschritten werden kann." Tolstoj ist in dieser Hinsicht wie auch sonst mehr niederreißend als aufbauend. Er sieht in der Abschaffung der Regierungsgewalt das einzige Mittel zur Rettung und stellt sich somit auf den Standpunkt der Anarchisten. Aber auch Männer, die mitten in der imperialistischen Evolution gelebt, sprechen bereits Bedenken aus, wenn sie in die Zukunft blicken. So beklagte es der vor kurzer Zeit zurückgetretene Reichskanzler Fürst Hohenlohe gelegentlich des Säcularfestes der Akademie der Wissenschaft zu Berlin im März v. J., daß er eine Zeit erlebt, in welcher der Enthusiasmus für Freiheit und Menschlichkeit, der in früheren Zeiten die Gemüther erfüllte, einem rücksichtslosen Egoismus und einer ungezügelten Gewinnsucht den Platz geräumt habe. Abgesehen von aller Opposition trägt der Imperialismus in sich selbst den Keim seines Untergangs.

Es ist recht belehrend, in dieser Hinsicht Vergleichungspunkte in der Geschichte zu suchen. Zur Zeit des Entstehens des Christenthums stand das Römerreich mächtig und in höchster Blüthe da. Alle Interessen des Menschengeschlechts schienen in der centralistischen römischen Regierungsgewalt ihre Vertretung gefunden zu haben. Doch kaum war ein Jahrhundert dahingegangen, so begann das imperium romanum in allen Fugen zu krachen, und zwei Jahrhunderte nach Augustus' Tode wackelte und wankte bereits der gewaltige Bau. Die Hauptursache lag wohl darin, daß das Herrschen fast die einzige Aufgabe des Staates geworden war und daß das Volk unter den Lasten, die es zur Aufrechthaltung der despotischen Imperatorenherrschaft tragen mußte, erlag. Die gegenwärtige Lage des britischen Reiches gleicht jener des römischen Kaiserreichs mehr, als die Engländer selbst glauben wollen. Allerdings giebt es im britischen Reiche eine Volkskraft, die es nach Gründung des Kaiserthums im römischen Reiche nicht gab; aber man darf nicht vergessen, daß dieses Volk die Minorität in dem riesigen Reichscomplex bildet. Es bietet sich dem Beobachter das merkwürdige Schauspiel, daß ein Volk von 40 Millionen eine Völkermasse von über 400 Millionen Seelen beherrscht. Von diesen 40 Millionen müssen noch 5 Millionen Irländer abgerechnet werden, die an der englischen Weltmacht so gut wie gar kein Interesse nehmen. Wenn nach Chamberlain's Programm sich die Colonien mit britischer Bevölkerung mit dem Mutterlande intim liiren würden, was übrigens sehr zweifelhaft ist, so würde das eine Vermehrung der britischen Nationalität um nur 10 Millionen bedeuten, während die Hauptmasse der Bevölkerung des Riesenreiches nach wie vor aus fremden Völkern zusammengesetzt bliebe. Die französische Bevölkerung Canadas hat bereits kräftig gegen die aus Anlaß des Burenkrieges an sie gestellten Anforderungen protestirt. Sollten diese Anforderungen fortdauern und sich steigern, so würde offenbar auch die Opposition der Colonien allgemeiner und energischer werden, wenn auch König Eduard VII. in seiner unlängst gehaltenen Thronrede die Opferwilligkeit der Colonien rühmend hervorhob. Schließlich ist überhaupt die Frage, wieviel Engländer eigentlich Vertreter des Reichsinteresses bez. des Imperialismus sind. Die meisten Briten haben wohl kaum eine richtige Vorstellung von den actuellen politischen Fragen, von den Verhältnissen in Südafrika, Indien und China. Die eigentliche Regierung des Reiches liegt in den Händen einer Anzahl von Capitalisten und Aristokraten. Daß dieser Umstand unberechenbare Gefahren in sich trägt, ist klar. Was würde geschehen, wenn England, dessen sämmtliche Ressourcen seit 1½ Jahren zur Bekämpfung und Niederwerfung des kleinen Burenvolkes in Anspruch genommen werden, in eine ernste Verwicklung mit einer Großmacht geriethe? Es könnte nur dann mit Aussicht auf Erfolg diesen Kampf aufnehmen, wenn es die allgemeine Wehrpflicht einführen würde. Die Einführung einer neuen Militärorganisation würde aber die eingreifendsten Folgen nach sich ziehen für die ganze Verfassung, für die Parteien, Wahlen, für die Verwaltung, für die im Parlament einflußreichen Coterien, für das Erziehungswesen und die ganze geistige Richtung der Nation. — Wird das englische Volk die inneren Reformen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Angriff genommen wurden, durchführen? Wird es unter der nervösen Jagd nach wealth und money Literatur und Wissenschaft, die bisher das praktisch so thätige Volk über das Niveau der materiellen Sorgen und des Alltagsleben erhoben, weiter darnieder liegen lassen? Wird Englands parlamentarische Freiheit, die seit jeher dessen Stolz ausmachte, auch fernerhin bei Seite gestellt werden, so lange Chamberlain und einige andere Imperialisten die Zügel der Regierung in Händen halten?

In Deutschland, dessen Colonialherrschaft bis auf Weiteres verhältnißmäßig beschränkt ist, sind die Gefahren des Imperialismus weniger drohend. Man lebt hier noch unter dem Eindrucke des durchgeführten Einigungswerkes, und der Particularismus, welcher in den kleineren deutschen Staaten hie und da noch spukt, ist gleichsam eine Schutzwehr gegen eine Alles erdrückende Centralisation. Wird Deutschland, wie voraussichtlich, in naher Zukunft weite Colonialländer erwerben, so werden auch hier die Sorgen wachsen und die Gefahren, die der Imperialismus in sich birgt. Die Stimme des stolzen Franzosenvolkes klingt jetzt recht gedämpft und schwach im Concert der Mächte, Frankreich scheint zurückzubleiben in dem allgemeinen Wettlauf und sucht vergebens, seine weitausgedehnten afrikanischen Besitzungen zu gedeihlicher Blüthe und frischem Leben bringen zu wollen. Am deutlichsten zeigen sich die verderblichen Folgen des Imperialismus in dem durch und durch faulen italienischen Staate. Die Stellung der kleineren Nationen ist gegenwärtig keine beneidenswerthe. Keine könnte auf die Dauer einen Conflict mit einer Großmacht aushalten, und es scheint die Existenz der kleineren Staaten mehr auf der gegenseitigen Eifersucht der Großmächte zu beruhen, als auf ihrer eigenen festen Stellung.

Der Engländer Gosse ertheilt in der Zeitschrift „The Anglosaxon“ in einem Artikel „Die Cultur und die kleinen Nationen“ letzteren einige Verhaltungsmaßregeln als Richtschnur für die Zukunft. Von den kleineren Nationen sei nicht eine thatkräftige äußere Politik anzustreben, sondern passive Wachsamkeit. Die unumgängliche Nothwendigkeit der Großmächte, sich auszudehnen, ist für die Kleinstaaten nicht vorhanden, die von den großen, rivalisirenden Nachbarn gleichsam wie Kinder von ihren Eltern in den Armen getragen werden. Die kleinen Nationen, die ihre Kräfte nicht aufzuopfern brauchen für Aufrechthaltung ihrer Machtstellung, wodurch die intellectuelle Cultur unwillkürlich vernachlässigt werden müsse, haben Zeit und Gelegenheit, sich dem culturellen Fortschritte zu widmen. Die kleinen Staaten können sich jedoch bei ihrer Culturarbeit nicht recht behaglich fühlen, wenn sie sich auf den väterlichen Schutz ihrer großen Nachbarn verlassen müssen. Auch sie müssen sich, soweit es ihre Kräfte erlauben, gegen Gefahren rüsten. Wenn einmal die großen Staaten das Bleigewicht, das sie an ihren Triumphwagen befestigt haben, nicht mehr ertragen können, dann ist die Stunde gekommen, wo die kleinen Staaten ihre Rechte geltend machen können. Dann wird die Culturarbeit, welche sie leisten, während die Großmächte all' ihre Kräfte zur Befriedigung ihrer Expansionsgelüste verbrauchen, erst nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden.

Die moderne Entwicklung wird bestimmt von einer Menge zusammen- oder einander entgegenwirkender Kräfte, und sie kann daher nicht in derselben Richtung in gleichem Maße fortschreiten, wie jene vergangener Zeiten. Bestrebungen, welche schon in Vergessenheit gerathen schienen, werden wieder aufgenommen, während andere, die eben erst übermächtig waren, in den Hintergrund treten. Eine der schönsten Früchte menschlicher Bildung war das Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts, welches eine allgemein menschliche Civilisation voraussetzte, die in wetteifernder Zusammenarbeit der verschiedenen Staaten zu Stande käme. Dieses Ideal ist gegenwärtig verblaßt, aber es wird vielleicht bald und in größerer Klarheit wieder auftauchen, als je zuvor. Es wird dann nicht nur von einer kleinen Schaar in behaglichen Verhältnissen Lebender, sondern auch von den unteren Schichten, die von der unfruchtbaren Arbeit im Dienste des nationalen Egoismus erschöpft sind, aufgenommen werden. Ein Kosmopolitismus, der die nationalen Eigenthümlichkeiten verwischt, vertilgt und den Patriotismus zernichtet, ist kein Glück; hingegen ist die Humanität, gestützt auf Vaterlandsliebe und getragen von dieser, das Ziel, das seit Entstehen des Christenthums dem Menschengeschlecht vorgeschwebt hat und niemals aufgegeben werden soll und aufgegeben werden wird.

Gegen die Dienstpflicht der Frauen.

Zu den vielen Vorschlägen, die eine Besserung der Lage des weiblichen Geschlechts herbeizuführen bezwecken, tritt auch der von Georg Schwiening, der eine kleine Brochure über „Die Dienstpflicht der Frauen“ geschrieben hat, worin er den Vorschlag eines Gesetzes vertritt, das für die Frauen der arbeitenden Classen eine wirthschaftliche Dienstpflicht obligatorisch macht. Dieser Dienstpflicht sollen die Frauen genügen, ehe sie in der Fabrik zur Arbeit angenommen werden. Ausgehend von den vielen Uebelständen, die die Ehen von Fabrikarbeiterinnen wegen der oft gänzlich fehlenden Befähigung zum häuslichen Wirthschaften mit sich führen, wünscht der Verfasser im Interesse der Gesundung des Familienlebens, daß die jungen Mädchen der arbeitenden Classen sich gründliche wirthschaftliche Kenntnisse aneignen, ehe sie in die Ehe treten. Dem Haushaltungsunterricht in der Schule und den sogenannten Haushaltungsschulen mißt der Verfasser keinen großen Werth bei, worin ihm nur beizustimmen ist. Es liegt auf der Hand, daß die Unterweisung der jungen Mädchen in allen häuslichen Thätigkeiten nirgends eine so gediegene sein kann, wie in den Haushaltungen der mittleren Stände, deren ganz persönliches Interesse es ist, sich brauchbare Hülfen heranzuziehen. Eine Verstärkung des Dienstbotenstandes ist also gerade für die unteren Classen selbst ein erstrebenswerthes Ziel. Ob es durch eine gesetzlich festzulegende Dienstpflicht zu erreichen ist, ist aber eine ganz andere Frage. Die Dienstbotennoth ist zwar seit zehn Jahren eine stetig wachsende, und eine Verstärkung des Angebots von Dienstboten wäre im Interesse der Cultur aller Stände sehr zu wünschen, aber ein durch Zwang herbeigeführter Zuwachs des Dienstbotenstandes würde keine Besserung mit sich bringen. Zunächst würde es, selbst wenn, wie der Verfasser vorschlägt, die Dienstpflicht nur auf zwei Jahre und nur auf die Industriearbeiterinnen beschränkt würde, nicht annähernd so viele Haushaltungen geben, die Dienstboten aufnehmen könnten, als Angebot vorhanden wäre. Jetzt fehlen in den größeren Städten an der nöthigen Dienstbotenzahl je ein paar hundert Mädchen (in Berlin waren es in der schlimmsten Zeit, als die Industrie am meisten Arbeitskräfte absorbirte, 2000 Familien, die ohne den gewünschten Dienstboten blieben); ließe man vorläufig nur alle die jungen schulentlassenen Mädchen dazustoßen, die sich sonst gleich der Industrie zugewendet haben würden, so gäbe das ein Heer von vielen Tausenden, für die sich nicht zur Hälfte Haushaltsarbeit finden würde. Mit welcher Widerwilligkeit und Frechheit hätten dann auch wohl die unglücklichen Hausfrauen zu kämpfen, wenn sie diese Schaaren bei sich aufnehmen müßten! Man denke sich als Seitenstück dazu einen Bergwerksbesitzer, der seine Arbeiter vom Staate zugeschickt bekäme, nun aber auch verpflichtet wäre, Jeden zu nehmen und freundlich anzulernen, einerlei, ob der Arbeiter sich willig oder widerwillig zeigte.

Zwangsmaßregeln zur Durchsetzung einer bestimmten Arbeit sind nur da durchführbar, wo es sich um Zwecke des allgemeinen Wohles, wie bei der militärischen Dienstpflicht, handelt. Helene Lange, Frieda von Bülow und andere Frauen haben schon den Vorschlag gemacht, die Frauen, auch der höheren Stände, zu einer Dienstpflicht in für das allgemeine Wohl bestimmten Anstalten heranzuziehen. Ein Jahr den leeren gesellschaftlichen Vergnügungen entzogen und der Kranken- und Kinderpflege gewidmet, würde keinen Verlust für eine junge Dame bedeuten: aber es würde vorläufig noch an Instituten und Mitteln fehlen, dem Andrange der Jugend zu genügen, da man doch unmöglich die Krankenanstalten selbst zum Tummelplatz der ungeschickten Anfängerinnen machen kann.

Die Dienstbotennoth ist in erster Linie eine Folge der socialdemokratischen Agitation. Nicht weil es die Mädchen bei ihren Herrschaften schlecht haben, wird ihnen von der „Partei“ vom Dienen abgeredet, sondern weil sie das menschenunwürdige Loos der „Unfreiheit“ mit dem Eintritt in einen Dienst auf sich nehmen. Die Hetzer wissen recht gut, daß alle anderen Argumente nicht verfangen, denn der Augenschein belehrt zu rasch eines Besseren, aber die „Unfreiheit“ läßt sich nicht wegläugnen, und zum „Sclaventroß“ zählen sich Viele nicht gern, die das betrügliche und gefährliche Gewebe der sogenannten Freiheit noch nicht zu durchreißen vermocht haben.

Der Niedergang der Industrie wird für die Hausfrauen momentane Erleichterungen bringen auf Kosten des allgemeinen Volkswohlstandes, denn die Noth wird viele Fabriklustige dazu zwingen, sich dem Dienstbotenberufe zuzuwenden; aber eine endgiltige Lösung wird dadurch nicht herbeigeführt. So lange die Socialdemokratie es sich angelegen sein läßt, den Dienstbotenberuf für verächtlich zu erklären, so lange ist für die Hausfrauen auf keine Besserung ihrer wirthschaftlichen Nöthe zu hoffen, es sei denn, sie entschlössen sich freiwillig zu gründlichen Reformen des patriarchalischen Regiments: Gewährung einer täglichen Mußezeit, die die wirkliche Arbeitszeit auf 12 Stunden beschränkte, Erlaubniß, diese Mußezeit ganz nach Belieben, also auch zum Ausgehen zu benutzen, und Erhöhung des Lohnes. Freilich werden sie dadurch den Widerstand der Socialdemokratie nicht brechen, aber es gelingt ihnen vielleicht, wenn sie dem Zuge der Zeit nach einem größeren Spielraum persönlicher Freiheit entgegen kommen, die einsichtigeren Elemente des vierten Standes zu der Erkenntniß zu bringen, daß an der Hetzerei ihrer socialdemokratischen Führer nicht der Umstand schuld ist, daß die Dienstboten einer zu geringen persönlichen Freiheit genießen. In der That liegt ja auch den socialdemokratischen Wühlereien ein ganz anderes Motiv zu Grunde, nämlich die Furcht, daß die jungen Mädchen in den Familien der „ausbeutenden“ Classe gar nicht jene Ungeheuer von Selbstsucht und Genußsucht kennen lernen, als die sie ihnen von Kind an geschildert sind, sondern tüchtige, liebenswerthe, rücksichtsvolle Menschen, an die sie sich mit Anhänglichkeit anschließen. Das aber möchten die socialdemokratischen Führer im Interesse des Classenhasses vermeiden; nichts kann ihnen unerwünschter sein als der liebevolle Anschluß ihrer Parteigenossen an die verhaßte Schicht der Capitalisten, die durchaus in gehässigem Sinne betrachtet werden muß, wenn der Abscheu gegen den Capitalismus und die entsittlichenden Folgen desselben für seine Träger lebendig bleiben soll. Läge den Führern die sittliche Hebung ihrer Parteigenossen so am Herzen, wie sie immer vorgeben, so müßten sie den jungen Mädchen zum Dienstbotenberufe eher zureden als abrathen; denn der Verdienst ist höher als bei der Fabrikarbeit, die Lebensweise gesünder, die Arbeit, weil abwechslungsreicher, nicht so ermattend, und die Gefahren, auf Abwege zu gerathen, viel geringer, alles Vortheile, die eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, wie sie sie als Haustöchter auch auf sich nehmen müssen, bei Weitem aufwiegen. Vielleicht tritt bei der immer weiter um sich greifenden Differenzirung der socialdemokratischen Ansichten auch in Bezug auf die Meinungen über die entsittlichende und verſclavende Wirkung des Dienstbotenberufs eine Aenderung ein, so daß die Führer ihren gehässigen Widerstand mildern oder ganz aufgeben. Ehe dies nicht geschieht, ist auf eine gründliche Abstellung der Dienstbotennoth, die ja für alle Classen ein beklagenswerther Uebelstand ist, nicht zu hoffen.

Der Schwiening'sche Vorschlag würde bei den Hausfrauen in erster Linie auf den heftigsten Widerstand stoßen, in zweiter Linie bei den Fabrikanten, die in Zeiten des Aufschwungs trotz des Ueberflusses an Frauen im Allgemeinen über Mangel an weiblichen Arbeitskräften geklagt haben. Wenn man Gelegenheit gehabt hat, die Erziehung der Kinder der arbeitenden Classen eingehend zu beobachten, so wird man sich sagen müssen, daß die Fortsetzung und bessernde Ergänzung dieser Erziehung

durch die Hausfrauen selbst da ein schweres Stück Arbeit ist, wo die Kinder sich freiwillig dazu anbieten, aber ganz aussichtslos, wo sie vom Staate dazu angehalten werden, sich in ein Dienstverhältniß zu begeben. Es fehlen ja alle die dem Militär zu Gebote stehenden Mittel, um Zucht und Ordnung durchzusetzen, da die Entlassung aus dem Dienst den Mädchen keine Strafe, sondern der gehoffte Erfolg ihres Benehmens wäre. Eine staatliche Einrichtung von wirthschaftlichen Unterrichtsanstalten würde aber zu große Mittel erfordern und den Segen der Einzelerziehung in sittlich hochstehenden Familien ebenso wenig ersetzen können, wie die großen Waisenanstalten den Segen einer geregelten Familienerziehung ersetzen können. So erheben sich von allen Seiten die schwerwiegendsten Bedenken gegen einen Gesetzesvorschlag, der, trotzdem er von ganz idealen Beweggründen ausgegangen ist, allenthalben den heftigsten Widerstand finden muß, weil er dem Zuge der Zeit nach Vermehrung der persönlichen Freiheit auf einem Gebiete entgegentritt, welches der Agitation der Socialdemokratie schon seit Jahren am erfolgreichsten ausgesetzt gewesen ist.

Das ist ja das Betrübende an allen Mitteln, die man zur Abstellung socialer Uebelstände in's Auge faßt, daß sie ebenso wohl segensreiche wie schädliche Wirkungen im Gefolge haben. So führt das Verbot oder die Beschränkung weiblicher Fabrikarbeit und die Schutzmaßregeln für Wöchnerinnen und Kinder nothwendig zur Vermehrung der Heimarbeit, die verderbenbringender als alle Fabrikarbeit ist, weil die Fabrikbesitzer keine Lust haben, sich allen diesen Beschränkungen und Weitläuftigkeiten zu unterwerfen; so bringt die Verschärfung der baupolizeilichen Vorschriften für kleine Wohnungen und die Gesetzesvorschläge für Sicherung der Bauhandwerker den Uebelstand mit sich, daß sich die Bauthätigkeit nicht mehr in ausreichendem Maße auf billige Häuser mit kleinen Wohnungen werfen will, wie wir es jetzt in Berlin sehen; so züchtet die Unfall- und Krankenversicherung das Simulantenthum, verschärft die Freizügigkeit die Leutenoth auf dem Lande, erhält die verbesserte Gynäkologie manche schwächliche, jammervolle Existenz am Leben, die früher unbeklagt zu Grunde gegangen wäre. Ein Allheilmittel für alle socialen Nöthe giebt es eben nicht; was als solches angepriesen wird, geht meistens aus den irrigen Voraussetzungen idealistischer Träumer oder einseitiger Fanatiker und ehrgeiziger Agitatoren hervor. Dennoch darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß, weil alle Mühen zur Hebung der Volkswohlfahrt doch vergebens sind, nun die Hände in den Schooß gelegt werden dürfen; es bleibt vielmehr richtig, immer von Neuem die Hebel in Bewegung zu setzen, denn aus dem Ringen der Menschenfreunde um eine Verbesserung der Lage der hart kämpfenden und leidenden Menschheit entspringt zuletzt doch ein Culturfortschritt, den die Armen aus eigener Kraft nicht erreichen können. Alle verfehlten Versuche bleiben doch werthvolle Bausteine für das Gebäude der Volkswohlfahrt, das trotz aller Mißerfolge errichtet werden muß, wenn das deutsche Volk seine culturfördernde Weltaufgabe lösen soll.

A. v. H.

Literatur und Kunst.

Bei Franz von Lenbach.

Von Eduard Engels.

Es war einmal ein wunderschöner Sommerabend. Die Gärten der Münchener Propyläen dufteten wie im Frühling, vom dunkelblauen Himmel funkelten die festlich blank gescheuerten Sterne, und auf der Veranda der römischen Cardinalsvilla an der Ecke der Louisenstraße ging es hoch her. Im rothen Schimmer der Lampen und Lampions saß dort, umringt von den ersten Männern Münchens, der eiserne Kanzler an Franz v. Lenbach's Tische, und während droben den trinkgewaltigen Bajuwaren auf gut märkische Art Bescheid geschah, zogen drunten auf der Straße in endlosen Schaaren die fackeltragenden Studenten und Akademiker vorüber und huldigten dem großen Gaste des großen Künstlers. Es war eine Begeisterung und ein Festesrausch und Zukunft-Zuversicht, nicht zu sagen — —

Damals! Heute ist das ganz anders. Der Alte aus dem Sachsenwalde hat sich zur ewigen Ruhe begeben und der Kaiser der Münchener Malerei ist in die selbstgewählte Verbannung gegangen. Rauh pfeift der Novembersturm um die grauen Quadern der Propyläen, die entlaubten Wipfel der benachbarten Parke starren in Schnee und Eis und auf der Veranda wie im Garten der römischen Cardinalsvilla hat man die kostbaren Springbrunnen und Marmordenkmale in bretterne Umhüllungen eingeschlossen. Alles ist öde und kalt und traurig. Ein kleiner weißer Bauernspitz aber steht frierend an der eisernen Stacketenpforte des Cardinalsgartens und schaut nachdenklich die Louisenstraße hinauf und hinab. Was nur mit dem Meister sein mag! Er war doch sonst, auf seine rauhe Art, so gut und lustig! Und geht jetzt brummend und bärbeißig seines Wegs, ohne selbst das artigste Schweifwedeln zu beachten! Gott, wie sie dem Armen mitgespielt haben mögen in der Genossenschaft und im Künstlerhaus! Aber was braucht man denn auch Vereinspräsident zu sein, wenn man Lenbach ist? Meister Spitz könnte wahrhaftig der Vorsitzende der angesehensten Hundegesellschaft in Deutschland sein: würde Lenbach ihn mögen, wenn er nicht ein so gescheidtes und anstelliges und begabtes Hundethier wäre? Der Spitz schüttelt den Kopf. Er ist so tief in Gedanken versunken, daß er den fremden Eindringling ruhig passiren und über den mit Fliesen belegten Gartenweg zum Atelierhaus hinabschreiten läßt.

Unter der Loggia an der Langseite des Gebäudes steht eine Thür offen, und Bilder winken von den Wänden herab. Das kann nur der Eingang zum Atelier sein, da ist kein Zweifel. Und man steigt die schmale Wendeltreppe hinan, grüßt im Steigen eine Menge alter Bekannter aus den Gallerien von Venedig, Rom, Florenz und pocht an eine von Lorbeerbäumen umstellte Eichenthür. Ein Diener, der beinahe wie ein Forstgehilfe aussieht und erstaunlich wenig „stilisirt" ist, nimmt die Karte des Besuchers in Empfang und bringt sie dem Meister, den man hinten weit im dritten, vierten Saal an einer Staffelei beschäftigt sieht. Struppig, einen Schopf Haare schlankweg in die Stirn gekämmt, die großen, kreisrunden Augengläser, über die er immerfort hinwegblickt, ein wenig schief auf die Nase gerückt, die weiße Piquetweste nur halb zugeknöpft, das Taschentuch ein wenig aus der unteren Rocktasche hervorbaumelnd, so sieht man den berühmten Mann, der in diesem Aufzuge Könige und Kaiser wie Seinesgleichen empfing, mit Pinsel und Palette hantiren. Wer alles ist durch diese mit allen Kostbarkeiten der Renaissance und der Antike geschmückten Prunksäle geschritten! Wilhelm I., Franz Josef, Moltke, Richard Wagner, Böcklin, Gladstone, Helmholz, Minghetti, Frère Orban, Hans v. Bülow, Semper, Schwind, Makart, Liszt, Schack .... ziehen in feierlicher Procession vor dem Auge des wartenden Besuchers vorüber. Wie Jemand, der Furcht hat, liest der Diener den mit keinem Titel garnirten Namen von der ihm anvertrauten Karte. Bellend kommt ein großer schwarzer Bauernspitz von einem Divan in der Nähe des Meisters heruntergesprungen und beschnuppert den titellosen Gast. Der Gast aber, der diese Aventüren schon wiederholt erlebte, hat ein ganz gutes Gewissen und läßt in aller Ruhe die Herrlichkeit dieser fürstlichen Arbeitsräume wieder einmal auf sich wirken.

Ich will die oft geschilderten Gemächer nicht aber- und

abermals beschreiben. Aber ich möchte etwas Seltsames notiren, das mir bei dem heutigen Besuch aufgestoßen ist: Ich glaube, daß diese Räume vornehmlich deßhalb so prunkvoll ausgerüstet sind, weil der Anblick so schwerer Pracht die Menschen auf eine erstaunliche Art verwandelt, ja geradezu verzaubert. Ich bin nämlich überzeugt, daß Lenbach die Leute, welche er malt, so wie sie von der Straße zu ihm hereinkommen, gar nicht brauchen kann und sie deßhalb, wenn man so sagen darf, meuchlings aus ihrer Alltäglichkeit herausreißt und auf eine höhere Note des Daseinsgefühls zu stimmen trachtet. Es ist ganz derselbe Tric, welchen die Monarchen der absolutistischen Zeit in ihren Schlössern und Empfangssälen anzuwenden pflegten, um ihren Unterthanen die übermenschliche Majestät des Königthums ad oculos zu demonstriren. Man muß schon ungewöhnlich viel Selbstbewußtsein haben, um sich in diesen himmelhohen Staatsgemächern und Spiegelgallerien nicht ganz winzig und erbärmlich vorzukommen. Man muß ein geborener Autokrat sein, um vor seinen Fenstern täglich den Anblick dieser unermeßlichen, von schnurgeraden Wegen und Canälen durchquerten Parkanlagen Versailler Musters auszuhalten. Das Pathos der äußeren Umgebung fordert als Gegengewicht ein entsprechendes inneres Pathos. Und wir Heutigen besitzen diesen heroischen Elan, diese heldische Spannkraft der Gedanken und Gefühle in den seltensten Fällen. Wir lieben das Enge, Trauliche, „Intime“, intime Stuben, intime Gärten, intime Theatervorstellungen. Pathos erscheint uns beinahe als Narrheit. Unsere heldischen Instincte schlafen und schnarchen wohl gar. Und da kann denn Meister Lenbach in seiner ganz und gar unzeitgemäßen Hofburg jeden seiner Besucher bequem daraufhin prüfen, ob er für ihn ein Malobject ist oder nicht. Wer unter der schweren Pracht seiner Gemächer zusammenknickt, mag nur ruhig wieder heimkehren und Somatose oder ein anderes Kraftnährmittel genießen. Ein brauchbarer Gegenstand für ein Lenbach'sches Porträt ist nur der, dessen Seele in dieser machtvoll ausgedonnerten Umgebung den Werktag abzustreifen und sich in die alten Königsgewänder der Größe und des Stolzes zu kleiden vermag.

Während mir das Alles blitzschnell durch den Kopf fährt, ist der Diener längst zurückgekehrt und hat mich in die Höhle des Löwen geleitet. Der Löwe — ich brauche den Ausdruck mit Vorbedacht — mustert mich über den Brillenrand hinweg, reicht mir die Pranke und fährt fort zu malen. Wenn man ihm so gegenübertritt, könnte man ihn für furchtbar halten. Er hat etwas unsäglich Rauhes, Grimmiges, Gewaltthätiges in seinem Wesen. Wie der Gebieter der Wüste, der die königlichen Augen rollt und mit dem Schweife furchtbare Kreise in den Sand schlägt, ist er anzuschauen. Man beobachtet unwillkürlich alle erdenkliche Vorsicht, ihn nur ja nicht zu reizen .... Dennoch ist er wohl bei Weitem nicht so gefährlich wie er aussieht. Gewiß, seine Ausdrucksweise läßt an Urwüchsigkeit nichts zu wünschen übrig, sein Sarkasmus ergreift und zerreißt rücksichtslos was ihm zuwider ist, seine Urtheile über Menschen und Werke sind von wahrhaft lapidarer Wucht und Gründlichkeit. „Rindvieh“, „Kameel“, „Trottel“ gehen ihm nach der Versicherung eines Gewährsmannes mit ganz erstaunlicher Leichtigkeit von der Hand. Aber so beängstigend das wirken mag, es ist doch auch wieder etwas seltsam Vertrauenerweckendes darin. Ein Mann, der so lebensgefährlich aufrichtig ist, muß unbedingt eine sehr ehrliche Haut sein. Man hat von ihm schwerlich eine List oder Falschheit zu gewärtigen. Sein Zorn, hat man einmal gesagt, ist nur das Peitschenknallen eines energischen Fuhrmanns, der die anderen Fuhrleute, die nach seiner Meinung auf den Holzweg gerathen sind, zurückrufen möchte. Und dann möchte er allerdings dem Unverstand, der Beschränktheit, den Vorurtheilen in allgemeinen Kunstangelegenheiten gehörig den Pelz ausklopfen. Wehe, wenn er einen Kunstphäaken auf frischer That ertappt! Er selbst soll sich schon oft darüber gewundert haben, daß ihm noch nie Jemand den Injurienproceß gemacht ....

Seinem Freimuth hält seine Freiheitsliebe die Waage. Man kann einen Löwen nicht zum Zugthier abrichten. Lenbach kann nicht dienen, sich an keine Vereinbarungen, Pflichten, Gebräuche, Programme binden. Er muß rücksichtslos seinen momentanen Eingebungen folgen dürfen. Wenn ihn die Laune packt, reist er über Sonntag einmal schnell nach Venedig. Giebt man ihm irgend ein Amt, so darf man sicher sein, daß er es als vollendeter Autokrat verwaltet. Die Entstehung der Münchener Secession ist wesentlich eine Folge seiner Präsidentenschaft in der Glaspalastgruppe. Die elf Bilder, die er statt der angemeldeten drei oder vier auf die Weltausstellung brachte, mußten nothwendig nach Paris wandern, sobald man ihm Sitz und Stimme in der Jury einräumte. Das Königreich Lenbach hat nur ein Staatsgrundgesetz und das heißt: L'état c'est moi. Aus dem ehemaligen Bauernburschen, der als Maurerlehrling begann, dann zu Fuß von seinem Dorf nach München in die Pinakothek gepilgert kam und vor den Bildern seinen Hunger und seine Müdigkeit vergaß, aus dem ehemaligen armen, rathlosen Bauernburschen ist im Laufe der Jahre ein absolut regierender Imperator der Kunst geworden.

Während wir miteinander reden, hat sich um uns ein ganzer Schwarm seiner Verehrer versammelt. Ihn stört das offensichtlich nicht im Geringsten. Im Gegentheil, es scheint ihm zu behagen. Es behagte den Fürsten des 18. Jahrhunderts ja auch, wenn man bei Allerhöchst Dero Lever zugegen war. Er malt und hält Cercle, wie jene sich die Strümpfe anziehen ließen und Cercle hielten. Nur bei gewissen ganz intimen Toilettengeheimnissen seiner Palette zieht er sich hinter einen Vorhang zurück. Und dann will er auch bei seinen „Sitzungen“ ganz allein und ungestört sein. Wenn er seine unzähligen photographischen Aufnahmen macht, verschlossene Charaktere durch Conversation zu öffnen sucht oder sich im Nothfall wohl gar an das Harmonium setzt und die erweckenden Kräfte der Musik zu Hilfe ruft, dann — möchte ich Niemandem rathen, ihm in's Gehege zu kommen!

Er nimmt es mit dem Porträtiren über alle Maßen ernst. Es widerstrebt ihm, nur so die Natur abzuschreiben, er will w i s s e n, was er malt. Wen er nicht kennt, malt er auch nicht. Bevor er eines Menschen Seele nicht ergründet hat, rührt er keinen Pinsel an, sein Gesicht zu schildern. An einigen Gesellschaftsabenden in seinem Hause muß das Modell unter allen Umständen Theil nehmen. Dann folgen Besuche im Atelier, gemeinsame Spaziergänge, was weiß ich. Ist Jemand ihm persönlich unangenehm, so schickt er ihn unverrichteter Dinge von hinnen. Und wenn er sich mit Jemandem abgiebt, muß man immer noch gewärtig sein, daß er seine unbarmherzige Ironie an ihm ausläßt. Die Kleinen im Geiste, hat einmal Einer gesagt, sind ihm bloß Studienobjecte, an denen er sich mit allerlei listigen Künsten übt. Gottlob, daß die Modelle es nicht lesen können, was ihre Züge in der Handschrift Lenbach's für wunderliche Geheimnisse ausplaudern.

Lenbach kann nur große Menschen darstellen. Der Kunsthändler Fritz Gurlitt in Berlin hatte einmal eine Ausstellung von Bildnissen Moltke's veranstaltet. Den Grundstock zu dieser Ausstellung bildeten die Arbeiten Lenbach's. Der Marschall hatte, des Künstlers Bitte willfahrend, die blonde Perrücke, die er sonst trug, abgenommen und Lenbach's Pinsel den völlig haarlosen, glänzenden, aber unglaublich durchgebildeten Schädel dargeboten. Um sich zu vergewissern, ob Moltke wirlich die sogenannten Skizzen der Oeffentlichkeit zugänglich machen wollte, hatte Gurlitt den Marschall zu einer Vorbesichtigung eingeladen. Der Marschall kam denn auch sofort, beschaute die Bilder und machte zu jedem seine Anmerkung. Zu denjenigen Lenbach's äußerte er kopfschüttelnd: „Der will immer einen Helden aus mir

machen." — Und das wurde vor einem glatzköpfigen Bilde gesagt! Und gewöhnlich gehört doch so viel Haar zu einem Helden!

Moltke's Einwendung traf den Nagel auf den Kopf. Lenbach steigert alles ins Heldische. In jenes stolze, herrische, prachtvolle Renaissance-Menschenthum, dessen Kunsthinterlassenschaft er in seinem Atelier um sich versammelt hat und dessen Malallüren er bis auf die Patina der Jahrhunderte getreulich nachbildet. Lenbach ist ein nachgeborener Barockmaler, ein Millionär der Kraft und der Kunst, der sich vergeblich bemüht, die complicirten Decimalbrüche moderner Existenzen in seinen großen, alten Renaissance-Goldmünzen auszuzahlen. Nicht ohne Grund ist er es gewesen, der für Zeit- und Nachwelt das Bildniß des Giganten von Friedrichsruh festgestellt hat. Ihm wäre wahrlich wohler, er sähe ein reisig Geschlecht um sich geschaart, anstatt dieses „tintenklecksenden Säculums", das einem Monumentalporträtisten gar keine, aber auch gar keine Aufgabe stellt.

Noch einmal schaue ich, bevor ich die Werkstatt verlasse, nach der Scene im Atelier zurück. Man hat soeben die elektrischen Bogenlampen angezündet und die ganze Menschenmasse, welche die Staffelei umringt, scheint in dampfender, brausender Helligkeit zu schweben. Es fällt mir ein, daß wir Bismarck gern den Schmied des Reichs genannt haben. Und siehe, auch hier ist ein Schmied: Wie Vulkan an seiner Esse, mitten unter den Höflingen, steht er und scheint nicht zu malen, sondern mit dröhnenden Hammerschlägen glühendes Eisen zu bändigen. Umsprüht von Funken, brennend in Schöpferkraft, brutalgewaltig lebt sein Bild mir in der Erinnerung.

Französische Eheprobleme.

Von Curt Heinrich.

Marcel Prévost, der gefeierte Romancier, ist von seiner Reise zurückgekehrt. Auf die zwei umfangreichen Bände der „Vierges fortes" ist ein weit schmächtigerer gefolgt, der dafür aber mit größerer Sorgfalt gedruckt ist und den idyllischen Titel trägt: „L'heureux ménage", ein „trautes Heim", eine „glückliche Ehe". (Paris, Lemerre 1901.) Der Dichter war wohl wenig befriedigt von dem Ergebniß seiner Entdeckerfahrt nach dem Weibe der Zukunft, der „Nouvelle Eve". Wir waren es auch nicht recht. Und so ist er denn wieder heimgekommen dahin, wo sein Herz immer geweilt, in jenes Paris der oberen Zehntausend, deren Renten, auch in Tausenden ausgedrückt, besonders dem deutschen Leser so angenehm romanhaft klingen, und deren Namen, wenn am Tage vorher Empfang bei einer schönen Frau oder eine officielle garden-party gewesen ist, geringere Sterbliche neidisch im „Figaro" nachlesen können. Es ist die Welt des raffinirtesten Lebensgenusses in allen Formen und Nuancen und die Welt, „in der man sich langweilt". In der „glücklichen Ehe" geschieht auch beides, nur ist hier das Princip der Arbeitstheilung streng durchgeführt. Herr Paul von Royaumont hat das Vergnügen ganz auf sich genommen; seiner Frau bleibt die Langeweile. Wie groß diese sein muß, geht daraus hervor, daß sie ein ausführliches Tagebuch schreibt, in dem das ganze Glück dieser „glücklichen" Ehe sich uns enthüllt.

Marcel Prévost ist noch etwas müde, resignirt von seiner Reise. Und so ist denn diesmal auch die Antwort auf die Frage, welche ihn seit geraumer Zeit bei aller rein künstlerischen Schaffensfreude zu beschäftigen scheint, ausgefallen. Er hatte nach der „neuen" Frau gesucht und vielleicht gehofft, etwas wie ein Ideal zu finden. Jetzt weist er uns die arme Cécile „la petite âme conjugale"; sie trägt Alles, sie duldet Alles, sie verzeiht Alles. Sie ist das Muster einer treuen Gattin. Doch nicht ganz nach deutschem Begriff. Der Frauentreue fehlt zu sehr die Frauenwürde; und wenn es eine Tugend ist, eher Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun, so besitzt sie davon für uns eben zu viel. Man merkt auch, wie sich in die müde Sympathie des Dichters eine leichte Ironie mischt, die im Titel klar hervortritt. Arme Kleine; es ist wirklich traurig um die Welt, in der Du die Tugend darstellen mußt.

Cécile's Leben bietet nichts Außerordentliches. Bis zu ihrer Verheirathung und den ersten dann folgenden Jahren ist es typisch für die Pariserin ihres Kreises und ihrer Zeit. Sie führt da wirklich eine glückliche Ehe, selige Flitterwochen und -jahre. Daß es darauf so ganz anders wird und der Inhalt des Kelches sich ihr in bittern Wermuth verwandelt, daran ist sie selbst viel mehr „schuld", als es die Verhältnisse sind. Warum ist sie so hülflos monogam angelegt „la petite âme conjugale", warum versteht sie so gar nichts von der bequemen Tröstung, von der schneidenden Rache, die andere Frauen in ihrer Lage so bald finden. Ihre Schwägerin, der „treue Freund" weisen ihr hülfsbereit den Weg. Aber sie bleibt fest — sie kann ja gar nicht anders — treu sich selbst, ihrer Pflicht, ihrem Kinde und — ihrem Manne. Jeden Tag nimmt sie herzhaft einen Schluck aus dem schweren Kelche, in der nie sterbenden Hoffnung, einmal den letzten gethan zu haben.

Und das Tagebuch erzählt uns Alles. Paul ist der schöne Mann, vor dem es keine verschlossenen Thüren und Herzen giebt: „à cinquante-deux ans mon mari fait retourner les femmes! Ah! la Providence m'a gatée!" Aber gleich neben diesem Stolz erwacht doch das tiefe Weh. Warum ist Paul so unverbesserlich! Er kennt in ihrer „glücklichen" Ehe so zarte Rücksichtsnahme; jedesmal, wenn er vom Juwelier etwas für seine neue Geliebte aussucht, vergißt er doch auch seine kleine Frau nicht: er hat oft die besten Absichten, die — staunenswerth — acht Tage vorhalten. Aber dann: — ein fremdes, schönes Weib sehen und ihrer begehren ist für ihn eins; und damit ist das Unglück schon meist geschehen. Denn wer widersteht ihm, dem schönen Paul von Royaumont? Doch eine kann es scheinbar. Und erst durch diesen Widerstand geräth das glückhafte Eheschiff wirklich in die Gefahr zu scheitern. Bis dahin war der Herr Gemahl, schnell erglühend, der wechselnden Freuden auch bald wieder überdrüssig geworden. Und jedesmal war er zurückgekehrt zu seiner „einzigen" Liebe am häuslichen Herd, die immer sehnsüchtig, verzeihend seiner wartete und aus den wenigen Tagen neue Hoffnung und Kraft schöpfte. Aber diesmal ist Fräulein Ida Fürst vor dem stets Liebesdurstigen aufgetaucht, und die kosmopolitische Abenteurerin weiß die fiebrige Schwäche des Zweiundfünfzigjährigen raffinirt für ihre Zwecke auszubeuten. Sie will endlich festen Fuß in der Pariser Gesellschaft fassen. Deßhalb soll Paul sich scheiden lassen und sie heirathen. Und nun folgt ein häßliches, trauriges Capitel auf das andere. Cécile kann es und kann es noch nicht glauben, daß Paul an diese letzte Ruchlosigkeit denkt. Sie verschmäht alle Waffen, welche anonyme Freunde ihr in die Hand geben; denn rächen kann sie sich nicht. Um der Zukunft ihres Kindes willen, der frühreifen charakterfesten Geneviève, begiebt sie sich zu dem Scheidungsadvocaten Lebrazier. Aber „la petite âme conjugale" muß unverrichteter Sache heimkehren, sie kann ja nichts Nachtheiliges gegen ihren Mann aussagen. Lieber will sie gehen: weg aus Paris in die stille Provinz, mit ihrem Kinde. Schon sind die Reisevorbereitungen getroffen; die Tante aus Lille — eine Prévost'sche Gestalt — ist angekommen. „Die letzte Nacht" ist das Capitel überschrieben. Sie erscheint wie die letzte grausame Prüfung einer Heiligen; dann kommt die Peripetie. Wer ausharret, wird belohnt, der Lasterhafte findet den Weg zur Tugend. Erst zerknirscht, dann selig sinkt Paul von Royaumont in die Arme seiner verzeihenden Gattin und er wird sie nie mehr verlassen. Die

Koffer werden wieder ausgepackt, und am nächsten Morgen vereinigt wie im letzten Lustspielact der Kaffeetisch die Wiedergefundenen sammt Geneviève und der enttäuschten Tante in lieblicher Gruppe.

Und wodurch ist das Wunder des Umschwungs herbeigeführt worden, welch' reinigender Strahl hat das Herz des Sünders getroffen? Wieder empört sich hier das deutsche Empfinden, und beide Gatten kommen uns doch etwas jämmerlich vor. Es ist Paul nämlich mit verzweifelter Deutlichkeit klar geworden, daß er nicht mehr der Unwiderstehliche von früher, sondern ein ziemlich alter Mann ist. Ein aufgefundenes Billet des Fräulein Ida Fürst hat ihm zu dieser Gewißheit verholfen. Er ist „lächerlich" geworden; und wie mit einem Schlage bekommt das Gesicht die Falten seiner Jahre, erwacht das von der Eitelkeit fast erstickte Gefühl für das, was er an seinem Kinde eigentlich hat. Er ist reif für die „Monogamie"; er wird jetzt ein vorzüglicher Gatte und Vater, und die letzte Eroberung des ewigen Charmeur ist das Herz seines Kindes. „La petite âme conjugale" ist nun glücklich. Sie hat Alles verziehen. Glücklich? An dem Strande in Devonshire schließt der Roman „l'idylle tragique". Bourget hat den Ausdruck geprägt.

Des Abends plaudert ihr Töchterchen kindlich von dem künftigen Manne.

„Un mari comme Papa? a-t-elle insisté."

„Oui mon chéri, tout à fait comme Papa." Et je pensais: „N'écouter pas ce vœu, mon Dieu, je vous en prie ... Le mari que j'ai, je l'aime et je le veux tel qu'il est ... Mais je n'ai pas le courage d'en souhaiter un pareil à cet enfant, dont le cœur tendre pourrait tant souffrir."

Wie weit ist der Weg von dieser „Idylle" zu einem andern französischen Werk, das jenem äußerlich nur in der Form gleicht: es ist gleichfalls als Tagebuch geschrieben. Und dann auch darin, daß Vieles, sehr Vieles wieder dem deutschen Empfinden durchaus fremd erscheint. „Le Journal d'une femme de chambre" führt uns hinter die Coulissen des modernen Paris und der Provinz. Der Verfasser kann auf Ahnen klangvollen Namens zurückblicken. So wie Lesage den Hinkenden die Dächer der Häuser abnehmen läßt und allen Schmutz darunter, alle „Skelets" und Intimitäten dem forschenden Auge preisgiebt, so enthüllt uns das rückhaltslose Tagebuch der Zofe Célestine „toute la brutalité qui est dans la vie". Dazwischen sind Seiten, welche direct an Rabelais erinnern in ihren saftigen Gauloisierien. Doch vor Allem ist es Octave Mirbeau selbst, dessen scharfe, packende Satire dem Buch ein eigenes Interesse leiht. Es sind zwei verschiedene Menschen in dem Autor. Der eine ist der fanatische Wahrheitsstreiter, der Socialist und „Dreyfusard" Mirbeau, der neben packender socialer Satire literarische Pfeile schleudert und uns gerne hier und da in das Milieu der „Affaire" blicken läßt. Der andere Mirbeau ist ein kecker Novellist, der an den unerschöpflichen Wechselfällen des Lebens, „wie es ist", seine Freude hat, der aber mit der Einseitigkeit des Parisers immer und überall in dem „sexe" die einzige Triebfeder alles Geschehens sieht. Beiden aber gehört die wirklichkeitsliebende Kraft und auch vor keiner Caricatur zurückschreckende Realistik des Stils. Es ist ein Kammermädchen, welche ihre Erlebnisse auf und zwischen ihren verschiedenen Stellen niederschreibt. Die Muße dazu gewährt ihr der jetzige Platz in der Provinz, der auch die Rahmenerzählung, den eigentlichen Roman für die vielen Erinnerungen, liefern muß. Er ist einfach, aber stark criminalistisch angehaucht. Von der Herrschaft ist hier Madame eine habgierige, boshafte Närrin, Monsieur ein gutmüthiger Idiot. Der eigentliche Held ist der Gärtner Joseph, eine recht mystische Persönlichkeit, der äußerlich „eine Perle von Diener" darstellt, im Laufe der Erzählung aber — nur Célestine errathet es — einen Lustmord (!) und einen Einbruchsdiebstahl auf sein kühnes Verbrechergewissen ladet. Dieser geheime Blutdunst steigt der schon hysterisch gewordenen Zofe so sehr zu Kopf, daß sie den Gewaltmenschen heirathet, und Beide thun dann eine „nationalistische" Schifferkneipe in Cherbourg auf.

Célestine glaubt so in geordnete Verhältnisse zu kommen. Ein wenig verständlich wird uns dieser Glaube, wenn wir uns ihre früheren Erlebnisse vorhalten. Es ist unmöglich, an dieser Stelle Einzelheiten wieder zu geben. Es ist eine satirische, caricirte Revue von Herrschaften und Dienstboten jeder Art, jedes Charakters. Die kleine Célestine hat früh böse Dinge erlebt: mit offenen Augen hat sie überall schnell die Schwächen der Menschen erspäht, und sehr bald auch erkannt, „worauf es ankommt". Sie kennt kein größeres Vergnügen, als die wunden Punkte ihrer Umgebung zu berühren. Aber bei alledem behält sie doch eine gewisse Frische; ihre Verdorbenheit ist Natur; was sie thut und leidet, ist oft bedenklich, aber immer con amore. Sie liebt die Natur, sie macht religiöse Reflexionen. ... „la réligion, c'est toujour la réligion ... Les riches peuvent peut-être s'en passer, mais elle est nécessaire aux gens comme nous ... Quand on est malheureux ... il n'y a encore que ça ... et l'amour." Vor Allem hat sie Mitleid mit ihren Leidensgenossen, denen es noch schlechter geht als ihr. Die bedeutendsten Partien des Buches, wo die Satire am wuchtigsten wird, sind die Schilderungen des Dienstmädchenheims der Schwestern „de Notre-Dame des Trente-six Douleurs" und des Vermiethungsbureaus der ehrenwerthen Madame Paulhat-Durand. Besonders die kleine Bourgeoisie wird hier mitgenommen in ihrer knickerigen Arroganz. Mirbeau macht die Dienenden durchaus nicht besser als sie sind. Rückhaltslose Offenheit, „Menschliches, Allzumenschliches" ist der Grundzug des Buches. Aber für sie findet er eine Entschuldigung in ihrer gedrückten, socialen Stellung, während er bei den Besitzenden, Herrschenden vergeblich nach der alten Devise „noblesse oblige" sucht. Er hat es sich allerdings ziemlich leicht gemacht, die Sympathien des Lesers — bis zu einem gewissen Grade — der referirenden „Heldin" zuzuwenden. Bringt er sie doch zu Leuten, die außer allgemeiner Minderwerthigkeit möglichst noch ein pathologisches Interesse haben. Und auch hier verleugnet sich nicht die einseitige Bevorzugung des Sexuellen. Und überall der gallische Uebermuth, überall zugleich scharf geschaute Wirklichkeit. Man legt das Buch kopfschüttelnd aus der Hand, aber es hat gelohnt, es zu lesen.

Südliche Schilderungen.

Von Marcus Landau.

In diesem traurigen Winter ließ ich mir von zwei Feuilletonisten erzählen, wie weit hinten am Tiber und am Manzanares den Völkern die Zähne vor Kälte auseinander schlugen. Und es war um so behaglicher, als sich zwei mit jenen südlichen Ländern so wohl vertraute Erzähler und Schilderer wie Sigmund Münz und Siegfried Samosch bei mir mit ihren neuen Büchern einstellten. Sie wissen Beide interessant und fesselnd zu erzählen — Samosch aus Spanien, Münz aus Italien; sie sind Beide beliebte Feuilletonisten größerer Zeitungen, und — damit hört auch die Aehnlichkeit auf. Sie unterscheiden sich von einander nicht bloß dadurch, daß der Eine in Wien lebt und seinen Sieg ohne E schreibt, der Andere in Berlin das E nicht wegläßt, der Eine ein guter Kenner Italiens ist, der Andere sein Spanien vielleicht besser kennt und auch in der italienischen und französischen Literatur wohl bewandert ist — sie haben auch verschiedene Interessen, sie fassen Welt und Menschen verschieden auf. Münz lebt fast nur in der Gegenwart,

höchstens, daß er einmal einen Blick in die Zukunft wirft. Für Samosch ist zwar auch die Gegenwart, das was er selbst gesehen und gehört hat, das Wichtigste, aber die Vergangenheit steht ihm auch lebend vor den Augen; er kehrt in Gedanken oft zu ihr zurück und führt auch gern den Leser zu ihr. Er interessirt sich für die Natur und das Volk im Ganzen, spürt gern den Regungen der Volksseele nach. Münz ist der geborene Interviewer, der Photograph und Phonograph berühmter Persönlichkeiten. Er sucht sie auf, um sie auszuhorchen und auszufragen, uns dann zu erzählen, was sie gesagt haben, wie sie leben und wie sie aussehen. Und dieses Interesse für „Berühmtheiten" setzt er auch beim Leser voraus. Deßhalb widmet er manchmal auch unbedeutenden Persönlichkeiten viel mehr Raum, als sie verdienen, druckt Zeitungsartikel wieder ab, die nur, als sie beim Ableben der betreffenden Person erschienen sind, sogenanntes „actuelles Interesse" hatten. Es ist für seine Auffassung charakteristisch, daß er, Brahms schildernd, dessen geringes Interesse an „hohen Herrschaften" hervorhebt: „Mir fiel seine unendliche Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen Abneigung, gegen die höfische, aristokratische, diplomatische, fashionable Gesellschaft überhaupt auf." Er kann es dem großen Musiker kaum verzeihen, daß er die ihm gebotene Gelegenheit zu einem persönlichen Zusammentreffen mit Bismarck nicht benutzt hat. Wenn Münz Spanien bereist hätte, würde er es gewiß nicht unterlassen haben, den General Weyler, traurigen cubanischen Angedenkens, und den Marschall Martinez Campos aufzusuchen und sein Buch um ein hübsches Capitel als Frucht dieser Interviews zu bereichern. Samosch scheint fast die Antipathie Brahms' gegen lebende Berühmtheiten zu theilen. Er begnügt sich zu erzählen, wie seine Coupégenossen auf der Fahrt von Barcelona nach Valencia sich über den Marschall lustig machten, und ob er General Weyler gesehen und gesprochen hat, ist aus den wenigen Zeilen, die er ihm widmet, nicht zu erfahren. Er begnügt sich zu berichten, daß Weyler „Jedem, der es hören will", versichert, daß er stählerne Nerven habe, und daß von allen Caricaturen, in denen er verhöhnt wurde, ihn am tiefsten eine amerikanische Caricatur gekränkt hätte, in der er dargestellt wurde, wie er sich „in seinem Toilettezimmer mit Eau de Cologne und anderen wohlriechenden Essenzen zu waschen pflegte". Dagegen scheut Samosch die Beschwerlichkeit der Reise nach Azpeitia und Loyola nicht, um die Heimath des Gründers des Jesuitenordens kennen zu lernen und schildern zu können. Und auch hier ist es weniger die Persönlichkeit des heiligen Ignatius, die ihn interessirt, als die Wirkung, die er auf Spanien ausgeübt hat. „In der niedrigen, schwülen Kapelle," sagt er, „dem Santuario de San Ignacio, konnte ich das Gefühl nicht los werden, daß ein schwerer Druck auf mir lastete. Gleichsam symbolisch schien dieser mir das Joch zu bedeuten, unter dem das spanische Volk Jahrhunderte hindurch sich befand. Erst als ich draußen die Rosen in voller Blüthenpracht sah und unter dem dichten Laubdache wandelte, das von drei Reihen herrlicher Bäume gebildet wird, regten sich minder pessimistische Gefühle. Sollte nicht auch diesem schwer geprüften Lande, das jetzt arge Sünden der Vergangenheit büßen muß, eine freundlichere Zukunft beschieden sein, falls das spanische Volk, durch die Schicksalsschläge nicht verhärtet und verbittert, sondern geläutert, seine Wiederaufrichtung mit allen Kräften anstrebt? So mannigfache liebenswürdige und ritterliche Züge, einen so ausgeprägten Sinn für die schönen Künste weist die spanische Nation auf, daß die nur allzu lange ausgeübte Priesterherrschaft wohl die edelsten Keime fortschreitender Cultur und Civilisation in ihrer Entwickelung zurückhalten, aber nicht für immer zu vernichten vermocht hat." Leider ist das, was Samosch selbst uns über die Volksstimmung und über das Benehmen des Volkes während des Krieges mit Nordamerika und nach demselben mittheilt, nicht geeignet, uns in solchen Hoffnungen zu bestärken.

Von den fünf Capiteln seines Buches sind zwei Andalusien, dem Baskenlande und Kastilien gewidmet, die anderen führen die Ueberschriften: „Im Kriegsjahre", „Vor Ausbruch des Krieges" und „Nach dem Kriege". Und da erfahren wir, daß auch während des unglücklichen Krieges nichts von öffentlicher Trauer oder gar Verzweiflung zu spüren war. In Pamplona belustigt man sich bei den heitern Klängen der Militärcapelle und in Sevilla verzichtet das Volk nicht auf seine traditionellen öffentlichen Tänze am Frohnleichnamstage. Natürlich kann ein solches Fest nicht ohne ein Stiergefecht verlaufen. In San Sebastian fanden an den Pfingstfeiertagen grandes novillades statt, das heißt Kämpfe von Dilettanten mit jungen Stieren, deren Hörner gut eingehüllt waren. Es lief daher der Kampf ziemlich unblutig ab, nur einige der „Liebhaber", unter denen sich auch Soldaten befanden, wurden sanft in den Sand gestreckt. Den Beschluß der Festlichkeiten machte ein großer öffentlicher Ball.

Als der Gemeinderath von Pamplona am Sanct Firminstage keine Festlichkeiten veranstalten wollte, wurde ihm von einem radicalen Blatte ernstlich der Text gelesen. „Ich weiß wohl," schrieb der unterhaltungslustige Journalist, „daß die Verhältnisse des Vaterlandes ernst sind; ich sehe jedoch, daß Madrid, Sevilla, Barcelona, Cordoba und andere minder bedeutende Städte ihre Volksfeste feiern, und daß Gemeinderäthe, wie der von Valencia, sogar einen größeren Beitrag bewilligen, damit diese Feste einen helleren Glanz erhalten." In der That ging es auch in Madrid recht lebhaft zu: „Auf der Puerta del sol, in der Alcalastraße fluthete Abends vor und nach Sonnenuntergang die Menge ebenso lebenslustig, auf den Pases de Recoletos und de la Castellana fuhren die zahlreichen, mit stattlichen Rossen bespannten Equipagen in ebenso langen Reihen wie früher."

Und nach dem Kriege, als unser Reisender im Herbst 1899 zum sechsten Male nach Spanien kam, fand er, daß in Folge des Krieges sich ein wirthschaftlicher Aufschwung vollzogen hatte. Aber erfreulich waren die Ursachen dieses Aufschwunges eben nicht: die früher vom Staate für die Heeresbedürfnisse in den Colonien verwendeten Gelder flossen jetzt zum großen Theil dem Mutterlande zu, und Spanier, die ihre Besitzthümer in Cuba veräußert hatten, brachten ihre Capitalien nach Spanien, wo sie zur Anlegung von Fabriken verwendet wurden. Mit dem Aufschwunge der Industrie ist auch das Selbstvertrauen der Bevölkerung gewachsen, und einer der besonnensten spanischen Publicisten, der Marques de Valdeiglesias, äußerte sich dem Deutschen sogar gegenüber, daß man Spanien wegen des Verlustes der Colonien nicht bedauern, sondern beglückwünschen müsse. Es werde nun sein „Glück im Winkel" suchen.

Freilich wird, um es da zu finden, auch noch sehr viel zu thun sein, und die Spanier werden sich das so oft gebrauchte, besonders beim Postverkehr die Geduld des Fremden erschöpfende Wort mannana — (morgen) — abgewöhnen müssen: Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen träge Leute. „Der Werth der Zeit wird eben in Spanien noch gar nicht geschätzt," meint Samosch. Trotzdem fällt er, unter Berufung auf seine eigene Kenntniß des Landes und auf die Zeugnisse anderer Ausländer, die lange im Lande gelebt haben, im Allgemeinen ein günstiges Urtheil über den Volkscharakter. „Darin stimmen Alle überein, daß bei den unleugbaren zahlreichen Mißständen das Aergerniß von oben kommt, wobei jedoch die Königin-Regentin und ihre nächsten Familienmitglieder ausdrücklich ausgenommen werden müssen." Fleißig besuchte Samosch Museen und Theater und was er über Letzteres und über die moderne dramatische Literatur Spaniens mittheilt ist höchst interessant, verträgt aber keine auszugsweise Wiedergabe. Eigenthümlich spanisch ist es, daß man kleine Kinder, selbst solche, die man noch tragen muß, in's Theater mitnimmt und daß im Museum zu Madrid manche Bilder fehlten — Minister und andere höhere Beamte hatten sie

zur Schmückung ihrer Empfangsräume ausgeliehen, und alle Versuche, sie zurückzuerlangen, waren ohne Erfolg geblieben.

Will man von großen und berühmten Spaniern reden, so muß man, wie es Samosch macht, in die Vergangenheit zu Cervantes, Lope de Vega, Murillo und Velasquez zurückgehen. Leichter hat es Münz, dem es in Italien an interviewwürdigen Menschen nicht fehlte. Und wenn es ihm an Italienern fehlte, boten sich ihm Deutsche dar. So führt er uns denn in eine aus drei Sälen bestehende Porträtsammlung: Deutsche in Rom, das italienische (d. h. königstreue liberale) und das päpstliche Rom, — woran sich eine liebevolle aber nicht unmäßig lobende Schilderung des ermordeten Königs Humbert anschließt. Mit Ausnahme dieser letztern und, wie mir scheint, auch der von Elpis Melena beruhen seine Porträts auf persönlicher Anschauung. Bei manchen hat er aber den Porträtirten auch nur gesehen, wie z. B. den Cardinal Sanfelice beim Blutwunder in der Santa Chiarakirche zu Neapel. Andere, wie Crispi, die Minister Bacelli und Blanc, den Cardinal Galimberti u. s. w., hat er interviewt, mit andern wieder, wie Brahms, dem preußischen Vertreter beim Vatican, Curt von Schlözer und Mommsen ist er öfters zusammengekommen. So gewinnt sein Buch sowohl durch die Verschiedenheit der Kreise, denen die Geschilderten angehören, als des Verhältnisses des Schilderers zu ihnen, den Reiz reicher Mannigfaltigkeit. Wir finden darin Kirchenfürsten, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler und bedeutende Frauen in Photographien, und farbenreichen Bildern, Büsten, im Brustbild und in ganzer lebensgroßer und lebensvoller Figur.

Brahms habe ich bereits erwähnt. Neben diesem sind es nur noch Mommsen, Malvida von Meysenbug und der Bildhauer Knopf, welche das nicht politische Element in Münz' Sammlung vertreten. Und diese Beschränkung ist nur zu loben. Denn sein Kunstverständniß ist nicht groß und auch dem gewaltigen Historiker Roms wird er bei aller Bewunderung und Verehrung, die er ihm zollt, nicht ganz gerecht. Er makelt sogar an dessen Stil und spricht einmal von seiner „unerbittlichen Professorenschnauze“. Dagegen ist Münz, wenn er Politiker und besonders geistliche Politiker schildert, ganz in seinem Element. Wie lebensvoll treten uns nicht die zwei Vertreter Deutschlands in Rom, Schlözer und Graf Bülow (der jetzige Reichskanzler), in seiner Darstellung entgegen! Der demokratische, auf Äußerlichkeiten nichts gebende, in seinem Gebaren durchaus nicht höfische, ja schon an den Sonderling streifende Jünger Bismarck's und der hochgebildete, aus einer aristokratischen Diplomatenfamilie stammende, mit Kunst und Literatur vertraute Graf Bülow. Mit einer ihm geistesverwandten vornehmen Italienerin, einer geborenen Prinzessin Camporeale, verheirathet, hatte er, wie Münz sagt, seine eigene Allianz mit Italien geschlossen, und seinen Salon im Palazzo Caffarelli zum Vereinigungspunkt der bedeutendsten Deutschen, die nach Rom kamen, und der Crême der italienischen vornehmen Gesellschaft, sowohl des Geburtsadels als des künstlerischen, literarischen und wissenschaftlichen Adels, gemacht. Daß die Politiker im Hause des Gesandten nicht fehlten, ist selbstverständlich. Aber auch der plebejische Schlözer war ganz an seinem Platze. „Er hatte die Hosen aufgeschürzt, auch wenn der Boden trocken und der römische Himmel noch so blau war.“ Und sah man gar seine Halsbinde, so mochte man fragen: „Wen läßt Excellenz Schlözer die Cravatten tragen, so lange sie neu sind?“ Aber er war der Schlaueste im diplomatischen Corps an der Curie, und gerade diese Vernachlässigung seines Äußeren machte ihn zum geeignetsten Unterhändler mit der auf Prunk und Ceremoniell so viel gebenden römischen Monsignori. Gar köstlich schildert Münz sein Wiederzusammentreffen in Wien mit dem entlassenen und unzufriedenen Schlözer.

Einen politisch bedeutenderen Mann führt er uns in einem italienischen Diplomaten vor, dem Grafen Nigra, den man auch in Wien als Vertreter Italiens am Kaiserhofe kennen und verehren zu lernen Gelegenheit hatte. Er stand seinem Cavour viel näher als Schlözer seinem Bismarck und ein vornehmer Aristokrat wie Bülow, er hat doch mehr Wissen und Gelehrsamkeit als dieser. Aber was ich schon oben gesagt habe, trifft auch hier zu. Münz schildert den Politiker Nigra sehr gut, aber dem Gelehrten wird er nicht gerecht. Und was für Unsinn ist es, wenn er (S. 215) sagt: „Nigra war so zu sagen ein Kronzeuge des Schicksals, dessen schwere Hand sich im Jahre 1870 auf Paris legte!“ Kronzeuge heißt im englischen Strafverfahren der Mitschuldige eines Verbrechers, welcher gegen in Aussichtstellung der Begnadigung sich als Zeuge gegen die anderen Angeklagten gebrauchen läßt. An einer anderen Stelle schildert er Crispi als eine Schlange, welche „dahinschlich, spähte, lauerte, conspirirte, Rache schnaubte, Wuth schäumte, zum Angriff ausholte, donnerte und blitzte“. Das kommt davon, wenn man gar zu schön schreiben will.

Zum Schlusse will ich nur noch erwähnen, daß beide Südfahrer noch der alten Mode der Widmungen huldigen: Samosch widmet sein Buch der Wittwe Alphonse Daudet's, Münz das seinige dem bekannten liberalen tschechischen Politiker Professor Masaryk und einem Herrn Ludwig Schwitzer. Etwas prätentiös klingt es aber, wenn er seine Vorrede von Kaltenleutgeben „am dreißigsten Jahrestage der Bresche von Porta Pia“ datirt. Kaltenleutgeben und Rom!

Feuilleton.

Der Uebersetzer.

Von Karl Pauli.

Er war aus einem sehr anständigen Hause entsprungen und hatte sich dem Kaufmannstande gewidmet. Zuerst hatte er im Eisenwaarengeschäft gelernt, war dann Reisender in Butter geworden und hatte sich zuletzt in Schlipsen selbstständig gemacht. Aber das genügte seinem Ehrgeiz nicht, er wollte, daß das deutsche Volk nicht nur seine Werke um den Hals, sie sollten sie auch in Kopf und Herzen tragen. Er wollte Dichter werden.

Sich als Dichter etabliren, ist bekanntlich das Leichteste, was man hat. Ein Buch Papier für 20 Pfennige, ein Dutzend Federn für fünfzehn, einen Federhalter für fünf und eine Flasche Tinte für zehn Pfennige, zusammen fünfzig Pfennige, das ist Alles, was man braucht. Solche fünfzig Pfennigdichter giebt's in Deutschland eine ganze Menge. So fing er auch an, d. h. größer, bedeutender, zielbewußter, denn er kaufte einen Ballen Papier, ein Groß Federn, ein Dutzend Federhalter und einen Hektoliter Tinte. Solchermaßen ausgestattet, hub er zu dichten an.

Er dichtete tief, er dichtete schwer, er dichtete lang, er dichtete quer, aber so viel er auch seinen Geist anstrengen und seinen Pegasus schinden mochte, es wollte ihm nicht gelingen, auch nur den kleinsten Beitrag unterzubringen. Schickte er sechs Manuscripte an eine Redaction, so konnte er sicher sein, sieben zurückzuerhalten. Nahm einmal ein Blatt Etwas von ihm an, so ging es gewiß zu Grunde, ehe der Artikel gedruckt wurde, und acceptirte ein ihm befreundeter Redacteur aus Gefälligkeit einen Beitrag aus „seiner“ Feder, so war der Mann sicher genöthigt, seine Stellung aufzugeben, noch ehe er die Arbeit in Druck geben konnte.

Endlich, nach unsäglichen Mühen, brachte er es dahin, daß eine Novelle von ihm angenommen, gedruckt, und sogar honorirt wurde. Es

war vielleicht seine beste Arbeit, wenigstens war sie nur neunzehn Mal zurückgekommen. Er athmete auf, endlich! schon hatte er sich einen Lorbeerkranz von Gummi zum Aufblasen angeschafft, da mußte er einsehen, daß die Anschaffung verfrüht war. Diese Arbeit sollte die einzige bleiben, die gedruckt war. Alle anderen blieben Manuscript. Und drei Jahr hat er's getragen, trägt's nicht länger mehr. Am sechsundzwanzigsten März, Nachmittags fünf Uhr vierzehn Minuten, stellte er nachdrücklich und endgiltig das Dichten ein. Aber sein Ehrgeiz war keineswegs erloschen, sein Durst nach Ruhm und Druckerschwärze mit nichten gestillt. „Wenn die Leute," so rief er, „die Sachen von mir nicht wollen, so werden sie sich mit den Sachen Anderer von mir begnügen!" Er nahm Kürschner's Literaturkalender und zählte alle darin aufgeführten Uebersetzer. Er fand unter den zwölftausend Schriftstellern, die das Sammelwerk aufweist, achtzehntausend Uebersetzer. — Der Fehler entsprang aus einem Irrthum, er hatte die Pseudonyme doppelt gerechnet. „Ha!" rief er, „wenn es achtzehntausend Uebersetzer giebt, kann es auch noch einen mehr geben!" Und nun fing er an zu übersetzen, wüthend, rasend, blind und toll. Er übersetzte Alles, was ihm unter die Finger kam, französisch, russisch, italienisch, englisch, schwedisch, dänisch, spanisch, hebräisch, dalmatisch, portugiesisch, serbisch, chinesisch, arabisch, malayisch und was es sonst noch für Sprachen giebt. Er beherrschte allerdings nur das Französische und dieses schlecht, aber das machte nichts, denn was wird nicht alles in's Französische übersetzt, und aus dem übersetzte er's nachher in's Deutsche. Freilich hatte er viel zu thun, aber er hielt sich auch stramm, er übersetzte früh, Morgens, Mittags, Abends, in der Nacht, ja, er stand eine Zeit lang jeden Morgen eine Stunde vor Tagesanbruch auf, nur um dem Tage eine Stunde mehr abzugewinnen und täglich fünfundzwanzig Stunden arbeiten zu können. Auf diese Weise hatte er sich eine solche Uebung im Uebersetzen angeeignet, daß er gar nicht mehr gezwungen war, denken zu müssen, sobald er an die Arbeit ging, denn diese vollzog sich bei ihm rein mechanisch und wickelte sich ab wie der Faden von einer Spule.

So hatte er es denn bald dahin gebracht, für einen äußerst begabten Schriftsteller zu gelten; erste Blätter bewarben sich um seine Mitarbeiterschaft, eine Anzahl literarischer Corporationen wählten ihn zum Ehrenpräsidenten, und junge Schriftsteller widmeten ihm eigene Brochuren. Kurz, sein Ruf als Dichter war fest begründet, als er sich zu Aller Verwunderung plötzlich ganz von der Oeffentlichkeit zurückzog und die rauchende Feder aus der Hand legte. Den Anlaß dazu hat Niemand erfahren, er war folgender:

Eines Tages erhielt er von einer kleinen Provinzzeitung ein Schreiben folgenden Inhaltes:

„Geehrter Herr! Sie senden uns neben verschiedenen anderen Uebersetzungen inliegende Novelle als eine Uebersetzung aus dem Französischen, und doch haben wir diese Erzählung vor Jahren als eine „Originalarbeit" Ihrer Feder von Ihnen erworben. Wir sind also damals oder heute getäuscht worden und bitten um Aufklärung. Hochachtungsvoll die Redaction."

Mit tiefer Rührung las der Uebersetzer das Manuscript durch, die Thränen stiegen ihm in die Augen, als er die Arbeit wieder erkannte. Ja, ja, das war sein Geistesproduct, das war die einzige Erzählung von all' denen, die er geschrieben, welche gedruckt worden war. Welcher Zufall mochte die anspruchslose kleine Novelle nach Frankreich geführt, welche Eigenschaft den französischen Uebersetzer veranlaßt haben, sie in seine Landessprache zu übertragen? Und er, er hatte sein eigenes Geistesproduct aus einem fremden Idiom in seine Muttersprache übersetzt, ohne etwas zu merken! Er hatte seine Dichtung, die er mit seinem Herzblut geschrieben, nicht wieder erkannt, nur weil sie in einem fremden Gewand ihm entgegengetreten war. Seine Gedanken und Empfindungen hatte er für die eines Anderen gehalten, sein Kind, seinen geistig erzeugten Sohn, hatte er für den Angehörigen einer fremden Nation angesehen! und warum? nur weil er Uebersetzer war, weil er nur noch mit, durch, nach Fremden, weil er gar nicht dachte! Mit Schauder im Herzen wandte er sich von diesem fürchterlichen Gewerbe, übersetzte nichts mehr, sondern fing einen Handel mit französischen Haselnüssen an, wobei er seine Sprachkenntnisse gut verwenden konnte, und wurde auf diese Weise wieder ein nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft und ein anständiger Mensch.

Aus der Hauptstadt.

Hohkönigsburg.

Es ist kein Interesse mehr für hohe Politik und politische Großthaten vorhanden. Im Reichstage haben neulich ganze vier Abgeordnete dem Redner gelauscht, und unter den Millionen außerhalb des Hauses sind sicherlich nicht einmal vier gewesen, die ihm ihre Aufmerksamkeit schenkten. Graf Bülow's Auseinandersetzungen über China verpufften wirkungslos. Selbst die obligate Heiterkeit, die den gräflichen Witzchen folgte, war eine Gritmasse, und sein Schlußeffect, die pathetische Betheuerung, Deutschland werde sich von Niemandem in den Schatten drängen lassen, dieser sentimentale Schlager ward mit gelangweiltem Achselzucken aufgenommen. Man hatte eigentlich doch eine neue Wendung erwartet. Am nächsten Tage schon waren Witzchen und Schlußeffect vergessen. Größere Erregung rief vorübergehend der Bremer Zwischenfall hervor. Norddeutsche und süddeutsche Officiöse wollten die Schuld an dem Weiland'schen Dummenjungenstreich den einheimischen Burenfreunden und Englandhassern in die Schuhe schieben, die sich ihrerseits beeilten, den Thäter für epileptisch veranlagt, verrückt, erblich belastet und blödsinnig zu erklären. Die Dieze und Katz hatten es zu eilig, ihrem bedrängten Grafen zu Hülfe zu kommen, und sie vergaßen darüber der nöthigen Vorsicht, die selbst bei uns noch immer als Mutter der Weisheit gilt. Und die Tapferen, die aus Angst vor neuen Socialisten-, Umsturz- und Zuchthaus-Gesetzen den doch mit großem Raffinement handelnden und schwindelnden Bengel Weiland ohne Weiteres in's Irrenhaus sperren wollten, verriethen allzu unmoderne Scheu vor Gespenstern. Der schreckliche Halberger ist todt. Aber lange vorher schon stieg der Einfluß dieses Hartnäckigen und Rückensteifen in's Grab. Der allerneueste Kurs denkt nicht mehr an Zwangsmaßnahmen, Gewalt und Garden. Trumpf ist wieder das kaiserliche Wort: „Die Socialisten überlassen Sie nur mir; mit denen werde ich allein fertig!"

Der Bremer Zwischenfall, dem es doch wahrlich nicht an ernster Bedeutung mangelt, hat seltsamer Weise die Gemüther kaum in so lebhafte Bewegung gesetzt wie der Streit um die Hohkönigsburg. Und jedenfalls nicht in so andauernde. Mit Graf Bülow's wohlgesetzten Chinaspeechen beschäftigen sich selbst die Witzblätter nur widerwillig; der Neubau der Hohkönigsburg dagegen hat alle contractlich angestellten Satiriker auf den Plan gerufen. Es ist kein Interesse mehr für die großen Ereignisse des politischen Lebens vorhanden; man hält sich vielmehr an die kleinen. Und traun, unter Umständen ist das noch nicht einmal die ärgste Dummheit des deutschen Bierbank-Hockers.

* * *

Drei Viertelmillionen Reichszuschuß sind für die Wiederherstellung der Schlettstädter Burg verlangt und bewilligt worden; der närrische Chinahandel hat bisher an die dreihundert Millionen verschlungen. Ueber die Geldfrage hätte man also kein Wort verlieren sollen. Der Abgeordnete v. Vollmar, der sich weigerte, zu einem Privatbau des Kaisers aus der Reichscasse beizusteuern; der Abgeordnete Arendt, der aus politischen Gründen für die Position zu stimmen erklärte, und all' die anderen beredten Herren, die hinter hundert fadenscheinigen und elenden Gründen den eigentlichen Grund für ihre Hohkönigsburg-Begeisterung verbargen — sie schossen sämmtlich weit am Ziele vorbei. Geldfragen und politische Fragen, byzantinische Opferfreudigkeit, Rück-

sichten auf den Monarchen und selbst die blamable Hymne Arendt's über die Grenzwacht gegen Frankreich — alles das hat zunächst nichts mit der Kunst zu thun. Hunnischer noch ist das Argument, das ein völlig Gottverlassener zu Gunsten der Forderung in die Wagschale warf: der Hinweis auf die Hebung des Schlettstädter Fremdenverkehrs. Unser Reichstag benutzt mit schöner Entsagungsfähigkeit jede Gelegenheit, den japanischen Bauchschnitt an sich zu vollziehen und sich vor den bekanntlich stets gespannt auf ihn gerichteten Blicken Europas lächerlich zu machen. Ueber die Dreiviertel Millionen für die Hohkönigsburg hätte sich eine Debatte entspinnen müssen, die seinem Ansehen mehr als eine Million werth gewesen wäre. Eine jener principiellen, tiefgründigen Kunsterörterungen, wie sie der alte Reichensperger liebte. Zweierlei war zu erwägen. Die Wiederherstellung eines zerfallenen Baudenkmals ist unter allen Umständen nur dann erlaubt, wenn sie die verschollene Pracht sinngemäß erneuert. Der Baumeister muß unbedingte Bürgschaft dafür leisten können, daß seine Nachschöpfung auch eine künstlerisch getreue Nachbildung des alten Juwels ist. Unser stilistisches Feingefühl sträubt sich energisch gegen die willkürliche Ergänzung irgend eines köstlichen Torso, gegen den Gedanken, daß Stümperhände oder glatte Faiseure zertrümmerte Meisterstücke durch ihr Flickwerk vollkommen vernichten. Was ist aus der Saalburg geworden! Der Marquis Posadowsky behauptete zwar, jetzt, seitdem man das alte Castell so verballhornt und mit Faschings-G'schnas beklebt hat, könnten deutsche Gymnasiasten mit größerem Nutzen ihren Tacitus und Cäsar lesen. Posadowsky ist als Philolog, was Arendt als Historiker ist. Nämlich unfreiwilliger Humorist. Alle Nicht-Gymnasiasten, die die lateinische Cultur lieben, haben Thränen der Wuth über die neue Opern-Saalburg vergossen. Wie man sie zum Drusus-Castell aufschwindelte, so sollen die Ruinen bei Schlettstadt ein historisches Denkmal des Elsaß darstellen. Wird es aber wenigstens möglich sein, die Hohkönigsburg wieder so aufzubauen, wie sie am Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts in's Thal schaute? Oder sind wir auf die lustige Phantasie eines spielenden Architekten angewiesen, der das graue Raubschloß in eine Theaterburg, eine niedliche Coulisse umwandelt? Das ist die eine, ernste Frage. Eine zweite dünkt mich noch wesentlich ernster und wichtiger.

* * *

Der Münchener Hofrath Pieper hat sowohl an der vom Reichsamt des Innern herausgegebenen Denkschrift, die sich mit der Wiederherstellung der Hohkönigsburg befaßt, wie an den Ebhardt'schen Plänen vernichtende Kritik geübt. Da der Reichstag, seiner Pflicht entgegen, die künstlerische Seite der Angelegenheit überhaupt nur oberflächlich, gerade heraus gesagt, liederlich behandelte, sind Pieper's Einwürfe an der entscheidenden Stelle unbeachtet geblieben. Das Einzige, was man that, war, mit tändelnder Laien-Naivetät dem besten Kenner der deutschen Burg Einseitigkeit des Urtheils vorzuwerfen. Als ob die Thatsache, daß kein Bauplan und kein sonstiges archivalisches Material, auch keine beglaubigte Abbildung der früh zerstörten Burg existirt, mit irgend welcher Einseitigkeit des Urtheils zu thun hätte! Ueber den sogenannten Thierstein'schen Bau sind uns selbst kärgliche Einzelheiten, die dem Architekten wenigstens den oder jenen brauchbaren Wink geben könnten, nicht bekannt. Es muß vielmehr auf's Gerathewohl drauf los gemauert werden. So erhalten wir eine Pseudo-Burg, wie andere Talmi-Bergfesten mehr, und begeben uns ruhigen Herzens in die Gefahr, fünfzig Jahre später schallend ausgelacht zu werden. Zwar entspricht beispielsweise die Wartburg in ihrer jetzigen Gestalt dem vergessenen Urbilde sicherlich auch nicht, doch das architektonische Genie, das sie aufthürmte, hatte für alle von ihm zu begehenden Sünden im Voraus die Entschuldigung mit auf die Welt gebracht, eben das verteufelte Genie zu sein. Was ihm glänzend gelang, ist dann zehn Anderen gnadenlos mißlungen. Daß die Hohkönigsburg wie die Saalburg zu den zehn andern Beispielen gehören oder gehören werden, geht schon daraus hervor, daß sich ihre Erneuerer fröhlich und flott mit dem Gedanken absanden, Museen in ihnen unterzubringen. Die anachronistische Komik, die schreiende Stillosigkeit dieses Arrangements würde einem starken Talente jeden Schöpfertraum vernichten und jede Schöpferfreude rauben. Der Grundriß einer Burg widerstreitet dem eines Museums zudem so grell, daß ein Compromiß unvermeidlich ist — ein Compromiß selbstverständlich auf Kosten der architektonischen Treue. Im Falle der Hohkönigsburg wird man ebenso energisch vorgehen wie in dem der Saalburg und den Neubau den besonderen, neuen Aufgaben entsprechend einrichten. Das giebt dann eine nette, decorativ wirkende Bildungsanstalt in Wald- und Berg-Einsamkeit, — das heißt an einer Stelle, wo doch kein Mensch Nutzen von ihr ziehen kann — aber das giebt nimmermehr ein wuchtiges römisches Castell und eine kecke Raubritter-Burg. Für geschichtliche Wahrheit tauschen wir durch die sogenannte Restaurirung allermodernsten Mummenschanz ein.

* * *

Wir dürfen der Entwickelung, die unser gesammtes Kunstleben genommen hat, nicht mit verschränkten Händen zusehen. Immer rücksichtsloser drängen sich die Halb- und Zweifünftel-Talente hervor. In der Berliner Siegesallee ragen die merkwürdigen Acteurs, bei deren Anblick es Einem um den schönen Marmor bitter leid thut; in der Malergilde gelangen die conventionellen Pinsel zu Einfluß, die jeden obrigkeitlichen Auftrag prompt effectuiren und künstlerisch noch einige Stufen unter dem zu Unrecht so vielgeschmähten Photographen der „Woche" stehen. Um die Hebung der Dichtkunst aber mühen sich Lauff und Phili der Eulenburg. Ihnen Allen wirft die unbeeinflußte Kritik, die es ehrlich mit ihrer Aufgabe meint, so viele Steine wie möglich in den Weg. Aber der Schutz, den Jene genießen, ist zu mächtig. Sie dringen langsam vor, sie nehmen den Unprotegirten Luft und Licht und die kärgliche Nahrung. Erhielten wir uns die unabhängige Meinung; ehrten wir in dem Privatgeschmack der Gekrönten wohl den Gekrönten, nicht aber auch den Privatgeschmack; setzten wir ihm unser Kunstempfinden und Kunstwollen entgegen, statt uns dem seinen sclavisch zu beugen, dann könnte nichts in der Welt den Frühling fern halten, der vor der Thür steht und uns segnen will. Der Herrscher hat das Recht, sich auch in künstlerischer Beziehung nach seinen Neigungen auszuleben. Wir Anderen aber haben es nicht minder. Daß wir uns schweigend unterordnen, wo Schweigen Kunstverrath, Reden heilige Pflicht wäre, das verlangt der Monarch nicht. Sein impulsiver Freimuth will anderen Freimuth sehen und hören. Leider hat auch in der Hohkönigsburg-Frage tiefe, angstvoll tiefe Stille geherrscht. Der Person des Kaisers wegen wagten die keinen Einwurf zu äußern, denen er doch auf der Zunge brannte. Und so ist der an sich unbedeutende Handel zu hoher symptomatischer Bedeutung gelangt. Am Ende darf der Beschluß des Reichstages, die Hohkönigsburg wieder herzustellen, sogar gegründeten Anspruch darauf erheben, politisch wichtiger und interessanter als beide Chinareden des Grafen Bülow zu sein!

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Der Ausflug in's Sittliche. Komödie in vier Aufzügen von Georg Engel. (Lessing-Theater im Neuen Theater) — Die Fabrik zu Niederbronn. Schauspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. (Berliner Theater.) — Leontinens Ehemänner. Schwank in drei Acten von Alfred Capus. (Residenz-Theater.)

Herr Dumrath geht ja nun wohl, indem er die Treppe hinauffällt. Es ist auch die höchste Zeit. Lange wäre seine Censor-Thätigkeit nicht mehr mit anzusehen gewesen. Gerade wer im Interesse der Bühne die Censur für wünschenswerth hält, mußte empört sein über ihre verständnißlose Handhabung im vergangenen Winter. Der einzige greifbare Erfolg, den Herrn Dumrath's Uebereifer zeitigte, war der stürmische Premièren-Erfolg der von ihm verbotenen, vom Oberverwaltungs-Gericht nachträglich freigegebenen Stücke. Die Durchfall-Kandidaten,

deren er sich annahm, haben tausend Gründe, ihm auf den Knieen zu danken.

Georg Engel's angebliche Komödie „Der Ausflug in's Sittliche" ist auf dem Berliner Polizeipräsidium ein elendes Machwerk genannt, nach anderer Version sogar noch mit einem schärfer kritisirenden Ausdruck belegt worden. Auf dem Polizei-Präsidium sitzen also kunstverständige Männer mit gesundem Urtheil — wie konnte ihnen entgehen, daß ein Aufführungsverbot diesem unnennbaren Schunde heiß ersehnte Reclame machen mußte! Kein Hahn hätte nach dem „Ausflug in's Sittliche" gekräht, — welche geschmacklose Albernheit liegt nicht schon im Titel! — wenn das Polizeigeschrei ausgeblieben wäre. Nun aber glaubte der Berliner Premièrenmob, der für diesen Abend von der benachbarten Schumannstraße zum Schiffbauerdamm übergesiedelt war, der Censur seine Meinung sagen zu müssen. Und im Namen Goethe's, im geschändeten Namen der deutschen Kunst wurde die jämmerlichste dramatische Stümperei dieser Spielzeit mit brüllendem Applaus überschüttet. Dem Goethebunde, der sich diese Standarte wählte, geschieht ganz recht.

Unser Dichter Engel ist seit zwanzig oder dreißig Jahren nie aus Berlin herausgekommen. So wie sich in seinem Kopfe die ländliche Welt spiegelt, kennen wir sie nur aus dem „Ulk", der werthvollen Beilage zum Berliner Tageblatt. Ein Gutsbesitzer will Landtagsabgeordneter werden und gründet deßhalb einen Sittlichkeitsbund; sein Neffe, ein hauptstädtischer Journalist mit Pferdeverstand, der aber anscheinend trotzdem nicht in den Verein Berliner Presse aufgenommen worden ist, entlarvt den Heuchler, indem er eine von ihm mit Mutterfreuden versehene Stallmagd zur Stelle bringt. Die Satire ist phantastisch roh, und was die Zeichnung der Charaktere, die Wiedergabe des „Milieus" anbetrifft, so weiß man nicht, ob hier die Rohheit oder die Phantasie den Preis verdient. Jeder Zug ist schreiend unecht, jedes Wort unwahr. Dabei schleppt sich die armselige Handlung kaum vorwärts, dabei fehlt es sogar dem ordinären Dialog an munteren Bemerkungen und Scherzen, die mit der fossilen Plumpheit der Vorgänge versöhnen könnten. Am charakteristischsten für das dichterische Impotenz eines Autors, der nun doch schon bald ein halbes Dutzend Stücke auf den Markt geschleudert hat, ist sein auffälliger Mangel an Bühnensinn. Nicht einmal vorübergehend vermag er Leben in die Bude zu bringen, niemals seine Hampelmänner in farbige Beleuchtung zu setzen. Pedantisch und stumpfsinnig schleicht eine Scene hinter der anderen her, und wenn nicht der Galleriepöbel wie besessen gelärmt hätte, wäre man unfehlbar eingeschlafen.

Etwas sanftere Langeweile lag über der ersten Aufführung von Wichert's „Fabrik zu Niederbronn" im Berliner Theater. Der freundliche Jubilar thronte in einer Loge zur Rechten des Volks und nahm lächelnd die Huldigungen anwesender Bekannter entgegen; doch vermochte sich trotz der festlichen Geburtstagsstimmung die Mehrheit des Publikums nicht für das vor 25 Jahren social gewesene Schauspiel zu erwärmen. Der brave Commercienrath, der sich vom schlichten Arbeiter zum reichbegüterten Fabrikanten emporgerappelt hat; der socialdemokratische Hetzer, der aus purer Lust am Nörgeln selbst seinen exemplarischen Brotherrn befeindet, den üblichen Streik entzündet und erst im fünften Acte reuevoll in sich geht; dann der aristokratische Arbeiterführer, der die Massen zu selbstischen Zwecken mißbraucht und den Ausstand schürt, weil des Commercienraths wohlgerathenes Töchterlein ihm einen Korb gegeben hat. Das sind die originellen Hauptfiguren. Wie in aller socialen Dichtung von 1875 wird auch hier der Knoten dadurch geschürzt, daß der brave Commercienrath für eine bedeutende Maschinenlieferung die conventionelle Conventionalstrafe übernahm. Er sitzt also in der Zwickmühle und treibt dem dramatisch so überaus wirkungsvollen Bankerott entgegen. Glücklicher Weise kommt unter der Wirkung guten moralischen Zuspruches das bethörte Volk zur Einsicht, ehe der Concurs formell angemeldet ist. Die bereits protestirten Wechsel, die jedesmal zwischen den Coulissen auftauchen, wenn ein Commerzienrath im Personenverzeichniß steht und ein Schauspiel, kein Lustspiel gegeben wird; die protestirten Wechsel also werden eingelöst, die Maschinen beginnen wieder zu stampfen. Eine schöne, versöhnliche Rede, die von allgemeiner Menschenliebe handelt, beschließt das ernsthafte Drama. Wäre es minder ernsthaft, hätte Wichert einen derberen Schuß von dem behäbigen Humor hineingethan, über den er doch sonst verfügt, dann könnte es hingehen. So aber berührt die gutmüthige Harmlosigkeit peinlich, womit der Autor dem socialen Gespenste gegenübersteht. Er will die Brodfrage mit Gefühlsseligkeit lösen. Die streikenden Arbeiter sind ihm irregeleitete Schafe, die ein zu Herzen gehendes, schönes Wort wieder in den warmen, mit Heu und Stroh wohl versehenen Stall zurückleitet. Da gerade jetzt das Berliner Theater den zweiten Teil von Björnson's gewaltiger Tragödie „Ueber unsere Kraft" aufführt, wirkte der neue alte Wichert, gewiß ohne das Verschulden des Autors, wie eine Parodie.

Im Residenz-Theater servirte man uns das in Paris mit ziemlichem Erfolg gegebene Witzspiel des Figarospötters Capus von Leontinen's Ehemännern. Leontine ist die leichtsinnige, allzu herzensgute Bacchantin, die keinen einigermaßen erträglichen Kerl sehen kann, ohne sich ihm an den Hals zu werfen; die jeden Liebhaber in dem Augenblicke betrügt, wo sie ihm eigentlich aus allgemein menschlichen und sittlichen Gründen wenigstens zeitweilig die Treue halten sollte. Der Ehebruch ist das einzige Princip, zu dem sie sich in ihrer Ahnungslosigkeit aufzuschwingen vermag. Ihr erster Gemahl trennt sich von der Männerverführerin, weil er den Jammer nicht mehr mit ansehen kann und sich endlich einmal die Hörner ablaufen will; die Folge ist, daß die Geschiedene zu ihm zurückkehrt und gegen seinen Willen ihre Liebe an ihm ausläßt. Ebenso bedenkenlos dem freien Triebe ihrer göttlichen Natur folgend, geht sie dann aus den Armen eines vertrauensseligen Barons, den sie auf's Standesamt führte, in die seines Freundes, des bekannten, leis komischen Professors über. Als der neue Ehebruch festgestellt werden soll, fügt es der Komödienzufall, daß als Polizeicommissar Leontinen's erster Mann fungirt. Der Unglückliche, der die Gefahr, die Dame neuerdings auf den Hals zu bekommen, klar erkennt, beweist dem gläubigen Baron, daß für ihn gar keine Ursache zur Scheidung vorliege, und Leontine ihrerseits giebt dem Professor, der schweigend einige Verbalinjurien des gekränkten Gatten einsteckte, ob seiner Feigheit den Laufpaß. Nachher macht das Weibchen noch einen Versuch, ihren Ersten abermals zu verführen. Doch das gebrannte große Kind scheut das Feuer, und Leontine erkennt, daß es nun allmählich Zeit wird, zwar nicht den Uebergang zur Betschwester, aber doch zur anständigen, saturirten Frau zu vollziehen. Das Stück ist nach allerneuestem Pariser Geschmack gearbeitet, also nicht mehr im wilden Clownstil der Feydeau und Bisson, sondern mit stilistischer Feinheit, graziösem — in Berlin oft bis zur Unkenntlichkeit verwildertem — Dialog und allerlei Ansätzen zur Charakteristik geschmückt. Der Wechsel kam den Herrschaften im Residenz-Theater zu überraschend, sie konnten noch nicht mitmachen und fanden die beiden ersten Acte gräßlich ledern. Erst der dritte, der, gewiß ihnen und der übrigen Provinz zu Liebe, wieder mit alten Mitteln arbeitete, brach das Eis einigermaßen. Aber an die Dame von Maxim reichte der Erfolg natürlich nicht heran.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die agrarische Frage.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Herr C. Vibrans-Calvörde behauptet in Nr. 11, daß die größeren Grundbesitzer einschließlich der mit Knechten wirthschaftenden Bauern einen hohen Kornzoll nicht entbehren können, weil es ihnen unmöglich sei, zu einem lohnenderen Betriebe überzugehen, und bei der jetzigen Höhe der Kornzölle keine Grundrente mehr zu erzielen sei. Wenn diese Behauptung allgemein zutreffend wäre, so wäre damit ein vernichtendes Urtheil über die Existenzberechtigung eines mit Knechten arbeitenden Grundbesitzerstandes gesprochen. Denn wenn ein Stand, ein Beruf, ein Gewerbe unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr bestehen kann, so ist eben die Folge, daß er zu Grunde geht, wie das in der Wirthschaftsgeschichte immer wieder vorkommt. Es ist aber nicht daraus zu folgern, daß die übrigen Stände und Berufe immer mehr Hunderte von Millionen Mark jährlich opfern sollen, um ihn zu erhalten. Der Ackerbau ist nicht identisch mit dem Großgrundbesitz, sondern kann auch von Kleinbauern, die ohne Gesinde arbeiten, und von Zwergwirthen als Nebenbeschäftigung betrieben werden. Herr Vibrans weist selbst darauf hin, daß gerade die rentabelsten Zweige der Landwirthschaft eine arbeitsintensive Wirthschaft verlangen, wie nur der kleinbäuerliche Betrieb sie mit Vortheil leisten könne. Wenn er dagegen behauptet, daß schon eine geringe Steigerung dieser rentabelsten Productionsrichtungen zu einer Ueberproduction führen müsse, so wird das durch die Einfuhrstatistik widerlegt, die eine Mehreinfuhr von etwa 200 Millionen Mark für Handelsgewächse, Hülsenfrüchte &c., 60—70 für Obst und Wein, 100 für Geflügelzuchtproducte und 700 für Viehzuchtproducte aufweist. Ebenso wenig scheint es stichhaltig, wenn er „der immer wieder aufgewärmten Behauptung, daß nur der Großgrundbesitz Nutzen vom Kornzoll hat", widerspricht und dagegen geltend macht, daß in seinem Wohnort auch alle Kleinbesitzer nach der Ernte Korn verkaufen. Entweder bauen diese Kleinbesitzer mehr Korn, als sie für ihre Familie brauchen, oder sie stehen später vor der Nothwendigkeit, das billig verkaufte Korn theuer zurückzukaufen, wenn sie nicht hungern wollen. Großbauern, die erheblich viel mehr Korn erzeugen, als sie im eigenen Hofe gebrauchen, gehören eben schon mit zur Classe der größeren Grundbesitzer. Diejenigen kleinen Mengen von Brotkorn, die im Dorfe selbst zur Ernährung der nicht ackerbauenden Einwohner dienen, werden ohnehin durch den Weltmarktpreis weniger beeinflußt.

Wäre der deutsche Ackerbau so durch und durch bankerott, wie Herr Vibrans ihn schildert, so müßte vor allen Dingen Niemand mehr einem Grundbesitzer etwas borgen, Niemand mehr landschaftliche Pfandbriefe kaufen, weil dieselben auf der Grundrente fußen, und, wenn die Grundrente auf Null sinkt, völlig werthlos werden, so müßte auch der Güterpreis längst auf Null gesunken sein. Daß die landschaftlichen Pfandbriefe ihren hohen Cours und die Güter ihren hohen Preis behaupten, ist ein deutliches Zeichen dafür, daß weder die Pfandbriefbesitzer noch die Gutskäufer die Behauptungen des Herrn Vibrans für richtig halten. Im Allgemeinen geht die Ansicht dahin, daß auch bei den bestehenden Zöllen nicht bloß der kleinbäuerliche, sondern auch der mittlere

und größere Grundbesitz bei mittlerer Bodenbeschaffenheit und nicht zu ungünstigen Transportverhältnissen noch immer eine genügende Bodenrente abwirft, falls er mit der nöthigen Capitalkraft, Intelligenz, fachmäßiger Bildung und Fleiß bewirthschaftet wird. — Nach einer Aeußerung des Landwirthschaftsministers im Abgeordnetenhaus am 25. Januar 1900 befinden sich von unserem Boden erst 20% auf der vollen Höhe der Entwickelung, 30% auf mittlerer Höhe, und 50% bleiben hinter der mittleren Höhe zurück. Die marktgängigen Güterpreise sind um 20—25% höher, als sie nach der capitalisirten Grundrente sein dürften, und das Plus des Kaufpreises stellt theils ein Liebhaberopfer, theils eine Speculation auf die Zukunft dar, für deren Verzinsung die Nation keineswegs verpflichtet ist aufzukommen. Die Landwirthe berechnen sich die Grundrente nicht von dem reellen Gutswerth, sondern von dem zu hohen Marktwerth des Gutes; die Folge davon ist, daß die durchschnittliche Grundrente erheblich hinter dem durchschnittlichen Hypothekenzinsfuß zurückbleibt und bei einer Hypothekenbelastung von 75—80% des Marktwerthes so ziemlich von den auszuzahlenden Zinsen verschlungen wird. Daraus folgt aber nicht, daß die übrigen Steuerzahler den Grundbesitzern zur Grundrente so viel zuzuschießen haben, daß sie jedenfalls die Hypothekenzinsen übersteigt, sondern nur, daß die Güter entschuldet werden müssen, sei es durch Schließung der Hypothekenbücher und allmälige Tilgung der bestehenden Hypotheken, sei es durch reelle Austheilung der Güter zwischen den jetzigen Eigenthümern und den Hypothekengläubigern, so daß an Stelle je eines überschuldeten Grundbesitzers vier bis fünf schuldenfreie treten.*) Ich halte die Aussichten des deutschen Großgrundbesitzes für das begonnene Jahrhundert gar nicht für schlecht. Der Arbeitermangel wird durch Maschinentechnik zu überwinden sein, auch ohne daß wir die östlichen Provinzen dem Slawenthum ausliefern. Die starke Concurrenz der elektrischen Industrie nöthigt dieselbe, sich nach neuen Gebieten umzuschauen, und sie wird ein solches in der Landwirthschaft finden. Schon sind Versuche im Gange, eine elektrische Centrale in einem Kreise anzulegen und die maschinelle Feldbestellung pro Morgen zu einem Preise in Pacht zu nehmen, der nur einen Bruchtheil der bisherigen Bestellungskosten beträgt. Der Abwanderung der schlecht gelöhnten, ungebildeten Landarbeiter in die Industriebezirke würde eine Rückwanderung gut gelohnter, technisch gebildeter Arbeiter entgegentreten. Die Kraftanlagen und das geschulte Arbeiterpersonal auf dem Lande würden die längst gewünschte Decentralisation der Industrie erst ermöglichen, durch welche die Consumenten den Producenten näher gerückt werden und die ländliche Arbeit ihres Saisoncharakters entkleidet wird. Was nun insbesondere den Roggenzoll betrifft, so hatte ich behauptet, daß das fiscalische Interesse an ihm nur ein Fünftel so groß sei als das am Weizen, daß die Kleinbauern an ihm überhaupt kein Interesse haben, sondern nur die Großgrundbesitzer einschließlich der Großbauern, daß von den Großgrundbesitzern hauptsächlich nur die Ostelbier ein dringendes Verlangen nach Erhöhung des Roggenzolles hegen, daß von den Consumenten gerade die Aermsten die schwerste und unbilligste Belastung durch den Roggenzoll erleiden, und daß uns die Erhöhung des Roggenzolles nicht nur mit Rußland in einen wirthschaftlich verderblichen und politisch gefährlichen Zollkrieg verwickeln, sondern auch den östlichen Großgrundbesitzern eine Grenzsperre für russisch-polnische Arbeiter zuziehen würde. Keine dieser Behauptungen hat Herr Vibrans zu widerlegen vermocht; was die Gefahr russischer Repressalien betrifft, so ist meine Befürchtung bereits durch die inzwischen veröffentlichten Kundgebungen und zu Tage getretenen Thatsachen bestätigt worden. Was er für eine gleiche Höhe des Roggen- und Weizenzolles anführt, beschränkt sich auf zweierlei. Erstens ist nach seinen persönlichen Erfahrungen der Roggenertrag auf der gleichen Bodenfläche schwerer zu steigern als der Weizenertrag, und seine Zunahme in den letzten Jahrzehnten hinter der des Weizenertrages zurückgeblieben, und zweitens sind noch weite Flächen Mitteldeutschlands der Weizenbebauung zugänglich. Erstere Behauptung stimmt nicht mit den statistischen Angaben überein, nach welchen der Roggenertrag auf der gleichen Bodenfläche in den letzten Jahrzehnten schneller als der Weizenertrag gewachsen ist. Letztere Thatsache dagegen kann doch nur für eine Erhöhung des Weizenzolles sprechen, um zur Ausdehnung des Weizenbaues einen verstärkten Anreiz zu geben, aber es ist nicht abzusehen, was sie mit dem Roggenzoll zu thun hat. Wenn die Agrarier ihr Verlangen nach Erhöhung des Roggenzolles nicht durch andere und bessere Gründe stützen können, als Herr Vibrans sie vorgebracht hat, so ist diese Forderung gerichtet. Ich bin überzeugt, daß ein erträglicher Ausweg zwischen dem Versprechen der Regierung auf Kornzollerhöhung und den zollpolitischen Ansprüchen der anderen Staaten nur durch eine verschiedene Bemessung des Roggen- und Weizenzolles zu finden ist. Die Nothwendigkeit ist eine harte Lehrmeisterin und wird schließlich auch die Widerwilligsten zum Beschreiten dieses Weges führen, wenn die andern sich als ungangbar erweisen. Was die Canalfrage betrifft, so verweise ich auf meinen bezüglichen Aufsatz in „Zur Zeitgeschichte“ S. 164—172.

Hochachtungsvoll

Eduard von Hartmann.

*) Vgl. meine „Socialen Kernfragen“ D. I. „Die Bodenfrage“ S. 440—514.

Notizen.

Requiem. Erinnerungsblätter einer Mutter. (Braunschweig, Richard Sattler.) Kindertodtenlieder, wie sie uns Rückert und Heyse sangen, aber echter, ergreifender, denn sie strömen aus dem Herzen einer Mutter, die zugleich eine wahre Dichterin ist. Ihre Verse sind schlicht und phrasenlos, und ein packender lyrischer Vollklang umschwebt sie.

Ich frage die wehenden Wolken, ich frage den stürmenden Wind:
Wo ist zur Ruh' gebettet mein herzgeliebtes Kind?
Du Sonne mit glänzenden Augen, und mit dem goldflüssigen Haar,
Ward es zu dir getragen, und schaut in's Herz dir klar?
Schlugst du's in den Königsmantel, verschwiegene, träumende Nacht,
Und hast mit Sternenaugen es in den Schlaf gebracht?
Nach ihm möcht' ich gehen und wandern mit Sonne und Mond um die Welt,
Bis ein grüßender Stern vom Himmel hinunterfällt!
Ich suche es durch Nacht und Dunkel! In jedem verheißenden Licht:
Nur unten tief im Grabe, da such' ich es nicht —

Wir empfehlen diese wehmüthigen Blätter nicht nur ähnlich geprüften Eltern, sondern auch Freunden der Poesie überhaupt und machen unsere Liedercomponisten besonders auf die stimmungsreichen kleineren Stücke aufmerksam, wo das Gefühl machtvoll den Rhythmus durchbricht.

Heimathklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von O. Dähnhardt. (Leipzig, Teubner.) Das Werk, dessen erster Band dem deutschen Norden gewidmet ist, will als ein Beitrag zur Charakteristik der deutschen Volksstämme angesehen werden. Denn in der Mundartdichtung, sofern sie echt ist, spiegelt sich die Eigenart des deutschen Wesens, das bei aller Einheit doch eine wundervolle Mannigfaltigkeit aufweist. Heutzutage, wo sich im Gegensatz zur gleichmachenden Kultur ein sehr reges Interesse allem Volksthümlichen zuwendet, dürfte die Mundartdichtung mit ihrer urwüchsigen Lebendigkeit, mit der Kraft und doch auch wieder der Zartheit ihrer Empfindung, mit der sprudelnden Lustigkeit und dem sinnigen Ernst ihres Gemüthes auf besondere Beachtung Anspruch haben. Die ebenso reiche wie feinsinnige Auswahl aus Marsch und Heide führt unsere besten Dialectdichter in Vers und Prosa vor: Reuter, Groth, Johann Meyer, Emanuel Gurlitt, Wilhelm Schröder, Fr. Freudenthal u. A. Möchte der dem südlichen Volkslied gewidmete zweite Band ebenso gut gelingen!

Die Bibliothek der Gesammt-Literatur (Halle, Hendel) bringt neuerdings eine Reihe interessanter Schriften. So den bereits in der „Gegenwart“ besprochenen Roman „Max Havelaar oder die Kaffee-Versteigerungen der Niederländischen Handels-Gesellschaft“ von Multatuli. Diesem hervorragenden Erzeugniß der holländischen Litteratur folgt ein ebenfalls hochbedeutendes der dänischen: „Erzählungen aus fremden Landen“ von Carit Etlar, dem kürzlich verstorbenen Nestor der dänischen Schriftsteller. Schließlich erwähnen wir lobend die Gedichte des neuprovençalischen Dichters Frederi Mistral, übersetzt und eingeleitet von F. Steinitz. Die Uebertragung ist sinngetreu und zum Theil poetisch, wenn auch ohne den eigenthümlichen Stimmungszauber Mistral's. Das mag daran liegen, daß der Verfasser sich mehr an die französische Transscription hält, als an das provençalische Original.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Belfort

Die Kämpfe von Dijon bis Pontarlier.

Von Carl Bleibtreu. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. Preis in farbigem Umschlag 1 Mk., eleg. geb. 2 Mk. — Der Verfasser der Schlachtenschilderungen von **Woerth, Gravelotte, Sedan, Paris, Orleans**, welche in mehr als 100 000 Exemplaren verbreitet sind, bietet eine neue werthvolle Schilderung der Kämpfe um **Belfort**. Bleibtreu hat mit gewohnter Unparteilichkeit und Forschungstreue die Mitte zwischen der Einseitigkeit deutscher und französischer Berichte gefunden, die Großthaten der Teutschen, namentlich der Badenser unter Werder, und die namenlosen Leiden der französischen Milizarmee ins rechte Licht gestellt. Das Panorama der Belfort-Schlachten und des Zusammenbruchs bei Pontarlier im Rahmen der großartigen Berglandschaft entrollt Bleibtreu mit gewohnter plastischer Kraft und erschütterndem Ernst. Chr. Speyer hat als Illustrator seine schwierige Aufgabe mit vollendeter Künstlerschaft gelöst. — Vorräthig in allen Buchhandlungen. — Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 90 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer, 10 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Hettner: Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 3 Hfzb. 15 M. — Sven Hedin: Durch Asiens Wüsten, 2 Lwb. 15 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart“** in Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl. abe Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher &c. Richtung empfiehlt sich die Verlags-Buchhandlung von
Richard Sattler, Braunschweig.
Gegründet 1883.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und **einzelnen nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor Hellbach.

In unserem Verlag ist erschienen:

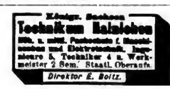
Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche &c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.



Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**
Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter
Marie von Bunsen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Thüringisches Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister. Director Jentzen.

Bestellungen auf die **Einbanddecke** zum 58. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 30. März 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Politische Moral und moralische Politik.

Von Otto Umfrid (Stuttgart).

„Machiavelli sagt mit Recht, daß Moral und Politik nichts mit einander gemein haben; denn unserem sittlichen Empfinden steht nicht die Entscheidung zu über die in der Politik anzuwendenden Mittel, sondern dem geübten Verstand, da sie nicht sittlich gut, sondern zweckmäßig sein sollen. Die Sittlichkeit liegt bei der Politik im Zweck. Dieser heiligt die Mittel. Sittlich sind sie, wenn sie ausschließlich dem Staatswohl dienen und für dasselbe nothwendig sind.“ So zu lesen in einem Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk aus dem Jahre 1891. Merkwürdig, sehr merkwürdig! Wir hatten immer geglaubt, es sei den Jesuiten insbesondere von der Staatsgewalt gar sehr verübelt worden, daß sie nach dem Grundsatz handelten: „Der Zweck heiligt die Mittel“, und nun erfahren wir, daß dieser Grundsatz ausschließliche Geltung auf dem Gebiet der Politik zu beanspruchen habe. Das also ist das Resultat der langen geschichtlichen Entwicklung, daß wir heute wieder auf dem Standpunkt des Machiavelli angekommen, also so weit gediehen sind wie unsere Vorväter im Jahre 1532. Bloß daß an Stelle des Principe wenigstens in der Theorie das souveräne Volk getreten ist, dem alle Schandthaten erlaubt sind, wenn nur sein Vortheil dabei gewahrt wird.

Es dürfte nicht überflüssig sein, eine Probe von den Recepten des diplomatischen Hofapothekers Machiavelli mitzutheilen. „Jemand,“ so belehrt uns der Rathgeber Lorenzo's von Medici, „der es darauf anlegt, stets moralisch gut zu handeln, muß unter einem Haufen, der sich nicht daran zu kehren pflegt, zu Grunde gehen. Darum muß ein Fürst, der sich behaupten will, sich auch darauf verstehen, schlecht zu handeln bei Gelegenheit.“ „Ich wage zu behaupten,“ sagt er an anderer Stelle, „daß es sehr nachtheilig ist, stets redlich zu sein; aber fromm, treu, menschlich, redlich scheinen ist sehr nützlich. In Wirklichkeit muß der Fürst, um seinen Platz an der Sonne zu behaupten, Treue, Menschenliebe, Menschlichkeit und Religion verletzen“ ... „Ein kluger Fürst darf auch sein Wort nicht halten, wenn die Beobachtung desselben gegen ihn sich kehren würde, und die Gründe, welche ihn bewogen haben, es zu geben, nicht mehr stimmen.“

Man hat gemeint, die im Ganzen sehr durchsichtige Schrift des italienischen Staatsmannes in ein verwickeltes Problem verwandeln zu müssen. Angesichts der schamlosen Anpreisung von Perfidie und Grausamkeit, die wir in diesem Buche finden, konnte man sich nicht dazu entschließen, das Ganze ernst zu nehmen. Man hat eine Satire auf die oberitalienische Politik des 16. Jahrhunderts darin gewittert. Führen wir uns aber den „begeisternden“ Aufruf zur „Befreiung“ Italiens zu Gemüth, mit dem das Machwerk schließt, so schwinden alle Zweifel. Machiavelli wollte dem Medicäerfürsten die letzten moralischen Scrupel vertreiben, um ihn für den Plan einer von Blut und Verrath triefenden gesammtitalienischen Politik zu gewinnen. Thatsächlich haben die Fürsten des 16. und 17. Jahrhunderts das Recept des Principe meist völlig unverdünnt sich angeeignet. Im Zeitalter der Reunionskriege bestand die politische Moral eben in der Mißachtung aller Moral. Der Grundsatz, daß die Ethik im Gebiet der Politik nicht zuständig sei, stand in unbestrittener Geltung.

Friedrich's des Großen Antimacchiavell ist als der erste epochemachende Versuch zu betrachten, die Moral wenigstens theoretisch in die Politik einzuführen, eine moralische Politik zu insceniren. Daß die Praxis häufig mit der Theorie in Widerspruch geräth, daß der König anders handelt, als der Kronprinz redet oder schreibt, das ist zu oft schon wahrgenommen worden, als daß es keine Anwendung auf Friedrich den Großen finden sollte. Es ist nicht ermuthigend, wenn er gelegentlich den Grundsatz ausgesprochen hat: „S'il y a à gagner à être honnêtes, nous le serons; et s'il faut duper, soyons fourbes.“ Was ist das anders, als ein Rückfall in das machiavellistische System!

Man konnte aber hoffen, daß der Menschheit endgiltig ein neuer Sittentag heraufdämmern werde, als Schiller und Goethe die adlige Natur des ächten Menschen entdeckten und in tausend ewigen Liedern priesen. Der deutsche Dichterheros stand nicht allein mit seinem Ideal: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Von den verschiedensten Seiten wurde die Forderung erhoben, daß der Verkehr der Menschen ein anderer werden müsse, daß die rohe Gewalt den Gesetzen des Rechts zu weichen habe. Atheisten, Encyklopädisten, Freimaurer, Rationalisten hofften auf bessere Zeiten, während das positive Christenthum meist ablehnend, ungläubig die Achseln zuckend, bei Seite stand. Kant schrieb seine Schrift ‚Zum ewigen Frieden‘ und versuchte darin, die Gesetze der Moral auf das Verhältniß der Staaten zu einander anzuwenden. Und noch in unseren Tagen hat der schwäbische Philosoph K. Chr. Planck die Zeiten kommen sehen, da dem Gewaltsystem ein Ende bereitet werde und hat in seinem

großartigen Gedankengebäude eine Gesetzgebung der Zukunft entrollt, welche auch die Beziehungen der Völker nach den unveräußerlichen Grundsätzen des Rechts zu regeln hätte.

Aber zu gleicher Zeit haben wir einen Rückfall in den Machiavellismus erlebt, wie er schlimmer nicht gedacht werden kann. Die einseitige Interessenpolitik ist bis heute Trumpf geblieben. Wenn unsere Interessen es zu gebieten scheinen, lassen wir die Freiheit der Buren erwürgen und erheben nicht den leisesten diplomatischen Protest gegen den schamlosen Krieg, mit dem die Engländer Frauen und Kinder in Noth und Schande und Verzweiflung treiben. Und wenn unsere Interessen es gebieten, sehen wir dem allen nicht nur mit verschränkten Armen zu, — nein, wir stellen uns dann geradezu auf die Seite des ehrenwerthen John Bull.

Die Praxis aber spiegelt sich in der Theorie. Weil sich die Politik, wie sie heute ist, dem Sittengesetz nicht unterwirft, so erklären die Gelehrten, daß man das auch nicht von ihr verlangen könne, daß Politik und Moral zwei excentrische Kreise seien, die nichts mit einander gemein haben. So hat ein sonst so klarer Denker, wie der Tübinger Kanzler Rümelin gemeint, daß die Moral auf die Politik nicht anzuwenden sei. „Im Decalog," sagt er, „stehen die Worte: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren‘; aber der Staat hat keinen Vater und keine Mutter, die er ehren könnte. ‚Du sollst nicht ehebrechen‘; aber der Staat lebt nicht in der Ehe, die er brechen könnte." — Es steht aber auch geschrieben: „Du sollst nicht tödten, nicht stehlen, nicht rauben, nicht lügen," und darüber, ob diese Dinge dem Staat erlaubt sind oder nicht, — darüber sollte man wenigstens streiten können. Und wenn der Staat keine Ehe brechen kann, so doch einen Bund, den er mit andern Staaten geschlossen hat. Aber gerade das wird von den zünftigen politischen Gelehrten unserer Zeit behauptet: Der Staat sei an die Bündnisse, die er schließe, nur solang gebunden, als er seinen Vortheil dabei finde, und sei berechtigt, jedes Bündniß einseitig aufzulösen, wenn ihn sein Interesse auf die andere Seite weise. So erklärt Max Jähns in seinem Buche: „Krieg, Frieden und Cultur": Man darf den Bruch der Allianzen nicht als Felonie verschreien; kein Bündnißvertrag ist endgiltig und einwandsfrei; er beruht immer nur auf dem Vortheil der Betheiligten. Ein Volk darf sich in jedem Augenblick zu Maßnahmen entscheiden, die dem Einzelnen unbedingt untersagt sind; es darf Verträge brechen, Bundesgenossen verlassen und seinen furchtbaren Nachbar, auch ohne unmittelbar beeinträchtigt zu sein, zur günstigen Stunde angreifen und schwächen. Ein Machtzuwachs, wenn er von dem Willen, diese Macht zu mißbrauchen, begleitet ist, giebt triftigen Grund zur Beunruhigung und kann dazu berechtigen, die Waffen zu ergreifen." — Am Ende des 19. Jahrhunderts konnte ein Naumann behaupten: „In dem Satz ‚Macht geht vor Recht‘ liegt eine große geschichtliche Wahrheit," und konnte mit einer für einen christlichen Theologen mindestens sehr auffälligen Keckheit seine Lanze für das „Recht" des Stärkeren brechen.

Neuerdings ist man noch auf einen sinnreichen Hilfslehrsatz verfallen, um die Theorie vom Recht des Stärkeren und die einseitige, unmoralische Interessenpolitik zu stützen. Man hat unterschieden zwischen aufstrebenden und absterbenden Völkern. Zu den absterbenden rechnet man beispielsweise die Spanier, die Chinesen und in England vermuthlich auch — die Buren. Man hält es nun für eine „gottgewollte" Entwicklung, daß die gesunden, aufstrebenden Völker sich an die Stelle der absterbenden setzen müssen. Da aber diese abgelebten „Menschenruinen" sich nicht von selbst von dem Tisch der Natur zurückziehen, so bleibe nichts anderes übrig, als sie mit Gewalt zu verdrängen oder zum Exempel die Chinesen „einzustampfen". Aber abgesehen davon, daß es ganz unmöglich ist, zu erkennen, wann die Todesstunde für ein Volk gekommen ist, sintemal auch sterbende Völker sich schon wieder zu neuem Leben aufgerafft haben, — man denke an das deutsche Volk nach den Greueln des dreißigjährigen Kriegs! — abgesehen davon, daß ein colossaler Pharisäismus für ein Volk dazu gehört, sich selbst ohne Weiteres zu den aufstrebenden Völkern zu rechnen — wo steht denn das geschrieben, daß die stärkeren Völker mit Gewalt die schwächeren von der Raufe oder vom Futterplatz verdringen dürfen? Das mag heute noch als politisch gelten, moralisch ist es nicht. Und sind denn die stärkeren Völker wirklich immer die besseren? Sind die Oströmer unter Narses bessere Menschen gewesen als die Ostgothen unter Totilus und Tejas? Sind die Engländer im Ernst als bessere Leute gegenüber den Buren zu taxiren? Man mag uns sagen, was man will: schwarz wird nicht weiß, und sauer wird nicht süß. Man sei doch ehrlich! Die Liebe zur Menschheit hat uns weder nach Ostasien, noch nach Kleinasien, noch an die Seite der Engländer getrieben. Es ist die kälteste Interessenpolitik, von welcher wir geleitet werden, und die Moral kann dabei unmöglich auf ihre Rechnung kommen. Graf Bülow hat ganz recht: diejenige auswärtige Politik, die er treibt, kann er unmöglich mit reiner Moral durchführen.

Und dennoch verlangt die Entwicklung, in der wir uns befinden, mit dringender und zwingender Gewalt die Einführung der Moral in die Politik, den Ersatz der heutigen politischen Moral durch eine wahrhaft moralische Politik.

Woran liegt es nun, daß es so unendlich schwer fällt, im internationalen Leben über die Gepflogenheit des Faustrechts hinauszukommen? Ich finde den ersten Grund in einer übergeistlichen Auffassung dessen, was man unter Moral versteht, den zweiten in einer Unterschätzung des Zwecks der Politik. Wenn man bei dem Wort Moral sofort an die hyperbolischen Ausdrücke der Bergpredigt denkt, an Regeln wie die: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel"; „wenn Dich einer schlägt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar"; „wenn einer Dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel" — so ist es selbstverständlich, daß der Politiker sich mit einer geheimen Gänsehaut bei Seite stellt und erklärt: mit solchen Regeln kann ich keine auswärtige Politik treiben. Diese Forderungen tragen zu sehr das Gepräge einer individualistischen Ethik an sich, als daß sie in Bausch und Bogen auf das öffentliche Leben übertragen werden könnten.

Aber wie es nicht gut ist, auszugehen von allzu hochgespannten Forderungen in christlicher Moral, so ist es andererseits verfehlt, den Zweck der Politik zu tief herabzuschrauben. Man hat es bis zum Ueberdruß uns wiederholt, daß es bei allen Schachzügen unserer Diplomaten um nichts sich handle, als um die nüchtern erwogenen Interessen unserer deutschen Nation. Es handelt sich thatsächlich um mehr, nämlich um ein menschenwürdiges Zusammenleben der Völker. Daran aber ist nicht zu denken, solange die Meinung vorherrscht, daß die Politik nothwendig von den Gesetzen des Egoismus geleitet werden müsse, weil es für den Staat keine höhere Aufgabe gebe, als sich selbst zu erhalten, bezw. zu bereichern oder sein Interesse zu wahren. Wenn alle Staaten von dieser Interessenwuth befallen sind, so ist die Folge mit mathematischer Nothwendigkeit, die Collision der Interessen, der allumfassende Zusammenstoß, das Ende der Cultur und damit auch das Ende des einzelnen civilisirenden Staatswesens. Der Staat ist eben nicht Selbstzweck, so wenig als die Kirche. Er ist nur Mittel zum Zweck. Er hat die Aufgabe, mit der Macht, die ihm gegeben ist, der Menschheit, diesem obersten Zweck alles terrestrischen Daseins, zu dienen.

Nun erhebt sich aber eine neue, ich möchte sagen: technische Schwierigkeit. Wie sollen diese Grundsätze in die heutige Politik eingeführt werden? Wenn wir damit Ernst machen und die Andern uns nicht folgen auf der eingeschlagenen Bahn, so kommen wir in's Hintertreffen. „Denn unsere Rivalen lachen darüber, daß wir Deutsche es noch nicht verlernt haben, mit diesen völlig unpraktischen und veralteten

Dingen hausiren zu gehen." „Da haben wir wieder das alte Elend," sagt Ernst Bender, „das einen zur Verzweiflung bringen kann." Der Einzelne fühlt sich durch die Masse gedeckt; das einzelne Volk fühlt sich entlastet durch den Vergleich mit andern. Aber dann lasse man auch endlich das Gerede von den Vorzügen unserer Rasse, von den unvergleichlichen Leistungen und der einzigartigen Berufung des deutschen Volks; dann vergesse man schleunigst, daß eine deutsche Mutter den Luther gebar . . ."

Das alternde Europa wird noch vor sehr verwickelte Probleme gestellt werden. Vielleicht bald wird eine Sphinx auftauchen, die den Staatenlenkern ihr Räthsel aufgiebt und sie sammt ihren Völkern in den Abgrund stürzt, wenn sie es nicht lösen. Man hat bisher das orientalische „Paradigma" als die diplomatische Doctorfrage behandelt. Es wird bald noch eine härtere Nuß zu knacken geben. Ich möchte die Gewissensfrage an die Großen dieser Erde stellen: Was denken Sie von Oesterreich? Nehmen wir an — es muß ja nicht, aber es kann doch so kommen — daß, wenn Kaiser Franz Joseph die Augen schließt, in Oesterreich der Bürgerkrieg beginnt. Die slavischen Völkerschaften wollen das deutsche Joch abwerfen, die Deutsch-Oesterreicher wollen sich mit den Reichsdeutschen zu einem Volk zusammenschließen, im Böhmerland geht's drunter und drüber. Die Leidenschaften sind so erhitzt, daß niemand mehr auf ein vernünftiges Wort hört. Es muß also eingegriffen werden mit Gewalt. Die Deutschen besetzen die altösterreichischen Kronlande; die Russen die slavischen Provinzen, Italien: Südtirol. Die Böhmen proclamiren ein eigenes Königreich; die unter Tschechen und Slaven eingesprengten Deutschen protestiren, Frankreich protestirt aus Angst vor dem Machtzuwachs, den Deutschland erhält, wenn es sich bis an die Adria ausdehnt. Das französische Cabinett verlangt, daß Deutschland seine Truppen aus den österreichischen Kronlanden zurückziehen soll. Von Berlin aus wird erklärt, daß man nicht gesonnen sei, sich Vorschriften von Paris machen zu lassen. Das ist der Krieg, der europäische Krieg, der Weltenbrand. Kann diesem Schicksal nicht vorgebeugt werden? Es giebt nur einen Weg, um den Zusammenbruch, das blutige Ende unseres Welttheils zu verhindern: das ist der Weg des Rechts. Laßt ein Völkergericht auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker die verwickelten Fragen Eurer Zukunft lösen, dann wird nicht das Blut der Unschuldigen in Strömen vergossen werden müssen, dann werden nicht neue Centnerschulden auf Eure Häupter geladen!

In Summa: Man kann zwar ohne Moral ein guter Mathematiker sein, obwohl auch das nicht lange dauert; aber man kann ohne Moral und ohne Rechtssinn kein guter Diplomat und Staatenlenker sein. Das Ziel der Entwicklung, deren Richtlinien wir zu zeichnen versucht haben, wird aber dann erreicht sein, wenn die heute geltende politische Moral zu einer moralischen Politik geworden sein wird.

Zur Erweiterung der Unfallfürsorge.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Nachdem die in der Praxis hervorgetretenen Mängel der seitherigen Unfall-Versicherungsgesetze im Wesentlichen durch die auf dem Gesetze vom 30. Juni 1900 beruhenden Aenderungen und Einschaltungen beseitigt sind, auch die Unfallfürsorge für Strafgefangene durch Gesetz vom 30. Juni 1900 neueingeführt wurde, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die neugeschaffenen Verbesserungen auch den Beamten und den Personen des Soldatenstandes zu Theil werden zu lassen, deren Unfallfürsorge durch das Gesetz vom 15. März 1886 bezw. 18. Juni 1887 geregelt ist. Die dem Reichstage am 4. März d. J. zugegangene, auch bereits am 8. März d. J. in erster Lesung berathene Vorlage ist bestimmt, diese Aufgabe zu erfüllen. Sie sieht im § 12 aber gleichzeitig vor, daß die durch ihre Bestimmungen erweiterte Unfallfürsorge für Reichsbeamte und Personen des Soldatenstandes auch den Staats- und Communalbeamten gewährleistet werde. Zu diesem Behufe wird die Geltungszeit der jetzigen, die Unfallfürsorge regelnden Landesgesetze bis zum 1. Januar 1903 festgesetzt in der Annahme, daß genügende Zeit bleibt, solche bis dahin den neuen reichsgesetzlichen Bestimmungen entsprechend umzugestalten und zwar mit der Wirkung, daß, wenn diese Frist ungenutzt verstrichen ist, von diesem Zeitpunkte ab für Staats- und Communalbeamte die Unfall-Versicherungsgesetze Anwendung finden sollen.

Was die neugeregelte Unfallfürsorge anlangt, so wird den Grundsätzen des gewerblichen Unfall-Versicherungsgesetzes dahin Rechnung getragen, daß die in die Stelle der Unfall-Vollrente tretende Unfallpension von $66^2/_3$ % des Diensteinkommens bezw. des 300fachen Betrages des ortsüblichen Tagelohnes, falls solches höher ist, bis zum Betrage des vollen Diensteinkommens erhöht werden darf, wenn der Verletzte in Folge des Unfalles nicht nur völlig dienst- oder erwerbsunfähig, sondern auch derart hülflos geworden ist, daß er ohne fremde Wartung und Pflege nicht bestehen kann, wobei es gleichgiltig sein soll, ob die Hülfsleistungen von Familiengliedern oder von besonders dazu angenommenen Wärtern gewährt werden. Ferner wird bei einem bloß theilweisen Verluste der Erwerbsfähigkeit das Erhöhen der Theilpension bis zum Betrage der Vollpension so lange zugelassen, als der Betriebsverletzte keine Gelegenheit findet, die ihm noch verbliebene Arbeitsfähigkeit nutzbringend zu verwenden. Die Wittwenpension wird übereinstimmend mit der Wittwenrente auf 20% festgesetzt. Betreffs ihrer ist jedoch ein Mindest- und Höchstbetrag festgehalten, welcher entsprechend den gegen das bisher zu Grunde gelegte Reliktengesetz vom 20. April 1881 aufgebesserten Sätzen des Gesetzes wegen anderweiter Bemessung der Wittwen- und Waisengelder vom 17. Mai 1897 von 160 bis 1600 auf 216 bis 3000 Mark erhöht wurde. Es fällt zukünftig die Unterscheidung zwischen elternlosen und bloß vaterlosen Waisen gleichfalls fort und wird die Waisenpension durchweg auf 20% und zwar zum Mindestbetrage von 160 Mk. bis zum Höchstbetrage von 1600 Mk. festgesetzt. Den Ascendenten sowie elternlosen Enkeln wird bedingungsweise ein Kindestheil zugebilligt. Der Anspruch auf Wittwen- und Waisenpension beginnt mit Ablauf des Sterbequartals, bezw. Sterbemonats und endet für Waisen mit dem Ablaufe desjenigen Monats, in welchem sie das 18. Lebensjahr vollenden, oder schon vorher mit dem Tage ihrer Verheirathung. Besteht ein Anspruch auf Sterbemonat oder Sterbequartal, so wird ein Sterbegeld nicht, sonst dasselbe in Höhe eines Monatsgehaltes, jedoch im Mindestbetrage von 50 Mk. gezahlt.

In Uebereinstimmung mit G.-U.-V.-G. § 3 wird im § 2a der Kreis der versicherungspflichtigen Beschäftigung auf häusliche Dienstverrichtungen erweitert. Betreffs dieser trat in der ersten Lesung eine Meinungsverschiedenheit darüber hervor, ob darunter auch die Betriebsunfälle zu rechnen seien, von denen eine als Officiersbursche abcommandirte Militärperson bei Ausführung häuslicher Arbeiten in dem Hausstande seines Vorgesetzten getroffen werde. Der Abgeordnete Molkenbuhr glaubte dies aus dem Wortlaute des § 2a und dessen Begründung folgern zu dürfen, während der Regierungscommissar Dr. Caspar in Abrede stellte, daß der gesetzgeberische Wille hierauf gerichtet sei. Ein Anspruch auf die hier geregelte Fürsorge besteht nicht, wenn der Verletzte den Unfall vorsätzlich oder durch ein Verschulden herbeigeführt hat, wegen dessen auf Dienstentlassung oder auf Verlust des Titels und Pensionsanspruchs gegen ihn erkannt oder wegen dessen ihm

die Fähigkeit zur Beschäftigung in einem öffentlichen Dienstzweige aberkannt worden ist; doch wird dem Grundsatz des G.-U.-V.-G. § 23 nicht Rechnung getragen, wonach solcher ganz oder theilweise verwirkt werden kann, wenn der Verletzte trotz der ihm bekannt gemachten Folgen einem voraussichtlich erfolgversprechenden und gefahrlosen auf Erhöhung der Erwerbsfähigkeit gerichteten Heilverfahren bezw. operativen Eingriffe sich zu unterwerfen ablehnt. Die Frist zur Geltendmachung der Ansprüche bei der dem Verletzten unmittelbar vorgesetzten Dienstbehörde wird auf 2 Jahre bestimmt und nur ausnahmsweise das Berücksichtigen einer späteren Anmeldung zugelassen.

Uebereinstimmend mit den sonstigen Unfallversicherungsgesetzen soll den Personen, auf welche die hier geregelte Fürsorge sich erstreckt, verwehrt sein, einen weitergehenden Anspruch gegen die Betriebsverwaltung, der sie angehören, auf Schadensersatz geltend zu machen, auch solcher nur für besondere Ausnahmefälle, nämlich bei vorsätzlicher Herbeiführung des Unfalls durch einen Betriebsleiter gestattet sein und zwar selbst dann, wenn ihnen ein Anspruch auf Unfallfürsorge nicht zusteht. In Folge dessen gehen die dem Verletzten oder dessen Hinterbliebenen aus dem Haftpflichtgesetze vom 7. Juni 1871 zustehenden Ansprüche gegen den Unternehmer eines Bahnbetriebes bezw. solche des Verletzten gegen schuldhafte Dritte, d. h. gegen andere Personen als den Dienstberechtigten und dessen Vertreter, auf die Betriebsverwaltung über, welche eine Schadloshaltung derselben geleistet hat.

Auf die dieser Unfallfürsorge theilhaftigen Personenkreise finden zu Folge § 11 die reichsgesetzlichen Bestimmungen über Unfallversicherung keine Anwendung. Dies gilt in Sonderheit auch wegen der Capitalabfindung des G.-U.-V.-G. § 95, S.-U.-V.-G. § 99, des Erhöhens oder Herabsetzens der zugebilligten Beträge in Folge eingetretener Veränderungen in den Verhältnissen des Verletzten aus G.-U.-V.-G. § 88, S.-U.-V.-G. § 92, des Ruhens des Rentenbezugsrechtes aus G.-U.-V.-G. § 94, S.-U.-V.-G. § 98, des Verzichtes auf Geltendmachen der Rückgriffsansprüche aus G.-U.-V.-G. § 136, S.-U.-V.-G. § 134. Wegen dieser sich herausstellenden unterscheidenden Behandlung der Fürsorgeberechtigten, je nachdem ob Träger der Versicherung die Betriebsverwaltung oder eine in Gemäßheit des G.-U.-V.-G. § 128, S.-U.-V.-G. § 129, B.-U.-V.-G. § 42 eingesetzte Ausführungsbehörde der Reichs-, Civil-, Militär- oder Marine-Verwaltung ist, kommt es wesentlich darauf an, entweder in die hier beregte Vorlage diese Grundsätze gleichfalls einzufügen oder doch klar zum Ausdrucke zu bringen, wenn die eine oder die andere zur Schadloshaltung berufen sein soll, zumal namentlich innerhalb der Militärverwaltung hierüber Zweifel obwalten, wie die eine Capitalabfindung versagenden Bescheide der Intendantur der militärischen Institute vom 19. September und 23. November 1900 (J. No. 311/9 III bezw. 1416/11 III) erkenntlich machen, aber darauf es bei Prüfung der Frage wesentlich ankommt, ob die Verfolgung von Rückgriffsansprüchen auf G.-U.-V.-G. § 136 oder auf B.-U.-V.-G. § 46 zu stützen sei, seitdem das Reichsversicherungsamt in seiner Auffassung des Bauherrn sich in conträren Widerspruch zu dem Reichsgerichte in dessen U. vom 3. November 1899 versetzt hat. Erfindlich ist namentlich kein Grund dafür, weshalb die Capitalabfindung so geringer Pensionsbeträge, daß ihnen ein wirthschaftlicher Werth kaum beizumessen ist, den Beamten und Militärpersonen vorenthalten, während sie doch nach Ges.-Unf.-Fürs.-G. § 16 den betriebsverletzten unfreien Arbeitern zugestanden wurde.

Speculirende Actien-Gesellschaften.

Von dem schlechten Börsenwetter, das seit April vorigen Jahres den Curszettel verwüstet, ist keine Ecke des weiten Industriemarktes verschont geblieben. Die Absatzstockungen, die plötzlich grell zu Tage getretene Ueberproduction zerstörten allenthalben das kurz vorher noch so felsenfeste Vertrauen auf die „Conjunctur“, und wenn der Umschwung auch keine eigentliche Handelskrise hervorrief, so sorgte doch die Börse dafür, daß er in den Cursen sehr deutlich zum Ausdruck kam. Deutlicher vielleicht, als die begleitenden Umstände nöthig machten. Ganz besonders haben die Actien der Eisenwerke und Wollkämmereien zu leiden gehabt. Hier liegen dem furchtbaren Preissturz freilich auch ganz besondere Ursachen zu Grunde.

Der Zusammenbruch auf diesem Gebiete ist fast unerhört, stellt sich als ein Krach in aller Form dar. Während am 20. März 1900 Hasper Eisen 442, Mannstädt Façon 380 notirte, galten die Papiere ein Jahr später 170 und $164_{,50}$, Bremer Wollkämmerei-Actien waren vor Jahresfrist 320 werth, heute sind sie mit 151 zu haben; bei der Norddeutschen Wollkämmerei lauten die entsprechenden Zahlen $190_{,10}$ und 130. Die Liste läßt sich nach Wohlgefallen verlängern. Erwägt man, daß die allgemeine Depression immerhin verhältnißmäßig milde in ihren Wirkungen blieb, und daß eine eigentliche Panik überhaupt nicht ausbrach, dann ist es schwer, so ungeheuerliche Cursverluste für eine bloße Folge des schlechten Geschäftsganges zu halten. Thatsächlich haben denn auch andere Dinge, die erst jetzt, anläßlich der Bilanz-Veröffentlichungen, zur Sprache kamen, die schrecklichen Verheerungen angerichtet. Die meisten deutschen Wollkämmereien schließen ihre Jahresrechnungen mit enormen Fehlbeträgen ab, die zum Theil die beträchtlichen, in langen, langen Jahren aufgehäuften Reservefonds mit Haut und Haaren verschlingen, zum Theil sogar das Actiencapital angreifen und die bei den Actionären mit Recht so unbeliebten Sanirungen nöthig machen. Ohne die tollkühnen Speculationen, worin sich die Verwaltungen der so schwer betroffenen Gesellschaften eingelassen haben, wäre der Krach unmöglich gewesen.

Eisen und Wolle waren theuer im Frühling des Vorjahres. Die Preise gingen unermüdlich in die Höhe, die Vorräthe waren knapp, und Marktkundige glaubten weitere Steigerungen mit Bestimmtheit prophezeien zu können. Vorsorgliche Hausväter und Directoren hatten die Pflicht, bei Zeiten auf thunlich billigen Einkauf des Materials für die nächsten Monate bedacht zu sein. Leider begnügten sie sich fast ausnahmslos nicht damit, auf absehbare Zeit den dringenden Bedarf zu decken und damit die ruhige Fortarbeit ihrer Werke zu sichern. In Tagen der Theuerung pflegt sich sonst Niemand zu überkaufen, da dem ungesunden Anstieg der Preise erfahrungsgemäß immer ein Rückschlag zu folgen pflegt, und um so rascher und heftiger zwar, als die vorher gegangene Haussebewegung alle Symptome der Ueberhastung und Krampfigkeit gezeigt hat.

Die Directoren der betroffenen Gesellschaften calculirten anders. Sie rechneten mit der jahrelangen Dauer der Hochconjunctur. Sie kauften nicht, weil ihre Bestände geräumt waren, sondern riskirten gewaltige Abschlüsse weit über den voraussichtlichen Bedarf hinaus. Die Börse nahm diese halsbrecherischen Manipulationen zunächst mit Beifall auf. Wie die Curse der Wollkämmerei-Actien, so kletterten auch die der wagemuthigen Eisenwerke zu schwindelnder Höhe auf. Hasper Eisen z. B. zogen an einem einzigen Tage um 45 v. H. an; es wurde nämlich bekannt, daß das Werk auf lange Jahre hinaus günstige — das heißt damals, in der Haussezeit, günstig scheinende — Abschlüsse gethätigt habe und Roh-Eisen weit billiger als die gesammte Concurrenz erhalte. Die Kehrseite der Medaille blieb nicht lange unverhüllt. Als jede Glasgower, jede New Yorker und Londoner Meldung

neue Rückgänge in den Preisen der beiden Rohstoffe brachte, Wolle zumal förmlich verschenkt wurde, und das Gespenst der amerikanischen Eisen-Invasion drohte, da saßen die Werke mit den langjährigen Liefercontracten fest. Jetzt war plötzlich zu theuer, was vordem spottbillig gewesen war. Und die erst so erfolgreichen Speculationen verschlangen Unsummen. Rechnet man doch, daß allein die Verluste an Wollkäufen den europäischen Interessenten 400 Millionen gekostet haben.

Die Generalversammlungen der zu Schaden gekommenen Gesellschaften können ihre Verwaltungen zum Teufel jagen, aber damit ist ihre Macht auch erschöpft. Ersatzpflichten irgend welcher Art bestehen nicht. Hier klafft eine der oft citirten Lücken im Gesetze. Frivole Speculationen, die die Sorgfalt des ordentlichen Geschäftsmannes vermissen lassen, ohne doch civilrechtlich verfolgbar zu sein, müssen in Zukunft unterbleiben. Die Direction einer Actien-Gesellschaft, die fremdes Vermögen verwaltet, hat das legale Geschäft zu betreiben, weiter nichts. Auf ungewöhnliche Gewinne darf sie nicht Jagd machen, denn dahinter lauern alleweil ungewöhnliche Einbußen. Es klingt wohl schön und gut, wenn man in einem Jahre 35—40 v. H. Dividende vertheilen kann; ist diese Dividende aber nicht die Frucht ordnungsmäßigen Geschäftsganges, sondern ein Gewinn aus wilden Speculationen, so pflegt das kommende Jahr, wie Figura zeigt, ihn mit Wucherzinsen zurückzuholen. Durch das neue Börsengesetz, das zu ändern man jetzt so sehr beflissen ist, wurden Wucher und Heftigkeit der Cursrückgänge wesentlich abgeschwächt, die frechsten Ausschreitungen der Baisse-Hetzer verhindert. Sollten sich die gesetzgebenden Körperschaften wirklich auf eine Reform einlassen, so kann sie nur in der Verschärfung aller Bestimmungen gegen die excedirende Speculation bestehen, speciell in einem Verbote der Speculation mit dem Gelde anderer Leute.

Freidank.

Literatur und Kunst.

Theophil Zolling.

Von Richard Nordhausen.

Nun ist es noch stiller geworden in dem dämmerigen Studio, dessen friedliche, matte Farben liebende Vornehmheit recht wie ein Kunstwerk aus der Feder Theophil Zolling's wirkte. Um die ernsten Bücherreihen floß mildbuntes Licht, mildbuntes Licht verhüllte halb die geruhsame, zierliche Anmuth der Möbelschätze daneben. Und doch fehlte es in dieser leis schwermüthigen Abgeschiedenheit, die ein feiner Geschmack wohnlich gemacht hatte, nicht an exotischen Bildern und phantastischen Tönen. Sie klangen auf, um sich alsbald dem Ganzen harmonisch einzufügen. Der hier sann und schrieb, der war ein Weitgereister. Welten, die nun verschollen sind, hatte er umwandert, hatte von Avalun und Thule gewisse Kunde erlangt. Er sprach nur nicht davon. Aber seine geheime Sehnsucht galt den Ländern seiner Jugend. Draußen mochten neue Zeiten vorüberbrausen, und die Allerneusten sich grenzenlos erdreusten — das Lächeln des überlegenen Weltfahrers schwand nicht von seinen Lippen. Es dünkte ihn, daß' all der plebejische Lärm und all' die Erregung des Tages in keinem Verhältniß zu dem bleibenden Gewinn standen, den sie brachten. Er ging nie in das Getümmel hinaus. Seine reiche Kenntniß von den Vorgängen und Ideen, Männern und Bestrebungen der neuen Zeit flog ihm auf den Schreibtisch wie Schaumperlen, die die Brandung in die Höhe schleudert. Oder wie Muscheln mit köstlichem Inhalt, die der stille Strandgänger am ehesten findet.

Früh ist Theophil Zolling zu jener ironischen Resignation gelangt, die nur den Weisen und Feinen, und auch ihnen zumeist erst im Greisenalter, zu Theil wird. Nicht lähmende Krankheit allein wand ihm die Feder aus der Hand, sondern mehr noch die Erkenntniß, daß es heute kein Heil giebt als auf dem Markte und keinen Ruhm als den, den die Bruderladen zu vertheilen haben. Nicht etwa, daß er sich diese Erkenntniß nahe gehen ließ. Nur widerstrebte es seiner exclusiven, adlig-kühlen Art, den Hexensabbath mitzumachen. Er war kein Kamerad für die Berliner Kameraderien. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, da und dort, wo es ihm just paßte, das Banner zu entrollen — er blieb still in seiner stillen Zurückgezogenheit. Und doch waren unter den Schreiern, die das Feld beherrschen und sensationelle Carriere gemacht haben, wenige würdig, ihm auch nur die Schuhriemen aufzulösen. Heute, an seinem frischen Grabe, versagt mir die Fähigkeit, Theophil Zolling's Wollen und Vollbringen nach der Kunst zu zergliedern. Eine abgeklärtere, reifere und sonnigere Epoche hätte mit Entzücken an seinem Munde gehangen. Vereinte sich in ihm doch die weltmännische Beobachtungsgabe des geistreichen Boulevardiers und gediegene deutsche Wissenschaftlichkeit: war sein Stil doch ein prickelnd reizvolles Gemisch von scharfsinniger Kälte und graziöser Beweglichkeit. Und immer lag die angeborene Eleganz des Mannes darüber, der aus alter Cultur stammt. Nichts Fahriges und Verworrenes, nichts Tumultuarisches, geschmacklos Grelles, Aufdringliches. Die hinreißend fein geschwungene, in Duft gehüllte Linie der Berge seiner Heimath. Ob er nun, ein Ganz-Junger, die prächtige „Reise um die Pariser Welt" schrieb, das beste Buch, das ein Deutscher Madame Lutetien gewidmet hat; ob er sich im Essai über seinen Liebling Heinrich v. Kleist ausließ oder in Romanform fesselnde Darstellungen des modernen gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und politischen Lebens gab — immer lieferte er dieselbe vollendete Filigranarbeit. Immer wieder erquickte er durch die Echtheit seiner Kunstmittel. Besonders seine Romane sind wahre Muster technischer Sorgfalt, echten Künstlerfleißes. Ein Werk wie die „Million" in seiner discreten Zeichnung und seiner schriftstellerischen Noblesse kann es, wie Ludwig Hevesi einmal mit Recht bemerkt hat, durchaus mit stoffverwandten Schöpfungen Zola's aufnehmen; und „Bismarck's Nachfolger", dies sein phantasievolles und doch so lebenswahres, letztes erzählendes Werk, macht den Verlust, den wir erlitten haben, doppelt empfindlich durch eine köstliche, kichernd zwischen den Zeilen spielende, verdeckte Satire. Dergleichen haben wir in Deutschland selten gehört. Und zur Zeit ist Niemand da, der diese Lücke auszufüllen vermöchte.

Wie als schaffender Künstler, so bethätigte und bewährte sich Zolling als Journalist, vor Allem als Herausgeber der „Gegenwart". Lange vor den kühnen Neueren unserer Tage, die die Zeitung auf andere Grundlagen stellen, das heißt sie dem Zeitungsschreiber zurückgeben wollen, lange vorher hat er in der „Gegenwart" den Kampfplatz geschaffen, auf dem die bewegenden Kräfte der Zeit literarisch zusammenstoßen und ihre Kraft an einander erproben können. Jedem, der etwas zu sagen hatte und es zu sagen wußte, öffnete er sein Blatt. Er brach entschlossen mit der abscheulichen Gepflogenheit, die den Redacteur, richtiger gesagt, den Verleger und Annoncen-Pächter, zum Vormund des freien Schriftstellers macht; die mit der Beckmesser-Tabulatur der Fraction an jedem neuen eigenwilligen Gedanken herantritt, jede neue, fremde Melodie erwürgen möchte. Hier zum ersten Mal kam der Mann, der sich nicht zum Prokustes geboren fühlte und uns Redefreiheit gab, unbedingte Redefreiheit. Hätten wir ihm für nichts Anderes zu danken, dafür schon verdiente er unsere Verehrung und Liebe bis über's Grab hinaus.

Aus der Mühseligkeit und der Seligkeit des Schaffens war sein reiches Leben seltsam gemischt. Er glaubte nicht an den Lorbeer, der in Massen als Küchenpflanze gezüchtet wird, und stellte höhere Forderungen als sonst Jemand an sich und seine Arbeit. Die deutsche Literatur, soweit sie es

noch ist, und die Handvoll deutscher Kunstfreunde verliert in Theophil Zolling einen der besten und vornehmsten Könner. Und wir, die wir im heißen Kampfe des Tages stehen, senken trauernd die Klinge vor dem gefallenen Edelmanne.

Was Jung-München malt.

Von Eduard Engels.

„Es muß doch Frühling werden." Schon schwelgen die Morgen- und Abendlüfte in bunteren, bacchantischeren Farben, schon sprudeln aus der Winterhaft der Häuser die lieben, schmutzigen, gröhlenden Gassenkinder hervor, schon wallfahrt der bierfromme Münchener zu den heiligen Höhen des Nockherberges, wo St. Salvator die Kehlen segnet, und schon flattern vor dem Ausstellungsgebäude zur Linken der Propyläen die blauweißen und die schwarzgelben Banner, welche die Frühjahrsausstellung der Secession bedeuten.

Eine so schöne, fröhliche, frühlingshafte Frühjahrsausstellung, wie diese, hat die Münchener Moderne schon lange nicht mehr gehabt. Der Kritiker verspürt ein menschliches Rühren, steckt schamhaft sein Censurenbüchlein in die Tasche und fragt sich, ob da nicht eine prächtige Gelegenheit gegeben sei, wieder einmal nach dem Kurs der Moderne zu schauen, wohin sie steuere, mit welchen Frachten sie unterwegs sei, zu welchen Hoffnungen und Befürchtungen sie Anlaß gebe ...

Die Münchener Moderne, das ist jetzt eine gar tröstliche, vertrauenswürdige, solide Sache. Mit dem Sturm und Drang ist es seit Jahren vorbei. Man hat keine Freude mehr daran, die Philister zu ärgern und aus purem Haß wider die Schönthuerei das Schamlose und Häßliche aufzusuchen. Auch rauft man nicht mehr um Principien und verliert die schöne Zeit nicht länger mit gemaltem Kunstgeschwätz. Schließlich hat man völlig aufgeräumt mit jener symbolischen und mystischen Kunst der Gedankenblässe, die man der englischen Schule abgeguckt, und wenn es noch im verflossenen Jahr den Anschein hatte, als ob die ebenfalls aus England importirte Linie den Sieg gewinnen würde, so herrscht jetzt unbestritten und mit der ganzen Ruhe des Daseinsbehagens die souveräne Farbe. Die moderne münchener Malerei ist ganz modern, ganz münchnerisch und ganz Malerei. Sie macht den gesunden Eindruck eines Menschen, der den Muth und die Kraft hat, er selbst zu sein.

In der Naturauffassung waltet das Streben vor, ein möglichst ungesuchtes, natürliches Verhältniß zu den Dingen zu finden. Man läßt keine vorgefaßten Meinungen und keine willkürlichen Absichten zwischen sich und das Object treten. Man thut den Dingen keine Gewalt an. Wie Angelo Jank das Häuser- und Dächergewirr alter Dörfer und Städtchen schildert, G. Kelbe mit dem Zeichenstift die straffe innere Structur und die weiche äußere Rundung des Actes reproducirt, das ist von beinahe musterhafter Allgemeingiltigkeit. Aber natürlich ist es nicht Sache der gerade auf den Frühjahrsausstellungen vertretenen Jugend der Secessionsgruppe, so ganz und gar unpersönlich hinter dem Gegenstand der Darstellung zurückzutreten. Und da muß denn von einer allenthalben bemerkbaren Vorliebe für kraftvolle Gegenständlichkeit, von einem frohgemuthen, erdenbraven, feschen Materialismus geredet werden. Es ist eine Pracht zu sehen, mit welch robuster Energie E. Hegenbart seine Pferde in's Runde und Volle gestaltet, mit welch übermüthigem Frohlocken Schramm-Zittau seine Enten über das Wasser schleudert, mit welch bedächtiger Ruhe und Sicherheit A. Thomann seine Kühe über die Weide führt. Warum nur diese Kraft und Stoffmalerei so enthusiasmiren mag? Wir haben den Büchner doch so weit, weit hinter uns!? — Ich glaube, da ist ein Etwas im Spiele, das man nicht übersehen darf: das Licht. Es giebt nichts Berauschenderes im ganzen Umkreis der Natur, als die Sonne. Und es giebt keinen höheren Ruhmestitel der modernen Kunst, als die Eroberung dieser Sonne für die Malerei. Die Leute von der Secession aber wissen mit der Sonne besonders gut umzugehen. Einige fassen sie rein dynamisch: so E. Wolff, W. Lehmann, H. v. Hayeck, die je ein Sonnenuntergangsbild bringen. Anderen ist sie die Helle im Gegensatz zum Dunkel: so dem vortrefflichen B. Buttersack, der in seinen leicht hingestrichenen Landschaftsskizzen mehr Kraft und Feinheit entfaltet als manch Einer in großen, durchgearbeiteten Tafelbildern. Die Größten endlich nehmen sie als das zarte Geheimniß der Atmosphäre, als das Licht. Da hängt ein kleiner Uhde, ein Mädel an einen Baum gelehnt neben einem Gartenzaun auf dem Lande — das ist die meisterhafteste Durchsättigung eines Motivs mit Licht, die München seit Jahren gesehen hat. Wenn ich zehntausend Mark hätte und müßte nachher darben, so gäbe ich sie für dies Bild. Und wenn ich ein großer Pontifex Maximus wäre, so schlachtete ich den ewigen Göttern hundert Hecatomben, auf daß sie uns diesen Uhde gesund nach Hause kehren ließen.

Uhde in der Bewältigung des Atmosphärischen zu erreichen, vermag von denen, die mit ihm rivalisiren, Niemand. Aber es giebt Leute, die ihm nahe kommen. Ein von Hegenbart gemalter Mann mit Hund im Schilf hat wenigstens so viel Luft, wenn auch nicht so viel Licht wie der unvergleichliche Uhde. Eine überaus liebenswürdige Kindergruppe in Weiß von W. Balmer hat das Verdienst, trotz ihrer weißen Scala mit ihrem Ringen um das freie Licht nicht in's Kreidige gerathen zu sein. Christian Landenberger bringt wieder ein paar Badebuberl. Aber er stellt die nackten Körper diesmal nicht gegen das Licht, sondern gegen das Dunkel. Darüber wird ihm die Luft seines Bildes steif und gallertartig, während das Lichtproblem vorzüglich, mehr als das: bildmäßig schön gelingt. Merkwürdig reif wirken die Thierstücke des bereits erwähnten A. Thomann. Sie scheinen sich ihrer wunderbar ruhigen atmosphärischen Reize gar nicht bewußt zu sein und lediglich auf die Bewältigung der Thierkörper Bedacht zu nehmen. Auf dieser keuschen Unbewußtheit beruht ein gut Theil ihrer Schönheit. Man wird sich den bisher noch völlig unbekannten Namen Thomann für die Zukunft merken müssen.

Was die Farbe anbetrifft, so vermeidet die Moderne jetzt allen Lärm. Leute, die früher die dreistesten Effecte ausspielten, geben sich jetzt ganz gemäßigt, einige, wie E. Wolff, hüllen sich sogar in Dunkel. Worauf es den Malern ankommt, das ist zunächst die Lust am Malenkönnen, die freudige, leichte Behendigkeit des Pinsels, wie sie z. B. Hayeck in einigen Schweinestudien offenbart, oder die Musik exquisiter Farbenklänge, wie man sie auf einem Stillleben von M. Kurz, zwei Gemüsewagen von Tooby oder am unnachahmlichsten in einer Collection Boudoirstudien von H. R. Lichtenberger antrifft. Auch den Namen Lichtenberger, den bisher Niemand wußte, wird man sich in Zukunft merken müssen. Das Bouquet seiner Bilder ist so kostbar wie nur irgend das der Japaner. Und wenn seine Farben noch schwer und allzu materiell sind, so ist doch sein Vortrag leicht und voller Bravour.

Uebrigens steht die ganze Ausstellung im Zeichen der Farbe. Farbe ist das Alpha und Omega aller Bemühungen und aller Erfolge. Die Ueberzeugung, daß Malerei die Kunst der Farbe und nichts außerdem sei, scheint Allgemeingut geworden zu sein. Was über das sinnliche Vermögen des Auges hinausgeht, wird nicht gemalt. Novellen werden nicht erzählt, lyrische Gedichte nicht intonirt, philosophische Probleme weder aufgegeben noch gelöst. Nicht denken und dichten, sondern malen will man, Poesie wird Farbe, Geist wird Farbe, Form wird Farbe, kaum daß man noch landschaftliche Stimmungen im alten Sinne zuläßt. Außer E. Gerhard, der sehr schön das stille Gleiten dunkler Kähne über abendliche Gewässer schildert, und E. Wolff, der das

Einschlummern der Natur an Hochsommertagen gestalten möchte, wüßte ich Niemanden, der sich auf die sogenannte Stimmungslandschaft verlegte. Keller-Reutlingen's „Abend auf dem Lande", das den Widerschein der untergehenden Sonne am Giebel eines in den Schatten versinkenden Bauernhauses entzündet, ist mindestens ebenso sehr eine malerische wie eine poetische Leistung. Im Figürlichen läßt sich dieser farbige Materialismus allerdings nur theilweise durchführen. Schließlich ist der Mensch doch mehr als ein optisches Phänomen, und dies Mehr will eben auch in der Sprache des Pinsels ausgedrückt sein. Wie? Das läßt sich so ohne Weiteres nicht sagen. Jeder einzelne Fall will für sich betrachtet sein. Da ist z. B. ein überaus artiges Porträt einer jungen Dame — eine Perle der Ausstellung! — von Leo Putz. Der braune Gesammtton des Bildes, die farbige Fröhlichkeit des Gesichtes, die leichte, ungezwungene Mache, die keck harmlose Haltung der Figur, die anheimelnde Enge des Bildrahmens, das Alles giebt uns eine Suggestion von Wohlgefallen, die derjenigen, welche der directe Anblick der hübschen Dame geben mag, gewiß ähnlich ist. Oder da ist ein Liebespaar von E. Kernstock, arme, in Lumpen gekleidete Tagelöhner, die auf einer Wiese sitzen und sich umschlungen halten. Der Maler wußte, daß er den Roman, der sich da seinem Höhepunkte nähert, auf der Leinwand nicht erzählen könnte. Aber er wußte auch, daß er den ganzen heißen, selig-armseligen Totaleindruck dieses Romans festhalten könnte, sobald er sich nur an die Ausdrucksmittel der Farbe hielte und unter diesen Ausdrucksmitteln die rechte Auswahl träfe. Was that er? Er verbarg die Gesichter der Liebenden völlig und gab nichts als einerseits die brünstige Annäherung der Körper und andererseits ein wehmüthiges Colorit aus Grün, Blauviolett und Weiß mit einer großen Masse schwälenden Sonnenscheines im Hintergrund, der ein paar verirrte Funken über die dürren Körper der Liebenden sprüht ... Die bezwingende Gewalt dieser Anordnung ist unwiderstehlich. Das Schwierigste, was auf diesem Gebiete möglich ist, versucht wohl R. Winternitz. Er möchte Musik malen. Musik malen, das ist schlankweg unmöglich. Man kann besten Falles ein Surrogat benutzen. Und ein solches glaubt Winternitz im Lichte gefunden zu haben. Er vertauscht gewissermaßen Auge und Ohr. Er stellt einen Geigenspieler in tiefes Dunkel und läßt lediglich seinen Kopf in fahler Helle phosphoresciren. Dadurch bringt er — wenn auch nur auf dem Wege der Escamotage — ein gut Theil von dem geheimnißvollen Wesen der Musik zu Bewußtsein, ihre Verzauberung, könnte man sagen, wenn auch nicht ihren Zauber. Er hypnotisirt uns durch die Gewalt der Lichtwellen, wie uns die Musik durch die Gewalt der Tonwellen hypnotisirt. Wesentlich einfacher liegt das Problem bei einem mythologischen Bilde „Die Jugend des Bacchus" von Franz Thoma. Die auf einem Ziegenbock reitende, von Nymphen umscherzte Götterrange wirkt schon durch ihr bloßes Erscheinen so lustig, daß es nur noch der Zuthat eines heiter blauweißen Colorits bedurfte, um den ganzen poetischen Gehalt der Scene herauszustellen. Franz Thoma, ein homo novus wie Lichtenberg und Thomann, giebt mit dem Bilde eine bemerkenswerthe Talentprobe.

Merkwürdig ist, daß die gerade bei der Secession sonst vorwaltende Vorliebe für die Skizze jetzt im Erlöschen ist. Die Skizze, das war noch vor 5 Jahren der beliebteste Trumpf, den die jungen Leute ausspielten. Mit Recht! Denn die Jugend schäumt von Temperament und Einfällen und mit der Bravour einer Skizze, die verhältnißmäßig wenig fertiges Können beansprucht, kann man sich leichter in den Geruch der Genialität bringen, als mit einer ausgereiften, aber immerhin mühseligen Anfängerarbeit. Auch hatte die Skizze früher eine gewisse ethische Bedeutung. Man darf nie vergessen, daß die Kunstrevolution der 80er Jahre im engen Anschluß an die damalige sociale Bewegung erfolgte. Die Leute von der ästhetischen Umsturzpartei haßten das Bestehende, Satte, Vollendete, es machte ihnen Freude, die Häßlichkeit, Unzulänglichkeit, Fadenscheinigkeit aller Dinge und Zustände an den Tag zu bringen, sie sudelten und patzten drauf los, um uns zu dem gleichen Ekel vor der Wirklichkeit zu überreden, den sie selbst verspürten.

Heute denkt kein Mensch mehr an solche Jugendeseleien. Wenn heute Jemand in wüster Bravour eine Scene auf die Leinewand haut, so thut er das entweder, weil er als Anfänger mit der Durcharbeitung seines Motivs hinter dem Entwurf zurückzubleiben fürchtet, wie jedenfalls E. Stern, der eine turbulent genialische Atelierstudie vorführt, oder aber, weil ihm just die momentane Impression der Dinge und das nervöse Leben der jähen Mache zusagt, wie das jedenfalls bei den Farbenstudien von W. Volz, den Landschaftstudien von Schramm, Tornquist und Hayeck, sowie den erwähnten Arbeiten von Buttersack der Fall ist.

Die Mehrzahl der Maler sucht heute ohne Zweifel das fertige Bild. Man ist allenthalben überzeugt, daß die Bilderkäufer keine menschlichen Documente schlechtweg, sondern einen positiven Schmuck für ihre Wände begehren. So behält man jetzt seine Experimente lieber in der Werkstatt und schickt bloß die mehr oder minder schmuckfähigen Stücke auf den Markt. Dabei ist zwischen solchen Arbeiten zu unterscheiden, die bis zur Stilisirung der Natur gehen, und jenen freieren Werken, die in allerhand Feinheiten und Feinschmeckereien der Erfindung und Mache ihren Stolz suchen. Zu der ersteren Gruppe gehören die von einem wunderbaren Stilgefühl beseelten Landschaften von Crodel und Kayser, die farbigen Extasen von Fehrenberg und einige niedliche Holzschnitte von H. Haas. R. Pietsch, der früher einer der eifrigsten Stilisten der Landschaft war, hat sich jetzt einer weniger gebundenen und ganz bedeutend viel gefälligeren Formgebung zugewandt. — Zu der letzten Gruppe endlich gehören die ganz Feinen und Pretiösen, die Meister der farbigen Delicatesse, wie A. v. Keller, der unter dem Vorwand chiromantischer Belehrungen einen alten Meergreis mit drei nackten Schönheiten in magischem Zwielicht zusammenbringt. Borchardt, der sich darauf versteht, aus molligem Dunkel ein paar süßklingende Farbentöne discret aufleuchten zu lassen, ist diesmal mit einer Harmonie in Violett und Graugrün wohl nicht allzu glücklich in die Schule der Geißler'schen Röhre gegangen. Aber ein anderes Bildchen von ihm, eine Mädchengestalt in dem gelbrosigen Lichte einer hochhängenden Lampe, macht seiner liebenswürdigen Kunst alle Ehre. Benno Becker, der die weiche Landschaft der oberitalienischen Gebirgsthäler so traumhaft melancholisch aus blauen Dämmerungen erstehen zu lassen weiß, versucht auf einem seiner schönsten Bilder ein zinnoberrothes Frauenkleid in sein magisches Blau hineinzuweben und erzielt damit einen überaus interessanten Effect, über den sich die weisesten Augen — sit venia! — den Kopf zerbrechen mögen.

Das sind so ungefähr die Eindrücke der Ausstellung. Habe ich noch etwas vergessen? Ach ja, die hübschen zarten Sachen von P. Wolff, virtuose Zeichnungen von Hänisch, Gemälde von Ph. Klein, Sänger, Ulmer, ein mir unverständliches, aber äußerst zartes Phantasiestück „Auf der Veranda" von S. Scheve, sowie einige allzu bequem und billig gearbeitete Werke von L. v. Hofmann. Alles in Allem eine Ausstellung mehr für den Maler als für das große Publikum, eine Ausstellung, die ganz der Jahreszeit gleicht, in welcher sie tagt, eine rechte Frühjahrsausstellung, herb, spröd, ohne rechten Genuß für den Laien, aber eine wahre Herzensstärkung für den Kenner, — weiß doch, wie Goethe sagt:

„... der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frücht' die künft'gen Jahre zieren."

Bei Melchior Lechter.

Von J. Norden.

Das wirkte damals, im November 1896, wie eine große „Sensation“, die erste Ausstellung eines bis dahin gänzlich unbekannten Malers bei Gurlitt. Vielleicht nur ein Dutzend Kunstfreunde und Kunstgewerbler kannten den Namen „Melchior Lechter“. Nun war er mit einem Schlage in aller Leute Mund, und vor Allem drängten sich die in den Salon der Leipziger Straße, die in „Kunstverständniß“ zu machen, für eine unerläßliche Pflicht jedes Mitgliedes der „guten Gesellschaft“ halten. Und vielleicht — je weniger sie von seiner Kunst verstanden, desto lauter priesen sie ihn. Aber um so schwerer fiel ihnen auch die unerläßliche „Registrirung“ und „Classificirung“ der so plötzlich am Berliner Kunsthorizont aufgetauchten Erscheinung: „Symbolist“, „Neuidealist“, „Mystiker“ u. s. w. schwirrte es hin und her. Man einigte sich, glaube ich, zuletzt auf „großer Stilist“ und das sagte noch am meisten, im Geiste des Buffon'schen „Le styl c'est l'homme“.

Denn als eine höchst interessante Persönlichkeit stellte sich der Künstler dar in seinen mehr als siebzig Oel- und Pastellbildern, Cartons für Glasmalereien und ausgeführten Verzierungen, Entwürfen für Gobelins, Buchschmuck, Büchereizeichen u. s. w. Als eine Persönlichkeit von ausgeprägtester Individualität, was in unserer Zeit der Verflauung und des Verwischtseins an und für sich schon ein seltener Vorzug ist. Und dazu noch diese Individualität von außerordentlichem Reiz. Freilich — wie das Classificiren, so liegt unserem „Kunstpublicum“ auch die Aehnlichkeitsjägerei im Blut. Ein Beweis dafür, wie wenig man auf Individualitäten stößt. Man suchte also natürlich nach Vorbildern: Böcklin und Klinger, Walter Crane und die Präraphaeliten, Pervis de Chavannes und die modernen Byzantinisten — was weiß ich, wer sonst noch Alles als „Vorbild“ entdeckt wurde. Und es stimmte doch immer wieder nicht, denn Melchior Lechter ist nirgends ein „Nachahmer“ und „Nachempfinder“. Er hatte den Muth, er selbst zu sein, und das wirkte so verwirrend; und er hatte die Geduld, zehn Jahre in stiller Klause zu arbeiten, ehe er an die Oeffentlichkeit trat, und das wirkte vielleicht noch verwirrender.

Hätte denn der Eindruck dieser Ausstellung überhaupt so stark sein können, wenn das Alles „Nachahmung“ und „Nachempfindung“ gewesen wäre?

Und er war sehr stark. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, des Eröffnungstages. Die sonst so schwatzhaften und krittelsüchtigen, gedankenblassen und auch ganz gedankenarmen Leute, denen wir unter den Besuchern unserer Kunst-Premièren so viel begegnen — wie in einer neuen Welt der Farben und Linien gingen sie einher, still, schweigsam, fast andächtig. Ein Etwas wurde auf tiefstem Herzensgrunde all' des modernen Kunstpublicums wieder wach, ein Etwas, das ihm längst abhanden gekommen war. Es war wie ein Erinnern schöner, seliger Kindheitstage, es war wie verhallende Glockenklänge vom Boden des Meeres auf, wie märchenhafter Harfenklang im weiten, stillen Forst ...

Musik in Farben und Linien war's, was aus diesen Bildern herausklang. Wenn's je Einem gelang, die Welt der Töne im Reiche der Farben zum Ausdruck zu bringen, so ist es Melchior Lechter. Da war das Leidens-Sehnsuchtsmotiv aus dem Vorspiel zu „Tristan und Isolde“. Zwei Verglasungen, die jetzt das Fenster seines Schlafgemaches zieren, mit leidenschaftlich rothen, geheimnißvoll blauen und violetten, jauchzend gelben und schmeichelnd warmbraunen Tönen in der reichen Ornamentik und der stilisirten Landschaft, aus der links eine nackte männliche, rechts eine nackte weibliche Gestalt hervortritt. Die Legende: „Mich sehnen und sterben — Sterben und mich sehnen“ stimmt zur Haltung der Figuren. Ausdrucksvoller, bezwingender läßt sich verschmachtendes Sehnen, das in jedem Erreichen nur neue Keime zu neuem Sehnen findet, nicht darstellen ... Dann Chopin's E-moll-Präludium, mit dem Motto: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod“. Eine horizontal langgestreckte Tafel, in lichten Tönen, mit einem hellen Lila als Kammerton. Eine weite, von Herbstzeitlosen dicht bestandene Ebene; am Horizont eine tiefblaue Hügelkette unter langgezogenem duftigem, röthlich-blauem Gewölk; darüber endlos ein heller Himmel; auf marmornen Sessel vorn eine grau-grüne Frauengestalt, scharf im Profil, schmerzverloren und sehnend aus großem Auge in nebelnde Weite blickend ... Oder „Orpheus“: silbergraue Stämme aufwärtsstrebend; zwischen ihnen der Himmel oben tiefviolett, nach unten zu leicht verblassend; fremdgestaltige große Blüthen in sammetartigen, schwarzbraunen Tönen; und zwischen den Bäumen und Blüthen der König, mit Krone und schleppendem, juwelenfunkelnden blauen Mantel, mit überschlanken Fingern seiner Laute Klänge entlockend, die ihn unaufhaltsam immer weiter und weiter schreiten lassen, aufwärts blickend in die unermeßliche Höhe, die mystisch über ihm dämmert und aus der ihm die Sphärentöne zu kommen scheinen ... Und die wundersame „Blaue Blume Einsamkeit“, oder „Traumblüthen“, oder „Schattenland“ und andere Bilder noch, die ich jetzt wieder sah, als ich den Maler jüngst, nach Jahren wieder einmal, in seinem Heim aufsuchte.

Nicht aus den Augen verloren hatte ich ihn natürlich. Und oft gesehen hatte ich ihn in diesen Jahren, in Gesellschaften, bei ernsten Musikaufführungen, im Theater, wenn's was „Secessionistisches“ gab. Oft und viel gesehen, denn Lechter war ja über Nacht ein „berühmter Mann“ geworden und der einstige Glasmalerlehrling aus Münster i/W., wo seine Wiege stand, in Berlin W. „sehr gefragt“. Er wußte und weiß die „Würde“ zu tragen, mit Geschick und Ergebenheit. Er ist noch heute derselbe, wie damals, wo er so plötzlich an die Oeffentlichkeit trat aus seiner stillen Arbeitsklause. Sechzehn Jahre sind es her, daß er aus seiner Heimathsstadt nach Berlin einwanderte, um, gänzlich mittellos, die Kunstakademie zu beziehen, auf der er denn auch zehn Jahre verblieb, hauptsächlich um im Besitz eines Ateliers zu sein. Aber er hat der Akademie auch Manches sonst zu danken. Namentlich im Zeichnen. Hugo Vogel und Scheurenberg waren u. A. seine Lehrer. Doch er wandelte seine eigenen Wege und lebte seinen Künstlerträumen nach, die ihn in ein seltsames Reich blühender Phantasie nach bestrickender Farbensymbolik führten. Was er sich von dort geholt hatte, was er aus dem tiefen Born seines lyrisch-musikalischen Empfindens zu schöpfen wußte — in der Akademie schüttelten sie die Köpfe dazu und lachten ihn wohl auch aus. Es waren dieselben Bilder und Entwürfe, die ihn im November 1896 plötzlich in den Vordergrund schoben und ihn mit Aufträgen überhäuften. Einige unserer bedeutenden Baumeister, wie von Großheim und Schwechten, waren schon früher auf ihn aufmerksam geworden. Er hatte Bestellungen von Glasmalereien für das „Romanische Haus“, gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche, für die Simeonskirche u. A. erhalten. Andere folgten jetzt. So für den Reichstags-Palast in der Leipziger Straße, für das Werthheim'sche Kaufhaus, für die Villa Wessel in Bernburg i/H. u. s. w. Von seinen Bildern aber trennt er sich ungern. Ja so keusch ist seine Kunst, daß er das Liebste, was er geschaffen, gar nicht an die Oeffentlichkeit gelangen lassen will. Daheim, in seiner stillen dämmerigen Wohnstätte voll Gedankenpoesie und Farbenstimmung hütet er seine Schätze, und seine eigenen Gemächer schmückt er mit den Bildern und Verglasungen, wie sie damals auf seiner ersten Ausstellung zu sehen waren.

Betritt man dieses Heim, so geräth man ganz unter den Bann des Geistes, der in seinen Bildern und Glasmalereien lebt. Es ist der Geist der Romantik und der Frühgothik, der Geist der mystischen Pracht und Sinnenlust

der mittelalterlichen katholischen Kirche, es ist der Geist Fra Angelico's und Vivarini's und des Siennesen, des größten Farbenmystikers, und Albrecht Dürer's, und der Geist Richard Wagner's und Friedrich Nietzsche's und Beaudelaire's, aus dem sich dieses Milieu zusammensetzt, das er selbst geschaffen und das in seiner Zusammensetzung aus all' jenen Elementen schließlich etwas Neues bietet, was man wohl schlechtweg als „Stil Lechter" bezeichnen kann ...

Eines wird Einem gegenüber der Kunst Lechter's — und erst recht an seiner Schaffensstätte — sofort klar: es kam vom Handwerk, und er kam aus Münster.

In den berühmten Werkstätten von Anton, und Viktor von Forst in Münster erlernte er die Glasmalerei, und in Berlin hat er auf diesem Gebiet weiter gearbeitet und sich eine ganz eigene Technik zurecht gemacht mit Aetzungen und Ueberfangsgläsern, die ihm stärkste Wirkung zu erzielen gestattet. Und auch in seiner Oel- und Temperamalerei hat er eine eigene Technik der Untermalungen der Holztafeln und der Bindemittel, die ihm einen förmlich plastischen Farbenauftrag als Untergrund ermöglicht, auf dem er dann weiter schafft. Mitunter führt er einzelne Theile des Gemäldes geradezu erst als Flachrelief aus, das er dann übermalt: Glorienscheine, Schmuck, Brocatmuster u. s. w. Und andererseits verleiht seine Maltechnik, bei der er vielfach auf die von ihm eingehend studirte der Italiener des 14. und 15. Jahrhunderts zurückgriff, seinen Farben eine Leuchtkraft, die erstaunlich ist. Und die Gegensätze und Harmonien, die er zu finden und zu geben weiß, thun dann noch ein Uebriges. Musikklänge werden ihm zu Farben, und mit Farben wiederum weiß er sich musikalische Wirkungen zu erzielen. Dazu das gesetzmäßige Spiel der Linien, das Architektonisch-Constructive seiner Entwürfe. Auch hier wieder das Gesetz dem der Musik entsprechend, ist doch die Architektur selbst Stein gewordene Musik.

„Bemerken Sie diesen geschnitzten Rahmen — hier unten habe ich das Linienornament fugenmäßig behandelt, im Widerstreit zweier Motive" — sagte er mir, als wir vor dem großen Kohlendruck nach Fra Angelico's „Weltgericht" standen, der über dem Kamin des Schlafgemaches hängt.

Wie dieser Rahmen ist Alles in diesem und in den übrigen Zimmern nach seinen eigenen Angaben gemacht Theils auch von ihm selbst ausgeführt. Bis auf's Kleinste hinunter, bis zu den Schemelchen und Becherchen. Selbst hat er die Wände schlicht und sinnig bemalt oder mit selbstgemalten Teppichen aus grober Leinewand bedeckt. In seinem Schlafgemach ziert das Tristan und Isolde-Motiv das Fenster, und in seiner Bücherei ist jene Glasmalerei eingelassen, die bei Gurlitt zu sehen war: zwei Figuren in langen Gewändern, den „heiligen Ton" und den „heiligen Duft" symbolisirend (ein Motiv, dem man bei Lechner wiederholt begegnen kann), eines durch Gedankeninhalt, Formenschönheit und Farbenharmonie fesselnden Rahmens. Darüber Nietzsche's Worte: „Schon glühst Du und träumst; schon trinkst Du durstig an allen Tiefen, klingenden Trostbrunnen; schon ruht Deine Schwermuth in der Seligkeit zukünftiger Gesänge."

Lechter liebt es, Sprüche und Verse von Denkern und Dichtern, mitunter auch eigene, die mystisch tief und farbenglühend, wie seine liebsten Bilder sind, auf seine Bilder, seine Wände, sein Hausgeräth zu setzen, immer in stilisirten Majesculen, wie er ja auch Alles, was er schreibt, selbst die Briefe an Fremde, in solcher Schrift abfaßt. Sind diese Sprüche und Verse eine Quelle der Anregung gewesen, oder sollen sie einen „Commentar" bilden? Weder das Eine, noch das Andere.

„Nein," sagte er mit seinem Lächeln, „das ist es nicht! Denn die Farbenmelodie, das Bild, das ich oft im halbwachen Zustande Nachts, oder früh Morgens plötzlich vor den Augen stehen sehe, klar und deutlich, mit allen seinen Einzelheiten — es ist immer früher da, als das Dichter- oder Denkerwort, das später hinzukommt. Ich setzte es hin, weil es mir dazu zu passen scheint, nur weil es aus der gleichen Empfindung herausgeboren worden ist. So paßt auch diese und jene Musik dazu. Warum soll man in drei Künsten nicht ganz das Gleiche ausdrücken können?"

Auch musikalisch ist ja Lechter leicht veranlagt, wenn auch nicht zum Schaffen, so zum Empfangen, und er hat viel und ernst Musik studirt und getrieben, die mittelalterliche Kirchenmusik und Wagner vor Allem. ...

Und er kam aus Münster ... Die Frage ist müßig, ob er der geworden wäre, der er ist, wenn er nicht in dem Lande und in der Stadt geboren und aufgewachsen wäre, die der Phantasie der Empfänglichen so viel bietet. Aber es ist klar, daß die Münster'schen Einflüsse einen sehr wesentlichen Antheil an seinem Werdegang gehabt haben. Die Frühgothik und der romanische Stil in Welt- und Kirchenbauten und der sinnenberückende katholische Cultus mit all' seiner Macht und Pracht. Die reichen Kirchen mit ihrem malerischen und sculpturalen Schmuck auf Schritt und Tritt. Wie wirkten sie auf den phantasiebegabten, so empfänglichen Knaben — die hohen Kirchenschiffe, in die das Licht nur durch farbenleuchtende Glasfenster hineindringt, die Mystik lebt und webt und von dunklem Orgelchor her mächtige Accorde und sanfte Harmonien auf Weihrauchwolken auf- und niederschweben.

„Alles, was ich damals sah und was mich umgab," meinte er, wie sinnend in die Vergangenheit blickend „war mir „Kunst an sich" ... Sie waren der Untergrund, der Unterbau für meine Kunst, diese Jugendeindrücke in Münster. .. Gewiß hat der Katholicismus auf mich einen sehr starken Einfluß ausgeübt. Auf ästhetischem Gebiet. Er hat für mich überhaupt nur die Bedeutung von etwas Aesthetischem. Und die Mystik dieses Aesthetischen zieht mich an. Jede Kunst ist Mystik. Der Mann, der sie ausübt, braucht das gar nicht einmal zu wissen; das ist ganz gleichgiltig."

Wie mußte da zuerst abstoßend auf ihn gewirkt haben das kahle, kalte, nüchterne Berlin, wohin er ja geradenwegs aus Münster kam, und erst die Kunstschule mit ihrer Schulkunst, auf ihn, für den die Eindrücke der Kinder- und Knabenzeit in Münster „Kunst an sich" waren. Aber er wußte sich in dieses Reich der Phantasie und Mystik immer wieder hinüberzusetzen, wie er vor der eigenen Staffelei stand und zu Büchern und Noten griff in den Mußestunden, die ihm die Unterrichtsstunden in der Akademie und die Arbeit für und in Werkstätten der Glasmalerei übrig ließen, von der er ja leben mußte. Und so studirte er eifrig Kunst und Poesie des Mittelalters, die indische Literatur, Nietzsche, die Schriften der Mystiker, Francesco von Assisi, die Heilige Theresa u. s. w. Und dann kam er die große italienische Reise und andere Reisen und damit neue Eindrücke und Einflüsse: Kunst und Kunstgewerbe der deutschen und italienischen Renaissance und der Quatrocento, die Galerien, Massen-Kirchen und Schlösser, namentlich auch die keramischen Schätze der Lombardei und Toscanas u. s. w. Daß er so hier in Berlin bald auch dem Kreise unserer Mystiker und Symbolisten in Poesie und Musik nahe trat, war natürlich. ...

In Paris war in der deutschen kunstgewerblichen Abtheilung ein Raum bekanntlich Lechter überwiesen worden, wo er einen Theil der Palmberg'schen Stiftung für das Kölner Kunstgewerbemuseum — das große Fenster — ausgestellt hatte. Ich wollte Näheres gerade auch über dieses von Palmberg gestiftete Lechter-Zimmer erfahren und so suchte ich ihn jetzt auf.

Da war ich denn wieder in seinem eigenartigen Heim, das so ganz den Stempel seines innersten Wesens zeigt und — so weit das eine Berliner Miethswohnung zuläßt — das Harmonischste ist, was man sich denken kann, und der Niederschlag all' jener innerlich verarbeiteten Eindrücke und Einflüsse. .. Und mitten drin er selbst mit seinem bartlosen Genius und den stumpfblonden, schlichtgescheitelten Haaren.

Der Kopf eines katholischen Landpfarrers. Man denkt sich unwillkürlich die schwarze Soutane eines Abbé's dazu. Indessen der Künstler zeigt sich in Smoking und ausgeschnittenen Lackschuhen. Ein kleines Eingeständniß an „Berlin W." Aber es berührt nicht seine Kunst.

Gleich waren wir mitten in ihr drin, indem er mir bereitwilligst Cartons zum Palmberg-Lechter-Zimmer in Cöln zeigte, das in der Hauptsache schon fertig ist, denn seit 1898 wird daran gearbeitet. Eine fürstliche Stiftung. „Zimmer" nenne ich es.

„Nein, ein Saal von 18×8 Meter Flächenraum und 8 Meter Höhe! Und darin ganz frei und ungebunden schalten und walten und schaffen zu können. An der einen Längsseite das große Fenster, das Sie in Paris sahen, an der anderen das Flügel-Holztafelbild, an dem ich soeben in meinem Atelier im Siegmundshof arbeite. Die Wände unten mit Holztäfelung in geschnitztem grauem Eichenholz mit lila Marmor-Thüreinfassungen und reicher Vergoldung, darüber eine Sammettapete in Applicationsstickerei, die allein 75000 Mk. kostet. Sie können sich da denken, was das Ganze kosten wird. Im Ornament — nirgends eine Wiederholung und doch Alles harmonisch zusammenfließend, von einer Grundempfindung und einem Grundgedanken ausgehend und malerisch und architektonisch zu ihnen zurückkehrend."

Er wies mir Einzelheiten vor von staunenswerther Erfindung und Pracht. Ich dachte immer an den heiligsten Raum der Gralsburg. Und da äußerte ich, was ich schon früher einmal zu ihm gesagt, daß er doch den Parcival illustriren solle; keinem werde es gelingen, wie ihm.

Er lächelte: „Aber das ist ja Alles Parcival-Geist!" — „Eben drum!" meinte ich.

Man wird einst über den Palmberg-Lechter-Saal Bücher schreiben. Hier eine kurze Beschreibung von ihm zu geben, ist ganz unmöglich — man käme nicht zu Ende. Nur ein paar Worte über das Flügelbild. Es ist sozusagen das „Heilige Grab" selbst in diesem „Grabeszimmer". Eine Symbolisirung des Mysteriums der Kunst.

„Es giebt viele große Maler, überhaupt Künstler. Aber dasjenige, was erst ein Werk zum Kunstwerk macht — für mich — das ist — wie soll man sagen? — das ist ein Mysterium, ist Etwas, was für den Schaffenden, wie für den Beschauer immer etwas Unerklärliches, Geheimnißvolles bleibt. Das will ich in diesem Bilde ausdrücken. Wie man's eben ausdrücken kann, durch eine symbolische Handlung. Sehen Sie hier an der rechten Seite des Mittelstückes den Tempel der „mystischen Quelle"; die Hohepriesterin ist herausgetreten und reicht dem verzückt mit verschränkten Händen vor ihm knieenden Künstler aus einem Pocal einen Trunk von der Quelle; andere Priesterinnen knieen zur Seite mit Weihrauchfässern oder — hier im rechten Flügel — lassen der Orgel weihevolle Harmonien entströmen. Links oben vom anderen Flügel aus schweben Genien in langflatternden lichten, stumpffarbigen Gewändern hin, bis in's Mittelbild hinein — der Künstler Empfindungen. . . Hierzu die Legende; aber bitte, sie mit meiner Interpunktion zu geben: „Berufen: durch des mystischen Quelles Trank: Empfange den heiligen Rausch: Aus dem geboren geweihte Werke." . . . Bei den Alten war es der kastalische Quell. . . Der Name thut nichts zur Sache. Es ist immer das Gleiche. Das große Mysterium des Schaffens."

„Aber das ist hier alles so klein und dann die Farben — wenn Sie die sehen könnten! Der Tempel von außen reich golden mit türkisch-blauem und weißem Email; drinnen tiefblau und in diesem mystischen Blau plätschert zwischen Blumen und Pflanzen der silberne Quellstrudel auf und nieder. Dort der Bergrücken hinten violett, der Himmel darüber roth, im stillen See am Fuße des Berges sich wiederspiegelnd; die Priesterin in matt funkelndem Brocatgewande, der Künstler in Schwarzroth; vorn der Boden tiefgrün mit violetten Hyacinthen . . . Sie müssen wieder kommen, in's Atelier, wenn Alles so weit ist. Sehen Sie die Candelaber vor dem Tempel: jeder anders gemustert; und hier die Tempelsäulen, der Mosaikboden — jeder Stein mit einer anderen symbolischen Figur: hier der Pfau als Sinnbild der Unsterblichkeit"; der Thurm dort — das Symbol der „inneren Reinheit" . . .

Und ich sah und sah und hörte seinen schlichten Erklärungen zu. Welche Fülle der Gesichte! Wirklich — und in einem Buche erschöpfend zu behandeln.

Und noch Anderes bekam ich zu sehen: Buchausstattungen, wie die für das im Verlage der „Blätter für die Kunst" erschienene neueste dichterische Gebilde von Stephan George: „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod, mit einem Vorspiel," keine Fortsetzung, eine Folge des „Jahr der Seele"; oder das Deckblatt für die „Architektonischen Charakterbilder" von Bruno Möhring, ein Titelblatt für Ansorge's Compositionen zu Gedichten von Stephan George, einen Band der von George herausgegebenen „Deutschen Dichtung", der Jean Paul uns wieder näher rückt in seinen unvergänglich schönen Gedichten, die unseren heutigen „Ganz-Modernen" sich so nahe verwandt zeigen. . . Auch hier überall in dem ornamentalen Gedanken und den planmäßigen Linien- und Figurenharmonien eine Fülle von Gedanken und symbolischen Beziehungen.

„Warum machen Sie nicht wieder eine Ausstellung? Sie haben ja so ungeheuer viel Material."

„Ich habe kein Verlangen nach Ausstellungen. Doch wer weiß, vielleicht . . . einmal später . . . Aber dann muß es ganz was Großes werden . . . Sehen Sie, ich arbeite ja immer zu auch Bilder, aber für mich. Hier will ich Ihnen Entwürfe zeigen. Für Weihnachten habe ich sie alle in Pastell angelegt. Es ließ mir keine Ruhe. Das mache ich so dazwischen, wie die Buchausstellungen für meine Freunde . . ."

Und er holte gerahmte, unter Glas gesetzte Cartons hervor. Noch weit seltsamer, tiefgründiger, als jene erste Bilderserie bei Gurlitt einst, nur noch farbenleuchtender.

„Es ist Alles weit reifer geworden," meinte er; „aber für wen soll ich's ausstellen?" — „So was giebt's ja gar nicht!" werden die Menschen sagen. Aber Sie sehen — es giebt's doch." Componiren — das kann ich nicht, wie die Anderen. Wie ich es einmal plötzlich vor mir sah, so muß es werden. Ich frage nicht, warum? Und ich kann auch nichts daran ändern. Das ist mir unmöglich. Man kann doch eine Stimmung, eine Empfindung nicht ändern!"

Das glaube ich schon, daß es nichts für Jedermann ist: „Die Rosen-Wunder-Hymne", wo mitten im lilafarbenen bewegten Meer auf marmornen Podium eine Idealfigur an einem Flügel aus Gold und Bernstein sitzt und ringsum rauschen und schäumen die Wellen und der Schaum besteht aus Rosenketten, vom hellsten bis zum dunkelsten Rosa, und dazwischen einzelne Rosen durch die Lüfte wirbelnd, wie helle Posaunenklänge und klagende Clarinettentöne in einer Symphonie. Oder: „Der Garten der Engel und die sieben Quellen". Ein abgestumpfter, dunkelblaugrüner Kegel, aus den zwischen beschnittenen regelmäßigen Baumreihen die Quellen hervorrieseln. Auf dem Kegel ist ein großer rother azaleenartiger Märchenbaum, unter dem die Engel in der Morgenstunde ihren Reigen schlingen. Oder — doch das Beschreiben macht's nicht, bei diesen neuesten Bildern noch weniger, als bei den früheren.

Lechter war in seine Bücherei gegangen, hatte sich still an ein Instrument gesetzt und spielte leise, sanfte, schlichte Weisen, während ich die Bilder besah . . . Das paßte gut dazu . . . Und ich dachte an einen seiner Verssprüche: „Tauche unter in den mystischen Brunnen Deiner Seele, so tief, bis über Dir der jenseitige Traumhimmel erhaben sich wölbt".

Wer das nicht vermag, dem wird Lechter mit seinem Tiefsinn immer fremd bleiben. . .

Ottilie von Goethe und ihre Söhne.

Von Hermann Kühne.

Der Grund dafür, das man Ottilie von Goethe so lange unterschätzt hat, ist wohl darin zu suchen, daß diese wunderbare, naturwüchsige, leidenschaftliche, sich widersprechende, aber durch und durch großartige Individualität oft mißverstanden wurde und auch Anlaß zum Mißverstehen gab. Wohl hat sie viel geirrt und viel gefehlt! Aber größer als dies Irren und Fehlen waren die Vorzüge des Geistes und des Herzens, die sie weit über das gewöhnliche Maß der Erscheinungen hinwegheben und sie als eine der merkwürdigsten und seltensten Frauen ihrer Zeit kennzeichnen. Die Eigenart und Frische ihrer Auffassung, ihre tiefe Empfindung, der Reichthum ihrer Phantasie, ihre Begeisterung für alles Edle — das Wahre und Muthige ihres Wesens, ihre Hingabe und Treue in der Freundschaft, nicht zum Mindesten auch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit und das diamantähnlich Blitzende ihres bis in ihr hohes Alter jugendlichen Geistes — das waren die reichen Gaben, die sie bot und durch welche ihr in vielen Herzen eine Freistatt für immer gesichert ward.

Ottilie von Goethe wurde am 31. October 1796 in Danzig als die älteste Tochter des Majors von Pogwisch und seiner Gemahlin geb. Gräfin Henckel-Donnersmark geboren. Die Mutter der Frau von Pogwisch war jene Gräfin Henckel, die in den Annalen von Rheinsberg zur Zeit des Prinzen Heinrich eine hervorragende Rolle spielte und später nahezu vierzig Jahre in Weimar lebte, wo sie die Stellung als Oberhofmeisterin der Frau Erbprinzeß Großfürstin Maria Pawlowna bekleidete. Im hohen Grad vornehme Frau, gescheut, energisch, aber weltlich, war sie von Anfang an der Verbindung ihrer Tochter mit Herrn von Pogwisch nicht geneigt. Aber die Ehe, die dennoch unter sehr wunderlichen Umständen in Rheinsberg geschlossen wurde, war eine sehr glückliche, wie Frau von Pogwisch es noch in später Zeit vielfach betont hat. Gleichwohl brachten pecuniäre Verhältnisse, die mit den Jahren sich ungünstig gestalteten, erst Trennung, dann Scheidung, und zwar ward diese erzwungen durch das Machtwort und den eisernen Willen der Gräfin Henckel. Frau von Pogwisch, eine echte Tochter der Zeit, in welcher die Autorität der Eltern noch Alles galt, fügte sich, wenn auch mit tiefem Schmerz, dem Willen der Mutter. So kam es, daß Ottilie ebenso wie ihre Schwester nur die frühesten Kinderjahre in der ersten Heimath verlebten.

Frau von Pogwisch zog mit ihren beiden Töchtern nach Weimar, um ihnen dort ein mütterliches Heim aufzubauen. Und sicherlich würde dieser Zweck auch im schönsten Sinne erreicht worden sein, wäre nicht ein Zwischenfall eingetreten, der die stete mütterliche Fürsorge beeinträchtigte, ja oft unmöglich machte. Frau von Pogwisch ward zur Hofdame der Erbprinzeß erlesen und ihre schon angedeuteten, sehr beschränkten Verhältnisse, sowie andere Rücksichten forderten gebieterisch die Annahme dieser Wahl. Die Töchter nebst einer Dienerin erhielten — ebenfalls durch besonderen Gnadenbeweis — eine Mansardwohnung im sogenannten Fürstenhaus, waren aber, wie es die Verhältnisse nun mit sich brachten, viel sich selbst oder ungenügender Leitung überlassen. Ein Umstand, der namentlich für das feurige, phantastische Temperament Ottiliens ebenso zur Gefahr wurde, als er gewiß zur Entschuldigung dienen darf für manches Irren und Fehlen damals sowohl als in späterer Zeit.

Sehr erklärlich ist es daher auch, daß Ottilie viel durchkämpfte und litt, als nach dem Verzicht auf diese erste Liebe Goethe's Sohn um sie warb und sie sich ihm vermählte (1817). Die Verehrung für den großen Dichter, die Güte und das Interesse, das dieser schon dem heranwachsenden jungen Mädchen gezeigt, als sie sich ihrer schönen Altstimme wegen im Goethe'schen Haus eingeführt sah, und Goethe besonders durch ihren fesselnden Vortrag italienischer Kirchengesänge erfreute; auch der mächtige Name, der nun der ihre werden sollte — die Aussicht, zur unmittelbaren Umgebung Goethe's zu gehören, der unverhohlen zeigte, wie sehr er diese Verbindung wünschte, — dies Alles zusammengefaßt, mag großen Einfluß auf ihren Entschluß ausgeübt haben. Vielleicht auch die eigene kümmerliche Existenz ohne eigentliches Heimathhaus.

Es würde Unkenntniß der einschlagenden Verhältnisse bedeuten, wollte man die Schuld nur auf der einen Seite suchen, und sie Ottilien ganz zumessen. Auch August Goethe hatte dieser Heirath eine Neigung opfern müssen, und wenn seine ungezügelte Natur wohl in jeder Ehe große Schwierigkeiten geboten, so waren freilich die Mittel, die Ottilie ergriff, sich über Schmerzliches hinwegzutäuschen, sehr ungeeignet zu gutem Erfolg. Denn fieberhaft griff sie nach dem Flitter aller erdenklichen Zerstreuungen, und die Mansarde im Goethe'schen Haus bot, nach den Erzählungen von Augenzeugen, damals das bunteste Bild eines Alles überfluthenden originellen Verkehrs, dem die Machterscheinung Goethe's allein den nöthigsten Halt gab.

Im Jahre 1830 wurde Ottilie Wittwe. August Goethe war in Rom einer kurzen, schweren Krankheit nach sturmbewegtem Leben erlegen und ruhte an der Pyramide des Cestius. In der äußeren Lage Ottiliens änderte sich dadurch nichts. Sie blieb mit ihren beiden Söhnen und ihrem jüngsten Kind, einer liebreizenden Tochter, im Goethe'schen Haus, und das schöne Verhältniß zwischen ihr und dem „Vater" hielt ohne jede Trübung bis zu seinem Heimgang an. Ja, die Treue ihrer Pflege an seinem Kranken- und Sterbebett und die zarte und erfolgreiche Weise, wie sie sich bemühte, auch in die bangsten letzten Stunden noch Lichtblicke zu tragen, ist ihm Trost und Freude gewesen bis zuletzt. Die Hand des Sterbenden hat noch in der ihren geruht. Wie nicht anders zu erwarten, trat nun nach dem Heimgang des Unsterblichen eine unsägliche Oede in Ottiliens Leben ein. Im Zusammenleben und Zusammenfinden mit Goethe war ihr nicht nur in verschwenderischer Fülle zugeflossen, was er an geistigem Leben mächtig und hinreißend zugleich gab, — in seiner großen Liebe zu ihr und dem vollen Verständniß ihres Naturells hatten auch manche ihrer phantastischen Thorheiten und manches Irren Entschuldigung, Klärung, ja Bergung gefunden, und ohne Anlehnung an seine geliebte, hohe, eine Welt beherrschende Gestalt lag nun ein dornenvoller Weg vor ihr.

Zu dem Schmerz des erlittenen unsäglichen Verlustes und der Entbehrung trat aber auch anderes Schwere. Dazu müssen die Schwierigkeiten betreffs der Erziehung ihrer Söhne gezählt werden, die sich nicht leicht den Lebens- und Lehrverhältnissen anzupassen wußten. Große Conflicte mit den Vormündern waren die Folge. Ottilie Goethe fehlte, indem sie aus übergroßer mütterlicher Zärtlichkeit die nöthige strenge Leitung der Söhne abwehrte, zum großen Nachtheil wohl für deren Zukunft. Auch pecuniär traten durch die Erbschaftsregulirung Schwierigkeiten ein, die bei dem zwar immer edlen, aber leidenschaftlich erregten Charakter Ottiliens und ihrem vollständigen Unvermögen, derartige Verhältnisse einfach und practisch zu nehmen, viel Verdrießliches brachten.

Und dennoch! Nicht die geistigen Arbeiten und geselligen, freundschaftlichen Beziehungen und Anregungen — nicht das Zusammenleben mit ihrer Tochter und ihren Söhnen, die zu jener Zeit das Gymnasium in Weimar besuchten, nicht der rege, schöne Verkehr mit ihrer Mutter, deren bevorzugte Tochter sie war, vermochten ihr Herz auszufüllen. Ihre romantisch angelegte Natur brach jählings wieder durch, und es muß diese Epoche ihres Lebens leider als eine bezeichnet werden, in der ihre großartige, edle Individualität vollständig verdunkelt und ganz unverständlich erschien. In voller Selbsterkenntniß ihres leidenschaftlichen Naturells, unter dem sie selbst schwer litt, hat sie einmal in einem wunderbar offenen, eigenartigen Brief an die englische Schriftstellerin Sarah

Austin ein Selbstporträt gegeben, worin sie wörtlich von sich Folgendes sagt: „Mit einem wilden, angeborenen Freiheitstrieb war ich doch immer vollkommen Sclavin, wo ich liebte, und das Doppelurtheil, was von mir in der Welt herrscht, erklärt sich dadurch. So wenig es auf vielen Punkten den Anschein hat, so sehr ich eine gewisse Emancipation für die Frauen verlange, so war vielleicht Niemand, der wie ich sogar vollkommen glücklich in der Beschränkung eines Harems hätte sein können, wenn man dadurch die vollkommene Befriedigung verstand, alle Talente, Gedanken, Empfindungen als nur für einen Menschen zu fühlen. Aber freilich müßte ich in meinem Harem allein sein und mir keine Herzenstheilung zugemuthet werden."

Um diese Zeit nun, Ende der dreißiger Jahre, reifte auch der Entschluß in ihr, Weimar zu verlassen. Es war nicht das Hinausziehen der Söhne allein, was sie forttrieb — der ältere gedachte musikalische Studien unter der Leitung Mendelssohn's zu machen — der jüngere die Universität zu beziehen —, anderes sehr schwer Wiegendes kam dazu, und so siedelte sie nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt am Main im Jahre 1839 nach Wien über, von da an Weimar nur noch von Zeit zu Zeit berührend, bis die letzten Jahre ihres Lebens sie doch der Heimath wieder gaben.

Der älteste Sohn Ottiliens hatte sich dem Studium der Musik gewidmet, und unter die Leitung des damals im Zenith seines Ruhmes stehenden Meisters Mendelssohn gestellt. Walther Goethe's Streben war echt, ideal und schön, sein Talent ein sehr anmuthiges. Allein seine Arbeitskraft stand nicht im Verhältniß zu dem, was die Kunst gebieterisch fordert: das Durchdringen des Stoffs in schwerer, rastloser Arbeit. Sein körperliches Ergehen ward zum Hinderniß. Dazu kam, daß seine Selbstkritik zu groß war und er dennoch glaubte, sich nicht mit dem Erfolg eines ausübenden Künstlers begnügen zu können. Er wollte schöpferisch wirken, seinen Idealen Gestalt geben. Es stellten sich indeß sehr große Schwierigkeiten der Verbreitung und Annahme seiner Arbeiten entgegen. Und dies Ringen und Kämpfen der sehr vornehmen, aber zugleich sehr schüchternen Natur des jungen Künstlers traf naturgemäß das Mutterherz tief. Ottilie sah, wie ihr Sohn unfähig war, den Kampf aufzunehmen mit den verschiedenen, oft sehr unlauteren Elementen, die einen künstlerischen Erfolg beeinflussen können, und glaubte an ihres Sohnes Genius.

Ihre Erscheinung bot des Eigenartigen und des Anziehenden noch in hohem Grad. Ihre zarte Gestalt, die Art wie sie sich hielt, der charakteristische Kopf mit den herrlichen, geistvollen Augen und den nicht schönen, aber energischen Zügen, umrahmt von einer Fülle weißer Locken, mußte Jeden, auch bei der flüchtigsten Bekanntschaft, für sie interessiren. Ebenso war die Art sich zu kleiden ungewöhnlich — ein wenig bunt und phantastisch, aber dieses wieder ausgeglichen durch ein Hauptstück ihrer Toilette: die immer in tadelloser Frische sich von dem schönen Silberhaar abhebende Haube, die durch ein gewisses Etwas an vergangene Tage erinnerte, so daß man immer bei ihrem Anblick ein Bild aus alter, schöner Zeit vor sich zu haben meinte. Ihre zarte, schmale, aristokratische Hand mit schönen Bewegungen war nur mit einem einzigen Ring geschmückt, darauf stand das Wort: Roma.

Wenn Walther Goethe nun statt der Ausübung der ihm so lieben, ja geheiligten Kunst sich der Arbeit zuwandte, die zunächst zu ergreifen war: dem großväterlichen literarischen und sonstigen Nachlaß ein Hüter zu sein in jedem Sinn und in Zurückgezogenheit unbemerkt fast und unverstanden dem Gedächtniß seines großen Ahnen zu leben, so ist er sich der Schwere dieser Entsagung vollständig bewußt gewesen. — „Meine Tage," so äußert er sich einmal brieflich, „spinnen sich in Geschäften und Obhutsangelegenheiten sehr gleichförmig ab — mein Streben ist, diese treu zu erfüllen."

Es brachen nun die letzten Lebensjahre Ottiliens an. Ihre Kränklichkeit — ein schweres Herzleiden — hatte zugenommen. Ihre Sorgen waren nicht vermindert, ihre Hoffnungen betreffs ihrer Söhne auf Null gesunken, und der Verkehr mit ihnen durch deren Eigenart und Hypochondrie oft erschwert. Aber in Einem war ihnen Allen doch ein großer Schatz geblieben: in der Liebe, die die Söhne mit der Mutter in rührender Weise verband und von dieser zärtlich erwidert wurde.

Eine große Bereicherung erfuhr dieser Goethekreis aber auch durch die fortdauernde Huld und Freundschaft des Großherzogs, der unentwegt, die oft nicht bequemen Eigenthümlichkeiten der Söhne Ottiliens übersehend, dieser ein gütiger Gast an ihrem Theetisch blieb, nicht zum Mindesten sicher auch gefesselt durch den Freimuth Ottiliens und die Einfachheit, mit der sie sich auch den Höchstgestellten gegenüber gab, denn sie war, wie sie sich selbst nach dieser Richtung einmal so hübsch charakterisirt, auch Fürsten gegenüber immer die „geborene Posa".

Da brachte das Jahr 1879 einen solchen und zwar einen tief einschneidenden, verursacht durch das immer trauriger sich gestaltende körperliche Ergehen Wolf Goethe's, dessen Leiden durch asthmatische Anfälle einen sehr ernsten Charakter annahmen. Eine beständige Umgebung und Hülfe war nicht mehr zu entbehren. Allein die Installirung eines Dieners in den Mansardräumen des Goethe'schen Hauses war schwierig. In dieser Bedrängniß, die auch das Zusammenleben der Brüder immer düsterer gestaltete, sollte sich während eines kurzen Aufenthaltes, den Wolf Goethe in Leipzig nahm, die Hülfe finden. Ganz gelegentlich machte er die Bekanntschaft eines junges Mannes, der sofort seine Sympathie gewann. Die Bekanntschaft ward fortgesetzt und bald wurde es Wolf Goethe zur Ueberzeugung, daß er in dem jungen Mann, Namens Thalmann, das gefunden, was er bedurfte: einen helfenden Freund. Er sollte sich nicht getäuscht haben. Sein Entschluß zu einer völligen Uebersiedlung nach Leipzig reifte nun mehr und mehr. Sehnsucht nach Hülfe, absolute Ruhe und die gegebene Möglichkeit, wenn gesundheitlich bessere Tage einträten, seinen nie aufgegebenen literarischen Arbeiten ungestört obliegen zu können, trug den Sieg über ein immerhin schmerzliches Loslösen von der Heimath. In einer mehr als bescheidenen, vier Treppen hoch gelegenen Wohnung in Leipzig, die er selbst scherzend die Zelle zum heiligen Franziskus nannte, war es, wo der einst so verwöhnte Mann das Genüge und den Frieden suchte und auch fand. Sein junger Pfleger, eine einfache, aber ungemein feinfühlige Natur, der mit schwärmerischer Liebe an ihm hing, ward sein Freund, Vertrauter und treuer Helfer bis zum letzten Lebenshauch. Hier in dieser selbstgewählten, eng begrenzten Existenz hatte sich die ganze Liebenswürdigkeit seines Wesens — die früher oft durch Verbitterung getrübte — wieder gefunden, das Große und Schöne seines Charakters zeigend. Auch seine Arbeitssehnsucht wurde einigermaßen befriedigt.

Am 20. Januar 1883 ward Wolf Goethe heimgerufen und neben seiner geliebten Mutter gebettet. Zwei Jahre später folgte ihm Walther Goethe in die Ewigkeit nach. Auch sein Sterbebett sollte in Leipzig sein. Ein kurzer Aufenthalt daselbst war nur geplant, allein er erkrankte schwer und am 15. April 1885 sank auch sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe. Mit welch großem Gefühl, in der schlichtesten Form gefaßt, er über sein herrliches Vermächtniß bestimmte, ist weltbekannt. Auch er ruht in der Heimath neben den Seinen als „der letzte des Geschlechtes, dessen Name alle Zeiten überdauert".

Walther von Goethe wie sein Bruder wußten ihrem Leben den glanzvollsten Schluß zu geben, den man sich nur erdenken konnte, denn sie vermachten ihren Besitz der gebildeten Welt, also dem Allumfassenden, für das ihr Großvater stets gewirkt und für das er stets ein leuchtender Mittel-

punkt bleiben wird. Diese That der beiden Brüder aber verbindet ihre Namen mit dem ihres Großvaters und mit der Dankbarkeit von allen denen, die in Wahrheit die Bildung erkennen und erstreben.



Feuilleton.

Eine Himmelfahrtsnacht auf Sicilien.

Von Maria Hella.

Einsam, so furchtbar einsam ist es um mich her! Ein dunkler nordischer Himmel ohne einen einzigen kleinen Hoffnungsstern schaut auf mich hernieder; wild peitscht der Wind die kalten Regentropfen gegen mein Fenster, rüttelt mit wilder Wuth an den kaum belaubten Bäumen meines Gartens, als wolle er ihnen das dürftige Blätterkleid, das der nordische Frühling an die dürren Aeste gezaubert, wieder herunter reißen. Fröstelnd kehre ich in mein Zimmer zurück, starre in die helle Flamme meines Kaminfeuers und träume vom schönen sonnigen Heimathland. Heute feiert man im fernen Sicilien die Himmelfahrtsnacht! Ja, wie ein lebendes, warmes Bild steht jetzt das letzte Fest, das ich mit gefeiert habe, vor mir, und lockt die Gedanken, die so gerne folgen, in die schöne vergangene Jugendzeit.

Eine von diesen Nächten war es, wo die Luft von Sehnsucht und Leidenschaft schwer ist, wo am tiefen, nachtblauen Himmel das Heer von Sternen wie leuchtende blitzende Augen tief unsere Seele zu durchglühen scheint, wo die Erde den berauschenden Duft der schneeigen Orangenblüthen zu den Wolken sendet, als Weihopfer auf dem Altar des Allmächtigen. Es schläft das unendliche weite Meer, träumt leise athmend seinen ewigen Traum; so ruhig und doch verheißungsvoll liegt es vor uns, nur von leisen silbernen Wellen gekräuselt. Wie ausgestorben in tiefer Stille ruhen die Felder, die Hügel sind die grauen Olivenwälder. Da flackert plötzlich ein Lichtschein auf, dort ein zweiter, von Ferne tönt ein Glöckchen, 11 Uhr! Und nun wie durch einen Zauberschlag wird es lebendig um uns herum. Gestalten wandern hin und her, das Gebell der Hunde, das Blöken der Schafe, die von den Höhen herunter kommen, wird immer deutlicher. Von dem nahen Städtchen kommen die Menschen in Schaaren; auf geduldigen Eseln reitende Bauern, in bunt bemalten Karren, von schön geschmückten Maulthieren gezogen, sitzen Frauen und Kinder; ein Rudel von barfüßigen Jungen läuft ihnen nach, alles schreit und ruft durcheinander, alles rennt und drängt dem Meeresufer zu. Denn heute ist Himmelfahrtsnacht! Die heilige Nacht, wie sie sie dort nennen.

Von Mitternacht bis Tagesgrauen ist den Wellen des Meeres übernatürliche Kraft gegeben, Krankheiten zu heilen, Herzenswunden zu schließen, Glück und Segen zu spenden. Sie glauben so fest an dieses Wunder, diese großen Kinder des Volkes, sind so selig in ihrem Glauben. Der arme Hirte, in melancholischen Tönen seine primitive Flöte aus Canna (Rohr) geschnitzt blasend, führt in eilendem Schritt seine Heerde dem Ufer zu. Die braunrothe phrygische Mütze sitzt ihm kühn auf dem struppigen schwarzen Haar, auf der nackten Brust trägt er allerlei Amuletten gegen die Settaturn (böses Auge). Ein rothes Säckchen mit geweihten Salz, ein Fischchen von Perlmutter, ein Korallenzweig; sie schützen, gläubig getragen, gegen alles Uebel, ein getrockneter Viperkopf in hellblauem Stoff genäht und an hellblauem Band getragen, hält den Dämon der Eifersucht fern. Blau ist die Farbe der Madonna und besonders heilbringend. Endlich sind die Menschen und Thiere alle versammelt und das ganze Leben und Treiben eines Festtages in Sicilien entwickelt sich in dieser Nacht. Durch die Menge drängen sich die Verkäufer. Zuckerkringeln, Melonenkerne, getrocknete Kastanien, Figghi d'india (die Frucht einer Cactusart) werden schreiend unter den sonderbarsten Benennungen feilgeboten, und sogar Schneckensalat in kleinen Schüsseln wird hoch angepriesen. Kleine Oellämpchen beleuchten all' die Herrlichkeiten. Da naht sich singend und betend der Zug des Priesters, der unter vergoldetem Baldachin ernst einherschreitet, Chorknaben schwingen ihre Weihkessel, die Mönche folgen mit ihren Fackeln. Horch! nun schlägt es auf dem nahen Kirchthurm in dumpfen Tönen die Mitternachtsstunde, der Lärm verstummt, in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrt die Menge, die Kniee beugen sich, die Hand greift zum Rosenkranz, jetzt steigen die unsichtbaren Geister vom Himmel in's Meer, und das Gebet des Gläubigen findet Erhörung. Um Heilung seines Leidens fleht der Eine, dort preßt ein armes verhärmtes junges Weib das fieberkranke Kind an's pochende Mutterherz. Oh! heilige Nacht der Himmelfahrt, laß ihn mir gesund auf Erden! Um den fernen Geliebten, der vielleicht schon längst im heißen Sande Afrikas, den Tod gefunden, fleht das Mädchen. Oh! Santissima Vergine, gieb mir den Geliebten wieder. Da verhallt der zwölfte Glockenschlag! alles stürzt an's Wasser, die Jungen drängen voran, langsam mit zitternden Gliedern folgen die Alten. Die arme Mutter taucht das fiebernde Kind in die geheiligte Fluth, mit angstvollem, gequältem Blick auf sein bleiches Gesichtchen schauend, es schlägt die Augen auf, und murmelt ein leises „Mammà mia, mir ist so wohl! Oh! Madonna, Du hast geholfen," hört man das Weib aufjauchzen, „gebenedeit sei Dein Name". Der Greis dort legt die runzeligen müden Hände in die Wellen, neue Lebenskraft zur Arbeit sollen die Heiligen ihm geben. Nun hebt der Priester segnend die Arme auf und spricht seinen Segen über das Volk, er segnet die Heerden, segnet die Früchte des Feldes, fleht um das Gedeihen der Bazzoli (Seidenraupen), mit dem geheiligten Meerwasser besprengt er die Umstehenden und kehrt dann langsam in's Kloster zurück. Leise umspielen die silbernen Wellen all' diese braunnackten Füße. Verbannt und geflohen sind heute die wilden Dämone des Sturmes, das Meer ist sich seines hohen Amtes bewußt, seine Pflicht muß es in der heiligen Nacht thun. Oh! könnte es nur das unsäglich viele Menschenwerk heilen, seinen Zauber auf jedes in Verzweiflung ringende Herz breiten, ihm Glück oder ewige Ruh' bringen!

Aber nicht nur in's Meer steigen die guten Geister in dieser Nacht, auch viele Brunnen und Quellen empfangen die Weihe. Heilbringend ist auch ihr Wasser; da kommen die Frauen in mitternächtlicher Stunde, schöpfen das Wasser in Krügen, die noch ganz die Form der alten römischen Amphore haben, singen eine merkwürdige alte Weise dazu, werfen Rosmarin und Mentha hinein und lassen den Krug die Nacht vom Mondeslicht bescheinen. Kindersegen soll das Rosmarinwasser in's stille Haus bringen. Die Mädchen füllen die Krüge mit Rosen und Jasmin, waschen sich das Gesicht damit und erscheinen dem Geliebten am nächsten Morgen in nie geahnter Schönheit. Wie in der Johannisnacht in Deutschland, so zünden die Hirten auf den Bergen Feuer an in dieser Nacht, und wessen Feuer am hellsten brennt, dessen Heerde wird besonders fruchtbar sein in diesem Jahr.

Ueberall wird heute gesungen, Guitarre gespielt, Flöte geblasen, ein poetischer Hauch scheint auf Allem zu liegen und mit Recht dürfen wir Sicilien die Wiege der Poesie nennen, denn als einstens Diana, so erzählt die Legende, den Syracusanern zu einem Siege verhalf, wurden an ihrem blumengeschmückten Altar die ersten Verse zu ihrem Lobe gesungen.

So wird die Himmelfahrtsnacht in vielen Gegenden Siciliens gefeiert, die noch nicht so sehr von der modernen Cultur beleckt sind, die trotzdem vielen Guten, die sie dem unwissenden Volke bringt, doch auch zerstörend auf den kindlich naiven Glauben wirkt, der trotz seines Aberglaubens so viel rührende Seiten hat. Doch schon naht der Morgen, die Sterne erbleichen, purpurne Streifen leuchten am Himmel, vorbei ist der Zauber dieser Nacht. Festesmüde wandern die Menschen in ihre Häuser und Hütten mit der bangen Frage auf den Lippen bringt wohl der kommende Tag Erfüllung der heißen Wünsche. Vorbei ist mein

schönes Traumbild, erloschen das Feuer meines Kamins, wieder umgiebt mich die traurige Himmelfahrtsnacht im kalten Norden. Ob ich wohl noch einmal die Hand in die Fluthen des heimathlichen Meeres tauchen werde, die Welle bittend, die Vergangenheit mit all' ihrer Qual und ungestillter Sehnsucht weit in's unendliche Meer zu tragen und mir die Blumen des Glückes zu lassen, die mir auf ödem Felsen erblühten?

Aus der Hauptstadt.

Die Autorität.

Es will Abend werden. Längst schon tönen keine Fanfaren mehr durch Graf Bülow's wohlgesetzte Reden; ach, wären wir weiter, ach, wär' ich zu Haus! ist das Leitmotiv des Drachentödters geworden, der nun mit steigender Sorge und verrätherischer Nervosität dem Fortgang der chinesischen Verwicklungen folgt. Als den Staatsmann mit der eisernen Faust hatten ihn die Kleinen von den Seinen begrüßt. Zu Paaren treiben sollte er die Colonnen der Fronde, die agrarischen Steine auf seiner Bahn mit der Stiefelspitze bei Seite stoßen und den modischen Händlerstaat begründen. Weltpolitik und Weltmarkt! Im bengalisch durchflammten Hintergrunde tauchte des Herrn Ballin imposante Gestalt auf; Bülow, Ballin und Barth hieß das dreifache große B der Zukunft. Heute haben sich die stolzen Wellen gelegt. Den Landwirthen ist ein gesicherter und gesteigerter Zollschutz feierlich versprochen worden, und die wirksame Reform des Börsengesetzes, die Befreiung des Terminhandels, steht wieder in nebelhafter Ferne. So rasch ist der Samoa-Graf alt und kalt geworden, daß selbst der trefflich dressirte Reichstag, der seit 1890 noch jede Kanzlerrede mit lärmendem Beifall überschüttete, nach den jüngsten Darlegungen Bülow's nur mäßig vor Entzücken außer sich war. Es will Abend werden.

Grauer Mißmuth, die Melancholie tiefer Verstimmung spricht aus den Worten, die Wilhelm II. dem Präsidium der preußischen Kammer mit auf den Weg gab. Welch' ein Abstand von den hellen Schlachtrufen, die der Monarch ehedem in die aufhorchende Welt hinaus schmetterte! Jedes Hinderniß schien er überfliegen zu wollen, und Jeden, der sich ihm entgegenstellte, drohte er zu zerschmettern. Die frohe Siegeshoffnung ist dem Fürsten verloren gegangen. Und der Bremer Zwischenfall kann nicht allein die Schuld daran tragen. Es war unmöglich, den Augen des Herrschers länger noch die Thatsache zu verbergen, daß eine immer entschiedener und entschlossener werdende Opposition sich gegen die südafrikanische Politik seiner Regierung stemmte. Daß von den 56 Millionen Deutschen allerhöchstens zehn bis zwölf Eigenbrödler, nämlich die Mitglieder des preußischen Ministeriums und die Staatssekretäre, ihre englandfreundliche Gesinnung offen kund zu thun wagten. Daß die Chinaexpedition der Menge immer langweiliger wurde und der kühne Ruf, ohne den deutschen Kaiser dürfe hinfort nirgendwo mehr ein Kanonenschuß gelöst werden, so gar kein Echo fand. Auch nicht eine Lieblingsidee Wilhelm's II. hat die jauchzende Zustimmung der Masse gefunden, obgleich er nie müde wurde, sie mit feuriger Beredtsamkeit zu propagiren. Diese Indolenz, dieser schier feindselige Gleichmuth hat den Monarchen seelisch tiefer verstimmt als die That des Bremer Narren oder dummen Jungen. Seufzend hält er mitten im Anstieg inne.

Der Respect vor der Autorität fehle, die Achtung vor Krone und Regierung sei mehr und mehr im Schwinden, so hat der Kaiser geklagt. Insbesondere hätten sich die Verhältnisse im letzten Jahrzehnt — oder, wie eine andere Lesart lautet, seit dem Tode Wilhelm's I., wesentlich verschlechtert. Diese Beobachtung ist leider nur allzu richtig. Der Sturz Bismarck's hat jähen Wandel geschaffen. Mit ihm verschwand aus dem politischen Leben wenigstens officiell die größte Autorität, eine Macht, vor der sich widerwillig selbst erbitterte Gegner beugten. Und es gab keinen Ersatz für ihn. Da die Autorität fehlte, mußte naturgemäß auch der Respect vor ihr fehlen. Leider gelang es den neuen Herren, die die Erbschaft des Alten antraten, nicht einmal, jenen Grad sachlicher Achtung zu erwerben, ohne den kein gedeihliches Regiment möglich ist. Persönlich waren sie alle ehrenwerthe Männer, Charaktere sogar, in gewisser Beziehung, aber musiciren konnten sie nicht. Zu oft ist die Haltlosigkeit ihrer Politik, das alles Vertrauen mordende Hin und Her ihrer Entwürfe und Entschließungen gekennzeichnet worden, als daß auch nur ein leises Wörtlein darüber verloren werden müßte.

Autorität ist nichts Gegebenes, Bleibendes. Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Täglich will sie erobert werden, und erst dem giebt sie sich zum Eigenthum, der sie sich durch Thaten erzwang. Worte, selbst die schönsten und klangvollsten, machen es nicht. Leider hat der neue Cours es zumeist bei Worten bewenden lassen. Seine zitternde Unrast stand dem obersten Autoritätsprincip, dem quieta non movere, so grell entgegen, daß keinerlei Vertrauen aufzukommen vermochte. Die Welt, der millionenäugige Argus, ist kritischer denn je gesinnt. Die Nation hat ein verbürgtes Recht zu ernster, selbst strenger Kritik. Durch die allgemeinen Reichstagswahlen nimmt sie an der Verwaltung des Staates Theil; jeder Wähler ist ein Machtfactor geworden, der sich daneben seiner verfassungsmäßigen Pflichten, seiner Verantwortlichkeit voll bewußt ist. Die Zeiten des aufgeklärten Absolutismus sind, zum Mindesten für Heute und Morgen, vorüber. Krone und Regierung müssen jetzt in unermüdlicher Arbeit verdienen, was sie früher von beschränktem Unterthanenverstande als Morgengabe bedingungslos dargebracht erhielten. Der moderne Mensch steht allen Autoritäten skeptisch gegenüber, die historische Ansprüche geltend machen, er beugt sich nur vor den Göttern, die er selbst geschaffen hat.

Wilhelm II. kennt seine Zeit, ihre Stimmungen und Bedürfnisse viel zu genau, als daß er den unleugbaren und beklagenswerthen Rückgang der Autorität durch ernste Ermahnungen aufhalten zu können glaubt. Auch ist nicht ohne Weiteres anzunehmen, daß er in der kritischen Erörterung von Regierungsmaßnahmen die eigentliche Ursache für die Unklarheit und Demoralisation der Jugend erblickt. Nur die schroffe und verletzende Form der Kritik scheint ihm gefährlich. Indeß wird man ihm hierin nicht unbedingt beistimmen. Eine schroffere und verletzendere Kritik hat es nie gegeben, als die war, welche der Freisinn aller Schattirungen an der Politik und der Autorität Bismarck's übte. Sie spitzte sich immer wieder zu groben, persönlichen Beleidigungen des alten Kanzlers zu. Und doch hat sie weder die Erfolge seiner Politik noch gar seine Autorität zu beeinträchtigen vermocht. Kritik bringt nur den Schwachen um, den Mittelmäßigen ist sie eine Krücke, der Starke lacht über sie. Er bedarf ihrer so wenig wie einer Arznei und schüttet sie gemächlich aus. Anders der Kranke. Zu welcher Concentrirung ihm das Heilmittel gereicht werden muß, das freilich ist eine Gewissensfrage. Homöopathische Verdünnung hat hier jedenfalls ihre Bedenken. Wer im öffentlichen Leben steht und vielleicht selbst gern ein freies Wort spricht, wird gemeinhin für das freie Wort Anderer empfänglich sein müssen. Wo es das Wohl der Allgemeinheit gilt, ist zu viel Eifer besser als zu wenig davon.

Allen Classen der Bevölkerung hat die Kaiserrede die Schuld am Schwinden des Respectes vor der Autorität aufgebürdet. In der Verfolgung von Sonderinteressen erblickt sie das Hauptübel und die Hauptursache des Leidens. Man sieht nicht ganz klar, ob Wilhelm II. damit auf wirthschaftliche Bestrebungen zielt; die Wiedergabe seiner Worte läßt hier wie an anderer Stelle den logischen Zusammenhang vermissen. Daß die bisher wirthschaftlich unfreien Stände und Classen nach einer Verbesserung ihrer Lage trachten, daß sie sich dabei der ihnen gesetzlich zustehenden Waffen bedienen und die Regierung vorwärts zu drängen versuchen, das Alles gereicht ihnen nicht zur Unehre. Nur im Sumpf ist es still; wo Leben ist, da ist auch Kampf und Bewegung. Und des Kaisers Majestät selber hat diese Anläufe nicht in Bausch und Bogen verworfen. „Ich werde dahin wirken," hieß es in seiner ersten Thron-

rede vom 25. Juni 1888, „daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung den Schutz erstrebe, den sie den Schwachen und Bedrängten im Kampfe um das Dasein gewähren kann.“ Und am 6. Februar 1889 sagte er: „Die Arbeiter sind so gut meine Unterthanen wie die Arbeitgeber. Es kommt darauf an, den Arbeitern die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie ein gleich berechtigter Stand sind und als solche anerkannt werden.“ Alle Emancipations-Bestrebungen der Bedrückten, alle Verfechtung von Sonderinteressen ist an sich durchaus berechtigt. Und eine starke Regierung kennzeichnet sich gerade dadurch, daß sie es versteht, die Einzelkräfte zu reguliren und zusammen zu fassen, mit den verschiedenen Strömungen die Staatsmühle zu treiben. Gerade daß Interessen-Gegensätze giebt, erleichtert klugen Staatsmännern die Arbeit. Theile und herrsche.

Der patriarchalisch regierte Staat, in dem kein Unterthan zu mucken wagte, Jedermann sich still verhielt und gläubig vertrauensvoll sein Loos in die Hand der unantastbaren Regierungs-Autorität legte, dies Staats-Idyll ist unwiderbringlich dahin. Daß Gott dem auch Verstand giebt, dem er ein Amt verleiht, zählt zu den überwundenen Lehrsätzen der Verwaltungs-Technik. Wie Dichter und Künstler, so müssen heute auch Minister und Diplomaten ihren Befähigungsnachweis erbringen. Jeder ist seines Ruhmes Schmied, der Lorbeer steht ihnen Allen gleich hoch und wird Niemandem unbezahlt in's Haus gebracht. Autorität ist allein das Können. Freilich soll zugegeben werden, daß die Staatsmänner sich doch in etwas ungünstigerer Lage als die Poeten befinden und daß ihnen jene Abart von Autorität, die man günstigen Falls ersitzen kann, niemals zu Theil wird. Ueber die Leistungen der Unbedeutenden pflegt man sich auf allen anderen Gebieten gemeinhin auszuschweigen. Die Regierungen aber genießen dies Beneficium nicht. Je unbedeutender sie sind, um so heftiger werden sie getadelt. Es wäre ihnen mitunter leichter, Autorität zu gewinnen, wenn die schwächlichen Dichtern und Künstlern zu Gute kommende Gepflogenheit auch auf sie ausgedehnt würde.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Wiederfinden. Schauspiel in drei Acten von Rudolf Rittner. (Deutsches Theater.)

Ob Herr Rittner es contractlich hat, daß das Deutsche Theater seine schlechten Stücke aufführen muß, ist noch unbekannt. Bei der großen Schauspielerflucht, unter der das Institut zu leiden hat, wird man indeß mit dieser Möglichkeit rechnen und Sicherheitsmaßnahmen für die Zukunft treffen müssen. Wer so lange zwischen den Coulissen einherschreitet wie der realistische Rittner, und so viel Gelegenheit wie er hat, das Elend unsrer modernen dramatischen Literatur an der Quelle kennen zu lernen, der kommt ganz selbstverständlich zu tiefgründiger Verachtung alles Autorenthums. Und er hat Recht darin. Nur schade, daß er just sich selber von dieser Verachtung ausnimmt und allen Ernstes meint, es besser zu können. Sind schon die professionellen Poeten außer Stande, sich von fremden Einflüssen fern zu halten und so zu dichten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, so kann ein Schauspieler das ganz und gar nicht. Er liefert im besten Falle ein leidlich geschickt zusammengestoppeltes Conglomerat von wirksamen Actschlüssen und scenischen Effecten, während er sich im schlimmeren Falle damit begnügt, wahllos Reminiscenzen zusammenzukehren. Dieser schlimmere Fall ist der Fall des Herrn Rittner.

Irgend ein erfolgverwöhnter Componist stößt auf irgend eine nette Chansonnette, in der er, als man eben handelseinig werden will, die mit Recht so berühmte und mit so großer Vorliebe benutzte Jugendgespielin erkennt. Wozu sind Jugendgespielinnen denn auch weiter da, als daß sie Einem später im naturalistischen Drama zufällig über den Weg laufen? Zum Glück erfreut sich Herr Rittner eines consequenten Naturalismus. Der Componist bringt die Chansonnette nach Hause, lernt hier ihr Kind kennen und verläßt das arme, junge Mädchen, als ein plumper Liebhaber in später Mitternacht an die Thür pocht und der Heller und Pfennig aufrechnet, was das Fräulein ihm alles verdankt. Daß Jemand, der sich seelenruhig das Kind der Jugendgeliebten gefallen läßt, über den Mangel an Delicatesse, den ein verärgerter Amant zeigt, erst recht hohnlächelnd hinweggeht, versteht sich zwar eigentlich von selbst, und ebenso natürlich ist es, daß an die Lust gesetzte Romeos nicht gerade die mitternächtige Stunde wählen, um eine ruhige Aussprache mit der Abtrünnigen herbeizuführen. Indessen braucht Herr Rittner einen starken Schuß Sentimentalität für sein curioses Gebräu, und was kann sentimentaler sein als die Klage der Unglücklichen, die den kaum wiedergefundenen Geliebten mit trockenem Mund wieder abziehen lassen muß? Was wirkt ergreifender auf der Bühne als die bekannte Kinderscene? Was macht sich besser, schaut humoristischer und dabei moderner aus als die feucht fröhliche Sitzung eines Lebemänner-Clubs „Sumpf“, an dem mir nur das Eine merkwürdig scheint, daß er seine Orgien in „einer mittleren Provinzialstadt“ feiert? Es ist erstaunlich, welcher Realismus zwischen Pappdeckeln und Leinewand in's Kraut schießt. Genauer noch als die gesammelten Dramen der Concurrenz hat Herr Rittner die letzten Jahrgänge der deutschen Witzblätter studirt. Sein Dialog funkelt von Funden, die nicht auf dem Polizeiamt angemeldet worden sind. Im Uebrigen steht der Verfasser voll und ganz auf der überragenden Höhe moderner dramatischer Technik. Seine Menschen interessiren uns nicht mehr, sobald sie sich das erste Mal ausgesprochen haben, und je tragischer er sie und ihre Schicksale nimmt, desto vergnüglicher kommen sie uns vor. Nur daß dies Vergnügen die Langeweile nicht stört oder gar aufhält. Ernsthaft gesprochen: Warum muß ein Mensch, der sich in seinen Mußestunden doch wirklich auf verständige Weise beschäftigen kann, Theater-Stücke solchen Calibers schreiben? Ein künstlerisch empfindender Schauspieler wie Herr Rittner sollte sich davor hüten, in Wettbewerb mit den armseligen Handwerkern zu treten, die doch wenigstens die eine Entschuldigung vorbringen können, daß sie es des lieben Brotes halber nöthig haben.

Eine Gedankenlese aus den Werken John Ruskin's giebt S. Sänger im Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) in Straßburg heraus. Das dritte Bändchen (Ladenpreis Mk. 2) enthält „Vorlesungen über Kunst“, die ganz trefflich mit der Eigenart des auch bei uns noch nicht nach Gebühr gewürdigten Engländers bekannt machen. Man bietet uns zwar nur Kosthäppchen, aber sie werden zuversichtlich hier und da das Verlangen erwecken, den ganzen Ruskin kennen zu lernen. Und das wäre an sich schon Verdienst genug. Die erhabene Auffassung, die Ruskin von der Kunst hatte, der heilige Ernst seiner Gedanken, die Eindringlichkeit und Farbigkeit seines Vortrages verleihen auch dem Sänger'schen Büchelchen hohen Reiz.

„Regenwetter. Plauderstunde bei einem Poeten“ nennt Friedrich Borgwardt seine in der Fr. Sensenhauer'schen Buchhandlung, Berlin, erschienenen, halb balladesken Verse. Borgwardt sagt uns nicht sonderlich viel Neues, und wenn er alte Heidenmären erzählt, weiß er packendere Töne anzuschlagen, als wenn er vom todten Bismarck singt. Da bedarf es denn doch anderer Worte, als er findet, und ehernerer Wucht, als ihm anscheinend zur Verfügung steht. Wer sich an solche Stoffe wagt und solche Geister beschwört, muß Gedanken mitbringen, die ihrer würdig sind. Für eine müßige Plauderstunde ist der Stoff Bismarck wahrhaftig nicht geeignet. Im Uebrigen zeichnet sich das Werk durch eine flotte Diction, mitunter sogar durch echtes dichterisches Empfinden aus. Uebt der junge Autor etwas mehr Selbstkritik als bisher und bewahrt er sich die fröhliche Frische, die vornehmlich den ersten Theil des Buches schmückt, so haben wir von ihm noch werthvolle Gaben zu erwarten.

Heinrich Albert in Biebrich hat unter Mitwirkung des Landwirthschaftslehrers Homuth bei Paß & Garleb, Berlin, ein Druckheft über „Die Zukunft der deutschen Landwirthschaft“ erscheinen lassen, das geeignet ist, die Bedeutung des Ackerbaues gegenüber der Industrie in's rechte Licht zu setzen. Aus dem Munde eines Mannes, der Großindustrieller und Commerzienrath ist, klingt das verständige Wort doppelt erfreulich: „Die großartige Entwickelung des Verkehrs, der Industrie und der Städte hat eine Zeit lang in Vergessenheit gebracht, daß der Ackerbau und die Viehzucht stets als die solideste Grundlage des Staates anzusehen sind.“ In vornehmer und ruhiger Tonart geschrieben, sachlich von A bis Z, giebt das Heft dem gebildeten Leser die Aufklärung, die er in hundert Leitartikeln umsonst sucht und deren er doch in dem heftig entbrannten Kampfe um die neuen Handelsverträge dringend bedarf.

Verantwortlicher Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 6. April 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Revolution in Berlin.

Der Kaiser wird hinfort auf seinen Ausfahrten von radfahrenden Leibgensdarmen in kleidsamer Uniform begleitet werden. Kutscher und Leibjäger sollen Revolver erhalten; statt der vielen uniformirten Polizeibeamten will man in Zukunft nichtuniformirte verwenden.

Die Sommer-Tage, wo der Monarch sein Haupt kühnlich jedem Unterthan in Schooß zu legen gewagt hätte, scheinen vorüber zu sein. Der Barometer steht tief. Sorge und Melancholie sind, wenigstens vorübergehend, in's Berliner Schloß, in das Herz Wilhelm's II., eingezogen. Und wie er sich auf seinen Ausfahrten mit Bewaffneten umgiebt, so appellirt er auch in wichtigen Fragen der inneren Politik an die Bajonette. Er sieht den Entscheidungskampf nahen, den das Königthum durchzufechten hat, den Kampf am Birkenbaum, und er mustert seine Getreuen daraufhin, ob sie die Schlacht wohl in Ehren bestehen werden. Wieder klingen jene dunkeln Worte auf, die er im Jahre 1891, als gährende Mißstimmung immer weitere Kreise zu erfassen begann, den Rekruten zurief: „Und müßte ich Euch einst vielleicht — Gott wolle es verhüten — dazu berufen, auf Eure eigenen Verwandten, ja Geschwister und Eltern zu schießen, so denkt an Euren Eid!" In der Rede vom 27. März dröhnt der kaiserliche Entschluß wuchtiger noch. „Wenn die Stadt Berlin abermals wie im Jahre 1848 sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben wird, dann seid Ihr, meine Grenadiere, dazu berufen, mit der Spitze Eurer Bajonette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben." Am 27. März hat der Herrscher es nicht mehr für gut erachtet, den Wunsch hinzuzufügen, daß Gott eine so furchtbare Nothwendigkeit verhüten möge. Er hat, seiner impulsiven Gewohnheit folgend, die Krone energisch wider die Bürgerschaft gestellt, obgleich verfassungsrechtlich von Unbotmäßigkeiten der Nation gegenüber dem König nicht die Rede sein kann. Indeß hat der Kaiser seine eigenen Gedanken und Empfindungen über das bekannte Stück Papier, und in dreizehnjähriger Regierung, wechselnden Ministerien und Reichstagsmehrheiten gegenüber, konnte er auf Grund vielseitiger Erfahrungen wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß nur einer im Lande Herr ist und die Minister sich's daran genügen lassen, Minister im uralten Wortsinn, gehorsame Diener des Fürsten zu sein. In constitutionellen Dingen den Vogel Strauß zu markiren und immer wieder von einer Ministerverantwortlichkeit zu schwatzen, ist kindlich-naiv und hat dem Kaiser gegenüber keinen Zweck. Der Politiker muß mit gegebenen Größen rechnen und sich vor Abstractionen ebenso ängstlich hüten, wie vor greinender Sentimentalität, die gerade jetzt deplacirt ist. Alle Reden von Treue und Loyalität, mögen sie nun den Oberbürgermeister Kirschner zum Verfasser haben oder gut stilisirt sein; alle unterthänigen oder hochachtungsvoll ergebenen Hinweise auf die Gefährdung der Kronautorität durch sensationelle Kaiserworte nehmen sich jetzt geschmacklos aus. Jetzt ist sachlicher Ernst Trumpf.

Das Gemüth Wilhelm's II. ist durch den Bremer Anschlag in seinen Tiefen erschüttert worden. Er war sich bewußt, all' sein Wollen und Vollbringen in den Dienst der Nation gestellt zu haben; herrlichen Tagen dachte er sie entgegenzuführen, und die Ehrungen, die ihm zu Theil wurden, hatte er für das Reich erworben. Der unaufhörliche, immer gereizter werdende Widerspruch, den seine guten Absichten fanden, die krittliche Nörgelei, mußte ihn erbittern, und Weiland's freche Narrheit stieß dem Fasse den Boden aus. Klug berechnete, zum Theil wohl auch nur unvorsichtige Aeußerungen seiner Umgebung haben dann ein Uebriges gethan, um die Stimmung des Kaisers so zu verdüstern, daß er bereits mit dem Aeußersten rechnet. Herr v. Kroecher hat sich zweifellos nichts Besonderes dabei gedacht, als er mit übertriebener Rhetorik auf die Attentate Hödel's und Nobiling's anspielte. Ihn drängte es, nach allerneuester Mode seinem Monarchen in recht plastischen, klirrenden Worten die herzliche Theilnahme des kernfesten, märkischen Edelmannes auszudrücken. Wenn er dabei, zwischen erklärlicher Verlegenheit und nicht minder erklärlicher Sucht, das höfische Pathos zu treffen, schmerzvoll entgleiste, so darf man ihm den Fehltritt kaum übermäßig hoch ankreiden. Graf Ballestrem's Kaiserreden sind gemeinhin schwulstiger und byzantinischer als die des ehrenfesten brandenburgischen Junkers. Nur ist der Diplomat in ihm stärker als in Joachim v. Kroecher, und war es auch diesmal. Daß der Kaiser kraftvoll auf die präsidiale Ansprache reagirte, entspricht seinem Naturell. Hörte er doch aus dem Munde des mit absoluter Mehrheit zum obersten Volksvertreter erwählten Mannes, daß die Nation den Bremer Vorfall noch ernster als er selbst, ja beinah tragisch auffaßte. Die Wunde brannte von Neuem, die verrückte Unthat des Epileptikers, der Weiland doch sein soll, ward fast zu einer symbolischen Handlung, an der all' die Millionen, Jung und Alt, Hoch und Gering, ihr ge-

messenes Schuldtheil trugen. Und wie der Monarch die Ereignisse übersann; wie Niemand sich fand, der ihre Bedeutung auf das richtige Maß zurückführte; wie man vielmehr darin wetteiferte, sie vor seinen Ohren und seiner Phantasie zu unheimlicher Größe aufzubauschen, da münzte erklärliche Erbitterung die herben, schweren Anklagen und Drohungen gegen das deutsche Volk.

Niemand in Berlin denkt an eine Revolution. Liebknecht ist todt, Bebel alt und grau geworden; der Socialdemokratie Singer's fehlt die leidenschaftliche Wildheit, die im Blute steckt und nicht künstlich mit Druckwerk und Röhren heraufgepumpt werden kann. Man wird sich hüten, die Kleinkalibrigen herauszufordern, da man mit der kalten Gesetzlichkeit viel weiter kommt und obendrein genau weiß, daß nur Wahnsinn oder Lockspitzel zum Straßenkampf hetzen könnten. Dank dem allgemeinen, gleichen und geheimen Reichstagswahlrecht hat sich die socialistische Demokratie eine Machtstellung erobert, die sie wahrhaftig nicht leichtfertig auf's Spiel setzen wird. Um so weniger, als es bei dem Spiele um Kopf und Kragen geht. An die Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts denkt zur Zeit kein in Betracht kommender Politiker. Das Centrum, die Parteien der Rechten dürfen im Ganzen mit ihm zufrieden sein; der Umstand, daß sie von Volkes Gnaden im Parlament sitzen, stärkt ihre ohnehin feste Position erklecklich und läßt den Wunsch nach irgend welcher Aenderung nicht aufkommen. Jede den Massen feindliche Reform des bestehenden Wahlrechts würde plutokratischer Natur sein müssen, käme also ausschließlich den Fractionen zu Gute, die der Börse affiliirt sind und Händlerinteressen zu vertreten haben. Man mag den Conservativen das Unconservativste zutrauen, über den Verdacht aber, daß sie mit eigener Hand die Stricke der Schaukel durchschneiden werden, worin sie sich in die Höh' juchhe schwingen, über den bloßen Verdacht einer solchen Thorheit sind sie erhaben. Wenigstens so lange sie agrarisch sind, die Interessen der Scholle vertreten und die Bauern hinter sich wissen.

Einem Volke, das seit dreißig Jahren mündig ist, mündig erklärt ward von zwei Männern wie Wilhelm I. und Otto Bismarck, nimmt man zudem sein Selbstbestimmungsrecht nicht wieder. Und gelänge das Unwahrscheinliche, so zöge es doch keine Revolution nach sich. Es fänden sich vielleicht Wackere, die zum Bauen von Barrikaden einlüden und auch bereit wären, von den Einsteigschachten der dann hoffentlich fertigen Untergrundbahn aus den Straßenkampf zu leiten, aber an Kindsköpfen, die im Tumult mitliefen, würde es bedenklich fehlen. Die Menge ist politisch geschult. Sie kennt ihre Macht und kennt den ungeheuren Druck, den sie auch ohne Wahlen und ohne jede Vertretung im Reichstage auszuüben vermag. Den Staat von heute kann eine einzelne Classe allein nicht mehr tragen, ein Mann allein nicht mehr regieren. Sie müssen sich gegenseitig die goldenen Eimer reichen und einander wenigstens etliche Tropfen von dem köstlichen Trank gönnen.

„Ich bin weder elegisch noch melancholisch geworden, ich bin genau derselbe, der ich vorher war," gab Wilhelm II. dem Herrenhauspräsidium zu verstehen. Aber es scheint, er irrt sich diesmal in sich selbst. Zwischen den Zeilen seiner Ansprache klingt die anhaltende Verstimmung deutlich hervor. Sie ruft finstere Vorstellungen in ihm wach und trübt seinen Blick, wie sie die kampffrohe Siegeszuversicht erstickt hat, deren Fanfaren sonst aus seinen Worten hallen. Mit einer Nation, deren Jugend total demoralisirt ist, wäre kein Deutschland über See zu gründen; wenn alle Stände des Volkes pflichtvergessen und entnervt dem Ruin der wirklichen Autorität zusähen, ja Schuld daran trügen, dann bliebe der Pech- und Schwefel-Regen nicht lange aus. Der Fürst ist ist ein unglücklicher Mensch, den in seiner Hauptstadt beständig das Gespenst der Revolution bedroht, ein unglücklicher Mensch und ein unglücklicher Regent, denn über der steten Sorge für seine persönliche Sicherheit müßte er nothgedrungen das Wohl des Staates außer Augen lassen. All' diese Nebelgedanken verwehen jedoch im Morgenwinde. Und nur die Frage bleibt offen, ob es rathsam ist, ohne Noth den Spuk der Nacht heraufzubeschwören, an Revolutionen und Straßenkämpfe, Fallbeil und Meister Samson in einer Zeit zu erinnern, die sich durchaus die hübsch gemächliche, sanfte Evolution liebt, die friedliche Entwickelung, von der Wolfgang Goethe träumte. Caliban.

Das Wesen des Christenthums.

Von Eduard von Hartmann.

I.

Nachdem ich in Nr. 1 d. Bl. die Harnack'sche Auffassung vom Wesen des Christenthums als unzulänglich bekämpft habe, möchte ich versuchen, meine eigene Ansicht kurz auszusprechen. Wenn die berufenen Vertreter des Christenthums sein wahres und eigentliches Wesen aus ihm hinausweisen, dann wird es Zeit, daß die relativen Gegner des Christenthums sich seiner Rettung annehmen und es vor seinen Freunden beschützen.

Das Christenthum ist die Christusreligion, d. h. diejenige Erlösungsreligion, welche die Erlösung der Welt von Uebel und Schuld durch Christus und allein durch Christus vermittelt denkt. Christus ist demnach der Angelpunkt des Christenthums, und eine Auffassung, die ihm diese centrale Bedeutung schmälert oder raubt, entfernt sich vom Wesen des Christenthums und verkennt es. Die Welt ist ein Jammerthal, aber Christus ist es, der die Welt mit ihrer Trübsal überwindet. Er setzt dem Weltproceß ein Ende, indem er sich dereinst als Weltrichter und wahren Weltherrscher offenbart und alles Geschaffene zu Gott zurückführt, worauf dann Gott wieder Alles in Allem sein wird. Unchristlich ist also einerseits der naturalistische Glaube an die unendliche Dauer des Weltprocesses, an die Unvernichtbarkeit der Welt, an die ewige Giltigkeit der Naturgesetze, an die Unmöglichkeit einer endlichen Wiederbringung aller Dinge in Gott; unchristlich ist andererseits der Glaube, daß die Gottentfremdung des weltlichen Daseins anders als durch Christus wieder aufgehoben und zur vollen Einheit mit Gott zurückgeführt werden könne.

Wie Christus die Welt als Ganzes erlöst, so auch den Menschen als Einzelnen, und zwar reell von der Schuld, dem größten aller Uebel, ideell auch von dem natürlichen Uebel. Christus erlöst ihn von dem Zwiespalt mit Gott, in den er durch die Sünde gerathen ist, und ermöglicht es ihm, die dereinstige reelle Erlösung der Welt vom Uebel gedanklich vorwegzunehmen und sich dadurch von seinem Druck zu befreien. Unchristlich ist also einerseits der naturalistische Glaube, daß der Mensch entweder keiner Erlösung bedürfe oder als natürlicher Mensch sich aus eigener Kraft selbst erlösen könne; unchristlich ist andererseits der Glaube, daß die Erlösung des Menschen entweder durch Gott auch ohne die Vermittelung Christi bewirkt werden könne, oder außer der Vermittelung Christi noch einer anderen bedürfe.

Hiermit ist die specifische Form des religiösen Bewußtseins präcisirt, welche im historischen Christenthum sich verkörpert hat. Alles Uebrige im Christenthum ist nur Consequenz aus dem Werke Christi oder Antwort auf die Frage: Wie muß Christus gedacht werden, um diese Aufgabe erfüllen zu können? Wäre Christus reiner Gott oder bloßer Mensch, so könnte er nicht Mittler sein. Als bloßer Gott böte er im Vergleich zu Gott nichts Neues, was ihn zu einer Vermittlerrolle geeigneter machte, als Gott es ohnehin schon ist; als bloßer, rein natürlicher Mensch wäre er unfähig, sich

selbst zu erlösen, geschweige denn noch Andere mit. Er muß also als Gottmensch gedacht werden, als Einheit der göttlichen und menschlichen Natur (Zweinaturenlehre). In Gott muß ferner ein Princip gedacht werden, das für die Erlösungsaufgabe, die Wiederaufhebung der Gottentfremdung und phänomenalen Daseinsveräußerlichung, besonders befähigt ist, und dieses göttliche Princip muß in dem Gottmenschen Christus zu seiner eigenartigen, ihm selbst gemäßesten Entfaltung gelangen (Logoslehre). Damit ergiebt sich endlich ein Unterschied des christlichen Gottesbegriffes von dem Gottesbegriff aller nichtchristlichen Religionen, insofern das zur Erlösung geeignete Princip in Gott von den sonstigen Principien in Gott unterschieden und alle zusammen in ihrem Verhältniß zu einander begriffen werden müssen (Trinitätslehre).

So sind die Zweinaturenlehre, die Logoslehre und die Trinitätslehre die drei specifisch christlichen Fundamentaldogmen, welche aus dem Centraldogma der allein durch Christus zu vermittelnden Erlösung mit unausweichlicher, logischer Nothwendigkeit folgen und die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale der christlichen Religion von jeder anderen ausmachen. Wer sie verwirft, der verwirft thatsächlich das Christenthum, auch dann, wenn er diesen Namen beibehält und willkürlich auf etwas Anderes überträgt. Mit ihnen sind aber auch die unveräußerlichen Dogmen des Christenthums erschöpft; insbesondere ist die Paulinische Auffassung der Erlösung von der Schuld als einer stellvertretenden Strafabbüßung (Satisfactionstheorie) eine logisch nicht geforderte Hineintragung aus einem fremden Gedankenkreise, wenngleich sie bis jetzt in der orthodoxen Kirchenlehre beider christlichen Confessionen sich als die maßgebende behauptet hat.

Die freisinnige protestantische Theologie der verschiedensten Schattirungen hat, so weit sie nicht speculativ vertieft ist, das Verständniß für diese wesentlichen Fundamentaldogmen verloren, und das Publicum hat sich in seinem oberflächlichen Indifferentismus gern von ihr sagen lassen, daß dieselben veraltete Formeln seien, welche für unsere aufgeklärte Zeit ihre Bedeutung völlig verloren haben. In Wahrheit liegt gerade in ihnen und nur in ihnen der werthvolle Gehalt des Christenthums, durch den es sich über alle anderen geschichtlichen Religionen erhoben hat. Alles, was in der Fassung dieser Dogmen widerspruchsvoll erscheint, beruht theils auf der gewaltsamen Verschmelzung der Christusidee mit dem historischen Jesus, mit dem sie ihrem Begriffe nach gar nichts zu thun hat, theils auf irreleitenden Uebersetzungen der Ausdrücke und auf den allmäligen Bedeutungswandel der Worte.

Die Idee des Gottmenschen oder die Christusidee im Sinne der Zweinaturenlehre hat eine doppelte Bedeutung, eine makrokosmische und eine mikrokosmische; erstere hat Bezug auf die universelle Erlösung des Ganzen, letztere auf die individuelle des Einzelnen. Im ersteren Sinne ist Christus der collective Organismus der gesammten Gottmenschheit, an welchem alle Einzelnen mehr oder minder wichtige Glieder sind; im letzteren Sinne ist er der singuläre Gottmensch, zu dem jeder Einzelne sich entwickeln muß, wenn er zur individuellen Erlösung gelangen will. Erlöst wird nur der, in welchem Christus geboren wird, und in wem das nicht geschieht, dem hilft es gar nichts, daß Christus irgendwo und irgend wann einmal in einem anderen Menschen geboren ist und daselbst das oder jenes gethan und gelitten hat. Christus in der Menschheit wie in jedem Einzelmenschen ist somit erst ein werdender, noch nicht vollendeter; vollendet wird er erst, wenn die Gottmenschheit so weit gekommen ist, daß sie diese Welt mit allen ihren Uebeln auch reell überwindet, d. h. wenn Christus seine Herrlichkeit offenbart durch das Gericht über die Welt und seine Vollstreckung.

Das Christenthum verdirbt sich diesen tiefen und großartigen Gedanken dadurch, daß es ihn nicht auf den makrokosmischen Christus, sondern auf eine gottmenschliche Einzelperson bezieht und diese mit Jesus von Nazareth identificirt. War Jesus bereits die vollkommene Verwirklichung der Christusidee, so war die Erlösung für ihn überflüssig, weil nichts mehr an ihm erlösungsbedürftig war, so kann er nicht einmal mehr Urbild und Wegweiser des Erlösungsweges für andere unvollkommene Menschen sein. Nach der Ueberlieferung der synoptischen Evangelien deutet kein Anzeichen darauf hin, daß Jesus sich für eine Einheit der göttlichen und menschlichen Natur gehalten habe, oder daß er gar in dieser seiner Gottmenschheit dasjenige Erlösungsprincip gesucht habe, welches zu verkünden seine Mission gewesen wäre. Jesus ist also auch nicht Lehrer dieses Erlösungsprincips, und da er es nicht gelehrt hat, so kann er es auch nicht in Anderen erwecken. Erst das Johannesevangelium bringt ein Jahrhundert nach Jesus die Anfänge des neuen Erlösungsprincips, wie erst Paulus aus dem Tode Jesu die Erlösungslehre seiner Satisfactionstheorie geschöpft und damit die internationale Christusreligion gestiftet hatte. Durch die Anknüpfung an Jesus als den Christus schlechthin zerreißt die Kirchenlehre den Erlösungsvorgang in eine geschichtliche Erlösungsthatsache und deren individuelle Aneignung durch das Lebendigwerden des Erlösungsprincips im Einzelnen. Der Schwerpunkt des Erlösungsvorganges, der anfänglich ganz in der geschichtlichen Thatsache ruhte, ist allmälig mehr und mehr auf die Seite der subjectiven Aneignung hinübergerückt. Es bleibt nur noch der eine Schritt zu thun übrig, die Anerkennung, daß die vermeintliche geschichtliche Erlösungsthatsache mit der wirklichen Erlösung gar nichts zu thun hat, weil ihre „Aneignung“ unmöglich wäre, die Anerkennung, daß das religiöse Heil niemals aus irgend welchem einmaligen Vorgang der Vergangenheit, sondern nur aus einem ewigen, stets gegenwärtigen und jedem Menschen innewohnenden Princip entspringen kann.

Die Logoslehre ist dem Judenchristenthum wie dem Paulinischen Heidenchristenthum gleich unbekannt und tritt erst im zweiten Jahrhundert im Johannesevangelium auf. „Sohn Gottes“ heißt hier der Logos erst als fleischgewordener, d. h. als Gottmensch oder Menschgott; als Logos vor der Fleischwerdung dagegen ist er nicht vom Gott-Vater gezeugt, sondern ein ursprüngliches Princip oder Attribut in Gott, eine göttliche Wesenheit. Erst durch die Verbindung des heidnisch-jüdischen Unsterblichkeitsglaubens und des pharisäischen Präexistenzglaubens mit der Logoslehre wird der Gottmensch zu einer ständigen Persönlichkeit auch vor und nach seiner Inkarnationsdauer, und dadurch wird auch der Logos zum ewigen Sohne Gottes. Später verwischt sich der Gedanke, daß der Logos nur als präexistenter und postexistenter Gottmensch „Sohn Gottes“ ist, und die Zeugung wird auf den Logos als solchen bezogen; ihr liegt dann der tiefere metaphysische Sinn zu Grunde, daß der Logos zwar als ruhendes logisches Princip vor seiner Entfaltung eine ewige, ungezeugter Wesenheit in Gott ist, aber als entfaltete absolute Idee, Inbegriff der Ideen, intelligibles Universum, Nus, unendlicher Intellect sich erst in Folge eines erregenden Anstoßes entfaltet, der aus einem anderen göttlichen Princip entspringt. Die „Zeugung“ scheint für diesen anregenden Einfluß kein unpassendes Bild; in Bezug auf sie treten dann das erregende Princip und das Product der Erregung im erregten Princip in das Verhältniß von Zeuger und Gezeugtem oder Vater und Sohn. Indem nun aber weiterhin der Unterschied zwischen dem Logos als ungezeugtem logischen Princip und dem Nus als Product der Zeugung nicht beachtet und Beide in Eins geworfen werden, erscheint auch der Logos überhaupt als ewig gezeugt, oder als ewiger Gottessohn und verschmilzt in dieser Bedeutung mit der ewigen menschlichen Persönlichkeit des Gottmenschen.

Es ist aber dabei wohl zu beachten, daß der Unsterblichkeitsglaube nichts specifisch Christliches ist, sondern aus

heidnischen Religionen einerseits in den Pharisäismus, andererseits in den griechischen Mysteriencultus, und aus beiden wieder in das Christenthum eingedrungen ist. Würde er aus dem Christenthum wieder ausgeschaltet, so fiele die ewige Persönlichkeit des Gottmenschen als inkarnirten Logos fort, und es bliebe als ewiger Gottessohn nur der Nus oder die Idee übrig. Der Logos rein als Princip gedacht würde dagegen in keinem Sinne mehr unter den Begriff „Gott-Sohn" fallen. Für die im Weltproceß zu spielende Rolle als Erlösungsprincip kommt freilich nur der schon zur Idee entfaltete Logos, d. h. der Gott-Sohn in Betracht, und da das christlich religiöse Interesse sich auf dieses Erlösungsprincip beschränkte, so hatte es keinen Grund, sich auf die subtile metaphysische Unterscheidung zwischen Logos und Idee oder Nus einzulassen, die doch nur theoretische Bedeutung hat.

Es ist nun der tiefsinnigste Gedanke des Christenthums überhaupt, das Erlösungsprincip für die Welt und den Einzelnen im Logischen zu suchen. Zum ersten Male in der Geschichte vereinigt sich hier die religiöse Sehnsucht nach Erlösung vom Elend des Daseins und vom Zwiespalt der Gottentfremdung mit der metaphysischen Einsicht, daß der Weltproceß von der Vernunft eingerichtet, regiert und zu vernünftigem Ziele hingeleitet wird. Was es auch sein mag, wodurch Uebel und Schuld entstanden sind, von ihnen erlöst zu werden, ist der einzige Zweck des Weltprocesses wie des Einzellebens, und das Einzige, wodurch diese Erlösung herbeigeführt werden kann, ist das Logische als absolute göttliche Idee oder unendlicher Verstand Gottes, sofern es zur immanenten Weltvernunft wird und durch seine Einwohnung den Menschen zum Gottmenschen, die Menschheit zur Gottmenschheit erhebt. Nur so kann die Unvernunft der Schuld und des Uebels, die Irrationalität der phänomenalen Existenz, die Gottentfremdung des veräußerlichen Daseins überwunden und die bloße Wesenseinheit der Geschöpfe mit Gott zur Wesens- und Willenseinheit, zum vollen Einssein, zur Ununterschiedenheit oder unio mystica zurückgeführt werden.

Freilich ist unter dem Logischen dabei nicht die discursive menschliche Vernunft zu verstehen, die nur einen sehr gebrochenen und zerstreuten Strahl des Logos darstellt, sondern die intuitive göttliche Vernunft oder die intellectuelle göttliche Anschauung, die dem Menschen ursprünglich in einer ihm ebenso unbewußten Weise wie den Naturgesetzen und den Thieren innewohnt, sich zunächst in Gewissen, Gesinnung, Gefühl, Geschmack, in Vernunftinstincten, ethischen Trieben, im religiösen Bedürfniß u. s. w. äußert und nur ganz allmälig auch als Vernünftigkeit zum Bewußtsein gelangt. Man kann deßhalb sehr wohl auch Jesus als Logosincarnation betrachten, obwohl er vom Logos nichts wußte und deßhalb auch von ihm nichts lehren konnte. Aber selbst nach christlicher Lehre ist er als Gottmensch nur der erstgeborene Sohn Gottes unter vielen Brüdern, und selbst dies wird eine vertiefte christliche Anschauung nur in relativem Sinne gelten lassen, weil sie die vorbereitende Gnade in der vorchristlichen Menschheit anerkennt und eine praktische Logosimmanenz auch in deren bahnbrechendem religiösem Gewinne der vorchristlichen Zeit nicht bestreiten darf.

Wenn nun auch der Logos in seiner Immanenz in der Menschheit das specifische Erlösungsprincip ist, so soll das doch keineswegs bedeuten, daß der Logos sich von Gott ablöst und als isolirtes Princip ohne die andern göttlichen Principien sich incarnirt, sondern nur, daß in der Gesammtimmanenz der göttlichen Principien ihm die eigenthümliche Rolle zufällt, die den Proceß im Einzelnen wie im Ganzen zum Ziel der Erlösung hinführt. Gott ist ein einheitliches untheilbares Ganzes, von dem der Logos sich niemals abtrennen kann, und so bleibt er es auch in seiner Immanenz, in der Natur und im Menschen. Das Christenthum drückt das so aus, daß die Wirksamkeit Gottes nach außen (die opera ad extra) eine einheitliche ungetheilte ist, bei der stets alle göttlichen Principien gemeinschaftlich betheiligt sind, und daß die Principien nur in ihren Beziehungen aufeinander (den opera ad intra) Verschiedenheiten zeigen. Hiermit weist die Logoslehre zu dem letzten christlichen Fundamentaldogma, der Trinitätslehre, hinüber. Unchristlich in Bezug auf die Logoslehre ist jeder Standpunkt, der da leugnet, daß der Logos allein dasjenige göttliche Princip sei, welches innerhalb der Incarnation Gottes zum Gottmenschen die Erlösung herbeiführe, der zwar die göttliche Incarnation als Grund der Erlösung zugiebt, aber die specifische Bedeutung des Logos innerhalb der gemeinsam dem Menschen innewohnenden göttlichen Principien verkommt.

Die deutsche Landwirthschaft und die Zollfrage.*)

Von Dr. Franz Oppenheimer (Janus).

Die Anhänger der deutschen Landwirthschaft haben die Gewohnheit angenommen, jeden Politiker, der sich ihre Forderungen nicht rückhaltlos zu eigen macht, als ihren Feind zu betrachten; und sie haben, wie das unter Feinden so üblich ist, sich ferner daran gewöhnt, jeden dieser Gegner entweder als unverbesserlichen Ignoranten oder als böswilligen Zerstörer der vaterländischen Kraft und Größe zu betrachten.

Abgesehen von diesem letzten Theile des agrarischen Credo, der doch nur für eine sehr beschränkte Anzahl der politischen Widersacher zutreffen dürfte, ist auch der erste Theil nur zur Hälfte richtig. Gewiß, es giebt eine sehr große, sehr große Anzahl von Politikern, die nur das einseitige Interesse der von ihnen vertretenen wirthschaftlichen Gruppe verfechten, ohne jede Rücksicht darauf, was bei dieser Politik aus den anderen Gewerben und speciell aus der Landwirthschaft wird. Es sind dies namentlich die Manchester-Leute alten Stiles, für deren rein „industrie-centralistische" Auffassung der Oekonomie die Landwirthschaft ein Gewerbe ist, wie jedes andere, wie Garnspinnerei, Knopfmacherei, oder Eisenverhüttung; die wirklich keine Vorstellung davon haben, daß die Landwirthschaft ein Gewerbe sui generis ist, ein Zweig der Volkswirthschaft, der aus vielerlei Gründen eine besondere Dignität, eine besondere Lebenswichtigkeit für die Gesammtheit besitzt und deßhalb in kritischen Zeiten eine größere Rücksichtnahme beanspruchen muß, als beliebige andere Zweige des Erwerbes. Für diese Leute ist die Frage allerdings sehr leicht nach Schema F. gelöst: Kann sich die Landwirthschaft nicht halten, nun so mögen die mit Unterbilanz wirthschaftenden Besitzer bankerott machen, dann wird der nächste Erwerber, der eine niedrigere Grundrente aufzubringen hat, bestehen können. Und sollte gar die Behauptung richtig sein, daß die Landwirthschaft Deutschlands heute nicht einmal mehr im Stande ist, die Produktionskosten des Kornes im Marktpreise zu realisiren, nun, dann muß eben Deutschland aufhören, Korn zu bauen. Wir werden die frei werdenden nationalen Arbeitskräfte zur Erzeugung hochwerthiger Industrieprodukte anstellen und für diesen Ueberschuß, den

*) Die neuen Handelsverträge stehen im Mittelpunkte der wirthschaftspolitischen Erörterungen, trotzdem ihr Inhalt noch gar nicht bekannt ist. Bei der großen und entscheidenden Wichtigkeit der Frage, ob unsere Landwirthschaft ohne Erhöhung der Getreidezölle vor dem Untergange zu retten ist, und andererseits, ob diese Erhöhung nicht bedeutsame Interessen der übrigen Erwerbsstände verletzt, hält „Die Gegenwart" auch diesmal an ihrer Gepflogenheit fest, beide Parteien, die wissenschaftlichen Vertheidiger wie die Gegner der Zollerhöhung, zum Worte kommen zu lassen. Das Endurtheil möge sich der politisch mündige Leser selbst bilden. Heute lassen wir den bekannten bodenreformerischen Volkswirthschaftler Franz Oppenheimer, dessen interessante Werke über Siedlungsgenossenschaften, Neumalthusianismus rc. auch außerhalb der Fachkreise bekannt geworden sind, seine Meinung zu der Streitfrage entwickeln. D. R.

wir nach agrarischen Gebieten exportiren, das Korn billiger und besser einführen.

Von diesem Standpunkt aus kommt man selbstverständlich zu einer Ablehnung jeglichen Sonderschutzes für die Landwirthschaft. Aber es ist ein großer Irrthum, wenn die Landwirthe glauben, daß umgekehrt jeder, der den Zollschutz für die Landwirthschaft ablehnt, nun auch auf dem eben skizzirten Standpunkte stehen muß. Das ist keineswegs der Fall. Man kann im Gegentheil die genau entgegengesetzte gesammtwirthschaftliche Grundauffassung haben, kann sich in dieser Beziehung der Grundauffassung der Agrarier selbst auf das innigste annähern und dennoch ihre praktischen Forderungen als nutzlos oder schädlich bekämpfen müssen. Die Stellung dieser durchaus nicht spärlich gesäten Politiker, zunächst die allgemein historische, die sociologische Grundauffassung, kann man in etwa folgender Weise kurz darstellen:

Ein gesunder, frisch gedeihender Bauernstand hat sich weltgeschichtlich als der einzig mögliche, dauernde Halt eines kräftigen Staatswesens von jedem denkbaren Gesichtspunkte aus erwiesen. Zunächst vom rein politischen aus. Ein Staat freier, kräftiger Bauern ist militärisch überhaupt unüberwindlich; davon sind die Siege der Hellenen bei Salamis und Marathon, die der Römer bei Heraklea, Tarent und Zama ebenso sichere Zeugen, wie im Mittelalter der ruhmvolle Bestand der Schweizer und Friesen gegen die besten Eliteheere der Periode, wie in der Neuzeit die glorreiche Haltung der winzigen Buren-Republiken gegen die Midgard-Schlange Großbritanniens. Dasselbe gilt für die Innenpolitik. Nur solche Staaten, deren Hauptmasse die freie Bauernschaft war, haben Kraft und Stetigkeit der inneren Politik bewahrt. So lange die Römer Bauern waren, war ihr Senat eine Versammlung von Königen. Wo sich aber Großstädte bilden, da gewinnen der besitzlose, meinungslose Pöbel und seine geschwätzigen Führer die Oberhand, und der Staat verfällt zuerst der Pöbelherrschaft, dann der Säbel-Dictatur. Ebenso liegt die Frage vom hygieinischen Standpunkte aus. Nur ein Volk, dessen Haupttheil, dem Antaios gleich, in dauernder Berührung mit der Mutter Erde verbleibt, erhält sich die Kraft der Rasse und der Nerven. Die Großstadt-Bevölkerung entartet in ihrem ganzen Willenssystem, in der Musculatur nicht minder, wie in den Nerven; sie büßt an Vermehrungsfähigkeit ein, sinkt an Zahl, Kraft und Macht. Auch die Sittlichkeit bleibt auf der Höhe, die für das Gedeihen eines Volkes erforderlich ist, nur in der strengen Zucht der Bauernstaaten, und selbst die Kunst erlebte die spärlichen Perioden ihrer höchsten Blüthe, in der hellenischen Zeit so gut wie in der des Rinascimento, immer nur dann und so lange, wie eine vernünftige Gleichheit der wirthschaftlichen Verhältnisse zwischen den einzelnen Mitgliedern einer wesentlich bäuerlichen, wohlhabenden Gemeinschaft bestand. Nur so lange hat die Kunst den Zug in's Großstilige, Monumentale; so lange entstehen Tempel, Rathhäuser, Festungswerke von Kraft und Größe. Verwandelt die Vermögensgleichheit sich in Ungleichheit, gleiten die Mittel zum Erwerb von Kunstwerken aus den Händen der Gemeinde in diejenigen einzelner reicher Privatleute hinüber, dann entartet die Kunst zunächst in's Zierliche, dann in's Kleinliche und zuletzt in wüste Stillosigkeit, die allein noch die abgestumpften Sinne der Käufer aufzureizen vermag.

Athen, Sparta und die übrigen hellenischen Republiken gingen in reißendem Verfall zu Grunde, politisch, ethisch und künstlerisch, genau entsprechend dem Tempo, in dem ihre Bauernschaften zusammenschmolzen. Rom verdankt den langen Bestand seiner Macht nur der Weisheit, mit der Jahrhunderte lang sowohl unter der Republik, als unter den Kaisern die Verluste der Bauernschaften immer wieder und wieder durch Ansetzung massenhafter, bäuerlicher Colonieen ausgeglichen wurde. Das deutsche Mittelalter begann eine Cultur erst zu entwickeln, als es um das Jahr 1000 seine rechtlosen Hörigen in gesicherte Bauernschaften umwandelte. Es nahm damals einen in politischer, sittlicher, wirthschaftlicher und künstlerischer Beziehung gleich erstaunlichen Aufschwung, der erst sein Ende fand, als die Bauernschaften wieder in Armuth und Unfreiheit zurücksanken. Deutschlands Blüthe ist vernichtet mit dem letzten blutigen Schlußstrich unter das Capitel der Bauernkriege im Jahre 1525. Es folgte eine Periode tiefer, politischer Ohnmacht, gräulicher, sittlicher Verwilderung und künstlerischer Impotenz, die nicht eher ihr Ende fand, als bis die Emancipationsgesetze von 1811 die Fessel lösten, die den deutschen Bauer am Boden festhielt.

Diese und viele gleichlaufende Thatsachen aus der Geschichte der anderen Nationen zwingen den Politikern, von denen ich hier spreche, als ersten Paragraphen ihres socialen Glaubensbekenntnisses das Programm auf: Schutz, Erhaltung und Förderung des Bauernstandes. Es giebt für sie kein Interesse irgend eines anderen Gewerbes, das gegen die Nothwendigkeit dieses Punktes irgendwie in's Gewicht fiele. Insbesondere verwahren sie sich entschieden gegen eine Politik, die darauf hinauslaufen könnte, den inländischen Bauernstand preiszugeben, um den Nahrungsbedarf zum Haupttheil durch fremde Kornzufuhren zu decken. Denn hier tritt zu der tödlichen Volkskrankheit des Bauernschwundes, einer wahrhaften Schwindsucht der Nationalität, noch die fast ebenso große Gefahr der Abhängigkeit vom Auslande in der wichtigsten Frage der wirthschaftlichen Existenz. Ein Volk, das seine Wirthschaft gänzlich auf den Exportindustrialismus aufbaut, hat so zu sagen die Schlinge um den Hals, deren Ende sich in der Hand des ausländischen Consumenten befindet. Jede Stockung des Absatzes kann schreckliche Catastrophen, massenhafte Arbeitslosigkeit, Hungersnoth und Umsturzbewegungen auslösen. Und so gelangt man von diesem Gesichtspunkte aus auch im Interesse der Gewerbe zu der Auffassung, daß die einzig gesunde Grundlage der nationalen Industrie der Absatz auf dem Binnen-Markte ist, und daß auch im Interesse der Industrie die Förderung des Gedeihens, d. h. der Kaufkraft des Bauernstandes, das höchste Ziel staatsmännischer Weisheit darstellt.

Das ist, wie man sieht, Punkt für Punkt und in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die Basis, auf der sich die praktischen Forderungen der heutigen deutschen Landwirthschaft aufbauen. Aber wir stehen dieser theoretischen Auffassung noch näher. Wir erkennen an, daß diese Grundlage der Macht und Wohlfahrt der Nation und nicht minder der Industrie thatsächlich von einer dringenden Gefahr bedroht ist. Es mag sein, daß wir diese Gefahr nicht für ganz so acut halten, wie die Vorkämpfer des Bundes der Landwirthe, die naturgemäß — à la guerre comme à la guerre — gutgläubig übertreiben. Aber wir erkennen an, daß die Landwirthschaft thatsächlich schwer zu kämpfen hat und beim Fortgang der gegenwärtigen Entwicklungstendenzen eines Tages wird zusammenbrechen müssen, wenn man ihr keine Hülfe bringt. Denn ihre Productionskosten erhöhen sich durch zwei unaufhaltsam fortschreitende Tendenzen fortwährend, durch das Steigen der Arbeitslöhne und die sich ständig vermehrende Schuldenlast; und wenn auch die Productenpreise, vergleicht man sie mit etwas weiter zurückliegenden Perioden, nicht entfernt so stark gefallen sind, wie heute behauptet wird; und wenn auch die Productionsmasse außerordentlich stark angewachsen ist, während sich gleichzeitig der Hypothekenzinsfuß und die von der Landwirthschaft zu tragenden Frachtkosten bis zum Markte außerordentlich stark vermindert haben, so ist doch ohne Eingreifen der Staatsgewalt, ein den gesteigerten Erzeugungskosten entsprechendes Steigen der Nahrungsmittelpreise nicht zu erwarten, und es kann sich nur darum handeln, ob es längere oder kürzere Zeit dauern wird, bis ein großer Theil der deutschen Landwirthschaft unter die Rentabilitätsgrenze sinkt und zu Grunde geht.

Bis hierher argumentiren wir, wenn nicht extrem, so

doch mindestens gemäßigt agrarisch. Aber nun, im Praktischen, beginnt unsere Divergenz. Wir halten die von den Vorkämpfern der Landwirthschaft geforderten Hochschutzzölle für absolut ungeeignet, den Rückgang der Landwirthschaft auf die Dauer hintan zu halten, die Spannung zwischen Produktionskosten und Kornpreis auf die Dauer in genügender Breite zu conserviren, um den Bestand der Landwirthschaft zu sichern. Und zwar stehen wir auf diesem Standpunkte, weil wir erkennen, daß der Hochschutzzoll nur ein Resultat haben kann, das den Absichten seiner Verfechter schnurgerade entgegenläuft. Er wird die Productionskosten vermehren und den Kornpreis werfen, also die Rentabilitätsspannung vermindern, statt vermehren. Er wird die Productionskosten vermehren, denn zu den Productionskosten gehört die von dem wirthschaftenden Landmanne aufzubringende Rente. Steht es doch aus der Geschichte der britischen Zollgesetzgebung als eine nicht der grauen Theorie, sondern der goldenen Praxis angehörige Thatsache außer jedem Zweifel, daß die in den ersten Jahren einer Zollerhöhung folgende Preissteigerung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse sich mit großer Geschwindigkeit als vermehrte Grundrente niederschlägt. Denn bekanntlich ist der Werth des Grund und Bodens gleich dem kapitalisirten Reinertrage. Er wächst mit dem Sinken des Zinsfußes und dem Steigen der Productenpreise. Der Pächter hat höhere Pacht, der Käufer höheren Kaufpreis, der übernehmende Erbe höhere Abfindungen zu bewilligen. Und so steht schon die folgende Generation der Landwirthe vor genau derselben Schwierigkeit, wie die gegenwärtige. Sind ihre Einnahmen gestiegen, so werden auch ihre Ausgaben entsprechend vermehrt, der Reinertrag ist so klein wie je, und die Einzigen, die aus der ganzen Zollerhöhung Vortheil gewinnen werden, sind die nichtlandwirthschaftlichen Interessenten am landwirthschaftlichen Gewerbe, d. h. die abgefundenen Erben, die mit höheren Capitalien in die Städte ziehen; die Landwirthe, die sich als Rentiers zurückgezogen haben und nun eine größere Zinssumme verzehren können, schließlich auch noch die Hypotheken-Gläubiger. Der Landwirth selbst aber, der geschützt werden sollte, geht leer aus, ja er wird durch eine andere, allmälig sich mit Nothwendigkeit einstellende Erscheinung nun erst recht in seiner wirthschaftlichen Existenz erschüttert.

Diese Erscheinung, die ebenfalls an der britischen Getreidezollgeschichte, wie an einem Experiment der Wirthschaftsgeschichte studirt werden kann, ist der gerade unter einem System fortgesetzter Zollerhöhungen ganz unausbleibliche, tiefe Sturz der Getreidepreise. Wenn diese nämlich unmittelbar nach der Zollerhöhung in die Höhe schnellen, dann wird es rentabel, Bodenclassen mit Korn zu bestellen, die vor dem Zollschutz entweder anderen wirthschaftlichen Zwecken nutzbar gemacht waren, oder aber als unter der Rentabilitätsgrenze liegend überhaupt nicht, allenfalls nur als geringes Weideland benutzt wurden. Und dann schwillt die Binnenlands-Production an Korn zu so ungeheuren Mengen an, daß der Preis tief unter den Weltmarktspreis und unmeßbar tief unter die Productionskosten stürzt, die ja natürlich bei der Einbeziehung der geringen Bodenclassen durchschnittlich stark gestiegen sind. So geschah es dem englischen Landwirthe. Während zuletzt die Einfuhr von Weizen nach England verboten war, ehe das Quarter nicht 80 Schilling galt, fiel in Folge der maßlosen Binnenproduction der Weizenpreis in wenigen Jahren auf etwas über 40 Schilling; und es waren schließlich die Landwirthe selbst, die sich von der Unbrauchbarkeit ihres „großen Mittels“ überzeugen und Aufhebung der ganzen verderblichen Gesetzgebung fordern mußten.

Neben diesen starken Gründen, die gegen eine Hochschutzzoll-Politik sprechen, sind die übrigen Argumente der Zollgegner von geringerem Belang, wenn auch nicht ganz ohne Bedeutung. Dahin gehört vor Allem die bereits zu Tode gerittene Feststellung, daß ein sehr beträchtlicher Theil der deutschen Landwirthschaft, der Zahl nach die ungeheure Mehrheit der Besitzer, gar kein Interesse am Schutzzoll habe, weil sie kein Getreide zu verkaufen hat, sondern im Gegentheil meistens solches dazu erwerben muß. Ob man diese Grenze beim Besitz von 4, 5 oder 6 Hectar ansetzt, ist ziemlich gleichgiltig. Ferner hat die Hochschutzzoll-Politik den sehr bitteren Beigeschmack, daß sie den reichsten Besitzern, denen, deren Einkommen an sich schon außerordentlich hoch ist, am reichsten giebt, während sie den kleineren und kleinen Besitzern, d. h. gerade derjenigen Classe, deren Existenz für den Bestand des Reiches und des wirthschaftlichen Gleichgewichtes am wichtigsten ist, nur geringe und kaum wirksame Beisteuern zuwendet. Es giebt Besitzer in Deutschland, deren Einnahmen durch die geforderte Zollerhöhung auf 7 Mark um eine halbe Million jährlich und darüber gesteigert würde, während der mittlere Bauer dadurch kaum einen Theil seiner Steuern gedeckt erhielte und wahrscheinlich durch die Minderung der allgemeinen Kaufkraft für seine speciellen Producte (Fleisch, Geflügel, Obst &c.) noch mehr geschädigt als gefördert würde. Auch diese Argumente führen uns dazu, dem Verlangen nach erhöhten landwirthschaftlichen Schutzzöllen ein rundes „Nein“ entgegenzusetzen.

So wollen wir also, trotz der klaren Erkenntniß dessen, was nothwendig ist, trotz der Anerkenntniß der bestehenden Nothlage und der drohenden Gefahr in unfruchtbarem Fatalismus die Arme kreuzen und nichts gegen den Niedergang der Nation und des Reiches thun?

Durchaus nicht. Wir wollen dasselbe Ziel erreichen, wie die begeisterten Freunde der Landwirthschaft. Nur das von ihnen vorgeschlagene Mittel verwerfen wir als untauglich. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß wir jedes Mittel verwerfen würden, daß wir nicht bereit wären, nach anderen, tauglicheren Mitteln zu suchen und dazu mitzuwirken, daß sie ausgiebig angewandt werden. Es giebt unseres Erachtens ein solches Mittel, und wir wollen es in einem folgenden Aufsatz zu entwickeln versuchen.

Literatur und Kunst.

Vom Schreiben und Lesen.

Von Rudolf Klein (Berlin).

Betrachten wir das Leben auf seine erhaltenden Factoren hin, so stoßen wir wohl überall auf den Genuß als den zutiefst liegenden. Ohne ihn wäre das Leben undenkbar. Nicht sowohl scheint er das Bindeglied, als vielmehr die Summe der Verbindung von Geistigem und Materiellem. Wo auch immer Geistiges an einem materiellen Träger in Erscheinung tritt, ist der Genußerreger als Dritter vorhanden. Die Natur bedient sich in erster Linie zur Fortpflanzung wie Selbsterhaltung der Individuen des Genusses. Wer kann wissen, ob nicht Wachsen und Dehnen der Pflanzen im Sonnenlicht mit einem leisen Wollustgefühl vor sich geht, vor allem die Befruchtung? Hunger und Liebe sind es, die das Thier zum Befriedigung bringenden Raube treiben, Hunger und Liebe, die das niederste Individuum unausgesetzt zum Genuß des Geschlechts, der Nahrung, des erquickenden Schlafes anhalten. Und so geht es fort, in aufsteigender Linie, bis das Genie den einzigen und wahrhaften Genuß nur noch im Augenblick der schöpferischen Idee empfindet und ihn sich verschafft, verschaffen muß, selbst auf die Gefahr hin, daran zu Grunde zu gehen. Der höchsten Stufe des Geistigen, wie der tiefsten Stufe des Sinnlichen, dem schöpferischen Gedanken wie dem elementaren Geschlechtsausbruch, wohnt somit im gleichen Maße ein göttlicher Funke inne, eben jener Genußerreger,

dessen die Natur sich als einzig lebenserhaltenden bedient. Und somit die Kunst, das Resultat der Genußbefriedigung der verfeinertsten Individuen, die zu gleichen Theilen aus Sinnlichem und Geistigem nothwendig gemischt, gleichzeitig aber etwas vollständig Absichtsloses, allen Eingriffen und Vorschriften des Nebenmenschen hierdurch von Natur Entzogenes ist. Es trägt das seine Gesetze in sich wie die Befriedigung von Hunger und Liebe. Das kann uns jedoch des Weiteren nicht hindern, Gesetze anzunehmen, wie wir aus dem Vergleich heraus berechtigt sind, die Lebensart dieses Menschen der jenes vorzuziehen, und auf bewegende Grundideen zu schließen, mag eine spätere Generation aus ihren inneren Bedingungen heraus es auch in manchen Punkten anders halten. Unter dieses Capitel des Genusses fällt auch das Thema, das hier des Näheren erörtert werden soll. Vom „Schreiben und Lesen" wurde es genannt, könnte statt dessen auch „das Kunstgenießen" heißen. Wie die Kunst ein Genuß-Resultat ist, treibt es andere Individuen, dieses Resultat zu genießen, um des gleichen Genusses theilhaftig zu werden. So stehen wir denn einem Thema gegenüber, das uns im gleichem Maße uns mit dem Wesen der Kunst wie dem der Kritik — als höchster Form des Kunstgenusses — befassen läßt. Da aber gerade bei der Form des Kunstgenusses nothwendig die Kunst als das Primäre berücksichtigt werden muß, sage ich nicht nur „das Kunstgenießen", sondern vom „Schreiben und Lesen", wobei unter dem Worte „Schreiben" alle schöpferische Kunstbethätigung zu begreifen ist, unter „Lesen" jede Art des reproducirenden Genusses.

* * *

Wozu liest der Mensch? Um sich eine Art feineren Genusses zu verschaffen, einen Genuß, den aus Natur und Leben zu ziehen er selbst nicht vermag und der im Kunstwerk so vorliegt, daß er seiner theilhaftig werden kann. Dieser Umstand allein setzt zwei Eigenschaften für das Kunstwerk voraus: daß es im Augenblick wirklich schöpferischen Gefühls entstanden ist, um dem Beschauer jenen Genuß verschaffen zu können, den aus dem Leben zu ziehen er selbst nicht vermöchte — denn sonst bedürfte er ja des Kunstwerkes nicht — wie, daß es das Werk eines bestimmten Seelengrades ist (jedem Individuum nach, das es schuf), dessen Inhalt so einem bestimmten Individuum eben Alles zu sein, Alles in ihm zu lösen vermag, während die Größten fortschreiten zu einem immer umfassenderen Inhalt als Antwort für alle ewigen Fragen, sich an die Allgemeinheit wenden. Das Individuum, das in der Kunst einen Genuß sucht, den aus dem Leben zu ziehen es selbst nicht vermöchte, sucht auch in dieser naturgemäß nur Verwandtes, so daß der Kreis, den ein Beardsley um sich sammelt, nothwendig und Gott sei Dank ein sehr, sehr enger ist, während zu Böcklin eine Gemeinde aufschaut, andächtig und umfassend, wie zur Natur selbst, wenngleich auch hier der Einzelne, nicht Jeder, bei Weitem nicht bis in die letzten Tiefen zu dringen vermag. Der Mensch liest also, um sich genießend bestätigt zu finden, um den Einklang seines Ich mit Leben und Welt durch das Medium des Kunstwerkes zu ermöglichen, einem Thun, dem der Künstler beständig obliegt, der Laie nur in Stunden der Weihe an der Hand der Kunst und der Religion. Alle Kunst, in der der Laie nicht ein Stück seines Selbst findet, läßt ihn demnach naturgemäß kalt. Hat man dieses Lesen auch verkleinern wollen mit dem Bemerken, eben nur der Laie „suche sich selbst" im Kunstwerk, der Kenner betrachte es, um sich zu unterrichten, wie ein Anderer über den gleichen Gegenstand denke. Liegt doch selbst die erste Betrachtungsweise dem Wesen aller positiven Kritik zu Grunde, die, richtig angewendet, nicht etwa in impressionistischen Dilettantismus endet, als sie vielmehr, da sie allein einen festen Standpunkt ermöglicht, die einzige ist, die die Entwickelung einen Schritt fördert, im Gegensatz zu jener parteilosen Objectivität, die nichts bestätigt, weder sich noch einen Anderen, nur sich und Andere unterrichten will. Schließlich sogar allein jene hohe Stufe des Subject-Objectiven zuläßt, die die Allem zu Grunde liegenden Urgesetze, die nur nach Raum und Zeit die äußere Gewandung wechseln, zu erkennen im Stande ist.

* * *

Was ist fähig, Genuß zu verschaffen? ist somit die nächste Frage. Jedes Werk von eigenem inneren Werth! Ueber den inneren Werth der Kunstwerke aber ist man nie so im Zweifel gewesen wie gerade in unserer Zeit. Ich will einige Beispiele aus der Malerei heranziehen.

Die Pseudokünste — deren Entstehungsursachen hier nicht mal gestreift werden können — hatten den Begriff vom wahren Wesen selbstständiger Kunst verwirrt und halten noch heute weite Kreise in dieser Verwirrung befangen. Vorwiegend war die Frage des „Inhaltes" der Sündenbock, da man den Inhalt oder Nicht-Inhalt schlechtweg mit seelischem inneren Werth identificirte. Zu Zeiten, da die Kunst ein nothwendiger Culturausdruck war, wäre so leicht Niemand auf diese Ansicht gekommen. Der Inhalt war damals selbstverständlich, darum natürlich, lebensfähig. Wurzelt ein Kunstwerk in einer Zeit, mag immerhin seine Anerkennung vorübergehend schwinden; kehren dann verwandte Zeiten wieder — und dies ist eine Nothwendigkeit, da alles Geistesleben zwischen zwei Polen schwankt — so wird es zu neuem Leben galvanisirt werden, durch verwandtes Empfinden. In unserer Zeit aber, da die Kunst mit ganz geringer Ausnahme nicht aus der Zeit gewachsen ist, sah sich die Mehrzahl der Künstler genöthigt, nach einem Inhalt zu suchen. Ein solcher aber ist stets von fraglichem Werth, sei er nun historischer oder anecdotischer Art, und von kurzer Lebensdauer, da nie zu wahrem Seelenleben erstanden. Selbst wenn solche Werke einmal revolutionirend waren. Ich will ein simples Beispiel wählen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Knaus und Vautier nach der Theaterhistorie gerade fortschrittlich gesinnten Leuten wie eine Erlösung, ein natürliches Labsal kamen. Und was sind sie uns heute? Und was ist uns aber heute noch im Gegensatz zu diesen Künstlern ein Moritz v. Schwind? Dieser Künstler unterscheidet sich gerade von jenen dadurch, daß der Inhalt seines Werkes — was in unserer Zeit überaus selten — absichtslos ist, selbstverständlich und somit seine ganze Kunst. Und genau jenen Standpunkt der Vergänglichkeit, den Knaus und Vautier gegen einen Moritz v. Schwind einnehmen, wird einmal die Mehrzahl der sogenannten Impressionisten gegen absichtslose Künstler wie Thoma ꝛc. einnehmen. Gegen die Theaterhistorie war die Kunst eines Knaus und Vautier damals ein bewußter Fortschritt, dann aber erkannte man den „Inhalt" ihrer Werke als ebenso unecht wie den der Historienmaler, und nun war der weitere bewußte Fortschritt die völlig „inhaltlose" Kunst der sogenannten Impressionisten. (Ich stelle diese Gruppen natürlich nur symbolisch gegenüber; daß auf die Genremaler nicht gleich der krasse Impressionismus folgte, weiß ja Jeder.) Und: gerade in dieser absichtlichen Inhaltlosigkeit liegt die Vergänglichkeit des Impressionismus. Könnte man nicht hieraus schließen, daß es Kunstwerke ganz bestimmter Art sind, die unvergänglich sind? Deren Zeit immer wiederkehrt, wenn auch der Lärm der Neuerungen ihren Glanz vorübergehend verdunkelte? Und: sollte nun dieser Umstand nicht gerade — so sehr ich vorhin die Absichtslosigkeit der Kunst betonte und zu Beginn darauf hinwies, daß alle Kunstbethätigung aus rein physiologischen Ursachen von Natur aus etwas allen Eingriffen des Nebenmenschen Entzogenes sei, das seine Gesetze in sich trüge — bestimmte Gesetze der Kunst annehmen?! Gerade in den Tagen des Impressionismus, da man etwas vom physiologischen Sein entdeckt hatte, war man geneigt, alle Gesetze über den Haufen zu werfen, und zu sagen: jedes Werk trägt sein Gesetz in sich. Parallel ging

die impressionistische standpunktlose Kritik. Wohin diese Losung geführt hat, erkennen wir rings mit Schauder. Wir, die Jugend von heute, sehen dort todte Blumen, wo wir vor kaum ein paar Jahren saftstrotzende Gebilde wachsen sehen wähnten.

Daß aber die Kunst eines Kaulbach, Piloty, Knaus, Liebermann uns nichts mehr zu sagen vermag, während die Werke der Alfred Rethel, Schwind, Steinhausen, Thoma (ganz abgesehen von Heroen wie Böcklin und Klinger) gleich lebendig zu uns sprechen, beweist, daß es es ganz bestimmte Kunstgesetze giebt, die der Kunst allein Unvergänglichkeit verbürgen. Gewiß nicht ein Gesetz. Gesetze für ein paar stets wiederkehrende Phasen. Diese aber sind stets die gleichen, wie Jünglings- und Mannesalter der Individuen und Völker die gleichen sind. Wobei erwähnt sein mag, daß es wie Individuen so ganze Völker giebt, die zeitlebens „Jünglinge" bleiben: in unseren Tagen die Franzosen! Jünglings- und Mannes-Kunst: die Kunst der Sinne und die des Gedankens. Beide haben einen im Individuum bedingten, die eine einen in der Zeit ruhenden, die andere über die Zeit hinaus zum Ewigen zielenden Inhalt. Während Alles vergänglich ist, dem ein gesuchter Inhalt eignet oder eine gesuchte Inhaltlosigkeit. So der Impressionismus, die Kunst des Auges, der Aeußerlichkeit. Da aber steckt die tiefste Krankheit unserer Zeit: wie ihrer Kunst, so fehlt den Individuen der absichtslose Inhalt. Und das kommt, sie haben in unserer ruhlosen Zeit der Umwälzung die Beziehungen zu Allem und Jedem verloren, zur Heimath wie zum Vaterlande, zum politischen Leben wie zu Gott. Jeder denkt an sich und seinen Vortheil, dieweil eine Wirrniß herrscht wie beim Turmbau zu Babel. In der Kunst wie im öffentlichen Leben. — Wie es so feste Gesetze für die Kunst giebt, so auch für die Kritik, dem obersten Kunstgenuß. So sehr man es auch im Augenblick des „Summirens", der zusammenfassenden Darstellung vergangener Epochen für unangebracht halten mag, selbst hier ist es am Platz. Durchaus jedoch den gährenden Zeitgedanken gegenüber. Wie der Einzelne nur sich selbst im Werke sucht — so sehr der Künstler sich auch auf die breite Basis der Allgemeinheit stellen soll — so hat auch der Kritiker nur für eine Phase (nicht Richtung) einzutreten. Eben weil Alles wächst. Die Nachkommen werden den Standpunkt um genau so weit wie nothwendig hinausdehnen. Die standpunktlose „impressionistische" Kritik aber ist „hohl", wie der „inhaltlose" Impressionismus es ist. Sie hat die Kunst noch nie aus dem Jünglingsalter in's Mannesalter geleitet. Es gilt einen „festen" Standpunkt zur Kunst zu gewinnen, so man voll Vertrauen die Zukunft erwarten will. Das aber vertreten in unseren Tagen die Wenigsten, daher der „geistreiche Dilettantismus", das „intellectuelle Epikuräerthum" statt klarsehender Förderung. Beides eine Folge des Materialismus, wobei nicht zu vergessen ist, daß die ganze Neu-Romantik, so wenig ihre Vertreter es auch glauben möchten, Materialismus ist. Sind wir erst wieder zu einer transcendentalen Weltanschauung gelangt, so stellen sich die ewigen Urgesetze von selbst ein. Man glaube nicht, daß sie die Kunst in „spanische Stiefel" schnüre. Es wachsen und wandeln sich diese Urgesetze, wie alles Transcendentale nur an einem materiellen Träger „wachsend" und in steter Wandlung in Erscheinung tritt. Doch sie allein vermögen unserer Kunst die innere Größe und Lebensdauer über die Zeiten zu geben.

* * *

Diesen festen Standpunkt nun, den zur einzigen Dauerhaltung in der Kunst einmal das in der Zeit wurzelnde Individuum (Jünglingsalter), zum andern das über die Zeit hinaus die Verbindung zum All suchende Individuum (Mannesalter) einnimmt, soll, wie in der Kritik, das lesende Individuum überhaupt einnehmen. Die letzte Frage heißt somit: wie sollen wir also lesen? „Schöpferisch" ist die Antwort. Denn dies ist eine Bethätigung, die allem Kunstschaffen verwandt ist. Weder sollen wir nur mit dem Verstande die Werke der Großen betrachten, d. i. kritisiren, zerlegen, an ihnen deuteln und nörgeln, eine Thätigkeit, die — nie hat eine Zeit ihr so gehuldigt wie die unserige — aus ihrem Mangel an Hochachtung vor allem Geschaffenen direct an's Unmoralische streift, noch nur mit dem Gefühl von allen Zeiten und Schulen den Schaum schöpfen. Das schöpferische Lesen setzt sich wie alle productive Thätigkeit zu gleichen Theilen aus Gehirn- wie Gefühlsvorgängen zusammen. Nie werden wir mit dem Verstand allein alle Tiefen eines Kunstwerkes erschöpfen. Nicht über seine Oberfläche werden wir hinwegkommen. Haben wir mit dem Verstand jene Werke gesondert, durch die gerade unser Inneres eine Förderung erfahren kann, so ist das „Gedächtniß" (das bis in's Transcendentale reicht) des Gefühls zu Rathe zu ziehen, auf seine Erlebnisse hin, die es gesammelt hat in diesem oder einem anderen Leben. Das ist productives Genießen. Ein Genießen, wie der Künstler genoß, als ihn die Stunde der Inspiration zum Schaffen drängte. Natürlich können auch nur in solcher Stunde gezeugte Werke zum „Nachschaffen" einladen. Wer so genießt, wird nicht Alles in einer Zeit genießen können, er wird genießen seiner inneren Entwicklung parallel, wie der Künstler aus dieser heraus schuf. So daß es kommen kann, daß er Jahre lang an Werken vorüberging, die ihm scheinbar nichts zu sagen hatten, und sie nun zu ihm reden mit flammender Zunge. Das Lesen selbst aber ihm ein Genuß ist, heiß und heilig und jenen gleich, deren sich die Natur zur ewigen Erhaltung bedient.

Kunst für's Kind.

Von J. Norden.

Goethe, der junge Goethe, nicht der der „Propyläen", rieth: „Geh' vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über die ganze Welt!" Von der Kunst meinte er es, und unter dem „Häuslichen" verstand er das Eigenwüchsige.

Aber man kann das Wort auch noch anders auffassen. Man kann das „Häusliche" im eigentlichen Sinne verstehen: daheim mag Jeder den Kunsttrieb pflegen, dann wird's bald schon „Kunst für's Volk" geben. Ich meine damit natürlich nicht irgend eine andere, besondere Kunst. Für's Volk ist gerade das Beste gut genug, und was dem „Gebildeten" nicht als Kunst gilt und gelten kann — in's Volk darf es erst recht nimmer bringen. Nein — „Kunst für's Volk" heißt, es an dem Kunstgenuß Theil nehmen lassen. Dazu bedarf es aber nicht bloß, daß man ihm Kunst bietet; es muß auch Bedürfniß vorhanden sein und, wo das nicht der Fall ist, geweckt werden.

Die Kunst als ethisches Moment im Entwickelungsgange des Einzelnen und der Menschheit — es ist etwas so Selbstverständliches, daß ich darüber kein Wort verlieren will. Um die bildende Kunst handelt es sich hier, denn Theater und Musik — daran fehlt es nicht. Und das „Volk" ist hier nicht etwa als die Gesammtheit der unteren arbeitenden Klassen zu verstehen, sondern überhaupt als die große, breite Masse. Wie wenig Kunstsinn, von Kunstverständniß gar nicht zu reden, in dieser Masse lebt — es ist kaum glaublich. Wer nimmt sich aber denn auch die Mühe, ihn zu wecken? Geht die Masse nicht wie mit gebundenen Augen durch den blühenden Garten der Natur und über den bilderstrotzenden Markt des Lebens hin? Ja, verstehen auch nur die Allerwenigsten das richtige Sehen?

Hier wäre einzusetzen, will man dem Menschen Kunstgenüsse durch's Auge erschließen. Merkwürdig — so viel für

die Ausbildung von Gehör und Musiksinn geschieht, daß die Häuser von oben bis unten erklingen und die Nachbarn nur deßwegen nicht noch wilder werden, weil sie selbst es nicht anders treiben — so wenig geschieht für die künstlerische Entwickelung des Gesichtssinns. Man kann die Kinder nicht früh genug an's Klavier setzen und sie nach Noten singen lehren, meist ihnen selbst zur Qual, aber sie das richtige Sehen lehren — wer denkt daran? Die Allerwenigsten, denn sie haben es selbst nicht gelernt.

Ach so — der Zeichenunterricht in der Schule? Du lieber Himmel — der will doch nichts sagen. Einmal ist der heutige methodische Zeichenunterricht trotz aller Reformen eigentlich immer noch eher schädlich als nützlich. Und dann kommt es ja gar nicht darauf an, daß man nach papiernen „Vorlagen" und todten „Gypsfiguren" mit vieler Mühe etwas zeichnen kann. Man mag sogar ganz tüchtig zeichnen und besitzt doch nicht das geringste Verständniß für Werke bildender Kunst.

Der Forderung „Kunst in die Schulen!", „Kunst in die Kinderstube!", die jetzt endlich einmal auch in Deutschland immer lauter wird, hat eine andere vorauszugehen: „Bildet das Auge, lehrt es sehen!" Wer das gelernt hat, der wird auch bald Wandschmuck für's Haus verlangen, wird schlechte Bilderbücher nicht ansehen wollen. So ist's den Eltern anheim gestellt, früh schon was für die Entwickelung des Kunstsinns beim Kinde zu thun. Und es kostet weniger Mühe und Geld, als die Klavier- und Gesangsstunden. Nur — freilich — das Sehen muß man selbst gelernt haben. Das Sehen, das eine richtige Kunstbetrachtung ermöglicht.

Das Beobachten verstehen wir doch sonst recht gut: im Gesellschaftszimmer, auf der Straße, im Theater, überall. Uns entgeht nicht so leicht eine neue Farbennuance eines Kleides, irgend ein neuer Capeschnitt, eine neue Hutform, oder auch ein häßlicher Zug im Gesicht des Herrn X. und eine lächerliche Bewegung von Frau Z. Aber unter den Wolken am Himmel und zwischen den Bäumen des Parkes gehen wir wie blind umher. Und nicht bloß dort. Auch im eigenen Hause. Lange bevor das Kind bewußt einen Stift in die Hand nimmt, um zu „kritzeln", kann man es schon das „Sehen" lehren. Man kann es auf diese und jene Linie und Form der Möbel, auf das Charakteristische in Gesichtszügen der Hausgenossen aufmerksam machen, man kann ihm spielend die Anfangsgründe der Perspective beibringen u. s. w. Und nun erst draußen, beim Spaziergang durch die Straßen der Stadt, im Wald, durch's Feld, am Meeresstrande! Vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend, kann man das Kind beachten und bewundern lassen die tausendfachen Formen und Farben der Wolkengebilde und die ewig wechselnden Reize des Sonnenuntergangs, die Abstufung der Töne von unserer nächsten Umgebung an bis weit hinein in die verblauende Ferne am Horizont, die verschwimmenden Farbengliederungen des Himmelsgewölbes vom Horizont bis zum Zenith, oder die hundertfachen Farben- und Lichter- und Schattenspiele auf der Wasserfläche, den Unterschied zwischen dem vollen Sonnenlicht und dem zerstreuten und gebundenen, den Unterschied von Gesammtton und Lokalfarben, die dem Auge faßbaren Bewegungsphasen laufender Pferde, springender Hunde, fliegender Vögel, schwimmender Fische, die unsägliche Farben- und Formenpracht in der Pflanzenwelt u. s. w., u. s. w.

Aber es geschieht so gar selten. Und doch würde man so die Kunstempfänglichkeit des Kindes schon früh entwickeln können und gleichzeitig seine allgemeine Beobachtungsfähigkeit und seinen Beobachtungswillen fördern; man würde ihm, vor Allem, schon früh eine Quelle reinster Genüsse erschließen.

Wieviel Kunstsinn latent in jedem Kinde ruht — es wird uns jetzt eben auf einer sehr interessanten Ausstellung klar vor's Auge gerückt.

Eine von dem bekannten pädagogischen und ästhetischen Schriftsteller, dem Multatuli-Uebersetzer Wilhelm Spohr mit Wort und Schrift betriebene Agitation, nach dem Vorbilde der Hamburger „Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung" in Haus und Schule auch in Berlin eine Ausstellung für „künstlerischen Bilderschmuck in den Schulen" zu veranstalten, hat Erfolg gehabt. Ein Kreis von wagemuthigen Kunstschriftstellern, Malern, Pädagogen schloß sich ihm an. Man hat die verdienstliche Sache tapfer in die Hand genommen und eine wirklich recht beachtenswerthe Ausstellung unter der Bezeichnung „Kunst im Leben des Kindes" kürzlich im Hause der „Berliner Secession" eröffnet. Es giebt da natürlich sehr viel Bilderschmuck und sehr viel Bilderbücher, und das Meiste davon ist ebenso natürlich längst bekannt, aber doch sehr lehrreich, weil durch die Zusammenstellung all' dieser Dinge ein Vergleichen ermöglicht wird. Jedoch auch was Neues sieht man dort. Neben jenen beiden Gruppen giebt's noch eine dritte: „Das Kind als Künstler". Sie ist ohne Zweifel die interessanteste. Sie beweist — wenn es eines solchen Beweises überhaupt noch bedurfte — wie nothwendig solche Ausstellungen sind im Sinne einer weite Kreise ziehenden Anregung. Denn sie zeigt uns eben, wie viel Kunstsinn und Kunstempfänglichkeit im Kinde steckt, die der Pflege und Entwicklung harren. Sie illustrirt auch sehr glücklich den Bruch mit der alten Methode des Zeichenunterrichts. Und die neue bildet so recht eigentlich die Fortsetzung zu jenem Sehenlehren, das ich als erste Forderung für künstlerische Entwicklung des Kindes aufstellte. Was hier zu sehen ist, wäre wohl noch erheblich viel besser ausgefallen, wenn all' die Kleinen frühzeitig und gleichzeitig in der Art zur vergleichenden und genießenden Beobachtung und Betrachtung im Hause und im Freien angehalten würden, wie oben angedeutet wurde.

Und diese neue Methode?

Fort mit dem Netz-Zeichenpapier, mit all' den schönen geometrischen und anderen Vorlagen, mit den plastischen Modellen aus Pappe und Gyps! Gebt dem Kinde Papier und Stift in die Hand, früh auch schon Pinsel und Farbe, und laßt es zeichnen und malen, was und wie es will und kann, was es unmittelbar vor den Augen hat oder was es früher gesehen, aus der Erinnerung, oder gar Eindrücke illustriren, die es gewinnt bei dem, was man ihm vorliest oder erzählt. Dabei immer vom Nächsten ausgehend, von den Geräthschaften und Hantirungen, die es im eigenen Hause kennen gelernt hat, von den Entdeckungen und Beobachtungen auf Spaziergängen u. s. w. Das wären so die Hauptgrundsätze. Es ist also sehr einfach und sehr leicht. Nur muß man eben darauf verfallen. Ganz so wie auf das Sehenlehren. Bei dieser Methode wird das Beobachtungsvermögen des Kindes ungleich mehr als bei der heute üblichen geschärft, und sie läßt sein Gemüth und seine Phantasie nicht verkümmern. Wie bei den anderen Abtheilungen, haben die Veranstalter der Ausstellung auch bei dieser es an weiser Berücksichtigung der abschreckenden Beispiele nicht fehlen lassen: es wird da unter Anderem gezeigt, wie schädlich der bei der heutigen Methode des Zeichenunterrichts überwiegende intellectuelle Einfluß auf den Darstellungstrieb und das Darstellungsvermögen wirkt. Ein Mehreres findet man in einem mit diesen Fragen sich beschäftigenden Aufsatz, den Otto Feld in dem überhaupt sehr reichhaltigen und durchweg sehr sorgsam redigirten Catalog veröffentlicht hat.

Das Material, das hier zusammengebracht worden, stammt aus dem Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus, das derartige Uebungen schon seit einiger Zeit im Volkskindergarten und in zwei Schulklassen eingeführt hat. Hier, gegenüber diesen systematisch geordneten Tafeln mit Zeichnungen nach verschiedener allgemeiner Anregung, mit Freizeichnungen nach Menschen, Thieren, Pflanzen, Erlebtem und Erdachtem, mit den Erfahrungen über die natürliche Begabung des Kindes für Farbe und Form — hier kann man sich davon überzeugen, wie „Sinnenactivität zu Seelenactivität" wird, was

Spohr in einem seiner Artikel in „Ernstes Wollen“ treffend als das Ziel der künstlerischen Ausbildung des Kindes bezeichnete. Und Alles, was man sieht, ist für den Pädagogen wie für den Psychologen von gleich hohem Interesse. Das müßten natürlich alle Erziehungsfragen sein, aber — wie selten ist der Methodiker gleichzeitig auch Seelenkenner und Seelenpfleger. Wie selten sind das ja selbst auch die Eltern. Ihnen in erster Reihe sei der Besuch der Ausstellung warm an's Herz gelegt. Hoffentlich wird sie auch in anderen Städten gezeigt werden. Anregung werden sie dort genug finden. Nur müssen sie auch den guten Willen haben, die empfangene Anregung, wie sie es machen und wie sie es nicht machen sollen, auch in That umzusetzen. Die Schule allein wird nicht allzu viel zu Wege bringen können, mag sie noch so schöne und ersprießliche Bilder aufhängen; mit ihr muß das Haus Hand in Hand arbeiten. Dann, wenn das Bedürfniß allgemeiner, die Nachfrage größer geworden ist, werden sich auch bei uns in Deutschland solche Verleger und Künstler finden, die, wie in England, dem classischen Lande des Wandschmuckes für Schul- und Kinderstube und für Bilderbücher, für das Kind und damit für's Volk zu arbeiten wissen, zielbewußt und wahrhaft künstlerisch. Heute werden wir in dieser Beziehung noch vielfach selbst von Japan übertroffen.

Ein erfreulicher Anfang ist freilich schon gemacht: die Concurrenzentwürfe des Karlsruher „Künstlerbundes“, die hier zu sehen sind, die Blätter, die Firmen wie Fischer & Franke und Hollerbaum & Schmidt ausgestellt haben, zeigen, daß man auch bei uns bemüht ist, auf diesem Gebiete im Geiste der modernen Anforderungen zu arbeiten.

Nur immer zu! Es gilt ja unseren Kindern. Und sollten die Eltern sich der Einsicht noch verschließen, wie wichtig es ist, daß die Verstandesbildung, die die Schule zur Zeit fast ausschließlich pflegt und die zudem auch das Leben selbst unausgesetzt übt und vervollkommnet, ein wirksames Gegengewicht in künstlerischer Bildung erhalten müsse — nun, so möge immerhin die Schule mit gutem Beispiel vorangehen.

Die Herren Stadtväter und Schulräthe haben das Wort...

Feuilleton.

Der Satyr.

Skizze von Per Hallstroem.

Einzig autorisirte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Er trug täglich den Wasservorrath in die Pension, in einer langen Holztonne, wahrscheinlich auch den Reisig, der in der Küche zur Feuerung verbraucht wurde, und inzwischen half er aus, wo man einen starken Rücken brauchte. Unter Anderem sah ich ihn in Körben Mauersteine über den treppenähnlich steilen Weg zu dem gerade vor sich gehenden Ausbau des Hauses heraufschaffen, schwitzend und vor Raserei in unartikulirten Klageschreien heulend. Gewöhnlich arbeitete er jedoch still und ausdauernd wie ein Pferd, und auch wenn er Aufruhr machte, geschah es nur in Lauten, die seltsamer waren, als ich sie je von einer menschlichen Kehle hervorbringen hörte. Aber es kam nie zu einer Handlung.

Er wurde Teddè genannt, wie er natürlich nicht getauft war, und als ich von dem Wirthe, dem ehrsamen Don Pancrazio, den Ursprung dazu zu erforschen suchte, überraschte er mich durch die Erklärung, daß es aus demselben Namen abgeleitet sei, wie sein eigener. Ich mußte es auf Treu und Glauben hinnehmen, obgleich es mich an die alte Charakteristik der Philologen als Leute erinnerte, die den Vokalen wenig Bedeutung beilegen und den Consonanten gar keine. Aber Teddè's Name war nicht das einzige Seltsame an ihm, denn er war ganz und gar ein unbegreifliches und unwahrscheinliches Wesen.

Sein langer Unterkörper war thierähnlich geschwungen wie der eines Bockes, der sich auf die Hinterbeine gestellt hat, seine kurzen nackten Füße waren plump und dick, so als hätten sie eigentlich in Klauen endigen sollen, seine starken Hände ebenso, und seine ganze Gestalt schien zottig zu sein wie die eines Thieres. Sein Kopf verschmälerte sich über den spitzigen Ohren so jäh, daß kein nennenswerther Platz für die Stirne blieb, seine kleinen Augen saßen so nahe bei einander, daß es aussah, als wären sie bestimmt gewesen, eines zu bilden, und um den breiten Mund lief das Gesicht in eine bärtige Schnauze aus, die nur wenig an menschliche Form erinnerte.

Aber war er auch ein Mensch? Es erschien Einem viel wahrscheinlicher hier auf Sicilien, der alten waldesdunkeln Erde der Satyre, die von Menschenhand und den schweren Schritten der Jahrhunderte bloß und bleich gelegt worden war, daß er das letzte Exemplar einer sonst ausgestorbenen Rasse war, verjagt aus Hainen, die die Axt gefällt, verdürstet an Quellen, die versiegt waren, vom Klang der Glocken in Angst und Abgründe gestürzt, ein letztes verirrtes Gespenst aus einer veränderten Welt. Ein Gespenst am helllichten Tage! Wie sollte es anders sein mit Wesen, die ihre Nahrung unmittelbar an dem Busen der Natur tranken und breit dem Licht und der Wärme entgegenlächelten und vor der Nacht zitterten, mit all' den furchtbaren Schreckensbildern, die sie in einem dunkeln Hirn zeitigte. Die Griechen, die alles nach ihrem Antlitz umbildeten, hatten in ihrer Kunst auch den Typus des Satyrs verschönt, die Augen seelenvoll gewölbt, eine sorglose Genußweisheit um den Mund gelegt — hier war der scheue Thiermensch der Wälder, kaum zum Bewußtsein gelangt, kaum fähig, etwas Anderes begreifen, als daß Lust wohl that und Schmerz weh, und daß gehinderte Lust Schmerz war.

Das war ungefähr Alles, was Teddè verstand, daß die Tonne schwer war und Mauersteine noch schwerer, daß Essen gut sein konnte, aber es selten war, daß die Mehrzahl der Menschen Macht über ihn hatte und daß diese Macht in dem Polizeiconstabler der kleinen Stadt Gestalt angenommen hatte, einem bettelarmen Ablömmling normannischer Barone, der jetzt von dem verfallenen Palast seiner Vorväter nicht mehr besaß, als den Mondschein, der über den Hof strömte — aber es ging über Teddè's Horizont, das zu fassen. Er sprach weder Italienisch, noch verstand er es, und auch von dem Dialect des Ortes faßte er bloß auf's Gerathewohl die allereinfachsten Ausdrücke auf, aus Gewohnheit und Association, ungefähr so wie ein Hund es thut. Seine eigene unartikulirte Rede wurde von denen, die sich daran gewöhnt hatten, sie zu deuten, für verdorbenen Dialect angesehen, aber konnte ebenso gut für die Reste einer sonst ausgestorbenen Sprache gehalten werden, einer Sprache nachgeahmter Naturlaute und Affecte, die sich unmittelbar in dumpfen und knirschenden Schreien ausdrückten. Ich neigte dem Glauben zu, daß auch sein Name aus dieser Sprache herstammte, und nicht von San Pancracio, daß er früher einen anderen volleren und wilderen Laut gehabt, von quirlendem Wasser und dem Echo der Grotten und nur von seiner kinderlallenden Zunge in seine nichtssagende Form umgewandelt worden war.

Von allen verwickelten Verhältnissen der Gegenwart, auch an diesem kleinen Orte durch einen Strom karrirter englischer und moosbrauner deutscher Touristen vernehmbar, faßte Teddè nichts Anderes auf, als daß diese Menschen Kupfermünzen hatten und zuweilen durch ein unfaßbares Zusammenstoßen glücklicher Umstände bewogen werden konnten, ihm welche zu schenken. Begegnete er diesen Erscheinungen, so konnte dieser Gedanke doch erst Form in seinem Hirn annehmen, wenn es schon zu spät war. So sehr schien es ihn zu erstaunen, ihre fremden Gesichter mitten in seinen dunkeln Träumen auftauchen zu sehen, wie er da gegen die Sonne blinzelnd einherging, die Tonne auf der Schulter, seltsamer, urälter, als eine der aus jahrhundertalten, unzählige Male verwendeten Steinen zusammengefügten Mauern der kleinen alten Stadt. Aber sah er sie von rückwärts, war sein Staunen schon zu Verlangen geworden, und er holte sie in ein paar Sätzen ein, schrie ihnen in's Ohr und streckte seinen grinsenden bocksbärtigen Kopf über ihre Schulter und seine freie Hand ihnen entgegen.

Bekam er einen Soldo, war er glücklich für den Tag, kaufte Feigen, aß sie schmatzend und war äußerst erstaunt, wenn sie ein Ende nahmen. Aber manchmal, ich begreife noch nicht recht, wieso, konnte er sich zu weitumfassenden Unternehmungen sammeln, Soldo zu Soldo legen, von Zeit zu Zeit mit ihnen klappernd, und nach mehreren Versuchen bei Handelsleuten und fortgesetztem Sammeln es zum Einkauf eines rothen Halstuches bringen.

Er war nun einige Tage stolz wie ein Pfau mit der Seide um seinen bloßen Hals und nahm sich wunderlicher aus denn je, denn durch diesen Zusatz machte er den Eindruck der Nacktheit. Das Hemd und die Hosen, aus denen seine Kleidung im Uebrigen bestand, hatten von Alter, Schmutz und Sonne eine Farbe ähnlich dem Fell der braunen Ziegen bekommen und schienen mit seinem thierähnlichen Körper zusammengewachsen zu sein. Aber gar bald verschwand das Halstuch, offenbar ohne daß er selbst wußte wie, fiel, und wurde vergessen wie die rothen Blüthen der Cactushecken, und Teddè war wieder er selbst, unbewußt, seine unanstößige Nacktheit in der Sonnenwärme badend.

Oft bekam er auch keinen Soldo, besonders wenn der Angesprochene ihn noch nie gesehen hatte und daher vor Ueberraschung seine Gedanken nicht so geschwind sammeln konnte.

So geschah es bei meiner eigenen Bekanntschaft mit ihm.

Ich ging und dachte wahrscheinlich an nichts, eine glückliche Gabe, die einem dort unten zu Theil wird, als Teddè mein karrirtes Costüm erspähte, mich einholte und ein Heuuhh! gerade in meine Ohren brüllte. Als ich mich umwendete, hatte ich seine dicke, klauenähnliche Hand an der

Brust und dicht an meinem Gesicht seine haarige schielende Physiognomie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck froher Erwartung. Es thut mir noch leid, daß ich zu langsam war, die Situation zu fassen und ihm einen bitteren Schmerz bereitete. Meine Miene muß ungewöhnlich streng und zurechtweisend geworden sein, denn ich habe nie so viel Respect eingeflößt. Seine Freude sank, als hätte sie den Todesstoß erhalten, sein großer Mund zitterte beinahe in Weinen, und er stand da verzagt und erstarrt in, ich weiß nicht, welchem dunkeln Gefühl seiner schmachvollen Unterlegenheit, seiner gejagten Thiernatur im Gegensatz zu der unbegreiflichen Menschenwelt. Aber da ich ihn nicht kannte, ging ich weiter. Ein Stück von dort kam ich an einem der Brunnen der Stadt vorbei. Das war eine Mauer mit einem kleinen Platz davor, voll von wartenden Mädchen und Burschen und kleinen schönen Eselchen, mitten an der Mauer eine Maske, in Stein gehauen, wahrscheinlich eine vergröberte Copie eines Medusenhauptes aus der Zeit der Antike, in ihrem Munde ein Rohr mit dem glitzernden Strahl, der unter sachtem Glucksen in einen Krug hinabrann und nur hie und da bei einer zu großen Luftblase ein paar leuchtende Spritzer in den feuchten Eimer unter dem eisernen Gitter sandte. Die Erde voll von leeren Gefäßen, über dem Ganzen brennende Sonne, Lachen und Plaudern, das wie losgetrennte Zeilen aus Liedern war. Ein Esel, dessen gesenkte Ohren einen goldenen Rand vom Lichte hatten, stand da und zog das Wasser aus dem Steintrog ein; ein Mädchen, dessen Amphora schon gefüllt war, hatte sie auf die blauschwarzen Flechten ihres runden Scheitels gehoben und tastete mit dem halbgesenkten Arm in der Luft, um das Gleichgewicht zu finden. Es war sehr schön, und ich vergaß Teddè ganz, der sauertöpfisch mit seiner Tonne hinter mir einhertrabte, während ich mit verlangsamtem Gange weiterschritt, um die Unmittelbarkeit der Scene nicht zu stören.

Ein paar Schritte weiter hörte ich einen furchtbaren Lärm.

Das war Teddè, der herangekommen war. Jemand hatte ihm im Scherz vorgehalten, daß seine Tonne zu groß war und hatte zu seinem Nachtheil eine Aenderung der wahrscheinlich uralten Regeln vorgeschlagen, die die Reihenfolge des Wasserholens bestimmten.

Teddè war nach der Begegnung mit mir nicht zur Nachgiebigkeit gestimmt, und sein verletztes Rechtsgefühl machte sich in Weinen und Schreien Luft, das man bis zum Monte Venere hätte hören können. Als ich mich umwendete, hatte er die Tonne weggeworfen, und mit seinen starken Armen hielt er einen großen kantigen Stein über seinen Kopf erhoben und stürzte auf und ab, drohend, die fliehenden Burschen zu zerschmettern, alles unter dem wildesten und unartikulirtesten Weinen und Heulen. Mir wurde angst und bange, daß es da zu Mord und Todtschlag kam, und ursprünglich durch meine Schuld. Aber das muntere und klingende Lachen der Versammelten, die wie Küchlein um ihn herumflatterten, ließ mich verstehen, daß der Vorgang ein recht häufiger sein mußte.

Er sah doch unläugbar unheimlich aus!

Mit seinem großen, zottigen und wilden Körper unter diesen kleinen Menschen und Thieren, seinem seltsamen Heulen und seinen Augen, die so nahe von einander waren, daß sie fast in eines übergingen, erinnerte er an den Cyclopen, der Odysseus den Felsen nachschleudert. War er nicht etwas derartiges? Zählte er nicht auch Polyphem zu seinen Stammvätern?

Ach, das war kein gefährlicher Cyclop! In seinem dunkeln Hirn rumorte noch die Erinnerung an den letzten Baron Corvaja mit seiner Polizeigewalt! Mit behutsamer Raserei warf er seinen Felsblock nieder, so daß er keinen Krug zerschlug, setzte sich auf seine Tonne und wartete seine Reihe unter Weinen ab, das immer stiller wurde, aber doch noch für einen gewöhnlichen Mann ganz hinreichend gewesen wäre.

Es war eine ausgemachte Sache, daß ich nach diesem Zwischenfall Teddè immer seinen Soldo gab, und sogar manchmal auf ihn zuging, um ihm ihn zu reichen. Dieses Letztere berührte ihn jedoch peinlich durch seine Unbegreiflichkeit, obgleich er die Münze hurtig und mit einem Ruck im ganzen Körper nahm, so wie ein Hund, der ein Stück Zucker aufschnappt. Ich wurde auf diese Weise recht gut bekannt mit ihm, obgleich er niemals versuchte, etwas zu sagen, nicht einmal dankte, sondern scheuer wurde als sonst, sobald er etwas bekommen hatte, und ängstlich schien, daß man es zurücknehmen könnte.

Sein Tag verging ungefähr so, wie ich es schon angedeutet. Ich bin überzeugt, daß er nie an einem Tische saß, wahrscheinlich nicht einmal sitzend, daß er kaum je Fleisch gekostet hatte, und wo er die Nacht zubrachte, ob drinnen oder draußen, war mir unmöglich zu entdecken, denn mit dem Tageslicht verschwand er und tauchte erst in der Frühe auf, wenn alle Mandelknackerinnen der kleinen Stadt im Morgengrauen die Luft mit der Ticktack ihrer kleinen Hämmer erfüllten.

Wenn es zu schlimm mit den Wartestunden und den Neckereien bei dem kleinen Medusenhaupt wurde, ging er den weiteren Weg zu dem zweiten Brunnen, einer kleinen Seejungfrau aus Stein, die ihren Fischschwanz über einem runden Bassin auf dem größten Markt der Stadt sonnte, und traf es dort ebenso. Ueberall waren die Burschen ebenso spöttisch und boshaft und die Mädchen ebenso reizend und lachlustig. Ich glaube nicht, daß sich Eine auch nur je erbarmte, einmal Teddè über den zottigen Nacken zu streicheln, und er war manchmal verliebt, wenn man dieses Wort auf seine mehr als primitive Natur anwenden kann. Es ist ja leider von Alters her die Art der Nymphen gewesen, Koketterie zu entfalten, und dieses arme verkommene Exemplar fand weniger als irgend Einer Gelegenheit, sich zu rächen, wenn es ihm überhaupt in den Sinn kam.

So quälte er sich gleich Caliban in einer Welt, die andere Wesen mit dem Recht der Stärke und der List genommen, und hatte für seine Mühe nicht viel mehr, als die Erlaubniß, da zu sein. Vielleicht fand er es genug, wenn er es bis zu einem Schimmer von etwas brachte, was einer Reflexion ähnlich sah, in einem tastenden Gefühl des Vergleichs zwischen dem Ich, das das seine war, und allen Anderen. Wenigstens erschien er zufrieden und glücklich, wenn er bloß nicht zu schwer zu tragen hatte; denn obgleich er stark war wie zwei, war er träge und haßte Mühe so unmittelbar wie irgend Jemand, ging aber geduldig in der Deichsel, wenn er richtig hineingekommen war.

Manchmal wurde Teddè das Dasein doch zu schwer und erniedrigend, und er machte Revolte in einer Weise, die mich mehr als irgend etwas in der Annahme bestärkte, daß er wirklich ein Satyr war, ein Wesen einer anderen Rasse und nicht das, wofür er von Denen gehalten wurde, die ihn aufwachsen gesehen, ein armer Idiot, ein zurückgebliebenes Individuum aus menschlichem Geschlecht.

Es kam meistens im Frühling oder Herbst über ihn und beruhte wohl hauptsächlich auf dem Beispiel der Vögel. Er konnte da die Schwäne und die Wildgänse auf dem Wege zu oder von dem großen Lentinischen Sumpf sehen, in langen, winkeligen Linien gegen den Himmel, bald ausgebreitet, so daß die weißen Körper wie Wellenschaum im Winde trieben, bald zu einem Rudel zusammengepreßt, das Blau in so mächtigem Fluge pflügend, daß man die Flügelschläge hörte, während sie ihre Schreie in metallischen Lauten hinabsandten.

Oder auch Falken und Habichte kamen näher als sonst und stiegen in Schraubenlinien über den nackten Klippen auf und nieder, stets zwei und zwei, wie zusammengebunden und einander an unsichtbaren Fäden hebend. Wer weiß, was diese Bilder, schärfer als alles Andere, in des Himmels wunderbares, flammendes Blau eingegraben, wer weiß, was für Erinnerungen und was für Verlangen sie wecken konnten? Vielleicht that auch der Scirocco das Seine mit seiner Hitze oder andere zufällige Anlässe, vielleicht eine mehr als gewöhnlich herzlose und höhnische Nymphe am Brunnen oder zu viel Mauersteine.

Woher es nun kam, in diesen Tagen konnte Teddè sich an der Küchenthüre zeigen, düsterer als sonst, wild spielend, brummend und mit den Knöcheln auf dem Boden seiner Holztonne trommelnd, worauf er diese über den Fußboden schleuderte und zum nächsten Stadtthor lief und immer weiter hinaus — Niemand wußte wohin. Er blieb den ganzen Tag fort, und erst am folgenden Morgen kam er wieder zum Vorschein, sehr demüthig und niedergeschlagen, dankbar für jeden Bissen Essen, und mit sichtbarer Erleichterung Menschen um sich fühlend. Das arme Wesen war dunkelscheu, und es bedurfte nur einer Nacht in der Einsamkeit mit ihrer Angst, um ihn zu Gefügigkeit zu zähmen. Aber die Erinnerung ging sehr bald vorüber, und nach ein paar Wochen konnte er wieder das Gleiche thun.

Er that es, während ich dort war, im Frühherbst, als der Orion niedrig am Himmel stand und die Wasserstrahlen der Brunnen in dem warmen Mondlichte mehr von Gold als von Silber leuchteten. Ich wurde sogar Zeuge seiner Flucht.

Ich hatte mich auf eine lange Morgenwanderung begeben, als ich ihn vom Stadtthor kommen sah, wie ein Bock über die Stufen des Weges springend und nicht zufrieden damit über die Steigungen der Weinberge daneben kletternd, oder tief hinab in die Thäler der versiegenden Bäche tauchend und durch das Pappelweidengestrüpp auf dem Grunde raschelnd. Er hatte im Vorbeieilen einen Zweig von einem Nespolibaume mit vogelbeerenähnlichen Dolden kleiner, leuchtender, rother Aepfelchen an sich gerissen und aß sie nun im Laufen, direct vom Grünen, so wie ein aufgescheuchtes Thier es gethan hätte.

Es kam mir vor, daß er nach etwas suchte — waren es Wälder, die vor Tausenden von Jahren eingeäschert waren, waren es Flüsse, die zu Bächen zusammengeschrumpft waren, und Bäche, die getrocknet waren, gleich Thränen, war es das Echo der Klüfte, das scharf und dünn im Ton geworden, von den nackten Wänden, oder weiße behende Frauenleiber, die sich nirgends mehr verbergen konnten.

Er sah mich nicht; er erhob bloß hier und da den Kopf, gleichsam witternd, Steine lockerten sich unter seinen Füßen und rollten über den Abhang, er machte hohe Sprünge und schien sich daran zu ergötzen wie an Tanz — die Nespolifrüchte leuchteten munter an seinem struppigen Nacken, und nun verdeckte ihn eine Biegung des Weges.

Der ging der Wasserleitung entlang, einem engen, aus unregelmäßigen Steinen gemauerten Tunnel, der in die Erde kroch und wieder auftauchte, wenn man ihn schon verloren glaubte. Wahrscheinlich stammte er aus der Griechenzeit und war geflickt und zerstört und wieder geflickt worden, durch den Wechsel aller Zeiten. Jetzt im Herbste war nicht viel Wasser darin, aber man hörte es doch von dort rieseln und klingen, wie leise Musik, und setzte man sich daneben nieder, so wuchs der Laut und man glaubte das Lachen vom Brunnenplatze zu hören, wo die Ader zu Tage trat, und anderes flüsterndes Kichern aus ferner, ferner Zeit.

Hier und dort stand in der Felswand darüber eine antike Grabcapelle mit Breschen in der Mauer und einem Columbarium ohne Aschenurnen.

Ich ging weit zwischen den Hügeln und Bergen, die zuweilen Ausblicke bis hinab zum Meere eröffneten, der Weg stieg beständig an,

und ebenso die Wasserleitung daneben, die große Serpentinen beschrieb, um höher hinaufzukommen. Von Teddè sah ich die ganze Zeit keine Spur.

Endlich, als ich mich setzen wollte, um mich auszuruhen, bevor ich umkehrte, hörte ich ihn. Das waren seine unarticulirten Schreie, aber es klang nicht so hilflos als sonst, auch nicht so häßlich, es glich sogar einem Ansatz zu Gesang, aber einem wunderlichen, brummenden, murmelnden Gesang.

Als ich mich umsah, fand ich, daß die Bergwand sich zu einer Grotte öffnete, auf einem Umweg schlich ich mich von oben hin und beugte mich über den Rand.

Da lag er, gerade genügend weit drinnen, um sich vor Blicken sicher zu fühlen, aber mitten im Sonnenschein, der seine seltsame Gestalt vergoldete, die Augen halb geschlossen, laut träumend.

Die Grotte war nicht groß, sie war in den weichen Stein durch eine Quellader gehöhlt, die ganz tief drinnen entsprang, und ich entdeckte jetzt, daß hier die Wasserleitung ihren Ursprung hatte. Man hatte einen Steintrog unter den Fall des Strahles gestellt und leitete ihn so in den Tunnel, rings umher sprühten zerstiebende Blasen einen staubähnlichen Dunst, der durch den Wiederschein des Sonnenglanzes von den feuchten Wänden in schwachen regenbogenbunten oder perlmutterartigen Reflexen gefärbt wurde. Es stand wie ein Schimmer um Teddè, und er war kaum häßlich zu nennen, wie er da lag. Kleine grüne Eidechsen guckten ihn in der Sonnengluth an, bereit in ihre Schlupfwinkel zu huschen, aber ohne große Unruhe, das konnte man daran sehen, daß der Schlag des Herzens nur ganz schwach ihre kleine Brust hob. Das Plätschern vermischte sich mit seinem Gesang und rieselte hinein — man konnte es beinahe Gesang nennen, er kam dumpf und wild und dunkel wie aus der Grottenwand selbst oder aus der Tiefe von Zeit und Schatten, älter als der Stein selbst.

Wovon träumte er? Ich hätte viel dafür gegeben, seine Sprache zu verstehen. War es eine Klage über sein Alltagsleben, ganz verirrt in seiner Welt, von der er nicht mehr verstand als das Arbeitsthier von der seinen, die Wärme des Sonnenlichtes und die Kühle des Schattens, die Mühe der Arbeit und den Schlummer der Ruhe mit dunklen Träumen?

Nein, ganz gewiß nicht! Es war Freude, wenn auch ungeschlachte und ungewohnte Freude in seiner Stimme, es war sogar eine Art von Harmonie. All' das Neue hatte Teddè vergessen, als wäre es nie gewesen. Er war weit zurück in der Zeit, er war ein Satyr, und sein Traum suchte auf unbewußten Wegen nach Erinnerungen eines anderen Daseins und einer anderen Erde.

Ich glaube, was er murmelte und was seine scheuen Augen durch den Sonnenglanz in den Wimpern sahen, war ungefähr dieses:

Er lag im Grase, von der Wärme gekitzelt, die ihn halb weckte und halb wieder einlullte. Einen Arm hatte er in Ungewißheit nach dem Schatten unter einem Busch ausgestreckt, aber vermochte es nicht, sich dorthin zu rücken. Sein nackter Torso brannte beinahe im Licht, und die Muskeln bewegten sich hier und da unter der Haut in einem nervösen Zucken, wie die Pfoten der Katzen.

Was war es am meisten werth, die Gabe des Tages darauf zu wenden? In dem lauen Wasser des Strandes zu liegen, ein Stück von der Stelle, wo der Bach es kühlte und sich von den Wogen bespülen zu lassen, über die Thymianbüschelchen der Felsen zu springen, die vom Fuße zertreten, heißwürzigen Duft bis zum Kopfe strömen lassen, eine kühle Traube aus dichtem Laub geholt, an den Mund zu drücken, so daß der Saft wie Regen auf den Gaumen träufelte und auf Wange und Hals blinkte? Oder der Wald mit lauschigem Grün, und Nymphen, weißschimmernd im Schatten, leuchtend und fliehend gegen das Grün?

So ließ er die Gedanken zu all' dem Lockenden wandern, aber kein Bild lockte am meisten. Und der Körper sank zurück in immer schläfrigere Ruhe auf dem schon niedergedrückten Gras, und das Auge fühlte kaum das gelbe Licht mehr, und jedes Bild, das schmeichelnd vorüberzog, wurde noch im Schlaf zu einem Lächeln, das um seinen großen Mund spielte.

Und er war zu glücklich, um etwas zu wollen.

Ob ich nun seinen Traum recht deutete, oder nicht, gewiß ist, daß er schlummerte, und die Eidechsen wagten sich weiter vor und hüpften sogar über seine klumpigen Füße, und das Wasser plätscherte und sang noch freier und munterer und jünger, als ich es eben im Aquäduct gehört.

Und beinahe mit Ehrfurcht für Teddè's Schlummer und Träume schlich ich mich von dannen.

Aber am Morgen darauf, als die Nacht ihn in seinem Schlupfwinkel gefangen und Schrecken in sein Blut gegossen hatte, war Teddè wieder zahm und fühlte seine hilflose Einsamkeit und war kein Satyr mehr in einer neuen Welt, sondern trug seine Wassertonne mit Geduld und allem Hohn dazu und bettelte mir einen Soldo ab, den ich mich fast schämte ihm zu geben.

Aus der Hauptstadt.

Das Mandschurei-Abkommen.

Reichskanzler Graf Bülow (liest seine Reichstags-Rede vom 15. März und schüttelt sorgenvoll den Kopf dazu): „Auf die Mandschurei bezieht sich das deutsch-englische Abkommen nicht. Das geht schon aus dem Wortlaut des Abkommens hervor ... Ich kann hinzufügen, daß wir auch bei den Verhandlungen, die zum Abschluß dieses Abkommens führten, keinen Zweifel darüber gelassen haben, daß wir es nicht auf die Mandschurei bezögen. In der Mandschurei bestehen gar keine nennenswerthen deutschen Interessen. Was aus der Mandschurei wird, ja, meine Herren, ich wüßte wirklich nicht, was uns gleichgiltiger sein könnte." (Ganz bestürzt.) Das hab' ich gesagt, das ist wahr. Und Lord Lansdowne, behaupten Sie, äußerte sich wirklich im Londoner Oberhause —

Der Unterstaats-Secretär: Daß sich die zweite Klausel unseres Abkommens auf ganz China und daher auch auf die Mandschurei bezöge.

Reichskanzler Graf Bülow: Sapristi, wie fatal! (In höchster Angst.) Wird wieder einen schönen Lärm in der Presse geben! Wenn ich nicht einmal mehr im Stande bin, den Sinn eines Abkommens richtig zu interpretiren; wenn ich Verträge schließe, die der Partner ganz anders auffaßt als ich, dann, ja dann ... dann wird der Herrgott den Schaden bald genug besehen. Dann tauge ich einfach nicht zum Diplomaten!

Der Unterstaats-Secretär: Man könnte in der officiösen Presse die Rede Lansdowne's für apokryph erklären, für eine Fälschung —

Reichskanzler Graf Bülow: Damit Jedermann auf der Stelle weiß, daß sie echt ist! Nein, so eilig hab' ich es doch nicht mit der Selbsterdrosselung. Ich bin mit meinen Kenntnissen hineingefallen, das geb' ich zu, und ich habe mich unmöglich gemacht, indessen — (zu einer eintretenden Deputation) Schickt Sie etwa Lucanus?

Der Führer der alldeutschen Deputation: Ew. Excellenz! Lange hat jedes deutsche Herz schwer unter der Annahme gelitten, daß Sie uns mit Haut und Haaren an England verkaufen wollten. Jetzt aber kommt die Wahrheit an den Tag. Sie haben nur den Engländerfreund gespielt, thatsächlich jedoch John Bull mit dem zu Unrecht so verlästerten Vertrage gründlich hineingelegt.

Reichskanzler Graf Bülow (sehr verdutzt): — —??

Der Führer der Deputation: Sie kleiner Schäker, Sie raffinirter Alldeutscher, Bruderherz! Sie haben einfach den Engländern einen falschen Vertrag in die Hand gespielt — einen mit doppeltem Boden! Und die dummen Kerle merken das erst jetzt ...

Reichskanzler Graf Bülow (nach einer Pause): In der That, meine Freunde ... Officiell, in Worten und Reden, bin ich englandfreundlich und werde es der Form wegen auch bleiben — aber sobald es zum Klappen kommt — na, Sie sehen ja selbst, wie ich dann verfahre! Man muß eben ein Diplomat sein, und als Diplomat die Volksseele achten. Und weil es der Wunsch des deutschen Volkes war ... na, Sie verstehen mich! Geben Sie diese Erklärung getrost unter der Hand weiter!

Der Führer der Deputation (in Verzückung): Unser Ehrenmitglied Graf Bülow, der beste Deutsche und Schüler Bismarck's — heilo! (Die Deputation stimmt ein.)

Reichskanzler Graf Bülow (für sich): Manchmal ist es also doch gut, wenn der alte Homer schläft! Prinz Vogelfrei.

Berliner Tagebuch.

Wo der First der Häuser in schnurgerader, von keiner lustigen Architektenidee unterbrochenen Linie von türkisblauem Himmel losgeht, hat die sinkende Sonne ein paar Pinselstriche flammenden Purpurs hin-

gemalt. Sie fügt sich in die allgemeine Nüchternheit; ihr Lichtprunk läuft der Dachlinie genau parallel. Gerade als sei auch er von ernsthaften Maurermeistern unter Hinblick auf die ohnehin bedeutenden Baukosten so einfach wie möglich geplant worden. Und nur hoch oben in der kühlen, klaren Luft erlaubt sich die berlinisch gebändigte Künstlerin einige phantastische Effecte, überglüht die weißen Wölkchen, die ein bißchen verlegen, wie halbflügge Mädel, durch den Raum schlendern, mit leuchtenden, bunten Lichtern. Als gäb's ein Frühlingskränzchen in der Höhe, allerhand lustige Mysterien und Farbenräusche, so schaut's aus. Ein Glück, daß unten die Spree vorbeifließt. Durch gütige Vermittlung des spiegelnden Wassers erblicken die verrückte Pracht wenigstens Einige von den Menschen, die für den brodlosen Poesiehumbug in der Höhe keine Zeit haben, vielmehr immer auf's Pflaster starren, als suchten sie verlorene Werthpapiere. Bei der Gelegenheit fällt es dann dem Einen oder Andern auch auf, daß bereits ganz leichter, grünlicher Dampf das Ufergebüsch umhängt. Als er, in flüchtiger Neugier, genauer hinsieht, bemerkt er etwas erstaunt, daß die Knospen zu schwellen beginnen. Du lieber Gott! Es wird also Frühling! Freilich, an dem Staub, der seit einigen Tagen durch die Straßen wirbelt und schier centimeterhoch alle Schleimhäute bedeckt, hätte man's schon merken können. Es wird Frühling! Das ist sie wohl, die schreckliche Zeit, wo man sich die Austern so langsam wieder abgewöhnen muß, wo man auf den Bürgersteigen von schmutzigen, mit Kreiseln und Thonkugeln Unfug treibenden Proletensprößlingen belästigt wird; die unangenehme Zeit, von der der reclametüchtige Begründer des Goethe-Bundes, der Dichter gleichen Namens, immer auf den Abreißkalendern so übertrieben schwärmt. . . .

*

Berlin soll noch einmal die schönste Stadt der Welt werden, so hat angeblich der Kaiser befohlen. Man ist auf dem besten Wege dazu. Zur modernen Schönheit. Mit den mittelalterlichen, poetisirenden und unpraktischen Idealen, die das freie Wachsthum unerträglich hemmen, ist entschlossen aufgeräumt worden; bald können sich selbst die Amerikaner vor uns verstecken. Berlin ist so glücklich, keine verfallenen Schlösser und keine Basalte zu haben, will in diesem Falle sagen, keine sogenannten malerischen Perspectiven und Straßenbilder. Schnurgerade laufen die Häuserzeilen dahin, die Plätze sind hübsch verbaut, so daß Fernsichten sich von selbst ausschließen; Stadtbahn wie Hochbahn sorgen mit ihren geschmackvollen Steinbögen und soliden Eisengerippen dafür, daß schönheitsdurstige Seelen nicht zu oft in gesundheitsschädliche, freudige Erregung gerathen.

Leider hat Berlin hier und da noch ein paar Bäume mitten auf den Straßen stehen. Diese zwecklosen Naturproducte, die im Asphalt wie stillose Sinnwidrigkeiten wirken und darum schon jedes ästhetisch geschulte Auge beleidigen, hemmen außerdem den Verkehr und erweisen sich als die schlimmsten Hindernisse für die fortschreitende Verschienung der reichshauptstädtischen Avenuen. Ein wenig hat ja die Siemens'sche Hochbahn unter diesen lächerlichen Symbolen des nunmehr glücklich überwundenen Agrarstaates aufgeräumt, doch noch immer werden die Bellevue- und die Potsdamer Straße in ihrem westlichen Theile von diesen lichtraubenden Schattenspendern und Augenverderbern belästigt. Gottlob, daß die Gefühlssimpelei früherer Epochen endgültig überwunden ist! „Mutter, waat jehn Ihnen denn die jrienen Beeme an?" Gottlob, daß wir eine höhere Cultur unter der braunen Weste mit vergoldeten Knöpfen tragen, als sie beispielsweise den rückständigen Parisern eignet, die eifersüchtig über jedes grün belaubte Bäumchen auf ihren Boulevards wachen! Gottlob, daß der alte Kaiser nicht mehr das massenhafte Niederschlagen der Waldkinder verbieten kann! Ohne seine Erlaubniß durfte kein Baum im Thiergarten und in den anstoßenden Bezirken gefällt werden. Und die Große Berliner Straßenbahn — man denke und wiederhole: die Große Berliner Straßenbahn-Actiengesellschaft, Generaldirector Ministerialdirektor a. D. Micke! — sie mußte nutzlose, störende alte Bäume, die eigensinnig dem projectirten Schienenwege nicht aus dem Wege gehen wollten, mit großen Curven umfahren! Daß es in jener Zeit kein Vergnügen war, Schienen zu legen, bedarf unter diesen Umständen nicht erst des Beweises.

Unsere Zeit ist zum Glück fortschrittlich gesinnt. Nichts vermag den Eilmarsch der Civilisation und der Straßenbahn-A.-G.-Curse mehr aufzuhalten. Als ich gestern durch die Potsdamer Straße schlenderte, hieben sie zwischen der Lützow- und Steglitzer Straße die Bäume um, deren helles Grün uns in drei oder vier Wochen lustig gegrüßt hätte. Rechts und links auf dem Bürgersteige lagen die bereits zersägten Stämme klafterweise manierlich aufgeschichtet. O, wir verstehen uns auf Forstwirthschaft! Im ersten Augenblick kam mir das neue, kahle Straßenbild allerdings schauderhaft vor, dann aber siegte der weltstädtische Instinct in mir. Wie bald, sagte mein gebildeter Mensch zu dem zurückgebliebenen Provinzler, wie bald werden die vier Schienen, die Du dort mitten auf dem Straßendamm liegen siehst, den steigenden Verkehrsansprüchen nicht mehr genügen! Dann muß man ihre Zahl verdoppeln. Da aber jetzt schon Droschken und andere Fuhrwerke nur mit Lebensgefahr an den elektrischen Archen vorbeikommen, so muß die Straße nothwendig verbreitert werden. Und deßhalb müssen die unnützen Bäume fort. Ein Muß zeugt das Andere.

Schienen sind nothwendiger als Ulmen und Linden. Ein Nörgler könnte allerdings sagen, daß Schienen in großen Städten unter die Erde gehören, während Ulmen und Linden nun einmal ohne Sonnenlicht nichts anfangen können. Der Nörgler thäte indeß besser, sich vorher aus dem Geschäftsberichte der Großen Berliner Straßenbahn-Actien-Gesellschaft zu überzeugen, daß beim Betriebe der Untergrundbahnen die Dividende keinesfalls mehr 10—18 v. H. betragen würde.

Und der heiligen Dividende wegen, die Micke vertheilen will und soll, wollen wir das allerneueste geschändete Straßenbild still zu den Uebrigen legen. Der Berliner Frühling bedarf der Bäume und anderer Stimmungs-Kinkerlitzchen nicht; wir merken es an den Stimmungsberichten der Fondsbörse, wenn es Lenz bei uns wird.

*

Golden erglühn heut' Staub und Stein,
Die Straße steht im Sonnenbrand,
Und heil'ger Bläue Wiederschein
Spielt auf dem Glas der Häuserwand.
Im Drahtnetz singt ein Osterpsalm:
Freut Euch des Lebens, freut Euch, freut!
Sogar der Essen schwarzer Qualm
Trägt goldgewirkte Ränder heut.
Hell durch den wirren Marktlärm lacht
Das Lied der Frühlingskönigin,
Und weiße Wölkchen wehen sacht
Im weichen Winde drüber hin,
Als löse lind sich alles Weh
Der Großstadtseelen, wund und matt,
Als flattre weißer Blüthenschnee
Hin über diese arme Stadt.

So arm an Licht und Lerchenlaut,
Weit ärmer, als ein Mensch ermißt,
Der draußen Gottes Scholle baut —
Ja, arme Stadt, so reich du bist!
Sternloser Finsterniß Revier,
Und ruhe-, ruhelos durchtallt
Von Haß und Wuth, verrückter Gier
Nach Ruhm und Ehre, Glanz und Gold.
Die ganze Welt voll Sonnenpracht,
Und wir, an Leib und Seele krank,
In dumpfer Festungsgräben Nacht,
Auf der Galeere Ruderbank!
Die Weiden blühn, der Westwind schwellt —
Laß mich verschmachten nicht zu Haus,
Laß mich in Deine Frühlingswelt,
Herr Gott, laß mich in's Glück hinaus!

*

Unter den Linden drängen sich heute mehr Menschen als an den vorhergegangenen Sonntagen, obgleich das laue Wetter zu Ausflügen nach dem Spandauer Bock verführen will, dessen Bier ein sicheres, wenn auch nicht angenehmes Mittel gegen die Trunksucht ist. Alles bleibt in der

Stadt, denn Alles ist begierig, die neue Alexander-Caserne mit den in Manneshöhe angebrachten Schießscharten zu sehen. Und die königlich preußisch privilegirten Revolutionäre in Sommerpaletots und koketten Blousen staunen ehrerbietig zu der festen Burg hinauf. Einen von ihnen höre ich die innere Politik des Reichskanzlers energisch vertheidigen und seine Festigkeit loben, sonst aber giebt Niemand Anlaß zu einem öffentlichen Aergerniß. Beruhigt geht der Tag schlafen.

Max Kempff.

Das D-Conto.

Aus den Geheimnissen der Sanden-Banken sickert ein Tröpflein nach dem andern in die Oeffentlichkeit. Man beeilt sich nicht mit den Enthüllungen, sondern hält es mit der altberühmten Vorschrift, dem Hund den Schwanz nur stückweis abzuschneiden. Länger als zwölf Jahre hindurch haben die Betrüger, die an der Spitze des Complexes standen, ihr Spiel treiben können, eine offensichtliche Fälschung hat die andre gejagt, das ganze Gebäude stand auf Schwimmsand und mußte bei dem leisesten Rucke zusammenstürzen. Zwölf Jahre lang blieb dieser Ruck aus. Die Staatsaufsicht regte sich nicht. Wiederholt zwar wurde, mehr oder weniger verblümt, in der Presse auf die scandalösen Zustände bei der Preußischen Hypotheken-Actien-Bank und der Deutschen Grundschuld-Bank hingewiesen. Die unaufhörliche Gründung neuer Tochtergesellschaften, in deren Vorstand und Aufsichtsrath immer nur die Gebieter der beiden Hauptbanken und ihre Creaturen saßen; die aus den alljährlich veröffentlichten Bilanzen trotz aller Verschleierung klar ersichtlichen Schiebungen machten frühzeitig schon das öffentliche Mißtrauen rege. Wurden doch auf die Nebengesellschaften alle schlechten Geschäfte und alle Geschäfte, die die Sanden und Genossen des Gesetzes wegen nicht machen durften, übertragen. Nun sind Monate angestrengter Aufklärungsarbeit vergangen, und der Rattenkönig ist immer noch nicht entwirrt, immer noch weiß man nicht genau, wie weit der Einfluß des Potsdamer Hypotheken-Gewaltigen sich erstreckt hat. Uns sind Firmen bekannt, in denen Sanden'sches Geld steckt, die aber bis heute noch nicht genannt und in den Kreis der Erwägungen gezogen worden sind. Bei jedem Schritt nach vorn stößt die Revisionscommission auf neue Masken. Man war eine Zeit lang versucht, die Machenschaften der Sanden, Schmidt und Warsinski für grenzenlos tölpelhaft zu erklären, obgleich es dann wahrhaftig an einer Bezeichnung für Die gefehlt hätte, die ein volles Jahrzehnt hindurch solcher grenzenlosen Tölpelei sonder Arg zuschauten, obgleich sie zur Wachsamkeit, also auch zum nimmermüden Argwohn, gesetzlich verpflichtet waren. Indessen sind die schuldigen Directoren doch wesentlich gerlebener zu Werke gegangen, als es zunächst den Anschein hatte. Für sie kam es in der Hauptsache darauf an, die Spuren ihrer Thätigkeit zu verwischen. Das Einfangen von Gimpeln war ihnen leicht gemacht worden, sie fanden draußen in der Provinz Leute genug, die sich von den schönklingenden Namen ihrer Institute und mehr noch von der sogenannten „Staatsaufsicht" blenden ließen. Staatsaufsicht hielten die Nichteingeweihten mit Staatsbürgschaft für einigermaßen gleichbedeutend. Da die Provinzialbankiers zudem fette Extra-Provisionen erhielten, erfreuten sich die Sanden'schen Pfandbriefe eines glatten Absatzes und einer Nachfrage, um die unsere preußischen Consols sie beneiden durften.

Dank diesen günstigen äußeren Umständen hatten die Leiter des Unternehmens nichts weiter nöthig, als dafür zu sorgen, daß die zur Veröffentlichung bestimmten Bilanzen möglichst wenig von ihren Geheimnissen verriethen. Es wurden ungeheure Summen an hoffnungslose, von vornherein verlorene Unternehmungen verpulvert, und da die Neuauflage von Pfandbriefen eine natürliche Grenze hatte, stellte sich bald dringender Geldmangel ein. Zunächst half man sich dadurch aus der Klemme, daß die Tochtergesellschaften die fälligen Zinssummen nicht in Baar, sondern durch Gutschrift beglichen. Aber das auf so eine freche Art zugestopfte Loch machte an anderer Stelle den Geldbedarf nur um so empfindlicher. Tantièmen und Dividenden, die rechnerisch auf glänzender Höhe standen, mußten baar auf den Tisch gelegt werden. Die Calamität wäre in den Bilanzen zum Ausdruck gelangt, alle Ornamentirung und Maskirung hätte nichts mehr gefruchtet, wenn Sanden sich nicht durch die Erfindung des D-Contos aus der Schlinge gezogen hätte. Dem D-Conto übertrug er alle unzweifelhaften Dubiosen, Disagios und Deficits; alle werthlosen Werthe und Besitztitel erschienen hier. Und zwar als Activen. Das war der Witz. Später theilte Sanden das Conto, um es in den Bilanzen auffällig zu machen, und so schleppte er es wohlgemuth aus einem Abschluß in den andern hinüber.

Wie jeder Staatsmann, so muß auch jeder Financier nach seinen Erfolgen eingeschätzt werden; „mit Moral baut man keine Eisenbahnen", hat Herr von Ofenheim einmal sehr richtig bemerkt. Und so betrachtet, gewinnt Sanden das Aussehen einer ganz beträchtlichen Geldgröße. Gewiß, das Zuchthaus ist ihm sicher, seitdem zum Mindesten die Rettungsversuche bei der Deutschen Grundschuld-Bank gescheitert sind. Aber Eines hat er durch seine Buchungen und Kipp-Transactionen fraglos doch erreicht: die Spur Derer, für die die meisten Sünden auf D-Conto geschahen, ist verwischt. Der Bandit mag in Untersuchungshaft sitzen, seinen Raub weiß er in Sicherheit, bei der bombensichern Bank von England. Auf 41½ Millionen beziffert die Deutsche Grundschuld-Bank den Schadenersatz-Anspruch, den sie gegen die Preußische Hypotheken-Actien-Bank zu erheben berechtigt ist. Im letzten Augenblick wurden ihre gute Hypotheken aus dem Portefeuille genommen und Nonvaleurs dafür hineingethan. Jedoch läßt sich hier so wenig wie an irgend einer andern Stelle nachweisen, in wessen Hände der Ertrag geflossen ist; nicht die Preußische Hypotheken-Actien-Bank direct, sondern vorgeschobene Tochtergesellschaften haben das anrüchige Geschäft abschließen müssen. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Regreß-Ansprüchen an die Erben des Barons Cohn, der seine Aufsichtsrathspflichten in empörender Weise vernachlässigt und sich außerdem offenbarer Räubereien am Bankvermögen schuldig gemacht hat. Die Actionäre und Pfandbriefbesitzer stehen dem Tohuwabohu rathlos gegenüber und hören melancholisch auf die immer steigenden Verlustziffern, die ihnen die Revisioncommissionen herausrechnen. Ihre Hoffnungen sinken mit jeder neuen Enthüllung, zumal ihre Vertrauensmänner wahrhaft Schopenhauer'schem Pessimismus huldigen und jedenfalls der energischen, rücksichtslosen Angriffslust entbehren, die in dieser unheilvoll verfahrenen Angelegenheit allein noch nützen kann. Am Ende werden die großen Banken wirklich als rettender Engel erscheinen, obgleich Niemand weniger Anspruch als sie auf diesen Titel machen darf. Haben sie die Concursmasse erst in den Händen, dann allerdings besteht eine geringe Hoffnung, daß das D-Conto doch noch über Nacht ertragsreich wird, während es jetzt mit jedem jungen Tage bräunendere Deficitsgestalt annimmt.

Freidank.

Dramatische Aufführungen.

Glück. Ein Act in Versen von Ludwig Jacobowski. Im Schatten. Episode in zwei Aufzügen von Dora Duncker. (Berliner Theater).

Um Ludwig Jacobowski sind mancherlei Todtenklagen angestimmt worden. Die Anerkennung, die der unermüdlich Strebende im Leben nur dann und wann fand, ward ihm nach seinem jähen Ende fast überreich zu Theil. Alle Nekrologisten einigten sich freilich in der Bemerkung, daß sein Talent nicht zu völliger Reife und Selbstständigkeit gelangt sei. Trotz seiner thätigen Unrast und Höhensehnsucht war er fast immer in gewandter Nachahmung stecken geblieben; Blut und Brand, eigenes Denken fehlten ihm, all' seine dichterischen Empfindungen waren Nachempfindung. Mit unnöthiger Härte hat Paul Lindau dies Urtheil bestätigt, indem er ein einactiges Versdrama des Verstorbenen in seinem Berliner Theater zur Aufführung brachte.

Schon die seltsam wirre, unplastische Handlung des kleinen Schauspieles macht es für die Bühne unmöglich und zeigt, daß Jacobowski,

der wiederholt die Bretter zu stürmen suchte, herzlich wenig, vielleicht gar keine Begabung für sie hatte. Einem Dichter ist die Liebste verloren gegangen; weil sie die rechte, männliche Energie in seinem Wollen vermißte, hat sie sich dem in solchen Fällen immer bereitstehenden Lebemann zugewandt, der sie befremdlicher Weise vom Fleck weg heirathete. Durch die eigenthümliche Fügung, daß derselbe Baron eins seiner unehelichen Kinder gerade im Hause des Poeten vertrauensvoll niedergelegt hat, kommt nach seinem seligen Hinscheiden die Wittwe auf den Einfall, den alten Freund zu besuchen und ihm das Kindlein abzufordern. Angeblich hat der curiose Baron dies auf dem Sterbebett vorgeschrieben. Der Dichter feiert gerade seinen Geburtstag, an dem er, gemäß einem stillschweigenden Abkommen mit sich selbst, das Gedächtniß der verlorenen Liebsten ehrt. Aus dem endlosen Zwiegespräche der Beiden ergiebt sich zuletzt als praktisches Resultat, daß das umstrittene kleine Mädel bei seinem Talmipapa, dem Dichter, bleiben soll. Jacobowski gießt in die Dialoge, die der Poet mit einem weltmännischen Cumpan und mit der verwittweten Frau Baronin hält, alle Lyrik seiner Seele — aber, weiß Gott, viel ist das nicht. Wir hören bunten Klingklang, aber keine Farbe prägt sich dem Auge ein, keine echte Leidenschaft sprüht, kein echtes Leid greift uns an's Herz! Auch nicht eine Secunde lang interessiren uns diese Menschen, die wie Automaten zumeist mittelmäßige Verse herbeten. Wohl mag neben Minderwerthigem manches gute Wort in dem „Selbsterlebniß", als das Jacobowski seine Arbeit ausgegeben hat, austönen, wohl mag manches sinnige Gedicht in dem Schwall enthalten sein, aber man kommt nicht zu ruhigem Genusse. Die Verschrobenheit der Voraussetzungen, die schreiende Stillosigkeit des Ganzen verhindern jede Aufmerksamkeit und innere Theilnahme.

Wie Jacobowski, so gehört auch Dora Duncker zu denen, die von anderen Kunstgebieten aus das Theater erobern möchten. Ihre Episode „Im Schatten" hebt recht munter an, charakterisirt nicht übel das Elend des Malweibchens, dem die Erhaltung ihrer großen Familie obliegt und das den wohlbegüterten Mann seiner Liebe nicht heirathen will, weil es fürchtet, er könne diesen Schritt mißverstehen. Die Frau Mama, die das Kunststreben der Tochter brechen und sie zu einer Handwerkerin machen will; der unfähige Bruder mit seinem die Post bereichernden Roman-Manuscript und seinen durch pumpfrohe Faulheit gemilderten Größenwahnsinn — das sind nette und amüsirliche Typen. Nachher werden dann aus den sicheren Charakterzeichnungen grobe Caricaturen, und das nur, weil Frau Duncker nicht im Stande ist, die schlichte Handlung schlicht und consequent fortzuführen. Ihre Heldin heirathet der Geliebte am Ende doch noch, und aus der sympathischen, kraftvoll auf sich selbst gestellten Künstlerin wird eine zärtliche Turteltaube. Leider ist sie nicht capabel, den Mann, der so zäh um sie warb, wenigstens in den Flitterwochen festzuhalten. Gleich nach der Hochzeitsreise bandelt er mit der Schwesterseele an, und die arme legitime Gattin wandelt jetzt wieder im Schatten. Damit ist der Titel des Stückes gerechtfertigt, aber weiter auch nichts. Um den Raum zu füllen, den zwei Acte nun einmal hergeben, stopft die Verfasserin tausenderlei Flitterkram hinein, Episodenwerk, das den Blick verwirrt und rasch müde macht. Zumal es ihr fast regelmäßig vorbei gelingt. Sie sollte versuchen, sich zu disciplinieren, einen Stoff mit fester Hand zu gipfeln, und alle Kraft auf den Conflict zu vereinen, der die Höhe des Dramas bedeutet. Mit Tändeleien und munteren Worten kommt man hier nicht zum Ziele; die ersetzen den dramatischen Zug und die Kenntniß der dramatischen Technik nicht.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Frage der Einführung einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung

theilt uns eine Autorität auf diesem Gebiete mit:

„Die Angelegenheit ist in Fluß und wird allem Anschein nach eine erwünschte Lösung finden. Hat man doch allgemein die Nothwendigkeit einer Uebereinstimmung zwischen der Orthographie der Schule und der des amtlichen Verkehrs, des öffentlichen Lebens anerkannt. Der Versuch, die Rechtschreibung des Bürgerlichen Gesetzbuches, d. h. die alte Orthographie, bei dieser Einigung zu Grunde zu legen, mit anderen Worten, die seit mehr als 20 Jahren bestehende „Schulorthographie" wieder zu beseitigen, ist völlig gescheitert, und es steht zu erwarten, daß binnen Kurzem in Preußen der Bann, mit dem die Schulorthographie bisher belegt war, gelöst und damit die sogenannte Puttkamer'sche Orthographie zur allgemeinen Anwendung gelangen werde.

Die jetzt schwebenden Verhandlungen können nur den Zweck haben, auch die übrigen deutschen Regierungen für ein gleiches Verfahren zu gewinnen, und es ist ganz natürlich, daß man diese Gelegenheit benutzen wird, um die kleinen Verschiedenheiten, die die Landesorthographien noch aufweisen, verschwinden zu lassen. Gelingt das, so werden wir bald eine deutsche, allgemein gültige Rechtschreibung haben, statt, wie bisher, etwa ein Dutzend alte Hausorthographien und ein halbes Dutzend für die Schulen anbefohlene, für das Leben dagegen verbotene Schulorthographien."

Notizen.

Reichsrechtliche Verjährungstafel. Bearbeitet von W. Coermann, Kaiserlichem Amtsrichter. (Hannover, Helwing). Das praktische Büchlein wird Behörden, Beamten, Anwälten, Kaufleuten, Industrie- und Gewerbetreibenden u. s. w. in gleichem Maße willkommen sein. Jeder, der irgendwie mit dem Verkehrsleben in Berührung kommt, sieht sich häufig vor die Frage gestellt, innerhalb welcher Zeit er Ansprüche, Einsprüche oder Beschwerden &c. geltend zu machen hat, wie lange die eine oder andere Verpflichtung für ihn besteht, dieses oder jenes Verbot von ihm zu respektieren ist. Die Antwort, die bisher — und oft genug vergeblich — in umfangreichen Bänden gesucht wurde, bietet das genannte Schriftchen sofort und mühelos, indem es in alphabetischer Reihenfolge der Stichworte die Verjährungsfristen für die verschiedensten Rechtsgeschäfte, Verpflichtungen, Ansprüche &c. zusammenstellt und in jedem einzelnen Falle genau den dafür in Frage kommenden Gesetzesparagraphen angiebt, was im Zweifelsfalle das Nachlesen im Gesetze selbst ermöglicht.

Socialer Geist. Von Karl Wolff. (Mannheim, Aletter). In dem Buche wird nachgewiesen, daß unsere Zeit von socialem Geiste erfüllt ist, d. h. wie gewisse wissenschaftliche Forschungsergebnisse und wirthschaftliche Erfahrungen sich vereinigen, um die gesellschaftliche Abhängigkeit alles Einzeldaseins darzuthun, und wie der Eindruck dieser Erkenntniß alle Bewußtseinskreise innerhalb der menschlichen Gesellschaft auf's Tiefste beeinflußt. Den Regungen dieser Zeitstimmung wird nun überall nachgespürt; auf dem Gebiete des Rechts, der Kunst, der Wissenschaft, der Religion und der Ethik. Endlich wird das sociale Grundproblem behandelt, wie und ob es möglich ist, zwischen den Interessen der Einzelnen und der Gesammtheit harmonischen Einklang herzustellen. Ein zuversichtlicher Ausblick in die Zukunft schließt das Buch, denn nur eine eindringende Betrachtung der in der Gegenwart ruhenden und in's Leben drängenden Entwickelungskeime vermag auch die dunklen Wege des Künftigen zu erhellen und zu einem sicheren, zielbewußten Weiterschreiten Kraft und Freudigkeit zu geben.



Verantwortlicher Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 15. Berlin, den 13. April 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Mörchinger Affaire.

Von Frhr. v. K.

Der Angeklagte Oberleutnant Rüger hat sich auch bei dem Urtheil der zweiten Instanz nicht beruhigt und dagegen Revision eingelegt. Er begründet die Revision in der Hauptsache mit der sinnlosen Trunkenheit, worin er die That beging; des Weiteren behauptet er, den Revolverschuß nur in der Absicht abgegeben zu haben, Adams kampfunfähig zu machen, also ein Duell zwischen ihm und dem Oberstabsarzt Rüger, seinem Bruder, zu verhindern. Beide Einwürfe scheinen nicht stichhaltig. Einmal kann die Trunkenheit des Angeklagten so hochgradig, wie er jetzt glauben machen will, nicht gewesen sein. Gewiß hat er den furchtbaren Entschluß, der ihn in's Zuchthaus bringen wird, mit unter'm Einfluß reichlich genossener Alcoholica gefaßt, aber seine ganze Handlungsweise zeigt doch, daß sein Denkvermögen nur überreizt, keineswegs völlig zerstört und aus der Bahn geschleudert war. Er handelte, betrachtet man die Dinge von seinem Standpunkte aus, in jeder Beziehung folgerichtig. Um den Bruder zu retten, an dem er, wie zugegeben werden soll, mit nicht gewöhnlicher Zuneigung gehangen haben mag, faßte er den Plan, Adams noch in derselben Nacht niederzustrecken; noch in derselben Nacht, denn am folgenden Morgen sollte bereits der Zweikampf vor sich gehen. Die plötzliche Meldung von der Erkrankung eines Kindes seines Bruders bestärkte ihn in dem Vorsatze, den Familienvater den Seinen zu erhalten. So begab er sich in aller Ruhe zu dem Hauptmann, erklärte den Zeugen, die sich über sein Erscheinen wunderten, er habe einen Ehrenhandel mit Adams auszutragen, und schoß den Feind mit fester Hand nieder. Er mußte ihn tödten, wenn er das gesteckte Ziel erreichen wollte; eine bloße Verwundung hätte den Zweikampf nur hinausgeschoben, nicht verhütet. Und diese Verzögerung wäre für den Oberstabsarzt weit gefährlicher gewesen, als das Duell am Morgen nach dem Trinkgelage. Adams war ein trefflicher, ein berühmter Pistolenschütze. Nur der Umstand, daß er, der sich selbst schwer bezecht hatte, am nächsten Tage durch seine körperliche Verfassung daran gehindert worden wäre, die Pistole sicher zu gebrauchen, hätte den Oberstabsarzt retten können; ein Duell nach Wochen mußte weit bedrohlicher für Rüger sein. Alle und jede Gefahr für sein Leben konnte nur der rechtzeitige Tod des Adams beseitigen. Und Oberleutnant Rüger handelte dementsprechend.

Es ist selbstverständlich, daß er die schrecklichen Folgen zu tragen hat. Nächst der Feigheit vor dem Feinde ist die Tödtung eines Vorgesetzten das schwerste Verbrechen, dessen ein Soldat sich schuldig machen kann. Rüger's That streift am Meuchelmord vorbei. Er wäre vor hundert Jahren erbarmungslos dem Beil des Henkers verfallen, und auch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit wäre ihm eine Kugel sicher gewesen. Von Rechts wegen. Auf der Disciplin ruht das Heer. Wer sich gegen sie vergeht, rüttelt an seiner Grundfeste. Wird der gemeine Mann, der in vielleicht entschuldbarer Aufwallung Hand an seinen Vorgesetzten legt, grausam bestraft, so verdient der Officier, der sich in derselben Weise vergißt, wahrlich kein Erbarmen. Die gegen Rüger erkannte Strafe kann nicht hoch nennen, wer unser Heer schlagkräftig erhalten wissen will. Ohne die alte preußische Mannszucht sind wir verloren.

Von Vertretern des ärztlichen Standes ist mit einiger Gereiztheit darauf hingewiesen worden, daß das Gericht sich so wenig um das übereinstimmende Gutachten der drei medicinischen Sachverständigen gekümmert habe. Alle drei Herren hatten geistige Störungen bei Rüger festgestellt, die ihn unter Umständen der Herrschaft über seinen freien Willen berauben konnten, und mancherlei Material zur Stützung dieser Behauptung war herbeigebracht worden. Da die Richter trotzdem Rüger für verantwortlich erklärt haben, ist etwas aufgeregt die Frage gestellt worden, ob denn im umgekehrten Falle Aerzte als militärische Gutachter, oder Juristen als theologische Sachverständige anerkannt werden würden, nun die Richter in Fragen der Psychiatrie ohne Weiteres ihre Meinung als maßgebend über die der studierten Fachleute stellen. Die Herren Professor Moll u. A. verkennen dabei nur, daß kein Gesetz dem Richter vorschreibt, sich sklavisch an die Gutachten der Sachverständigen zu halten, daß diese Gutachten vielmehr zu den Beweisstücken zählen, deren freie Würdigung ihm vom Gesetz ausdrücklich vorbehalten ist. Gewiß, es fällt den Psychiatern schwer, nach manchen bedenklichen Vorkommnissen der letzten Zeit, Vorkommnissen, die auch im preußischen Herrenhause lebhaften Widerhall fanden, die Laien zum blinden Glauben an ihre Weisheit zu bekehren. Alles menschliche Wissen ist Flickwerk, das der Irrenärzte über die menschliche Seele aber ganz besonders. Es reißt die Gepflogenheit ein, Verbrecher aller Art, besonders gebildete Verbrecher, — man denke nur an das Scheusal Sternberg! — als geistig gestört und für

ihre Thaten nicht verantwortlich hinzustellen. Der Laie ist ja allerdings außer Stande, alle Formen psychischer Leiden ohne Weiteres zu erkennen, und er ist geneigt, nur bei tobenden Irren und offenkundigen Verrückten den „Wahnsinn“ zuzugeben. Indessen haben auch die Psychiater, und gerade allgemein anerkannte Autoritäten unter ihnen, in letzter Zeit so mannigfache grobe Schnitzer begangen und so oft geradezu verblüffend fehlgegriffen, daß sie das öffentliche Mißtrauen nicht rundweg für banausisch und die Kritik, die der sogenannte gesunde Menschenverstand ausübt, nicht in Bausch und Bogen für höchst ungesund erklären dürfen. Ich will mich in diese Seite der Angelegenheit nicht ohne Noth vertiefen, da die Erörterung zu weit vom Thema abführen würde; im Falle Rüger scheint mir jedenfalls festgestellt, daß der Thäter aus freiem, nur von leichtem Rausch und der entsprechenden Erregung der Lebensgeister beeinflußtem Willen, nicht aber unter Zwangsvorstellungen gehandelt hat.

Weit wichtiger als diese nebensächlichen Kämpfe, diese Benörgelungen des pflichtgemäß gesprochenen Urtheils ist die Erwägung, ob das Vorkommniß seine Wurzeln nicht zum Theil in ungesunden Einrichtungen hat, und ob die wirklich mildernden Umstände für Rüger nicht auf ganz anderem Gebiete liegen. Mörchingen ist eins der traurigsten Nester Deutschlands, obgleich es hinter gewissen östlichen Grenzgarnisonen keineswegs allzu weit zurücksteht. In langjährigem, von allen geistigen Anregungen ängstlich verschont bleibendem Gamaschendienst versauern selbst tüchtige Kräfte, und aus Mangel an fröhlicher, farbiger Geselligkeit — die Officiere sind nur auf sich angewiesen —, sowie in Folge des mit Inbrunst geübten, anstrengenden Dienstes genießt der Trunk besondere Ehren. Ehren, die er in glücklicher belegenen Garnisonen nicht beanspruchen darf. Außerdem benutzt man in den Grenzgarnisonen naturgemäß jede Gelegenheit, sich „auszutoben“, und hält sich dann ausgiebig schadlos für die Monotonie und Oede und Stumpfheit des Alltages. Man verlöre ja alle Jugendfrische und alle Spannkraft, wenn es nicht gelegentlich einmal einen „Fez“ gäbe. Der „Fez“ aber besteht faute de mieux in übersteigerter Zecherei. Es bedarf dann gar nicht des Trinkzwanges und des studentischen Biercomments, den einige Blätter faseliger Weise im ganzen Officiercorps eingeführt nennen, während er thatsächlich zumeist entschieden abgelehnt wird: es bedarf gar nicht dieser technischen Reizungen, um den Alkohol-Verbrauch zu steigern. Jeder thut freiwillig und nach besten Kräften das Aeußerste. Unter diesen Umständen sind nach Mitternacht bedenkliche Reibungen mitunter schwer zu vermeiden. Selbst der Spaß verstehende Vorgesetzte ist in gewissen Momenten leicht beleidigt, wenn ihn ein Untergebener auch nur harmlos anulkt, und sogar zwischen Gleichgestellten wird ein Scherz oder eine scherzhaft gemeinte Handgreiflichkeit bald krumm genommen. Der Trunk verwandelt die Charaktere zwar nicht, raubt ihnen jedoch die Sicherheit der Bethätigung und den Firniß der Erziehung. Auch bei Leuten aus alter Cultur übt er diese Wirkung.

In den meisten Fällen werden ihm entsprungene Reibereien glatt beigelegt. Es finden sich immer Kameraden, die Autorität und Ruhe genug besitzen, um selbst böse Entgleisungen wieder gut zu machen, und diese Kameraden sind immer in der Mehrzahl. So wie in Mörchingen rast der See nur selten. Hier besaß anscheinend Niemand von den Anwesenden mehr so viel Besinnung, daß er überhaupt einen entschlossenen Versuch zu beschwichtigen und zu versöhnen machte. Niemand legte Protest gegen die ungeheuerliche Absicht ein, den Zweikampf schon am Morgen nach dem Gelage auszufechten zu lassen. Alle Betheiligten handelten im Weinrausch. Darin liegt das tragische Verschulden. Es giebt nichts Ernsteres als den Zweikampf. Das Officiercorps kann ihn zunächst nicht entbehren; er wird noch lange das letzte Wort in Sachen der Ehre sprechen müssen, die man weder vor's Gericht schleppen, noch mit etlichen Worten der Entschuldigung beilegen kann. Aber eben deßhalb sollte man ihn nicht zu einer Farce herabdrücken. Deßhalb sollte man sich doppelt streng an die geltenden Bestimmungen halten, die eine Frist von 24 Stunden vorschreiben und die nicht wollen, daß zwei verkaterte, halb besinnungslose Menschen einander mit der tödtlichen Waffe gegenübertreten. Der Mörchinger Fall stellt sich als ein unglückliches Zusammentreffen widriger Umstände und Zufälligkeiten dar; den blanken Schild unsres Officiercorps vermag er nicht zu beflecken. Eine Wiederholung des Scandals ist ausgeschlossen; darf man doch mit Sicherheit annehmen, daß die allerhöchste Stelle neue und strenge Vorschriften geben wird, die den Alkohol ein für allemal des Richteramtes entkleiden. Wenn bei der Gelegenheit auch die heikle Frage der Grenzgarnisonen aufgerollt und vielleicht dahin erledigt würde, daß man nach französischem Muster die Regimenter changiert, d. h. in Zeiträumen von etwa drei Jahren aus den Grenzorten in gute Garnisonen verlegt, und umgekehrt, dann hätte das traurige Vorkommniß die eine segensreiche Folge, unter den berüchtigten Sumpfnestern aufzuräumen. Zum Wohle des ganzen Heeres und des Landes, das just an der wichtigen Reichsgrenze besonders tüchtige und in jeder Beziehung gediegene Officiere braucht.

Die revolutionäre Bewegung in Rußland.

Von G. Kreutzberg.

Wie wenig man bei uns von den inneren Zuständen und den geistigen Strömungen in unserem großen Nachbarreiche weiß, das hat sich in den letzten Wochen wieder gezeigt. Fast in allen deutschen Zeitungen konnte man lesen, oder mußte es doch aus den darin wiedergegebenen Berichten aus Rußland entnehmen, daß die neuerdings ausgebrochene und noch immer anwachsende Studentenbewegung vorherrschend, wenn nicht ausschließlich, auf die drakonische Unterdrückung jeder geistigen Freiheit durch die russische Regierung zurückzuführen und durch Gewährung freier wissenschaftlicher Bethätigung, sowie Aufhebung der die persönliche Bewegungsfreiheit einschnürenden Fesseln wieder in ein ruhiges Bett zu leiten sei.

Den früheren Studentenunruhen gegenüber hätte eine solche Auffassung noch einen Anschein von Berechtigung gehabt. Sie waren oft rein psychologisch zu erklären: Ausschreitungen Einzelner oder einer kleinen Gruppe, unangemessen harte Bestrafung durch die allmächtigen Aufsichtsbehörden, in deren Maßnahmen das Professorencollegium gar nichts dreinzureden hat, sittliche Empörung der Studentenschaft über diese Drangsalirung und in Folge dessen öffentliche Demonstrationen und Straßenkrawalle. Eine Variation trat auch oft insofern auf, als nicht studentische Ausschreitungen, sondern die Willkürmaßregeln der Behörden den Ausgangspunkt der Unruhen bildeten. Jedenfalls trug in den meisten Fällen das Verhalten der Behörden an dem Anwachsen der Bewegung keine geringe Schuld.

Die eigentliche oder gar die alleinige Ursache der Unruhen ist es jedoch fast niemals gewesen. Rußland leidet an diesem Uebel nun schon seit vierzig Jahren. Auch unter der Herrschaft des freieren Universitätsstatuts von 1863, das den russischen Hochschulen eine den deutschen nachgebildete Verfassung verlieh, wenn auch bei Weitem nicht mit so großer Selbstständigkeit und Bewegungsfreiheit — auch unter diesem Statut ist es immer wieder zu Studentenkrawallen gekommen, und was schlimmer war: gerade während der Regierungszeit Alexander's II., also zur Zeit dieser freieren Universitätsverfassung, gewann der Nihilismus über die studentische

Jugend eine solche Macht, daß heute kaum ein durch die Universität gegangener Beamter zu finden ist, der in seiner Studentenzeit nicht von nihilistischen Ideen erfüllt gewesen wäre. Als Alexander II. diesem revolutionären Geist zum Opfer gefallen war, da räumte man, was ja menschlich begreiflich ist, mit dem geringen Maaß von Freiheit, das den Universitäten verliehen war, gründlich auf. Die Revolutionsgedanken sollten durch strenge polizeiliche Ueberwachung ihrer Brutstätten, der Universitäten, am Aufkeimen gehindert werden. Jeder Student wurde seitdem wie ein unter polizeilicher Aufsicht stehender, entlassener Sträfling behandelt. Daß auch dadurch der Geist der Revolution nicht unterdrückt worden ist, beweist die jüngste Bewegung. Weder die Freiheit noch die Knute vermögen ihn zu bannen. Weder die eine noch die andere ist die Grundursache der sich stetig wiederholenden aufrührerischen Studentenbewegungen. So lange der russische Student der bleibt, der er ist, wird keine Universitätsverfassung, mag sie liberal oder tyrannisch sein, wird weder Milde noch äußerste Strenge den Ausschreitungen gegenüber die Studentenunruhen verhindern.

Man macht sich bei uns gewöhnlich ein ganz falsches Bild von dem russischen Studenten. Man denkt dabei immer an den deutschen Studenten, und doch haben Beide weder in ihrer socialen Stellung noch in ihrer geistigen Structur irgend welche Vergleichungspunkte. Der größte Theil unserer deutschen Studenten entstammt den höher gebildeten Gesellschaftskreisen, Kreisen, in denen wissenschaftliche oder doch gesellschaftliche und Lebensbildung zu Hause ist. Das Gros der russischen Studenten kommt dagegen aus einer Gesellschaftsschicht von so niedrigem, ethischem und intellectuellem Bildungsniveau, wie man es in Deutschland auch unter den untersten Classen des Volks vergeblich suchen würde. Der russische Pope, der bei seiner höchst mangelhaften Seminarbildung im Laufe der Jahre ganz auf den geistigen Standpunkt seiner Dorfbauern zurückgesunken ist, der russische Kleinbürger, der nie eine Schule gesehen hat, vor Allem aber der gedrückte, verelendete Bauer — sie sind es, deren Söhne die Hörsäle der Universitäten füllen und sich unter Noth und Entbehrungen, von denen unsere Musensöhne keine Ahnung haben, durch die verschiedenen Kurse durcharbeiten, um, wenn der Drill beendet ist, auf einen Beamtenposten zu gelangen. Und nicht Allen glückt es. Ohne irgend welche Baarmittel kommt der größte Theil von ihnen in die Universitätsstadt in der Hoffnung, dort eines der ziemlich zahlreichen Stipendien zu erhalten oder sich mit Stundengeben durch's Leben zu schlagen. Viele müssen in Folge dessen vorzeitig ihr Studium aufgeben, und so Mancher ist schon Hungers gestorben. In Westeuropa betrachtet man mit Recht das sogenannte gelehrte Proletariat, das nach beendigtem Studium kein Unterkommen findet, als eine Gefahr. In Rußland sind die Universitäten mit solchen Ausgestoßenen der Gesellschaft angefüllt, die keine Aussicht haben, es je im Leben zu einer gesicherten Existenz zu bringen. Der „arme Student“ ist schon seit Jahrzehnten eine Quelle stetiger Sorge für die Regierung und die Gesellschaft. Dabei aber muß man Beiden den Vorwurf machen, daß sie diese Art Studenten durch Stiftung von Stipendien u. dergl. geradezu gezüchtet haben. Dadurch werden fortwährend zahllose, völlig unbemittelte Jünglinge zum Studium verlockt, deren geistige Qualität sie in eine ganz andere Laufbahn wiese. Der Russe geht ohnehin unglaublich leichtherzig über Zukunftssorgen hinweg, leidet er dann aber Schiffbruch, so verlangt er als sein gutes Recht, daß die Gesellschaft für ihn sorge. Das ist eine Anschauung, die er aus seinem Dorf mitgebracht hat, wo ja jeder bloß in Folge seiner Geburt Anspruch auf Nutznießung des Gemeindelandes und sogar Bezahlung seiner Steuern durch die Gemeinde hat, sobald er sie selbst aus irgend einem Grunde nicht herauswirthschaften kann.

Daß schon diese äußere Lage den russischen Studenten allen socialistischen, communistischen, nihilistischen, anarchistischen Ideen leicht zugänglich macht, liegt auf der Hand. Dazu kommt aber noch als Hauptmoment die mangelhafte Erziehung und Schulbildung, die ihn auf der Universität aufgegeben wird. Schon im jugendlichsten Alter, kaum in die Mittelclassen des Gymnasiums gelangt, muß er oft seinen Unterhalt durch Stundengeben erwerben; losgerissen von der Familie, ganz auf sich selbst gestellt, ohne andere Autorität als das als nörgelnde, feindliche Macht betrachtete Lehrercollegium über sich, macht er aus sich, was er gerade will, oder was sein zufälliger Umgang aus ihm machen will. Und dann der Unterricht auf den Gymnasien! Nichts als Drill, und nicht einmal strammer Drill, nur Einpauken auf das Examen. Mit einer Schulung des Geistes, wie sie dem Standpunkt eines deutschen Tertianers entspricht, tritt er völlig unvorbereitet an die Probleme der Wissenschaft heran — oder auch nicht. Denn was auf der Universität programmmäßig getrieben wird, ist keine ernste Wissenschaft, sondern wieder nur Eintrichterung des Examenstoffes für den nächsthöheren Kurs. Will sich der Student damit nicht begnügen, so greift er zum Selbststudium, und da sind es zuerst natürlich die verbotenen Bücher, an die er sich heranmacht — selbstverständlich socialistische und sonst revolutionäre Schriften. Daß sie ihn bei seiner mangelhaften wissenschaftlichen Vorbildung sofort gefangen nehmen, ist auch nur natürlich. Ueberdies ist die weiche russische Natur an sich schon stets bereit, zwischen den Extremen hin und her zu schwanken. Da wird denn der Student aus Opposition gegen den Druck von oben und den Druck seiner Lage im Handumdrehen zum radicalen Revolutionär. Eine selbständige Stellung zwischen den Extremen giebt es für ihn nicht. Der Radicalismus liegt überhaupt in der russischen Natur.

Das sind die Gründe, warum die russische Studentenschaft schon seit Jahrzehnten revolutionär und jederzeit zur Aufsässigkeit bereit gewesen ist, nicht aber die größere und geringere Freiheit, die ihr gewährt, die Härte oder die Milde, mit der sie behandelt worden ist. Bis vor Kurzem waren trotzdem die Studentenunruhen, die bald hier, bald dort ausbrachen, von geringer politischer Bedeutung, da die unruhige Bewegung auf die Universitäten beschränkt blieb. In den letzten Jahren ist das anders geworden. Mit dem Anwachsen der russischen Industrie zogen sich immer größere Arbeitermassen in die Städte, und da trat Etwas ein, was bisher in Rußland für unmöglich gegolten hatte: die revolutionäre Predigt studentischer Agitatoren fand Gehör bei dem niederen Volk. Wenn früher die Nihilisten auf die Dörfer zogen, um dort ihre Umsturzlehren zu verbreiten, so konnten sie froh sein, wenn sie mit heiler Haut wieder hinauskamen. Unter den Industriearbeitern aber fanden diese Lehren sehr schnell Anklang. Dabei hat sich dann insofern ein Wandel vollzogen, als der frühere Nihilismus jetzt durch den Socialismus ersetzt worden ist, der der Arbeiterbevölkerung natürlich viel verständlicher ist. Auch die Verbindungen mit dem westlichen Europa haben hierzu beigetragen; den stärksten Anstoß für die Abkehr vom Nihilismus aber haben die Schriften Tolstoi's gegeben, der die ganze revolutionäre Bewegung auf eine religiöse Grundlage gestellt hat. Die schwärmerische Richtung seines Geistes ist es vor Allem, was die russische Jugend gepackt hat, denn sie entspricht ganz und gar der russischen Natur, die mit dem ausgesprochensten Hang zu radicaler negativer Kritik einen leidenschaftlichen Drang zu weichlicher Schwarmgeisterei vereinigt. Tolstoi's Lehren haben daher nicht nur die Studentenschaft gepackt, sondern sind auch tief in das niedere Volk eingedrungen. Es hat in Rußland noch Niemand gegeben, der das ganze Denken eines großen Theiles des Volkes dermaßen beherrscht hat, wie der Weise von Jassnaja Poljana. Daß die neueste Studentenbewegung von Tolstoi'schen Ideen ausgegangen ist, das zeigt ja schon der Protest der Studentenschaft gegen die Excommunication Tolstoi's.

Dieser Umstand und dann die jetzt zum erstenmal in die Erscheinung getretene Verbindung zwischen Studenten und Arbeitern macht die Bewegung für die bestehende Staatsgewalt gefährlich. Natürlich nicht für den Augenblick. Mit den Krawallen der Studenten und der Fabrikarbeiter wird die russische Regierung schon fertig werden. Aber die Letzteren sind nur zeitweilig Fabrikarbeiter. Haben sie sich etwas Geld verdient, so kehren sie in ihre Dörfer zurück, leben wieder als Bauern und verbreiten dort die Ideen, die sie aus der Stadt mitgebracht haben. Darin liegt die Gefahr. Einen Umsturz wird auch das noch lange nicht herbeiführen. Dazu ist die verbündete Staats- und Kirchenmacht in Rußland zu gewaltig und zu fest begründet. Aber die Schwierigkeiten, unter denen das Reich des Czaren gegenwärtig schon leidet, wird das Anwachsen der revolutionären Strömung gewaltig vermehren. Und die Bewegung ist im Steigen, sie hat ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht — darüber darf man sich nicht täuschen.

Was aus der gegenwärtigen Gährung schließlich werden wird — wer vermag das zu sagen? Vielleicht klärt sie sich ab zu Reformgedanken. Wahrscheinlich aber ist das nicht. Es müßte denn der ganze Charakter des russischen Volkes sich vollständig ändern. Noch ist aus dem Russenthum heraus kein positiver, schöpferischer politischer Gedanke entsprungen, auch Tolstoi ist nur groß in der Negation. Alles, was der Staat und das öffentliche Leben geformt hat, ist durch Russen oder Deutsche aus dem Westen importirt worden. Eben darum aber erscheint dem Russen, so lange er nicht zu den Regierenden gehört, der ganze Staat als fremde, feindliche Macht, und anstatt an eine Reform der verrotteten bureaukratischen Wirthschaft seine Kräfte zu setzen, unternimmt er den Kampf gegen den Staat als solchen.

Zur Lösung des deutschen Agrarproblems.

(Vgl. den Aufsatz: „Die deutsche Landwirthschaft und die Zollfrage" in Nr. 14).

Von Dr. Franz Oppenheimer (Janus).

Es wird sich bei der Frage, wie die Existenz unserer Landwirthschaft zu sichern ist, um zweierlei handeln: einmal um die palliative Linderung des augenblicklich existirenden, acuten Nothstandes, um eine Stützung der wankenden Existenzen, und gleichzeitig um die energische Inangriffnahme solcher Maßregeln, die geeignet sind, auf die Dauer die Wiederkehr des Uebels zu verhüten.

Ueber den ersten Punkt würde sich reden lassen. Es giebt mancherlei Mittel, um der Landwirthschaft für eine Zeit lang den Berg emporzuhelfen, so z. B. könnte man an eine sehr energische, aber kurz befristete Zollerhöhung denken. Ein Zoll von 7—8 Mark auf alle Getreidearten erhoben, der Jahr für Jahr um etwa 50 Pfg. herabgesetzt würde, um demnach in ca. 16 Jahren auf Null gesunken zu sein, wäre unter idealen Verhältnissen ein immerhin in Erwägung zu ziehendes Mittel zur ersten Abhülfe.

In unseren Verhältnissen wird man nicht dafür eintreten können. Denn einmal würde die für unsere nationale Existenz zunächst doch unentbehrliche Exportindustrie durch den nothwendig erfolgenden Abbruch aller Handelsverträge schwer geschädigt, und zweitens wäre nicht die geringste Sicherheit dafür gegeben, daß die graduelle Ermäßigung aus der Theorie auch wirklich zur Praxis würde. Wir würden vermuthlich die Erhöhung so lange behalten, bis die Katastrophe da wäre. Wenn diese beiden Punkte nicht wären, könnte, wie gesagt, ein solcher kurz befristeter Hochschutzzoll als ganz brauchbares Mittel gelten. Denn er würde sich nie als Rente niederschlagen und eben so wenig eine unwirthschaftliche Ausdehnung des Getreidebaues herbeiführen können. Dagegen würde die relativ größte Begünstigung der wirthschaftlich stärksten Elemente auch diesem Mittel anhaften.

Darum erscheint als ein unvergleichlich besseres und wirksameres Mittel ein Vorschlag, der jüngst von einer Stelle ausgegangen ist, von der es am wenigsten zu erwarten war, von dem marxorthodoxen Flügel der Socialdemokratie, durch die Feder seines Führers Karl Kautsky. Er schlägt vor, eine Summe, die dem Gewinn der Landwirthschaft durch die geforderte Erhöhung der Zölle entsprechen würde, rund etwa $^1/_2$ Milliarde Mark jährlich, auf dem Wege der progressiven Einkommensteuer aufzubringen und ganz und gar im Interesse der Landwirthschaft zu verwenden, zur Verbesserung des Schul- und Bildungswesens, zur Anstellung von Wanderlehrern, zur Einrichtung großartiger Meliorationen auf dem Gebiete der Wasserwirthschaft, und auch zum Ankauf bankerotter Großgüter und ihrer Verwandlung in Musterwirthschaften. Wenn man dazu eine befristete Steuer-Entlastung, unter Umständen sogar Steuerbefreiung, nothleidender Wirthe in Aussicht nimmt, und wenn man ferner aus Staatsmitteln die hochverzinslichen und kurz befristeten Hypotheken, das schwerste Uebel namentlich der bäuerlichen Wirthschaft, ablöste und durch niedrig verzinste, langfristige Staatshypotheken ersetzte, so wäre mit diesen Maßnahmen die Mehrzahl der wankenden Existenzen zunächst gesichert.

Aber das sind eben nur Mittel, die man anwenden kann, wenn man gleichzeitig ein Programm durchzuführen entschlossen ist, durch das binnen kurzem das Grundübel mit der Wurzel ausgerottet werden soll. Denn man kann mit einem Palliativ-Mittel eben keine Heilung erzielen, und so müßte gleichzeitig mit großartigen Mitteln und rücksichtsloser Energie dasjenige nationale Sanierungswerk in Angriff genommen werden, das allein der Landwirthschaft auf die Dauer die Lebenskraft zurückgeben kann, und das sich in dem einen Wort innere Colonisation zusammenfassen läßt.

* * *

Der Bauer im eigentlichen Sinne, d. h. der auf mittlerem Besitz hausende Wirth, leidet unter ganz anderen Verhältnissen als der große Besitzer. Für diesen letzteren sind die Todfeinde seiner wirthschaftlichen Existenz der Preisfall der Producte und die Leutenoth, und erst in letzter Linie bedroht ihn die Verschuldung. Der Preissturz bedroht seine Existenz: denn sein Betrieb ist ein „capitalistischer", der ganz vorwiegend für den Markt producirt. Aber der mittlere und kleine Bauer producirt vorwiegend für den eigenen Gebrauch; und seine Ueberschüsse, wenn er solche überhaupt hat, sollen ihm auf dem Markte lediglich die Befriedigungsmittel einer höheren Lebenshaltung eintauschen; es bedroht der niedere Preis also nur seinen Comfort. — Die Leutenoth existirt für den kleinen Bauer gar nicht und für den mittleren nur in sehr mäßigem Umfange, da er nur wenig Hilfskräfte braucht, und aus Bezirken des mittleren Besitzes eine sehr geringe Abwanderung stattzufinden pflegt.

Was den Bauer drückt und zuweilen wirft, das ist im Grunde nur seine Verschuldung. Und auch hier besteht ein wesentlicher Unterschied gegen den Großbesitz. Denn bei diesem handelt es sich in der Mehrzahl der Fälle ($^2/_3$ nach Rodbertus) um Kaufverschuldung, während das Bauerngut überwiegend durch Erbverschuldung überlastet ist. Der bleibende Erbe wird gezwungen, den weichenden Erben sehr hohe Hypotheken eintragen zu lassen; das schwächt seine wirthschaftliche Kraft, verhindert Meliorationen und kostspielige Betriebsänderungen; und das bereitet dem Verhängniß seinen Weg, wenn die Preise fallen. So geht auch Wilhelm v. Polenz' Büttnerbauer zu Grunde. Der Wucherer giebt dem waidwunden Wild nur noch den Gnadenstoß.

Die herrschende Wissenschaft betrachtet diesen Proceß der mit jeder Generation anschwellenden oder mindestens immer

wieder erneuerten Verschuldung als ein unvermeidliches Uebel. Sie argumentirt folgendermaßen: Deutschland ist von Menschen „voll besetzt“; daher besteht eine sehr starke Nachfrage nach Grund und Boden; diese treibt den Bodenpreis und Bodenzins auf eine sehr bedeutende Höhe. Wenn man nicht die weichenden Erben benachtheiligen will, was viele für eine Ungerechtigkeit halten, so muß mit jedem Generationswechsel das Gut mit dem vollen Verkehrswerth in die Erbmasse eingeschätzt werden.

Diese Argumentation, so unwiderleglich sie sich anschaut, ist dennoch falsch. Schon Adam Smith hat klar und unzweideutig ausgesprochen, daß der Verkehrswerth des freiverkäuflichen Landes selbstverständlicher Weise überall da weit über seinen „natürlichen Werth“ hinausgetrieben wird, wo große Complexe aus dem Marktverkehr ausgeschieden sind. Er dachte dabei an die britischen Majorate, aber es gilt eben so gut für die ungeheuere Masse der durch die „goldnen Klammern“ unserer Hypothekengesetzgebung zusammengeschmiedeten Rittergüter. Das deutsche Bauernland hat nur deßwegen einen so ungesund hohen Verkehrswerth, muß nur deßwegen so verderblich hoch verschuldet werden, weil ein so enormer Theil des deutschen Grund und Bodens „gebunden“, gegen die Nachfrage nach bäuerlichen Grundstücken gesperrt ist. Nur darum übersteigt die Nachfrage auf diesem Markte das Angebot dauernd so stark, und nur darum steht der Preis, der „Verkehrswerth“, so hoch.

Diese an sich schon einleuchtende und überdies durch die höchste nationalökonomische Autorität proclamirte Wahrheit läßt sich auch noch durch den indirecten Beweis erhärten. Man stelle sich vor, daß alle über 100 ha umfassenden Güter durch einen Act der Expropriation gleichzeitig der Zertheilung in Bauernland offen gelegt würden. Es ist bekannt, daß ein parcellirtes Gut drei bis vier Mal so viele menschliche Bewohner ernährt, wie ein Großbetrieb. Da allein Preußen 9 Millionen Hektar Grund, wovon ca. 6½ Millionen Acker- und Wiesenland zur Verfügung stellen würde, so hätten sofort ca. 2 Millionen Familien von mittleren und kleinen Besitzern Raum zur Ansiedelung; so viel können die Bauernbezirke Deutschlands kaum in zwei Generationen abgeben; d. h. auf Jahrzehnte hinaus überstiege das Angebot bäuerlichen Landes bei weitem die Nachfrage, und der Verkehrswerth des Grundes würde außerordentlich tief sinken.

Für den übernehmenden Erben eines Bauerngutes wäre das ein ungeheurer Vortheil. Er hätte seinen Geschwistern nur eine winzige Summe auszuzahlen oder einzutragen, und wirthschaftete mit einer Zinsbelastung, die er kaum empfinden würde. Und diese geringe Abfindung würde für diejenigen der Geschwister, die der Landwirthschaft treu bleiben wollen, keine Schädigung bedeuten: denn sie könnten ja jetzt, bei den niederen Güterpreisen für ihr kleines Erbtheil eben so viel Land kaufen, wie heute für ihr großes. — Schaden von dieser Umwälzung hätte nur derjenige Landwirth, der städtischer Rentier werden möchte, indem er seinen Besitz verkaufte, und Schaden hätten diejenigen Erben, die sich städtischen Berufen gewidmet haben. Und diesen Schaden mögen sie tragen! Die abgefundenen oder speculativ abgetretenen Hypothekengläubiger sind die Vampyre, die der Bauernwirthschaft das Lebensmark aussaugen.

Hier führt der einzige Weg zur Heilung der Agrarnoth, und zwar in allen ihren Abarten. Denn erstens wird der eigentliche Bauernstand nicht nur erhalten, sondern auf das glücklichste vermehrt, vielleicht mehr als verdoppelt, während er durch denselben Proceß von dem Alb befreit wird, der ihn niederzieht. — Zweitens wird der Landarbeiterstand, der heute eine fluktuirende, stumpfe, unzuverlässige Masse ist, zu bäuerlicher Seßhaftigkeit erhöht; — und drittens ist das auch die einzige Rettung für den Großbesitzer. Haltbar ist der privatcapitalistische Großbesitz auf die Dauer unter keinen Umständen; die Lohnsteigerung und die wachsenden socialen Ansprüche der Landarbeiterschaft müssen ihn über kurz oder lang zu Boden reißen, wenn wir nicht etwa die Freizügigkeit abschaffen oder unsere sämmtlichen Ostprovinzen mit Stumpf und Stiel slavisiren lassen wollen. Da giebt es kein sanfteres Ende als Auskauf der nothleidenden Besitzer zu hohen Preisen durch den Staat.

Die für die Fortentwicklung der landwirthschaftlichen Technik nothwendigen Großbetriebe würden natürlich als staatliche Musteranstalten, die ohne Rücksicht auf Rentabilität zu bewirthschaften wären, erhalten bleiben können, wenn nicht etwa, wie ich hoffe, die von mir entwickelten genossenschaftlichen Großbetriebe diese Function erfüllen.

Die Maßnahme würde nicht einmal in dem Falle bedeutende financielle Schwierigkeiten machen, daß sie mit einem Schlage durchgeführt würde. Die in Frage kommenden Güter sind durchschnittlich zu mindestens ²/₃ des Werthes verschuldet, und die Hypothekengläubiger würden keine Schwierigkeiten machen, dem Staate das Geld stehen zu lassen. Mit zwei bis höchstens drei Milliarden Mark Pfandbriefen ließe sich das Geschäft durchführen, eine Operation, kaum größer als die Verstaatlichung der Eisenbahnen. Und der Staat resp. das Reich würde alle Hypotheken auf billigeren Zinsfuß convertiren können.

Um so weniger können bedeutende Schwierigkeiten entstehen, wenn, wie selbstverständlich, das Siedelungswerk allmälig durchgeführt würde. Es würde schon ausreichen, wenn man alljährlich etwa 100,000 ha der bäuerlichen Colonisation erschlösse, und das wäre mit einem Aufwande von ca. 50 Millionen Mark durchführbar, wenn man nur auf den Grundsatz verzichten wollte, bloß solche Aspiranten anzusetzen, die das genügende Bau- und Betriebscapital mitbringen. Der Kreis dieser Bevorzugten ist viel zu klein! Man muß die neugeschaffenen Gemeinden als Creditgenossenschaften zusammenfassen und ihnen gegen solidarische Bürgschaft Bau- und Betriebscapital vorschießen, eine todsichere und wahrhaft productive Capitalsanlage! Dann kann der unbemittelte Häuslersohn, dann kann der Landarbeiter Bauer, wenigstens Kötter werden, und der Staat schafft sich in wenigen Jahren eine ungeheuere Mehrung an militärischer, steuerlicher und ethischer Kraft.

Man wende nicht ein, nach längstens hundert Jahren werde das alte Spiel der Verschuldung von Neuem beginnen, da dann aller Boden dicht besiedelt sein werde. Erstens ist es schon genug, für hundert Jahre Luft zu schaffen, und zweitens hängt die Behauptung in der Luft. Denn ein Bauernvolk heckt nicht kaninchengleich wie ein Volk von Landproletariern (vgl. meinen Malthus, Berlin 1900); und dann zieht solche Befürchtung nicht die Rückwirkung einer so ungeheuren Umwälzung der landwirthschaftlichen Besitzverhältnisse auf Städte und Gewerbe in Rechnung. Ein so unendlicher neu erschlossener Markt für gewerbliche Erzeugnisse will erst einmal versorgt sein; die Städte des Ostens würden zahllose handwerkerliche Existenzen ernähren, und in ihrer Umgebung fänden wieder Hunderttausende kleinster, halb gärtnerischer Wirthe auf kleinen Parcellen reichlichen Lebensunterhalt. Wann unter solchen Umständen das Land jemals „voll besetzt“ sein würde, kann Niemand absehen.

Das ist der einzige Rettungsweg unserer Zukunft, unserer Nation: Vermehrung des Bauernlandes und Bauernstandes. Es führt über die Ausscheidung des großen Grundeigenthums, denn Land kann man nicht fabriciren, man muß es nehmen, wo man es findet. Jene Ausscheidung mit mildester Hand und hochherzigster Freigebigkeit friedlich durchzuführen, ist das staatsmännische Problem unserer Zeit. Wer sie aber zu verhindern sucht, der steuert das Schiff der Nation auf einen gefährlichen Klippengürtel los, der erzwingt vielleicht die blutige Operation durch einen Aufstand, weil er nicht rechtzeitig die heilende Medicin hat anwenden lassen wollen.

Der Adelsstaat Preußen ist gewesen. Man kann das bedauern, denn es ist eine prachtvolle Rasse voller Urwald-

kraft, die hier gezwungen wird, vom alten Throne zu steigen. Und es wäre der Tod unserer Nation, wenn sie abgelöst würde durch die Herrschaft einer mammonistischen, verweichlichten Bourgeoisie. Aber es wird die Neugeburt unserer Nation sein, wenn sie abgelöst wird durch einen gedeihlichen, auf eigener Scholle in königlicher Freiheit waltenden, gebildeten Bauernstand.

Wann wird der deutsche Bauer einsehen, wo die wirklichen Hindernisse seiner Wohlfahrt zu finden sind? Wird er es noch rechtzeitig genug einsehen, um die Catastrophe zu verhüten, der wir entgegentreiben? Werden unsere verantwortlichen Männer die Zeichen der Zeit zu deuten verstehen?

θεῶν ἐν γούνασι κεῖται!

Das Wesen des Christenthums.

Von Eduard von Hartmann.

II.

Die classische Formulirung der Trinitätslehre lautet griechisch: Ein Wesen (Usia) in drei Gestalten (Hypostasen), lateinisch: Eine Gottheit (deus), Substanz, Essenz in drei Personen. Keine dieser beiden Fassungen enthält die leiseste Spur eines Widerspruchs in sich. „Usia" bedeutet hier genau dasselbe wie „Substanz" bei Spinoza, das an sich bestimmungslose, unerkennbare Ueberseiende im Wesen, das der Gesammtheit der Wesenheiten, Essenzen oder Attribute, und durch sie und mit ihnen allem Sein zu Grunde liegt, das unwandelbare „Eine" der Eleaten und Platons, das „seiend Seiende" Platon's, — mit Ausschluß des Begriffs einer abgeleiteten, geschaffenen, producirten, secundären Substanz, die eben in die Hypostase hinübergewandert ist. Hypostase bedeutet hier nicht wie ursprünglich und noch bei den Stoikern das zu Grunde Liegende, Substrat, Weltstoff, sondern wie bei Platon ein Product der Energie (Wirksamkeit).

Die Lateiner übersetzten Usia richtig mit Substanz, sie thaten auch wohl daran, den Ausdruck Essenz zur Erläuterung hinzuzufügen, um die ursprüngliche Substanz im Wesen von den abgeleiteten Substanzen zu unterscheiden. Zur Uebersetzung von Hypostase fehlte ihnen aber ein begrifflicher Ausdruck, der nur Substanz im abgeleiteten Sinne hätte sein können. Durch das ganze Mittelalter hindurch tauchen immer wieder Versuche auf, Hypostase mit Substanz zu übersetzen, werden aber von der Kirche zurückgewiesen, um nicht die Formel entweder doppelsinnig werden zu lassen: Eine (primäre) Substanz in drei (secundären) Substanzen, oder aber die ursprüngliche Substanz der Gefahr einer Verflüchtigung in eine subsistenzlose Essenz (Wesenheit) auszusetzen. Die abendländische Kirche verzichtete deßhalb auf eine begriffliche Uebersetzung von Hypostase und begnügte sich mit einer bildlichen durch persona (Schallrohr, Maske, Rolle im Schauspiel, Rechtssubject in der Jurisprudenz). Gott spielt in drei verschiedenen Masken drei Rollen zugleich im Weltproceß.

Bei dieser Bedeutung von persona blieb die Formel gleich widerspruchslos, mochte man Gott als unpersönliche Gottheit oder als geistige Persönlichkeit im modernen Sinne auffassen oder zwischen beiden in der Schwebe lassen. Ein Widerspruch entsteht erst dann, wenn die drei Hypostasen oder persona sich zu drei Personen im modernen Sinne umwandeln und zugleich die Usia oder der Eine Gott als Ein persönlicher Gott statt als Eine unpersönliche Gottheit aufgefaßt wird. Noch Meister Eckhart betont auf das Schärfste die Unpersönlichkeit der Gottheit als Substanz der Trinität; erst Giordano Bruno, der die Unpersönlichkeit des der Welt immanenten Gottes lehrte, zieht sich vorsichtiger Weise darauf zurück, daß das transcendente Wesen Gottes persönlich zu denken sei, da seine Zeit einen in jeder Hinsicht unpersönlichen Gott annehmbar nicht mehr gefunden hätte.

Thatsächlich ist ursprünglich nur der Gottsohn persönlich, und auch dieser nur als Gottmensch und nur durch seine menschliche Persönlichkeit; die ewige Persönlichkeit des Gottsohnes hängt also von der ewigen Präexistenz und Postexistenz der menschlichen Persönlichkeit des Gottmenschen ab und steht und fällt mit dieser. Da sie dem Mittelalter als zweifellos gewiß galt, so war auch die ewige Persönlichkeit des Gottsohnes gesichert. Jehovah-Gottvater war anfangs nur bildlich in anthropomorphischer und anthropopathischer Weise personificirt und schwankt später zwischen unnahbarer Entrücktheit in der strengen und patriarchalischen Vertraulichkeit in der populären Auffassung. Da Jesus nur die letztere festhielt, war der Keim zur fortschreitenden Personifikation des „Vaters im Himmel" gegeben. Einerseits wollte man der ersten und dritten Gestalt der Trinität das Prädikat der Persönlichkeit nicht vorenthalten, das man der zweiten einmal zuerkannt hatte; andererseits schien bis in die jüngste Zeit herab die geistige Persönlichkeit die einzig mögliche Form, um den Gottesbegriff als rein geistigen zu fassen und über die Stufe einer bloß natürlichen Lebendigkeit hinauszurücken. Die drei personae wandelten sich auf diesem Wege in drei Personen im modernen Sinne um, der Eine Gott in einen dreipersönlichen, obwohl die Persönlichkeit des heiligen Geistes über eine nebelhafte Verschwommenheit nicht hinausgelangte. So wurde aus dem ursprünglichen Monotheismus des Christenthums innerlich betrachtet ein „tritheistischer Henotheismus", der den streng monotheistischen Juden, Mohammedanern, auch den christlichen Unitariern als Rückfall in heidnische Vielgötterei erschien und den schwersten Anstoß gab. Dieselben Motive drängten aber auch dahin, den Einen Gott des nach außen hin aufrecht erhaltenen Monotheismus ebenfalls als Einen persönlichen Gott zu behaupten und die Unpersönlichkeit der Gottheit als Usia zu bekämpfen. Dadurch ergab sich der dem Verstande unerträgliche Widerspruch, daß Eine göttliche Person zugleich drei Personen sein solle; über diesen Widerspruch konnte man sich nur noch durch das Opfer des Intellectes hinwegsetzen.

Es ist nun aber klar, daß diese widerspruchsvolle moderne Fassung der Trinität mit dem Wesen des Christenthums gar nichts zu thun hat, das über tausend Jahre bestanden hat ohne jede Ahnung von dem modernen Begriff der Persönlichkeit, daß vielmehr dieser Widerspruch nur durch die unzutreffende lateinische Uebersetzung des Wortes Hypostase ermöglicht und nun durch den völligen Bedeutungswandel des Wortes persona herbeigeführt wurde. Das Wesen des Christenthums verlangt nur einerseits die Persönlichkeit des Gottmenschen für die Dauer der Logosincarnation, andererseits die reine Geistigkeit Gottes und seine Erhebung über jeden Naturbegriff. Wenn letztere Bedingung durch den Begriff eines unpersönlichen absoluten Geistes ebenso gut zu erfüllen ist wie durch den eines persönlichen, so liegt kein Grund mehr vor, die drei Hypostasen oder gar die Eine Usia zu personificiren.

Diese Consequenz ist denn auch von der speculativen protestantischen Theologie (Vatke, Biedermann, Pfleiderer) bereits gezogen worden, ohne daß weitere Kreise für die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Reform und Zurückläuterung des Christenthums zu seinem wahren und eigentlichen Wesen im Verständniß gewonnen hätten. Die unentrinnbaren Widersprüche, in welche die Trinitätslehre sich durch die Personificirung Gottes verwickelt hat, zeigen deutlich genug, daß die Rückkehr zur Unpersönlichkeit Gottes ein Postulat des christlich-religiösen Bewußtseins, eine Bedingung für die Erträglichkeit des dritten christlichen Fundamentaldogmas und keineswegs bloß eine theoretische Besserwisserei der Metaphysik ist. Die Nothwendigkeit dieser Reform wird

dadurch noch verstärkt, daß die Unpersönlichkeit Gottes ebenso sehr Voraussetzung für das erste und zweite christliche Fundamentaldogma ist; denn die Verschmelzung der göttlichen und menschlichen Natur zu einer gottmenschlichen Persönlichkeit ist nur dann möglich, wenn die göttliche Natur an sich ebenso überpersönlich ist, wie die bloß menschliche Natur (als die des höchsten Thieres der Erde) nach unten persönlich ist. Niemals können zwei geistige Persönlichkeiten reell zu Einer verschmelzen, sondern eine geistige Persönlichkeit (im Unterschiede von einer bloß natürlichen Individualität) kann nur aus der Verschmelzung zweier an sich unpersönlicher Naturen hervorgehen. In dem Maße, als die Persönlichkeit Gottes für eine Forderung des religiösen Bewußtseins gehalten wurde, mußten die orthodoxen Vertreter des Christenthums sich mit dem gesunden Menschenverstand und dem wissenschaftlichen Zeitgeist in immer schärferen Widerspruch setzen, die liberalen aber sich immer weiter von dem Wesen des Christenthums entfernen.

Die Usia an sich hat kein religiöses Interesse, außer sofern sie die substantielle Einheit Gottes unbeschadet seiner inneren Mannigfaltigkeit verbürgt. Die Trinitätslehre dient dazu, im Gegensatz zu der Einfachheit des abstracten Monotheismus die innere Mannigfaltigkeit in Gott als unerläßliche Voraussetzung einer Schöpfung, Erlösung und Heiligung zu betonen und beständig dagegen zu protestiren, als ob aus dem schlechthin Einfachen, innerlich Beziehungslosen etwas werden könnte. Die Trinitätslehre erst bringt die innere Lebendigkeit und Fülle in die starre Einfachheit des abstracten Monotheismus, und dadurch allein schon ist der christliche Gottesbegriff dem der anderen monotheistischen Religionen überlegen. Deßhalb ist der Unitarismus innerhalb des Christenthums ein Rückfall in den jüdischen Gottesbegriff und ein Preisgeben des christlichen Fortschritts über ihn hinaus.

Die Usia ist die ursprüngliche Identität der Indifferenz, die im Gott-Vater und Gott-Sohn sich essentiell differenzirt, im Gott-Geist aber zur synthetischen Einheit wieder verbindet. Zählt man die ursprüngliche Einheit der Usia mit, so hat man nicht drei, sondern vier Glieder; zählt man nur die verschiedenen Wesenheiten, so hat man nicht drei, sondern nur zwei Glieder. Denn die Substanz und der Gott-Geist besitzen an und für sich keine eigene Wesenheit außer denen, deren ursprüngliche, beziehungsweise synthetische Einheit sie sind. Correcter Weise läßt sich die Dreizahl nur dadurch festhalten, daß man entweder die ursprüngliche Einheit der Substanz oder die synthetische des Gott-Geistes aussondert und nicht mitzählt, also entweder nur die drei Hypostasen rechnet, deren stillschweigend vorausgesetzte Einheit die Substanz ist, oder aber nur die Substanz und die beiden Wesenheiten als die drei Momente des Wesens rechnet, die synthetische Einheit jedoch, als eine erst bei der Bethätigung des Wesens auftretende, aus dem Wesen ausscheidet. Während die moderne Metaphysik auf den letzteren Weg hinweist, will die Kirchenlehre den ersteren einschlagen, bleibt ihm aber nicht treu, sondern zieht doch wieder die Substanz in die Trinität hinein, indem sie sie mit dem Gott-Vater verschmilzt. Während die thatsächliche Bedeutung der ersten Person der Trinität als die des Gott-Vaters geschildert wird (Zeugung, Schöpfung), weist die allgemeine Charakteristik auf die Substanz der Gottheit hin („Das Eine" gegenüber dem Nus und der Weltseele, das schauende Subject gegenüber dem Geschauten und der Thätigkeit des Schauens, das Wesen gegenüber dem Verstand und Willen). Eine genauere Unterscheidung müßte diese unwillkürliche Verschmelzung zweier Glieder wieder sondern.

Gott-Vater im Unterschied von der Substanz der Gottheit bedeutet einerseits den Erzeuger des Sohnes, d. h. die Initiative oder den Impuls, durch den der ewige Logos zur Entfaltung des Nus oder der Fülle der Ideen angeregt wird, andrerseits die Schöpferkraft der Verwirklichungsmacht, durch welche der ideelle Gehalt des so entfalteten Logos in's Dasein gesetzt, realisirt, geschaffen und erhalten wird. Gott-Vater ist also Princip der Initiative und Realisationsprincip in Einem und entspricht somit völlig dem, was die Philosophie seit Böhme, Leibniz, Schelling und Schopenhauer „Wille" nennt. Die Kirchenlehre hat aber diese Bestimmung nicht erfaßt, weil Augustinus und Thomas von Aquino den Ausdruck des Willens auf den Gott-Geist übertragen haben, auf den sie gar nicht paßt; dagegen ist sie zu allen Zeiten darüber im Klaren und außer jedem Zweifel gewesen, daß der Gott-Sohn das logische Idealprincip bedeutet.

Die synthetische Bedeutung des Gott-Geistes wird von der Kirchenlehre darin anerkannt, daß er vom Vater und vom Sohne gemeinsam ausgeht, und daß er als die Schauensthätigkeit, beziehungsweise als die Liebe geschildert wird, welche Schauendes und Geschautes, beziehungsweise Vater und Sohn verknüpft. Wenn erst die Synthesis der beiden Wesenheiten in ihrer gemeinsamen Bethätigung den Namen des Geistes verdient, so folgt daraus, daß streng genommen weder die Substanz noch Vater und Sohn für sich isolirt gedacht Geist heißen können. Die „Oekonomie des heiligen Geistes" wird von der Kirchenlehre nicht nur in der Zeit nach Christi Geburt gefunden, sondern auch schon vorher in der Einrichtung der Natur und der Leitung der Geschichte für den Heilszweck anerkannt. Der Gott-Geist ist nicht der Gott an sich, sondern der Gott für uns, nicht der der Welt transcendente, sondern der ihr immanente Gott. In den ersten Jahrhunderten der Kirche wurde er deßhalb anstandslos mit der neuplatonischen Weltseele identificirt; als aber noch Abälard diese Gleichsetzung wieder aufnahm, wurde sie von der Kirche abgewiesen, weil damals der Geist schon mit in das transcendente Wesen der Gottheit entrückt galt und vor der Hereinziehung in den zeitlichen Weltproceß bewahrt bleiben sollte.

Da die Trinitätslehre sich erst allmälig entwickelt hat und im Neuen Testament, abgesehen von einer ersichtlich später eingeschobenen Stelle, keine Spur von ihr zu finden ist, so hat sie selbstverständlich dem Bewußtsein Jesu völlig fern gelegen, der sie als eine Entstellung des reinen jüdischen Monotheismus hätte von sich weisen müssen, wenn man sie ihm hätte vorlegen können. Selbst die Stellvertretung des weltentrückten Jesus Christus durch den Paraklet tritt erst im Johannis-Evangelium auf, hat hier aber noch keineswegs die spätere Bedeutung des heiligen Geistes, wenngleich sie einen der Keime zu seiner Entwickelung geliefert hat.

Die Religion des Vaters ist das Judenthum, die Religion des Sohnes das Christenthum, die Religion des Geistes ist noch nicht in die Geschichte eingetreten. Die wesentliche geschichtliche Bedeutung des Christenthums besteht nach meiner Auffassung darin, aus der Religion des Vaters in die des Geistes hinüberzuleiten. Diese Bedeutung wird verkannt von allen Denen, die das Christenthum zur Religion des Vaters zurückzuschrauben suchen, d. h. die die Trinität beseitigen wollen, statt sie im Sinne der Religion des Geistes auszulegen. Das Wesen des Christenthums soll nicht zu Gunsten eines jüdisch-muhammedanischen Unitarismus vernichtet, sondern als aufgehobenes Moment conservirt werden, indem über dasselbe hinausgegangen wird. Um das aber möglich zu machen, muß mit der unhaltbar gewordenen geschichtlichen Form des Christenthums gebrochen werden. Diese Form besteht in der Verschmelzung der kirchlichen Christusidee mit dem historischen Jesus. So lange man dabei beharrt, auf Jesus, seine Lehre und sein Werk, zurückzugehen, so lange wird alles Bemühen, dem Volke die Religion zu erhalten, nur dazu führen, sie desto rascher zu untergraben und jeden Rest von Verständniß für das Wesen des Christenthums auszutreiben. Den angestellten Hütern des Christenthums scheint, wie das überall der Fall zu sein pflegt, die hinfällige zufällige Form wichtiger

als der bleibende wesentliche Gehalt; sie stützen sich darauf, daß das historische Christenthum die Einheit der geschichtlich gewordenen Form mit dem ewigen Inhalt sei, und daß durch das Zerbrechen und Abstreifen der Form das Christenthum aufhöre, Christenthum zu sein, und zu etwas Neuem werde. Darin muß ich ihnen Recht geben, und nur, weil ich es muß, bekenne ich mich als relativen formellen Gegner des historischen Christenthums. Der Unterschied ist nur, daß sie das Wesen des Christenthums unwillkürlich in die Zersetzung seiner Form mit hineinziehen, während ich es durch rechtzeitige Ablösung von seiner Form und durch Ueberführung in eine neue Form zu erhalten suche.*)

*) Vgl. „Das religiöse Bewußtsein“ S. 465—472, 546—627; „Die Krisis des Christenthums“ S. 1—29, 43—46, 55—68: „Geschichte der Metaphysik“ s. unter „Trinität“ im alphabetischen Register im Bd. I u. II, ferner über den Begriff der Hypostase Bd. I, S. 145—146.

Literatur und Kunst.

Tolstoi der Excommunicirte.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Weßhalb hat es eigentlich in der ganzen Welt Aufsehen erregt, daß Graf Tolstoi aus der griechisch-katholischen Staatskirche ausgeschlossen wurde? Der „heilige Synod“ war ja völlig im Rechte. Tolstoi gehörte dieser Kirche innerlich schon seit Jahrzehnten nicht mehr an, und er hat gegen sie und das, was ihr heilig ist, manches Mal die schärfsten Worte gerichtet: Anklagen, Vorwürfe, Spott und Hohn. Da er selber nicht austrat, so mußte wohl die kirchliche Behörde das Tischtuch entzwei schneiden. Sie mußte es jetzt thun, denn Tolstoi ist ein alter Mann, und schon einige Male fürchtete man für sein Leben. Sollte bei seinem Begräbnisse die von ihm so schwer bekämpfte Kirche ihre Ceremonien ausführen, das heißt, sich selber prostituiren? Mögen andere Landeskirchen so wenig Ehrgefühl haben, daß sie ihre ärgsten Feinde als ihre Glieder zählen und noch froh sind, wenn man sie zur Decoration bei Trauungen und Begräbnissen verwendet: daß Pobedonoszew und sein Stab von Erzbischöfen es anders hält, kann man gewiß nicht tadeln.

Und doch versteht man das Aufsehen. Die Excommunication warf ein grelles Licht auf die Thatsache, daß einer der aufrichtigsten Christen, den es je gegeben hat, in die christliche Kirche seines Landes durchaus nicht paßt, daß Feindschaft zwischen ihm und ihr sein muß. Und darum, weil alle Denkenden erkennen, daß Tolstoi dem wirklichen Christenthum viel näher steht als die officiellen Vertretungen der christlichen Religion, fällt der gegen Tolstoi gerichtete Schlag auf die Kirche zurück und trifft sie schwer. Tolstoi war schon vorher eine Macht in Rußland, er stand schon über den Gesetzen und durfte die schärfsten Angriffe gegen die Regierung und das Kaiserhaus richten, ohne daß man es wagte, ihn zu bestrafen. Jetzt ist Tolstoi den herrschenden Mächten noch viel gefährlicher worden, die Gloriole des Excommunicirten ist ihm vom Heiligen Synod verliehen.

Auch außerhalb Rußlands wird man jetzt den eigenartigen Gedankengängen des kühnen Empörers bereitwilliger folgen. Da besteht jedoch die Gefahr, daß man einzelne Werke Tolstoi's zu lesen beginnt und sie von Anfang an nicht richtig nimmt, weil man den Verfasser nicht kennt. Man sieht sich plötzlich einem „Umwerther aller Werthe“ gegenüber, der von uns verlangt, daß wir das verbrennen, was wir bisher anbeteten, und das verehren, was wir bisher gering schätzten. Ein solcher Mann muß uns erst gut bekannt werden, ehe wir ihn richtig verstehen. Deßhalb möchte ich, nachdem ich seit fünfzehn Jahren Tolstoi immer wieder studirt habe, hier ein Gesammtbild des merkwürdigen Mannes zeichnen, und ich bitte den Leser, dieses Gesammtbild zu betrachten, ohne sich durch die Frage „Hat Tolstoi Recht oder Unrecht?“ den Genuß zu verderben.

Tolstoi hat die Gabe des Dichters, aber der Grundzug seiner Seele ist eine leidenschaftliche Neigung zur ethischen Kritik. Aus diesen beiden Anlagen mußte sich sein Lebenswerk ergeben. Seine Mission war, wie es unser Aller Mission ist, die ihm eigenthümlichen Kräfte und Gaben zur Entfaltung und Wirkung zu bringen, er mußte der Dichter-Ethiker werden, wie Andere Dichter-Patrioten oder Dichter-Politiker wurden.

Zuerst mußte er da sich selber als ethischer Kritiker gegenübertreten, und in der That deckt er schonungslos seine eigene Halbheit und Schwäche auf. In seinen Werken finden wir vom ersten bis zum letzten Buche Bekenntnisse seiner Mängel, und die Helden, in denen er sich selbst abbildet, sind keine „Helden“, sondern nur, was er auch Zeitlebens war: Suchende, aus dem Irrthum Aufsteigende, die die Wahrheit schließlich zu erkennen glauben, aber nicht zu vollem Verwirklichen ihres Ideals gelangen. Er stellt oft Lehren auf wie ein heiliger Asket, aber er giebt sich nie als Heiligen aus.

In einem Briefe aus reiferen Jahren schreibt er einmal:

„Ich erkenne an, daß ich schuldig und abscheulich und verachtungswürdig bin, daß ich die christliche Lehre nicht erfülle. Dabei aber sage ich, weniger zu meiner Rechtfertigung, als zur Aufklärung meiner Inconsequenz: „Sehen Sie mein früheres und mein jetziges Leben an, und Sie werden sehen, daß ich mich bemühe, zur Erfüllung zu gelangen. Klagt mich an, wie ich mich selbst anklage, aber klagt nicht jenen Weg an, auf welchem ich schreite und welchen ich Denen anzeige, die mich danach fragen. Wenn ich den Weg nach Hause weiß und betrunken darauf hinwandle, schwankend von einer Seite zur anderen, ist darum etwa dieser Weg nicht der richtige, auf dem ich gehe?“

Und ein ander Mal, als man rühmen wollte, daß er Andern geistlich helfe, erwiderte er: „Ich predige nicht! Ich bin selber so schlecht, daß ich Andern nichts vorpredigen kann.“ Das aufrichtigste aller Bücher, Rousseaus Confessions, hat ihn schon als Jüngling so entzückt, daß er Rousseau's Bild wie ein Heiligenbild im Medaillon stets bei sich zu tragen begehrte, und es hat auf ihn die größte Einwirkung gehabt.

Die nächste Ursache zur ethischen Kritik bot ihm sein Beruf. Er war zuerst Soldat. Er kämpfte im Kaukasus gegen aufständische Tscherkessen, dann in der Türkei, und im Winter 1854 auf 55 stand er in Sewastopol auf dem allergefährlichsten Posten, in der vierten Bastion. Er empfand die Poesie des Krieges, aber immer deutlicher wurde ihm auch die Grausamkeit, die Verwilderung der Menschen, die Vernichtung des Edlen, die der Krieg mit sich bringt, die Unsinnigkeit dieses gegenseitigen Tödtens und Quälens. Von seinen Kriegsbildern aus dem Jahre 1855 an bis zu seinem letzten Werke stellte er als Dichter den Krieg in seiner Scheußlichkeit dar, wie sein Landsmann Wereschtschagin es als Maler gethan hat; er will nichts wissen vom Rothen Kreuz und anderen Mittelchen, diese Bestialität zu verewigen; er will auch nichts von jener vielgerühmten militärischen Disciplin hören und nichts von der Genialität der Heerführer, die nach seiner Meinung ihre Erfolge ganz anderen Ursachen verdanken als ihren Dispositionen. Nie ist der Militärdienst schärfer angegriffen als von diesem russischen Grafen, der selbst ein tapferer Officier war. „Der Militärdienst demoralisirt überhaupt die Menschen,“ schreibt er in der „Auferstehung“ und führt das aus an den Officieren der Garderegimenter, die der kaiserlichen Familie besonders nahe stehen, oder auch an den Generalen, denen die höchsten Orden und Ehrenstellen verliehen wurden.

Als Tolstoi den Militärdienst quittirte, war er Gutsbesitzer, und auch in diesem Stande verfolgte ihn beständig sein ethisches Grübeln. Zweierlei sah er bald: daß die armen Leute in der Stadt, besonders auch die, die sich zu den schmählichsten Diensten anbieten, vom Lande hereingekommen waren, um in der Stadt ihr Brod zu finden, obwohl doch Brod und Alles, dessen der Mensch bedarf, auf dem Lande entsteht und nicht in der Stadt. Aber auch auf dem Lande, wo die Erde so bereitwillig alle Güter hervorbringt, sah er die Menschen hungern und frieren und an allzu großer Noth leiblich und geistig verkommen. Des Räthsels Lösung aber war, daß er und Seinesgleichen diesen armen Leuten den Erdboden, dessen sie bedurften, vorenthielten und mit Hülfe der Gesetze, der staatlichen Einrichtungen, sie noch weiter ausplünderten, um sie dann als vollkommen willfährige Lohnsclaven nach Gelüsten zu verwenden. Es kann der Großgrundbesitzer zwar Philanthropie üben an „seinen" Leuten; Tolstoi hat das versucht, und die Helden seiner Erzählungen vom „Morgen des Gutsherren" bis zur „Auferstehung", d. h. von 1852—1899, versuchen es immer wieder, aber sie erfahren immer wieder: Wohlthätigkeit genügt hier nicht, hier hilft nur Gerechtigkeit, d. h. Verzicht auf Vorrechte, auf die Ausbeutung der Schwachen. Wer den Armen gründlich helfen will, muß selbst freiwillig arm werden. Ob Tolstoi's Antwort auf die sociale Frage: Freiwillige Armuth, körperliche Arbeit aller Menschen, allgemeiner Verzicht auf die Vergewaltigung Anderer, die rechte Lösung sei, kommt hier nicht in Frage; daß solche Antwort bei einem adligen Großgrundbesitzer einen radikal-ethischen Charakter bezeugt, wird Niemand leugnen.

Der zweite ständige Beruf Tolstoi's nach seiner Militärzeit war der des Schriftstellers. Aber schon als er in recht jungen Jahren in einem Petersburger Schriftstellerkreise verkehrte, unterschied ihn nichts so sehr von seinen Genossen, als daß jene die Aesthetik über die Ethik, das Schöne über das Wahre stellten. Und einige Jahre später, im October 1860, schreibt er an den Lyriker Fjet: „Der Wunsch, die Wahrheit zu kennen und zu sprechen, das ist das Einzige, was mir aus der moralischen Welt geblieben ist. Höher kann ich mich nicht hinauf schwingen, und dieses Eine werde ich thun, nur nicht in den Formen Eurer Kunst. Die Kunst ist Lüge, und ich kann die schöne Lüge nicht mehr lieben." Auch dreißig und vierzig Jahre später verurtheilt er das Meiste, was von Künstlerwerken berühmt ist, und er verurtheilt es wieder als Ethiker. Da die Kunst eine höhere Sprache der Gefühle ist, so folgert er, daß ihre Wirkung eine Einigung in Gefühlen sein müsse. Der größte Künstler sei also der, der die größte Einigung der Menschen in höheren Gefühlen bewirke, der Beruf des Künstlers müsse deßhalb als ein socialer und religiöser aufgefaßt werden, Endziel der Kunst sei die Verbrüderung der Menschen. Die heutigen Producte der Dichter, Maler, Componisten, Bildhauer haben dagegen zumeist den niedrigen Zweck, blasirten Reichen einen neuen Zeitvertreib und Nervenkitzel zu bieten oder ihrer Prunksucht und Prahlerei zu dienen, oder dem Künstler Geld zu verschaffen. Der Inhalt dieser Kunst sei demgemäß fast immer corrupt. Früher überwog die Schmeichelei der Machthaber, jetzt die Lieferung des Geschlechtlich-Pikanten. Nur die religiöse Kunst sei würdige Kunst; aber da wir die Religion des Mittelalters nicht mehr haben, so sind natürlich die neuen Christus- und Madonnenbilder, die von Ungläubigen für Ungläubige gemalt werden, zu verwerfen. Die Gegenwarts- und Zukunftsreligion ist die Verbrüderung der Menschen; ihr hat die Kunst zu dienen. Beispiele der rechten Kunst sind etwa die „Misérables" von Victor Hugo, das „Christmas Carol" von Dickens, Adam Bede von George Elliot, Onkel Toms Hütte von Frau Beecher-Stowe, das Todtenhaus von Dostojewsky. Aber auch jene Kunstwerke sind gut, die so leicht verständlich und zu allen Menschen sprechend sind wie etwa die Gleichnisse im Neuen und die Geschichte Josephs im Alten Testament. Von seinen eigenen Werken giebt Tolstoi keins als Beispiel an, aber die „Auferstehung" entspricht seinem ersten Ideal: das die Menschen Trennende zu untergraben, sie in Liebe zu nähern, und seine Volkserzählungen, das „Kaffeehaus in Surate" und andere kleine Stücke sind als Versuche in der Universalkunst für alle Menschen und Zeiten zu betrachten. „Die Kunst ist kein Genuß, kein Vergnügen, auch kein Amüsement; die Kunst ist etwas Großes. Sie ist ein Organ der Menschheit, das die Auffassungen des Verstandes in das Gebiet des Gefühls überträgt... Die Kunst muß die Herrschaft der Gewaltthat und des Zwanges in der Welt vernichten. Das ist eine Arbeit, die sie allein zu vollbringen im Stande ist. Sie allein kann bewirken, daß die Gefühle der Liebe und Brüderlichkeit, die heute nur den besten Menschen zugänglich sind, bei allen Menschen beständige, universelle und instinctive Gefühle werden." („Gegen die moderne Kunst", deutsch von W. Thal.)

Vom gleichen Standpunkte aus betrachtet Tolstoi die Wissenschaft. Als Student in Kasan hat er nicht sehr viel gelernt, aber später ist er als eifriger Autodidakt einer ganzen Reihe von Wissenschaften nachgegangen. Ueberall fand er auch bei den berühmten Lehrern ein Ausweichen vor den wichtigen Fragen, ein Verirren in tausend Nebensachen, ein Aufbauschen von Kleinigkeiten, oder noch Gefährlicheres: ein Bedienen schlechter Instincte. „Wissenschaft und Philosophie behandeln Alles, was ihr wollt, nur nicht die Frage, wie der Mensch besser werden und besser leben soll," klagt er 1884 in dem Buche „Worin besteht mein Glaube". Und 1887 führt er in der Schrift „Ueber das Leben" aus: Wer eine Mühle studirt, muß stets bedenken, daß es darauf ankommt, daß die Mühle gut geht. Da der Mensch stets verlangt, glücklich zu sein, so sollen wir bei allem Studium immer wieder unsere Gedanken darauf richten, daß es den Menschen gut gehe. Sonst verbohren wir uns in Nebensachen. Erschreckend ist z. B., wie wenig Brauchbares die Philosophie der Philosophie-Professoren uns bietet, und ebenso haben die Theologen mehr im Verfinstern als im Erleuchten der Welt geleistet. Selbst wenn wir eine so modern, muthig und praktisch erscheinende Wissenschaft wie die Criminalistik betrachten, so finden wir da sehr viel Kluges, Gelehrtes, Interessantes, aber es fehlt die Antwort auf die Hauptfrage: Auf Grund welchen Rechtes die Einen die Anderen bestrafen. Tolstoi leugnet bekanntlich dieses Recht, das Vielen so selbstverständlich erscheint, so lange sie selbst den Strafen entschlüpfen. Am Schärfsten wendet sich Tolstoi gegen jene Gelehrten, die ihre Kraft der Vervollkommnung von Mord- und Kriegsgeräthen widmen, und gegen die Aerzte, soweit sie den Menschen ein Leben wider die Natur erleichtern oder gar anrathen. „Die Wissenschaft, die wirkliche Wissenschaft müßte darin bestehen, zu erkennen, woran wir glauben und woran wir nicht glauben dürfen, wie wir unser Leben einrichten und wie wir es nicht einrichten dürfen, wie wir unsere Kinder erziehen müssen, wie wir die Güter dieser Erde genießen können, ohne deßhalb andere Menschenleben zu zertreten, und wie unser Verhalten den Thieren gegenüber sein muß, andere für das Leben der Menschen gleich wichtige Fragen gar nicht gerechnet." („Was ist Kunst?" Deutsch von Dr. Markow.)

Daß er die Justiz, die sogenannte Gerechtigkeitspflege der Menschen als Ethiker betrachtet und sie als in ihrem Wesen böse erkennt, ist schon angedeutet. Bereits in den sechziger Jahren, als er „Krieg und Frieden" schrieb, glaubte er zu sehen, wie das Gerichtsverfahren darauf angelegt sei, den Kern der Sache unberührt zu lassen und nach Aeußerlichkeiten zu suchen, an die das „Schuldig" angeknüpft werden kann. „Wo ein Gericht ist, ist auch Lüge" läßt er den weisen Soldaten Platon Karatajew sagen. Als er sich nach-

her ernstlich in Christi Lehre versenkte und die Worte „Richtet nicht", „Widerstrebt nicht dem Bösen" ohne sie zu deuteln las, da war er bald überzeugt, daß Christenthum und Justiz unvereinbar sind. „Christus schreibt vor, man solle Böses mit Gutem vergelten. Die Gerichte vergelten Böses mit Bösem. Christus sagt, man solle Allen vergeben, nicht ein Mal, nicht sieben Mal, sondern vergeben ohne Ende. Die Gerichte vergeben nicht, sondern sie strafen; sie thun nichts Gutes, sondern Böses denen, die sie Feinde der Gesellschaft nennen... Bei der Vollziehung des gerichtlichen Ausspruches an der Ehebrecherin verwirft er geradezu das Gericht und zeigt, daß der Mensch nicht richten könne, weil er selbst schuldig sei, und denselben Gedanken spricht er wiederholt aus". So schreibt Tolstoi 1884 in seinem großen Werke „Worin besteht mein Glaube", und daß sein Roman „Auferstehung" von 1899 eine bittere Anklage unseres Justiz- und Strafwesens ist, brauchen wir hier nicht auszuführen.

Noch viel gefährlicher als die Justiz erscheint in Tolstoi's Augen die Kirche. Schon in „Krieg und Frieden" verspottet er ihr Verhalten zum Kriege; als er aber Ende der siebziger Jahre in religiöse Fragen tief hinein gerieth, als er sogar versuchte, sich den orthodoxen Glauben des Volkes wieder aufzureden, da brach bald alle seine gute Meinung von der Kirche zusammen. Mit Lust hatte er sich vor dem bescheidenen Priester verbeugt, der ihm das Abendmahl reichte, aber als dieser Priester ihn anhielt, seinen Glauben zu bekennen und zu wiederholen, das, was er hinabschlucken werde, sei der wahrhaftige Leib und das wahrhaftige Blut des Erlösers, da schnitt es ihm in's Herz. Dann hörte er den Priester seine Kinder in demselben Katechismus unterrichten, der ihn schon als Knaben zurückgestoßen hatte: ein Auswendiglernen von widersinnigen Sätzen, eine Verherrlichung des Aeußerlichen, Nebensächlichen und Unverständlichen, eine Vergewaltigung des Geistes. Dann sah er, wie die Staatskirche die christlichen Secten verfolgen ließ, wie sie den Krieg gegen die Türken segnete, wie sie zu allem Schlechten ihre Hülfe lieh, wenn es von den Mächtigen ausging. Und schließlich entdeckte er eine noch viel größere Sünde der Kirche: die, daß sie Christi Lehren vor der Welt verborgen habe, indem sie diese herrlichen Worte verunreinigte, entstellte, mit einem jüdisch-heidnischen Schriftgelehrten-Wust zuschüttete. Tolstoi ward Christ, aber in entschiedenstem Gegensatze zur Kirche; sein Christenthum bedeutet Ernstmachen mit Christi Ethik. Fast in allen späteren Werken bekennt er sich als Gegner der Staatskirche, deren Frucht die religiöse Unaufrichtigkeit und Gleichgültigkeit sind, unter denen jetzt die Menschheit leidet.

Daß der ganze Staat vor seinen Augen nicht bestehen kann, wenn er die Staatskirche, die Justiz, den Militärdienst und den Krieg verurtheilt, liegt nahe. Seine erste Kritik des Staates finden wir in „Krieg und Frieden", und gleich die erste Kritik ist ethisch. „Was geht es uns an, wie es dem Kaiser beliebt, im Staatsrath zu reden?" Später sah er in den Jahren der Hungersnoth 1891—94 mit Ekel, wie sich dieselben Beamten als Wohlthäter des armen Volkes aufspielten, die die Parasiten dieses Volkes waren. Gleich darauf kamen die grausamen Christenverfolgungen durch den Staat, weil diese Duchoborzen und Molokanen Ernst machten mit Christi Geboten, nicht schwören und nicht Kriegsdienste leisten wollten. Zur gleichen Zeit fing die unwahrhaftige Verbrüderung der Franzosen und Russen an; Déroulède suchte sogar Tolstoi zum Haß gegen den Deutschen zu bekehren, aber dieser antwortete mit einer bitteren Satire gegen dieses verruchte Spielen mit dem Kriege und den wilden Leidenschaften der Völker. Aber was Tolstoi am Staatswesen besonders haßt, ist die Vernichtung der Gewissen, die Verflüchtigung der Verantwortlichkeit. „Kein Richter wird sich dazu entschließen, den, den er seinem Rechte nach zum Tode verurtheilt hat, selbst mit dem Stricke zu erdrosseln. Kein Vorgesetzter wird sich entschließen, den Bauer seiner weinenden Familie zu entreißen und ihn in's Gefängniß zu sperren. Kein General oder Soldat wird ohne Disciplin, ohne Eid und Krieg Hunderte von Türken, Franzosen oder Deutschen tödten und ihre Dörfer zerstören, ja sich auch nur entschließen, einen einzigen Menschen zu verwunden. Alles dies geschieht nur dank jener complicirten Gesellschafts- und Staatsmaschine, deren Aufgabe darin besteht, die Verantwortlichkeit für die zu vollführenden Missethaten derart zu zersplittern, daß Niemand die Widernatürlichkeit dieser Handlungen empfinde. Die Einen schreiben die Gesetze, die Andern wenden sie an, die Dritten richten die Leute ab, indem sie ihnen die Gewohnheiten der Disciplin, d. h. der sinnlosen, stummen Unterwerfung anerziehen, die Vierten — eben diese abgerichteten Leute — begehen allerhand Gewaltthaten, tödten sogar Menschen, ohne zu wissen, warum und wozu." So schrieb Tolstoi 1884, und die gleichen Gedanken konnte man 1899 in der „Auferstehung" finden. — —

Wenn wir alles Gesagte zusammenziehen, so dürfen und müssen wir Tolstoi als Gegner der modernen Cultur bezeichnen; nichts daran scheint ihm zu imponiren: weder die complicirte Staatsmaschine, noch das neueste Militärgewehr, weder die Kirche, noch ein Krupp'scher Torpedobootzerstörer, weder die Weltmachtpolitik, noch das Wagner'sche Musikdrama, weder der schneidige Leutnant, noch die Wissensmasse unserer Gelehrten, weder die Größe unserer Weltstädte, noch die Geldfülle in ihren Banken, weder das Gymnasium, noch das Luxus-Kunstgewerbe. Er achtet nicht „die verthierten Menschen unserer gegenwärtigen europäischen Gesellschaft, die durch die ganze Welt auf Eisenbahnen fliegen und ihren viehischen Zustand der ganzen Welt bei elektrischem Lichte zeigen" („Ueber das Leben" 1887). Er hat das Kleid des Bauern angenommen, und ebenso ist sein Essen und Trinken eine ständige Auflehnung gegen unsere Tafelfreuden, in denen wir Fleisch und Wein als das Nöthigste und Edelste verehren. Selbst die von allen Dichtern besungene Liebe zwischen Mann und Weib zeigt er uns von ihrer scheußlichen Seite.

Man fragt vielleicht, ob diese unersättliche Kritik, dieses beständige Schelten Tolstoi's als Tugend gelten solle; handelt nicht dieser ethische Kritiker gegen die ethische Lehre, die uns nicht nur die zum Fortschreiten nöthige Unzufriedenheit, sondern auch die zum Wohlbefinden unentbehrliche Genügsamkeit zur Pflicht macht? Tolstoi selber würde wohl nicht daran denken, sich einer Tugend zu rühmen; seine beständige scharfe Kritik ist einfach das Wesen seines inneren Menschen, er kann nicht anders. Einer seiner Bekannten, P. Sergejenko, urtheilt: „Es ist eine Eigenthümlichkeit von Tolstoi's Naturell, daß er ebenso wenig schweigend an einer Erscheinung vorübergehen kann, die sein Mißfallen erregt, wie das Meer nicht ruhig bleiben kann, wenn eine Brise sich erhebt. Diese seine Eigenthümlichkeit verleiht ihm eine große Kraft, aber sie bereitet ihm zugleich eine Art von Höllenqualen, denen gegenüber die Seelentragödie Hamlet's gering erscheint." Hier sehen wir auf den letzten, den psychologischen Grund, weßhalb Tolstoi den geringen Arbeitsmann, den gemeinen Soldaten, den Muschik glücklich preist und fast beneidet. Sie leben einfältig dahin, nehmen gedankenlos die Dinge, wie sie sind, ihre Seele leidet nicht beständig unter dem Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit. Tolstoi, der Hasser der Cultur, ist ein Opfer der Cultur. — —

Ein solcher Revolutionär, der sich nicht nur gegen die oberen Zehntausend auflehnt, sondern auch gegen uns Alle, gegen unsere liebsten Lehren, Ideale und Sitten, findet natürlich keine allgemeine Zustimmung; wir werden im Gegentheil uns bemühen, ihn für verrückt zu erklären. Als man ihn vor sechs oder acht Jahren in Deutschland wirklich kennen zu lernen anfing, war man sich auch rasch klar, daß der so talentvolle Dichter von „Anna Karenina" und „Krieg und Frieden" leider im Alter einem religiösen Wahnsinn ver-

fallen sei. Dann aber folgten Werke, die einen sehr scharfen Verstand und eine großartige dichterische Kraft bekundeten, in denen aber die verhaßten fanatisch-ethischen Ideen festgehalten wurden. Und man bemerkte, daß die „Auferstehung" gleich in einem Dutzend Uebersetzungen in Deutschland allein erschien und daß sie in der ganzen Welt ebenso eifrig gelesen wurde. Man mußte sich zugestehen: die drei Dichter, die jetzt in der ganzen Welt gehört werden, sind Tolstoi, Ibsen und Zola; es sind die drei schärfsten Kritiker der modernen Cultur. Wenn aber die Welt so sehr hungert und dürstet nach den Verkündern bitterer Wahrheiten, nach unerschrockenen, rücksichtslosen Erschütterern der Tempelsäulen, dann muß die moderne Cultur solcher derben Gegner auch wohl bedürfen.

Tolstoi ist unter ihnen der Russe, der Nachbar Asiens, in der Mitte wohnend zwischen den englischen Puritanern und den indischen Asketen. Er wohnt im Lande der tausend Secten, in dem großen stillen Reiche des Schweigens und der Passivität, in dem so oft als bankerott verschrieenen Reiche, dessen Kraft und Klugheit man jetzt in der ganzen Welt spürt. Tolstoi ist der erste Vertreter des russischen Geistes, mit dem sich die denkenden Menschen aller Länder auseinandersetzen müssen.

Feuilleton.

Das Unerträgliche.

Von H. v. Beaulieu (Hannover).

„Schade um den netten Kerl, den Reuber, daß es so mit ihm gekommen ist."

„Mehr als schade. Jammervoll ist es."

„Aber auch schön und rührend," sagte eine junge Dame. Sie sprach mit Emphase. „So etwas kommt heutzutage doch gewiß selten vor."

„Ja, Gott sei Dank," fiel Jemand ein. „Wenn jeder Mann, dessen Frau stirbt, im Irrenhause durch Selbstmord endete, würde die Gesellschaft auf schreckliche Weise gelichtet werden."

„Die meisten Wittwer wissen sich allerdings rasch zu trösten," sagte die junge Dame mit leisem Hohn.

„Man hat auch Beispiele von Wittwen, die nicht untröstlich sind! Ich sehe auch nicht ein, warum Jemand, dessen Mann oder Frau gestorben ist, sein ganzes Leben vertrauern oder zerstören soll. Es ist unnatürlich."

„Ja, wenn man die Ehe so nüchtern auffaßt," sagte die junge Dame wieder. „Aber wenn zwei Menschen einander Alles gewesen sind, dann kann ich es verstehen, daß der Ueberlebende sich nicht tröstet, sondern wahnsinnig wird vor Schmerz. Ich verstehe den armen Mann vollkommen."

Ueber das Gesicht eines Mannes, der bisher geschwiegen hatte, glitt ein Lächeln, ein ganz flüchtiges Lächeln voll wehmüthiger Ironie.

„Ich kann mir nicht helfen," sagte Jemand, „nach meiner Ansicht wird ein gesunder ausgewachsener Mensch nicht wahnsinnig aus Kummer über einen solchen Verlust. Er kann tief trauern, sehr niedergedrückt sein, aber die Zeit mildert und die Natur heilt. Es müssen schon ganz besonders schreckliche Umstände hinzukommen, oder eine krankhafte Disposition bei dem Trauernden."

Man machte noch ein paar Bemerkungen über den Fall Reuber und ähnliche, und dann sprach man von etwas Anderem.

Es war in einer Abendgesellschaft, wo man unversehens auf ein trauriges Thema gekommen war. Die Meisten hatten es wohl schon längst vergessen beim Gutenacht.

Nur bei Zweien, die miteinander nach Hause gingen, wurde das Gesprochene wieder wach in der feuchten dunklen Nachtluft, die so schwermüthig und sehnsuchtsvoll um ihre Schläfen strich.

Beide waren schweigend gegangen. Aber es klang harmonisch in des Anderen Gedankengang hinein, als der Eine leise sagte: „Nicht wahr, Reubee war Morphiophage?"

„Ja," war die Antwort. „Aber er wurde es erst nach ihrem Tode — längere Zeit nachher."

„Ich dachte, vielleicht schon vorher. Das würde es für mich erklärlicher machen. Sie kennen meine Ansicht. Vielleicht besteht sie zu Unrecht, und das schwärmerische Fräulein hat Recht. Aber Sie sahen sie so eigenthümlich mitleidig an, als sie sagte: ‚Ich verstehe den Mann vollkommen!'"

„Haben Sie das bemerkt? Nun ja, ich dachte: Kind, wenn Du ahntest, was Du sagst! —"

„Ah! Also ist etwas an meiner Vermuthung, daß besondere Umstände — —." Die leise Genugthuung wurde durch Mitgefühl niedergehalten.

„Ja, aber in anderer Weise, als Sie vielleicht glauben. Thea Reuber hat einen sanften — wie man zu sagen pflegt — einen ‚schönen Tod' gehabt, und ihrem Manne noch mit dem letzten Blick ihre Liebe gelassen. Traurig, aber versöhnlich. Kein Mißverständniß war zwischen ihnen, keine ungelöste Frage. Nichts, was sein Gemüth hätte quälend belasten können. Wie ein Kind, das einen Sommertag harmlos durchspielt und durchjubelt hat, und sich am Abend müde schlafen legt, so hatte die kleine Frau gelebt, und so war sie gestorben. Sie haben sie doch auch gekannt? Sie war wie ein liebes, zärtliches Kind. Aber keine Persönlichkeit, kein unersetzlicher Mensch. Weibliche Lieblichkeit, anmuthige Unselbstständigkeit. Gerade eine von den weichen, unindividuellen Frauen, die den Mann an das Weib als solches gewöhnen. Bei normalem Verlauf mußte Thea Reuber's Wittwer nach der üblichen Anstandsfrist wieder heirathen ... Und das hätte Reuber auch gethan, wenn er die Krisis nur überstanden hätte. Er hätte dann Thea in einer Anderen weitergeliebt."

„Wollen Sie mich wirklich mit diesen Andeutungen lassen?"

„Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen erzählen soll. Aber — Sie haben ihn auch gern gehabt, nicht wahr? Und, es kommt mir wie eine Art Genugthuung vor, wenn Andere das nachfühlen, was er gelitten hat. Es ist doch, wie man's auch wenden mag, das Einzige, was an der sogenannten Unsterblichkeit dran ist."

„Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir ein Stückchen am Flusse entlang. Wenn einem ein Fluß zur Seite ist, spricht es sich besser."

Es war eine milde Nacht. Fast unnatürlich milde für November. Der stark abnehmende Mond hing schief über dem Baumcomplex der Flußinsel. Fein und luftig, wie aus Spinnweben, schwebte in der Ferne die schlanke neue Brücke.

Der Erzähler sah einen Augenblick gedankenvoll auf den Fluß, wo der schiefe Mond sich traurig spiegelte. Dann begann er, langsam wie in der Vergangenheit suchend:

„Ich behandelte Thea in ihrer Krankheit. Und ich bereitete Reuber auf den wahrscheinlichen Ausgang vor. Es traf ihn, wie es uns Alle trifft — nein, mehr. Aber er trug es wie ein Mann. Ich habe ihn bewundert. Bei ihrer Pflege schien er immer heiter, immer sprach er ihr Trost und Muth zu — als er selbst keinen mehr hatte. Und auch nach der Katastrophe. Man sah, wie sehr er litt, und das war natürlich. Aber es war nichts Maßloses, Krankhaftes in seinem Wesen.

Wir begruben sie in der Haide, wo Reuber's ein Sommerhaus besaßen, wo sie ihre Flitterwochen und überhaupt viel glückliche Zeit verlebt hatten.

Kurz darauf trat ich meine Sommerreise an. Ich wollte Reuber mithaben, aber er lehnte ab. Das war begreiflich; gerade in der ersten Zeit wollte er das geliebte Grab oft besuchen.

Durch einen Unfall beim Bergsteigen verzögerte sich meine Rückkehr länger als vorgesehen.

Einer meiner ersten Wege war zu Reuber.

Ich entsetzte mich bei seinem Anblick. Eine solche Veränderung innerhalb kurzer Zeit habe ich bei einem Menschen noch niemals wahrgenommen.

Seine Augen waren tief verschattet. Die Lippen zuckten beständig. Abgefallen war er nicht, — eher stärker geworden — aber es war ungesundes Fleisch. Die Unstäte seiner Augen machte mich mit nervös, aber das Aergste waren seine Hände. Diese trockenen, gequälten Hände, die keine Secunde ruhig waren. Und der Mann redete in einem fort. Er hatte etwas Gewaltsames, — früher war er nie redselig gewesen — und man merkte ihm an, daß er gar nicht bei der Sache war.

Schließlich konnte ich sein unnatürliches Wesen nicht länger ertragen und platzte heraus: „Hör' mal, ich kann das nicht mehr ansehen, wie Du Dich quälst — und mich dazu. Gegen einen alten Freund brauchst Du Dich nicht so unnatürlich zusammenzureißen. Ueberlaß Dich lieber Deinem Schmerz; das find' ich ganz begreiflich. Ich bin doch nicht hergekommen, um Salonconversation zu machen. Man sieht Dir ja an, wie Du leidest."

Da brach er mit einem Stöhnen zusammen und legte den Kopf auf den Tisch.

Ich erwartete jetzt einen Schmerz- und Sehnsuchtsschrei, — wie die Kleine ihm fehle, immerfort, überall — die natürliche Klage des jungen Wittwers.

Da sah er mich an — mit einem Blick, wie ich ihn nie in einem Menschenauge wieder gesehen habe, mehr als Verzweiflung war es — Grauen! Der Blick verfolgt mich noch oft des Nachts!

„Zeiten habe ich durchgemacht, ich sage Dir, Zeiten ...!" —

Ich redete ihm zu. Was man so sagt.

„Ach, es ist ja etwas ganz Anderes, als Du denkst," rief er aufspringend. „Den Schmerz, den Du meinst, empfinde ich auch, aber das ist ja noch längst nicht das Schlimmste. Längst nicht." Er schauderte.

Sie können sich denken, daß ich entsetzt war, und nicht wußte, was ich sagen sollte.

„Leidest Du an Hallucinationen?“ fragte ich endlich.

„Ach, Ihr Aerzte müßt für Alles einen schönen Namen haben,“ sagte er höhnisch. „Ja und nein. Hallucinationen sind doch etwas Eingebildetes, und was mich quält, ist wirklich genug. Ja,“ rief er dann, mich zum ersten Mal fest ansehend, „ich will es Dir sagen, ich will von dem Vorrecht Gebrauch machen, daß man seine Freunde martern darf, um sich selbst eine kleine Erleichterung zu verschaffen. Aber trink doch, bitte! Ich trinke auch.“

Er goß hastig ein mit unsicherer Hand. Ich beobachtete ihn sorgenvoll. Er war sonst der mäßigste Mensch gewesen. Ich sah, daß er es nicht mehr war.

Ich trank, und er trank auch, und dann redete er hastig, während er keinen Augenblick auf einer Stelle blieb und seine Hände ein Falzbein aus Schildpatt hin und her bogen.

„Du weißt, wie ich sie geliebt habe. Oder vielmehr, Du weißt es nicht. Als ob das überhaupt ein Anderer wissen könnte! — Nicht mit einer heroischen Liebe großen Stils, auch nicht romeohaft. Schließlich, die moderne Geisteskameradschaft war es am wenigsten.“ Hier huschte ein Gespenst seines alten, gutmüthig ironischen Lächelns über sein Gesicht. — „Nur unsäglich zärtlich liebte ich sie. Du hast sie ja gekannt, meine kleine Thea. Wie sie war. Freilich, wie sie zu mir war, das ist noch etwas Anderes. Noch etwas ganz Anderes. Sie war mein, ganz mein. Sie war so sehr ein Theil meiner selbst, wie es möglich ist von einem Menschen — der ich nicht bin. Deßhalb konnte ich es, als sie starb, zuerst gar nicht fassen, und mein Schmerz war nicht gleich so groß, als er hätte sein müssen. Ich war wie betäubt. Ich sprach es mir bisweilen vor. Thea ist todt — sie ist wirklich todt! Und auch dann hatten die Worte etwas Fremdes, Sinnloses. Es war so unglaublich. Die Musik und der Duft der Menschen, die wir sehr geliebt, vibrirten noch lange in unseren Sinnen. Wie oft hörte ich ihr helles und doch so weiches Lachen im Garten, und lächelte, wenn ich sie mir mit Puck herumtollend vorstellte. Wie oft streckte ich im Lesen mechanisch die Hand aus und bat: Gieb mir … Sie hat mich so verwöhnt, meine Kleine. Und dann fiel mir ein … Die brutale Härte der Wirklichkeit schlug mich förmlich zu Boden.

„Und die Nächte! Im Traum lebte sie mir mit einer sinnlichen Deutlichkeit — so lächerlich es klingt — wirklicher als die Wirklichkeit. Ich sah ihr Gesicht so dicht vor mir, daß ihr Athem mich anwehte. Ihre dunkelblauen Augen sahen mich so nachdenklich an, als habe sie gerade eine ihrer tiefernsten Kinderfragen an mich gerichtet. Ich fühlte den ihrem Haar eigenthümlichen Duft! — Und dann wachte ich auf … Um mich war Leere, und ich besann mich schreckhaft, daß die süße lächelnde und athmende Gegenwart, die ich noch eben genossen, nichts mehr war, als ein freundlicher Traum. Ausgelöscht! Todt!

„Dann habe ich gestöhnt und geschrieen, und die Fäuste geballt, als könnte ich die ehernen Pforten der Unwiderruflichkeit zerschlagen.

„Und dann erfaßte mich ein tiefes Mitleid mit meiner armen Kleinen, die dort draußen so allein lag auf dem kleinen Haidekirchhof, wo die alten Wachholder sich gespenstisch reckten im Mondschein. Sie war eine so furchtsame kleine Maus gewesen. Wie hatte sie sich gefürchtet, wenn ich einmal eine Nacht von Haus weg war! Nachts allein über einen Kirchhof zu gehen, das hätte sie vor Grauen umkommen lassen. Und nun lag sie dort, so kalt, so allein, zwischen lauter fremden Menschen, und der unheimliche weiße Mondschein ging über ihr Grab. Ich konnte nicht anders, als mir vorstellen, daß die kleinen weißen Hände, die man ihr so fromm über der Brust gefaltet, sich bange nach mir ausstreckten.

„Ich haßte mich dann, daß ich warm und weich lag, während meine arme Kleine so schlecht gebettet war.

„Ich beschloß, sie zu besuchen, gleich den anderen Tag, der ein Sonntag war.

„Das Grab einer geliebten Person ist für gute Menschen eine heilige Stätte, nicht wahr? — Dort hoffte ich etwas von meiner wilden Sehnsucht einzubetten und Frieden mit heimzubringen. Ich bin hingefahren in einer weihevollen Stimmung, wie der Pilger zum Wallfahrtsort.“

Reuber hielt inne. Er schenkte sich wieder ein und stürzte das Glas hastig hinunter. Er nahm einen sichtlichen Anlauf, ehe er weitersprach:

„Ich hatte an ihrem Grabe nur gestanden, als wir sie hineingelegt hatten. Als ich es jetzt wiedersah, war mir der Sandhaufen mit den von der Haidesonne gebleichten Kreuzen so wenig tröstlich, so fremd. — — Ich las den Namen meines Lieblings auf der Marmorplatte, wie man einen fremden Namen liest. Und es war mir ganz unfaßlich, Alles in mir sträubte sich, anzuerkennen, daß dieser Sandhügel Alles sein sollte, was von meinem Glück übrig geblieben.

„Die Sonne brannte unbarmherzig herab. Es giebt nichts Trostloseres, als einen baumlosen Dorfkirchhof im Mittagssonnenbrand.

„Ich ging fort, um gegen Abend noch einmal wiederzukommen, wenn die Beleuchtung besser zu dem Orte stimmen würde. Ich zürnte mit mir selber, daß der Besuch des Grabes mir so wenig gesagt hatte. Gar nichts hatte ich gefühlt von der wehmüthigen Befriedigung, die ich erhofft. Daheim, wo sie mir gelebt, zwischen alle den Dingen, die sie täglich gebraucht, und in unserem Haidehause, das so viele glückliche Stunden gesehen, auf den Wegen, die wir zusammen gegangen, überall fühlte ich mich ihr hundert Mal näher, als hier, an diesem Platze, den sie im Leben kaum betreten. Nicht einmal Schmerz fühlte ich hier, nur Unbehagen, öde Trostlosigkeit.

„Doch ging ich wieder hin. Es war ein schöner Abend mit rosigen Wölkchen, fast über den ganzen Himmel geflockt. Durch den Wachholder glühte der westliche Horizont in dunklem Purpur.

„Auch das Grab sah weniger öde aus, mit den frischen Kränzen, die ich gebracht. Und ich machte mir mit Gewalt klar, daß, wie auch daheim Alles von ihr spräche, dies doch meinem Herzen der heiligste Ort sein müsse, denn hier ruhte sie selbst, ihre Person, deren Berührung erst alle den anderen Dingen Werth gegeben. Ich concentrirte meine Gefühle auf das Grab mit Gewalt. Ich starrte darauf, meine Gedankenblicke durchdrangen die paar Fuß Sand und den eichenen Sargdeckel, von dem es mir so entsetzlich gewesen war, als er zugehämmert wurde.

„Und dann — dann — kam es — das Unerträgliche, das, was mich noch wahnsinnig machen wird!

„Ich sah sie, die da unten lag. Sah sie, wie sie nun war — mit den Veränderungen von vier Wochen, mit der grünen Leichenfarbe, dunkeln Flecken — o laß mich schweigen, wie ich sie sah!

„Ein Grauen faßte mich, ein unüberwindliches Gefühl physischen Ekels. Ich konnte es nicht mehr ertragen, dort zu stehen, es war zu fürchterlich. Ich stürzte davon, zur Bahn. Dort kaufte ich mir einen Cognac und ein Witzblatt. Und hier ging ich in's Weinrestaurant und zechte mit oberflächlichen Bekannten die halbe Nacht hindurch.

„So endete meine Wallfahrt zu Thea's Grabe! —

„Hier in den lieben alten Räumen wurde das Bild der lebenden Thea wieder wach und überstrahlte die gräßliche Vision. Aber nicht immer, nicht immer!“ —

Er schauderte, und ich schauderte mit. Ich sage Ihnen, es war gräßlich, das Gesicht des Mannes sich in Grauen verzerren zu sehen, wenn er von der sprach, die er über Alles geliebt hatte, noch liebte.

„Um Gotteswillen, mißverstehe mich nicht!“ sagte er angstvoll. „Als ob ich Thea nicht mehr liebte! Ich liebe sie mehr denn je. Gerade darum ist es so fürchterlich — und ich werde verrückt daran!“

Ich widersprach ihm derb. „Solche Anwandlungen wie Du haben alle Menschen einmal. Besonders das erste Mal am Grabe. Aber das geht vorüber. Das ist immer so.“

Ich log mit der frechsten Sicherheit. Jede erdenkliche Unwahrheit hätte ich beschworen in diesem Augenblick.

„Wirklich?“ sagte er ungläubig. „Empfinden andere Menschen auch Derartiges? Ich bin hier auf die Kirchhöfe gegangen und habe in den Mienen der Besucher geforscht. Immer sah ich nur, daß sie mit gerührten und frommen Gesichtern an den Gräbern standen, und dann habe ich mich gefragt, ob Jene heucheln, oder ob ich allein solch' abnormes Scheusal bin. Ja, ich glaube wirklich, ich bin nicht ganz normal in dieser Beziehung, gewisse Jugenderfahrungen haben das gezeigt, und wiederum beigetragen, eine schon vorhandene Reizbarkeit krankhaft zu steigern.“

„Wieso?“ fragte ich begierig, einen Schlüssel zu Reuber's furchtbarem Zustande zu finden.

„Ich will es Dir erzählen!“ sagte er. „Ich war schon als Kind sehr sensitiv. Wenn häßliche, widerwärtige Dinge in meiner Gegenwart nur erwähnt wurden, krampfte sich Alles in mir vor Ekel zusammen. Ich erinnere mich, daß unsere Mutter uns einen Sommer auf dem Lande barfuß gehen ließ, weil sie sich gesundheitliche Vortheile davon versprach. Für meine Geschwister war es das helle Vergnügen, für mich eine Qual. Ich wagte nie, mit ganzer Sohle aufzutreten, aus Angst, daß ich ein Thier todt treten oder sonst mit Häßlichem in Berührung kommen könnte. Wenn es dunkel war, ging ich nur, wenn man mich zwang, hinaus; — endlose Quälereien und Neckereien wurden natürlich mein Theil. Meine Sohlen krampften sich vor Grauen zusammen, wenn ich dachte, auf was Alles ich im Dunklen treten könnte. Als ich dann wirklich einmal auf eine todte Maus trat, bekam ich Schreikrämpfe vor Ekel, und meine Mutter sah ein, daß es Grausamkeit wäre, mich noch länger zu quälen. Ich durfte wieder Schuhe anziehen.

„Aber das ist nur ein kleines Beispiel. Die schrecklichste Erfahrung war etwas Andres. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Führe uns nicht in Versuchung!

„Wir sind doch unter uns, meine Herren, und die Wände haben heute keine Ohren,“ sagte der Chef mit eindringlicher Handbewegung. „Je offener wir uns aussprechen, einen desto größeren Dienst erweisen wir Seiner Majestät. Ich möchte Sie bitten, im Interesse des Vaterlandes alle Rücksichten fallen zu lassen und ganz ungeschminkt Ihre Meinung zu äußern. Dies scheint mir der einzige Weg, um aus den Schwierigkeiten herauszukommen.“

„Ich denke, darin sind wir einig, daß man die sogenannten Schwierigkeiten in der Presse ganz maaßlos übertrieben hat," bemerkte der Justizminister, während er sich in den Sessel zurücklehnte und wie gelangweilt seine Fingerspitzen betrachtete. Er verstand viel Geringschätzung in diese simple Pose zu legen und viel staatsmännische Größe. „Einige Schreier haben das Volk aufrührerisch gemacht, haben einen Gegensatz zwischen der Nation und Seiner Majestät, sowie zwischen der von Seiner Majestät und der von uns betriebenen Politik construirt, der in Wahrheit nicht besteht. Mein Rath wäre, den Redereien keine Bedeutung beizumessen. Sie hören von selbst wieder auf."

„Umsomehr, als sich das Bürgerthum immer inniger mit der Eigenart Seiner Majestät befreundet," stimmte der Minister des Innern bei. „Man weiß, daß das Ausland uns um diesen einzigen Monarchen beneidet, und man giebt sich redliche Mühe, ihn zu verstehen. Ich habe hier einen Zeitungsausschnitt, meine Herren, dessen Inhalt ich Ihnen nicht vorenthalten will." Er rückte dem elektrischen Lichte etwas näher, um besser lesen zu können. „‚Des Kaisers blendende Erscheinung entzückt,' heißt es da, ‚sein Wort gilt als ein gewichtiges, so weit die Sonne scheint. Von dem Tritt seiner Füße bebt die Erde, und sein Volk beugt, in schweigender, wiewohl staunender Bewunderung seines Genies, das Haupt vor ihm zu Boden, in stummer Verehrung, dem erhabenen Grundsatz seines geliebten Monarchen beistimmend: suprema lex regis voluntas!' So schreibt die anständige Presse. Um das Gekrächz einiger Demagogen haben wir uns nicht zu kümmern."

„Ich möchte doch nicht unerwähnt lassen, daß Seine Majestät selbst anders denkt," entgegnete der Chef. Er sah sich im Kreise um, als erwarte er Hülfe von irgend einer Seite. „Unser allergnädigster Herr hat das Sinken der Kronautorität beklagt und alle Stände für die Demoralisation der Jugend, für den fluchwürdigen Bremer Zwischenfall verantwortlich gemacht. Unser allergnädigster Herr weiß ferner, daß, aus welchen Ursachen immer, weite Kreise der Bevölkerung bereit sind, den Wortlaut der Verfassung gegen ihn auszuspielen, von einem persönlichen Regiment zu sprechen und trotzig zu verlangen, daß der Monarch nicht mehr ohne ministerielle Bekleidungsstücke ausgehe. Gestatten Sie, daß ich ganz offen bin und, so weh es mir auch in innerster Seele thut, feststelle, daß die Ansprachen Seiner Majestät immer umfassender mißverstanden werden. Zweifellos kommt die Regierung dadurch in eine precäre Lage. Ihre Politik scheint blöden Augen von der Linie abzuweichen, die Seine Majestät so beredt zeichnet. Ich erinnere Sie nur an meine Aeußerung, wonach die Zolltarif-Frage unter keinen Umständen von dem Ausgang der Berathung über die Canalvorlage abhängig gemacht werden dürfe, und an die Erklärung Seiner Majestät, ehe man nicht den Canal geschluckt habe, werde Seine Majestät die Zolltarife nicht unterschreiben. Diese scheinbare Divergenz nutzt man gegen uns aus, und wird sie nach den Osterferien noch gehässiger ausnutzen. Die Parlamente zum Beispiel —"

„Weder Ballestrem noch Kroecher lassen eine Discussion der Reden Seiner Majestät zu," betonte der Cultusminister und reckte sich auf, als hätte er Trumpf-Aß ausgespielt.

„Außerdem aber steht verfassungsmäßig Seiner Majestät das absolute Vetorecht in Angelegenheiten der Zoll- und Steuergesetzgebung zu," belehrte der Justizminister den präsidirenden Collegen.

Der sah ihn mit einem verzweifelten Lächeln an. „Verfassungsmäßig!" wiederholte er. „Das ist es ja gerade. Darin liegt die Gefahr. Diese Menschen wollen unsern allergnädigsten Herrn zwischen den Artikeln der Verfassung einkeilen. Sie zählen ihm an den fünf Fingern die spärlichen Rechte vor, die das todte Pergament dem Herrscher gütigst einräumt: das Recht, in Militär-, Zoll- und Steuer-Fragen Veto einzulegen und bei Angriffen auf das Reich dem Angreifer den Krieg zu erklären; das Recht ferner, gemeinsam mit dem Bundesrathe den Reichstag aufzulösen, gewisse Geldausgaben zu bewilligen und etliche Hoheitsrechte auszuüben. Das ist Alles. Im Uebrigen, behaupten sie, habe das Ministerium und nicht der Monarch die Geschäfte zu führen. Nur die Regierung, die in den Parlamenten zur Verantwortung gezogen werden könne, sei verfassungsmäßig befugt, Regierungspolitik zu machen. Die Krone müsse absolut außerm Spiel bleiben."

„Eine erzwungene Auslegung, eine Fiction! Wie darf man das köstliche, anregende, begeisterte Streben unsers geliebten Herrn durch so ärmlich formalistische Buchstabenklauberei lahmlegen wollen!" rief der Kriegsminister in schöner Erregung aus. „Bei Gott, eine Verfassung, die das Genie des Monarchen im monarchisch regierten Staate künstlich unterdrückt und an heilsamer Bethätigung hindert; eine Verfassung, die ihn zum kalten, unpersönlichen Abstractum erniedrigen will, ist das Papier nicht werth, auf dem sie geschrieben steht. Sie muß nothwendig geändert werden." Der Kriegsminister hatte im Reichstage noch nie mit so rhetorischem Schwunge gesprochen, wie in dieser Stunde, in simpler Conferenz und unter Collegen.

„Das eben wollte ich hören," sagte der Chef erfreut. „Also haben wir unsere Berathung doch nicht ganz umsonst bis so tief in die Nacht hinein ausgedehnt. Die Verfassung genügt modernen Ansprüchen nicht mehr. Sie paßte vortrefflich dem ersten Kaiser, der seinen Kanzler frei schalten ließ und in langer Regierungszeit das Gewicht der Krone nur dann in die politische Wagschale warf, wenn es sich um Sein oder Nichtsein handelte. Unserm allergnädigsten Herrn dagegen, der sein eigener Kanzler ist und sein will, entspricht die zur Zeit noch giltige Verfassung nicht. Wir Alle, meine Herren, sind stolz darauf, ihm und seinen politischen Ideen dienen zu können. Wir wissen, daß sowohl die Wiederherstellung der Hohkönigsburg wie die Flotten-Vergrößerung, die Erwerbung Samoas, der Englandvertrag und die China-Expedition auf seine allerhöchste Initiative zurückzuführen sind. Uns bleibt allein die Ehre, Werkzeuge seines Geistes, seine Handlanger gewesen zu sein und, will's Gott, noch recht lange sein zu dürfen. Wir sind gerechter Weise stolz darauf. Nun aber frage ich Sie, die loyal Jedem Ehre zollen, dem Ehre gebühret, und die sich nicht mit Lorbeer, den ein Anderer verdient hat, schmücken wollen: dürfen wir länger den Ruhm einer Politik, die doch allein dem Ingenium Seiner Majestät entsprungen ist, vor aller Welt für uns beanspruchen?"

Die Excellenzen schwiegen betroffen. Der Finanzminister aber, der bisher kein Wort gesagt hatte, heftete den klugen Blick fest auf den Sprecher.

„Eine Verfassung," fuhr der fort, „ist dazu da, daß man sie hält, richtig ausgedrückt, daß man sie halten kann. Sonst wird Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage. Was sich überlebt hat, muß fallen und neuem Leben Platz machen. Jede Generation fordert ihre eigenen Gesetze. Die Preßstimme, die einer der verehrten Herren vorhin zur Verlesung gebracht hat, drückt vielleicht nicht die Meinung aller wahlberechtigten deutschen Bürger aus, aber auch Andersgesinnte werden eine Verfassung, die sich mit den Thatsachen und den organisch gewordenen Zuständen ehrlich abfindet, der jetzigen, ziemlich allgemein als unhaltbar erkannten Unwahrhaftigkeit vorziehen. Schaffen wir, daß Seine Majestät unmittelbar zur Nation reden, unmittelbar auf sie wirken kann! Begnügen wir uns auch theoretisch mit der Stellung, die wir praktisch doch längst einnehmen; betrachten wir uns als vollziehende Organe des kaiserlichen Willens, als sonst nichts, und legen wir diese Neuerung der Dinge verfassungsrechtlich fest. Es wird dann das gehässige, tückische Genörgel verstummen, von dem jetzt kein kaiserliches Wort, keine kaiserliche That mehr verschont bleibt und das die Autorität so erschreckend rasch untergräbt. Man wird frei und freimüthig dem Monarchen in den Parlamenten antworten, statt wie bisher auf uns loszuschlagen und nach einer ganz anderen Stelle zu zielen. Niemand wird mehr auf geheime Gegensätze zwischen der ministeriellen und der kaiserlichen Politik hindeuten können, wir selbst werden der Verantwortung enthoben sein, die darum nicht minder drückend ist, daß wir ihre Last bisher gern auf uns genommen haben. Eine zeitgemäße Reform der Verfassung bedeutet die Beseitigung der verdrießlichsten Differenzen zwischen Seiner Majestät und der Nation, bedeutet ein neues, glückliches Zeitalter deutscher

Politik, einen gewaltigen Schritt vorwärts zu jenen herrlichen Tagen, denen unser allergnädigster Herr sein Volk entgegenzuführen versprach."

Gedämpfte Beifallsrufe liefen um den Tisch, als der Chef blitzenden Auges mit diesen begeisterten Worten schloß.

„Immerhin — Verfassungsänderung!" meinte der Finanzminister kopfschüttelnd. „Das ist doch schwerer, als einer Deutz & Geldermann den Hals zu brechen! Die dumpfe Gährung allenthalben — die unverkennbare, unleugbare Mißstimmung . . ."

„Bah!" Der erst am schärfsten opponirt hatte, schloß sich jetzt dem Vorschlage des Chefs mit besonderer Hingerissenheit an. „Es ist ein Gedanke ganz im Sinne Seiner Majestät! Er wird Gesetz werden, weil er's werden muß. Wenn nöthig, gegen eine Welt des Widerstandes!"

„Als ob es solcher Experimente bedürfte!" Die greise Finanzexcellenz trotzte sehr beharrlich. „Als ob wir die neue Verfassung nicht schon längst hätten, wenn sie auch zur Zeit noch ungeschrieben ist! Als ob sich unser braves und an politischen Selbstmord gewöhntes Bürgerthum nicht schon längst mit der in aller Stille vollzogenen Reform abgefunden hätte! Lassen wir es doch ruhig dabei bewenden! Sein ist Alles, nichts der Schein! Auch soll man den, der gottergeben das Harakiri an sich vollzieht, in seinem aufopfernden Thun nicht stören."

Die Mehrheit war anderer Meinung. „Es lebe die neue Verfassung! Schlimmsten Falles wird sie per Octroi eingeführt!" scholl es durcheinander. „Oder wir stimmen dem Diätenantrag zu, dann sind die hungrigen Kerle für Alles zu haben!" Man erhob sich von den Sesseln und debattirte erregt in kleinen Gruppen. Gerade wollte man mit dem Glockenschlage Eins zur Abstimmung schreiten, als eine Depesche gebracht wurde. Der Minister des Innern, der sie in Empfang genommen hatte, wandte sich nach dem Präsidenten um. „Hier, lieber Graf!" Aber der Kanzler war verschwunden.

„Was bedeutet das?" Die Kriegs-Excellenz sah betroffen die des Cultus an.

„So öffnen Sie!" Der Vicepräsident des Staatsministeriums riß hastig den Umschlag des Telegramms herunter.

„Graf Bülow läßt sich entschuldigen; ein schwerer Influenza-Anfall hindere ihn daran, der heutigen Conferenz beizuwohnen. Wie seltsam! Eben war er noch bei uns . . . Und die Depesche hat sich um vier Stunden verspätet."

Es war plötzlich sehr still geworden. Niemand sprach ein Wort. Man hörte das Rollen der Wagen, die durch die mitternächtige Straße glitten.

„Sie riechen doch auch nichts?" fragte dann der Minister des Cultus seinen Nachbar. „Ich leide noch immer an meinem elenden Schnupfen —"

„Hm — sulfurische Spuren sind ganz deutlich erkennbar," erwiderte der Andere schnüffelnd. „Und es fiel mir gleich auf, daß er hinkte —"

„Der Deibel!" stammelte der Justizminister. „Er wollte uns zum Verfassungsbruch animiren —"

„Gott sei Dank sind wir ihm nicht auf's Glatteis gegangen!" schmunzelte die Excellenz des Innern. „Ja ja, wir nehmen's selbst mit dem Satan auf. Wir sind ihm gewachsen voll und ganz."

Seltsam lächelnd stimmte ihm der Finanzminister bei.

Caliban.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Von unseren „Salons" giebt's heute nicht allzuviel zu berichten. Man merkt's, daß die Wintersaison zu Ende geht. Die verschiedenen Künstler-Genossenschaften, richtiger Ausstellungs-Verbände, haben ihre Paraden abgehalten, und die großen Schlager des Auslandes waren nur noch spärlich anzutreffen.

Bei Schulte ist der Deutsch-Engländer Hubert von Herkomer sozusagen „Habitué" geworden. Er stellt gern dort aus und viel. Neben einigen Oelbildnissen, wie das des ungemein fein aufgefaßten Dr. Willam's, und dem sehr charakteristischen Kopf des Duc of Sommerset, war da von ihm namentlich das Email-Porträt des Kaisers zu sehen. Ein farbenfunkelndes, prächtiges Repräsentationsstück, das aber gleichzeitig beweist, wie diese Technik für solche Größenverhältnisse, auch wenn ein Meister sie übt, sich doch nicht recht eignet. Uns verläßt nicht die Vorstellung byzantinischer Stilistik, und andererseits wirkt das Ganze nicht einheitlich, weil's dabei immer Zugeständnisse an modernen Realismus giebt.

Die „great attraction" für Alle, die in diesem Sommer nicht in Paris waren, ist bei Keller & Reiner die kleine Rodin-Ausstellung. Viel ist's ja nicht, was von ihm hier zu sehen ist, sechs oder sieben Broncen, darunter „Johannes der Täufer", der Mitte der achtziger Jahre zum ersten Male die Aufmerksamkeit dem damals schon bald Fünfzigjährigen allgemeiner zuzog; eine der Figuren von der berühmten Monumentalgruppe „Die Bürger von Calais" und der Kopf der viel verschrieenen Balzac-Statue, lauter kleine Reproductionen natürlich. Einen Begriff von der ganzen Eigenart dieses Genies, über die die Akten der Kunstgeschichte noch nicht geschlossen sind, können diese wenigen Sachen nicht geben. Es ist möglich, daß Rodin in fünfzig Jahren bloß als ein interessantes Capriccio aus dem berüchtigsten „fin de siècle" erscheinen wird; aber möglich ist's auch, daß von diesem lyrischen Impressionismus in der Plastik eine ausschlaggebende Anregung ausgegangen sein wird. Näher auf seine Eigenart hier einzugehen, erübrigt sich, da sie ja unlängst dem Leser der „Gegenwart" geschildert worden ist.

Auch manche Atelierausstellung gab es in den letzten Wochen. Einer möchte ich gedenken. Nicht zum Mindesten darum, weil von ihr so wenig die Rede gewesen ist. Es ist traurig, wie manchem beharrlich ringenden und gut begabten Künstler die Oeffentlichkeit doch verschlossen bleibt. Zu diesen einsamen Ringern gehört Oskar Kruse-Lietzenburg. Er bleibt einsam, nicht etwa, wie Hagemeister oder Lesser Ury, aus eigenem Willen. Nicht bloß die „großen", sondern auch unsere secessionistischen Ausstellungen und selbst die „Salons", die doch oft ganz Krauses und Wirres bringen, sind ihm so gut wie verschlossen. Warum? Weil er spät erst Künstler von Beruf wurde? Will man ihn darum etwa nicht „ernst" nehmen? Und er ist sehr ernst zu nehmen. Schon weil er selbst es mit seiner Kunst sehr ernst nimmt. Er weiß, was er will — das fühlt man aus allen seinen impressionistischen, besonders nach der coloristischen Seite hin sehr eigenartig aufgefaßten Landschaften und Figurenbildern heraus. Wohl versagt seine Technik mitunter, aber das soll auch ganz Großen und allgemein Bewunderten passiren. Man denke nur an die anatomischen Seltsamkeiten bei dem eben genannten französischen Bildhauer und auch bei Klinger und Marées stimmt ja nicht immer Alles. Solche Studien, wie die aus London, und eine Pariser Boulevardstudie, einige von der Rügen'schen Küste oder aus dem Spreewald, den der Künstler besonders lieb hat, wie sie jetzt in seiner Ausstellung im Atelier zu Wilmersdorf zu sehen waren, können getrost den Vergleich mit manchem „Ausländischen" aushalten, was bei den Gebrüdern Cassirer oder bei Keller & Reiner als Etwas „ganz Besonderes für Kenner" gepriesen wird. Kruse aber bleiben unsere Salons verschlossen. Vielleicht „entdeckt" man ihn einmal noch, wenn er seinen müden Arm längst hat ruhen lassen, und dann wird sein „starkes Empfinden" und sein „künstlerisches Wollen" wohl auch nicht genug „gepriesen" werden können. Heute gehört er zu den „Verkannten", und wo ganz junge, unreife Talente der Originalitätssucht sich an die Tafel setzen, muß er zuschauen.

* * *

Den „clou" der letzten Ausstellungen bildete die im „Künstlerhause", wo eine große Sammlung von älteren und neueren Bildnißarbeiten zu sehen war. Sie galt einem Wohlthätigkeitszweck, und der ist vollauf erreicht worden. Man drängte sich förmlich in den Sälen und Kabinetten, an manchen Tagen waren über 1000 Besucher da. Aber es war mehr ein Gesellschafts-Erfolg, als ein künstlerischer. Nicht, als ob neben vielem Mittelmäßigen und Schwachem nicht auch sehr gute Arbeiten, namentlich aus der älteren Zeit dagewesen wären, aber hätte es z. B. Landschaften oder sonst welche andere Bilder gegeben — ich wette, nicht die Hälfte der Besucher wäre erschienen, die jetzt kamen, um sich selbst zu sehen und zu zeigen, oder bekannte Persönlichkeiten der exclusiven Berliner „Gesellschaft" so'mal con amore zu betrachten. Es herrschte da so eine Art Subscriptionsball-Milieu: viel Neugier, Persönlichkeitsinteresse, Corporationsgeist und Loyalität und rein künstlerisch eine recht gemischte Gesellschaft. Auch an einer „Hofloge" fehlte es nicht: die ganze Hinterwand des Hauptsaales war den Majestäten und verschiedenen Fürstlichkeiten vorbehalten. Der Kaiser zwei Mal von Vilma Parlaghi gemalt, ein Mal als Husar und ein Mal als Kürassier, nicht gerade ihre besten Bilder, aus den Jahren 1893 und 1894; die Kaiserin und Prinzeß Victoria von Ph. László, König Humbert von Gelli, Prinz Heinrich von L. Noster u. A. Hervorragend sind die Bildnisse des verstorbenen Großherzogs Alexander von Sachsen-Weimar und des Herzogs Georg II. von Sachsen-Meiningen. Mit die besten Bildnißarbeiten von Hans Fechner, die mir bekannt sind: schlicht und natürlich, sehr fein in der Charakteristik, namentlich das erstgenannte, und gut in der Farbe. Bei der Masse der Bilder läßt sich auf Einzelnes nicht gut eingehen; nur das Wenigste kann ich nennen. Zudem war

natürlich sehr Vieles bekannt. Leider war augenscheinlich Alles nach Rang und Würde geordnet, nach Rang und Würde der Gemalten, nicht der Maler. So war es kaum möglich, einen Einblick in die Entwickelung der deutschen Bildnißmalerei der letzten 30—40 Jahre zu gewinnen; etwa von Gustav Richter und Friedrich Kaulbach an über Gussow einerseits und Ludwig Knaus andererseits bis auf Max Liebermann und Reinhold Lepsius und Fedor Encke. Material genug wäre dazu vorhanden gewesen; nur ward das Studium sehr erschwert: es hing Alles durcheinander und es war — rein kunstgeschichtlich gemeint — viel unnützer Ballast da. Im Ganzen zeigt die Berliner Bildnißmalerei die Richtung auf das Repräsentative und Salonmäßige. Ich sagte es schon, daß unter den älteren Arbeiten Einiges größeres Interesse beanspruchte. So vor Allem Stauffer-Bern's Porträt des Bildhauers Max Klein, geistreich, temperamentvoll und frappant ähnlich; Leibl's Commerzienrath Seeger, übrigens keines seiner besten Porträts, Carl Gussow's Ossip Schubin, äußerst lebendig, Fritz Kaulbach's Gräfin Harrach, von ungemeinem Liebreiz im Ausdruck, Hans Makart's von der Zeit so stark mitgenommenes großes Repräsentationsbild der Prinzessin Camporeale, der jetzigen Gemahlin des Reichskanzlers Grafen Bülow, das noch immer Spuren seiner einstigen coloristischen Schönheit zeigt, auch Paul Kießling's, des Dresdener Professors, Gräfin Hochberg mit Kind gehört zu den vornehmen Arbeiten. Von den Wienern waren außer Lászió und Makart auch noch Angeli und Horowitz vertreten, dessen Bildniß der Gräfin Günther von der Gröben auch zu den bekannteren gehört, das man aber immer gern wiedersieht, weil es auch eines seiner in charakteristischer Auffassung und vornehmer Einfachheit allerbesten ist. Von Lenbach, von dem eine ganze Reihe Arbeiten beisammen waren, nenne ich den Marco Minghetti, der sein Können einmal auf dem Höhepunkt zeigt. Unter den Lithographien, Radirungen, Aquarellen fielen die feinen Arbeiten von Passini auf und ein Jugendselbstporträt Altmeister Menzel's. Von den Ausländern, die nur ganz vereinzelt anzutreffen waren, verdiente Paul Baudry's kraftvolles und farbenglänzendes, obgleich ganz in dunklen Tönen gehaltenes Bildniß des Grafen Henkel von Donnersmark eine besondere Erwähnung: es ist wohl noch beträchtlich älter, als das erst erwähnte Makart'sche und sieht doch so aus, als wäre es gestern von der Staffelei herabgekommen. Etwas enttäuscht hat mich Herkomer's Eleonore Schwabach. Den Schmelz seiner früheren Damenbildnisse und ihre feinen Farbenharmonien zeigt dieses nicht. Da giebt's ein Rosa und ein Blau, die unangenehm hervorstechen, und der Pinsel wurde eiliger geführt, als man es sonst bei ihm gewohnt ist. Reizvoll ist dagegen Anders Zorn's Max Liebermann. Auch an Porträtbüsten war kein Mangel; Hartzer's Miquel, Eberlein's Gattin, der v. Glümer'sche Bötticher u. A.

* * *

Die Sammlung ist jetzt schon wieder in alle Winde verstreut. Dauernd aber wird eine zu sehen sein, die zur Zeit im Corneliussaal der Nationalgalerie ausgestellt ist. Wenigstens ein Theil von ihr und zwar der beste. Es ist ein Geschenk der Hinterbliebenen des Chefs des Bankhauses Delbrück, Leo & Co., Herrn Felix Koenigs, der ein eifriger Kunstfreund war und sich so allmälig zu einem Kunstkenner entwickelte, wohl nicht durch systematisches Studium von Büchern u. s. w., sondern durch Umgang mit Kunstwerken und Künstlern, wie ihm denn ein Klinger, Leibl, Segantini, Prell, Brütt u. A. persönlich nahe gestanden haben. So gelangte er, der erst 1888 zu sammeln begann, im Laufe der Jahre zu einem ausgebildeten Geschmack und selbstständigen Urtheil. Unschwer läßt sich schon an dem Datum der Bilder sein Entwickelungsgang feststellen. Aber das gehört natürlich nicht hierher. Von den 36 Sculpturen und 70 Gemälden, die er hinterlassen hat, erhält die Nationalgalerie 8 und 14. Es wäre interessant, zu erfahren, ob Director von Tschudi den Stifter oder seine Erben persönlich berathen hat. Wenn nicht, so beweist die getroffene Auswahl wohl am Besten, wie reif Koenigs' Urtheil schließlich war. So befinden sich unter den Sculpturen vor Allem Max Klinger's armlose „Amphitrite“, die vielbesprochene und vielbewunderte, von Auguste Rodin „L'homme et sa pensée“, eines der vielen „Kuß“-Motive des Meisters und zwar eines von jenen, die er besonders gern behandelt hat: wie der Künstler den Stein belebt und wie er sie, seine Muse, seine Inspiration, aus dem Marmor erstehen, körperlich werden sieht und, ganz Andacht und Hingabe, küßt; dann vom Fürsten Paul Trubetzkoi, dem Freunde Segantini's und Rodin's, diesem wesensverwandt, zwei erlesene Werke der Kleinkunst und die lebensgroße, so charaktervolle Broncebüste Segantini's; von Pierre Charles van der Stappen die Broncebüste eines „Mädchens aus Seeland“. Unter den Gemälden ist ein Hauptstück Segantini's großes, hier noch unbekanntes Gemälde: „Rückkehr des Todten in das väterliche Dorf“, aus dem Jahre 1895, voll von jener herben Poesie der Hochalpenlandschaft und ihrer Menschen, wie sie der allzufrüh verstorbene Italiener so empfindungstief auf seine Leinwand zu bannen wußte. Anders Zorn's schöne „Maja“ mit dem Zobelboa, die eine Zierde der letzten Berliner Secessions-Ausstellung bildete, gelangt so jetzt auch in den Besitz der Nationalgalerie; desgleichen zwei Bildnißarbeiten von Böcklin und Leibl, von jenem der Kammersänger Wallenreiter, eine frühere Arbeit, wie auch Leibl's Skizze zum „Amtmann“ (aus dem Jahre 1871); von Anselm Feuerbach eine kleine „Felspartie“ von großer Feinheit des Vortrages; von Karl Daubigny eine kleine Landschaft; dazu kommen zwei impressionistische größere Gemälde des Belgiers Emile Claus (Februarmorgen) und des Norddeutschen Hans Olde (Wintersonne); namentlich Olde ist sehr interessant, denn das Bild stammt aus einer Zeit, wo er noch ganz in den Spuren der französischen Impressionisten wandelte. Von deutschen Bildern fallen dann noch zwei von dem leider so früh abgerufenen Berliner Paul Klette auf, der zur Blüthezeit der naturalistischen Freilichtmalerei eine starke persönliche Note zu betonen wußte. Von Hölzel, Chr. Landenberger, Favretto und Heinrich Zügel („Knabe mit Rind“ in seiner letzten Manier) sind die übrigen Bilder, die der Nationalgalerie zufallen. Gut vertreten sind in der Koenigs'schen Sammlung auch Ludwig Knaus, Gotthard Kuehl, Max Liebermann, Paul Meyerheim, Franz Skarbina, Victor Thomas-Berlin, William Strang-London, Otto Piltz, Louis Eysen, Andreas Achenbach und Andere noch, wie auch von fast all' den erstgenannten Künstlern im Besitz der Erben manch werthvolles Stück geblieben ist.

Es ist nicht zum ersten Male, daß unserer Nationalgalerie, die nun einmal ja keine Nationale Galerie im engeren Sinne des Wortes ist, bedeutende Kunstwerke ausländischer Meister als Geschenk zufallen und es wird hoffentlich nicht das letzte Mal gewesen sein, wenngleich in jüngster Zeit modernen Ausländern dort augenscheinlich der zweite Platz zugewiesen wird, ohne daß der Director selbst daran was ändern könnte.

J. Norden.

Notizen.

Die ständischen und socialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Leo Bloch. (Leipzig, B. G. Teubner.) Die socialen Erscheinungen, die inneren Kämpfe der Stände, unter denen sich die Entwicklung der römischen Weltmacht vollzog und die in erster Linie agrarischen Charakter trugen, haben für uns heute besonderes Interesse. Dieser Jahrhunderte währende, mit großer Erbitterung geführte Kampf zwischen den Patriziern, dem vorberechtigten Adel und den Plebejern wird hier geschildert: seine Voraussetzungen, die rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse beider Stände, sein immer erfolgreicher für die Plebejer sich gestaltender und mit dem Ausgleich beider Stände endender Verlauf. Mit der durch die inzwischen erlangte Großmachtstellung Roms bedingten Entstehung neuer socialer Unterschiede treten sich neue Stände entgegen: die Herrschaft des Amtsadels und des Capitals beginnt, auf der anderen Seite bildet sich ein großstädtisches Proletariat. Diese Gegensätze kommen dann im socialen Krieg des letzten Jahrhunderts der Republik zum Ausbruch, vor Allem in den durch die gracchischen agrarischen Reformversuche verursachten Kämpfen. Den Abschluß der Darstellung bildet ein Ausblick auf die Lösung der Parteikämpfe durch die Monarchie. Die Parallele zwischen den damaligen und unseren heutigen Verhältnissen drängt sich überall von selbst auf und ist ebenso lehrreich wie nützlich.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart**, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen**. Seit 16 Jahren erprobt. Mit Wasser einer **Mineralquelle** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. In den Handlungen natürlicher Mineralwässer und in den Apotheken zu haben. **Bendorf a. Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlags-Buchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.

Gegründet 1883.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen und geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-, Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampf-Bädern**, zeitgemässen Einrichtungen zu **Kaltwasserkuren u. Massage**, ferner einer vorzüglichen **Molken-, Milch- und Kefyr-Kur-Anstalt. — Hochquellen-Wasserleitung.** — Angezeigt bei **Krankheiten d. Nerven**, d. Athmungs-, Verdauungs-, Harn- u. Geschlechts-Organe, zur Verbesserung d. Ernährung u. d. Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden u. d. Folgen entzündl. Ausschwitzungen. Eröff. Anfang Mai. Prosp. unentgeltlich.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 90 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Hieth: Das deutsche Zimmer, 10 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Hettner: Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 3 Hfzb. 15 M. — Sven Hedin: Durch Asiens Wüsten. 2 Lwb. 15 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in Berlin W. 57.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In **W. Bodes Verlag in Weimar** erschien soeben:

Die Lehren Tolstois. Ein Gedanken-Auszug aus allen seinen Werken. Von Dr. W. Bode. 8°. 189 Seiten. Mit zwei Bildern. 2 Mk., gebunden 2 Mk. 70 Pfg.

„Zweck dieses Buches ist, Tolstoi als Wahrheitssucher und Lehrer vollständig und richtig zu zeigen; ich lade die Leser ein, mit mir alle seine Werke in der Reihenfolge zu betrachten, wie sie entstanden sind. Dann weden wir ihn vor unseren Augen emporwachsen sehen, seine erste Anlage, seine spätere Entwickelung, seine schweren inneren Kämpfe mitlebend. Es lohnt sich das, ebenso wie es sich lohnt, Goethes Faust zu lesen, ist doch Tolstoi ein Faust höheren Ranges als der Goethesche. Der Dichter Tolstoi wird uns Nebensache sein; wir können seine Dichtungen viel höher schätzen als er selbst es heute thut, aber viel höher als seine poetische Kunst erscheint uns doch seine nach dem göttlichen Lichte strebende Seele und sein gewaltiges Predigeramt."

Redacteur

einer Tages-Zeitung, Feuilletonist und Kunstkritiker von Ruf, mit besten Referenzen (auch von der „Gegenwart" warm empfohlen), sucht die

Berliner Vertretung

für größeres Provinzblatt oder Zeitschrift auf dem Gebiete der Berichterstattung über Theater, Kunst und öffentliches Leben. Unter L 25 an die Expedition der „Gegenwart".

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Königr. Sachsen

Technikum Hainichen

[illegible] Ingenieure & Techniker 4 u. Werkmeister 2 Sem. Staatl. Oberaufs.

Direktor E. Boltz.

Bismarcks Nachfolger.

Roman von **Theophil Bolling.**

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz in Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Thüringisches

Technikum Ilmenau

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.

Director Jentzen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 20. April 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Pension der Excellenz.

Einige Minister Seiner Majestät sind unzufrieden. Nicht mit dem Gange der Politik, auf den sie ja keinen Einfluß haben und der ihnen deßhalb mit Recht farcimentum geworden ist. Auch nicht mit der Thatsache, daß der kommende Mann v. Siemens wieder einmal beim Kaiser gefrühstückt hat, und zwar in Gesellschaft richtiger Könige und Erbprinzen. Was ein unverantwortlicher Rathgeber thut, geht verfassungsmäßig die verantwortlichen nichts an. Ebenso wenig betrifft ihre Unzufriedenheit die zweideutige staatsrechtliche Stellung, in der sie andauernd handlangen und bangen, und die sie zwingt, Nachmittags emphatisch Thaten oder Worte zu vertreten, von denen sie zwei Stunden früher vielleicht keinen farblosen Ahnungsschimmer gehabt haben. Nein, es geht um wichtigere Dinge. Die Pension der außer Dienst gestellten Excellenzen hat sich als zu gering erwiesen. Durch die Blume ist uns zu verstehen gegeben worden, daß manche verantwortlichen Rathgeber des Kaisers von der ultima ratio, der Demission, in geeigneten Fällen nur deßhalb keinen Gebrauch machen, weil Rücksichten materieller Natur es ihnen verbieten. Bekanntlich — bei unserem regen Verfassungsleben darf man Alles als bekannt voraussetzen — sind nur zwei Drittel des Ministergehaltes pensionsfähig. Jüngere Excellenzen laufen deßhalb Gefahr, durch die Entlassung mit ihrer Familie in bedrängte finanzielle Lage zu kommen. Und das um so mehr, als nicht jeder abgeschnürte Minister gleich wie Herr v. Boetticher in einen weich gepolsterten Oberpräsidenten-Sessel oder eine Domherrn-Pfründe fallen kann. Daher scheint es billig, daß Pensions-Mindestsätze festgestellt werden, die gestürzten Größen den standesgemäßen Unterhalt verbürgen.

Die Klage über unzureichende Minister-Gagen und -Pensionen ist erst neueren Datums. Wäre sie schon zu Bismarck's Zeiten erhoben worden, dann hätten sich nicht nur die Nadelstich-Politiker, sondern auch die gegen sie gewandt, denen treue Führung des höchsten Staatsamtes überhaupt nicht mit Geld zu bezahlen zu sein schien. Bismarck begnügte sich denn auch mit einem verhältnißmäßig lächerlich kleinen Gehalt. Erst seine Nachfolger ließen es sich verdoppeln. Wie wir sehen werden, von ihrem Standpunkte aus mit Recht. Bismarck betrieb die Politik als vornehme Kunst, während sie jetzt ein ehrbares Handwerk geworden ist. Ihm bedeutete die Ministerwürde Macht und Größe, heute ist sie nichts als die oberste Staffel der Verwaltungshierarchie, die zwar, sieht man von der Botschafter-Stellung ab, besser bezahlt wird als jeder andere Posten, sich aber sachlich nicht von ihm unterscheidet. Der Minister ist heute ebenso unbedingt und widerspruchslos der gehorsame Diener des Monarchen, wie irgend ein Subaltern-Beamter. Dadurch hat die Gagefrage natürlich ein anderes Gesicht gewonnen. Während die Thätigkeit des staatsmännischen Genies nun und nimmer nach der Gehaltsscala gewerthet werden kann, hat der moderne Normal-Minister gerechtfertigten Anspruch auf eine Entlohnung, die der von ihm geleisteten Arbeit entspricht. Wenn er hört, daß aus dem Dienst geschiedene Untergebene, wie der celebre Herr Micke, von Privatgesellschaften 100 000 Mark Jahresgehalt beziehen, so muß sich Alles in ihm dagegen empören, daß er mit einigen 36 000 Mark, mit dem dritten Theile dieser Summe, abgefunden wird. Auch das Beispiel der Bankdirectoren wirkt aufreizend. Man braucht gar nicht auf Herrn v. Siemens, der nun vorm Hafen in Quarantäne liegt, zu exemplificiren. Auch Herr Miquel hat als Mitleiter der Disconto-Gesellschaft fünffach so hohe Einnahmen wie jetzt gehabt. Allerdings läßt sich auf diesen Hinweis erwidern, daß die Bankdirectoren selbstständig arbeiten und disponiren, sowie eine weitgehende Verantwortung übernehmen müssen, was von den Ministern natürlich nicht behauptet werden darf.

Immerhin ist der preußische Ministergehalt unbillig niedrig bemessen, und die Ruhegehälter sind es erst recht. Mit 300 000 Mark entschädigte die Große Berliner Straßenbahn-Actien-Gesellschaft Herrn Micke — um den Mann nochmals zu nennen — dafür, daß er seiner Pensionsansprüche an den Staat verlustig ging. Und doch hat er zweifellos zum weiteren Entgelt die üppigere Pensionsberechtigung bei der Straßenbahn erworben! Herr Micke braucht gewiß kein größeres Haus als ein Staatsminister zu führen; die Lasten der Repräsentation drücken ihn weit minder schwer. Er hat es nicht nöthig, außer seiner Bureau-Thätigkeit auch noch im Reichstag und Abgeordnetenhause stundenlang Rede und Antwort stehen, sich sogar gesalzene Grobheiten sagen lassen zu müssen. Seine Arbeitskraft wird nicht entfernt so in Anspruch genommen, wie die eines Portefeuille-Inhabers. Die bescheidene Forderung der Excellenzen, daß man ihnen wenigstens die Pensionen aufbessere, ist deßhalb durchaus berechtigt, und man sollte nicht zögern, sie zu erfüllen. Am besten wäre es, den Ruhegehalt dem wirklichen Gehalte gleichzusetzen. Deutsch-

land und Preußen hätten dann begründete Hoffnung, alle die Minister im Handumdrehen wieder loszuwerden, die ihrem Posten zwar absolut nicht gewachsen sind, dies auch durchaus einsehen, sich aber, den führenden hauptstädtischen Blättern zufolge, verzweifelt an's Amt klammern müssen, um die Existenz ihrer Familie nicht zu gefährden. Das sind unwürdige Zustände. Und die Steuerzahler, die jetzt für China, also für eine verlorene und nutzlose Sache, 500 Millionen Mark geopfert haben, werden mit Vergnügen armselige fünf Millionen für ihre Befreiung von den bedauernswerthen Klebe-Excellenzen aufbringen.

Die Nation muß sich in die neuen Zeiten fügen. Und sie wird es thun. Sie thut es bereits. Noch hat kein maßgebendes Börsenblatt auf die sonst so zärtlich geliebten und gepriesenen englischen Zustände hingewiesen, wo, von Joe Chamberlain abgesehen, bisher noch jeder Minister baares Geld zugesetzt hat. England, das reiche, vergütet seinen Staatsmännern eine so phantastisch geringe Summe, daß nur notorisch wohlhabende Männer sich den Luxus gestatten dürfen, Portefeuilles anzunehmen. Und man mag den Capitalismus in jeder anderen Form mit Entschiedenheit bekämpfen: als leitende Männer sind nur begüterte Politiker erwünscht, die nie in die Versuchung kommen können, über ihres Leibes Nahrung und Nothdurft das Staats-Interesse zu verletzen, oder auch bloß zu vernachlässigen. Die wirthschaftliche Unabhängigkeit der Minister ist einer der Grundpfeiler des modernen Verfassungslebens. Mit vollem Recht sträubt sich die Regierung dagegen, den Reichstagsabgeordneten Diäten zu bewilligen, freie Volksboten zu bezahlten Abstimmungs-Beamten zu machen. Freilich darf sie das nur so lange thun, als sie selber jede Entschädigung zurückweist, die die Höhe eines Ehrensoldes, einer sozusagen symbolischen Vergütigung überschreitet.

Dazu aber, es sei wiederholt, ist sie nur verpflichtet, wenn sie an dem Buchstaben der Verfassung und den bismärckischen Gepflogenheiten festhalten will, die das eigentliche Regierungswerk in die Hände der Staatsminister, der verantwortlichen Rathgeber des Königs, legen. In die Hände straffer und stolzer Männer, die sich nicht als Handlanger, nicht bloß als unterwürfige Organe eines höheren Willens, sondern als Eigene fühlen. Solche Politiker würden allerdings den Vorschlag, ihre Pension zu erhöhen und dadurch ihre Unabhängigkeit zu sichern, lächelnd bei Seite schieben. Ob mit oder ohne Pension würden sie ihr Amt in dem Augenblicke niederlegen, wo sie ihre Schaffensfreude schwinden fühlten, weil sie daran verzweifeln müßten, der von ihnen erkannten Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Das sind die Männer, für die der Artikel 44 der preußischen Verfassung geschrieben worden ist und über deren Thaten die Geschichte richtet. Man darf sie mit denen nicht in einem Athem nennen, mit denen nicht vergleichen, deren Bedeutung für das Land Einem erst dann klar wird, wenn man nach ihrer Abdankung die einzelnen Positionen des Pensions-Etats durchstudiert.

Caliban.

Was kann der Gutsbesitzer thun, um seine Tagelöhner seßhafter zu machen?

Von A. Trampe.

Ueber die Ursachen des Abzuges der Arbeiter vom Lande in die Stadt ist man sich einig. Einmal war es das Aufblühen und ständige Wachsen unserer Industrie, welche durch ihre scheinbar hohen Löhne große Massen ländlicher Arbeiter an sich zog, zweitens war es der Aufschwung unseres Zuckerrübenbaues, welcher zunächst die Sachsengängerei und später das Hin- und Herwogen der ländlichen Arbeiterbevölkerung aus einer Provinz in die andere veranlaßte. Wenn als Gründe für das Fluctuiren der Landbevölkerung noch die Sucht nach Vergnügungen und der Hang nach größerer Freiheit genannt werden, so mögen sie wohl ihre Berechtigung haben, können aber nur als nebensächlich gelten. Den Hauptanstoß zur Lockerung der Beziehungen zwischen Arbeitern und Besitzern haben die Landwirthe Sachsens gegeben, und ihr Vorgehen war so einschneidend und bedeutungsvoll auch für andere Gegenden, daß ich zum besseren Verständniß der Entwicklung der Arbeiterfrage näher darauf eingehen muß. Als in Sachsen in Folge des blühenden Zuckerrübenbaues die Bodenwerthe enorm stiegen, begingen die sächsischen Gutsbesitzer den Fehler, von der Naturallöhnung zur reinen Geldlöhnung überzugehen. Damit wurden dem ländlichen Arbeiter alle Bedingungen, namentlich aber das Land und die Viehhaltung, entzogen, die ihm bisher den Aufenthalt auf dem Lande noch begehrenswerth erscheinen ließen. Auch der Arbeiter hat seine Ideale ebenso gut wie jeder andere Mensch, und wer den ländlichen Arbeiter kennt, der weiß auch, daß dessen ganzes Streben auf eine Wirthschaft mit etwas Land und eigener Viehhaltung gerichtet ist. In einer solchen können die Seinigen und er für sich selbst wirken und schaffen. Seine kleine Viehhaltung ist sein Stolz, ihr gehört seine Sorge und seine Thätigkeit in freien Stunden, und was er in solchen schafft, das schafft er für sich und seine Familie. Dieses Gefühl verleiht ihm ein gewisses Selbstbewußtsein und giebt ihm einen bedeutenden sittlichen Halt. Er hat dieselben Interessen im Kleinen wie sein Brodherr im Großen. Geht es diesem gut, so wirkt das auch auf seine Verhältnisse günstig zurück, ungünstige Witterung schädigt ihn ebenso wie Jene, gute und schlechte Preise empfinden Beide in gleicher Weise, und so ketten viele gemeinsame Interessen Arbeiter und Herrn zusammen. Derjenige Arbeiter, der selbst ein Stück Land für eigene Rechnung zu bebauen hat, weiß ganz genau, wie sorgsam er arbeiten muß, wenn er gute Erträge erzielen will, und wird daher die nöthige Sorgfalt auch nicht vermissen lassen, wenn er auf den Feldern seines Gutsherrn arbeitet. Alle diese gemeinsamen Beziehungen zwischen Gutsarbeiter und Gutsherrn wurden durch die Abschaffung der Naturallöhnung nicht nur beeinträchtigt, sondern geradezu aufgehoben. Das Tuch zwischen beiden war zerschnitten. Der ländliche Arbeiter unterschied sich nun in Nichts mehr von dem städtischen. Diese Vorgänge blieben leider nicht auf das Königreich und die Provinz Sachsen beschränkt. Als sich in den siebziger und achtziger Jahren zahlreiche Sachsen in den östlichen Provinzen ankauften, führten sie in der Leutehaltung denselben Modus ein, und nun wurde auch dort die Seßhaftigkeit der ländlichen Arbeiter gefährdet, weil auch die eingesessenen Gutsbesitzer vielfach das Beispiel der Sachsen nachahmten. Die bösen Folgen ließen nicht lange auf sich warten, der Arbeiter zog vom Lande fort, wo ihm ländliche Lebenshaltung nicht mehr gestattet war. Die Liebe zur Scholle hörte auf, und leichten Herzens folgte er den verlockenden Anerbietungen aus den Großstädten und den Fabrikdistricten.

Es soll nun nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, Mittel und Wege anzugeben, wie das Geschehene wieder gut zu machen ist, denn eine Rückbewegung kann erst dann eintreten, wenn die Industrie ihren Höhepunkt überschritten haben wird; vielmehr muß es jetzt das Hauptbestreben der Landwirthschaft sein, die noch vorhandenen ländlichen Arbeiter auf der Scholle zu erhalten. Das kann aber nur geschehen, wenn neben der Beibehaltung oder Wiedereinführung der Naturallöhnung auch die Wohlfahrtspflege auf dem Lande in die richtigen Bahnen geleitet wird, und dazu kann nicht nur der Besitzer selbst, sondern auch die Gutsfrau, der Inspector, der Geistliche und Lehrer unendlich viel beitragen. Der Erfolg wird um so größer sein, je mehr die Genannten harmonisch zusammenwirken.

Die Grundlage muß immer die materielle Fürsorge für die Arbeiter bleiben. Zunächst müssen, wo die Möglichkeit dazu vorliegt, die ungesunden, unzulänglichen Wohnungen

in gesunde, praktisch angelegte Räume umgewandelt werden. Neue Wohnhäuser müssen nicht in dem modernen Stil, wie er bei den Wohnungen der Fabrikarbeiter nach einem gewissen Pferchsystem jetzt üblich ist, angelegt werden, sondern lediglich nach praktischen Gesichtspunkten und in Berücksichtigung der Gewohnheiten der Arbeiter in den einzelnen Gegenden. Hinter oder neben dem Wohnhause muß sich auch ein kleines Stallgebäude befinden, in welchem jeder Tagelöhner seine Kuh, seine Schweine, sein Federvieh und seine Futtervorräthe unterbringen kann. Der gemeinsame Deputat-Viehstall für alle Gutsleute wird sich ja bedeutend billiger stellen und für den Besitzer praktischer sein, aber bei den Landarbeitern selbst findet er wenig Anklang. Seine Kuh will er auch in seinem Stalle haben, in der Regel wird er auch mit seinem Vieh mehr und besseren Dünger erzielen, wenn er ihn für sein Land auf eigener Miststätte lagern kann, wie wenn er ihn zu gemeinsamer Verwendung auf die gemeinsame Miststätte bringen muß. Ebenso wird er mit größerem Interesse wirthschaften, wenn ihm zur Futtergewinnung nicht eine gemeinsame, sondern ein zugemessenes Stück Wiese überlassen wird, deren Erträge er auf seinem gesonderten Stallboden aufbewahren kann. Neben einem Morgen Gartenland in der Nähe seiner Wohnung müssen ihm je nach der Güte des Bodens 1—3 Morgen Feldland zum Kartoffel- und Getreidebau gegen eine billige Pacht eingeräumt werden. Die Gespannarbeiten hat die Herrschaft auszuführen.

Besonders dankbar werden die Landarbeiter oder Landarbeiterinnen sein, wenn ihnen auch Gelegenheit geboten wird, Lein zum eigenen Gebrauch anbauen zu können. Wenn dem entgegengehalten wird, daß man heute Leinwand billiger kauft, als man sie selbst herstellen kann, so bleibt doch zu berücksichtigen, daß die selbstgefertigten Stoffe bedeutend länger halten, als die gekauften. Dazu kommt noch, daß der ländliche Arbeiter für solche Sachen nicht gern baares Geld ausgiebt, weßhalb es auch mit ihrer Wäsche und Kleidung meistens da schlecht bestellt ist, wo kein Lein gebaut wird. Darunter leidet aber die Sauberkeit, was wiederum ungünstig auf die ganze Lebenshaltung zurückwirkt. Selbst in Gegenden, in denen der Webestuhl keine Stätte mehr hat, erzählen ältere Frauen mit Begeisterung von den gemüthlichen Spinnstuben-Abenden aus ihrer Jugendzeit.

Heute hat der Krug die Spinnstube abgelöst und nicht zum Vortheil ländlicher Sittlichkeit und Zufriedenheit. Mit den Spinnstuben ist ein gut Theil Dorfpoesie geschwunden. Mit einigem guten Willen von Seiten des Gutsherrn und der Gutsfrau läßt sich aber der Webestuhl bald wieder in seine alten Rechte einsetzen — und wohin er zurückkehrt, dahin werden auch bald wieder häuslicher Fleiß und Zufriedenheit einkehren.

Neben der Kuh, den Schweinen und den Hühnern müßte selbst die verhaßte Gänsehaltung gestattet sein, denn auch sie hängt mit den Sitten und Gebräuchen der Leute innig zusammen. Wo noch mit dem Flegel gedroschen und Getreide geworfelt wird, da ist der Gänseflügel unentbehrlich. In vielen Gegenden ist es eine unumstößliche Sitte, daß die Töchter bei der Einsegnung, anderwärts bei der Versprechung (Verlobung) ihr eigenes Bett erhalten. Die Anschaffung durch Kauf erfordert große Baarausgaben, die bei der Gänsehaltung fortfallen. Das rechnet sich der Arbeiter hoch an. Kein Gut ist zu klein, um nicht ein bescheidenes Weideplätzchen für die Taglöhnergänse hergeben zu können, von denen ja außerdem jede 6. oder 7. Gans der Herrschaft zufällt.

Vor allen Dingen soll man auch den verwerflichen Grundsatz abstreifen, dem Arbeiter die Arbeit so sauer wie möglich zu machen. Darin können wir von den Amerikanern lernen, die das Bestreben haben, dem Arbeiter die Arbeit leicht und bequem zu machen, damit jener entlastet, diese gefördert wird. Die Amerikaner waren die Ersten, welche auf den Ackergeräthen, wie Walzen, Getreiderechen, Mähmaschinen &c. Sitze anbrachten. Wir haben es von ihnen gelernt und nicht zum Nachtheil. Auch das Festhalten der Arbeiter auf dem Felde während stürmischen regnerischen Wetters ist kein Bravourstück. Es bringt höchstens den Nachtheil, daß am anderen Tage viele von den Leuten erkrankt sind.

Zu bedauern ist es, daß die Erntefeste auf dem Lande immer mehr abgeschafft werden; sie bieten die einzige Gelegenheit im ganzen Jahre, wo Vorgesetzte und Untergebene in nähere Berührung treten dürfen. Es ist das einzige Fest, welches das Gefühl der Zusammengehörigkeit, des harmonischen Zusammenwirkens zum Ausdruck bringt. Es ist gleichzeitig ein Dankfest, das der Herr seinen Arbeitern giebt; hier darf er ihnen für bewiesene Pflichterfüllung danken, und dieser Dank wird tief empfunden und wirkt anspornend noch lange Zeit nach. Die Freude des Erntefestes öffnet auch die Herzen und gestattet manches offene Wort, das dem Gutsherrn einen Blick in das Denken und Trachten seiner Leute gewährt.

Goldene Früchte der Treue und Ergebenheit werden Gutsherr und Gutsfrau ernten, wenn sie sich das Schicksal ihrer Tagelöhnerfamilie in der Weise angelegen sein lassen, daß sie an den Schicksalen der einzelnen Familien theilnehmen und freundlich auf ihre kleineren Bedürfnisse eingehen. Mit dem äußeren Schein ist es allerdings nicht gethan, und unsere Arbeiter haben ein feines Gefühl dafür, ob man es aufrichtig mit ihnen meint, oder ob man sie bloß bewundern will. Welch' wohlthätigen Einfluß übt es aus, wenn in Krankheitsfällen die Gutsfrau helfend eingreift, wenn sie ab und zu die Wohnungen ihrer Leute betritt und einige vertrauliche Worte mit ihnen spricht! Das wirkt belebend auf Ordnungsliebe und Sauberkeit. Wissen die Leute erst, daß der Herr oder die Frau ab und zu ihre Schwelle überschreiten, dann wetteifern die Arbeiterfrauen, jede will's am saubersten haben. In Fällen der Noth soll die Herrschaft den Arbeitern nicht nur in uneigennütziger Weise beistehen, sondern der Noth auch vorzubeugen suchen. Am empfindlichsten wird die Arbeiterfamilie betroffen, wenn ihr die Kuh oder die Schweine eingehen. Deßhalb soll man überall für den Anschluß an Vieh-Versicherungscassen sorgen oder selbst solche schaffen.

Das sind im wesentlichen die materiellen Punkte, welche die Wohlfahrtspflege auf dem Lande besonders im Auge haben soll. Wenn nun behauptet wird, daß selbst bei Beobachtung aller dieser Punkte die Arbeitercalamität nicht zu beseitigen ist, so widerspricht das meiner eigenen Erfahrung aus langjähriger Praxis. Als ein schlagendes Beispiel führe ich hier nur zwei Güter, W. und L. in Pommern, an. W. hält seine Leute nach den obigen Grundsätzen, L. nach sächsischem Modus in reiner Baarlöhnung. Trotzdem in L. lauter neue Gebäude für die Leute erbaut sind, hat es kaum die Hälfte der Wohnungen besetzt, während in W. sehr selten eine Wohnung leer steht. In W. werden jährlich 12 000 Mk., in L. bei fast gleichem Areal 46 000 Mk. Löhne bezahlt. Aehnliche Beispiele kenne ich noch mehr.

Hat man nun in materieller Beziehung alle Vorbedingungen für die ländliche Lebenshaltung der Arbeiter erfüllt, dann kann man erst ohne Schaden und mit Erfolg an die Wohlfahrtspflege in geistiger Beziehung denken, gegen welche ja noch viele Vorurtheile zu besiegen sind. Wie oft hört man die Aeußerung: „Das Landvolk muß in seiner Dummheit erhalten werden, denn klärt man die männliche Jugend durch Fortbildungscurse, durch Lectüre von Zeitungen und Büchern auf und bringt man der weiblichen Jugend Kenntnisse in der Haushaltung oder Handfertigkeiten bei, so verlassen sie das Land und ziehen in die Stadt, weil sie sich nun zu etwas Besserem berufen fühlen oder mit den engen Verhältnissen der Heimath unzufrieden werden." Diese Voraussetzung wird allerdings da eintreten, wo man sich um das materielle Wohl der Arbeiter wenig oder gar nicht kümmert, wo man sie in verfallenen Hütten wohnen läßt, wo man sie drangsalirt und wo man es überhaupt mit

scheelen Augen ansieht, wenn der ländliche Arbeiter in seiner Lebenshaltung nach Vervollkommnung strebt.

Man muß sich daran gewöhnen, den ländlichen Arbeiter, der in Gesittung und Denkungsart weit über dem städtischen steht, als vollwerthiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu betrachten und ihm eine menschenwürdige Behandlung zu Theil werden lassen, dann wird er auch für die geistigen Gaben, die man ihm bietet, empfänglich sein. So hat man auf vielen Gütern während der Winterszeit wöchentliche Zusammenkünfte der Arbeiter im Gutshause veranstaltet, an denen auch der Besitzer und die Beamten theilnehmen. Hier werden sie über neue Erfindungen und Vorkommnisse auf dem praktischen oder geistigen Gebiete, über Sitten und Gewohnheiten fremder Völker, über landwirthschaftliche Betriebe in anderen Staaten und über Politik unterhalten. Mit etwas Humor gewürzt, werden solche Vereinsabende dankbar und mit großem Interesse von den Leuten aufgenommen. Sehen die Leute erst, daß der Gutsherr auf ihre kleinen geistigen Bedürfnisse einzugehen versteht, so werden sie auch gern die Blätter lesen, die er ihnen zur Lectüre empfiehlt — und dadurch werden am besten die socialdemokratischen Flugblätter, die jetzt zu Tausenden auf's Land wandern, unschädlich gemacht. Mit der Zeit wird sich auch eine kleine Bibliothek schaffen lassen, deren Verwaltung der Lehrer des Ortes übernimmt, während die Lehrerfrau eine Spielschule für die Kleineren, eine Nähschule für die größeren Mädchen überwacht. Leider nimmt der Lehrer auf dem Lande eine recht schiefe Stellung ein, weil ihn der Gutsbesitzer meistens links liegen läßt. Der Gutsbesitzer sollte aber das größte Interesse daran haben, die Mitarbeit des Lehrers für die Wohlfahrtspflege auf dem Lande zu gewinnen. Nicht nur wegen seiner Bildung, sondern auch wegen seiner innigen Berührung mit den Leuten und seines oft großen Einflusses auf sie erscheint mir der Lehrer für diese Mitwirkung so sehr geeignet. Die Zeiten, in denen sich der Landlehrer fest an den Freisinn anklammerte, werden um so eher schwinden, wenn dem Lehrer Gelegenheit geboten wird, Hand in Hand mit dem Gutsherrn zu gehen. Man unterschätze diesen Factor, der mitten im Volksleben steht und wirkt, nicht und suche ihn bei Zeiten durch ein gutes Einvernehmen zu gewinnen.

Die Wohlfahrtspflege auf dem Lande wird um so schönere Früchte zeitigen, wenn Gutsherr, Gutsfrau und Inspector das materielle, Geistliche und Lehrer das seelische und geistige Wohl der ländlichen Arbeiter zu fördern suchen; dann werden die Stürme, die von der Stadt her den Frieden auf dem Lande bedrohen, leicht zu beschwichtigen sein, die Zufriedenheit wird wieder einkehren und die Liebe zur heimischen Scholle bestehen bleiben.

Raub-Bau.

Die Emission der neuen Reichsanleihe hat den Erfolg gehabt, den Herr v. Miquel voraussagte; ihm gelingt eben noch immer Alles, sobald er will, daß es ihm gelinge. Mit herzlichem Vergnügen sprang ihm die Börse bei, die sich von der Transaction ein paar Tage gutes Wetter erhoffte, und ebenso sehr beeilten sich die erbärmlich ausgeplünderten Privatcapitalisten, ihre neuen Sparthaler in Consols anzulegen und sie dadurch vor neuen Raubzügen der Speculation zu schützen. Nun ließe sich über die technischen Einzelheiten und das Drum und Dran gerade dieser Emission Manches sagen. Es ist immerhin betrübsam, daß das stolze, bombensichere deutsche Reich nur 87¹/₂ v. H. für seine dreiprocentige Anleihe bekommt, und das an demselben Tage, wo englische 2¹/₂ procentige Rente 96, dreiprocentige französische 101,33 notirte. Daß das Ausland sich die Gelegenheit zu Nutze machte und große Posten der neuen Papiere zeichnete, dürfen wir kaum als besonderen Triumph unserer Finanzkunst ausschreien. Indessen interessiren diese Einzelheiten weniger als die Hauptfrage, ob es wirklich ohne Weiteres gerechtfertigt war, die Kosten des chinesischen Abenteuers durch eine Anleihe aufzubringen und damit den Credit des Reiches abermals in nicht ungefährlicher Weise zu beanspruchen.

Unsere Finanzer, leider unter'm Druck alter Gewohnheit auch Herr v. Miquel, haben den volkswirthschaftlichen Grundsatz längst aufgegeben, daß Anleihen nur für productive Ausgaben erlaubt sind, während die laufenden Ausgaben, die Lebenskosten des Reiches, auf normalem Wege, also durch Steuern und andere directe Einnahmen, aufgebracht werden müssen. Erwirbt der Staat Bergwerke und andere Betriebe, baut er Kanäle oder Eisenbahnen, so ist die Kostendeckung durch Anleihen gerechtfertigt; hat man doch gegründete Hoffnung, daß die in Frage stehenden Unternehmungen das in sie gesteckte Capital rechtmäßig verzinsen werden. Dagegen ist die Anleiheform durchaus zu verwerfen bei militärischen Ausgaben. Sie ebenfalls durch Pump decken, heißt unverantwortlichen Raubbau auf Kosten der Zukunft treiben. Was wir für Heer und Marine auch an außerordentlichen Kosten zahlen, zahlen wir für unsere eigene Sicherheit, gleichsam als Assecuranz-Prämie. Es geht durchaus nicht an, die Last von uns auf die Schultern kommender Geschlechter abzuwälzen. Eine so liederliche Wirthschaft ziemt keiner rechtlich denkenden Nation, besonders aber keiner reichen und durchaus zahlungsfähigen. Jedes Jahr hat für seine Schulden aufzukommen; andernfalls ist der schmähliche Zusammenbruch der nationalen Finanzen die Frage eines einzigen Jahrhunderts.

Ob der Chinazug aus der Steuerkasse oder aus dem Ertrag einer Anleihe zu bezahlen ist, das hängt allein davon ab, ob gegründete Aussicht vorhanden ist, daß die Zopfträger alle von uns, freilich sehr gegen ihren Willen, für sie gemachten Aufwendungen bei Heller und Pfennig, mit Zins und Zinseszins zurückerstatten wollen. An diese ihre Absicht glaubt wohl Niemand. Und thatsächlich nimmt Niemand an, daß es dem geldarmen Lande möglich sein wird, die 400 bis 500 Millionen, die uns das Abenteuer bereits kostet, aus sich heraus aufzubringen. Alle anderen Mächte werden ja ähnlich hohe Ansprüche zu stellen haben. Wir können mit Eugen Richter ganz vergnügt sein, wenn wir 66²/₃ v. H. der ausgelegten Summe wiedersehen. Wahrscheinlich aber wird die Dividende geringer ausfallen. Und deßhalb war der Anleiheweg, trotz des von allen Officiösen mit vollen Backen gepriesenen, durchschlagenden Erfolges, falsch und volkswirthschaftlich verderblich. Wir gerathen immer tiefer in den Sumpf hinein, betreiben den Raubbau immer dreister.

Nicht nur auf dem Gebiete der reinen Finanz. Rücksichtsloser noch als der Staat, dessen Leiter wenigstens die allgemeinen Gesichtspunkte nie ganz aus dem Auge verlieren und immer ein bißchen auf das Urtheil der Weltgeschichte horchen, rücksichtsloser noch gehen die Privaten vor. Die Blüthe unserer Industrie beruht auf Deutschlands Kohlenreichthum. Nun nennen zwar Sachverständige unsere Kohlenfelder unerschöpflich, im Gegensatz zu den englischen, die den Abbau kaum noch 90 Jahre lang lohnen werden. Immerhin wird auch uns der steigende Verbrauch zwingen, in rasch anwachsende, größere Teufen zu gehen. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß die Technik zur rechten Zeit die rechten Mittel findet, um noch aus kilometertiefen Kohlenschächten fördern zu lassen; sicher ist nur, daß die größere Teufe die Kohle rapid vertheuert. Trotzdem wir das wissen, trotzdem das Rechenexempel so einfach zu lösen ist, verschleudern wir unsere Kohlenschätze mit vollen Händen, führten im vergangenen Jahre über 15¹/₄ Millionen Tonnen in's Ausland, in dem vergangenen Jahrzehnt überhaupt 114¹/₂ Millionen Tonnen! Dieser sinnlose Raubbau kommt ausschließlich den paar Kohlengrubenbesitzern zu Gute, während er die Allgemeinheit

empfindlich schädigt und eine Lebensader des deutschen Volkes unterbindet, wenn nicht gar durchschneidet.

Kommen einmal gesunde volkswirthschaftliche Principien zum Durchbruch, — und die schwere Noth der Zeit wird das erzwingen, — dann muß die solide Handhabung der staatlichen Finanzgeschäfte, die hausväterlich-reelle Deckung der Ausgaben, Hand in Hand gehen mit der Verhinderung des Raubbaus, den jetzt noch eine gewisse Industrie ungestraft treiben darf. Der Papierfabrikation beispielsweise, die unsere Wälder exportirt, unsere Wälder, von denen Deutschlands Klima zum großen Theil abhängt — auch ihr wird das Ausfuhrverbot nicht erspart bleiben dürfen. Richtet sie doch geradezu grauenhafte Verwüstungen an. Der Kohlenbergbau aber wird der Verstaatlichung nicht entgehen. Es drängt dazu der altdeutsche Grundsatz, daß die Bodenschätze der Allgemeinheit gehören; zwingender drängt dazu die Nothwendigkeit, unseren wichtigsten Reichthum nicht von profithungrigen Unternehmern und Raubbauern verschleudern zu lassen, denen das „Nach uns die Sintfluth!" nur allzu geläufig ist. Eine Wandlung der öffentlichen Meinung wird sich hier gerade so glatt vollziehen wie seiner Zeit gegenüber dem Eisenbahnwesen. Es ist tief bedauerlich, daß der moderne Staat alle diese Monopole leichtfertig aus der Hand gab; kein antiker oder mittelalterlicher Staat hätte sich ähnlicher Thorheiten schuldig gemacht. Zum Glück läßt sich der Schaden noch repariren. Freilich darf man nicht warten, bis die Wellen des Pump- und des damit eng verknüpften Raubbau-Systems über uns zusammenschlagen.

Freidank.

Literatur und Kunst.

Gottsched-Nachklänge im „Faust".

Eine Goethe-Betrachtung von Eugen Reichel.

Wenn man der nicht eben liebenswürdigen Worte gedenkt, welche der alte Goethe in „Dichtung und Wahrheit" dem großen Führer, Lehrer und Anreger des deutschen Volkes in der vorgoethischen Zeit glaubte widmen zu müssen und widmen zu dürfen, so sollte man meinen, daß Goethe's Denken und Schaffen dem Denken und Schaffen Gottsched's (von dessen Geiste der junge Frankfurter ja erst dann noch einen lebendigen Hauch verspürte, als dieser Geist schon dem Erlöschen nahe war) ganz fern gestanden; daß die beiden großen Männer sich zu einander verhielten, wie etwa die Nacht zum Tage. Um so überraschender wird es meinen Lesern sein, wenn ich ihnen mittheile, daß sich nicht nur in vielen Werken Goethe's (in seinen Gedichten sowohl wie auch in seinen Prosaschriften) Nachklänge aus den damals eben Jedermann mehr oder weniger bekannten Schriften Gottsched's wahrnehmen lassen, sondern daß Goethe (vielleicht ohne sich dessen ganz klar bewußt zu sein) dem „Rector aller Deutschen" geradezu ein Denkmal gesetzt hat in seinem Hauptwerke, im „Faust", dem nicht nur viele der eigentlichsten Anschauungen Gottsched's, oft sogar in nahezu wörtlicher Uebereinstimmung, zur besonderen Zierde des Gedichtes eingefügt sind, dessen Hauptgestalt sogar geradezu für ein Abbild Gottsched's gelten darf.

Die Behauptung wird Jedem, der sie liest, kühn, vielleicht dreist erscheinen. Ich werde sie also begründen müssen. Der Versuch soll sogleich (wenn auch für jetzt nur in engen Grenzen) gemacht werden.

Bedeutsam ist es zunächst, daß Faust, obwohl er von sich sagt: „Heiße Magister, heiße Doctor gar" (man versteht dieses „gar" nicht, denn „Magister" und „Doctor" sind gleichrangige Würden; der „Magister" war eben damals der Doctor Philosophiae; das „gar" hätte also nur einen Sinn, wenn dem „Magister" ein „Professor" entspräche), durchaus als Universitätsprofessor, ja mehr: als Universitätsrector gedacht ist. Denn erstens waren die „Famuli" nur Hilfsarbeiter der Professoren*), und die Gestalt des pedantischen Philologen Wagner hätte weder Sinn noch Bedeutung, wenn Faust wirklich nur als „Doctor" (Privatdocent) gedacht wäre. Zweitens aber weist, von verschiedenem Anderen abgesehen, die Gestalt des Schülers (eines der vielen „Buben", die bei dem berühmten Gelehrten sich Raths holen) und seine wichtige Unterredung mit dem als Faust verkleideten Mephistopheles ganz deutlich darauf hin, daß Goethe sich Faust als Universitätsrector gedacht hat, wenn er ihn auch, dem Volksbrauch zuliebe, nur kurzweg „Doctor" nennen läßt. Dieser Schüler, der eben erst nach Leipzig gekommen ist, naht sich nicht etwa einem „Doctor", der ja damals (so lange er nicht wirklich einen Professor vorstellte), ebenso wenig wie heute, eine amtliche Hochschul-Persönlichkeit war; sondern einem von „Allen mit Ehrfurcht genannten" Manne, der in der Universität so zu sagen heimisch ist. „In den Sälen, auf den Bänken, vergeht mir Hören, Sehn und Denken", sagt er; er hat sich also, auf seinem Wege zu Faust's Gemach, in den Hörsälen umgesehen und kommt nun, sich der maßgebenden Persönlichkeit ehrfurchtvoll anzuempfehlen. Das Alles könnte noch auf den einfachen Professor bezogen werden. Aber die Frage des angeblichen Hochschullehrers: „Was wählt Ihr für eine Facultät?" stellt es außer Zweifel, daß der Schüler in dem berühmten Manne den Universitätsrector erblickt, der eben ein Recht hat, ihn zu fragen, welcher Facultät er sich zuwenden will. So ist es denn auch ganz verständlich, daß Mephistopheles erklärt, „gleich heute beim Doctorschmaus als Diener seine Pflicht erfüllen" zu wollen, d. h. doch, als Diener der repräsentirenden Persönlichkeit der Universität, die eben dem „Doctorschmaus" gewissermaßen präsidirt. Und es ist ebenso verständlich, daß Mephistopheles, als er im zweiten Theil den Baccalaureus empfangen will, sagt: „Heut' bin ich wieder Principal" — Princeps, d. i. Hochschulfürst, und daß der Famulus, der inzwischen ebenfalls zum „Meister" gewordene Wagner, den verschwundenen Faust einen „hohen Mann" nennt.

Viel bedeutsamer ist jedoch der Umstand, daß eine ganze Reihe von Einzelzügen geradeswegs auf Gottsched hindeuten. Wahrscheinlich ist es bisher nur von wenigen Faustlesern bemerkt worden, daß die Reihenfolge, in welcher die vier Facultäten in den ersten drei Versen des ersten Faustmonologes genannt werden, eine höchst revolutionäre Gesinnung Faust's offenbart. Bis auf den heutigen Tag steht die theologische Facultät nämlich an allen deutschen Universitäten an erster, die philosophische dagegen an letzter Stelle. Gottsched aber war der Erste, der den Muth hatte, für die Philosophie den ersten Rang zu fordern und dagegen zu erklären, daß die Theologie von Rechts wegen an die letzte Stelle rücken müßte, die Theologie, die er „nicht eine Wissenschaft, sondern bloß eine Glaubenslehre" genannt wissen wollte. Ihm war die Philosophie geradezu „die Königin der Wissenschaften"; und schon als junger Magister sagte er (1726) in einer akademischen Rede**) unter Anderem: „Wie Wenige giebt es, die sich Schüler oder Liebhaber der Weisheit nennen wollen? Wer hat aber Schuld an diesem Uebel, als die verkehrte Einrichtung unserer altfränkischen hohen Schulen, die den

*) Ich weiß wohl, daß die meisten Professoren des Mittelalters sich kurzweg „Doctor" zu nennen pflegten, und daß man mir also einwenden könnte: mit diesem „heiße Doctor gar" solle eben gesagt sein „bin Professor gar". Aber diese Auslegung würde doch wohl etwas gezwungen erscheinen, um so mehr, als Faust etwas später ausdrücklich betont, daß er gescheidter sei, als „Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen". Zweifellos hat Goethe den „Doctor" nur beibehalten, weil der „Dr. Faust" als solcher volksthümlich war, und „Professor Faust" nicht so gut geklungen hätte. Zudem kommt es ja beim Professor auch darauf an, daß er „Doctor" ist; dieser Titel ist eigentlich das entscheidende Merkmal des graduirten Gelehrten. Zum Professor wird man ernannt; Doctor muß man werden.

**) Ein Jurist muß ein Philosoph sein.

höchsten Gipfel der menschlichen Vollkommenheit in die unterste Classe gesetzt und die Weltweisheit der geringsten unter allen vier Facultäten zur Beschäftigung angewiesen hat? Die Philosophie sollte billig den Vorsitz auf Akademien haben, denn sie ist der Inbegriff aller übrigen sogenannten höheren Facultäten. Der Gottesgelehrte muß von ihr die natürliche Theologie und Sittenlehre, der Rechtsverständige das Recht der Natur und die Politik, der Arzt aber die Naturwissenschaft erborgen. Alle Drei beschäftigen sich mit der Vernunftlehre, deren Lehrsätze sie unmöglich entbehren können, wenn sie nicht, wie die Blinden, im Finstern tappen wollen. Dergestalt hält nun die Weltweisheit alles Dasjenige in sich, was die übrigen Facultäten nur stückweise abhandeln: und ohne sie kann und pflegt nicht viel Gründliches gesagt zu werden." Bei anderen Gelegenheiten fordert er, daß man „die Philosophie vor allen anderen Wissenschaften" erlernen müsse; er „verlacht" Diejenigen, die „allererst nach vollendetem Fleiße in theologischen, juristischen und medicinischen Wissenschaften sich auf die Philosophie zu legen rathen"; er nennt die Weltweisheit „eine Mutter aller Wissenschaften" und vergleicht sie „dem hellen Sonnenkörper", von dem die anderen Wissenschaften „gleich dunklen Planetenkugeln ihr Licht und Leben empfangen". Wie ein Geständniß Gottsched's muthet uns überhaupt der ganze Anfang des ersten Monologes an, wenn wir daran denken, daß namentlich der junge Gottsched in einem vielleicht noch nie dagewesenen Grade ein Suchender und Ringender war. Eugen Wolff (der, trotz reichen Gottsched-Wissens, über die anerzogenen Vorurtheile nicht recht hinwegkommen kann) meint zwar: „Es klingt freilich wie Blasphemie, einen Gottsched zum Inbegriff des höchsten Strebens in Beziehung zu setzen": aber er fährt, sehr merkwürdiger Weise, also fort: „und doch: wenn wir in der Vorrede zum zweiten Bande der Weltweisheit lesen, daß er neben allen diesen philosophischen, mathemathischen, naturwissenschaftlichen und juristischen Schriften auch die Theologie ‚mit allem Fleiße studiret', so könnten wir uns fast versucht fühlen, von einem gewissen Faustischen Ringen, von einem heißen Bemühen auf allen Wissensgebieten, in Verbindung mit dem verzweifelten Gefühl der Unzulänglichkeit zu sprechen." — Ganz im Sinne Gottsched's ist es ferner, wenn Goethe (der es bekanntlich für eine Art von Unglück hielt, daß er „Leben und Kunst" in dem „schlechtesten Stoff", d. i. in der „Kunst deutsch zu schreiben" vergeuden mußte) seinen Faust die Bibel „in sein geliebtes Deutsch übertragen" läßt. Er bereitet hierdurch dem Manne, der, wie kein Zweiter vor und nach ihm, seine deutsche Sprache geliebt, für sie unaufhörlich gearbeitet und gekämpft und ihr das erste maßgebende Gesetzbuch geschaffen hatte, eine sinnige Huldigung.

Sehr schön hat Goethe dann die Zweiseitigkeit der Natur Gottsched's bei seinem Faust zur Darstellung gebracht. War doch Gottsched nicht nur der auf allen Gebieten des geistigwissenschaftlichen Lebens genau bewanderte, in Vielem seiner Zeit weit voraus eilende Denker, nicht nur der ehrfurchtgebietende „Mittelpunkt der Gelehrsamkeit", wie seine Verehrer ihn zu nennen liebten; war er doch zugleich in bevorzugtem Grade ein Mann von Welt, der über „die Eigenschaften der Pedanten und Schulmeister, die immer in ihren finstern und staubigen Winkeln stecken", sehr überlegen spotten konnte; war er doch vor Allem bis in sein Alter hinein der zärtlichste Frauenfreund: so sehr, daß die gehässigen Klatschereien über seine Liebeshändel selbst nach seinem Tode nicht verstummten. Muß doch Eugen Wolff, einer unserer belesensten Gottschedforscher, die „fortdauernd lebhafte Empfindung des Fünfundsechzigjährigen für das schöne Geschlecht" betonen; muß dieser Gelehrte, der die leidenschaftlichen Empfindungen des greisen Goethe für eine Minna Herzlieb, eine Ulrike von Levetzow zweifellos mit aller schuldigen Ehrfurcht betrachtet, von dem „ergötzlichen Einblick" reden, den „ein neuer schriftlicher Gefühlsaustausch mit einer Dame (der Frau Dr. Heck) in die Herzensschwingungen des alten Schwärmers (Wolff nennt ihn wohl auch einen „alten Schäfer", „greisen Courschneider" oder gar einen „verliebten Narrn"!) gewährt". Nun darf man sich zwar Gottsched (weder den jungen noch den alten) nicht als einen liederlichen Gesellen denken, der immer hinter den Weibern her war. Aber schon manche Gedichte aus seiner Jünglingszeit verrathen eine starke Empfindung für das „zärtliche Geschlecht", und bis zu seiner Verlobung und Verheirathung hat der stattliche, starke, feurige und — berühmte Mann in den Banden mehr als einer „Nymphe" geschmachtet.

An das freche Ankämpfen der „Jungen" gegen den unbequem gewordenen Altmeister erinnert dann die mit köstlicher Ueberlegenheit hingeworfene Scene zwischen Mephistopheles und dem Baccalaureus. Gottsched hatte ja nicht nur einen „von den Neusten, die sich grenzenlos erdreusten", sondern ein ganzes Geschlecht solcher „prächtiger Originale" kennen gelernt und erleiden müssen. Und ganz im Sinne Gottsched's ist es gesprochen, wenn „der alte Herr" auf die Dreistigkeit des Baccalaureus bemerkt:

„Wenn man der Jugend reine Wahrheit sagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das Alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln sie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meister war ein Tropf."

Hatte Gottsched doch allen den „gelben Schnäbeln" liebevoll „reine Wahrheit" gelehrt, und glaubten doch diese lieben Jungen jetzt dem Meister über den Kopf gewachsen zu sein, ihn „Tropf" und „Schelm" schelten zu dürfen. Ja, kennzeichnet doch der Baccalaureus gleich darauf den Punkt, um den sich der Kampf gegen Gottsched vornehmlich drehte, ganz erschöpfend mit den Worten:

„Erfahrungswesen! Schaum und Duft!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig!
Gesteht! was man von je gewußt,
Es ist durchaus nicht wissenswürdig."

Die Herren Schweizer und ihre Genossen verhöhnten Gottsched um nichts so sehr, als um seine Forderung, daß man „wissen", daß man „erfahren" müsse. Für sie war ja der „Geist", das „Genie", die Alles aus sich selbst schöpften, einzig maßgebend. Es galt ja diesen „Neuesten" einfach für „albern", die „Kunst" oder überhaupt etwas Gründliches „lernen" zu sollen — dafür waren sie ja „Genies"! Und so klingt denn die Antwort des „alten Herrn" in ihrer stillen, überlegenen Ironie ganz im Sinne Gottsched's und (für ernst genommen) zugleich im Sinne seiner Feinde bis auf den heutigen Tag:

„Mich däucht es längst. Ich war ein Thor;
Nun komm' ich mir recht schaal und albern vor."

Goethe hat hier die, von ihm ja noch kräftig miterlebten, Zustände sehr glücklich gezeichnet.

Ich muß aber, um nicht zu sehr in's Weite zu gerathen, mit diesen allgemeineren Betrachtungen hier aufhören*), und will mich nur noch in aller Kürze einigen Kleinigkeiten zuwenden, die sehr deutlich erkennen lassen, wie stark die Ein-

*) Aus diesem Grunde lasse ich auch den Staatsmann Faust im zweiten Theil des Gedichtes unbeachtet, um so mehr, als er im Volksbuch vorbereitet und von Goethe (der zwar Minister, aber nie eigentlich Staatsmann war und sich deßhalb, sobald die lustigen Tage in Weimar vorüber waren, stets nach seiner beschaulichen Ungebundenheit zurücksehnte, um zu sein, was er einzig und allein war: Dichter) ganz schattenhaft behandelt worden ist, da Mephistopheles eigentlich (wenn auch nur hinter der Scene) die staatsmännische, die handelnde Person des zweiten Theiles ist, nicht aber Faust. Gottsched's lebenslängliche Sehnsucht war bekanntlich die Politik. Alles, was er, zur Förderung seines Volkes, unaufhörlich als Schriftsteller forderte und wünschte, hätte dieser geborene Taktiker und Politiker (der die Politik „den Gipfel der praktischen Philosophie" nannte) gar zu gern thätig zur Wirklichkeit und Wirksamkeit gebracht. Die praktische Tendenz im zweiten Theile ist durchaus gottschedisch.

flüsse, die Goethe von Gottsched erfahren, bei dem Dichter des „Faust“ nachgewirkt haben.

Von dem „Klein-Paris“, das „feine Leute bildet“, will ich absehen, obwohl Gottsched seinem geliebten „Pleiß-Athen“ den Namen „Klein-Paris“ gegeben und des Oefteren erklärt hatte, daß Leipzig eigentlich der Brennpunkt der „artigen Welt“ (artig, dieses Lieblingswort Lichtenberg's und Goethe's, ist ebenfalls eine Schöpfung Gottsched's, der es zuerst für das übliche „polite“ anwandte) wäre, daß ein Deutscher, wenn er ein gebildeter Weltmann werden wolle, in Leipzig seine Studien machen müsse. Sehr viel bemerkenswerther sind jedoch einige andere Uebereinstimmungen.

So könnte man das erste Gespräch zwischen Faust und Wagner nahezu für eine Unterrichtsstunde bei dem Schöpfer der „Redekunst“ und der „Weltweisheit“ halten; denn was hier Faust vorbringt, ist nichts als ein sehr knapper, in seiner Knappheit aber doch wesentlich erschöpfender Auszug alles Dessen, was Gottsched über die Kunst des Vortrages und zumal über Kanzelberedsamkeit geschrieben und gesprochen hat. Jeder Kundige weiß, „wie schonungslos herausfordernd“ (Eugen Wolff), mit welcher tödtlichen satirischen Schärfe Gottsched, namentlich in seinen homiletischen Schriften, gegen die Unfähigkeit der damaligen „Redner“, zumal gegen die elende Kanzelberedsamkeit, gegen „die Künsteleien und den Schematismus der homiletischen Methode“ (Wolff) auftrat, wie „der erstaunlich kühne Autor“ (Wolff) mit ihnen die ganze Geistlichkeit gegen sich unter die Waffen rief, wie aber schließlich die protestantische und (was noch mehr sagen will!) die katholische Geistlichkeit in die Schule Gottsched's ging; und so auf der von Gottsched geschaffenen Grundlage eine Umwälzung erfolgte, deren Wirkungen bis in die allerjüngste Zeit angedauert haben.

„Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt Ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von Andrer Schmaus,
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus Eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewunderung von Kindern und Affen,
Wenn Euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet Ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es Euch nicht von Herzen geht.“

Und ferner:

„Such' Er den redlichen Gewinn!
Sei Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.
Und wenn's Euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig, Worten nachzujagen?“

Wer auch nur einigermaßen mit den Hauptschriften Gottsched's vertraut ist, den wird hier jede Wendung wie ein lieber Bekannter grüßen. Ich müßte in's Weite gehen, wenn ich an dieser Stelle auch nur den zehnten Theil Dessen, was Gottsched über Vortragskunst, über Reden und Declamiren, geschrieben hat, anführen wollte; um aber doch wenigstens den Beweis für meine (jedem Gottsched-Kenner allerdings ohne Weiteres einleuchtende) Behauptung zu liefern, will ich einige Sätze aus Gottsched's Reden und Schriften mittheilen:

„Den kürzesten Weg halte ich immer für den besten; und ich wollte fast behaupten: es leuchte weit mehr männliches Wesen aus einer kurzen, als aus einer weitgedehnten Art des Ausdruckes hervor“ (Die vernünftigen Tadlerinnen II, Stück 31).

„Das ist die Art der wahren Beredsamkeit: sie spielt nicht so gern mit Kindern, als sie mit ernsthaften Leuten umgeht x.“ (Akademische Rede vom Jahre 1728).

„Eine treffliche Beredsamkeit, die nur mit schwachen Köpfen zu thun haben und sich an keinen vernünftigen Zuhörer wagen will“ (Rede: „Daß ein Redner ein ehrlicher Mann sein muß“).

„Ein wahrer Redner muß seine Wahrheiten nicht mit Stroh und Stoppeln unterstützen. Er muß richtige Gründe zum Beweise seiner Sätze x. brauchen; er muß lauter richtige Vernunftschlüsse zu seinen Waffen wählen, als durch welche allein das Gemüth verständiger Zuhörer zum Beifalle bewogen werden kann“ (Akademische Rede in der vertrauten Rednergesellschaft).

„Niemand kann einen tüchtigen Redner abgeben, noch etwas Ueberzeugendes, etwas Rührendes, Bewegendes vorbringen, der nicht sich selbst, das ist, den Menschen genau beobachtet und durchforscht hat“ (Beiträge, Bd. 2, S. 16).

„Auf der Kanzel ist es nicht Zeit, zu grübeln, sondern in's Herz zu dringen, zu erbauen. Diesen Endzweck aber erreichen die ausnehmend methodisch-homiletisch-hermeneutischen Steinmetzereien nicht x.“ (Beiträge, Bd. 7, S. 622).

„Ein guter Komödiant und Redner muß Dasjenige erst bei sich zu empfinden bemüht sein, was er vorzutragen Willens ist“ (Kritische Dichtkunst).

„Man sehe mehr auf die Gedanken, auf den Inhalt, als auf den Schellenklang der Silben“ (Beiträge III, 4).

Was Gottsched im Uebrigen von der Beredtsamkeit forderte, wenn sie „rühren, bezaubern und entzücken“ sollte; wie er über das „Feuer der Gemüthsbewegungen“, über die „Ungezwungenheit“ des Vortrags dachte; wie er selbst im Ausdruck der höchsten Affecte „das einfache Wort, wie es aus dem Herzen kommt“, verlangte — das haben schon Waniek, Oberländer u. A. hervorgehoben; ich brauche mich hierbei nicht weiter aufzuhalten.

Der Hohn über „den Geist der Zeiten“, der in dem Geist der Herren Gelehrten zu einem Kehrichtfaß, einer Rumpelkammer und höchstens zu einer Haupt- und Staatsaction wird; die Klage über die Gebundenheit der Forschung und das Martyrium derer, die „dem Pöbel ihr Gefühl offenbaren“, bildet ein häufig wiederkehrendes Motiv in den Schriften Gottsched's. Ich muß mich auch hier auf ein paar Sätze beschränken:

„Was ist diese (historische) Gelehrsamkeit anders, als ein todtes Verzeichniß von den Irrthümern und Thorheiten der Menschen? Arme Sterbliche! Was ist doch die Beschreibung eurer Thaten, eurer Neigungen und Lehren anderes, als ein Register eurer Fehler und Vergehungen, eurer Unwissenheit und eurer Schwachheiten? ... Andere streben nach einer gründlichen Erkenntniß der Wahrheit ... Allein, was für Schranken sind leider! ihrem Verstande drinnen gesetzt? Wie wenige Wege können sie mit allen ihren Bemühungen recht ergründen? Wie ungewiß bleibt ihre meiste Wissenschaft?“ (Trauerrede auf Friedr. Reichel.) — „Die Aufrichtigkeit derjenigen muß verdächtig sein, die viel zu schwach von Gemüthskräften sind, als daß sie den Haß des gelehrten Pöbels ertragen könnten.“ (Rede zum Lobe der Weltweisheit.)

Die Worte, welche Faust dem Famulus nach der Unterredung widmet:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schaalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.“

enthalten in nuce nahezu Alles, was Gottsched bei so vielen Gelegenheiten über die „Wortkrämer“, „Erdwühler“ und alle Jene gesagt hat, die sich immer nur mit der Durchschnüffelung der Aeußerlichkeiten (Buchtexte, Büchertitel u. dgl. m.) beschäftigen, statt der „Sachen“ die „Worte“ lernen und sich statt des „Kerns“ mit den „Schalen“ begnügen.

Aber ich merke, daß ich mich noch immer auf den ersten Seiten des „Faust“ befinde und daß ich wahrscheinlich unversehens ein Buch zu Stande brächte, wenn ich in dieser Weise fortfahren wollte. Daher sei denn jetzt nur in aller knappesten Kürze noch auf Einiges hingewiesen, was sich ganz deutlich als Echo aus Gottsched's Gedankenwelt offenbart.

„Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie Deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Diese Worte überraschen bei Goethe umsomehr, als er in einem bekannten Gedichtchen den guten Albrecht von Haller wegen einer von diesem geäußerten ähnlichen Meinung kurzweg „Philister“ schalt. Wir verstehen sie erst, wenn wir uns Goethe als Leser des „Biedermanns“ denken, wo es unter Anderem heißt:

„Die Sinne stellen nie den Kern der Dinge vor;
Ein äußerlicher Schein füllt Auge, Mund und Ohr;
Fast Alles schmücket sich durch ein verstelltes Gleißen:
Der Geist ist viel zu schwach, die Larven abzureißen."

Sehr bemerkenswerth sind verschiedene Aeußerungen des Mephistopheles, dessen ganze Gestalt überhaupt den Eindruck macht, als ob Goethe eine der Haupttendenzen der Lebensarbeit Gottsched's sinnenfällig habe verkörpern wollen. Gottsched kämpfte namentlich in jüngeren Jahren sehr nachdrücklich gegen die damals noch ziemlich allgemeine Furcht vor dem Teufel; während andererseits seine ethisch-philosophische Betrachtung vorwiegend von dem Gegensatz zwischen Gut und Böse, Licht und Finsterniß, Wahrheit und Lüge beherrscht wurde; und drittens sein ganzer Abscheu sich auf jene kalte, höhnische Nörglersucht richtete, die auch schon damals ziemlich verbreitet war und der er selbst in späteren Jahren zum Opfer fallen sollte. Dieser Mephisto ist nun nicht nur der kalte Nörgler, der über Alles die Lauge seines Hohnes gießt, er nennt sich auch selbst einen „Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar" und stellt im Uebrigen einen Gesellen dar, den man wirklich nicht zu fürchten braucht: er ist ein sehr menschlicher Teufel, einer von den Teufeln, auf die das Gottsched'sche Wort: „Die schlechten Menschen sind sich selbst Teufel genug" sehr gut zu passen scheint. Er nennt sich auch „einen Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" — ganz im Sinne Gottsched's: „Selbst das Böse in der Welt muß denen zum Besten gereichen, die nach der Vernunft und aus guten Absichten das Ihre thun. Die Feinde der Wahrheit befestigen dieselbe auch wider ihren Willen, sogar indem sie selbige zu stürzen bedacht sind." (Lobschrift auf Wolf.) — „Auch das Böse in der Welt zieht fast alle Zeit etwas Gutes nach sich". (Weltweisheit.) — „Auch die Bösen sind nur Werkzeuge, wodurch Gott seine Absichten ausführt" (Ebenda). — „Das Böse gehört mit in den Zusammenhang der Welt" (Ebenda) u. dgl. m.

Unter all' den tiefsinnigen Betrachtungen und Scherzen des Teufels, für die man bei Gottsched so manche Nebenstücke finden könnte, sei hier nur auf die berühmten Verse hingewiesen:

„Du bist am Ende, was Du bist.
Setz' Dir Perücken auf rc."

Hier haben wir geradezu eine Lieblingsbetrachtung Gottsched's vor uns. Ich will nur die Stelle aus der „Kritischen Dichtkunst" anführen, die ja Goethe genau kannte: „Wenn ein kleiner Kerl sich gar zu hohe Absätze machte oder desto höhere Perrücken trüge, um größer zu scheinen, als er ist: so wäre er werth, ausgelacht zu werden."

Vor Allem aber bricht sich in dem Monologe Mephisto's: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft rc." die ganze Weltanschauung Gottsched's großartig Bahn: Goethe hat hier dem, wofür Gottsched Zeit seines Lebens kämpfte, wofür er am Ende seines Lebens von den unwissenden und der Tyrannei Vernunft spottenden Schöngeistern gestäupt wurde, ein hohes Lied gesungen.

Wenn in der nächsten Scene der Schüler offenherzig bekennt:

„Ich wünschte, recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur!"

so hören wir Gottsched sprechen, der in seinen hochbedeutsamen Ausführungen über die Mangelhaftigkeit des Schulwesens (Neuer, Büchersaal I, S. 74/83) unter Anderem sagt: „Man kennt den Umfang und die Geschichte der Wissenschaften nicht, denen man sich widmen will; man hat gar keinen Begriff davon, was man hergekommen ist, zu hören. Und dennoch will man so unbereitet die höchsten Wissenschaften, die Gottesgelehrtheit, die Rechte und alle Geheimnisse der Natur auf einmal lernen."

Die bekannten Worte des Mephistopheles:

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Um thierischer als jedes Thier zu sein"

finden wir im zweiten Bande der „Weltweisheit" fast wörtlich wieder; es heißt dort auf S. 51:

„So ist denn ein Mensch (der seinen Verstand nicht zu der Vollkommenheit bringt, daß er durch allen betrüglichen Schein der Dinge bis in ihr innerstes Wesen eindringe) und bloß diesen sinnlichen Lüsten folgt, noch ein ärgerer Sclave seiner Sinne, das ist: weit viehischer gesinnt, als das Vieh selbst."

Das berühmte Wort: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist" lautet bei Gottsched: „Das sind Schmeicheleien und Complimente, oder auf gut deutsch Lügen" (Anmerkungen zu Bayle's „Gedanken über Cometen").

Soviel für diesmal. Und jetzt noch eine Schlußbemerkung. Phantasiereiche Leser (namentlich solche, die da wissen, wie ich über Francis Bacon's „Shakespeare-Dramen" und ihre Entstehung denke) könnten, wenn sie meine Goethe-Betrachtung gelesen, vielleicht auf den Einfall gerathen, daß Gottsched selbst an dem Goethischen „Faust" irgendwie betheiligt sei. Ich bekenne offen, daß ich, als ich mich noch im ersten Gottsched-Rausch befand, bei Entdeckung dieser seltsamen Thatsachen ebenfalls an ein solches Verhältniß dachte; um so mehr, als Gottsched gewisse Beziehungen zum Faust-Stoff gehabt hat (siehe Eugen Wolff II, 184/5), und als Schwabe in der Vorrede zur zweiten Auflage der Gottschedischen Gedichte (1751) davon berichtet, daß der Meister „die müßigen Stunden seiner künftigen Jahre zu der Vollendung eines größeren poetischen Werkes anzuwenden gedenkt, welches er schon vor geraumer Zeit angefangen hat". Der Umstand, daß dieses Werk ebenso verschollen ist, wie der von Schwabe an derselben Stelle in Aussicht gestellte dritte Band von „zum Theil sehr wichtigen" kleineren Gedichten, die „der Herr Verfasser itzo noch mit Bedacht zurückgehalten hat" (es handelt sich wahrscheinlich vorwiegend um Liebesgedichte, zumal aus jüngeren Jahren, mit denen der gefeierte Rector, die von ganz Europa bewunderte Leuchte der Gelehrsamkeit, sich nicht bloßstellen wollte); wie die „ausführliche Historie der deutschen Sprache und Poesie" und die „Historie der Schaubühne", mit dem gesammten Nachlaß Gottsched's überhaupt, verschwunden sind (Adelung berichtete 1767, daß Gottsched's Nachlaß „ins Ausland verkauft" worden sei) — das Alles machte auch mich Anfangs stutzig, da bekanntlich Goethe in Breitkopf's Hause (dem Wohnhause Gottsched's) aus- und einging. Aber bei ruhiger Betrachtung der Lage muß ich es doch für ausgeschlossen halten, daß der mit reichsten eigenen Gaben gezierte Dichterfürst sich eine Dichtung oder auch nur Bruchstücke einer Dichtung von Gottsched ohne Weiteres angeeignet haben kann. Der Fall scheint mir vielmehr ganz einfach und klar zu liegen. Die große Erscheinung Gottsched's hatte auf das ganze Zeitalter in der mächtigsten Weise gewirkt; selbst in dem furchtbaren Kampfe, der sich seit Ende der vierziger Jahre gegen ihn erhoben hatte, nahezu (wenn auch vorwiegend in der Stille) 21 Jahre währte und sogar nach seinem Tode nicht ganz zur Ruhe kam, offenbart sich deutlich der gewaltige, der geradezu belastende Eindruck, den dieser damals von ganz Europa bewunderte Mann ausübte. Jedermann (und vor Allem die, welche ihn stets am rohesten bekämpften) hatte seine Schriften gelesen, wohl gar auswendig gelernt — seinem Einfluß begegnet man denn auch überall, selbst bei Denen, die ihn krampfhaft todtschwiegen. Als nun Goethe daran ging, den „Faust" zu dichten, mochte sich ihm ganz von selbst die Gestalt des gestürzten Titanen aufdrängen, der ja auch noch persönlich sein Lehrer gewesen war, der sich in allen Facultäten sehr ernsthaft umgesehen und die Gemüther seiner Zeitgenossen mindestens ebenso beschäftigt hatte, wie Bismarck die Gemüther unserer Zeit beschäftigt hat und beschäftigt. Konnte doch von Allen, die Goethe kannte, keiner so gut zu seinem Faust Modell sitzen wie der „Rector

aller Deutschen", der eine unübersehbare Schaar von Schülern erzogen und Riesenarbeiten geleistet hatte, die eine übernatürliche Hülfe zur Voraussetzung zu haben scheinen konnten. Bei wem sonst hätte Goethe ein Modell für den Faust finden können, für den Faust, der noch nicht Grethchens Liebhaber geworden war, sondern der hochstehende, alle Zweige des Wissens überschauende, glaubenslose, die Beschränktheit der Welt mit überlegener Ironie belächelnde, mit dem „Teufel" furchtlos verkehrende, von einem unbezähmbaren Wissens- und Thatendrang erfüllte und schließlich von seinen eigenen „Creaturen" verhöhnte und zum Tropf gestempelte Universitätsfürst war?

Also wie gesagt: man soll keine falschen Schlüsse aus den an und für sich so sehr überraschenden Thatsachen ziehen. Man soll sich nur darüber klar werden, daß die Faust-Forschung, wenn sie das noch immer nicht gelöste Faust-Problem seiner Lösung näher bringen will, sich sehr ernstlich mit Gottsched's Schriften zu beschäftigen haben wird — und das kann gar nicht anders als zum Segen für uns Alle werden: vorausgesetzt, daß wir endlich einmal anfangen, lebendige Literaturwissenschaft zu treiben. Was das sei: lebendige Literaturwissenschaft? So hör' ich fragen. Davon vielleicht ein andermal; denn es handelt sich da um eine etwas umständliche Antwort.

Jung-Wien.

Von Eduard Engels.

Vier Jahre ist die Wiener Secession nun alt. Ihr Domicil am Naschmarkt, das einst so festlich in Weiß und Gold prangte, beginnt schon trüb und grämlich dreinzuschauen. Das Wort „secessionistisch", einst der verführerischste Lockruf der Reclame in Zeitungsinseraten und Schaufenster-Affichen, hat seine Wirkungskraft bereits aufgebraucht. Da entschließt sich die Secession, zum ersten Mal in allerhöchst eigener Person vor die Oeffentlichkeit zu treten, und sofort ist die alte Verzauberung wieder hergestellt. Ganz Wien versammelt sich in dem engen, vernachlässigten Treibhaus mit dem goldenen Lebensbaum auf dem Dache. In allen Kaffeehäusern erhitzt man sich die Köpfe im Streit über Werth und Unwerth der vermeintlichen Kunstreformen. Die Wäschermädels stehen staunend vor einem langen, schmalen Placat der Litfaßsäulen, über das ein Dutzend Schlangenlinien geheimnißvoll herunterrieselt. Und die Kunstverständigen kommen nachdenklich die Friedrichstraße heraufgetorkelt, das Herz voll guter Wünsche, vielleicht voll guter Hoffnungen.

Bei dieser ersten rein österreichischen Ausstellung steht vielmehr auf dem Spiele, als bei irgend einer der vorangegangenen anderen. Was Jung-Wien vermag und nicht vermag, ob es existenzberechtigt ist, eine Zukunft hat, gedeihen kann, das soll sich entscheiden. Im Catalog liest man: „Daß wir eine solche (rein österreichische) Ausstellung erst jetzt, als zehnte in der Reihe machen, ist begründet durch den Weg, den wir für unser Vorgehen gewählt haben. Unsere erste Ausstellung brachte eine Uebersicht über das Kunstschaffen des vorhergegangenen Decenniums, die folgenden acht haben die wichtigsten, am Kunstwerke der Gegenwart betheiligten Kräfte vorgeführt. So konnte das Publicum vor den Emanationen fremder Kunstanschauungen seine eigenen theils berichtigen, theils befestigen, so konnten wir durch die wechselnde Gesellschaft, in welcher unsere Werke erschienen, den Platz ermitteln, der uns selbst im Kunstschaffen der Gegenwart zukommt."

Ist das nicht recht merkwürdig? Eine Secession, die so sittsam, systematisch, altklug-vorsichtig auftritt? War nicht überall anderwärts die Secession ein Werk der Rebellion? Ihr erstes Auftreten nicht überall voll wilden, stürmischen, köstlich-frechen Erdreistens?

Ja, anderwärts! Aber: Eines schickt sich nicht für Alle. Hermann Bahr hat neulich mit verschlagener Dialectik im „Ver sacrum" auseinander gesetzt, daß die Secession in allen anderen deutschen Kunststädten ein Elementar-Ereigniß, in Wien dagegen ein — Kunst-Ereigniß gewesen sei ... Draußen erwuchs die Secession aus gegebenen Verhältnissen, in Wien mußte man sie erst machen. Draußen war sie ein neues Reis an altem Baum, in Wien ein Stockreis auf nicht allzu ergiebiger Scholle. Bahr drückt das allerdings bei Weitem nicht so deutlich aus. Er spielt die Sache in's Politische hinüber und vergleicht die vom Staate sich selbst überlassene Kunst einer Armee ohne Führer. Auch die schlagfertigste Armee könne nicht siegen, wenn sie keinen Oberbefehlshaber besitze. Es habe sich für Oesterreich zunächst einmal darum gehandelt, ein Commando zu schaffen, einen Mittelpunkt, um den sich das moderne Kunstleben krystallisiren konnte. Dieser Mittelpunkt sei eben die Secession.

Man sieht, es ist kein Anlaß, über die so seltsam unjugendlichen Anfänge des jungen Wien zu witzeln. Wie die Dinge liegen, verdient ein so soignirtes Auftreten sogar allerhand Hochachtung. Nur freilich darf man von Künstlern, die wie die Großväter handeln, nicht verlangen, daß sie wie die Enkel produciren. Was Jung-Wien malt, ist nichts weniger als jung. Es ist keine Spur von Frühling und Blüthe darin, sondern es ist alles voll müder, welker Anmuth, Gefälligkeit und Süße. Jung-Wien geht auf Lackschuhen und im Cylinder. Es hat kostbare, bizarre, selbst perverse, aber keine kühnen, starken, genialen Launen. Es hat wohl überhaupt keine eigentliche Schöpferkraft. Es ahmt in freien Variationen alle interessanten Pariser und Londoner Kunstmoden nach. Neue Offenbarungen der Schönheit darf man nicht erwarten. Die Wiener Moderne ist ein Garten, worin man alle salonfähigen Blumen Europas züchtet, worin aber kein einziges Gewächs autochthon wienerischen Ursprungs gedeiht.

Das Erfreulichste, was die Ausstellung zu bieten hat, ist die allenthalben hervortretende Neigung, die Malerei eine Kunst des Auges sein zu lassen. Was auch an Bildern geboten wird (ein hartes, kahles Figurenbild „Reigen" von R. Jettmar vielleicht ausgenommen), es ist immer wirkliche, vollbürtige, durch keine Zuthat verfälschte Malerei. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß all' diesen Bildern etwas Verträumtes, Unsicheres, Tastendes anhaftet. Man hat den Eindruck, als ob den Malern bei ihrem Cultus des Auges manchmal um „Kopf und Busen" bang geworden sei. Am liebsten würden sie jedenfalls gefühlvolle, zärtliche Stimmungen und Anecdoten gegeben haben. Da das aber leider nicht mehr in Ehren geschehen kann, so opferten sie eben das liebe Herz auf dem Altar des Verstandes. Noblesse oblige. Schade nur, daß bei dieser Unterdrückung der Natur auch alle Frische und alle Rasse verloren geht. Die Bilder werden blaß und anämisch. Wie denn überhaupt die ganze Ausstellung nirgendwo ein herzhaftes Erfassen der unmittelbaren Wirklichkeit, nirgendwo ein fröhliches Hantiren mit sonoren, starken Farben bekundet. Wohin man schaut, ist Alles mager und schmächtig. Das Colorit befleißigt sich der körperlosen Duftigkeit des Pastells. Statt mit der Natur liebäugelt man mit berühmten Bildern. Man geht völlig im Artistischen auf. Das artistische Kunststück, nicht der Kampf mit dem Object bestimmt die Production. Man treibt ein graciöses Spiel mit technischen Problemen, sucht mit Absicht Schwierigkeiten auf und ist immer geistreich, ohne doch jemals etwas zu sagen zu haben. Man weiß zu unterhalten, aber nicht zu ergreifen, zu plauschen, aber nicht zu beglücken.

Weitaus der Bedeutendste unter den im Ganzen 62 Angehörigen des Vereins ist G. Klimt. Das ist ein ganz feiner,

kostbarer Artist der Farbe und des Gedankens, dem die Akademie der Wissenschaften leider das Unrecht angethan hat, ihm drei Wandgemälde, die Philosophie, die Medicin, die Jurisprudenz, in Auftrag zu geben. Weit besser hätte man ihn Steine klopfen lassen. Denn was kann man aus Themen, die zu den Ladenhütern der lateinkundigen Malerei vergangener Zeiten gehören, heute noch viel machen? Klimt, der vor Jahren einmal ein Decorationskünstler von beinahe Makart'scher Gesinnung war, hat die scheußlichen Schwarten hergenommen und, wenn nicht gute Allegorien, so doch wenigstens gute Gemälde daraus gedeichselt. Unerfindlich ist mir, wie sich die Leute seiner Zeit über die Philosophie und neuerdings über die Medicin so erhitzen konnten. An den Bildern ist nämlich gar nichts, was an das rothe Tuch für Puter und Stiere erinnern könnte. Es ist eine so einfache, anspruchslose Malerei, wie man sie nur auf Secessionsausstellungen finden mag Und die Idee der Bilder? Ja, ist denn auch die nicht ganz einfach, sobald man bloß darauf verzichtet, Geheimnisse zu suchen, die nicht vorhanden sind? Auf dem Gemälde der Medicin steht eine in Roth und Gold gekleidete, statuarisch feierliche Frauengestalt, welche eine gläserne Schale emporhält. Ihr zur Linken steigt ein Schwarm alter und junger, siecher und gesunder Menschen auf, in deren Mitte man den Tod erblickt. Zur Rechten aber schwebt, in halb liegender Stellung, ein junges Weib und etwas tiefer, durch einen blauen Schleier mit ihm verbunden, ein kleines Kind. Ist da eine Erklärung nöthig? Wir haben auf der einen Seite die Geburt des Menschen, durch welche Krankheit und Tod in die Welt kommen, auf der anderen Seite die Menschheit, in deren Reihen der Tod seine Ernte hält, und zwischen beiden Gruppen die Medicin, welche sich des Goethe'schen Wortes bewußt zu sein scheint:

> Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen:
> Ihr durchstudirt die klein und große Welt,
> Um es am Ende geh'n zu lassen,
> Wie's Gott gefällt.

Sehr beziehungsreich ist dem Tod eine Frau beigesellt, welche ein Kleid von derselben Farbe wie die Medicin trägt. Ebenso sinnig ist über das Gerippe des Todes derselbe blaue Flor gezogen, der auch das junge Weib mit seinem Kinde verbindet. In diesen beiden tragikomischen Nuancen dürften alle Räthsel beschlossen liegen, welche das Bild überhaupt enthält.

Nach Klimt, sagt Richard Muther, sowie den Regisseuren der Secessionsausstellungen, J. Hofmann und K. Moser, kommt zunächst ein großer Abstand und dann folgen die übrigen, nicht unter die führenden Geister der europäischen Malerei zählenden Aussteller: F. Andri, der in der Art Rollet's von den Arbeitern des Feldes erzählt, W. Bernatzik, der als ein etwas schwerfälliger Cazin Dämmerungs- und Zwielichtprobleme behandelt, J. Engelhart, der Maler des Wienerthums, der die braven, kleinen Leute schildert, O. Friederich, der unter Leitung Raffaelli's Winterstudien malt, F. König, der von Schwind ausgehend, zarte Landschaften mit Fabelwesen bevölkert, J. V. Kollmann, der wie Aman Jean träumerische Frauenköpfe auf vaporose Hintergründe setzt, K. Moll, der, auf Schindler fußend, seinen Landschaften sehr viel Leuchtkraft und decorative Fernwirkung zu geben weiß, A. Nowak, in dessen Landschaften flimmernde Farbenflecke sich zu großen, plastischen Formen verdichten u. s. w. Was beinahe alle diese Künstler verbindet, ist eine absonderliche Neigung, mit ganz kurzen, schmalen Pinselstrichen zu arbeiten. Maler, die einen kühnen Pinselhieb zu führen wagen, wird man, außer Engelhart, kaum finden. Und wenn man Einem begegnet, darf man sicher sein, daß er in München wirkt. Es ist eigenthümlich, wie mannhaft die Hölzel, Knirr, Nißl, Putz unter den femininen Wienern erscheinen.

In einem einigermaßen vollständigen Bericht über die Ausstellung darf das außerordentliche Regietalent der Secessionisten nicht vergessen werden. Ihnen fällt immer etwas ein. So haben sie jetzt von den verschiedensten Malern eine ganze Serie Porträts im gleichen Format malen lassen und diese an einer gemeinsamen Wand vereinigt. Da haben nun die Wiener Gelegenheit, fast sämmtliche Arten der modernen Bildnißmalerei kennen zu lernen und sich ihren Leibporträtisten zu erkiesen. Gleichzeitig wird der Ausstellung, die sonst leicht in eine Menge Einzelheiten zerflattert wäre, ein Element der Concentration zugeführt, dessen beruhigende Wirkung man gern empfindet.

Im Ganzen will die Ausstellung, wie die Veranstalter sagen, kein erreichtes Ziel feiern, sondern nur den Ausgangspunkt des weiteren Strebens markiren. Das ist sehr artig ausgedrückt und klingt durchaus glaubwürdig. Denn vielleicht ist für alle diese Wiener Modernen nichts bezeichnender, als ein leises „I trau mi net“, das jedes ihrer Bilder flüstert. Sie sind auf eine wirklich liebenswürdige Art bescheiden. Sie könnten gewiß viel mehr, wenn sie bloß frecher wären. Sie befinden sich halt in einer unglaublichen Erregung. Die ganze Welt ist voll neuen wirbelnden Kunstlebens, und sie als die Letzten treten in den Wirbel hinein. Das macht sie zaghaft und läßt sie wohl auch das Fremde überschätzen. Geben wir ihnen also einmal Zeit, sich zu sammeln! Sie werden sich schon durchsetzen.

Münchner Caricaturisten.

Von Arthur Rößler.

I.

Wie ein Japaner ist Walter Caspari.

„Auf mein glattestes Papier kritzele ich mit meiner spitzesten Feder meine zierlichsten Buchstaben. Ich möchte Walter Caspari's Bild zeichnen.“ — So schrieb einmal Einer über Caspari und ich möchte so thun wie Jener. Denn Caspari's Wesen ist von filigranfeiner Zierlichkeit.

Ein kleiner Mann, anmuthig in der Bewegung, mit gepflegtem Leib, sehr höflich und mit einiger Würde im Gehaben. — Wie ein Japaner! So war der erste Eindruck, den ich von seiner Persönlichkeit hatte, und der sich noch vertiefte, als ich Caspari in seinem Studio sah.

Es stehen nur wenige Geräthe im Raum, aber sie sind von edler Art. Nicht belasten! das ist vielleicht Caspari's Grundsatz. Sich nicht belasten mit Gedanken, Thaten und Dingen; frei bleiben, in Fühlung bleiben mit der Natur, die Natur nicht zum Hintergrund zurückdrängen, sondern zur Hauptsache machen. Wenige Dinge besitzen! — So schaut es aus bei ihm: einige kunstvoll geflochtene Matten auf dem Boden, mit Seide bezogene Rohrwandschirme in den Winkeln, lackglänzende Schatullen auf den Tischen, eine langstenglige Stehlampe am Arbeitstisch, einige altväterische Bilder in weißgoldenen und mattschwarzen Rahmen an den rothen Wänden. Eine im Wesen leichte Einrichtung, verstellbar, beweglich wie die wechselnde Stimmung ihres Bewohners, an die sie sich jeweilig anpaßt. Alles ist licht, leicht und rein um ihn und frei, nur wenige Sachen stehen da; wenige Sachen, damit um so mehr Raum bleibt für alle Dinge. Er hat keine Bücherei, nur Bücher; aber jedes einzelne davon bedeutet ihm ein Erlebnis. Er ist mit ausgesuchtem Raffinement der Primitive. Wenn man dann in einem seiner weitarmigen Stühle aus der Biedermeierzeit zurückgelehnt sitzt, Blatt um Blatt in den Mappen des fleißigen Künstlers wendend, während der Primitive den im Niederrinnen goldig schimmernden Thee in die breitrandigen Tassen gießt, und mit sanfter Bewegung russischen Tabak, so duftend, so blond und dünnfaserig wie Frauenhaar, einer Dose entnimmt, dann fällt einem der an das Japanische erinnernde Styl Caspari's

wieder sehr auf. Und doch hat man nicht den Eindruck, als wäre es gemacht, daß er so lebt, daß er so gar nichts Wildgenialisches, Bohèmehaftes, Burschikoses an sich und um sich hat.

Caspari ist äußerlich noch nicht ganz frei, aber er wird es. Er hat zu kämpfen gehabt, und nicht nur um seine Künstlerschaft, oft genug auch um sein Leben. Er hat sich aus einer harten Jugend, einem schwierigen Anfang, nur auf sich selbst angewiesen, heraus- und emporgearbeitet, in der den Sachsen eigenthümlichen sicheren, beharrlichen Art. Von seiner Familie zum Kaufmannsstand gezwungen, verbrachte er einige qualvolle Jahre darin, bis eine kleine Erbschaft es ihm schließlich möglich machte, als Zweiundzwanzigjähriger auf die Leipziger Akademie zu ziehen. Aber das Geld reichte nicht lange, es wurde nothwendig, welches zu verdienen. So kam es, daß Caspari nicht mehr die Zeit hatte, alle Curse und Vorlesungen mitzumachen, sondern nothgedrungen als Autodidakt weiter lernte. Das Meiste lernte er nun von den Japanern. Wie er eigentlich zum Japanismus kam, weiß er heute nicht mehr; er hat gewiß einmal japanische Holzschnitte gesehen und dabei gestaunt: Wie vornehm sind doch die Japaner!... Die haben Cultur ... eine wunderbar sanfte, eine schöne Cultur. Wie konnten sie in der letzten Zeit so irre werden, von uns „Verbesserungen" — „Neuheiten" annehmen zu wollen? ... Wie konnte dies ihnen geschehen, die doch so überaus feine Sinne zur Wahrnehmung des Zartesten haben? ... Wie konnte ihnen, deren Kunst so vollkommen ist, daß sie durch einige absonderliche Linien und einige kostbare Farben allein schon das bewirkt, wozu wir Abendländer einen höchst umständlichen Apparat nöthig haben, einfallen, von uns lernen zu wollen? ... Die Fähigkeit, in schlichter Weise etwas Bedeutendes zu sagen, die die Japaner haben, hat Caspari zu ihrem Anhänger gemacht. Er wäre ein trefflicher Japaner geworden, ja ein so trefflicher, daß man bedauern könnte, daß er ein Deutscher ist und so manchen urdeutschen Zug hat in seiner japanischen Physiognomie. Aber wir sollen das ganz ohne „aber" thun, ihm gar nicht vorwerfen wollen, daß er anders zeichnet als Busch oder Thumann. Im Anschluß an wen oder was schafft ja jeder Künstler, jeder sucht sich sein Nährmittel. Caspari zeichnet im Anschluß an die Japaner, wie Diez im Anschluß an den Zopfstyl, Sattler an ältere Deutsche, Mucha an Schwind. Das schadet nichts, wenn der Künstler dadurch nur zu seiner Art, seiner Ausdrucksweise gelangt. Caspari ist noch nicht ganz dahin gelangt, bloß er zu sein; er, seine Kunst ist ein Gemisch. Aber er trachtet nach seinem Werk. Caspari's Japanismus besteht eigentlich weniger in der äußerlichen Nachahmung der zartlinigen Umrißzeichnung, als im Begehren, eine Stimmung, einen Character, ein Ereigniß oder was dargestellt werden soll, auf ein Detail zu reduciren, das stark genug ist, durch sich alle anderen Details in der Einbildung des Beschauers zu erregen. Das ist es: Erreger will er sein. Alles Unwesentliche ausscheiden, nur den Extract bieten, und damit die Gelegenheit, richtiger den Zwang, Alles hinzu zu fühlen, was nicht gezeigt wird, das will Caspari.... „Die Landschaft als Staffage des Menschen? Nein, das ist ja keine Landschaft mehr, kein Bild der Jahreszeit, wenn der Mensch darin mehr sein soll als ein Stück der anderen Natur; da kommt das Gefühl der Landschaft nicht zu Wort, und darauf kommt es doch an. Wenn man der Seele des Herbstes zur malerischen Erscheinung verhelfen will, kann der Mensch doch nicht mehr sein als höchstens die Staffage der Landschaft, er darf keine größere Rolle spielen als etwa ein sonderbarer Zweig, der aus dem Baume wächst, eine Heuschrecke auf kahlem Felde, oder besten Falls als ein Vogel zwischen hochstengligen Blumen. Ein Mädchen auf dem Reisfeld ist nur ein merkwürdiges Stück Reisfeld; so ist auch vor dem Frühling, dem Herbst der Mensch für sich sehr wenig, ein bischen Bewegung, eine Farbe, nicht mehr. Er darf keine Seele haben, er ist vielleicht ein frohes Stück Frühling, eine melancholische Geste des Herbstes. Das ist schon Alles, was er soll." — ... Das sagte einmal Suzuki Shonen, Kioto's berühmter Maler, aber ebenso gut hätte es Caspari sagen können, denn es drückt seine Meinung aus. Wie Suzuki Shonen zeichnet auch er just nicht gerade mit Vorliebe Menschen, wie Mancher vielleicht glaubt, der nur seine Witzblattzeichnungen kennt. Der Mensch gilt ihm zeichnerisch wirklich nicht mehr als ein Strauch. Die Bilder, die ihn bekannt gemacht haben, sind die ihm unliebsamsten. Alle diese Simplicissimus-Bilder, diese Witzwort-Begleiter entstehen, weil sie von ihm verlangt und weil sie ihm gut bezahlt werden. Sicherlich würde er sich mehr freuen, wenn er mehr von den Pflanzen- und Landschaftszeichnungen schaffen könnte, die das köstlichste Ergötzen seiner wenigen, zur Eigenarbeit freibleibenden Stunden sind, und von denen seine Mappen eine stattliche Anzahl bergen. Wenn man Caspari's Witzblatt-Zeichnungen aufmerksam betrachtet, wird man finden, daß seine boshaften Angriffe immer zag sind, daß sie neckende Bemerkungen eines liebenswürdigen Menschen, aber nicht die ätzenden eines Satirikers sind. Manche von Caspari's Zeichnungen im Simplicissimus und in der Jugend verrathen die Freude ihres Urhebers an der Stichelei, zugleich aber auch das erschrockene Gesicht des durch die eigenen Bemerkungen Betroffenen. Wirklich wehe thun will er nicht.

II.

Wie Abraham a Santa Clara ist Th. Th. Heine.

Im Münchner quartier latin, ziemlich am Rande der Stadt, wo sie schon sehr vorortlich aussieht und von vielräumigen Armeleuthäusern gebildet wird, hat Th. Th. Heine ein Stockwerk über dem Atelier F. von Uhdes sein Studio.

Ein berühmter Mann, haust er dort dennoch unbelästigt von den „Ateilerwanzen" genannten Besuchern; denn ihn zu besuchen, um über ihn zu schreiben, wagt doch nicht gleich jeder Schriftsteller, weil es ein mit einem Risico verbundenes Untersangen ist. Heine rächt sich nämlich gern an seinen Interviewern. Welchen Zeitungsmann schreckte nicht die Erinnerung an jenes Bild ab, in dem sich Heine darstellte, wie er just den Besuch eines Journalisten in seinem Atelier erhält? In dem fast mönchisch kahlen Raume sieht man ihn an der Staffelei stehen, zu seinen Füßen liegt ein Menschengerippe, das der allzu wißbegierige Feuilletonist verwundert anblickt; auf seine Frage, ob Heine an dem Skelett anatomische Studien mache, erhält er die Antwort: „Nein, das sind bloß die Ueberbleibsel von dem Kerl, der mich zuletzt interviewte." Das ist doch recht liebenswürdig aufmunternd! Doch Heine ist menschlich gar nicht so fürchterlich und sieht gar nicht so assyrohebräisch aus, wie er sich in den eigenen Zeichnungen gern caricirend darstellt. Er ist vielmehr ein „fescher Kerl" mit keck aufgewirbeltem, kleinem Schnurrbärtchen und listiglustig blickenden Funkelaugen. Gar nicht ein bißl decadent ist er, fast zu behäbig. Die Münchner Krautknödelkost schlägt ihm an.

Daß er immer ein schlimmer Junge war, daraus macht er keinen Hehl; besonders den Herren Akademieprofessoren ließ er viel graue Haare wachsen. Er hat immer mehr geullt als gelernt; und doch hat er es zu was gebracht. Das verzeihen ihm die Herren Professoren am wenigsten. Weil er nun schon einmal nicht „ordentlich" zeichnen lernte, legte er sich einen Styl bei. „Man hat immer einen Styl, wenn man nicht richtig zeichnen kann." Wie Caspari, so nahm auch Heine viel von den Japanern an; in der einfachlinigen Art vermag er am besten seine Ideen auszudrücken. Nur ist sein Styl noch mehr biedermeierisch als der Caspari's.

Besondere Sorgfalt verwendet Heine nicht auf die Technik, die Idee ist ihm die Hauptsache. Wie Abraham a Santa Clara sagt er etwas simpel, aber unmißverständlich derb und eindringlich. Wie Jener, ist auch er ein großer

Prediger seiner Zeit. Eigentlich Publicist. Ja, er ist der Journalist der „Simplicianer“, ein gewandter Journalist des Stiftes. Was ihm ganz besonders hervorragende Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß er nicht einen Text zu illustriren bekommt oder ein Bild zu zeichnen hat, zu dem nachträglich ein Text erdacht wird, sondern daß er jeden Text selbst findet, den er mit einer Zeichnung begleitet. Er ist der „gefährlichste“ unter den Zeichnern des „Simplicissimus“ und der Wichtigste, weil er ihr einziger Politiker ist, ein rothrother Soci. Vielleicht ist es am bewunderungswürdigsten an ihm, wie sehr er es vermag, durch bestimmte actuelle Beispiele seine abstracten Thesen gegen den Feind bildlich zu beweisen. Das ist seine hellste Lust. Nichts könnte ihm gleichermaßen Freude bereiten, als die ihm vom Feind immer wieder gebotene Gelegenheit, gegen seine Lächerlichkeiten und gegen die Niedertracht einer Welt voll Pose und Elend loszuziehen. Und doch ist sein ganzes Wesen durchdrungen von einer Sehnsucht nach Frieden und Schönheit. Es ist die Satire eben sein Ausdruck dafür. Er hat nur eine Schwäche: seine große Liebe zum Volk, zum gedrückten, dumpf hinlebenden Volk; aber selbst dieses eigene Gefühl giebt er seinem Spotte preis und verhöhnt es als deutsche Empfindelei. In seinem Herzen ist viel Nächstenliebe. Wenn man Anderen etwas anthut, wird er gleich bitterböse; was ihm selber Peinliches begegnet, entlockt ihm nur einen mokanten Gedanken und ein süffisantes Lächeln, denen er dann den charakteristischen graphischen Ausdruck giebt. Ein Erlebniß, wovon irgend einer sein Leben lang zehren würde, als von einem dramatisch-tragischen, ist ihm bloß ein curioses Abenteuer im „dunkelsten Deutschland“. So ist es mit seiner Haft auf der Festung Königstein. Das Unangenehmste daran war ihm die „schreckliche Langeweile“, unter der er litt, da ihm zum Zeichnen die Gelegenheit genommen war, und ihn von den zugleich internirten Duellanten seine antialkoholische Tendenz schied. Die ihm strafweise zugewiesene Beschäftigung, gewisse allergeheimste Gelasse einer gründlichen Lüftung und Reinigung zu unterziehen, füllte seine Zeit trotz der großen Reinigungsbedürftigkeit der „Gelasse“ nicht ganz aus.

Heine schmunzelt heute noch, wenn er sich an diesen „Zähmungsversuch“ erinnert. Zahm geworden ist er nicht; pfiffiger, bissiger noch. Was wir uns nicht eingestehen oder beschönigen wollen, das sagt er kraß heraus mit einem schrecklich mokanten Ton. Das deutsche Zeitgewissen könnte man ihn heißen. Heine ist nicht bloß ein Lustigmacher und Sittenschilderer, er ist ein gar ernster Pierrot, an dessen sausender Geißel statt der klingelnden Schellen hautausreißende Widerstacheln hängen.

Um den stolzen, zünftigen Herrn Collegen, die nur in großer Kunst machen, zu zeigen, daß er auch noch den Pinsel zu führen weiß, malt er auch zuweilen. Aber jetzt läßt ihm sein „journalistischer“ Beruf dazu immer weniger Zeit. „Er ist auch viel wichtiger als die Schwartenmalerei.“

III.

Der artistische Virtuos ist E. Thöny. Sein Oesterreicherthum nicht verleugnend, ist er um Vieles gutmüthiger als Heine. Er ist auch der bessere Zeichner — oder Maler. Ja, er ist der Maler der Gruppe, nur bedient er sich nicht der Farben. Wozu Andere alles Farbenraffinement brauchen, um die Wirkung des Lichtes, des blendendsten, flimmerndsten Sonnenlichtes herauszubringen, da genügt ihm seine fein verriebene chinesische Tusche und weißes Papier. Und doch ist das Ergebniß dieser zwei Mittel verblüffend. Wenn man Thöny's Bilder anschaut, muß man unwillkürlich blinzeln, so grell ist darauf das Licht. Alle seine Blätter verlangen nach dem Reichthum der Farben; doch nein, sie enthalten ja allen Reichthum der Farben latent. Thöny ist ihr Fanatiker, er suggerirt sie uns, da er sie uns schon nicht zeigen kann.

Die Sonne ist ihm die Hauptsache, spotten thut er so nebenbei. Hat Heine sich die Großen der Welt und die Staatsanwälte und Bourgeois*) als Opfer erkoren, so macht Thöny das Militär, die Studenten und Bauern zu den Zielscheiben seiner Glossen. Die Ersteren und Letzteren sind ihm die liebsten Modelle, weil sie sich viel im Freien unter den sengenden Strahlen der Sonne bewegen. Rücksichtslos bringt er es „an das Licht der Sonnen“, was ihre Lächerlichkeit ausmacht. Er hat es nicht nothwendig, zu stylisiren, denn er kann zeichnen. Mit der Unbestechlichkeit eines Objectives, eines photographischen Objectives nimmt er auf und giebt er wieder, was in den Sehwinkel seines scharfen Auges geräth. Nicht erst in ihm verzerrt sich ein Bild zur Caricatur, sondern er hat den überaus feinen Wahrnehmungssinn für jede caricaturistische Linie, die das Leben selbst bildet. Und er hat gewiß das beste Gedächtniß aller gegenwärtigen Zeichner, ein Gedächtniß wie nur Menzel noch. Aber er notirt sich nicht erst Alles zur Sicherheit, er vertraut seiner Reproductionsfähigkeit.

Thöny ist eine heitere Natur. Nicht im Grimme schafft er — aus Spaß. Es macht ihm ungemein viel Vergnügen, die Leutnants und Studenten zu frozzeln. Mehr als frozzeln will er nicht, und es geschieht dies in einer so einzigartigen Weise, daß sogar die Angeulkten sich nicht helfen können und laut loslachen müssen über sich selbst, über die köstliche Art, in der sie Thöny frozzelt.

Zu sehen, wie Thöny auf die Jagd geht, ist sehr ergötzlich. Alle Sonntage Vormittag, wenn vor der Residenz bei der Feldherrnhalle Militärconcert stattfindet, zu dem sich immer eine große Menge schlendernder Müßiggänger einfindet, ist auch Thöny zur Stelle und fahndet auf die jeunesse dorée in Civil und Uniform. Wehe jeder Person, die ihm auffällt, sie ist geliefert. So lange in München die Gepflogenheit bestehen wird, den Sonntagscorso zu bebummeln, werden Thöny die Modellpürschen leicht gemacht. Wie ein Trapper umschleicht er seine Beute, bis sie in das Sonnenlicht tritt, dann wartet er eine besondere Geste, ein Mienenspiel ab, und „siehgst es net, hast es net gsehgn“ hat er ihn schon, den Fähndrich oder Leutnant oder den an der Seite seines Leibburschen einhergehenden Fuchsen.

Thöny glaubt man es, daß er auch ganz gerne einmal etwas Schönes schaffen würde, daß er nicht nur in der Garstigkeit das Charakteristische sieht. Es geht sogar unter seinen Freunden die Sage, daß er sehr schöne, malerische und poetische Blätter geschaffen hat, die er aber verborgen in seinen geheimen Mappen hält. Diese verheimlichten Bilder wären vielleicht erst der eigentliche Thöny, würde er sie aber heute zeigen, so wäre man verblüfft und fände sie gar nicht „thönysch“.

Aus der Mappe eines mißvergnügten Poeten.

Von Theodor von Sosnosky.

Es giebt ein Land, dort hungern meist die Dichter,
Denn man betrachtet sie als schnöd' Gelichter.
Im Schriftthum herrschen blaubestrumpfte Vetteln,
Und wer Talent hat, mag getrost nur betteln.
Man zahlt Unsummen, gilt es Zung' und Magen,
Und für Cigarren, Weiber, Pferd und Wagen,
Für Schmuck und Hüte, Roben, Fächer, Tücher,
Doch keinen Heller hat man dort für Bücher;
Die Frauen lesen zwar, nichts Gutes eben,
Geborgtes nur, das nicht zurück sie geben;

*) Mit Ausnahme der gewissen Hochfinanz, die sowohl „Jugend“ wie „Simplicissimus“ ganz auffällig schonen! D. R.

Im Wirthshaus aber fest, wie angebunden,
Die Männer sitzen ungezählte Stunden,
Bei Bier und Wein, beim Kegeln, beim Tarocke,
Sie lesen nur, was rührt von ihrem Schmocke
Und rühmen sich, daß nie ein Buch sie lesen. —
„Wie heißt dies Volk? Sind's Kaffern, sind's Chinesen?
Denn kein Culturvolk sind wohl diese Geisteshenker?" —
Oh doch! Es ist das Volk der Dichter und der Denker!

*

Die Presse ist, das glaube mir, nur eine feile Dirne;
Von Druckpapier ist ihr Gewand und eisern ihre Stirne.
Ein armer Teufel darf sich nicht an ihren Reizen laben,
Doch wer gefüllt die Börse hat, kann jederzeit sie haben.

*

Man will die fremden Wörter nicht und schafft sie ab, im Schube —
Ein deutsches Wort für Redaction: Gesinnungswechselstube.

*

Ein deutscher Dichter bist Du
Und dennoch willst berühmt Du werden?!
Du eitler Thor! Vergißt Du?
Das glückt zwar Mördern, Wettrennpferden,
Den Bühnen-Prinzen und -Prinzessen,
Doch einem Dichter? — Wie vermessen!
Ein Mittel aber giebt es doch,
Schon Mancher hat's damit erreicht,
Und wenn Du willst, versuch es noch!
Zwar ist's nicht sicher und nicht leicht,
Doch hilft's allein Dir Ruhm erwerben —
Das Mittel heißt — erschrick nicht! — Sterben!

Feuilleton.

Das Unerträgliche.

Von H. v. Beaulieu (Hannover).

(Schluß.)

„Ich war zwölf Jahre alt, als ich mit andren Knaben im Walde umherstreifte und wir einen grausigen Fund machten: die Leiche eines Mannes, die an dem versteckten Platze schon wochenlang gelegen haben mochte. Es hieß nachher, es sei ein Betrunkener, der bei strenger Kälte erfroren.

„Die andren Knaben gruselten sich wohl, aber das machte die Sache nur noch interessanter. Einem gesunden Knaben mit robusten Nerven ist ein gewisses Maaß von Gruseligem, glaube ich, beinahe Bedürfniß. Ich wurde von anderen Knaben geradezu beneidet um mein Glück, daß ich etwas so Interessantes miterlebt hatte. Doch mit mir war es anders.

„Von dem gräßlichen Anblick der halbzersetzten Leiche war ich noch lange nachher vollkommen krank. Mit aller Gewalt suchte ich mich abzulenken, schöne Bilder vor meine Phantasie zu zaubern, mich durch interessante Bücher fesseln zu lassen. Aber zwischen Allem tauchte immer wieder das gräßliche Bild auf. Und des Abends vor'm Einschlafen! Flehentlich bat ich um eine Lampe, weil ich im Dunklen dem Gräßlichen wehrlos ausgeliefert war. Aber ‚ein Junge, der sich im Dunklen fürchtet', erntete natürlich nur Tadel und Spott.

„Es ist raffinirt grausam von der Natur, einen Menschen so zu beanlagen; sie gab mir zu dem Grauen vor allem Häßlichen die rasche Phantasie, die den Nerven eben die Eindrücke vorspiegelt, vor denen sie zurückzucken. Ich lernte es, mich selber zu behandeln, wie ein rohes Ei. Mit wahrer Angst vermied ich häßliche Eindrücke, grauenhafte Schilderungen, die von Andren mit Gier verschlungen werden. Denn in Bezug auf ekelhafte und grausige Dinge bleiben auch erwachsene Culturmenschen meist recht kindlich roh. Sie grausen sich daran, aber sie wollen dieses Grausige von Zeit zu Zeit, sei es, ihre Stumpfheit oder ihre Blasirtheit aufzurütteln. Ich habe die Menge mit aufgeregt glänzenden Augen, als ginge es zu einem Feste, einen Kirchhof beinahe stürmen sehen, als es hieß, daß eine Leiche exhumirt werden sollte. Unter dieser Menge waren zarte kleine Mädchen, elegante Damen!

„Natürlich grauten sie sich. Aber dieses Grauen mußte ihnen doch eine angenehme Sensation geben, weil sie es suchten. Und ich habe es gemieden, mit Angst, und doch hat mir das Leben überreich davon aufgedrängt."

„Aber das das stumpft sich ab mit der Zeit," tröstete ich.

„Ja, das sagst Du," rief er hohnvoll. „Nach meinen letzten Erfahrungen weiß ich das Gegentheil. Ich bin Dir den Rest meiner Beichte schuldig; das eben war ja nur eine Abschweifung.

Ich sagte Dir schon, der schreckliche Eindruck von dem Besuch an Thea's Grabe trat zeitweilig zurück hinter freundlichen Erinnerungen. Wenn ich das schöne Lenbachpastell von ihr ansah, wurde mir immer wohl. Dann empfand ich nichts als Zärtlichkeit, Sehnsucht, Schmerz. Ich sage, dann wurde mir wohl! Ja, denn diese Sehnsucht, die mich aufschluchzen ließ, wie ein Kind, die war Glück — gegen des Andere!

Ich hatte ihr Bild in das Schlafzimmer gehängt. Und wenn das Andere kam und mich quälte, das Gräßliche, Unerträgliche, das Nachts, — dann machte ich Licht. Und wenn ich ihre lebensvolle, lächelnde Lieblichkeit recht in mich aufgenommen hatte, legte ich mich ganz rasch hin, wie um mich selbst zu überrumpeln, und konnte schlafen — bisweilen!

Einmal sagte eine befreundete alte Dame zu mir: „Sie fahren gewiß sehr oft hinaus nach B. zu dem theuren Grabe!"

Ich stammelte verlegen etwas Bejahendes.

Nachträglich hatte ich Gewissensqualen, daß Fremde mich erinnern mußten, — wie allein meine arme Kleine da draußen lag, die sich so vor'm Alleinsein fürchtete. Und ich besuchte sie nicht, nur weil meine dummen Nerven ...

Ich schämte mich der Qualen, die ich erlitten hatte. Ich leugnete sie vor mir selbst ab. Ich fühlte mich wirklich, als sei das nun überwunden und würde nicht wiederkommen.

Ich erinnerte mich, daß Thea einst, als wir im Frühling an einem Kirchhofe vorbei gingen, mitleidig gesagt hatte: ‚Die armen Teufel! Wie grausam, daß man sie so allein läßt! Im Winter, in Schnee und Kälte, und des Nachts — immer allein! Und die sie lieb hatten, sind weit. Wirst Du mich auch einmal so allein lassen? Ich würde mich fürchten!'

Das war mehr spielerisch gesagt. Sie dachte nicht im Ernst an einen frühen Tod. Der Gedanke an Vergehen und Sterben machte ihr Schaudern. Es war gesagt, wie man solche Dinge sagt, wenn man sehr glücklich ist. Aber in der Tiefe ihrer blauen Kinderaugen war eine ahnungsvolle Angst, von der sie vielleicht selbst nichts wußte.

Daran mußte ich jetzt denken. Es griff mir an's Herz.

Das Häßliche war ganz fort. Ich dachte nur daran, wie ich sie geliebt hatte, und wie allein sie war.

An einem strahlend schönen Herbsttage fuhr ich hin."

Reuber holte tief Athem. Mir wurde fürchterlich beklommen.

„Laß mich hierbei kurz sein," sagte er mit rauher Stimme. „Dasselbe wiederholte sich, was ich schon einmal erlebt, nur noch furchtbarer. Sie war nun gerade so lange todt, wie damals die Leiche des Mannes, die wir als Kinder fanden!"

Er sprach das mit Ueberwindung, seine Züge verzerrten sich vor Grauen, und seine Zähne verbissen sich in die Unterlippe. Und mir, — mir trat der Schweiß auf die Stirn. — Lieber hätte ich das Geständniß eines Mörders empfangen als dies. Es war zu furchtbar. Und ich durfte mir das nicht einmal merken lassen.

Reuber warf das zerbrochene Falzbein auf den Tisch und schenkte sich wieder Wein ein. Er verschüttete die Hälfte auf's Tischtuch.

Ich mahnte als Arzt und als Freund, er solle nicht so viel und hastig trinken.

Er wehrte brüsk ab. „Es ist das Einzige, was mir das Unerträgliche ertragen hilft. Aber ganz wirkt es auch nicht mehr. Sieh," sagte er und sah mich an mit Augen, in denen es wie beginnender Wahnsinn glomm, „wenn ich an einen Gott, eine Gerechtigkeit glaubte, dies würde mich zum Atheisten machen. Was ist für ein Sinn in meinem Martyrium? Nach der Idee der poetischen Gerechtigkeit werden die Menschen mit dem gestraft, womit sie gesündigt haben. Womit habe ich dieses Entsetzliche auf mich gezogen? Wo ist hier ein Zusammenhang zwischen Ursache und Folge?"

An diesen kindischen Anklagen sah ich recht, wie krank er war, wie geistig reducirt.

„Wenn Du nun," sagte ich, „versuchtest, Deine Erinnerungen nach der seelischen Seite zu vertiefen. Du denkst nur an die anmuthige Gestalt, die zerfallen ist. Aber es giebt doch Anderes —"

Sein Gesicht verzog sich in bitterer Ironie. „Das kommt gut von einem Häckelschüler," sagte er hohnvoll. „Christliche Ergebung und Hoffnung auf Vereinigung im Jenseits, nicht wahr? Was man nicht Alles sagt, um einen Menschen zu trösten! Uebrigens habe ich auch das versucht, was Du räthst. Es giebt überhaupt nichts, das ich nicht versucht hätte. Ich weiß nicht, ob ich ein sinnlicherer Mensch bin, als Andere, — aber ich kann mir keine Seele an sich vorstellen. Wenigstens nicht Theas weiblich-kindliche, süße Instinctseele. Kann man sich eine Blumenseele an sich vorstellen? Eine Blume hat eine Seele, kein Zweifel, aber sie lebt in dem Duft, den sie aushaucht, der doch auch wieder Materie ist. Vielleicht kann man sich die Seelen Beethoven's und Schiller's denken als Abstracta, — eine Seele wie Theas nicht. Sie war ganz unbewußte süße Sinnlichkeit. Voll von Ahnungen, Im-

pulsen, doch ihr Fühlen war kaum zu selbstständiger Bewußtheit gelöst. — Ich kann nicht an ihre Worte denken, und nicht zugleich an die süßen Lippen, die sie sprachen, an ihre ergebene, gläubige Liebe zu mir, und nicht an die Augen, die sie mir zulächelten. — Ich pflegte sie zu necken mit dem eigenthümlichen Duft ihres hellen, weichen Haares, und sagte, ihre Seele säße darin. Und — das ist mir nun ein tröstlicher Gedanke, daß das menschliche Haar zu den Materien gehört, die der Zerstörung sehr lange widerstehen.

Nenne mich materialistisch, — aber ihre Augen, ihre Hände habe ich geliebt, die Poesie ihrer Linien, die Musik ihrer Bewegung. Ihre Seele war in dem Allen; die Linien ihrer Gestalt redeten deutlicher ihre Seele, als ihre unbeholfene kindliche Sprechweise. Doch ihre Seele an sich — die kann ich nicht denken und nicht lieben. Und wenn ich an ein Wiedersehen im Jenseits glauben könnte, wäre es mir kein Trost. Ein geschlechtsloser, verklärter Engel, mit Palmenzweigen in der Hand, wäre mir nichts, — das wäre nicht meine Thea! In den Liebkosungen ihrer zärtlichen Kinderhände lag mein Glück. Und das giebt es nicht wieder. Der entsetzliche Gedanke: die Augen, die Du tausend Mal geküßt, Alles, was Deine Wonne gewesen, — nun eine leblose Sache geworden, etwas Schreckliches."

Er stöhnte.

„Seit dem zweiten Besuch ihres Grabes sind meine Qualen unerträglich. An die lebende Thea, wie sie war, kann ich kaum noch mit reinem Gefühl denken. Immer drängen die unerträglichen Vorstellungen sich ein. Das Beste, was es für mich noch giebt, ist Betäubung, Vergessen. Man wird Dir erzählen, daß ich ein liederliches Leben angefangen habe; dies," er griff wieder zur Flasche, „ist das Einzige, was mir noch hilft, — aber es hält nicht lange vor. Meine Abende verbringe ich im Wirthshause, einerlei mit wem. Wer am längsten mit mir zusammensitzt, ist willkommen. Ich graue mich ja so unsäglich vor dem Nachhausegehen, vor dem Alleinsein — den Visionen, die dann kommen."

„Wohlwollende werden vielleicht entschuldigend sagen: Der Kummer hat den armen Menschen in den Trunk getrieben. Aber es ist nicht der Kummer. Kummer ist nichts Unerträgliches."

„Bist Du Dir denn bewußt?" frug ich, „daß Du Dich in kurzer Zeit ruinirt haben wirst?"

Er zuckte die Achseln. „Und wenn? Was frage ich danach? Den Tod habe ich nie gefürchtet; es war mir nur ein gräßlicher Gedanke, daß dann die Würmer in meinem Fleische hausen würden. Aber, ich kann mich ja verbrennen lassen. Und überhaupt ist mir das jetzt gleichgiltig. Denn von dem Ekelhaften weiß ich selbst dann ja nichts. Und, was auch kommen mag — ich glaube ja nicht, daß Etwas kommt — fürchterlicher, als die Hölle, in der ich jetzt lebe, kann Nichts sein. Ruhe — Ruhe — Nichtsein — das kommt, und — wie ich mich danach sehne!"

Natürlich ging ich mit Heftigkeit gegen Alles an. Ich behauptete mit mehr äußerer als innerer Ueberzeugung, sein Zustand sei nur ein Uebergang, aus dem er sich herausreißen könne und würde. Und dann gab ich ihm einen Rath — einen cynischen, wenn Sie wollen — —

„Auch daran habe ich gedacht," sagte er, „mich einem beliebigen frischen Mädel in die Arme zu werfen, und so Vergessen zu suchen. Aber es geht nicht. In meinen Armen würde sie zur grauenhaften Leiche werden, — oder die todte Thea würde vor mich treten, und mir drohen mit der vermoderten Hand — wie sie jetzt oft kommt, weil ich sie so allein lasse. — Mir ist nicht zu helfen. Aber habe Dank, daß Du meine gräßliche Beichte so geduldig angehört hast. Eine Erleichterung war es doch."

Ich sprach ihm noch etwas zu, und dann wollte ich gehen, denn es war spät.

Doch er hielt mich fest, — am meisten mit den angstvollen Augen, die sich förmlich an mich klammerten. „Laß mich noch nicht allein."

Wir rauchten und sprachen noch die halbe Nacht von anderen Dingen.

Als ich fortging, versprach er mir, vernünftiger zu leben. „Ich glaube, jetzt werde ich ein paar Stunden sehr gut schlafen können," sagte er. „Ja ich fühle mich, als ob es noch wieder anders mit mir werden könnte."

Ich nahm die Hoffnung mit mir, daß er die Krise seiner Krankheit überstanden hätte.

Es war Täuschung. Es hat ihn wahnsinnig gemacht und getödtet — das Unerträgliche.

Vom Wein griff er zum Morphium. Und dann ging es schnell. Als ich ihn zuletzt sah, kannte er Niemanden mehr und rang bis zur Erschöpfung mit den Lemuren — seinen Wärtern.

Das ist in Wahrheit die romantische Geschichte von dem untröstlichen jungen Wittwer."

Der Doctor schwieg und starrte düster in die traurige Scheibe des unvollkommenen Mondes.

Auch der Andere schwieg, in tiefes Sinnen verloren. Endlich sagte er leise: „Wie viele Dinge es doch giebt, von denen man sich für gewöhnlich nichts träumen läßt!"

Aus der Hauptstadt.

Illustrirte Wochenschau.

Auf dem für das Blindenheim in Wusterhausen bestimmten Bildnisse des Kaiserpaares ist Wilhelm II. als altdeutscher, mit reichgesticktem Gewande angethaner Landgraf, seine Gemahlin als heilige Elisabeth dargestellt worden.

Auch Graf Bülow beabsichtigt, dem Blindenheim sein Glasgemälde zu schenken; doch hat er sich noch nicht endgiltig dafür entschieden, ob er in der Tracht Machiavells oder als Kanzler Oxenstierna auftreten will, von welch' Letzterem bekanntlich das schöne Wort über das bißchen Witz herstammt, womit die Welt regiert wird. Gewissen Einwürfen gegenüber, die die romantischen Costümbilder schief, stillos und anachronistisch nennen, haben die Blinden von Wusterhausen erklärt, ihnen sei jede derartige Erörterung Sternschnuppe. Sie dankten dem Himmel dafür, daß er sie vor der Verlegenheit bewahrt habe, die Erzeugnisse modernen Kunstgeschmackes kennen und schätzen zu lernen. Wenn es nur auf sie ankäme, so würden sie sogar dem Herkomer'schen Emailbilde Aufnahme in ihr Wusterhausener Heim gewähren.

*

Zanardelli hat sich mit dem Grafen Bülow in dessen Salonwagen fünf Minuten lang ohne Zeugen unterhalten.

Der Gegenstand des Gespräches wird amtlich nicht bekannt gegeben.

Als beide Herren sich trennten, umarmten sie sich lachend. Ihre herzliche Heiterkeit hielt auch noch an, als Bülow längst nach Venedig, Zanardelli nach Maderno unterwegs war.

Man vermuthet, daß sie entweder die europäische Culturarbeit in China, sowie den Fortbestand des Dreibundes und die Geheimparagraphen des deutsch-englischen Vertrages erschöpfend erörtert, oder aber sich den neuesten Mikosch-Witz erzählt haben.

*

Im Weimarer Landtag sagte neulich der Minister von Wurmb: „Wer das Auftreten des Abgeordneten Baudert hier in den sechs oder neun Jahren im Landtag beobachtet hat, die maßlose Art, wie er den Landtag unter seinen Terrorismus zwingen wollte, wer beobachtet hat, wie er bei Verlesung einer höchsten Botschaft erst ostentativ sitzen blieb und dann doch nicht die Courage hatte, ganz sitzen zu bleiben und sich nun allmälig in die Höhe räkelte, der wird zugeben, daß man einen solchen Hetzer, einen solchen Menschen nicht reden lassen wird."

In einer späteren Sitzung kam Abgeordneter Baudert auf diese Aeußerung des Ministers zurück, verwahrte sich dagegen und sagte schließlich, die Hetzer säßen auf einer ganz anderen Seite. Präsident von Rotenhan, der den Minister v. Wurmb schweigend angehört hatte, rief den Abg. Baudert zur Ordnung. Als Baudert daraufhin an den Landtag appellirte, stimmte dieser mit allen gegen sechs Stimmen dem Präsidenten zu.

Ein Angebot, das Präsidium des Wiener Reichsrathes zu übernehmen, hat Herr v. Rotenhan endgiltig abgelehnt. Dagegen erhält sich das Gerücht, daß er den amtsmüden Grafen Ballestrem ersetzen und bei künftigen Rededuellen zwischen Schönstedt und Heine den vornehmen Ton des Hauses unparteiisch wahren, ebenso unter Ehrenvorsitz Knigge's einen Parlamentarischen Verein zur geschäftsordnungsmäßigen Errettung Bülow's aus schweren Interpellationen gründen werde.

*

Die Münchener Allgemeine Zeitung schreibt: „Wie wir vernehmen, hat der Botschaftsrath der kaiserlich deutschen Botschaft in London, Frhr. v. Eckardstein, der sich aus dem diplomatischen Dienst zurückzieht, die Candidatur für ein demnächst frei werdendes Reichstagsmandat angenommen und begiebt sich in kurzer Zeit nach Deutschland, um seine Bewerbung um einen Sitz im Reichstage zu betreiben." Miß Maple's Ehemann verwechselt anscheinend den deutschen Wahlmodus mit dem englischen, wie er ihn in Charles Dickens' Pickwickiern kennen gelernt hat. Bei uns zu Lande wählt man selbst altadelige Herren nur in Ausnahmefällen ihres hohen Bankcontos wegen zu Reichstagsabgeordneten. Eine solche Ausnahme ist Georg v. Siemens. Ob er sich indeß bereit finden wird, sein Mandat an Eckardstein-Maple abzutreten, scheint fraglich. Liegt doch die Gefahr vor, daß der berühmte Londoner bei der Wahl durchfällt und dann die von Siemens und Eckardstein repräsentirte, deutsche Noblesse oblige im Reichstage überhaupt unvertreten bleibt.

*

Die Polizeiverwaltung von Luckenwalde hat der Theaterdirectorin Karutz die Aufführung eines Stückes mit folgender Begründung verboten:

„. . . Ich habe nicht die Ueberzeugung gewinnen können, daß Sie überhaupt über eine künstlerisch durchgebildete Schauspieltruppe verfügen, da auf Tagesgage von 6 Mark mit dreitägiger Kündigung und für Fahrgeld vierter Classe meines Erachtens künstlerische Kräfte nicht zu haben sind."

Die Polizeiverwaltung von Luckenwalde huldigt einem befremdlichen Pessimismus. Sie braucht sich nur die Gagelisten etlicher Berliner Theaterdirectoren vorlegen zu lassen, um daraus zu ersehen, daß die Luckenwalder Sätze geradezu fürstlich, und künstlerisch durchgebildete Kräfte weiblichen Geschlechtes in der Reichshauptstadt für eine weit geringere Gage zu haben sind. Daß diese wirthschaftlich veranlagten Damen von ihrer Löhnung noch große Ersparnisse machen, die es ihnen ermöglichen, eigene Villen zu bewohnen und eigene Equipagen zu halten, auch auf ihren Reisen nach Ostende eine höhere Wagenclasse als die vierte zu benutzen, sei nur nebenher und der Ordnung halber bemerkt.

*

An der Budapester Börse geht das Geschäft so schlecht, daß ein Unterstützungsfonds für verarmte Börsenmitglieder in Höhe von 100 000 Kronen begründet worden ist. Eine Deputation soll an den Minister gesandt werden und ihm die verzweifelte Lage der Börse schildern.

Der Einfachheit wegen wollen die Börsianer sich der nächsten großen Demonstration der Budapester Arbeitslosen anschließen. Zum Empfange ihrer Abordnung sind im Ministerhôtel bereits die nöthigen Maßnahmen getroffen und Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, aus dem Audienzsaale entfernt worden. Ob die Polizei in den Gassen, durch welche sich die Abordnung bewegen will, Tafeln mit der Inschrift: „Vor Taschendieben wird gewarnt!“ anbringen wird, steht dagegen noch nicht fest.

*

Arthur Nikisch hat vor seinem Philharmoniker-Concert in Wien die Billetkäufer mit absoluter Mehrheit in geheimer Abstimmung darüber entscheiden lassen, ob sie die fünfte Beethoven-Symphonie, oder Brahms' erste, oder Tschaïkowsky's pathetische Symphonie hören wollten.

Die Wähler haben es ihrem kunstverständigen und die Würde der Kunst in so hohem Maße achtenden Nikisch anheim gestellt, Tschaïkowsky oder Brahms zu spielen; sie verständen ohnehin von Beiden nichts. Dagegen haben sie sich einstimmig gegen Beethoven ausgesprochen. Sie hätten als Hauptstädter und noble Premièrenbesucher zweifellos berechtigten Anspruch auf eine erste Symphonie, würden sich aber der guten Sache wegen und um ihr Entgegenkommen zu zeigen, diesmal ausnahmsweise mit der zweiten begnügt haben. Daß aber Beethoven so beleidigend dreist gewesen ist und ihnen die fünfte Symphonie zugemuthet hat, das stoße dem Fasse den Boden aus. Sie wünschten von diesem ungeschliffenen Componisten nichts mehr zu hören.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Mutter Sorge. Wiener Volksstück in vier Aufzügen von Rudolf Hawel. (Lessing-Theater.)

Herr Hawel ist durch Herrn Otto Neumann (in Klammern Hofer) zum berühmten Manne gemacht worden, ehe wir von seinem Stück etwas wußten. Während der Proben zur „Mutter Sorge“ erhielten die Berliner Zeitungen eine officielle Zuschrift aus dem Bureau des Lessing-Theaters, wonach der Dichter ein Wiener Volksschullehrer sei, den der rückständige, will sagen, antiliberale Wiener Gemeinderath wegen seiner liberalen Thaten und Gesinnungen gemaßregelt habe. Der Waschzettel log zwar wie gedruckt, denn Herr Hawel zählt im Gegentheil zu den Theekindern des Dr. Lueger. Man hat ihn nicht cum infamia cassirt, sondern ihm vielmehr, unter Gewährung des vollen Gehaltes, einen bis zum Herbst dauernden Urlaub ertheilt, damit er in Ruhe ein neues Stück beenden könne. Herr Neumann (= Hofer) mag den guten Hawel, den verzärtelten Günstling des Gemeinderathes, mit dem socialdemokratischen Lehrer Seitz verwechselt haben, den sein Wahlsieg über die Christlich-Socialen und eine böse Ohrfeigengeschichte, nicht aber die Abfassung eines Dramas um Amt und Brod brachten. Ehe der Director des Lessing-Theaters also Hawel reclamehaft zum Märtyrer machte, hätte er sich bei seinem Autor über die Sachlage erkundigen müssen. Er hat ihn durch das ungeschickt ersonnene Märchen nicht einmal bei der auf Lueger dressirten Presse genützt und höchstens bewiesen, daß die Leichtgläubigkeit heut' zu Tage doch nicht mehr der Leichtfertigkeit proportional ist, mit der Theaterdirectoren allerhand kleine Literatur-Geschichtsfälschungen betreiben.

Im Uebrigen kann Hawels Stück sich sehen lassen. Es ist die Arbeit eines fleißig lesenden Mannes, dessen Eigenbegabung noch unter dem Uebermaaß der Lectüre leidet, der aber mit fröhlicher, unbekümmerter Frische starken Bühnensinn verbindet. Daß man ihm und seinem Werke hochgradige Naivetät vorwirft und naserümpfend behauptet, es gehöre auf eine Vorstadt-Bühne, nicht aber in's Theater der Lebenden, ist ein abgeschmackter Vorwurf im Munde Derjenigen, die den kindischen Albernheiten des Erziehers Flachsmann und der lächerlich unmöglichen Zwillingsschwester Fulda's zugejauchzt haben. Hawel schildert das Elend des Wiener Kleinbürgerthums, und zwar mit lebendigen Farben, und zwar mit einer Anschaulichkeit, die seinem Beobachtungstalent alle Ehre macht. Er lehnt sich an Raimund an, er hat leider von Karlweis dies und das zu lernen gesucht, aber die persönliche Note klingt doch hell durch all' diese Schilderungen der Alltagsmisère einer untergehenden, braven und treuen Volksschicht. Daß er zu der Bravheit der Kleinen die Schuftigkeit der Reichen in scharfen Gegensatz stellt, daß er am Ende die tugendstarke Armuth triumphiren und zu Vermögen gelangen läßt, während der schurkische Bedränger Bankerott macht und als Hausirer sein Brod verdienen muß, das gehört zu den ewigen und unverrückbaren Traditionen des Volksstückes. Schlimmer ist seine Unfähigkeit, eine fesselnde Handlung zu ersinnen, einen starkwirkenden Conflict zu konstruiren, und am schlimmsten ist das poetische Spiel, das er mit der Mutter Sorge treibt. Dies allegorische Gespenst schleicht durch alle Scenen des Stückes und überschwemmt sie mit ihrem flauen Redestrom. An sich ist der Gedanke, im Bühnenbilde zu zeigen, wie der kleinbürgerlichen Armuth die graue Sorge immer zur Seite steht, so übel nicht und mitunter, leider nur mitunter, erhebt sich die Idee bei Hawel auch zu voller poetischer Wirkung. So, wenn die Sorge den alten Tischler erst im Augenblick verläßt, wo er seine müden Augen für immer schließt. Leider hat der Dichter den finsteren Spuk zu einer Art Hausthier entwürdigt, das unaufhörlich hinter den handelnden Personen herschleicht und durch die Häufigkeit seines Auftretens alles Grausige verliert. Ja, zu einer komischen Figur wird. Auf tragische Wirkungen scheint Hawel nicht eingerichtet zu sein. Seine behagliche Art der Kleinmalerei indessen, sein freundlicher Humor und sein feines Verständniß für erlaubte Bühnen-Effecte lassen uns die Hoffnung auf ihn setzen, daß er der harmlos frohlaunigen Bühnenliteratur noch Werthvolleres schenken wird, als dies sein Erstlingswerk.

Opern und Concerte.

Samson und Dalila. Oper in 3 Acten und 4 Bildern von Camille Saint-Saëns. Text von Ferdinand Lemaire. (Kgl. Opernhaus.)

Als der hitzköpfige Herr Saint-Saëns anno 1886 für einige Unhöflichkeiten gegen Deutschland auf dem Berliner Concertpodium mit einem bösen Durchfall bestraft wurde, ließ er sich wohl nichts davon träumen, daß diese ungastliche Stadt eines Tages eines seiner besten Musenkinder protegiren würde. Bei seiner jüngst an unserer Hofbühne herausgebrachten Oper „Samson und Dalila“ hat kein Geringerer als Liszt seiner Zeit Pathe gestanden. Nach der ersten Weimarer Aufführung wurde es aber lange Zeit wieder still, und die Franzosen fingen erst in den neunziger Jahren an, sich mit der gluthvollen Philistertochter näher zu befreunden. Was Saint-Saëns' Textlieferant Lemaire sich aus der biblischen Geschichte zurechtgedichtet hat, ist kein Meisterstück. Der Samson mit seinen trübseligen Hebräern giebt nicht gerade einen anziehenden Helden ab, seinen Sieg im ersten Acte erficht er mit allzu theatermäßer Geschwindigkeit, und seine innere Größe glaubt man ihm ebensowenig wie den Kladderadatsch am Schlusse, wo er mit Athletenarmen Marmorsäulen bricht und die ganze Philisterherrlichkeit unter Trümmern begräbt. Dem warmblütigen Musiker Saint-Saëns hat gelehrte Reflexion das Concept ein wenig verdorben. Der Oratorienstil, den er mehrfach anschlägt, ist für die Bühne ein wenig zu gravitätisch, und die psalmodirenden Weisen, in denen seine gefangenen Juden ihr Leid klagen, wirken mehr historisch echt als ergreifend. Sobald aber die schöne Dalila mit ihren berückenden Liebeskünsten in Action tritt, ist dieses Grau in Grau vergessen. Da sprießt und blüht eine Melodie von feinstem Reize auf, und von dem zweiten Acte mit seiner nächtlichen Verführungsscene voll verhaltener Leidenschaft und schwüler Sinnlichkeit wird auch ein nüchternes Gemüth gepackt. Saint-Saëns hat eben doch in seinem Samson Höheres gegeben als eine bloße Effectoper. Mit der Aufführung legte unsere königliche Bühne Ehre ein. Richard Strauß behandelte das Ganze als ein feinorganisirtes Kunstwerk, Frau Goetze hatte in ihrer meisterlichen Darstellung der Dalila Momente von hinreißender, fast unheimlicher Schönheit, und Herr Grüning brachte das Kunststück fertig, seinem Samson einen ernsthaft tragischen Zug aufzuprägen. Bei dem lärmenden Feste der Philister im Tempel ging es freilich ein bißchen gar zu gemüthlich und sittsam her. Die phlegmatischen Dämchen vom Ballet schauten in ihren harmlos bunten Gewändern recht unschuldig drein und verspürten sichtlich recht wenig Anlage zu ekstatisch aufgeregten Dagonspriesterinnen in sich. In Paris machte man das weit minder zahm. Ja, wenn unsere Balletfräulein lauter Vollblutkünstlerinnen wie Fräulein Urbanska wären!

Hermann Springer.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 27. April 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der gelbe Tod.

Der General Liu an den Vicekönig Li.

Niemals habe ich an der tiefen und gelehrten Weisheit Deines ehrwürdigen Hauptes zu zweifeln mich erfrecht, noch gehofft, je die helle Gluth Deines Patriotismus im eigenen Herzen brennen zu fühlen. Ich bin nichts als ein Kriegsmann, der das Land seiner Väter liebt und es seinen Enkeln ungeschändet erhalten möchte; ich verstehe die klugen Reden der Literaten nur schlecht und begreife nicht, daß sie Chinas, des vieltausendjährigen, Weiterbestand davon abhängig nennen, ob wir westliche Sitten annehmen oder nicht. Dies Land ist, so lange Menschen sind; wie alt aber sind die Reiche der Männer aus Abend? Seit wann lehrt der Säugling den Greis und nennt sein Leben davon abhängig, daß er kindisch werde mit grauen Haaren? Ich sehe in unserem Lande Millionen zufrieden in bescheidenem Glück, während die Staaten des anderen Welttheils Haß und Kampf bitterer, verzweifelter Armuth gegen frech prunkenden Reichthum verwüstet. Ich sehe hier eine in vernünftigen Grenzen freie Vierhundertmillionen-Nation, die nicht mehr als 6000 Beamte zur Verwaltung des Reiches braucht, während drüben, wo die Volkszahl nur den achten oder zehnten Theil der unserigen ausmacht, Hunderttausende bezahlter Staatsdiener herumwandeln und von Morgens früh bis Abends spät Acten beschreiben. Und doch sagt man mir, bei uns laufe das Regierungsrad ungleich ruhiger und sicherer als bei ihnen, die wüthender Parteihader und wachsende Verbitterung gegeneinander treibt. So frage ich Dich, Du Mächtiger und Erleuchteter, was wollen diese Geharnischten von uns? Trachten sie, uns ihre Unzufriedenheit und Glücklosigkeit zu bringen, wie der tückische Kranke, der, mit Erde und Himmel zerfallen die Keime der Pest boshaft ausstreut in die Hütten der Gesunden?

Meines Lebens Aufgabe ist es, Deinen Worten zu lauschen und zu gehorsamen. Dennoch aber, in dieser ernsten Stunde, will mein patriotisches Gemüth zweifelnd fragen, ob Du den strengen Befehl, daß ich mein Heer auflöse, des Landes und der Dynastie letzte Hoffnung, als unwiderruflich betrachtest, und ob Du mir nicht in Gnaden das harte Werk erlassen willst, den patriotischen Männern vom großen Messer das edeldenkende Herz stille stehen zu machen.

Der Vicekönig Li an den General Liu.

Nicht wie ein rauher und ungebildeter Krieger sprichst Du, mein tapferer Freund, sondern wie ein Weiser der Vorzeit, dem Confutses mildwarme Worte die Seele weiteten und dem Herrlichen mit jedem Tage inniger verbanden. Du hast meiner einfachen Worte Sinn so über die Maßen ergriffen, daß ich staunend stehe vor ihrem Glanze, den sie aber Dir, nicht meiner Minderwerthigkeit verdanken. Was ich verworren stammelte, weil mein Geist halb irre ging in der Nacht, das hast Du mir in reiner Klarheit dargestellt. Dir darf ich ganz vertrauen.

China ist das Land des Friedens, jenes Friedens, danach die rothhaarigen Barbaren immer umsonst gestrebt haben und den zu gebieten selbst ihre Mächtigsten zu ohnmächtig waren. China ist das Land der Klugheit. O mein geliebter Sohn — gewähre, daß ich Dem, der mein armseliges Werk glorreich vollenden soll, den so zärtlichen Namen gebe — unserm Lande des Friedens taugt als einzige Waffe seine Klugheit. Bei der Pflege sinniger Künste und strenger Wissenschaften, ganz vertieft in des Menschen Geistiges und froh im Genusse sanfter Freuden der Heimath, haben wir vergessen, unsere Rüstung zu vervollständigen. Zögernd nur — und wir zögerten mit Recht, denn wehe dem, der arglistig darauf sinnt, unschuldiger Mitmenschen Blut zu vergießen — zögernd nur lernten wir den Gebrauch der scheußlichen Mordwaffen des Abendlandes. Jetzt aber sind die Feinde über uns gekommen wie Gewappnete des Meeres. Wir vermögen uns ihrer mit dem Messer in der Faust nicht zu erwehren. Unsere Weisheit muß sie besiegen, unsere höhere Cultur des Scharfsinns.

Längst ist mir bekannt, daß den Aufgeklärten unter ihnen bange wird vor der Zukunft und der geheim wirkenden Kraft des gelben Mannes. Mit Mißvergnügen, das wie Agaveblüthen aufschießt, sehen sie von Europa zu uns hinüber, und der erste Mandarin des Germanenkaisers hat vor'm versammelten Rath der Aeltesten seufzend bekannt: Wären wir nur erst wieder aus China heraus! Das Volk jenes Landes, das ungeberdig ist und trotzig, verflucht die Kriegsfahrt über's Meer, die Reichthümer ohne Ende verschlingt und den jungen Männern des Landes gefährlich wird durch mancherlei grimme Krankheiten. Dem alten Mann, den sie als obersten Kriegsherrn zu uns sandten, ist sein Auftrag längst zuwider geworden, denn statt Ruhm und Ehren einzuheimsen, kann er nur Paraden abhalten, und das einzige Mal, wo er im Feuer stand, stand er im Feuer seines Asbesthauses. Und die einzige große Waffenthat, bei der seine Kriegsleute in schwerer Gefahr schwebten

und blutige Verluste beklagen mußten, war das Salutschießen in der Neujahrsnacht. O mein Sohn, die rothhaarigen Barbaren lechzen danach, sich zu befreien aus den Banden der Lächerlichkeit, darin unsere Ruhe, unser stiller Widerstand sie geschlagen hat. Sie schreien nach unserem Blute, gieren nach einer ruchlosen Schlacht, die allein dazu helfen könnte, ihre in die Brüche gegangene Einigkeit neu zu schmieden, mit Glanz und Ehre ihre finsteren Stirnen zu schmücken.

Wir stehen schweigend dabei und warten. Wir sind gleichwie der Koch, der das gemästete Schwein bei stillem Feuer im Fette des eigenen, drallen Leibes schmoren läßt. Wir werden sie um so mürber und nachgiebiger machen, je länger wir sie braten lassen. Wir tödten sie durch unsere Gesetzlichkeit. Der Tag mag noch fern sein, der uns ganz von ihnen befreit, aber ich sehe ihn dämmern. Und glaube mir: an jenem Tage werden sie ein heißeres Dankgebet zu ihren Göttern senden, als wir zu den unsern. Wir sind ihnen unheimlich geworden, Schreckgespenster des Schweigens. Wir sind ihnen wie der gelbe Tod, der lautlos Opfer für Opfer heischt und an dem man sich doch nicht mit des Schwertes Schärfe rächen kann.

Der General Liu an den Vicekönig Li.

Ich habe Dich wohl verstanden, mein weiser Vater. Und um den rothhaarigen Teufeln den Aufenthalt in unserem Lande zu versüßen, ist gestern Befehl von mir ergangen, drei Männer vom großen Messer, die ich als Hauptführer ausgebe, die aber in Wahrheit nur arme Troßknechte waren, in Gegenwart europäischer Zeugen hinzurichten. Die Verwandten der Drei sind reich entschädigt worden, und die Drei gingen lachend in den Tod. Des Ferneren habe ich kund und zu wissen gethan in der ganzen Provinz Schansi, daß jedes Mitglied der Secte vom großen Messer und der rothen Faust dringende Gefahr läuft, geviertheilt zu werden. Melde dies den Häuptlingen der Barbaren. Wenn Du befiehlst, o mein Vater, dessen heller Blick alle Tiefen und Höhen ermißt, will ich mein Heer zurückschieben, gegen Singanfu, daß es die patriotischen Pläne Deiner köstlichen Weisheit nicht störe.

Der Vicekönig Li an den General Liu.

Behalte Deine kühnen Truppen in der Hand, mein scharfsinniger Sohn. Es mag sich wohl treffen, daß die Völker im Westen den gelben Tod noch ängstlicher scheuen, wenn in gemessenen Zeiträumen ihre Posten und Zeitungen immer wieder von chinesischen Heeresmassen schwatzen, die an der Grenze von Schansi auftauchen. Richte des Ferneren dann und wann etliche Geringe von den Männern der rothen Faust und des großen Messers hin, schon damit die Eindringlinge und ihre Frauen daheim erfahren, es gebe noch welche von ihnen, und sie seien zu fürchten. Auch ist es gut, wenn Du mitunter einen von den Führern der Rothhaarigen, die sich allzu dreist und ohne Geleit in's Land wagen, erschießen oder erstechen läßt. Nur sorge immer dafür, daß ein passender, geständiger Mörder zur Hand ist, ausgeliefert und hingerichtet wird. Damit müssen sie sich vor der Welt begnügen; insgeheim aber zerfrißt banges Grauen ihre Seelen und vermehrt ihren Abscheu gegen die Kriegsthorheit. Auch ihre Wohnhäuser magst Du in Flammen setzen lassen, wie wir es thun. Vermeide mir dagegen jeden ernstlichen Kampf mit den Barbaren, schone Dein geliebtes Leben und das Leben der edlen Patrioten, die an Chinas Ewigkeit nicht verzweifeln. Der gelbe Tod will nur die weißen Teufel fressen; scheu und unterwürfig schleicht er an Buddha's Kindern vorüber.

Caliban.

Colonisation und Imperialismus.

Von Professor Arnold Fokke.

Die Römer waren die besten Colonisatoren des Alterthums, und zwar aus einer Begabung, die vor allen alten Völkern ihnen besonders eigenthümlich war. Nicht Perser und Aegypter, weder Phönizier und Carthager, noch Griechen und Macedonier hatten das an sich, was die Kraft der Siedler lateinischen Stammes ausmachte. Mit Speer und Schild bewehrt, das Haus- und Feldgeräthe auf Wagen und getragen mit sich führend, so besetzte die überschüssige junge Mannschaft einer Gemeinde den Platz der neuen Siedlung. Konnte diese im Frieden vor sich gehen, so war es um so besser, ward sie aber streitig gemacht, so entschied das Kriegsglück. Unter Abhaltung feierlicher Gebräuche stieß der Sieger die heilige Lanze, das Wahrzeichen des Kriegsgottes, in die Erde: ihm wurde die neue Heimath geweiht.

Ein heiliger Frühling. In poetischer Gestaltung hat uns Uhland den Inhalt der Sage wiedergegeben, die Auskunft darüber ertheilt, wie sich die alten Bauern Latiums den Uebergang aus dem Zustande anfänglicher Rohheit zur milderen Form eines gesitteteren Lebens gedacht haben. Colonisation und Kriegführung. So blieb es lange Zeit, und kaum daß die Jahrhunderte einigen Wandel in die äußere Lebenshaltung brachten, bis endlich an der Wendung, wo das Dunkel der Sage sich zu erhellen beginnt, die zuletzt ausgesandte Gemeinde die grundstürzende Aenderung heraufführte.

Oder war es gerade die Gründung dieser Stadt und das von ihr eingeführte Princip des imperium, die den über den italischen Dingen liegenden Nebel zum Weichen bringen? Bis dahin war es Regel gewesen, daß die neu ausgeführte Colonie unter dem Drange des gestaltenden Lebens entweder die politische Selbstständigkeit errang, oder daß sie ihr von vornherein überhaupt nicht vorenthalten wurde. Höchstens daß die Colonie durch bestimmte Verträge über das Recht der Eheschließung und das des Handelsverkehrs mit der Mutterstadt verbunden blieb; auch war es natürlich, daß die Stadt, die sich für die älteste hielt oder die die mächtigste war, eine Art Hegemonie beanspruchte.

Nach der Gründung Roms wird das anders, zwar nicht mit einem Mal, aber deßhalb nicht weniger wirksam. Der Grundsatz der staatlichen Zugehörigkeit zur aussendenden Gemeinde wird mit zäher Consequenz festgehalten, und kann er auch nicht immer behauptet werden, so kommt doch die Zeit, wo er siegreich nicht mehr erschüttert werden kann und die Grundlage zur Weltherrschaft Roms wird. Die römischen Bürgercolonien werden nicht bloß dem Staate erhalten, sondern sind auch die starke Sicherung seiner bestehenden Macht und die ebenso starke Gewähr seines stetigen Fortschreitens. Nicht in der Form des mechanischen Vorwärtsschiebens, die das Wesen der ersten Eroberung ist, sondern in der Eigenschaft des Sauerteigs, der die minderwerthigen Bestandtheile durchsetzt und sie zu einer höheren Daseinsform erhebt. Der römische Staatsgedanke sowohl wie die Ordnung seines socialpolitischen und seines Wirthschaftslebens trugen den sittlich höheren Charakter: ihm mußten sich die unterworfenen Völker, wenn sie es auch jedes Mal im Beginn nicht gern thaten, zu ihrem eigenen Vortheile beugen.

Daß das imperium Romanum, seitdem es als krönende Spitze sich zu Colonisation und Kriegführung gesellt hatte, siegreich und stetig seinen Zug durch Italien und von hier nach Sicilien, Spanien und Afrika hinüber ausführen konnte, davon lag der Grund vor Allem in seinen moralischen Eigenschaften. Civis romanus sum war nicht das prahlerische Wort eines miles gloriosus, noch das eines Mannes, der sich nur auf den Vorzug des römischen Bürgerrechts berufen wollte, sondern eines solchen, der sich beider Eigenschaften, der kriegerischen und der bürgerlichen, in gleichem Maße be-

wußt war. Der Söldner, der nur Soldat ist, kann das imperium — absichtlich werden hier die Fremdworte gebraucht — ebenso wenig propagiren, wie der Bürger, der nur in Erwerb und Gewinn den Zweck des Lebens sieht. Beide Seiten müssen sich ergänzen, und im civis romanus waren sie so glücklich gemischt, daß die Fortpflanzung der Cultur keinen besseren Menschen anvertraut sein konnte.

Der englische Professor Marshall hat vor ungefähr anderthalb Jahren kurz vor dem Ausbruch des Burenkrieges in London einen Vortrag gehalten, worin er die Entwickelung der britischen Großmacht in eine glänzende Perspective stellte. England, das moderne Rom, war das Thema seiner Ausführungen, die bei der damaligen Stimmung in den leitenden Kreisen natürlich begeisterten Beifall fanden. Freilich auch Widerspruch, der sich in dem Satze gipfelte, daß, wenn einmal Parallelen gezogen werden müßten, viel eher ein Vergleich Großbritanniens mit Carthago am Platze wäre. Wie viel einleuchtender auch dieses zweite Analogon dem ersten Blick erscheinen dürfte, so wollen wir doch auch seine Erörterung aus dem Grunde bei Seite lassen, weil es im Wesentlichen, wenigstens vom englischen Standpunkte aus, nur auf äußerlichen Aehnlichkeiten beruht. Oder würde es sich der britische Stolz gern gefallen lassen, die Parallele noch über die beiden Punkte hinauszuziehen, die in den gleichen Fundamenten der Macht beider Völker, dem Handel und der Flotte, liegen?

Mag dem sein wie es will, die Engländer haben alle Ursache, mit Genugthuung auf den Gang ihrer Geschichte zurückzublicken, aber damit muß es auch sein Bewenden haben. Große Männer haben die Geschicke des Landes geleitet, und dem Flug der Ideen entsprach die tragende Kraft des Volkes. Indeß das ist bei ihren Nachbarn nicht anders gewesen, und wenn an Franzosen und Deutsche die Zumuthung gestellt wird, sich mit ihren Ansprüchen zu bescheiden, so sollten sie selber auch nicht warten, bis diese Forderung von außen an sie herantritt. Auch Englands Söhne thun gut, das, was sie gethan, nicht zu hoch, und was sie unterlassen haben, nicht zu niedrig anzuschlagen.

Häufig ist das minus, das auf die Schuld einer Unterlassung zurückzuführen ist, von schwererem Gewichte, als das plus, das von einer Großthat eingebracht ist. Denn die Wirkungen dieser laufen sich aus, wenn die Kraft aufhört, die sie in's Leben rief, während die Folgen jener eher wachsen als abnehmen. Die Besiedelung Nordamerikas, wo kein Geld zu haben war, und die im Gegensatz zu den colonialen Gründungen der romanischen Staaten die That eines lebensstarken Volkes war, ist längst in's Nichts umgeschlagen, weil die Grundsätze, die ihre Ausführung sicherten, bei der Weiterführung nicht in Anwendung blieben. Dagegen wirkt die Unterlassung, dem nationalen Vordringen über die continentalen Grenzen hinaus in einem starken Volksheere den natürlichen Widerhalt zu geben, in immer weiter ausschweifenden Kreisen.

Die meisten englischen Colonisten der ersten Jahrhunderte in den nordamerikanischen Wäldern waren durch politische und confessionelle Noth in die neue Heimath getrieben worden. So brachten sie eher das Gefühl der Entfremdung als das der Zugehörigkeit zum alten Vaterlande mit sich auf die fremde Scholle, die sie sich durch saure Arbeit gewinnen mußten. Aber auch die vielen Anderen, die, von nationalem Expansionstriebe geleitet, die neuentdeckte Küste aufsuchten, waren keineswegs Colonisten im Sinne des civis romanus. Dazu fehlte ihnen nicht bloß das militärische Standesbewußtsein, das allein schon eine starke Stütze für das bürgerliche Leben sein kann, sondern vor Allem die Ehre der gleichen Pflicht, die unabweislich die Forderung und die Verleihung des gleichen Rechtes nach sich zieht. Außerdem hatte der römische Bürger des Alterthums das vor dem britischen der Neuzeit voraus, daß er dieses sein Recht nicht erst zu fordern brauchte, sondern daß es von vornherein unauflöslich mit der Pflicht des Kriegers verknüpft war.

Die britischen Auswanderer des sechsten und siebenten Jahrhunderts ließen das Land ihrer Geburt aus freiem Antriebe hinter sich, und ohne durch das Band einer straffen Dienstpflicht mit ihm verbunden zu bleiben, mochten sie sich kaum darum kümmern, was aus ihren bürgerlichen Rechten wurde. So waren die Nervenstränge, wodurch sie noch mit dem Vaterlande zusammenhingen, sehr loser Natur. Sie waren ausgezeichnete Colonisten, insofern es galt, sich den Boden, den sie bebauten, dauernd zu unterwerfen, aber sie übten ihre Thätigkeit in sehr individueller Weise, und nur soweit als gemeinsame Noth und Gefahr sie zusammenhielt, setzten sie den britischen Namen, sein Leben, sein Recht und seine Sitte fort. Daß zwar die britische Staatsgewalt hinter dieser Colonisation stand, liegt auf der Hand, aber alle ihre Machtmittel gewährten kaum mehr als den nothdürftigsten Schutz.

Je nachdem die Betrachtung ihren Standpunkt einnimmt, mag eine solche Colonisation ihre großen Vortheile haben. Der freien Bewegung des Einzelnen war in Nordamerika der möglichst große Spielraum gewährt, und der Erfolg in Gewerbe und Verkehr, in Ackerbau und Handel mochte, soweit die eigene Kraft zur Abwehr von außen andringender Gefahren hinreichte, der denkbar beste sein. Noch manches Andere könnte zur Rechtfertigung einer Colonisation gesagt werden, die die Bevormundung des Staates fern hielt, aber dem gegenüber läßt sich nicht leugnen, daß der Staatsgedanke selbst oder, um das lateinische Wort zu gebrauchen, das imperium dabei zu kurz kam. Woher sollte überhaupt die Achtung vor der Staatsgewalt unter einer Bevölkerung kommen, die aus den unter sich widersprechendsten Gründen die neue Heimath gesucht hatte?

Es wäre ohne Zweifel höchst weise von der englischen Regierung gewesen, ihren dreizehn amerikanischen Colonien die Selbstbesteuerung und andere Rechte ohne allen Rückhalt zu gewähren, aber trotzdem darf uns die Frage beschäftigen, ob auf die Dauer mit dieser Willfährigkeit dem Abfall vorgebeugt gewesen wäre. Die Neigung, sich selbstständig zu machen, war von vornherein da, und der Anstoß, den Wunsch in die That umzusetzen, konnte auch von einer anderen Seite kommen, als die in der Verletzung gewisser Grundrechte lag. Die Ideen, die zu der großen französischen Revolution führten, lagen in der Luft, sie wehten über den Ocean von der amerikanischen Küste nach Frankreich herüber und von da aus wieder zurück nach Amerika. An der langen Grenze, die sich zwischen englischem Leben und dem ihrer Colonien hinstreckte, war nichts leichter zu finden als der Anlaß, an dem man die Kraft dieser Ideen erproben konnte.

Der Grund, weßhalb die Engländer das transatlantische Land verloren haben, liegt tiefer, er liegt darin, daß sie es versäumt haben, ihrem nationalen Leben die harmonische Ausgestaltung zu geben, wozu die Römer das nachahmenswerthe Muster geliefert haben. In der entscheidenden Zeitepoche, wo das Mittelalter endgiltig Abschied nahm, um der neuen Zeit Platz zu machen, haben die Engländer aus Furcht vor ihren absolutistisch gesinnten Fürsten in einem starken Heere nur das Mittel zur Unterdrückung ihrer bürgerlichen Freiheiten gesehen. Dazu kam die Sicherheit ihrer insularen Lage, und so übersahen sie ganz, welchen Werth der Dienst in einem starken Heere für die Erziehung zu nationaler Gesinnung im Volke hat. Zu nationaler Gesinnung, die nicht ihr Wesen in unberechtigter Ueberhebung hat, sondern in besonnener Abschätzung der zu Gebote stehenden Kräfte. Dieser Geist stolzen Selbstbewußtseins vertheidigt den heimathlichen Heerd mit Festigkeit und trägt mit Muth sein heiliges Feuer in ferne Lande.

Und die Wahrung und Erhaltung der neu entfachten Lebensgluth — wer soll sie übernehmen? Tommy Atkins, der sein Blut dazu hergiebt, kann es so wenig wie der eng-

lische Bürger, der mit seinem Gelde bei der Gründung betheiligt ist. Auch beide in der Vereinzelung sind dazu nicht im Stande, wenigstens nicht in dem höchsten Sinne, den die Nothwendigkeit der Culturverbreitung durch die Räume der Welt damit verbindet. Erst wenn die Verschmelzung beider eingetreten ist, wenn Tommy Atkins nicht bloß mehr für Sold dient und der britische Staatsbürger stolz darauf geworden ist, den Waffenrock des vaterländischen Kriegers zu tragen, dann mögen englische Geschichtsprofessoren versuchen, eine Analogie zwischen dem Geist des britischen und dem des römischen Imperialismus nachzuweisen.

Standessorgen des deutschen Sanitätscorps.

Von Dr. Ernst Gystrow.

Seit langer Zeit lastet schwere Sorge auf den höheren und höchsten Officieren des deutschen Sanitätscorps. Kaum je hat sich eine Organisation in einem verzwickteren Dilemma befunden. Das stete Wachsthum der Armee erfordert, selbst wenn es in Friedenszeiten durch höhere Anspannung der Kräfte ausgeglichen werden könnte, für den Krieg eine entsprechende Vermehrung der Sanitätstruppen. Auf der anderen Seite macht sich innerhalb des Sanitätscorps immer stärker das Bestreben geltend, nach der äußerlichen Gleichstellung mit dem Officiercorps der Armee und Marine auch die thatsächliche, praktische durchzusetzen. Zur Erreichung dieses Zwecks will man in der Auswahl der activen und auch besonders der in der Reserve verbleibenden Sanitätsofficiere „vorsichtiger" sein, d. h. neben den gröberen Kriterien des Wissens und Könnens, der unbescholtenen Herkunft und Lebensführung auch die feineren, weniger greifbaren des Standes, der gesellschaftlichen Beziehungen und Umgangsformen mitsprechen lassen. Jene Nothwendigkeit und diese Absicht aber sind sehr schwer zu vereinen, und so sieht man denn mit Bangen der Wahrscheinlichkeit entgegen, daß in einem künftigen Kriege das deutsche Sanitätscorps bei aller vorzüglichen Durchbildung an Zahl zu schwach sein wird, um der seiner harrenden Riesenaufgabe Herr zu werden. Da ein solcher Mißerfolg zu furchtbaren Rückwirkungen auf die kriegführende Armee führen könnte, so drängt sich dem unbefangenen Betrachter unwillkürlich die Frage auf, ob man sich nicht für das kleinere Uebel entscheiden, in der Auswahl der Sanitätsofficiere scrupelloser verfahren und auf die Gleichstellung mit dem so sehr exclusiven deutschen Officiercorps verzichten solle. Die Leiter des Sanitätscorps weisen indeß eine derartige Zumuthung unbedingt von sich, und es erübrigt sich klar zu machen, welcher Erfolg wohl ihrer Sisyphusarbeit — Vergrößerung und Verfeinerung im gleichen Tempo zu halten — überhaupt beschieden sein kann.

Den Kern des Sanitätscorps bilden nach der nie ernsthaft bestrittenen herrschenden Auffassung die auf der heutigen Kaiser-Wilhelms-Akademie (früheren Pépinière) vorgebildeten Militärärzte. Der Staat fordert von ihnen einen gewissen Verzicht auf die volle akademische Freiheit durch gemeinsames Wohnen, festgesetzten Abendurlaub, dienstliche Unterrichtsstunden, Auswahl der Vorlesungen und Curse, Beschränkung des Studiums und der Prüfungen auf die Universität Berlin; ferner eine active Dienstverpflichtung für die doppelte Zahl der Jahre, die das Studium auf der Akademie beansprucht hat. Er gewährt ihnen dafür reichliche pecuniäre Erleichterungen und sichert ihnen einen Vorsprung im Avancement, indem er sie bereits vor abgelegter Staatsprüfung zu Unterärzten befördert. Soweit steht Alles auf dem Papier. In Wirklichkeit ergeben sich noch bedeutendere Vortheile. Die ehemaligen Akademiker sind allenthalben die bevorzugten Elemente im Sanitätscorps. Sowohl hinsichtlich der Garnison, als auch ganz besonders der weiteren medicinischen, oft specialistischen Durchbildung werden ihre Wünsche nach Möglichkeit berücksichtigt. Durch ausgiebige Commandirungen an Institute und Kliniken züchtet man sich in ihnen thatsächlich eine geistige Elite heran. Sie bilden aber auch gesellschaftlich eine solche. Die Pflege der Kameradschaft auf der Akademie, die Gewöhnung an den Umgang mit Vorgesetzten verleihen ihnen eine Gewandtheit im Auftreten, die namentlich in den Augen der activen Officiere einen nicht zu unterschätzenden Vorsprung vor den übrigen im freien und oft recht formlosen studentischen Leben erwachsenen Militärärzten bedeutet. Man darf getrost sagen, daß der Kaiser-Wilhelms-Zögling nach allen Seiten hin im Vortheile ist. Bleibt er über die Pflichtzeit hinaus activ, so öffnen sich vorzugsweise ihm die höheren und höchsten Rangstellen des Sanitätscorps, während gleichzeitig der Officiersrang, den er besitzt, ihm am wenigsten bekrittelt und bestritten wird. Tritt er in die Reserve, so ist er häufig ein gut, zuweilen ein glänzend vorgebildeter Arzt oder Specialist. Dem gegenüber bleibt das Gros der Sanitätsofficiere an's Lazareth gefesselt, kommt im Avancement selten über den Oberstabsarzt hinaus, verfällt naturgemäß in seinem äußerst einseitigen Milieu einer wissenschaftlichen Verarmung, die den Rücktritt in die Reserve und damit in die Civilpraxis sehr erschwert, und fühlt sich neben dem Officiercorps in einer ewig unerquicklichen Halb-, oder, wenn man so will, Doppelstellung.

Indessen, man braucht dieses Gros. Die Berliner Akademie läßt sich nicht in's Unendliche vergrößern, und da aus den eben dargelegten Gründen und angesichts der mehr als mäßigen Besoldung die Lust der jungen Aerzte, in den activen Sanitätsdienst zu treten, nicht eben groß ist, so hat man neuerdings allerhand Lockmittel ersonnen, um dem schreienden Mangel an Assistenzärzten ein Ende zu machen. Dem capitulirenden Unterarzt werden auf Wunsch die objectiv nachweisbaren Studienkosten theilweise oder ganz zurückerstattet und ihm bestimmte Garantien hinsichtlich der von ihm gewählten Garnison geboten. Ich glaube nicht, daß man damit viel erreicht. Die Garnisonversprechungen finden ihre natürliche Grenze in der harten Nothwendigkeit, auch an der polnischen und französischen Grenze Sanitätsofficiere zu haben, und die klingende Lockung gar halte ich für äußerst zweischneidig. Wird nämlich einerseits damit auch der vernünftige Grundsatz proclamirt, daß man unbemittelten Leuten die Laufbahn als Sanitätsofficier nicht versperren wolle, so ist doch wiederum diese Maßregel eine Vergrößerung der Kluft zwischen Officier und Militärarzt. Auch der arme Officier, der sich oft kümmerlich genug durchhungern muß, wird in einem staatlichen Beneficium immer etwas Uncavaliermäßiges erblicken. Man mag diese Empfindlichkeit für falsch, ja für widersinnig halten: sie ist nun einmal da, und wenn die Militärärzte gern Vollblutofficiere sein wollen, so werden sie nicht warten dürfen, bis die Standesbegriffe des Officiercorps sich ändern, sondern sie haben mit diesen Begriffen schlechthin zu rechnen.

Ueber die Unzulänglichkeit solcher Neuerungen im Klaren, treibt nun eine starke Strömung in den oberen Regionen des Sanitätscorps nach einer ganz anderen Richtung. Kurz gesagt: Sanitätsofficier der Reserve zu sein, soll eine so unangenehme Sache werden, daß Alle, die ihre Civilstellung nicht sehr reichlich für jene Unannehmlichkeiten entschädigt, mit einem gewissen Galgenhumor capituliren. Ich mag etwas drastische Worte gewählt haben, aber sie enthalten des Pudels Kern, den wir nun etwas genauer betrachten wollen.

Die Vertreter dieser Reformidee beginnen gründlich, sozusagen ab ovo: bei der einjährigen Dienstzeit. Heute ist bekanntlich die Regel die, daß der junge oder alte Mediciner sein halbes Jahr mit der Waffe „herunterreißt", als überzähliger Gefreiter entlassen, auf besonderen Antrag nach

vollendetem sechsten Semester zum Feldunterarzt der Reserve befördert wird und nach bestandener Staatsprüfung der zweiten Hälfte seiner Dienstpflicht als einjährig-freiwilliger Arzt mit Officiersseitenwaffe genügt. In der Auffassung des ersten Halbjahres haben sich nun schon Wandlungen vollzogen. Huldigte man früher der Ansicht, der in der Front dienende Mediciner solle vor Allem die Anforderungen kennen lernen, denen der Soldat gewachsen sein muß, um später bei der Einstellung der Rekruten und der Behandlung der erkrankten Leute eines richtigen Urtheils fähig zu sein, so fordert man neuerdings seine Heranbildung zur vollen Kriegsfertigkeit. Wurden also ehedem die Mediciner imme ohne Schwierigkeit befördert, so ist man heute vorsichtiger geworden, und die letzten Jahre haben recht zahlreiche Beispiele für die Zurückbehaltung von Medicinern in der Front nach vollendetem halben Jahre geliefert. Unsere Reformer nun halten die ganze alte Zweitheilung für falsch. Sie fordern für den Mediciner zunächst die Erziehung zur vollen Kriegsfertigkeit auch **vor** der Front, also ein ganzes Jahr Waffendienst bis zur Beförderung zum Unterofficier und Entlassung mit der Reserveofficiersqualification. Dann erst soll der Mediciner als Unterarzt in's Sanitätscorps eingestellt und nun durch eine Reihe von Uebungen im Sanitätsdienst ausgebildet werden. Die Zahl der Uebungen, die man vorschlägt, schwankt zwischen vier — damit begnügen sich die Bescheidenen — und . . . nun, einer Größe x, die sich nach dem Erfolge richten soll.

Die radicalen Reformer begründen diese Forderungen sehr plausibel. Die heute bestehenden zwei Uebungen, die sechswöchentliche als Unterarzt, die dreiwöchentliche als Oberarzt, sind unzulänglich — sagen sie. Unser Sanitätscorps hat seit 1870 die Anforderungen des Krieges nicht mehr kennen gelernt. Und doch hat seitdem sich Vieles geändert. Der völlige Sieg der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung auf medicinischem, der völlige Sieg der aufgelösten Formation (der Schützenlinie) auf taktischem Gebiete: das sind die beiden Ereignisse, die uns vor ganz neue Aufgaben stellen. 1870 zupfte und stopfte man noch Charpie, und 1870 gab es noch Colonnenangriff und Carrébildung mit tambour battant und ähnlichem Spectakel. Das ist vorbei. Die moderne Wundbehandlung fordert ein ungeheures, sehr kostspieliges, äußerst vorsichtig zu transportirendes Verbandmaterial, und die moderne Taktik mit ihren endlosen Schützenlinien zerrt die Schlacht auf ungeheure Flächen auseinander, vergrößert also die Entfernung des Nothverbandplatzes vom Gefecht und streut die Verwundeten weit auseinander. Für diese ganz neuen Aufgaben heißt es sich bei Zeiten rüsten, und die Disciplin, die zu ihrem Gegenstande die Einrichtung des Sanitätsdienstes im Kriege hat, führt heute schon ihren besonderen, sehr einseitig gewählten, aber immerhin originellen Namen: sie heißt Sanitätstaktik.

Man kann diese Erwägungen Wort für Wort unterschreiben und doch über die Folgerung erstaunt sein, daß der Arzt, um in der Sanitätstaktik seinen Mann zu stehen, nunmehr ein volles Jahr in der Front bis zum Unterofficier gedient haben müsse. Aber halt! Unsere Reformer sind mit ihren Gründen noch nicht zu Ende. Sie fordern nicht bloß, weil die harte Nothwendigkeit es so will, sondern sie haben mit ihren Forderungen auch noch das Beste der Mediciner im Auge. Die Institution des einjährig-freiwilligen Arztes ist ohnedies, fahren sie fort, unhaltbar. Mag auch der **Dienst** mehr dem Berufsinteresse des jungen Arztes entgegenkommen, mag er auch bei Commandirungen, im Manöver **materiell** besser gestellt sein als der Kamerad in der Front: seine **Stellung** ist höchst prekär. Vorgesetzter der Unterofficiere ohne Degen und der Mannschaften ist er nur im Revier und Lazareth. Außerhalb dieser geweihten Stätten hat er von ihnen nichts zu fordern als die vorschriftsmäßige Ehrenbezeugung; sonst ist er zu keinem Befehl, keinem Verbot, keiner Rüge berechtigt. Ueberhaupt fehlt es an jeder Festlegung seiner Rechte; kommt er mit Mannschaften oder Unterofficieren in Conflict, so muß von Fall zu Fall entschieden, d. h. dem in Frage stehenden Compagniechef oder Bataillonscommandeur das Urtheil anheimgegeben werden. Er muß das peinliche Frontmachen vor Officieren ausüben, denen er sich an Alter und Geistesbildung überlegen fühlt — kurzum, nach oben und unten befindet er sich in ganz unhaltbarer Situation. Man weiß das auch unten wie oben und nutzt es namentlich von unten her genügend aus, indem man ihm flau und schlapp erweist, was ihm gehört.

Wer je als einjähriger Arzt gedient hat, unterschreibt diese Gründe als Thatsachen, die ihm in unangenehmer Erinnerung sind; nicht aber als Vordersätze für den Schluß: ergo müsse das Institut der einjährigen Aerzte — beseitigt werden. Zwar fallen die Reformer rasch ein: andererseits leistet der einjährige Arzt wenig. Er wählte sich früher seine Garnison, am liebsten Berlin oder eine andere Großstadt, that seinen in Folge der zahlreichen Collegen sehr geringen Dienst, zog dann Civil an und beschäftigte sich ad libitum. Ganz recht, das war einmal. Aber es ist nicht mehr. Diesen, wie ich ohne Einschränkung zugebe, unwürdigen, weil unmilitärischen Zuständen ist radical ein Ende bereitet worden. Man verschickt heute die Herren dorthin, wo man sie braucht, nicht wo es ihnen behagt, und manch Einer flucht, wenn er eben in Berlin oder Hannover sich's wohl sein lassen wollte und sich plötzlich in Ostrowo oder Mörchingen sah. Schade, daß man des Guten gleich zu viel that und fortan den 1. April und 1. October als einzige Eintrittstermine festlegte. Von solchen bureaukratischen Engherzigkeiten, die nur den Lazarethschreibern zu Gute kommen, sollte die Armee frei sein. Uebrigens mag eingeräumt sein, daß vorläufig die Praxis mehr Ausnahmen als Befolgungen der Vorschrift aufweist. Da das ärztliche Staatsexamen für die Meisten im Februar oder Juli endet, so liegt in der That hier eine äußerst rücksichtslose Schablonisirung vor, von der man nur hoffen kann, daß sie auch vom Papier bald wieder verschwindet. Also, wie gesagt: über die Leistungen der einjährigen Aerzte ist man heute vollkommen Herr; und die einfache Lösung des Problems lautet: man gebe ihnen die Stellung des Unterarztes nach oben und unten hin, man lasse sie wirkliche und immerwährende Vorgesetzte der Unterofficiere und Mannschaften sein und befreie sie von der lästigen Ehrenbezeugung des Frontmachens. Aber sie beseitigen?

Nein. Man stelle sich nur einmal vor, daß der Mediciner sein volles Jahr in der Front diente. Zunächst kostet ihn das ein Studiensemester; denn die Art seines Studiums macht einen Verzicht auf zwei Semester nacheinander unmöglich. Der Staat, wenn er gewissenhaft prüft, ist außer Stande, einem Mediciner zwei verlorene Semester, die nur auf dem Papier stehen, anzurechnen. Das nach der Neuordnung der Dinge auf zwölf Halbjahre berechnete medicinische Studium würde also zu dreizehn aufsteigen. Wohin das führen soll, ist unerfindlich; und Keiner hat vor dieser Schraube ohne Ende so eindringlich gewarnt, wie der Altmeister **Virchow**, dessen Anforderungen an das Wissen und Können des Arztes die denkbar schärfsten sind. Und dann: wozu soll der Mediciner Exercierreglement, Schießvorschrift, Felddienstordnung theoretisch und praktisch pauken, die ganze tödtliche Langeweile des Gamaschendienstes auch noch **vor** der Front durchmachen, wenn er schließlich doch alles das bei Seite legt, um bei der ersten Uebung mit der Sanitätstaktik anzufangen? Hofft man, damit die innere Gleichstellung mit dem Officier zu erzwingen? Nun, dann legt man sich den Standesbegriff des Officiers doch recht falsch aus. Was eintreten wird und muß, ist zweierlei. Einmal werden so und so viele Mediciner, nachdem sie schon 'mal ihr Jahr geopfert haben, es vorziehen, nun auch die entsprechende Stellung zu erringen, d. h. sie werden in der Front üben und

sich als Reserveofficiere zur Wahl stellen. Sie wären thöricht genug, wenn sie es nicht thäten. Denn so interessant und begeisternd ist die Sanitätstaktik wahrhaftig nicht, daß sie das Minus an militärischer Stellung ersetzen könnte. Und daneben wird Alles — beim Alten bleiben. Der Officier wird die Distanz zwischen sich und dem Militärarzt um kein Haar geringer empfinden, wenn der Letztere auch gelernt hat, im Compagnieexercieren und im Feldwachdienst die gröbsten Schnitzer zu vermeiden. Denn diese Distanz hat in ganz anderen Verhältnissen ihre Ursache.

Es gehört eine außerordentliche Entsagungskraft dazu, die mindestens fünfzehnjährige Eintönigkeit der Leutnants- und Hauptmannszeit ruhig zu ertragen. Ein Mann von der Schulbildung, wie sie unser Heer auch vom wenigst begabten Officier fordert, vermag das nur, wenn er jede Stunde sich vor Augen hält, daß er dazu ausersehen ist, in vorderster Reihe das Vaterland gegen den Feind zu schützen, sich selber zu opfern, und daß all' seine Pflichten auf diese Stunde des Ernstes hinzielen. Unter'm Drucke dieser Vorstellung erwächst naturgemäß ein exclusives Standesbewußtsein. Hat man dort, wo man über dieses Standesbewußtsein schilt oder spöttelt, wohl eine rechte Vorstellung davon, was es heißt, im Dienste eines Zweckes zu stehen, der vielleicht im Leben niemals praktisch in Erscheinung tritt? Es ist begreiflich, daß dieses höchstgespannte Berufsgefühl, dieser kategorische Imperativ, sich abschließt gegen Alles, was demselben Zwecke nur als Hülfsgröße, nur secundär dient. Daher die sonderbare Werthung des Trains, der technischen Truppen, des Sanitätscorps. Nur die Artillerie hat mit der donnernden Sprache ihrer Leistungen sich neben die Gefechtstruppen gestellt. Es ist lächerlich, wenn man einwendet, daß Train, Eisenbahnregiment, Sanitätscorps unentbehrlich sind. Darnach fragt eine ethische Werthung nicht, und um eine solche handelt es sich hier. In diesem Sinne hat auch die Genfer Convention, die Neutralerklärung der Sanitätstruppe, diese gewaltige That der Humanität, den Abstand zwischen Arzt und Officier nur vergrößert. Und es ist, meine ich, keine Aussicht, daß er je verschwinden könne.

Das Verhältniß wird um so angenehmer sich gestalten, je weniger krampfhaft die Sanitätsofficiere sich mühen, die sogenannte Gleichstellung zu erkämpfen. Officier und Arzt, das sind zwei unvergleichbare Berufe. Jeder von ihnen hat seinen eigenen kategorischen Imperativ, sein eigenes „Du sollst!“, und eine Annäherung kann nur dazu führen, dem sich nähernden Theile diesen reichsten Besitz zu rauben. Der Officier, der in Humanität und Zartgefühl schwämme, wäre kein Officier mehr. Der Arzt, der im Revier und Lazareth herumwettert und Schmerzäußerungen verspottet, ist kein Arzt mehr. Jenes kommt bei uns kaum vor; dieses ist leider gar nicht selten. Die Gleichstellungssucht der Militärärzte ist ein Zeichen von Schwäche. Der Militärarzt, der sich „in erster Linie als Officier“ fühlt, weiß nicht mehr, was Arzt und was Officier bedeutet. Der Officier lächelt mitleidig über solche Aeußerungen, und er thut Recht daran. Er ist in diesem Falle der Weitsichtigere. Ich habe Officiere vom ärztlichen Beruf nie anders als mit tiefster Achtung und Bewunderung reden hören. Gegenüber den militärärztlichen Ansprüchen auf Gleichachtung pflegt die Tonart oft sehr viel anders zu sein.

Ich bestreite natürlich nicht, daß die Standesbegriffe, namentlich der jüngeren Officiere, vielfach bedenkliche Auswüchse gezeitigt haben, sofern sie sich weniger auf den Vollwerth der Persönlichkeit, als auf das hohle, allerweltsgewandte Formmenschenthum zuspitzten. Daß ihnen seitens der gereiften, älteren Cameraden auf's Rücksichtsloseste entgegen getreten werde, ist vor Allem im Interesse des Officiercorps selber zu wünschen. Aber diese Entartungen berühren unsere Frage nur vorübergehend. Mag die Exclusivität des Officiers sich streng in den durch die Art seines Berufes geschaffenen Grenzen halten, mag andererseits die Auswahl der Sanitätsofficiere eine noch so vorsichtige, vom sensibelsten Standesgefühl geleitete werden: die ersehnte Gleichstellung wird trotzdem ausbleiben. Der sein Leben in die Schanze schlagende Officier und der für unverletzlich erklärte Arzt stellen zwei Persönlichkeitswerthe dar, zwischen denen der unbefangene Blick keine Möglichkeit der Vermittelung sieht. Bessere Erziehung auf der einen, minder scharfes Hervorkehren des Berufsstolzes auf der anderen Seite, vermögen wohl die äußeren Reibungsflächen zu verkleinern; das ist aber auch Alles. Mehr als ein erträglicher modus vivendi wird sich nie erreichen lassen.

Am besten würde ein Radicalmittel wirken: Verzicht des Militärarztes auf die Uniform. Denn sie ist ja der eigentliche Ausdruck alles Dessen, was dem Officier eigenthümlich und dem Arzte fremd sein und bleiben muß: der Ausdruck der Subordination, der Rangeintheilung, des unausgesetzten Controlirtseins, des unaufhörlichen Sichbeobachtens und Sichbesinnens auf Haltung und Auftreten. Zum Arzte gehört der schlichte bürgerliche Rock, und für's Feld vielleicht noch das schöne Wahrzeichen der Großthat von Genf: die weiße Binde mit dem rothen Kreuz. Denn die Organisation des Aerztecorps als solche bedarf der Uniform nicht. Der preußische Beamtenapparat für die innere Verwaltung besteht in seiner beispiellos straffen Organisirtheit ohne den Aufputz besonderer Abzeichen. Mit der Uniform würde für den Militärarzt auch das nutzlose Streben nach Gleichstellung mit dem Officier begraben werden. Mit der Uniform verschwände vielfach auch der Mangel an Haltung und Gewandtheit, denn es giebt sehr viele Leute, die in Civil tadellos, in Uniform aber immer nur unbeholfen sich darzustellen wissen. Weiter will ich das Bild nicht ausmalen; denn ich bin mir bewußt, daß mein Gedanke vorläufig utopisch ist. Man thut bei uns keinen Schritt so leicht zurück, den man vorwärts gewagt hat; das ist die besondere Eigenart des Preußenthums, sein eingeborener, mit gewaltigen Erfolgen gelohnter, aber doch stets zweischneidiger Conservatismus.

Man wird also vorläufig mit den kleinen Mitteln und Mittelchen herumdoctern. Zu wünschen bleibt nur, daß man das Sanitätscorps mit der vorher ausführlich kritisirten „Reform“ des einjährigen Dienstes verschont. Denn eine Zeit, die man diesem Experiment widmete, wäre wahrscheinlich für jede bessere Arbeit gänzlich verloren. Und die Aufgaben, die unsere Zeit dem Sanitätsdienste stellt, sind derart, daß wirklich keine Stunde zu verlieren ist. So tief greifen sie in das Wohl und Wehe unseres Volkes ein, daß an ihrer Bewältigung jeder Deutsche gleichmäßig interessirt ist. Und wenn wir der mühevollen Standesarbeit der Sanitätsofficiere das bestmögliche Gedeihen wünschen, so geschieht es in der stillen Voraussetzung, daß sie letzterdings der Gesammtheit unseres wehrhaften Volkes zu gute komme; oder ihr, wenn man ganz in skeptischer Reserve bleiben will, zum Mindesten keinen fühlbaren Schaden zufüge.

Die Unfallgefahr darstellender Künstler.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Der Unfall, von dem unlängst der Heldentenor Birrenkoven in Hamburg betroffen wurde — er fiel als Darsteller des Rienzi in Folge eines mangelhaften Verschlusses der Versenkung mit seinem Pferde hinein — legt die Frage nahe, ob und auf welchem Wege darstellende Künstler gegen die aus solchen Vorkommnissen entspringenden vermögensrechtlichen Nachtheile schadlos zu halten sind. Die Beantwortung ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint. Zwar ist nach den Rechtsregeln des heute geltenden

Bürgerlichen Gesetzbuches Jeder, der vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Freiheit, das Eigenthum oder ein sonstiges Recht eines Anderen widerrechtlich verletzt, dem Betroffenen zum Schaden-Ersatz verpflichtet. Die gleiche Verpflichtung liegt Dem ob, der gegen ein den Schutz Anderer bezweckendes Gesetz verstößt. Allein es bildet hier stets unabweisbare Voraussetzung der Eintrittsverbindlichkeit der Umstand, daß der Handelnde sich nicht in Ausübung eines ihm zustehenden Rechtes befunden, vielmehr gegen das Recht verstoßen hat. Was den Umfang der Haftverbindlichkeit anlangt, so erstreckt diese sich auf die Nachtheile, welche die Handlung für den Erwerb oder das Fortkommen des Verletzten herbeiführt. Hiernach würde zwar Jemand, welcher bei Ausübung seiner Berufsthätigkeit einen Schaden erleidet, der ihm in seinem weiteren Fortkommen hinderlich ist, auf Schadloshaltung rechnen können, wenn er nachweisen könnte, daß ein Anderer das schädigende Ereigniß verursacht hat, daß ihn ferner dabei ein vertretbares Verschulden trifft und, worin meist der Schwerpunkt liegen dürfte, daß er auch capitalsstark genug ist, um Schadenersatz leisten zu können. Alle diese Unterlagen eines Entschädigungsanspruches zu erbringen, glückt aber in verhältnißmäßig wenigen Fällen. Zumeist wird es dem Beklagten gelingen, sich durch die Einrede aus der Haftung zu befreien, daß der Verletzte an der Entstehungsursache Mitschuld trägt, oder doch mindestens die Folgen des Unfalles abzuschwächen im Stande gewesen wäre.

Gerade die Schwierigkeiten, die sich der Begründung eines derartigen Ersatzanspruches entgegenstellen, aber noch mehr die Thatsache, daß in zahlreichen Schadenfällen der Schadensurheber zahlungsunvermögend oder zahlungsunwillig die Beitreibung der zuerkannten Beträge vereitelte, war die Veranlassung zur Einführung der öffentlichrechtlichen Unfallversicherung. Um den Geschädigten gegen böswillige oder zahlungsunfähige Ersatzverpflichtete zu schützen, wurde die in der Berufsgenossenschaft vereinigte Gesammtheit der Unternehmer abgegrenzter Industriezweige zur Trägerin der Entschädigung bestellt. Auf diese Weise gelang es, den leitenden Grundgedanken, welcher die öffentlichrechtliche Unfallversicherung beherrscht, zu verwirklichen, nämlich den Berufsarbeiter davor zu bewahren, die öffentliche Armenunterstützung mit ihren beschämenden Wirkungen dann in Anspruch zu nehmen, wenn er durch die eigenthümlichen Gefahren seines Berufes außer Stande gesetzt wurde, den Lebensunterhalt für sich und seine Familienangehörigen durch fernere Ausübung dieses Berufes zu erwerben. Allerdings ist diese öffentlichrechtliche Unfallfürsorge zur Zeit auf das Gewerbe, die Landwirthschaft und die Seeschifffahrt beschränkt, so daß noch zahlreiche Kreise erwerbsthätiger Personen (u. A. das Kleinhandwerk und das Gesinde) von ihr ausgeschlossen sind.

Auch auf darstellende Künstler erstreckt sich die Unfallfürsorge zweifellos nicht, obschon das gewerbsmäßige Veranstalten von Singspielen, Gesangs- und declamatorischen Vorträgen, Schaustellungen von Personen oder theatralischen Vorstellungen, ohne daß ein höheres Interesse der Kunst oder Wissenschaft dabei obwaltet, zu den concessionspflichtigen Gewerbebetrieben gehört. Der Grund hierfür liegt lediglich darin, daß der Ausdehnung der Unfallfürsorge auf die darstellende Kunst sich anfänglich administrative Bedenken entgegensetzten. Seitdem man jedoch durch eine fünfzehnjährige Erfahrung über die segensreichen Wirkungen der Unfallfürsorge nicht mehr im Zweifel sein kann, ist es an der Zeit, Ermittelungen darüber anzustellen, ob es zweckdienlich sei, die Artisten und Statisten insoweit versicherungspflichtig zu machen, als sie in ihrer wirthschaftlichen Lage sich nicht wesentlich über die gewerblichen Arbeiter erheben. Davon kann nämlich keine Rede sein, die darstellenden Künstler höheren Grades für versicherungspflichtig zu erklären. Ihre wirthschaftliche Lage befähigt sie, sich durch Zurücklegen eines Theiles ihrer meist recht hohen Einkünfte gegen Noth und Entbehrung auch für den Fall wirksam zu schützen, daß sie vorzeitig durch einen Unfall ihrem künstlerischen Berufe entrissen werden. Auch stehen ihnen die privaten Unfallversicherungs-Gesellschaften zur Verfügung, wenn sie es nicht vorziehen, durch Zusammentritt zu einer Unfallgenossenschaft wohlfeiler zur Verwirklichung ihres Zweckes zu gelangen.

In ihrer Mehrzahl bedürfen jedoch die Meisten oft recht armselig gelohnten Darsteller, deren künstlerische Leistungen gering oder gleich Null sind, einer staatlich geregelten Unfallfürsorge. Sie sind meist außer Stande, von ihren Einkünften so viel zu erübrigen, um Ersparnisse für schlechtere Zeiten zu machen oder auch nur Versicherungsprämien zu zahlen. Wenn sie in ihrem Berufe verunglücken, verfallen sie deßhalb der öffentlichen Armenpflege, weil sie nicht für einen anderen Beruf geeignet oder wohl gar so gebrechlich und hülfsbedürftig geworden sind, daß sie einer steten Unterstützung durch Dritte in ihren Bewegungen benöthigt sind. Aus ihrer Zahl recrutiren sich die unglücklichen Gestalten, die im Dunkel der Nacht die Mildthätigkeit anrufen oder als Hof- und Straßen-Sänger, als Musiker u. dgl. m. mühselig ihr elendes Dasein fristen. Dem entgegen zu arbeiten, ist eine Forderung der Menschlichkeit. Daß ein Nothstand vorliegt, der nach Abstellung schreit, daran zweifelt wohl Niemand. Daß aber auch der Weg geebnet ist, auf dem das gesteckte Ziel erreicht werden kann, daß die dazu nöthigen Mittel vorhanden oder doch zu beschaffen sind, auch das ist nicht schwer nachzuweisen. Allerdings sind die Unternehmer derartiger Schaudarstellungen überwiegend nicht seßhaft, wandern vielmehr von einem Orte zu dem anderen. Aber noch mehr trifft dies bei den Artisten selbst zu, die heute hier, morgen dort auftreten. Deßhalb sind diese Personen nicht in das jetzt geltende berufsgenossenschaftliche System einzuzwängen. Aber das ist auch gar nicht erforderlich. Gelten doch verschiedenartige Grundsätze innerhalb der gewerblichen und der landwirthschaftlichen Berufsgenossenschaft, sowie nach den See- und Bauunfall-Versicherungsgesetzen. Gerade diese Letzteren können als Vorbilder dienen und die Grundlage zum Ausbau der neuen Versicherungsart bilden. Hier ist an Stelle des sonst üblichen Umlageverfahrens das Capitaldeckungsverfahren oder die Versicherung durch die Unternehmer gegen feste Prämien gewählt worden. Will man das Princip auf die Unfallfürsorge für Artisten und Statisten anwenden, so bedarf es nur einer gesetzlichen Vorschrift, welche die Unternehmer von Schaustellungen jeder Art, einschließlich solcher von höherem, künstlerischem oder wissenschaftlichem Interesse, verpflichtet, einen procentualen Antheil ihrer Tageslosung an eine für das Reichsgebiet zu errichtende Unfallversicherungsanstalt zu zahlen. Diese hätte dann als Trägerin der Versicherung alle diejenigen Personen zu entschädigen, welche ihrer wirthschaftlichen Lage nach den gewerblichen Lohnarbeitern gleichgestellt sind und, sei es als Darsteller, sei es als Hülfspersonal einen in ursächlichem Zusammenhange mit ihrer Berufsthätigkeit stehenden Unfall erleiden, durch den sie in ihrer Erwerbsfähigkeit geschädigt werden. Gerade der gegenwärtige Zeitpunkt, der den Reichstag mit der Unfallfürsorge für Beamte und Personen des Soldatenstandes beschäftigt sieht, ist für eine derartige Anregung geeignet.

Literatur und Kunst.

Die halben und ganzen Jungfrauen.

Von Eliza Ichenhaeuser.

Nichts ist so charakteristisch für die Evolution der Frau, für den enormen Fortschritt, den sie innerhalb einer ganz kurzen Zeitspanne als Mensch, als Individualität gemacht

hat, wie die veränderte Stellung, die ihr in der zeitgenössischen Literatur — vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Lyrik — eingeräumt worden ist. Den markantesten Beweis für diesen Umschwung aber bieten zweifellos die Romane des Franzosen Marcel Prévost.

Vor einem Lustrum erst entwirft er in seinen „Demi-Vierges“ (in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Halbe Unschuld“ bei Albert Langen in München erschienen), nicht allein ein höchst abschreckendes Sittengemälde des modernen jungen Mädchens, schildert er es nicht allein als oberflächlich, frivol, an Leib und Seele vergiftet, sondern weiß auch kein anderes Mittel dagegen zu empfehlen, als ein gut beaufsichtigtes Pensionat, vollständige Abschließung von der Welt bis zur Verheirathung und möglichst frühzeitige Eheschließung. Après elle le déluge. Was aus dem also erzogenen Mädchen in der Ehe wird, darum bekümmerte unser Dichter sich damals nicht. Ihm galt es als Hauptsache, daß sie ganz und nicht halb unschuldig in die Ehe kommt; alles Andere war ihm gleichgiltig. „Glauben Sie denn im Ernst, daß ein junges Mädchen darum gegen die Prüfungen des Lebens gut gewappnet ist, weil man sie wie einen Studenten der Medicin über gewisse Geheimnisse aufgeklärt hat?“ fragt er in seiner Vorrede zu den Demi-Vierges im Jahre 1894. Aber schon im Jahre 1900, kaum sechs Jahre später, sieht er sich veranlaßt, eben auf diese, gegen die Prüfungen des Lebens gut gewappneten Mädchen in seinen „Vierges Fortes“ (ebenfalls bei Albert Langen, München, in deutscher Uebersetzung erschienen) eine Lobhymne zu singen, wie es keine Frauenrechtlerin enthusiastischer könnte, und sie auf ein Piedestal zu heben, wie es keine Frauenrechtlerin weder der alten noch der neuen Welt verlangt.

Während Prévost in den „Demi-Vierges“ constatirt, daß Paris den Krach der Keuschheit und den Krach der Mitgift zu verzeichnen hat; während er dort am liebsten die Zeiten wieder heraufbeschwören möchte, wo das junge Mädchen im Kloster erzogen und, sobald sie es verließ, mit einem Manne verheirathet wurde, den sie kaum kannte, (die Geldfrage war vorher von den Eltern geregelt worden) — während er in den „Demi-Vierges“ also um schöne, vergangene Tage jammerte, schildert er nunmehr in den „Vierges Fortes“ mit Begeisterung die wissenden, durch die Schule des Lebens mit offenen Augen gegangenen, starken Jungfrauen. Für sie will er überhaupt keine eheliche oder sonstige Liebesverbindung, von ihnen erwartet er vielmehr das Heil der Zukunft, und von ihnen allein.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Pariser Sittenmaler bei der Schilderung der Pariser „halben Jungfrauen“ weitaus mehr in seinem Element ist, als bei der der „starken“. Die jungen Mädchen der müßigen Gesellschaft des heutigen Paris, die im größten Luxus und für den größten Luxus erzogen sind, die ihn keinesfalls entbehren wollen, daher ihre Hauptaufgabe in der Erzielung einer glänzenden Heirath erblicken und sich diese harte Arbeit durch allerhand hart die äußerste Grenze streifenden Abenteuer versüßen; diese Producte der Pariser Gesellschaft kennt Prévost jedenfalls weitaus genauer und intimer, als die gerade in der Seinestadt noch äußerst seltenen starkgeistigen, von modernem socialen Geist erfüllten Frauen- und Mädchengestalten, wie sie die moderne Frauenbewegung bei den angelsächsischen Rassen bereits in stattlicher Anzahl hervorgebracht hat. Ja, Prévost täuscht sich sogar über das wahre, innere Wesen der Frauenbewegung in auffallender Weise.

Gut gezeichnet ist derjenige Theil der „Vierges Fortes“, der die Entwickelung der beiden Heldinnen durch das Alltagsleben und den eigenen Charakter, den Instinct, schildert. Da ist die schwache Mutter, die dem ersten eleganten jungen Manne, der ihr von Liebe schwatzte, rettungslos anheim fiel, worauf ihr der Vater des Verführers für 40 000 Francs einen Mann kaufte, um so die „Dummheit“ seines Sprößlings wieder gut zu machen. Und dieser theuer bezahlte Mann mißhandelte die Aermste erbarmungslos. Dann ihr Vater, ein bescheidener Privatlehrer, ein vereinsamter Wittwer, ein rührender, hülfloser Alter, dem die eleganten Allüren der zum Leichtsinn neigenden Tochter so imponiren, daß er an ihre Ueberlegenheit glaubt und eine gewisse Scheu vor ihr empfindet. Schließlich die beiden Heldinnen, die in dieser Umgebung aufgewachsen sind, unter diesen traurigen Verhältnissen unsäglich leiden und keinen anderen Wunsch kennen, als den, vor dem Schicksale ihrer Mutter und der zahllosen anderen Opfer der Großstadt bewahrt zu bleiben. Frédérique, die ältere der Schwestern, ein hochintelligentes Wesen, ein stolzer Charakter, die von allem Häßlichen, das sie um sich sieht, angeekelt, sich der hohen Mission weiht, ihre Umgebung reiner und besser zu machen, ihre Schwester und sich zu unabhängigen, starken Persönlichkeiten zu erziehen; neben ihr Lea, die jüngere, schmiegsamere, weichere Natur — sie Alle sind glänzend gezeichnet.

Wo aber der Verfasser sich auf das ihm fremde Gebiet der Frauenfrage begiebt, da schießt er weit über das Ziel hinaus. Für die Mängel der modernen Mädchenerziehung, für die wirthschaftliche Berechtigung der Frauenbewegung freilich hat er volles Verständniß. Sobald er aber das sexuelle Problem mit ihr verquicken will, zeigt er ein totales Verkennen der Wünsche und Ziele, die die Frauenbewegung hierin verfolgt.

So läßt er Lea in London, wohin die beiden jungen Mädchen nach dem Tode ihrer Mutter gereist sind, um die Frauenbewegung näher kennen zu lernen, einen platonischen Bund mit einem schwedischen Maler schließen. Als sie jedoch fühlt, daß kein ausschließlich geistiges Band sich um sie schlingt, sondern echte, heiß pulsirende Liebe sie erfaßt hat, flieht sie den Geliebten und eilt mit ihrer Schwester nach Paris zurück, um „ihrer Mission“ nicht untreu zu werden. Dort betheiligt sie sich mit Frédérique und der ihr befreundeten Frauenrechtlerin Pirrnitz, den beiden „Vierges Fortes“, an der Gründung einer Anstalt, die zur Selbstständigmachung junger Mädchen dienen soll. Sowohl die Anstalt als auch Lea läßt Prévost zu Grunde gehen, Beide am Manne. Die Erstere, weil sie sich gegen den Mann als Mitarbeiter verschließt, er sich aber als Verführer doch einzuschleichen versteht; die Zweite, weil sie sich ihm versagt und sich doch vor Sehnsucht und Liebe nach ihm verzehrt.

Die Gründe hierzu sollen in beiden Fällen in den Forderungen der Frauenbewegung liegen. Der französische Romancier glaubt allem Anschein nach, diese Forderungen gipfelten darin, daß die Frauen jede Mitarbeit des Mannes entschieden ablehnen, daß sie eine Art Gelübde der Ehelosigkeit ablegen und daß in ihrem großen Befreiungskampfe Jede zur Märtyrerin ihrer Sache werden muß.

Derartige Forderungen sind aber niemals von der Frauenbewegung erhoben worden. Wohl will sie dem unverheirathet gebliebenen Mädchen zu einem besser ausgefüllten Dasein verhelfen, zu einem Dasein, an dem sie selbst und die Mitwelt Freude haben kann, aber niemals hat sie das Cölibat als Idealzustand proclamirt. Ebenso wenig wie sie principiell die Mitarbeit der Männer ausschloß. Im Gegentheil erstreben alle ernsthaften Verfechter der Gleichberechtigung der Frau eine vollkommene edle Gemeinschaft der Geschlechter in der Ehe sowohl, als auch außerhalb der Ehe, im öffentlichen Leben.

Da Prévost von falschen Voraussetzungen ausging, so gelangte er zu falschen Schlüssen. Lea hätte sich keineswegs zu opfern brauchen. Sie hätte nicht allein ihren Georg heirathen können, sondern ihrer Sache sogar unendlich mehr genützt, wenn sie durch die Ehe mit einem Gleichgesinnten den Beweis geliefert hätte, eine wie viel höhere und edlere Gemeinschaft der Bund einer vom Conventionalismus befreiten, social denkenden vernünftigen Frau mit einem gleichgesinnten

Manne ist, als die der Modepuppe und Salondame mit einer männlichen Erwerbsmaschine. Ist es doch eines der bedeutsamsten Argumente der Frauenrechtlerinnen, daß durch die Hebung der Frau auch die Hebung des Mannes, der Ehe, des Familienlebens, der Kindererziehung bewirkt wird. Ebenso erstreben sie die Mitarbeit des Mannes, weil sie sich nur von der gemeinsamen Arbeit der Geschlechter Bedeutendes versprechen.

Prévost mag es daher mit der Darstellung der „Vierges Fortes“ als Märtyrerinnen noch so gut gemeint haben — ich will dies wenigstens zu seinem Lobe annehmen —, über die Bestrebungen und Ziele der Frauenbewegung aber befindet er sich vollständig im Irrthum.

Drinnen und draußen.

Ein Capitel von moderner Wohnungskunst.

Nicht nur der Mensch und sein Schaffen, auch sein Heim soll Stil haben. Eben den Stil der Persönlichkeit. Aber wie wenig wird dieser oberste Leitsatz der Wohnungskunst noch beachtet! Es ist, als sei er erst gestern entdeckt und fixirt worden. Das Haus, das die Schnecke mit sich herumträgt, paßt ihr wie angegossen, entspricht in All' und Jedem ihrer Eigenart und ihren Bedürfnissen, aber der Menschheit stolze Zier hat nicht, wo sie ihr Haupt hinlege. Wenigstens nicht, wenn Schönheitssinn in diesem Haupte steckt. Nach außen hin gehaben wir uns, wer weiß wie unabhängig. Jeder, der etwas vorstellen will, soll und muß ein ganz Eigener sein; wehe dem, der allzu ausschließlich in den Spuren Goethe's oder Shakespeare's, Buonarotti's oder Lionardo's zu wandeln versucht! Man wird sehr bald von ihm behaupten, er denke und handle nur deßhalb im Geist dieser Großen, weil er keinen eigenen Geist habe. So streng sind wir außerhalb unserer vier Pfähle. Sitzen wir aber zu Hause, also im innersten Centrum unserer Wirksamkeit, dann beugen wir uns sclavisch nicht etwa dem erlauchten Geiste des großen Wolfgang oder Michel Angelo's, sondern dem wesentlich simpleren eines X-beliebigen Tapezierers. Wir wohnen in Miethscasernen. Das ist schlimm, doch noch schlimmer ist, daß auch unsere Gemächer wie Miethscasernen-Zimmer ausschauen, wie die richtigen chambres garnies. Der Allerweltsgeschmack hat sie ausgestattet, und wir, die verwöhnten, nervösen, fein differenzirten Individualisten, haben uns der scheußlichen Allerwelts-Geschmacklosigkeit stillschweigend unterworfen. Die Meisten von uns empfinden gar nicht, in welch' furchtbarer Wohnungs-Barbarei sie ihre Tage verbringen.

Da ist mein Arbeitszimmer. Es hat zwei Fenster, natürlich, und eine große Flügelthür, die es mit dem anstoßenden Raume verbindet. Viele Fenster sind etwas sehr Schönes für einen Königspalast, und Flügelthüren desselbigen gleichen — aber was in aller Welt suchen sie in bürgerlichen Wohnungen? Wäre es nicht weit verständiger, das Licht fluthete durch eine große Oeffnung in's Gemach, statt durch diese beiden Löcher, die die Wand zerschneiden und zu einer decorativ sehr schwer zu behandelnden Fläche machen? Und die Flügelthüren — wie kommt dieser Pomp in meine Hütte? Schwindel und Surrogat! Aber sie sehen nach Etwas aus, haben Bauherr und Baumeister gemeint. Viele Fenster an der Hausfront sehen auch nach Etwas aus, verdecken vielleicht ihre unpalastmäßige Schmalheit, und so kommt es, daß ein Stück Glas dicht neben dem anderen knallt. Der riesigen Flügelthür, die mir die zweite Zimmerwand unbrauchbar macht, gesellt sich der bunt bemalte Stuck und die wimmelnde, zum Theil, schablonengeborene Bilderpracht an der Decke. Damit mein Haus voll werde, protzt an der Wand eine Tapete, die die Gediegenheit des Leders imitirt. (Im Speisezimmer sucht mir die Tapete eine Holztäfelung vorzuspiegeln.) Alles Schwindel und Surrogat. Und darin athmen wir, und in dieser Umgebung bilden wir uns ein, Culturmenschen zu sein!

Die allgemeine Neigung, mehr zu scheinen, als man ist, bringt es mit sich, daß die Hausbauer fünfzimmerige Wohnungen, in denen gut bürgerliche Familien hausen sollen, wie eine Bankier-Etage einrichten, und andererseits dem Bankier Zimmerfluchten vorführen, die mit Versailles und Hohenschwangau concurriren möchten. Soweit Talmi eben concurrenzfähig ist. Natürlich glaubt sich der Bewohner solcher G'schnas-Heime dazu verpflichtet, sie entsprechend gediegen auszustatten. „Was da wahr ist, ist schön, was nicht wahr aber, ist unschön“, haben einst die Musen und Grazien gesungen. Nach zweitausend Jahren sind wir unwissender als sie. Wir haben noch nicht begriffen, daß ein künstlerisch ausgeführtes Geräth oder Schmuckstück aus dem schlichtesten Metall bestehen, in den schlichtesten Linien gehalten und doch schön sein kann, wenn eben Metall und Linienführung dem besonderen Gebrauchszweck entsprechen. Alle Nachahmung dagegen, die mehr vorstellen will, als sie in Wahrheit ist, die zu täuschen versucht und gerade dadurch ihre Armseligkeit verräth, ist häßlich. Wer sich in seinen vier Wänden wirklich heimisch fühlen will, der lasse nichts Unechtes in sein Haus, entwürdige die Stätte seiner Arbeit und Erholung nicht zur Filiale eines Ramschbazars. Hat er kein Geld, um echte Broncen zu kaufen, was ich in seinem Interesse allerdings lebhaft bedaure, so lasse er die Hand davon und hüte sich besonders vor wohlfeilem Zinkguß. Es braucht nicht Jeder einen Böcklin an der Wand hängen zu haben, gute Radirungen und Heliogravüren thun es auch, aber vor Farbendrucken sollte sich der Mann von Erziehung hüten. Vor den jetzt üblichen, kunstfeindlichen Farbendrucken. An sich sollte man der Farbe freilich mehr Raum gönnen, als es augenblicklich, unter'm Einfluß mißverstandener Simplicität, Mode ist. Die bunten orientalischen Teppiche z. B., die man aus unseren Wohnungen verbannen möchte, machen sie anmuthvoll lebendig, warm im Gesammteindruck, während die allermodernsten, secessionistischen Teppiche entweder zum Himmel schreien oder sich angstvoll davor hüten, irgend welche Farbe zu bekennen. Die Zimmer sehen trüb und grau aus, wo diese mattfarbene Einfachheit den Grundton angiebt und in grellem Gegensatz zu der unruhigen Secessions-Normaltapete steht. Die Tapete hat vor Allem die Aufgabe, sich der beabsichtigten Gesammtwirkung einzufügen, nicht aber protzig zu rufen: Seht vor Allem mich an, was ich für ein apartes, originelles Muster bin! Energisch sträuben wird sich der Mann von Geschmack auch gegen all' die gräulichen Kinkerlitzchen, die staubsammelnden Stoffarrangements, die komischen Ritterwaffen, die Marmorbüsten aus Elfenbeinmasse &c. &c., womit Hunnen noch heutzutage ihre Wohnräume unwohnlich machen. Allmälig wird er dann zu der Erkenntniß durchdringen, daß sein Tischler Unrecht hatte, als er ihm Urväterhausrath, klobige Tische, Stühle und sonstige Sitzgelegenheiten aufdrängte, an Stelle leichterer und zierlicherer Möbel, wie sie unserer Zeit angepaßt sind. Wir modernen Menschen sind Zugvögel, und was für die seßhaften Patricier vergangener Jahrhunderte paßte, gilt nicht mehr für uns! Wir haben keine Ursache mehr, schwere Stoffe über die Fenster zu hängen, denn unsere Fenster pflegen im Allgemeinen zur Winterszeit gut zu schließen, und wir ziehen überhaupt in keine Wohnung, die nicht vorn und hinten Doppelfenster hat. Wir schreien nach Licht und Luft, nach Farbe und Fröhlichkeit. Wer kann uns daran hindern, diesem vernünftigen Gelüst zu folgen?

Von der Reform des Wohnungs-Innern, über die noch Tausenderlei zu sagen ist, wird die Reform des modernen Hauses ausgehen. Hier ist's allerdings schwieriger, Abhilfe zu schaffen. Hier hält der Bauschwindel in beiderlei Gestalt noch eine feste Stellung inne. Gerade in den vornehmsten

Vierteln der großen Städte finden sich die verlogensten Fassaden. Diese lächerlichen Palastaufgänge, diese protzenden Treppenhäuser, diese mit Stuckpuppen überladenen Riesenportale! Der Sandstein besteht aus Putz, und die künstlerische Steinmetzarbeit ist aufgeklebter Gyps. Und doch bleibt den Großstädtern einstweilen nichts übrig, als mit den aufgedonnerten, „mit allem Luxus und Comfort der Neuzeit ausgestatteten" Casernen fürlieb zu nehmen. Allmälig nur kann der gute Geschmack gebildeter Miether die Bauherren erziehen, die jetzt noch für halbcivilisirte, renommirwüthige Protzen arbeiten zu müssen glauben. Vielleicht bringen die Zukunft und eine weise Regierung auch eine Vermehrung der Einfamilienhäuser, was durch Einschränkung des wahnwitzigen Bodenwuchers (Erschließung fiscalischen Terrains zu Bauzwecken, Erbverpachtung nach englischem Muster?) zu erreichen wäre. Erst dann, wenn der gebildete Mittelstand an ihrer Entfaltung und Bereicherung mitwirken kann, wird man bei uns von wahrer Wohnungskunst sprechen dürfen, deren Ausübung jetzt in der Hauptsache noch ein Privileg schwer begüterter Einzelner ist.

Die sociale Mission der bildenden Künste.

Von Karl Noetzel.

I.

Unzweifelhaft hat sich die wirthschaftliche Lage der großen arbeitenden Massen in den letzten Jahrzehnten bedeutend gebessert. Directer Mangel und Elend verschwinden mehr und mehr und werden bald nicht mehr vorhanden sein, seit der Staat sich so energisch der Kranken, Invaliden und Altersschwachen angenommen hat und in Kürze noch die Wittwen und Waisen in das Bereich seiner Fürsorge hineinzuziehen gesonnen ist. Der Kernpunkt der Unzufriedenheit der niederen Classen, deren tausendfältige Ausstrahlungen man unter dem Namen „sociale Frage" zusammenfaßt, kann wenigstens nicht mehr ausschließlich in der Unbefriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse zu suchen sein. Es sind vielmehr mit Beseitigung der directen physischen Noth und Besserung der materiellen Lage auch neue Bedürfnisse erwachsen. Mag nun auch zunächst ein brutales Verlangen nach größerem materiellen Lebensgenuß vorwiegend sein, so kann man hierin doch nur die gesunde Reaction gegen langjährige Entbehrungen erblicken. Bald indeß verfeinerten sich wenigstens bei der Elite des Proletariats die Bedürfnisse, und man kam zur Einsicht, daß der Reiche vor dem Armen in letzter Instanz bloß den erhöhten Antheil an den Culturerrungenschaften voraus hat — also an Wissenschaft und Kunst. Diese auch dem Unbemittelten zu erschließen, ist darum für den Socialpolitiker eine ebenso wichtige Aufgabe, wie die absolute Hebung der wirthschaftlichen Lage des Arbeiters. Und das um so mehr, als trotz aller gegentheiligen Weissagungen eines Marx, Lassalle und Bebel die Löhne sich beständig in aufsteigender Linie bewegen. Mithin dürften diese culturellen Aufgaben der Socialpolitik mehr und mehr in den Vordergrund treten. Ein großes Hinderniß aller diesbezüglichen Bestrebungen besteht vor der Hand noch in der naiv-unlogischen Ueberschätzung des Reichthums von Seiten des Volkes, bei dem reich und glücklich noch identische Begriffe sind, und die nicht begreifen können, daß ein reicher Hohlkopf ein viel unglücklicheres Geschöpf ist, als ein bildungsstrebender, bescheiden gestellter Arbeitsmann. Ein großer Schritt zur socialen Versöhnung, das heißt dem gesunden, von persönlichen Animositäten freien Vertreten der Classeninteressen, wird fraglos damit gethan, daß man dem Proletarier die Möglichkeit gewährt, sich weiter zu bilden und an dem Genuß der Kunst seinen Antheil zu haben. Nur so kann in ihm die Ueberzeugung gefestigt werden, daß es vor Allem seine Pflicht ist, sich geistig zu entwickeln und durch Selbsterziehung auch zum Kunstgenuß heranzubilden. Einsehen wird er weiter, daß die Mitglieder der höheren Classen vor ihm bloß das Glück voraus haben, von ihren Eltern schon von frühester Jugend an zur Bildung erzogen worden zu sein, während er dies nun Alles allein nachholen muß. Aber ist er erst einmal zu diesem Grade der Erkenntniß gelangt, so wird es ihm auch klar werden, daß er doch eigentlich für seine viel größere Mühe auch einen viel höheren Genuß erzielt. Er wird es alsdann vorziehen, zu Hause an seiner Weiterbildung zu arbeiten, statt geistlose Hetzversammlungen zu besuchen, denn er hat seinen Werth als geistbegabtes Individuum erkannt und seine Pflicht, sich zu erziehen.

Dem Bildungstrieb des Arbeiters begegnet in Deutschland eine hocherfreulicher Weise mehr und mehr anwachsende Bewegung zur Popularisirung der Wissenschaften. Reclam's und Meyer's Volksbibliotheken ermöglichen es auch dem Unbemittelten, durch Verzicht auf ein bis zwei Glas Bier sich die herrlichsten Genüsse in der Lectüre zu bereiten. Hierzu erziehen öffentliche Vorlesungen, Volkslesehallen, Leihbibliotheken, ja in letzter Zeit Volkshochschulcurse. Wenn auch noch viel zu thun übrig bleibt, so ist doch der Anfang schon hocherfreulich.

Weniger günstig steht es einstweilen noch mit der Popularisirung der Künste. Der Theaterbesuch ist im Allgemeinen noch zu theuer, auch existiren einstweilen zu wenig Bühnen, deren Spielpläne geeignet wären, dem Volke eine gesunde Geisteskost zu bieten. Allerdings scheint in allerletzter Zeit darin ein Umschwung zum Besseren sich vorzubereiten. Dasselbe gilt von der Popularisirung der Musik, durch billige Volksconcerte. Es sei aber hier nicht die Rede von Schauspielkunst und Musik, da deren eminent ethisch erziehende Wirkung außerhalb der Wohnung des Proletariers sich vollzieht; auch nicht von der Dichtkunst, da sie durch die Volksbibliotheken weiteren Kreisen schon erschlossen ist und zu deren Verständniß die oben erwähnten Volkshochschulcurse, sowie sonstige öffentliche Vorlesungen das Ihrige beitragen. Diejenigen Künste, welche am meisten geeignet scheinen, mit dem intimen häuslichen Leben des Proletariers verwoben zu werden und darum zur weitgehendsten socialen Mission berufen zu sein, — sind die bildenden.

Von der Haus- und Zimmerkunst (Architektur und Innendecoration) galt das immer, von der darstellenden Kunst (Malerei und Griffelkunst) erst seit kurzer Zeit, seit nämlich die neuen photographischen Verfahren Reproductionen von ungeahnter Billigkeit und künstlerischer Vollendung gestatten.

Jetzt eigentlich erst kann man die Werke der bildenden Kunst unsterblich nennen. Früher waren sie an das vergängliche Material: Marmor, Holz, Leinwand gebunden, daraus oder darauf die Künstlerhand sie schuf, und darum waren sie auch nur an einem Orte zu beschauen. Nun aber hat ihr „Geistiges" durch die Reproduction die Schranken des Raumes durchbrochen und kann allerorts beglücken und veredeln. Die großen Meister der Vergangenheit werden eine Auferstehung haben und jetzt erst die wahre Volksthümlichkeit erlangen. Ihr kühnster Kunsttraum geht in Erfüllung, und das, was sie mit Hingabe ihrer ganzen frommen Seele geschaffen, weilt nicht länger mehr verborgen in Klöstern, Kirchen und Museen, sondern wandert hinaus in alle Völker, kündend die frohe Botschaft einer beseligenden Kunst für Alle. Diese epochemachende, eminent social-ethische Bedeutung der Reproduction scheint uns noch nicht in ihrer ganzen Tiefe gewürdigt zu sein. Sie ist nämlich berufen, die Kunst zum wahren Lebenselement und Lebensbedürfniß der weitesten Kreise zu machen und auch in die Wohnstätte der Armuth, der Krankheit, ja der Sünde einen Strahl ihrer göttlichen Versöhnung zu tragen. Was ist die Kunst denn anders, als die Natur, so wie sie der Künstler wünschte, also gesehen durch das Medium seiner liebenden Seele? Ein Geschenk, das er der

Menschheit darbringt. Was aber macht den Künstler reich genug, so fürstliche Gaben zu bieten? Er vermag zu sehen! Er sah der Natur in's Herz — und nun verzehrt ihn die Sehnsucht, mitzutheilen, welche Schätze er dort fand. Er will auch uns Andere sehend machen. Und wer es von ihm lernt, durch das Auge der Seele in die wunderbare Gotteswelt zu blicken, der fühlt sich so reich, daß er mit tiefem Mitleid auf alle die herabsieht, welche da unten blind herumtappen, sei ihr Pfad auch mit Goldstücken gepflastert. Darum mahnen uns die hohen Meister der Kunst: Macht das Volk sehend für der Natur unfaßbare Schönheit, lehrt es erkennen, daß dieser unser herrlichster Kunstgenuß Allen gemein ist, und schwinden wird der kleinliche Neid vor dem an sich so armen Mammon.

Während somit die darstellende Kunst dazu berufen ist, das Seelenleben zu vertiefen und zu veredeln, verfolgen die Haus- und Zimmerkunst zunächst bescheidenere Ziele. Auch ihre große und einzige Lehrmeisterin ist die Natur. Die aber beschenkt Alles, was da athmet, liebend in gleicher Weise. Aufgabe der angewandten Künste ist es, die Natur unseren speciellen Lebensverhältnissen anzupassen und sie somit erst recht zur ständigen, intimen Gefährtin zu machen. Die Schönheit der häuslichen Künste besteht demnach in ihrer möglichst vollkommenen Harmonie mit unsern Lebensbedürfnissen und gesunden Lebensgewohnheiten, sie ist folglich mit absoluter Behaglichkeit identisch und schließt daher die höchsten Anforderungen der Sauberkeit, Ordnung und Hygiene in sich. Ihr Werth ist darum auch im hohen Grade wirthschaftlich, ihre Wirkung aber ist die, das persönliche Glücksempfinden des Einzelnen dauernd möglichst zu erhöhen, und darauf zielt ja doch eigentlich die gesammte Socialwissenschaft. Hieraus ergiebt sich die Berechtigung, von einer socialen Mission der Kunst im weitesten Umfange reden zu können.

Die verderbliche Folge der Pseudokunst der Décadence müssen wir darin erblicken, daß sie in weiteren Kreisen den Glauben an den tiefinneren Zusammenhang zwischen Kunst und Ethik merklich erschüttert hat. Während früher jede Hindeutung auf die hohe Sittlichkeit der Kunst eine Trivialität gewesen wäre, wächst heute bei dem Volksfreund immer mehr das Sehnen, es möchte ein wortgewaltiger Kunstprophet die Herzen der Abtrünnigen wieder machtvoll zurückrufen zum Glauben an die hohe, sittliche Weihe der Kunst. Die großen Künstler selbst stehen dieser Frage durchaus theilnahmlos gegenüber. Ihnen ist die Kunst Glaube und Religion; wer anders denkt, existirt nicht für sie. Wenn irgend Jemandem, so ist dem ausübenden Künstler das Recht solcher Subjectivität zuzugestehen. Aber unsere großen Aesthetiker sollten — nicht im Interesse der Kunst, denn diese ist erhaben über alle Verlästerungen — wohl aber im Interesse der weiten Kreise des Publicums der Kunst ihren werthvollen Schutz angedeihen lassen und nicht eher ruhen, als bis sie sie zu ihrem alten Ehrenplatz in der Werthschätzung des Volkes zurückgeführt haben. — In seiner wundervollen Schrift: „Seele und Kunstwerk“ lehrt Lichtwark, daß das Kunstwerk nur aus einer gütigen Seele hervorgehen und auch nur empfunden werden kann von einer gütigen Seele. Es wird also empfangen und getragen von der Güte, dem höchsten Ausdruck der Sittlichkeit. Musset's: „Le génie c'est le besoin d'aimer“ ist im eminentesten Sinne zutreffend bei dem darstellenden Künstler. Noch mehr. Jedes Kunstschaffen ist im höchsten Grade social. Der Künstler bringt sein Werk nicht seiner Nation zum Geschenk dar, sondern der ganzen Welt, nicht nur den Mitlebenden, sondern der fernen Zukunft. Worin besteht nun die Einwirkung des Kunstwerks? Daß es noch keine Psychologie der Kunst giebt, d. h. exacte psychologische Untersuchungen über den Einfluß des Kunstwerks auf die Seele, ist mehr auffallend als bedauerlich. Ein kaltes, exactes Experimentiren mit den höchsten Regungen der Seele müßte dem Kunstfreund wie eine widerliche Profanation erscheinen. Außerdem dürfte nicht viel dabei herauskommen. Daß Kunstgenuß beglückt, wird auch jetzt nicht bestritten werden, wohl aber, daß er veredelt. Wenn die Kunst aber auch wirklich nur beglückte, wäre das nicht übergenug, ihre größtmögliche Verbreitung von ganzer Seele zu wünschen und mit allen Kräften daran mitzuarbeiten? Denn die Freude ist Dankbarkeit gegen Gott, ist in ihrer Art ein Gottesdienst und adelt den Menschen. Aber die Kunst übt auch einen directen veredelnden Einfluß; daran kann und soll nicht gezweifelt werden. Beweisen läßt sich das nicht, wie sich überhaupt das Gute nicht beweisen läßt. Das liegt in seiner Natur. Es beweisen wollen, hieße es mit dem Nützlichen zu identificiren. Dann aber verlöre es seine Weihe und sänke zur Marktwaare herab. Dagegen läßt sich auch der roheste Egoismus logisch ganz klar beweisen. Das ewige Gute aber muß sich damit begnügen, daß es sich weder logisch noch naturwissenschaftlich wegdisputiren läßt, und seine Propheten müssen sich den Grundsatz zur Devise machen, den Plato als die eigentliche Aufgabe des Philosophen bezeichnet: nicht Ansichten zu erwecken, sondern Ueberzeugungen. Ueberzeugung ist Herzenssache. Lassen wir also durch größtmögliche Verbreitung von guten Reproductionen die Meister selbst zum Herzen der Beschauer sprechen. Unsere berufenen Kunstlehrer mögen aber, dem Beispiel Lichtwark's folgend, immer wieder hinweisen auf den tiefinnern, tausendfältigen Zusammenhang zwischen Seele und Kunstwerk. — Wie oben erwähnt, ist durch die neue Aera in der Reproductionskunst die Zeit gekommen, wo auch die alten Meister wieder zur Volksseele sprechen werden in den weitesten Kreisen. Und wenn der Künstler die suggestive Macht besitzt, Empfindungen so darzustellen, daß sie wieder Empfindungen werden. Welche wundervollen Empfindungen im Volke wieder zu erwecken sind dann z. B. die so innigen, schlichten Meister der italienischen Vorrenaissance berufen! Ihre tiefinnere Frömmigkeit und ihr zarter beseligender Glaube an die göttliche Güte und Schönheit wird auf's Neue erstehen in den Seelen Derer, die auch nur Reproductionen ihres Schaffens vor sich haben. Mag nun ihre Seelenstimmung auch zu wenig zeitgemäß sein, um sich dauernd einer modernen Seele suggeriren zu lassen, es genügt doch auch ein ganz kurzer Aufenthalt in ihrer Geisteswelt, um einen unvergeßlichen Eindruck von Beseligung und Reinigung zu wecken. Und dazu sind sie alle berufen, die großen Meister; ob auch schon längst in Staub zerfiel, was sterblich war an ihnen. Sie alle sind berufen zu Volksbeglückern, Seelenreinigern, Tröstern und Anspornern zu allen Thaten, welche den Stolz und die Größe des Menschengeschlechts ausmachen. Denn was der Genius einmal aus liebender Seele geschaffen, bleibt unsterblich und, den Himmelsgestirnen gleich, in ewiger Bewegung.

Solche allumfassende, sociale Mission der bildenden Künste ist nur dann möglich, wenn ein Jeder es als einen Theil seiner Lebensaufgabe betrachtet, Mitarbeiter daran zu sein. Denn jeder Gebildete ist berufen zum Kunstapostel — natürlich entsprechend seinen Fähigkeiten. Doch dürfte bei ernstlichem Willen ein Jeder fähig sein, Stimmung und Interesse für die Kunst zu erwecken, und darin liegt doch der Kernpunkt für diese Missionsthätigkeit. Ich spreche natürlich von den bildenden Künsten. Bei anderen Künsten, z. B. Musik, ist ein gewisses, angeborenes Talent zum Kunstgenuß erforderlich. Zum Genusse der bildenden Künste — nicht zum tiefsten, aber doch zum wahren Genusse — gehört bloß ein entwickelter Mensch. Und wenn bis jetzt noch die bildenden Künste so unpopulär sind, so liegt das bloß daran, daß man von berufener Seite sich zu wenig bemüht hat, in weiteren Kreisen das Interesse dafür zu wecken. Jetzt ist auch darin schon Wandlung eingetreten. Wir besitzen schon Kunstlehrer von wahrer Volksthümlichkeit, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit für gesunde Volkskunst eintreten. Unter der liebenden Führung solcher Meister trachte der Laie zu-

nächst darnach, in ein persönliches, intimeres Verhältniß zur Kunst zu gelangen. Von den Kunsthistorikern bevorzuge er solche, bei denen tiefinnere Begeisterung jede Zeile durchzittert, wie bei dem herrlichen Jakob Burkhardt. Denn zunächst handelt es sich für ihn, jene tiefe Ehrfurcht vor der Kunst zu erlangen und von deren ewiger Lehrmeisterin, der Natur. Häufiger, gründlicher Galerienbesuch und Vertiefen in gute Reproductionen werden alsdann in hohem Maaße dazu beitragen, das persönliche Band zu festigen und einen Herzensbund daraus zu gestalten. Und das ist auch einem sehr unmalerisch veranlagten Menschen durchaus möglich. Denn der darstellende Künstler wendet sich nicht bloß an das Auge, sondern an den ganzen Menschen, und sein Stoffgebiet umfaßt das Leben in seiner Gesammtheit, und darum wird bei Jedem, der sich ernsthaft in seine Wunderwerke vertieft, auf die Dauer irgend eine Saite der Seele mitklingen müssen und der Seelencontact zur Kunst überhaupt somit gefunden werden. Je nach der persönlichen Veranlagung wird hierbei Auge, Herz oder Verstand die größere Rolle spielen. Aber ein entwickelter und ernsthaft Kunstbildung suchender Mensch muß mit Naturnothwendigkeit diesen Seelencontact erreichen. Hat er ihn gefunden, so bestrebe er sich zunächst, von Ueberhebung frei zu bleiben. Er hüte und pflege an sich die tiefe Ehrfurcht vor jeder Kunst und urtheilt er, so geschehe es bescheiden und mit beständiger Betonung des eigenen Eindrucks. Niemals urtheile er wegwerfend und von oben herab. Nur dann kann sein Verhältniß zur göttlichen Kunst ungetrübt herzlich und innig bleiben.

Wann aber soll das Apostelamt beginnen, wo man doch selbst immer Lernender bleibt? Es beginne, sobald jene Ehrfurcht vor der Kunst erreicht ist. Der von ihr beseelte Schüler wird als Lehrer nur Gutes wirken. Denn nichts wird ihm mehr am Herzen liegen als seinerseits Ehrfurcht zu erwecken und Interesse. Was er selbst neu erlernt, wird er mittheilen, er wird aufmerksam machen auf Meister, wie Burckhardt, Ruskin, Lichtwark. Und kein kleines Verdienst ist es, solchen Meistern Schüler geworben zu haben. Zur Erweiterung des Kunstverständnisses sammle man gute Reproductionen und übe beständig sein Auge an diesen. Nachzuahmen wäre hierbei vielleicht das Beispiel des großen Nationalökonomen und Kunstfreundes Roscher, der jeden Tag ein anderes Bild auf seinem Schreibtisch aufstellte. Unwillkürlich sah er es am Tage sehr oft an, fand immer neue Schönheiten heraus, und so ward das betreffende Bild gewissermaßen zum künstlerischen Leitmotiv des ganzen Tages.

Feuilleton.

Jemeljan Piljai.

Aus dem Russischen des Maxim Gorki.*)

Uebersetzt von J. Norden.

„Jetzt bleibt nur noch Eins übrig: in den Salinen Arbeit zu suchen. Das ist freilich eine ganz verfluchte Arbeit; aber was ist zu machen? Es ist nun 'mal eine schlimme Stunde, und man verhungert sonst."

Mein Kamerad Jemeljan Piljai nahm bei diesen Worten wohl zum zehnten Mal seinen Geldbeutel aus der Tasche, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er genau eben so leer war, wie gestern, spie er kräftig aus, drehte sich auf den Rücken um und blickte pfeifend in den wolkenlosen, gluthstrahlenden Himmel. Wir lagen auf einer schmalen sandigen Landzunge, etwa drei Werst von Odessa. Wir hatten es verlassen, weil wir dort keine Arbeit fanden, und überlegten nun, mit knurrendem Magen, wohin wir uns wohl wenden sollten. Jemeljan hatte sich ausgestreckt, mit dem Kopf zur Steppe hin, mit den Füßen zum Meere, und die leise gurgelnden Wellen, die kamen und gingen, bespülten seine nackten, schmutzigen Füße. Die Sonne blendete ihn; bald zog er sich wie ein Kater zusammen, bald rückte er dem Wasser näher, und dann lief ihm wohl 'mal eine Welle bis zur Brust hinauf. Das machte ihm Spaß, und ihn überkam so eine lässige Faulenzerstimmung.

Ich blickte zum Hafen hinüber. Dort starrte ein Mastenwald; schwere schwarzgraue Rauchwolken umflatterten ihn, und über das Wasser klang ein dumpfer Lärm von rasselnden Ankerketten, pfeifenden Locomotiven, die Waaren heranschleppten, und rufenden und schreienden Lastträgern und Frachtknechten herüber. Mir schien es dort Nichts zu geben, was unsere Hoffnung auf Erwerb neu beleben könnte. Ich sprang auf und sagte zu Jemeljan:

„Nun was? Gehen wir also in die Salinen!"

„'s ist gut ... gehe! ... Wirst Du dort was abmachen können?" fragte er gedehnt, ohne mich anzusehen.

„Das werden wir schon sehen."

„Also — wir gehen?" wiederholte Jemeljan, ohne sich zu rühren.

„Aber natürlich!"

„Soso! Nun ja, das wäre eine Sache ... Also — los! ... Dieses verdammte Odessa — der Teufel soll es vertilgen — das bleibt hier, wie es ist. Eine Hafenstadt! Möge der Erdboden sie verschlingen!"

„Nun, 's ist schon gut! Steh' auf, laß uns gehen! Das Schimpfen hilft doch Nichts!"

„Wohin sollen wir gehen? ... In die Salinen? ... Gut ... Nur, siehst Du, Bruderherz, herauskommen wird dabei doch Nichts, wenn wir auch hingehen."

„Aber Du selbst sagtest doch, man solle hingehen!"

„Das stimmt! Ich sagte es. Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt. Davon nehme ich Nichts zurück. Aber herauskommen wird dabei Nichts. Das stimmt auch."

„Ja, warum denn?"

„Warum? Du glaubst wohl, daß man dort nur so auf uns wartet? Oh bitte, Ihr Herren Jemeljan und Maxim, nur hereinspaziert, schindet nur gefälligst Eure Knochen für unsere Groschen! ... Nun nein, so ist's nicht! Die Sache liegt jetzt so: jetzt sind Du und ich — allein die Herren unserer Knochen und unseres Fells."

„Nun, ist gut, ist gut: Laß nur! Gehen wir!"

„Still! Wir müssen also zu dem Herrn Salinen-Verwalter gehen und mit allem Respect zu ihm sagen: Gnädiger Herr, hochverehrter Räuber und Blutsauger, da sind wir Beide und bieten Ew. Leuteschinder unser Fell an. Wollen Sie nicht die Güte haben, es uns für 60 Kopeken den Tag über die Ohren zu ziehen? Sodann ..."

„Hör' 'mal, stehe doch endlich auf! Laß uns gehen! Bis zum Abend kommen wir zu den Fischplätzen; da können wir helfen, die Netze einbringen; vielleicht giebt's Abendbrod dafür."

„Abendbrod? Das stimmt. Zu essen werden sie uns schon geben, die Fischer sind gute Kerls ... Also gehen wir, gehen wir ... Aber herauskommen wird dabei Nichts. Das sage ich Dir. Das ist nun 'mal schon so eine verflixte Woche für uns. Das sagt Alles."

Er stand auf, ganz naß; reckte und streckte sich und steckte die Hände in die Taschen der Hosen, die er sich aus zwei Kornsäcken zusammengeschneidert hatte, suchte und scharrte dort, besah dann seine leeren Hände mit einem schlauen Lächeln, indem er sie dicht vor's Gesicht hielt.

„Nichts! ... Vier Tage suche ich nun schon in den Taschen und immer — Nichts! Das ist ein Geschäft, Bruder! ..."

Wir gingen das Ufer entlang und tauschten von Zeit zu Zeit eine kurze Bemerkung aus. Die Füße schleppten im feuchten Muschelsande, der leise klirrte, wenn eine Welle über ihn hinfloß. Hier und da warf eine Welle ein paar Quellen, kleine Fischchen, seltsam geformte Holzstücke, schwarz und wasserglänzend, aus ... Vom Meere her blies ein frischer, würziger Luftzug, kühlte uns und flog der Steppe zu, kleine Sandstaubwirbel aufwerfend.

Jemeljan, sonst immer so heiter, ließ die Nase hängen. Ich suchte ihn zu zerstreuen.

„Nun, Jemeljan, was — erzähl' doch was aus Deinem Leben!"

„Thät' ich schon, Bruderherz, aber die Plappermühle ist schwach geworden, weil's im Magen leer ist. Der Magen — siehst Du — das ist die Hauptsache beim Menschen. Mißgeburten giebt's, so viele Du

*) Wir freuen uns, hiermit unseren Lesern eine der besten Skizzen des jetzt so viel genannten jungrussischen Schriftstellers Maxim Gorki (mit seinem richtigen Namen Peschkow genannt) bieten zu können. Der heute 32jährige Verfasser — so schreibt uns der Uebersetzer — steht seit drei Jahren etwa in der ersten Reihe der Dichter und Schriftsteller seines großen Vaterlandes. Nach einem unsäglich schweren Arbeiter- und Wanderleben, das ihn durch ganz Rußland hin und her geworfen hat, gelang es dem selfmademan endlich, als Schriftsteller sich Bahn zu brechen. Nur Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes schildert er in seinen Skizzen und Erzählungen, und fast durchweg bewegen sie sich in den Kreisen der russischen Arbeitsproletarier, unter denen er selbst eben Jahre lang gelebt hat. Mit Künstleraugen und einem Dichterherzen, das von unendlicher Menschenliebe erfüllt ist, hat er Leute und Zustände, sociale und seelische, erfaßt, und mit der Liebe zum Menschen paart sich bei ihm auch ein tiefes Naturempfinden. Diese Züge seines Menschen- und Künstlerwesens treten auch in „Jemeljan Piljai" zu Tage. Es ist nicht bloß in der Darstellung ein Kunstwerk, sondern gleichzeitig auch ein psychologisches und culturhistorisches „Document"
Die Red.

willst; aber einen Menschen ohne Magen findest Du nicht; kannst suchen, so viel Du willst! Ist der Magen zufrieden, ist auch die Seele lebendig; alles Thun des Menschen wurzelt im Magen ... Nun, das weißt Du doch selbst Alles."

Er schwieg ... Dann begann er auf's Neue:

„Ech, Bruder, wenn das Meer mir jetzt so ein Tausend Rubelchen vor die Füße werfen wollte — batz! da liegen sie! ... Gleich würde ich eine Schenke eröffnen; Dich nähme ich als Commis in's Geschäft. Mein Bett würde ich unter dem Faßgestell aufschlagen, und aus dem Faß führte ein Rohr gerade in den Mund. Habe ich Lust, von der Quelle aller Freuden zu nippen, gleich riefe ich: Maxim, Hahn öffnen! ... und — bul, bul, bul — direct in den Schlund! Schluck' nur nach Herzenslust, Jemeljan! Oh — das wäre eine gu—u—ute Sache. Hol' mich der Teufel! Und der Bauer, dieser Schwarzerde-‚Baron' — na, der soll' mir 'mal kommen! Dieser Raubvogel, dieser Leuteschinder, dieser Halsumdreher! ... Wenn er kommt: ‚Jemeljan Pawlytsch, ein Gläschen nur auf Credit!' ... ‚Was? ... Wie? Auf Credit?! Nein, das giebt's nicht!' ... ‚Jemeljan Pawlytsch, sei barmherzig!' ... ‚Nun gut! Sollst ein Schälchen haben. Aber da — spann Dich vor den Wagen! Hahahaha! Ich werde den dickbäuchigen Teufeln zeigen! Durchbohren würde ich sie, durch und durch!'"

„Nu, warum denn so grausam! ... Sieh 'mal, der Bauer, er leidet auch Noth!"

„Waas? Noth leidet er? ... Gut! Stimmt! Aber ich — hungere ich nicht!? Vom Tage meiner Geburt an hungere ich! Und steht das im Gesetz geschrieben?! Er hungert ... warum? Mißernte? Das ist doch sehr fraglich. In seinem Dickschädel, da ist vor Allem Mißernte. Und später dann vielleicht auf den Feldern! So ist's. Warum giebt's denn in den übrigen Ländern keine Mißernten? Was? Darum, weil dort den Leuten der Kopf nicht deßhalb zwischen den Schultern sitzt, um sich im Nacken zu kratzen. Das ist's. Dort, Bruderherz, kann man den Regen auf morgen verschieben, wenn man ihn nicht nöthig hat, und den Sonnenschein kann man verlegen, wenn er allzu eifrig ist. Aber bei uns — was giebt's bei uns für ‚Maßnahmen'? Gar keine, Bruderherz! ... Aber was, das ist Alles Spaß! Aber wenn's wirklich 'mal Tausend Rubel gäbe und eine Schenke — ja, das wäre eine ernste Sache!"

Er schwieg; langte gewohnheitsmäßig wieder in die Tasche, holte den Beutel heraus, kehrte ihn um und um, spie heftig aus und warf ihn in's Meer.

Eine Welle fing ihn auf und hätte ihn wohl hinausgetragen; aber das Geschenk war so unbedeutend und so schmutzig, und da warf sie es wieder zurück.

„Was, Du willst nicht? Unsinn! Wirst's schon nehmen!" — sagte Jemeljan, hob den nassen Beutel auf, steckte einen Stein hinein und warf ihn in weitem Bogen wieder in's Meer.

Ich lachte auf.

„Nun, was fletschst Du die Zähne so!? ... Das sind mir auch Leute! Das liest Bücher, schleppt sogar immer welche mit sich, aber den Menschen versteht das nicht. Du vieräugiger Fratzenschneider!"

Das war nämlich ich, und weil Jemeljan mich „vieräugigen Fratzenschneider" nannte, mußte ich annehmen, daß er sehr böse auf mich war. Nur in solchen Momenten und wenn er so die ganze Welt haßte, erlaubte er es sich, mich meiner Brille wegen zu verspotten. Im Uebrigen hatte gerade dieser unfreiwillige Gesichtsschmuck mir in seinen Augen eine solche Bedeutung beigelegt, daß er in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft mich immer nur „Sie" anredete und mit großem Respect behandelte, obschon wir Schulter an Schulter auf irgend einem rumänischen Dampfer Kohlen abluden und ich, ebenso wie er, abgerissen, zerschunden und schwarz, wie der Satan, war.

Ich entschuldigte mich, und um ihn zu beruhigen, fing ich an, von fremden Ländern zu erzählen, und suchte ihm klar zu machen, daß seine famosen Kenntnisse von der Beherrschung der Wolken und Sonnenstrahlen in's Reich der Mythe gehörten.

„So also! ... So, so! ... Nu! ... So!" brummte er dazwischen. Aber ich merkte bald, daß sein Interesse an den ausländischen Reichen und den Lebensverhältnissen dort wider Gewohnheit nicht sehr groß war. Er hörte mich kaum an und blickte eigensinnig vor sich in die Ferne hin.

„Das ist Alles ganz schön, Theuerster," unterbrach er mich dann und machte mit der Hand eine unbestimmte wegwerfende Bewegung ... „Aber das will ich Dich fragen: Wenn uns nun Jemand begegnete, mit Geld, mit viel Geld — und er blickte mich seitwärts an, unter die Brille sozusagen — was, um Deinem Fell allerlei Gutes zuzuwenden, würdest Du ihn wohl .... kalt machen?"

Ich fuhr zusammen.

„Nein, gewiß nicht," sagte ich. „Niemand hat das Recht, sein Glück mit dem Leben eines anderen Menschen zu bezahlen!"

„Oho! Jawohl! Das steht Alles sehr schön in den Büchern, aber nur so, um das Gewissen zu beruhigen. Aber derselbe Herr, der so was zum ersten Male ersann, wenn's dem 'mal so recht dumm ergangen wäre — er hätte gewiß, bei günstiger Gelegenheit, um sich selbst zu retten, irgend Jemand den Garaus gemacht ... Rechte! Das sind die Rechte!" und vor meiner Nase tauchte die gewaltige Faust Jemeljan's auf ... „Jeder Mensch läßt sich immer nur durch dieses Recht bestimmen, bald so, bald so! .. Schöne Rechte!"

Jemeljan machte ein finsteres Gesicht, und die Augen verschwanden fast unter den dichten, verblichenen Brauen.

Ich schwieg. Ich wußte aus Erfahrung, daß es Nichts nützte, ihm zu widersprechen, wenn er böse war.

Er schleuderte ein Stück Holz, das ihm vor den Fuß kam, in's Meer, seufzte tief auf und sagte:

„Wenn's jetzt was zu rauben gäbe!"

Ich blickte rechts in die Steppe und sah dort zwei Schafshirten liegen, die uns mit den Blicken folgten.

„'n Morgen, Ihr Herren!" .. rief ihnen Jemeljan zu, „habt Ihr nicht vielleicht etwas Tabak?"

Einer von den Beiden wandte seinen Kopf dem Anderen zu, spie einen Halm aus, den er zerkaut hatte, und sagte träge:

„Man will Tabak, he, Michael?"

Michael sah den Himmel an, als ob er ihn um Erlaubniß bitten wollte, mit uns zu sprechen. Dann wandte er sich uns zu:

„Guten Morgen! Na, wo geht's denn hin?"

„Nach Otschakow, in die Salinen."

„Oho! Nun was — hat man Euch geheißen, hinzukommen?"

Wir schwiegen und lagerten uns in der Nähe am Boden.

„Nikita, zieh' mal den Tabaksbeutel näher heran, sonst picken ihn die Elstern auf."

Nikita lachte schlau und zog den Beutel näher. Jemeljan knirschte mit den Zähnen.

„Also, Ihr braucht Tabak?"

„Wir haben lange nichts geraucht," sagte ich, etwas verwirrt, und konnte mich nicht entschließen, direct zu bitten.

„Nun, was denn weiter? So raucht doch!"

„Hollah, Du verteufelter Chochol!*) Nimm Dich in Acht. Gieb, wenn Du geben willst, aber grinse nicht, Mißgeburt Du! Ist Dir in der Steppe die Seele verloren gegangen? Ich lange Dir eins über den Dickkopf, daß Du Dich nicht mehr rührst!" schrie Jemeljan mit rollenden Augen.

Die Bauern fuhren zusammen, sprangen auf, griffen zu ihren langen Stecken und stellten sich Schulter an Schulter.

„Oho, Brüderlein, das nennt Ihr also ‚bitten'! ... 's ist gut, kommt nur!"

Die Chochols wollten sich hauen! Das stand fest. Jemeljan, der mit geballten Fäusten und glühenden, wüthenden Augen dastand, war auch nicht abgeneigt. Ich hatte weder Kraft genug, noch Lust, an der Schlacht theilzunehmen, und versuchte, die Parteien zu versöhnen.

„Halt, Leutchen! Der Kamerad ist etwas hitzig. Ist doch kein Unglück! Ihr aber, wenn's Euch nicht weh thut, so gebt uns etwas Tabak, und wir ziehen unseres Weges."

Michael blickte Nikita an, Nikita den Michael, und Beide lachten auf.

„Hättet gleich so reden sollen!"

Dann holte Michael aus der Tasche einen strammen Beutel hervor.

„Da, nimm Dir Tabak!"

Und Nikita reichte mir gleichzeitig ein großes Brod und ein Stück Speck, reichlich mit Salz bestreut. Ich nahm. Michael lachte und schüttete mir noch Tabak zu. Nikita brummte: „Lebt wohl!" Ich dankte.

Jemeljan ließ sich finster nieder und murmelte recht hörbar: „Teufelsschweine!"

Die Bauern schritten schweren, schaukelnden Gangs der Steppe zu und sahen sich jeden Augenblick nach uns um. Wir setzten uns, kümmerten uns weiter nicht um sie und fingen das schmackhafte bräunliche Brod und den Speck an zu essen. Jemeljan schnalzte laut und suchte aus irgend einem Grunde geflissentlich meinen Blicken auszuweichen.

Es ward Abend. Weit über dem Meer stieg's dunkel auf und legte sich wie ein blauer Schleier über das Wellengekräusel. Dort, wo das Dunkel aufstieg, thürmten sich auch, wie vom Meeresgrunde kommend, gelb-violette Wolken auf, roth- und goldig-gerändert, und schoben das Dunkel vor sich hin, die Steppe hinauf. In der Steppe aber, weit, weit an ihrem äußeren Rande, hatte sich ein riesengroßer Purpurfächer entfaltet und warf einen zarten, rosenrothen Hauch und Schimmer über Erde und Himmel. Und die Wellen rauschten heran, immer neue, und das Meer mit seinen rosa und dunkelblauen Streifen war wunderbar schön und großartig ....

„Jetzt wollen wir rauchen. Hol' Euch der Teufel, Ihr Chochols!" .. Offenbar war Jemeljan nun wirklich mit ihnen fertig. Er athmete ordentlich erleichtert auf .... „Gehen wir weiter, oder übernachten wir hier?"

„Bleiben wir hier!" entschied ich.

„Nun gut!" Und er streckte sich auf der Erde aus und betrachtete aufmerksam den Himmel.

Keiner von uns sprach. Jemeljan rauchte und spie dazwischen immer wieder aus. Ich ließ die Blicke schweifen und genoß das herrliche Abendbild. Ueber die Steppe hin klang das eintönige Rauschen der Wellen am Ufer.

„Sag', was Du willst," begann plötzlich Jemeljan, „aber so einem Geldmenschen Eines auf den Kopf zu schlagen, das ist doch recht angenehm. Nur muß man es geschickt anfangen."

*) Spottname der kleinrussischen Bauern.

„Genug mit Deinem Geschwätz!“ sagte ich ärgerlich.

„Geschwätz?! Wieso Geschwätz! Verlaß Dich drauf, das wird gethan. Ich bin siebenundvierzig Jahre alt und zwanzig Jahre schon trage ich es mit mir im Kopf herum. Was habe ich für ein Leben! Ein Hundeleben ist's. Keine Hütte, kein Stück Brod — es ist ja schlimmer als ein Hundeleben! Bin ich noch ein Mensch? Nein, Bruderherz, nein, kein Mensch, was Schlimmeres als ein Thier, als ein Wurm! Wer kann mich verstehen? Niemand! Wenn ich aber weiß, daß es Menschen giebt, die gut leben, warum soll ich nicht auch leben? Was? Hol' Euch alle der Teufel! Satansbrut!“

Er kehrte plötzlich mir sein Gesicht zu und sprach sehr rasch:

„Weißt Du, einmal, da war es schon so weit ... nur eine Kleinigkeit kam dazwischen ... Verflucht sei ich, der Schafskopf, der ich war, ich hatte Mitleid ... Willst Du, ich erzähl' es Dir?“

Schnell willigte ich ein. Jemeljan begann wieder zu rauchen und erzählte dabei:

„Das war in Poltawa, Bruder, so vor etwa acht Jahren. Ich war Commis bei einem Kaufmann, einem Holzhändler. Ein Jahr war ich bei ihm gewesen. Alles war gut gegangen. Dann bekam ich es plötzlich mit dem Trinken und ich vertrank schließlich auch 60 Rubel, die dem Brodherrn gehörten. Na — ich kam vor Gericht, man verdonnerte mich zu drei Monaten Arrestanten-Compagnie u. s. w., Alles, wie es sich gehörte. Dann hatte ich meine Zeit abgesessen; ich war frei. Wohin nun? In der Stadt, da kennt man mich. In eine andere gehen — womit? wie? Ich suchte einen mir bekannten Dunkelmann auf. Er hatte eine Schänke und die Diebe hatten es bei ihm gut und Diebesgut lag bei ihm sicher. Ein guter Kerl, der Wunder für wie ehrlich galt, und ein kluger Kopf. Ein Bücherwurm, las sehr viel und verstand mächtig viel vom Leben. Ich also zu ihm hin: Pawel Petrow, so und so, Du mußt helfen! ... ‚Warum nicht!‘ sagt er. ‚Der Mensch muß immer dem Menschen helfen, wenn sie von einer Sorte sind. Kannst bei mir leben. Trink, iß und sieh Dich um ...‘ Ja, Bruder, das war ein kluger Kopf, der Pawel Petrow! Ich hatte große Achtung für ihn, und er liebte mich auch sehr. Tagsüber, da sitzt er hinter dem Ladentische und liest ein Buch über französische Räuber. Er hatte lauter Räubergeschichten. Und ich höre zu. Waren das prachtvolle Kerls! Und was für prachtvolle Dinge sie losließen! Großartig, sage ich Dir. Und jetzt — jetzt — dann aber plötzlich „schnapp!“, am Ende des Buches — das Gericht und basta! Alles vergebens! Ich sag' Dir — eine Aufregung!

„Also bei diesem Pawel Petrow hause ich einen und den anderen Monat und höre zu, was er liest und erzählt. Und dann kommen wohl ab und zu allerlei dunkle Leute, fixe Kerls, die schöne Sachen bringen, Uhren und Armbänderchen und so Allerlei. Aber ich sehe, das ist Alles nicht das Rechte; 's kommt nichts dabei heraus. Ah, der Pawel, das war eine ehrliche Haut; brachte ihm Jemand was — her damit, gleich bezahlte er ihm den halben Werth ... Aber dann ging's los! Schnaps her! Und Gesang und Sauf und Lärm und — dann war nichts mehr übrig! Ein armselig Geschäft, Bruderherz! Bald kommt der Eine vor Gericht, dann der Andere ...

„Und weßhalb?! Große Herrlichkeit! Wegen Verdachts eines Einbruchdiebstahls, wobei für 100 Rubel gestohlen worden! ... Hundert Rubel! Ist das Menschenleben nicht mehr werth? Das kommt mir doch sehr fraglich vor ... Ich sage also 'mal zu Pawel Petrow:

‚Weißt Du, Pawel Petrow, das ist Alles furchtbar dumm und es lohnt sich nicht, auch nur den Finger deßwegen zu rühren —‘

‚Hm!‘ sagt er, ‚wie man's nimmt! Siehst Du,‘ sagt er, ‚Hühnchen pickt Korn für Korn auf. Aber von der anderen Seite, da hast Du Recht: es liegt keine Selbstachtung darin. Das ist's! Wird denn Jemand, der sich selbst achtet, sich gestatten, seine Hand mit einem Einbruchsdiebstahl wegen 20 Kopeken zu beschmutzen?! Gewiß nicht! Ich z. B., ein Mann, der mit seinem Verstande am civilisirten Europa sein Theil hat — werde ich denn mich für 100 Rubel verkaufen? Was?‘ Und er macht mir an Beispielen klar, wie es Jemand anzufangen hat, der sich selbst achtet und begreift. So sprachen wir lange hin und her. Dann sage ich: ‚Weißt Du, Pawel Petrow, ich hab's schon lange im Sinn, 'mal auf diese Weise mein Glück zu versuchen. Ihr seid ein kluger Mann und kennt das Leben; helft mir mit Eurem Rath, wie und was?‘ — ‚Hm!‘ sagt er, ‚das ginge schon! Aber wirst Du denn, so ohne fremde Hülfe, allein, für eigene Rechnung und Gefahr, was ausführen können? Siehst Du z. B., der Oboïmow,‘ sagt er, ‚kommt vom Holzstapelplatz jenseits des Worzla allein mit seinem Wagen zurück. Du weißt, der hat immer Geld bei sich, und vom Stapelplatz holt er sich welches vom Commis. Die ganze Wocheneinnahme. Sie nehmen täglich 300 und mehr Rubel ein. Was sagst Du dazu?‘ ... Ich dachte nach. Oboïmow war derselbe Kaufmann, bei dem ich Commis gewesen. Die Sache war aber doppelt gut: ich könnte mein Müthchen an ihm kühlen und einen hübschen Batzen holen ... ‚Nja,‘ sagte ich, ‚das muß 'mal beschlafen werden.‘ — ‚Das ist die Hauptsache!‘ sagte Pawel Petrow ...“

Jemeljan schwieg und drehte sich langsam eine Papyros. Das Abendroth war fast ganz erloschen. Nur ein schmales rosa Bändchen, das von Secunde zu Secunde blasser wurde, umsäumte noch ein Federwölkchen, das wie kraftlos am dunkel gewordenen Himmel hängen geblieben war. In drr Steppe war's still und traurig, und das kosende Plätschern und Gurgeln der Wellen ließ mit seiner Eintönigkeit mich diese Stille und Trauer noch stärker empfinden ... Von allen Seiten erhoben sich sonderbare, lange, graue Schatten und krochen an uns heran über die glatte, ruhige, von des Tages Gluth ermüdete und tief in Schlaf befangene Steppe. Ueber dem Meere aber, da blitzten, einer nach dem anderen, die Sternlein auf, so blank, funkelnagelneu, als wären sie eben erst gemacht worden, die tiefblaue Sammtdecke des südlichen Himmels zu schmücken.

„ . . Nja, Brüderchen, ich überlegte es mir also und in derselben Nacht noch verkroch ich mich im Gebüsch bei der Worzla und hatte einen eisernen Bolzen neben mir, so ein zwölf Pfund schwer. Es war Ende October. Die Nacht — vorzüglich, dunkel, wie des Menschen Seele. Der Ort ausgezeichnet. Besser kann man ihn sich nicht wünschen: dicht daneben eine Brücke, und wo sie zu Ende ist, fehlen ein Paar Bretter, muß also Schritt fahren, wenn er da herabkommt ... Ich liege und warte. Ich sage Dir, Bruder, eine Wuth hatte ich damals — für zehn Kaufleute hätte sie ausgereicht. Und so furchtbar einfach kam es mir vor: ein dumpfer Krach und — basta!“

Jemeljan stand auf.

„Nja! ... Nun also, ich liege. Bin zu Allem bereit. Einmal — und Du hast Geld! So! ... Batz! Und die Sache ist gemacht.

„Du glaubst vielleicht, daß der Mensch innerlich ganz frei ist? Mondschein, Bruder! Sage mir doch, was Du morgen thun wirst? Unsinn! Nichts kannst Du mir sagen. Weißt nicht 'n 'mal, ob Du links, ob Du rechts gehen wirst. So ist's! ... Da lag ich und wartete auf jemand Bestimmtes. Und es kam ganz anders. Ganz wunderlich kam es!

„Ich sehe auf einmal — es kommt Jemand von der Stadt her ... Schwankend, wie ein Betrunkener ... in den Händen einen Stock. Und murmelt immer Etwas vor sich hin und ächzt und weint ... Jetzt schluchzt es auf ... Näher kommt es. Nun sehe ich — es ist ein Frauenzimmer ... Pfui Teufel! Komm Du nur näher, ich werd' Dir schon den Nacken einseifen ... Aber sie geht direct auf die Brücke zu und plötzlich schreit sie auf: ‚Liebster, warum?‘ Nun weißt Du, wie das mich durchfuhr, dieser Schrei! ... Was ist denn nur los? denke ich. Sie immer weiter auf mich zu. Ich liege, presse mich auf den Boden, zittre förmlich — wo war meine Wuth geblieben? Jetzt — jetzt — berührt sie mich gleich mit dem Fuß. Da schluchzt sie wieder auf: ‚Warum? warum?‘ und schwapp! liegt sie auf der Erde, fast dicht neben mir. Und heult drauf los! Es ist gar nicht zu sagen, wie. Das Herz zerriß es mir ... Ich liege, rühre mich nicht, wage kaum zu athmen ... Und sie schluchzt ... Mir wurde so wehe um's Herz ... Fortlaufen wollte ich. Da kam plötzlich der Mond hinter den Wolken hervor. Und es wird ganz hell, ordentlich beängstigend. Ich richte mich auf den Ellenbogen auf und sehe sie an ... Und da, Bruder, da schwand plötzlich Alles, alle meine Pläne fuhren zum Teufel! Ich sehe sie an und im Herzen gab's einen Stich: so ein kleines, zartes Mädchen, fast ein Kind noch ... ganz blaß und blond, Löckchen auf den Schläfen und so große Augen ... die blicken so ... und die kleinen Schultern zucken und fliegen ... und aus den Augen — Thräne auf Thräne, dicht und schwer rollen sie hinunter ...

„Das Mitleid packte mich, Bruderherz. Ich also, ganz vorsichtig, räuspere mich ... Wie sie aufschreit: ‚Wer ist da? Wer? Wer da?‘ ... Sie hatte sich erschreckt ... Ich sprang gleich auf und sagte: ‚Das bin ich!‘ sage ich ... ‚Wer sind Sie?‘ sagt sie. Und ihre Augen werden in der Angst noch größer und der ganze Leib fliegt und zittert. ‚Wer sind Sie?‘ sagt sie.“

Er lachte.

‚Wer ich bin? Vor Allem, habt keine Angst, kleines Fräulein. Ich thue Euch nichts Böses. Ich bin — ich bin — so — ein Mensch, einer von der „Barfüßer-Compagnie,“ sage ich. Ja. Ich log ihr was vor. Ich sagte ihr doch nichts, daß ich hier auf einen reichen Kaufmann lauerte, ihn kalt zu machen! Und sie antwortet: ‚Mir ist Alles gleich ... ich kam, um in's Wasser zu gehen.‘ Und in einem Tone sagt' sie es, daß es mich überlief. So bitterernst, Bruder, sagte sie's ... Was war da zu thun?!“

Jemeljan breitete die Arme aus und sah mich groß an und lächelte gutmüthig.

„Da aber, Bruderherz, fing ich an zu reden. Ich weiß nicht, was ich Alles sagte, aber ich sprach, und sprach, daß ich kaum mehr selbst mich verstand. Hauptsächlich immer, daß sie noch so jung und so schön. Und schön war sie ... Donnerwetter, war sie schön! Ich sage Dir ... Na, so was! Und sie hieß Liesa ... Ich also spreche und rede ... Was? Wer weiß — was? Das Herz selbst sprach. Ja! Sie aber hört ganz ernsthaft zu und sieht mich aufmerksam an und dann — plötzlich — da lächelt sie“ —

Brüllte Jemeljan los, daß es über die Steppe hinrollte, mit Thränen in der Stimme und in den Augen, und schüttelte die geballten Fäuste in der Luft.

„Wie sie lächelte, da war ich ganz weg; auf die Knie warf ich mich vor ihr: Fräulein, sage ich, Fräulein! ... und das war Alles. Sie aber, Bruderherz, umfaßte meinen Kopf, sieht mir gerade in die Augen und lächelt, wie ein Bild; die Lippen bewegen sich, sie wollen 'was sagen; und dann: ‚Mein Guter, Lieber, Ihr seid auch unglücklich, wie ich? Ja? Sagt doch, Guter?‘ Nja, Bruder, so sprach sie zu mir! Und das war noch nicht Alles. Geküßt hat sie mich auch. Hier, mitten auf die Stirn! ... So — was? Fühlst Du das? Bei Gott! ...

Ach, Du Täubchen! Weißt Du — in allen meinen 47 Jahren habe ich was Besseres nicht erlebt! Ah! Was meinst Du wohl? ... Und was hatte mich hingeführt zur Brücke?! ... Oh das Leben! ..."

Er schwieg und stützte den Kopf auf die Hände. Mich hatte seine Erzählung seltsam ergriffen. Ich schwieg und sah auf's Meer hinaus, das sich leise und ruhig bewegte, wie die Brust eines Schlafenden ...

„Nun, und dann erhob sie sich: ‚Kommt, führt mich nach Hause!' Wir gingen. Ich weiß nicht, wie ich ging, ich spürte meine Füße kaum. Und sie erzählt, was und wie Alles gekommen. Verstehst Du; sie war wohlhabender Eltern Kind, auch Kaufleute waren sie, und sie war sehr — so — verhätschelt und überhaupt ... Und dann kam ein Student in's Haus, als Hauslehrer. Nun und sie verliebten sich ineinander. Und dann reiste er weg; und sie wartete auf ihn, bis er mit seiner Wissenschaft fertig ist; dann sollte er kommen und sie zum Altar führen. So hatten sie es abgemacht ... Aber er kam nicht; nur ein Brief: so und so und Du paßt doch nicht zu mir. Dann ging der Jammer los. Kannst Dir denken. Sie war ja schon seine Frau, vor Gott ... Das Alles erzählt sie mir, und so kamen wir vor's Haus, wo sie wohnte. ‚Nun, Bester, lebt wohl! Morgen reise ich von hier fort. Braucht Ihr vielleicht Geld? Sagt, ehrlich! ...' Nun, sage ich, Fräulein, danke, danke! Brauche keins ... ‚Lieber, macht doch keine Umstände, so nehmt doch!' redet sie mir zu ... In Lumpen stand ich vor ihr und sage doch: danke, nicht nöthig! Du verstehst, Bruder, um's Geld war es mir jetzt wirklich nicht ... Wir nahmen Abschied. Sie sagte so herzlich: ‚Nie, nie werde ich Dich vergessen, ein ganz Fremder und so warst Du zu mir ...'

„Nun, lassen wir das!" brach Jemeljan plötzlich ab und fing wieder an zu rauchen.

„Sie ging fort. Ich saß auf der Bank beim Thor. Das Herz war mir so schwer. Der Nachtwächter kommt. ‚Was treibst Du da?' fährt er mich an. ‚Willst wohl was stibitzen? Was?' Ich sag' Dir, wie diese Worte mich erbosten! Ich fahre ihm aber in die Visage. Aber — so! Geschrei, Pfiffe ... Auf die Polizei. Nun gut, was denn weiter! Mir ist Alles gleich. Ich blieb ruhig auf der Bank sitzen ... Am Morgen ließ man mich laufen ... Ich gehe zu Pawel Petrow. „Nun, wo hast Du denn herumgestrolcht?' fragt er lachend. Ich sah ihn mir an. Derselbe Mensch wie gestern. Aber ich weiß nicht, er kam mir doch ganz anders vor ... Nun, ich erzählte ihm also Alles. Er hörte aufmerksam zu. ‚Ihr seid ein Schafskopf und ein Narr, Jemeljan Nikititsch,' sagte er. ‚Und macht 'mal schleunigst fort von hier!' ... Nun, was weiter?! Oder war er nicht im Recht? Ich ging ruhig fort ... Das also war die Sache, Bruderherz!"

Er verstummte; streckte sich wieder aus, die Arme unter dem Kopfe gekreuzt und sah zum Himmel hinauf, dem sammetweichen, sternfunkelnden ... Ringsum war Alles still. Noch leiser murmelte das Meer; es war wie ein sanftes Seufzen im Traum ...

Aus der Hauptstadt.

Nach den Festen.

Loubet: Es waren schöne Tage, mein Lieber! Frankreich darf stolz darauf sein, daß es so viele Freunde hat. Ich bin gewiß, die Nation wird mir von Herzen dafür danken.

Delcassé: Soweit sie aus Sectfabrikanten besteht, zweifelsohne. Was aber die anderen anbelangt —

Loubet: Erlauben Sie! Giebt es denn überhaupt noch ein Volk, mit dem wir nicht verbündet sind? Dessen Beziehungen zu uns ich nicht „sehr freundschaftlich" oder „sehr eng" nennen könnte? Ausgenommen vielleicht die Maoris und die Eskimos, sind alle Nationalitäten nähere oder entferntere Alliirte, edle Brüder von uns. Der Weltfrieden ist für alle Ewigkeit gesichert. Ich darf mich rühmen, erreicht zu haben, was unser hoher Auch-Verbündeter, Zar Nicolaus, mit der Haager Conferenz nicht zu erreichen vermocht.

Delcassé: Na ja ... obgleich ... Wissen Sie, jetzt sind vierzehn Tage seit den Toulouer und Nizzaer Festlichkeiten vergangen. Wir können doch nicht bis zu unserm Tode davon zehren. Frankreich verlangt etwas Neues. Eine Ueberraschung. Sonst wird es uns überraschen. Lieber Präsident, ich denke, wir kommen unsern Gegnern zuvor. Wir machen mit dem Friedensrummel Schicht und kitzeln die Pariser durch einen recht frischen, fröhlichen Krieg.

Loubet: Einen Krieg? Ja aber, mit wem denn?

Delcassé: Das bleibt sich gleich. Hauptsache, daß er da ist.

Loubet: Ich bin ein entschiedener Waffenniederleger — wenn es jedoch durchaus sein muß, dann vorwärts! Haben wir noch einen kriegswürdigen Gegner?

Delcasse: Die Landung in England wäre sehr populär!

Loubet: Unmöglich! England ist der intimste Freund Italiens! Und eben erst hat mir der Herzog von Genua den Annunziatenorden um den Hals gehängt.

Delcassé: Dann käme in zweiter Linie Deutschland —

Loubet: Es ist der Traum meines Lebens, aus dem Zwei- und dem Drei-Bund, die beide Friedensbünde sind, einen gemeinsamen Fünf-Bund zu machen. Ueberziehen Sie jede andere Macht mit Krieg, nur Deutschland nicht, den Freund unserer Zukunft. Auch fürchte ich, daß gerade dieser Ueberzug uns theuer zu stehen kommen würde.

Delcassé: Dann vielleicht die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika? Oder Brasilien? Oder die skandinavischen Mächte? Oder die Türkei?

Loubet: Ich versichere Sie, ich fiebere vor Kriegsbegier — ich höre die Trommeln wirbeln, sehe Millionen Bajonette nach der Grenze marschiren ... nur weiß ich nicht, nach welcher Grenze. Alle die Mächte, die Sie eben nannten, sind mit dem Zwei- oder dem Drei-Bunde irgendwie befreundet. Machen Sie mir einen Staat ausfindig, der mit Niemandem von unseren Freunden alliirt ist, um den sich Niemand kümmert, den wir ohne Gewissensbisse niedermetzeln, plündern, schänden, auf's Haupt schlagen und gefangen nehmen dürfen!

Delcassé (nach langem Nachdenken): Da wüßte ich nur die beiden Buren-Republiken!

Loubet (begeistert): Sie haben das erlösende Wort gesprochen! Lassen Sie auf der Stelle gegen Transvaal mobilisiren! Allons, enfants de la patrie! (Zu einer eintretenden Deputation): Wenn Sie Franzosen sind, meine Herren, jubeln Sie mit mir! Es ist uns gelungen, trotz der grassirenden Friedensgarantien und der sich kaninchenhaft vermehrenden Viel-Bünde einen Krieg ausfindig machen —

Der Führer der Deputation: Herr Präsident! Entzückt von Ihren andauernden Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens, hat die Commission zur Vertheilung der Nobel-Preise beschlossen, den ersten Preis zwischen Ihnen und Frau von Suttner zu theilen!

Loubet: Wie schade! Wie schade! Warum sind Sie nicht gestern gekommen! Heute finden Sie uns mitten in den Rüstungen zum Weltkriege!

Prinz Vogelfrei.

Notizen.

Saarbrücken—Rom über den St. Gotthard in 12 Tagen. Distanzritt von Rittmeister Spielberg. (Berlin, Martin Oldenbourg.) Unter diesem Titel veröffentlicht der Dragoner-Rittmeister eine hübsch illustrirte Darstellung seines Distanzrittes, der überall das größte Aufsehen erregte. Nicht bloß der Cavallerist und Sportmann, sondern auch der Tourist, für den die Schweiz, die Hochgebirgswelt und Italien bekannte Gebiete sind, werden das Buch mit Interesse lesen und an den eingestreuten Naturschilderungen Freude haben. Den höchsten Werth aber hat die Darstellung dieses Distanzrittes für jeden Reiter und Pferdeliebhaber, der aus den Wahrnehmungen und Erfahrungen des sachkundigen Verfassers Nutzen ziehen kann. Besonders der waghalsige Uebergang über den noch im Juni schneebedeckten Gotthard und der um ein Haar verunglückte Ritt durch die Maremmen, knapp vor dem Ziele, lesen sich überaus spannend. Der Rittmeister wurde in Rom von dem bald darauf durch Mörderhand gefallenen König Humbert und seiner Gemahlin mit hinreißender Liebenswürdigkeit aufgenommen. Auch des wackeren Thieres sei gedacht, das die hervorragende cavalleristische Leistung mit ermöglichte, — zum Glück ohne irgendwie Schaden zu nehmen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 4. Mai 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Stud. jur. Friedrich Wilhelm.

Den Wiener Festen sind die Bonner gefolgt. Während der Zolltarif für die Dauer der Spielzeit endgiltig in die Versenkung fiel und die neuerliche Ablehnung des phantastischen Mittellandcanal-Planes zur todten Gewißheit wurde, heftete sich das Interesse der politisch Reifen an die Commerse und die exercitii salamandri am grünen Rheinufer. Wir wissen nicht, ob die Parteien, denen der Schutz der nationalen Arbeit obliegt, schweigend den ihnen angethanen Affront hinnehmen und sich darüber trösten werden, daß die noch immer Norddeutsche Allgemeine Zeitung es kühl lächelnd ablehnt, einen Termin für die Veröffentlichung der neuen Zollsätze anzugeben. Und das, obgleich Freiherr v. Thielmann vor drei Monaten dem versammelten Reichstag erklärt hat, der Tarif sei fix und fertig, und die Reichsdruckerei arbeite Tag und Nacht an seiner Drucklegung. Wir wissen nicht, wie die Regierung die furchtbare Scharte auszuwetzen gedenkt, die sie Dank ihrer Zerfahrenheit und Unselbstständigkeit in der Canal-Sache erlitten hat. Will sie sich darauf beschränken, neuerdings Kammerherren aus dem Hofdienst verbannen und Landräthe maßregeln zu lassen, weil diese Männer an der altpreußischen Ueberlieferung festhalten und auch als Volksvertreter ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu thun pflegen? Niemand weiß Gewisses. Dagegen wissen wir, und haben es telegraphisch erfahren, was beim Bonner Kaisercommers das 77. Semester gesagt hat, welches erste Allgemeine auf der Borussen-Kneipe gesungen, und wie oft der Kronprinz theils witziger, theils methodischer Weise als krasser Fuchs angesprochen worden ist. Und die politisch Reifen begnügen sich mit diesen wichtigen Informationen in ernster Zeit.

Friedrich Wilhelm macht einen sympathischen Eindruck. Was aus seiner Potsdamer Zeit verlautet, charakterisirt ihn als zurückhaltend stillen Jüngling, der nach Art seines Urgroßvaters die Dinge um sich her geruhsam betrachtet und besser zu hören als zu sprechen versteht. Es sind auch über ihn Anecdoten in Fülle erzählt worden, jene gefährlichen Anecdoten ohne Pointe, die das ehrfürchtig staunende Volk auf die Geistes- und Gemüthshöhe des Monarchen aufmerksam machen sollen, ihn aber in Wahrheit zum Object von Serenissimus-Ulkereien erniedrigen. Bei Friedrich Wilhelm verrathen diese byzantisch gemeinten, läppisch klingenden Alltagsgeschichten indeß regelmäßig den aller Ueberschwänglichkeit abholden, nüchternen, fernreblichen Menschen, der nicht mehr sein will, als er wirklich ist, der sich nicht in tausend schillernden Spiegelungen fremden Wesens und Wollens gefällt und dem aller Cäsarendünkel so fern liegt, daß er nicht einmal die sogenannte Leutseligkeit kennt, diese am meisten auf die Nerven fallende Fürstentugend. Daß der junge Prinz im Angesicht der wimmelnden österreichischen Erzherzöge und der ihm aufgereckt entgegentretenden, ceremoniösen Hofburg-Pracht ein paar Minuten lang verdutzt schwieg, kennzeichnet ihn ebenso günstig wie seine spätere, unbefangene Fröhlichkeit unter der Comtessenjugend. Die preußische Monarchie giebt tüchtiges Material nach Bonn.

Es wird dort nicht verdorben werden können. Man mag über die Corps von heute abfällig urtheilen und keine Entschuldigung finden für Feldberg- und andere Excesse; mag wenig einverstanden sein mit der bierseligen Lebensführung und Frühschoppen-Philosophie der jungen Leute, die nur sich und Gleichaltrige als Autorität anerkennen und ein bißchen knallprotzig allen Umgang mit den eigentlichen, geistigen Elementen der Studentenschaft verschmähen — und braucht doch keinen üblen Einfluß auf Friedrich Wilhelm zu besorgen. Der Kaiser, vielleicht gewarnt durch eigene Erfahrungen als blutjunger Fuchs, wird übermäßig lebhaftes Aufschäumen alkoholisch gereizter Jugendlust zu verhüten wissen, soweit Gefahr vorliegt, daß sie dem Thronerben lästig fällt. Und die andere Kehrseite der Medaille, die derbe Betonung des Kastengeistes, die uns den Corpsburschen neuer Observanz erzieht, wird dem Kronprinzen zu allerletzt verborgen bleiben. Nicht nur seine Lehrer, deren Einfluß er in höherem Maße als jeder andere Student unterworfen ist, und die seine freie Zeit in höherem Maße beanspruchen als die jedes anderen Studiengenossen, nicht nur sie, sondern auch der Erbe des Reiches selbst wird sich darauf hinweisen, daß wichtiger als alle künftigen hohen Beamten, diese hoffentlich treuen und frommen Knechte der Zukunft, das erwerbsthätige Volk für die Entwickelung und Größe des Gemeinwesens ist. Fand der Kronprinz im militärisch steifen Potsdam hier und da Gelegenheit, ein Wort mit den Kleinen von den Seinen zu wechseln, so wird er in Bonn erst recht dazu im Stande sein und aus solchen Gesprächen köstlicheren Gewinn nach Hause tragen, als von feierlichen Kneipabenden, deren Theilnehmer in ihm doch unwillkürlich mehr oder weniger den Kronenträger, den mächtigen Gnadenspender und werbenden Donnergott verehren.

Ob die Studienordnung, die man für Friedrich Wilhelm entworfen hat, seinem Niveau entspricht oder wenigstens ge-

eignet ist, den rechten Kronprinzen heranzubilden, den Mann, der das gesammte geistige Leben seines Landes zu überschauen, in die geheimsten Tiefen des preußischen Werdens und Wachsens zu blicken vermag, das erscheint immerhin fraglich. Von den wichtigen socialen Wissenschaften wird er so gut wie nichts, von der historischen nur Kosthäppchen vorgelegt erhalten. Die ihm bestimmten Lehrer verstehen sich fast alle nicht übel auf die Kunst, in usum Delphini zu dociren. Wer aber die Bedeutung gediegenen Geschichtsunterrichtes just für Gekrönte gar nicht hoch genug anschlagen zu können glaubt, der wird vielleicht finden, daß dem Lernenden zu viel Glanz gezeigt, zu wenig von Irrthümern und Schatten gesprochen werden soll. Und just die Fehler der Regenten sind die Weisheiten, die die Historie dem Schüler in's Ohr flüstert. Roßbach und Leuthen lassen sich so wenig lernen, wie Mantinea und Cannae, aber vor Jena und Olmütz schützt Den genaues Studium der Geschichte, der sich recht in sie vergräbt und ihren Fäden nachforscht. Vom Kronprinzen darf man sich dessen versehen, wenn er nicht allzu ausschließlich im rein Militärischen aufgeht. Was das Universitäts-Studium versäumt, holt nachher fleißige Privatlieberei und ureigner Drang nach Erkenntniß wieder ein. Die Lehrer des stud. jur. Friedrich Wilhelm haben nur nöthig, Sinn und Herz ihres Schülers zu wecken. Je wärmere Lust zur Wahrheit und Selbstkritik sie ihm auf den Weg mitgeben, je spärlicher sie ihn zum Gamaschendienst der Wissenschaft anhalten, desto reicheres Verdienst erwerben sie sich um das Land.

Caliban.

Der Kampf um den Canal.

I.

In zwölfter Stunde.

Als Schiaparelli zum ersten Male die Mars-Canäle sah, hielt er sie für höllisches Blendwerk. Dies Gewirr großangelegter Wasserstraßen deuchte ihn völlig zwecklos und minderte beträchtlich die Hochachtung herab, die er bisher vor der Intelligenz der Marsbewohner empfunden hatte. Standen sie, deren Cultur die unserige doch an Jahren weit übertrifft, technisch wirklich noch so weit hinter uns zurück, daß sie sich Wasserwege schaffen mußten, wo wir Raum und Zeit spielend mit eisernen Gleisen überwinden? Schiaparelli half sich aus seiner Gewissensnoth, wie sich Gelehrte zu helfen pflegen: mit einer hübschen Hypothese. Die Canäle auf dem rothleuchtenden Planeten haben darnach den Zweck, sein Nordland vor der Vereisung zu schützen. Sie führen aus den südlichen Meeren wärmeres Wasser herbei, das wie unser Golfstrom dem Klima aller von ihm bespülten Küsten zu Gute kommt. Die Mars-Canäle sind also keine rückständigen Verkehrs-Thorheiten, sondern das geniale Vertheidigungsmittel geistiger Giganten, die sich verzweifelt gegen die Schrecknisse des ewigen Winters wehren.

Durch den Bau des Mittelland-Canals werden wir den Wissenschaftlern auf dem Mars eine harte Nuß zu knacken geben. Daß die Vereisung unseres Planeten bereits so weit vorgeschritten ist, um dies letzte Rettungswerk nothwendig zu machen, haben sie bisher nicht angenommen; sie beneiden die junge Erde vielmehr um die Jahrmillionen, die sie noch zu leben hat, um die sonnige Gluth ihrer Tropen, um die Kürze ihrer nordischen Frostwochen. Es wird viel Kopfzerbrechens auf den Sternwarten da oben sein, wenn eines schönen Tages der mit Wasser gefüllte Mittelland-Canal aufleuchtet. Denn daß das Culturvolk zwischen den Alpen und der Nord- und Ostsee auf den Einfall gekommen ist, zur Bewältigung seines Waarenverkehrs wieder Canäle zu bauen, daran wird kein Mars-Mensch denken. Das muß diesen aufgeklärten Leuten so unwahrscheinlich vorkommen, wie uns die Idee, moderne Kriege mit den Waffen des frühen Mittelalters zu führen.

Wilhelm Funcke in Hagen hat 1895 erklärt, in Holland lache man über den deutschen Michel, der drauf und dran sei, seine guten Eisenbahnen mit Canälen zu vertauschen. Holland wird noch mehr Anlaß zur Heiterkeit erhalten. Von den Berathern unserer öffentlichen Meinung, die sich mit Emphase für den Canalplan erklärt haben, sind 90 vom Hundert zweifellos noch nie in die Versuchung gekommen, einen flüchtigen Blick auf die Karte zu werfen. Sonst müßte ihnen die Erkenntniß aufgegangen sein, daß der Dortmund-Rhein-Canal die holländischen und belgischen Häfen zu unerhörter Blüthe bringen, das mühsam aus dem Dornröschenschlaf erweckte deutsche Emden dagegen zu Grunde richten wird. Die holländische Regierung hat pflichtgemäß seit Jahrzehnten das Aeußerste gethan, um den westdeutschen Riesenverkehr nach ihren Seeplätzen abzuleiten; schon längst zahlen Güter aus dem rheinisch-westphälischen Revier in Holland keine Hafenabgaben mehr. Daß die königlich preußische Regierung sie in ihrem heißen Bemühen so aufopfernd unterstützen würde, das haben die klugen Diplomaten im Haag allerdings nicht voraussehen können.

Aber dafür leben wir in der Zeit der Ueberraschungen. Bisher galt es als ein unumstößliches Axiom der Verkehrspolitik, daß die Eisenbahn dem Canal durchaus vorzuziehen sei, es müßten denn ganz besonders günstige, exceptionelle Umstände für den Wasserweg sprechen. Bisher hat man jedoch nur einen durchschlagenden Grund dafür zu hören bekommen: die Kölnische Zeitung feierte zukunftsselig mit dithyrambischem Schwung den Tag, wo die kaiserliche Jacht Hohenzollern II. von Magdeburg nach Dortmund werde dampfen können. Im Uebrigen haben sich die Fachleute, durch die schlimmen Erfahrungen in Nord-Amerika gewitzigt, nahezu einhellig gegen die Canalbauerei ausgesprochen. Sogar Baurath Sympher, der jetzt freilich enthusiastisch für den Mittelland-Canal eintritt, hat 1885 in seiner Schrift „Transportkosten auf Eisenbahnen und Canälen“ kurz und bündig erklärt, es sei ein komisches Unterfangen, Canäle in Bezug auf generelle Leistungsfähigkeit und Anwendbarkeit den Eisenbahnen gleichstellen zu wollen. In zehn Fällen müsse man neunmal dem Landwege den Vorzug vor dem Wasserwege geben. Niemand werde wagen, dies zu leugnen.

Beim Mittelland-Canal haben wir es wahrlich nicht mit einem zehnten Falle im Sinne Sympher's zu thun. Unbedingt zugegeben muß freilich werden, daß die jetzigen Transportmittel für die Bedürfnisse des rheinisch-westphälischen Industriegebietes nicht ausreichen. Der gewaltige Aufschwung, den Handel und Wandel hier genommen haben, wird die Schwierigkeiten weiter erhöhen und, wenn nicht für Abhülfe Sorge getragen wird, binnen Kurzem zu einem Zusammenbruch führen. Eine Entlastung des bestehenden Schienenweges im Großen ist erforderlich. Und zwar — das scheint dem Unbefangenen selbstverständlich — durch umfassende Anlage neuer Schienenwege. Nur die Eisenbahn ist im Stande, solche Gütermassen, wie hier in Frage kommen, rasch zu bewegen. Nur die Eisenbahn gewährleistet einen sicheren und dauernden Betrieb; nur sie ist von Hitze und Frost unabhängig. Der Gedanke, an ihrer Stelle einen Canal zu bauen, muß geradezu verhängnißvoll genannt werden.

Der Canal transportirt stündlich 600 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von fünf Kilometern: dazu braucht er einen Landstreifen von 50 Metern Breite. Auf diesem selben Gelände lassen sich bequem drei bis vier doppelgleisige Bahnen legen, die 600 Tonnen stündlich mit 40 bis 50 Kilometern Geschwindigkeit befördern!

Weßhalb will man uns ein antiquirtes Verkehrsmittel aufdrängen, eine Rococo-Idee, deren Nutzwirkung zehnmal geringer ist als die der modernen Einrichtung, der Eisenbahn? Friedrich II. hatte Recht, als er Canäle baute, denn damals

gab es, wie auch die Klippschule lehrt, keine Locomotiven. Auf ihn sollte man sich also wahrhaftig nicht berufen. Damit erleichtert man uns das schwierige Umlernen nicht.

*

Einen triftigen Grund bringen die Canalfreunde doch vor, um ihren Liebling zu retten. Seine Unzuverlässigkeit, seine Schwerfälligkeit wird ihnen aufgewogen durch seine Billigkeit; Canaltransporte sind beträchtlich wohlfeiler als Eisenbahnsendungen. Und zwar aus einem sehr einfachen Grunde.

§ 54, Absatz 4 der Reichsverfassung bestimmt, daß die Abgaben auf den künstlichen Wasserstraßen nur die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Anlage erforderlichen Kosten decken dürfen. Der Canal-Enthusiast Kurs sah sich gezwungen, zuzugeben, daß die Ausgaben für die Binnenschifffahrt die Einnahmen immer noch um 19,6 Millionen Mark übersteigen.

Man hat nur nöthig, die Eisenbahnen nach denselben preiswürdigen Grundsätzen zu verwalten, und sofort werden sie die Concurrenz der Canäle erwürgen. Die Eisenbahnen aber sind die milchende Staatskuh; mit ihren Ueberschüssen balancirt der Staat seinen Haushaltungsplan. Und er thut wohl daran. Was jedoch dem Landwege recht ist, ist dem Wasserwege billig. Scheut der Staat das Deficit auf dem Lande, so muß er auch den Fehlbetrag zu Wasser verhüten. Sind die Eisenbahnen dazu bestimmt, Gold zu häufeln, so sollen die Canäle diesen Gewinn nicht zu Wasser machen.

Der neue Canal wird im Interesse der rheinisch-westphälischen Industrie erbaut. Er soll der blühenden zu weiterer Blüthe verhelfen. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Wie jetzt der Plan aber ausschaut, bedeutet er eine ungeheuerliche Liebesgabe an Leute, die so etwas ganz und gar nicht nöthig haben, deren mit jedem Jahre steigendes Einkommen sie wirklich nicht dazu berechtigt, die Hülfe der Gesammtheit aller steuerzahlenden Bürger in Anspruch zu nehmen. Und doch will ihnen der Canal wohlfeile Transportgelegenheit auf unsere Kosten schaffen. Der Hülferuf der verzweifelnden Mittelstände schrillt durch's Land, Bauer und Handwerker, Kleinhändler und Kleingewerbetreibender betteln um Erbarmen — und der Großindustrie, dem Großcapital wird ein solches Millionengeschenk in den Schooß geworfen. Ich habe Herrn v. Miquel verstanden, als er 1898 dem Canal gegenüber kühl bis an's Herz blieb; heute verstehe ich seine Welt nicht mehr. Das preußische Abgeordnetenhaus hat seit zwanzig Jahren keine so unsociale, so antisociale Vorlage gesehen. Sie ist reactionär bis auf die Knochen, ihre Annahme bedeutet den Bruch mit aller modernen Reform-Politik.

*

Wären die Canalgegner boshaft, so würden sie ruhig zuschauen, wie man die 500 Millionen Mark — denn eine halbe Milliarde kostet das Werk mindestens — verpulvert. Ist es doch noch mehr als fraglich, ob der Bau der Industrie je thatsächlich nützen, der Landwirthschaft durch Errichtung neuer Einfallthore für fremdes Getreide schaden wird. Excellenz von Thielen hat zwar erklärt, jeden Zweifel an der technischen Durchführbarkeit des Projectes mit einer Handbewegung abzuthun, aber Handbewegungen sind keine Gründe. Dem Mittelland-Canal wird das Wasser fehlen. Die geologische Beschaffenheit des Westens verlangt mit zwingender Wucht andere Verkehrsmittel als den Wasserweg. Ihm mangeln die Seen und starken Urströme des Ostens. Hier wird der Canal die paar Flüsse leer trinken, ihre Schifffahrt brach legen, ihr Uferland veröden. Daneben vergesse man nicht, daß außer der großen Haltung alle übrigen Haltungen durch Pumpwerke bedient werden. Die Schleusentreppe von Oebisfelde bis zur Elbe muß man sogar durch vier Pumpwerke von der Elbe her aufpumpen. Welch' ein Apparat! Er braucht nur an einer Ecke zu versagen, und der prächtige Canal, der ganze Flußläufe auf Brücken übersetzt, hat seinen Beruf verfehlt. Die Schiaparellis auf dem Mars werden dann erst recht nicht wissen, was sie aus dem Riesencanal machen sollen. Ein Wasserweg ohne Wasser! Ihr Kopfschütteln findet vielleicht sublunarische Erwiderung.

II.

Canal- und Schleppbahn-Raten.

Von R. W. Heidmann (Hamburg).

Von der conservativen Partei ist beantragt worden, vergleichende Zahlen aufzustellen zwischen den Transportkosten von Gütern auf der Bahn und auf dem eventuell zu schaffenden Canal, um hierdurch zu zeigen, wie weit die Machtsphäre, wenn man so sagen darf, des Canals sich späterhin erstrecken wird.

Da es sich bei dieser ganzen Frage nicht darum handelt, ob Canal oder kein Canal, sondern ob Canal oder Bahn, so sind den Berechnungen selbstverständlich nicht diejenigen Eisenbahnraten zu Grunde zu legen, welche jetzt zur Anwendung kommen, oder auch die Sätze, zu welchen man bei dem jetzigen System fahren kann, sondern, da das eine Transportmittel, der Canal, neu erbaut und mit allen Mitteln der modernen Technik und Ingenieurkunst construirt wird, so ist den auf dieser Grundlage berechneten Canalraten der Satz entgegenzustellen, zu welchem man mit modernen Bahnen, Locomotiven und Wagen Güter transportirt. Wollte man die Bahnraten auf Grund des jetzigen Systems zu Grunde legen, so wäre dies dasselbe, als wenn Jemand eine neue Concurrenzlinie über den Ocean schaffen wollte und bei der Berechnung der Concurrenzkraft der Gegner die Kosten zu Grunde legen würde, welche man mit dem alten Schiffsmaterial in den 60er Jahren zu calculiren hatte.

In der ganzen Begründung für den Canal vermißt man ein tieferes Eingehen auf das moderne Eisenbahnwesen, und die Regierung hat sich die Sache leicht gemacht, indem sie den Vorschlag zur Einführung vergrößerter Bahnwagen mit der Begründung abgelehnt hat, daß diese sowohl bei Verladern wie Empfängern auf den größten Widerstand stießen. Nun liegt die Sache aber doch so, daß es natürlich für die beiden in Betracht kommenden Factoren, die ihren ganzen Betrieb eingerichtet haben auf die heute leider immer noch überwiegend gebrauchten 10 Tons-Wagen, sehr unbequem ist, wenn ihnen ab und zu ein größeres Fahrzeug gestellt wird, welches nur schwer oder gar nicht an ihre Lösch- und Ladebühnen zu bringen ist. Sagt der preußische Fiscus aber, daß er sich entschlossen habe, in erster Linie für Massengüter große Wagen einzustellen und damit gleichzeitig eine Reducirung von 30% oder mehr in den Frachtraten eintreten zu lassen, so wären zweifellos sowohl Producenten wie Consumenten mit dem größten Vergnügen bereit, hiernach ihre Lösch- und Ladeeinrichtungen zu ändern.

Während wir noch immer bei den 10 Tons-Wagen beharren, ist für die Amerikaner sogar schon die Größe von 30 Tons ein überwundener Standpunkt. Die Baltimore & Ohio Railway Company, eine der ältesten amerikanischen Bahnen, schreibt in ihrem letzten Jahresbericht, daß sie sich überzeugt habe von der Wichtigkeit des Exports von Kohlen, Getreide und anderen Massengütern, und daß sie nach den bisherigen Erfahrungen bei dem Transport von Massengütern zu dem Entschluß gekommen sei, mit dem alten System der 25/30-Tons-Wagen zu brechen, und in erster Linie 50-Tons-Wagen einzustellen. Nachdem die Compagnie in den letzten Jahren bereits 6000 Wagen von 40/50 Tons Ladefähigkeit eingeführt hatte, gab sie jetzt weitere 6000 50-Tons-Wagen und 135 schwere Maschinen in Auftrag, und spricht die Ueberzeugung aus, daß sie hierdurch ganz unglaublich in ihrer Leistungsfähigkeit gewinnen werde. Der Passus in ihrem Bericht lautet wörtlich:

„Die früher allgemein benutzten Wagen hatten eine Ladefähigkeit von 25/30 Tons. Dann verdrängte der Preßstahlwagen den hölzernen, und die Nutzlast stieg auf 50 Tons. Diese vermehrte Tragfähigkeit bei einer Tara, die nur verschwindend größer ist, als die der früheren kleinen 25/30-Tons-Wagen, eröffnete dem Verkehr Möglichkeiten, welche man sich früher nicht hatte träumen lassen." Welcher Art diese Möglichkeiten sind, ersieht man am besten aus dem Jahresbericht der Cheasapeake and Ohio Railway Company. Diese Compagnie giebt eine Zusammenstellung der von ihr vereinnahmten Fracht für sämmtliche Güter per Ton-Meile für die letzten Jahre. Sie stellt sich wie folgt:

1892	0,536	Cents per Ton-Meile
1898	0,425	„ „ „
1899	0,362	„ „ „
1900	0,343	„ „ „

Für Kohlen allein betrug sie:

1899	0,274	Cents per Ton-Meile
1900	0,202	„ „ „

Der Bericht fügt hinzu, daß trotz der verminderten Raten sich das Betriebsresultat verbessert habe, und zwar in erster Linie deßhalb, weil man von Jahr zu Jahr die Nutzlast der Wagen erhöht und die Locomotiven vergrößert hatte.

Uebertragen wir nun diese Ziffern auf deutsche Verhältnisse, so kommen wir zu folgenden Zahlen:

1 Ton amerikanisch, sogen. short ton. . = kg 907
1 Meile do. . . . . = km 1,607
1 Dollar do. . . . . = M. 4,20

Folglich beträgt die Durchschnittsrate pro 1900 für sämmtliche Güter 0,987 Pfg. per Tonnen-Kilometer, für Kohlen 0,581 Pfg. per Tonnen-Kilometer.

Für die Schleppbahn würde sich die Sache wie folgt stellen:

	Entfernung Kilometer	Durchschn.-Rate	Fracht pr. 1000 kg	Kohlen-Rate	Fracht pr. 1000 kg
Insterburg/Berlin. .	674	0,987 ₰	ℳ 6.65	0,581 ₰	ℳ 3.92
Berlin/Essen	498	„	„ 4.92	„	„ 2.89
Kattowitz/Bromberg	415	„	„ 4.10	„	„ 2.41
Kattowitz/Danzig. . .	573	„	„ 5.66	„	„ 3.33
Kattowitz/Berlin . . .	506	„	„ 4.99	„	„ 2.94

Ich glaube, diese Zahlen beweisen mehr, als die größten statistischen Werke, daß ein quer das Land durchschneidender Canal in keiner Weise concurrenzfähig ist mit einer modernen Schleppbahn, ganz abgesehen davon, daß zugegebenermaßen der Ladungsempfänger für die größere Sicherheit in der Zufuhr und die kürzere Transportzeit eine nicht unwesentlich höhere Quote für den Bahntransport gegenüber dem Canaltransport zahlen wird.

Nun wird der Einwurf gemacht, daß man aber mit solchen Schleppbahnen, die natürlich einen schwereren Unterbau haben müßten, doch nicht überall hinkommen könne. Ja, kommt man denn mit dem Canal überall hin? Dabei ist jede existirende Eisenbahnlinie ein natürlicher Zubringer für diese große Schleppbahn, ohne daß eine Umladung der Güter nothwendig wäre, während die auf dem Canal zu transportirenden Mengen in ihrer ganz überwiegenden Zahl erst per Bahn an den Canal geschafft werden müssen, dort umgeladen werden, und dann dieselbe Procedur am Ablieferungspunkte nochmals durchzumachen haben. Der Bahn-Unterbau braucht bloß für die neu zu erbauende Hauptlinie verstärkt zu werden, auf welcher nicht nur die langen Züge, sondern auch die schweren Maschinen verkehren sollen. An den Abzweigungslinien würden den Transport die jetzt üblichen leichteren Maschinen übernehmen, welche dieselbe Nutzlast in Anbetracht der verminderten Tara viel leichter befördern können als heute. Bei der Construction aber der neuen Wagen kommt außer der verminderten Tara in erster Linie in Betracht, daß sie nicht wie jetzt zweiachsig, sondern vierachsig sind, der Druck sich also auf die doppelte Achsenzahl vertheilt.

Welchen Nutzen im Allgemeinen die Einführung dieses neuen Transportsystems haben würde, läßt sich kurz wie folgt zusammenfassen:

1. Das Transportgefäß im Verhältniß zur Nutzlast wird um die Hälfte verringert.
2. Die Länge des einzelnen Fahrzeugs ebenso wie die Länge der Züge wird um etwa die Hälfte vermindert, und daher die nothwendigen Rangirungsgeleise am Verladungs- wie am Empfangsorte um eben so viel verkürzt.
3. Die Zahl der Locomotiven und Wagen, und damit der Bedienungsmannschaften wird ganz wesentlich geringer. Durch Einführung der Luftbremse, die bei den großen modernen Fahrzeugen leicht anzubringen ist, spart man die Bremser gänzlich.
4. Der Verbrauch von Kohlen wird um mindestens 40% reducirt, und somit auch die für die Eigenzwecke des Bahnbetriebs zu transportirende Kohlenmenge, welche jetzt rund 6½ Millionen Tons beträgt, um ein ganz Bedeutendes verkleinert.
5. Große Ersparnisse an Oel, Werg u. s. w.
6. Die Disponirung der Wagen für die Großbetriebe wird viel einfacher, da man in Zukunft statt 5 Wagen nur einen zu stellen hat.
7. Die Betriebssicherheit wird durch Trennung von Personen- und Güterverkehr sehr erhöht.

Es wird nun immer wieder eingewendet, daß die Verhältnisse in Amerika anders liegen, wie bei uns, und daß sich die von den Freunden der Schleppbahn angeführten Zahlen auf große Durchfuhrlinien bezögen. Erstens ist dies aber nicht richtig, denn die oben gegebenen Zahlen der Cheasapeake & Ohio Railway Co. beziehen sich auf das ganze System dieser Bahn, zweitens aber handelt es sich bei uns ja gerade um eine große Durchfuhrlinie, welche von unzähligen Seitenlinien gespeist wird, während die Amerikaner durch die Concurrenz der einzelnen Compagnien untereinander darunter zu leiden haben, daß ihr Nachbar ihnen stets soviel wie möglich den Verkehr ablenkt. Endlich sagt man, die in Amerika zu transportirenden Massen seien soviel größer; aber aus welchem Grunde? Lagen in Amerika die riesigen Mengen zum Transport bereit und warteten nur auf die Bahn, um sie zu bewegen, oder hat nicht umgekehrt die außerordentliche Verkehrserleichterung und Verkehrsmöglichkeit erst diese Massen-Güter geschaffen und in Bewegung gesetzt? In den Vereinigten Staaten leben auf einem Flächenraum von rund 9 Millionen □-km rund 75 Millionen Einwohner, während in Deutschland auf einem Raum von 545,000 □-km jetzt bereits 56 Millionen wohnen, und ehe diese ganze Bahnanlage fertig gestellt wird, voraussichtlich mehr denn 70 Millionen existiren werden. In diesem Gebiet befanden sich 1898 in Amerika rund 300,000 km Eisenbahnen (Canäle 5000 km), gegen rund 50,000 km Bahnen in Deutschland. Daß unter diesen Verhältnissen eine quer durch's Land führende Schleppbahn in Deutschland unrentabel sein sollte, erscheint gänzlich ausgeschlossen.

Kurz möchte ich nochmals auf die Entwickelung der Transportmittel auf dem Wasser hinweisen. Eine Zusammenstellung der größten Schiffe aus den letzten 30 Jahren ergiebt:

1871	Oceanic	4,000	Tons
1891	Teutonic	9,680	„
1892	Campania	12,950	„
1899	Oceanic	17,274	„
1900	Deutschland . . .	16,502	„
1901	Celtic	20,880	„

Hieraus ersieht man, daß die Tragkraft der Seeschiffe in den letzten 10 Jahren sich mehr als verdoppelt, in den

letzten 30 Jahren aber verfünffacht hat. Die preußische Staatsbahn fährt indeß immer noch mit 10-Tons-Wagen, während ihre amerikanischen Collegen auf dem Lande dieselbe Wandlung durchgemacht haben, wie die Schiffe, und ihre Transportfahrzeuge von 10 auf 50 Tons Tragfähigkeit brachten. Bei der ungünstigen Lage der Stahl- und Eisenindustrie würde eine große Ordre auf moderne Stahlwagen als Ersatz der kleinen Holzwagen ein außerordentlich willkommener Beitrag für die Aufrechterhaltung ihrer Betriebe sein.

Ich komme nunmehr zu dem letzten Einwand, der gemacht wird. Woher sollten die enormen Summen genommen werden, um einen solchen Bahnbau, mit Allem, was daran hängt, durchzuführen? In erster Linie sollen dazu genommen werden die 450 Millionen Mark, die für den Canal bestimmt sind, mit Ausnahme derjenigen Summe, welche zur Verbesserung der Flußläufe dienen soll, sowie des Geldes zur Vertiefung des bereits bestehenden Dortmund-Ems-Canals. Ferner sollen dazu verwendet werden die Gelder, die man erspart dadurch, daß die geradezu unglaublichen Compensationen als Gegenleistung für die Zustimmung zum Canal wegfallen. Mit diesen Summen kann man Ungeheures leisten, und dann hat man das Geld investirt in einem Unternehmen, welches nach den Erfahrungen anderer Länder nicht nur keinen Verlust, sondern einen ganz außerordentlich großen Nutzen bringen muß, und gleichzeitig dem deutschen Product die Möglichkeit bietet, so billig nach allen Plätzen Deutschlands geschafft zu werden, daß die Concurrenz des Auslandes, ohne die Waare vertheuernde Zölle, ganz wesentlich eingeschränkt würde. Der deutsche Producent würde somit geschützt, ohne daß gleichzeitig der Consument belastet wird. Baut man statt der Bahn den Canal, so setzt man das Ausland weiter in Vortheil gegen das Inland. Da bei dem Canal wohl der Canalkörper, nicht aber die transportirenden Fahrzeuge und ihre Raten der Controlle des Staates unterworfen sind, so begiebt man sich eines der stärksten und bei weiser Handhabung nützlichsten Mittels zur Vertheilung von inländischem und ausländischem Product. Andererseits giebt man großen Corporationen die Macht in die Hand, die Bahn allen ihren Wünschen willfährig zu machen, indem diese die Canalfrachten so stellen, daß sie die Bahn lahmlegen, und sie dann zwingen, die Raten zu bewilligen, welche man für gut hält. Die Bahn würde dann gezwungen sein, die Raten zu nehmen, welche sie jetzt mit der Einführung der Schleppbahn freiwillig einführen kann; da aber ihr bisheriges veraltetes System ganz unglaublich viel theurer arbeitet, als das neue thun würde, so würden die Reducirungen dann allerdings einen riesigen Verlust für den Staatssäckel bedeuten.

Was ich nochmals vorschlagen möchte, ist eine Schleppbahn in großem Stil vom Rheinisch-Westphälischen District über Berlin bis nach dem Herzen von Ostpreußen, mit Zweigbahnen, soweit es nöthig, nach den großen Küstenplätzen, ferner eine Querbahn von Schlesien über Posen nach Danzig. In Schlesien haben wir ungeheure Schätze an Kohlen, die bisher nur zum geringen Theile nutzbar gemacht werden. Können wir die Kohlen zu den Anfangs erwähnten Raten an die Küste schaffen, so wäre hier ein neues Centrum für Eisenindustrie in großem Maßstabe geschaffen. Bekanntlich bezieht schon heute Deutschland einen großen Theil seines Eisenerzes von Lulea in Schweden. Die Privat-Schiffs-Rhederei hat auch hier wieder die Führung übernommen, und eine inländische Firma baut nach einem neuen Princip Dampfer von 8000 Tons Tragfähigkeit, speciell zum Transport von Eisenerz. Treffen sich nun diese billigen Seetransporte des Erzes mit den billigen Landtransporten der Kohlen, so ist der Platz gegeben für eine gewaltige Entwickelung eines neuen Industrie-Districtes.

Es wird der Canalcommission vorgeworfen, daß sie zu langsam und zu bedächtig arbeite, aber ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß nie eine Vorlage einer Körperschaft zur Begutachtung vorgelegen hat, welche von größerer Wichtigkeit nicht nur für die Entwickelung Preußens, sondern für die ganze Gestaltung des Erwerbslebens des deutschen Reiches ist, wie die augenblickliche. Von ihrer richtigen oder falschen Lösung hängt die Zukunft unseres Landes ab, und meine beste Ueberzeugung ist, daß, falls die Canalanhänger siegen, unsere Nachkommen das jetzt oft fälschlich angewandte Wort: „Die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser" dahin variiren müßten, daß sie sagen: „Mit der Annahme des Projects fiel Deutschlands Zukunft in's Wasser".

Die Lösung der Stenographiefrage.

Von Mit Richter (Leipzig).

Jahrhunderte lang bestehen Currentschrift und Stenographie nebeneinander. Schon bei den Griechen gab es neben einer allgemeinen Gebrauchsschrift eine Tachygraphie, während die Römer neben ihren gewöhnlichen Buchstaben die sogenannten tironischen Noten kannten. Im Mittelalter wurden bei den Engländern und späterhin auch in Deutschland, so zur Zeit Luther's, neben den Canzleischriften stenographische Schriftsysteme verwandt. Das hat seinen Grund darin, daß beide immer eine andere Aufgabe hatten, einen verschiedenen Zweck verfolgten. Die Stenographie war in früheren Zeiten lediglich Redeschrift; sie diente also dazu, das schnellgesprochene Wort mit dem Stifte in der Hand zu fixiren. Auch hinsichtlich der modernen Stenographie ist es noch so. Als um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland die Zeit des parlamentarischen Lebens begann, entstand das Bedürfniß, das öffentlich gesprochene Wort für die Nachwelt festzuhalten. So führte dieses Bedürfniß zur Erfindung der deutschen Kurzschrift durch Franz Xaver Gabelsberger. Ihm schwebte der Wunsch vor, eine Redeschrift zu schaffen, welche selbst den höchsten Anforderungen, die man an sie stellen könnte, genügen sollte: auch im heftigen Wortgefecht und im schnellen Redefluß sollte und mußte sie sich noch bewähren, wenn man sie überhaupt als praktisch brauchbar betrachten wollte. Das war also die damalige Aufgabe der Stenographie.

Die Verhältnisse unseres öffentlichen und privaten Lebens brachten noch eine andere Verwendung mit sich. Gegen Mitte der siebziger Jahre sehen wir, wie überall eine beschleunigte Entwickelung der Geschäfte auf kaufmännischem, gewerblichem oder anderen Gebieten Platz greift und wie das ganze Erwerbsleben auf ein schnelles und vermehrtes Schaffen hindrängt. Da wurde auch die Stenographie immer mehr zur Erledigung der Alltagsgeschäfte herangezogen und in den Dienst der gesammten schreibthätigen Welt gestellt. Auf diese Weise bildete sie sich allmälig zu einer allgemeinen Verkehrsschrift heraus, sei es, daß man durch sie Dictate aufzunehmen hatte; daß sie zur Niederschrift eigener Gedanken diente oder schließlich im Briefwechsel den gegenseitigen Austausch der Gedanken vermittelte und förderte. Zu diesen untergeordneten Aufgaben und Anwendungsformen bedurfte es einer sogenannten Redeschrift allerdings nicht, sondern es genügte, daß man die stenographischen Schriftzeichen gründlich beherrschte, um überhaupt schnell und flott schreiben zu können. Denn nicht bloß der Berufsstenograph, der in den Parlamenten und anderen Körperschaften seine Thätigkeit auszuüben pflegt, sollte sie anwenden, sondern sie sollte Jedem durch schnellere Handhabung und erleichterte Erledigung Vortheile bieten, der mit irgendwelchen Schreibarbeiten überbürdet ist. So machte sich naturgemäß das Bestreben geltend, die Stenographie selbst, ihrer theoretischen Zusammensetzung,

ihrem inneren Aufbau nach, zu reformiren, um sie einfacher zu gestalten. Dadurch entstanden die sogenannten Vereinfachungsbestrebungen, welche die Volksstenographien und Schulkurzschriften schufen. Während sich also auf der einen Seite die Redeschrift, wie sie noch heute von den Anhängern der Gabelsberger'schen Stenographie gepflegt wird, behauptete, huldigten die Anhänger und Vertreter der Kurzschriftsysteme von Stolze-Schrey, Arends, Roller, Nationalstenographie, Stenotachygraphie und einigen anderen dem Gedanken der Volksstenographie.

Aus diesen Gegensätzen erwuchs die Stenographiefrage.

Nahezu ein halbes Jahrhundert währt nun schon der Streit zwischen den Gemeinschaften der einzelnen Systeme und noch scheint keine Aussicht auf eine glückliche Lösung vorhanden zu sein. Zwar ist der Versuch dazu namentlich schon in der Weise gemacht worden, daß sich einige engverwandte Systeme zu einer einheitlichen Kurzschrift verschmolzen. So wurde vor drei Jahren aus der früheren Stolze'schen und Schrey'schen Kurzschrift ein Einigungssystem Stolze-Schrey geschaffen, während sich ein großer Theil der Anhänger der früheren Arends'schen und Roller'schen Schule auf die neuerfundene Nationalstenographie der Gebrüder von Kunowski einigte. Aber damit ist eine Lösung noch nicht erreicht. Denn es haben sich nur aus ehemaligen kleinen einige größere Gemeinschaften gebildet, die sich noch mit der gleichen fanatischen Schärfe und Hartnäckigkeit wie früher bekämpfen. Wozu aber dieser Kampf? — so wird man einwenden. Haben sich bereits einige Parteien geeinigt, warum reichen sich nicht die einzelnen Gemeinschaften zu einer endgiltigen Einigung die Hand? Vorausgesetzt, daß dazu die Möglichkeit und Bereitwilligkeit vorhanden wäre, würde die Frage ganz zweifellos in einfacher Weise gelöst werden. Aber dazu ist wenig oder gar keine Aussicht vorhanden, weil es sich in der That hier um eine principielle Frage handelt, ob nämlich auch künftighin die Kurzschrift als Fachstenographie oder als Volksschrift betrachtet werden solle. So würde auch die Möglichkeit, ein Compromißsystem aufzustellen, an dem Mangel gegenseitiger Bereitwilligkeit scheitern, weil man auf der einen Seite an einer höher entwickelten Theorie oder an der geschichtlichen Ueberlieferung festhält, auf der anderen Seite aber für die Verbreitung eines einfachen, leicht erlernbaren Systems oder — wie man zu sagen pflegt — für eine zeitgemäße Reform eintritt. Das sind die beiderseitigen Forderungen, die bestehenden ernsten Gegensätze.

Eine andere Möglichkeit zur Lösung der Frage würde die Erhebung eines Systems zum officiellen Schul-Lehrgegenstand sein. In Sachsen, Bayern und Oesterreich hat man hierzu schon seit Langem den Anfang gemacht, denn hier wird die Gabelsberger'sche Stenographie staatlicherseits gelehrt. Einige andere deutsche Staaten haben die Kurzschrift zwar auch in den Lehrplan der höheren Schulen aufgenommen, dabei aber verschiedene Systeme, in der Regel die drei verbreitetsten, für den Unterricht zugelassen. Nur Preußen allein stand den stenographischen Bestrebungen bisher kühl bis an's Herz hinan gegenüber und hat sich für die Einführung der Stenographie in die höheren Lehranstalten überhaupt noch nicht entschieden. Welche Gründe hierfür vorhanden sind, ist allgemein bekannt. Die preußische Regierung möchte keinem der bestehenden Systeme den Vorzug geben und keins in den Hintergrund stellen und nimmt daher so lange eine abwartende Stellung ein, bis sich die Gegensätze ausgeglichen haben und die allgemeine Lage auf dem Gebiete der Stenographie sich geklärt hat. Und wenn nun auch Preußen irgend ein System in den Lehrplan der Schulen aufnehmen würde, so wäre noch wenig Hoffnung auf eine Lösung der Frage vorhanden. Denn dann würde die Werbethätigkeit unter den anderen Systemgemeinschaften mit erneutem und noch größerem Nachdruck als bisher betrieben werden. Ein großes Feld würde ihnen damit zwar entzogen, aber überhaupt aufhören zu bestehen würden sie keineswegs. Die privaten Lehranstalten und Vereine bieten ihnen immerhin noch ein ausgedehntes Feld zur Entfaltung ihrer propagandistischen Kräfte, wie überhaupt zu ihrer Entwickelung.

Neuerdings gehen allerdings die stenographischen Bestrebungen noch weiter. Sie begnügen sich nicht damit, die Stenographie in die höheren Lehranstalten eingeführt zu sehen, sondern sie möchten auch noch die Volksschule für sich haben. Da entsteht nun allerdings die Frage, ob wirklich ein Bedürfniß vorhanden ist, daß die Kurzschrift auch den Volksschülern zugänglich gemacht wird? Haben diese im späteren Leben, wenn sie einen Beruf ergreifen, genügend Gelegenheit, die Stenographie praktisch anzuwenden? Dem weitaus größten Theile der Volksschüler wird freilich eine Beschäftigung nach den heutigen Erwerbsverhältnissen zufallen, die eine Ueberbürdung mit Schreibarbeiten nicht mit sich bringt. Der Arbeiter oder Handwerker oder Unterbeamte kann von der Stenographie keinen Gebrauch machen. Und es wird unter ihnen auch nur Wenige geben, die das nöthige Maaß von Geschicklichkeit und Intelligenz besitzen, welches zur Beherrschung der stenographischen Schrift als eines höher entwickelten Schreibverfahrens nun einmal nothwendig ist. Ihnen fehlt die Gelegenheit zur Fortdauer des praktischen Uebens. Diese Gelegenheit bieten nun allerdings die höheren und mittleren Berufszweige, die bekanntlich zum großen Theile mit Schreibarbeiten überlastet sind. Hier aber handelt es sich doch wohl vorwiegend um Leute, die eine höhere Lehranstalt besucht oder die, wenn sie nur Volksschulbildung genossen haben, sich entweder auf Handelslehranstalten oder anderen Fachschulen die nöthige Weiterbildung angedeihen ließen. Dort wird die Stenographie ohne Zweifel überall gelehrt, weil es Bedürfniß ist.

So werden es immer nur die mittleren und höheren Berufsschichten bleiben, in die die Stenographie in der Hauptsache eindringt, weil sie nur hier zweckmäßige Verwendung finden kann. Als was ist nun aber hier die Kurzschrift im Gebrauch: als Fachstenographie oder als gewöhnliche Verkehrsschrift? Zunächst giebt es bekanntlich zweierlei Verwendung: auf der einen Seite dient die Kurzschrift zur Niederschrift eigener Gedanken, auf der anderen ist sie zur Aufnahme fremder Gedanken oder Worte bestimmt. Im ersteren Falle handelt es sich um eine uncontrollirbare Thätigkeit, bei der man nicht beurtheilen kann, inwieweit es sich überhaupt um praktische Leistungen mit Hülfe der Stenographie handelt. Zum eigenen Gebrauche würde vielleicht auch eine minderwerthige Stenographie genügen. Anders ist es bei der Aufnahme fremder Gedanken. Da muß der Stenograph in der Lage sein, den Anforderungen, die an ihn gestellt werden, zu genügen, wenn er seine stenographische Fertigkeit und damit seine ganze Thätigkeit nicht nutzlos machen, ja seinen Beruf überhaupt auf's Spiel setzen will. Denn die Entwickelung des Erwerbslebens hat bekanntlich dahin geführt, daß eine große Anzahl der Subalternbeamten im Verwaltungswesen oder auf anderen Gebieten und der Angestellten im kaufmännischen oder sonstigen öffentlichen Leben ihre stenographische Thätigkeit als Beruf auffassen müssen. Sie werden auf Grund ihrer stenographischen Kenntnisse, die zur Bedingung gemacht sind, engagirt und werden danach beschäftigt. Und so giebt es thatsächlich heute eine erheblich große Anzahl von Stenographen, denen die Kurzschrift und ihre Ausübung Beruf ist. Hier nützt ihnen eine minderwerthige Stenographie nichts, schadet ihnen vielmehr; denn wenn sie den Anforderungen, die gestellt werden, nicht genügt, dann wird sie eben eine geringere Honorirung zur Folge haben. Wird die Bezahlung im Berufsleben heute doch vorwiegend nach den Leistungen geregelt.

Außer diesem wirthschaftlichen Moment kommt aber noch ein psychologisches hinzu. Lehrt uns die Erfahrung auf der einen Seite, daß die Verhältnisse dieser Dictat- oder Geschäfts-

stenographen in wirthschaftlicher Beziehung sehr ungünstig sind und daß sie namentlich durch das wachsende Angebot minderwerthiger Leistungen noch ungünstiger werden, so hat dies auf der anderen Seite nicht minder dazu beigetragen, die Werthschätzung der Stenographie illusorisch zu machen. So betrachtet man die Ausübung des stenographischen Berufes vielfach als eine rein mechanische Thätigkeit, die in nichts weiter als einem einfachen Nachschreiben bestünde. Diese Auffassung ist für den ganzen stenographischen Berufszweig außerordentlich charakteristisch. Die Mehrzahl der sogenannten Dictatstenographen hat sich nachgerade an ein maschinenmäßiges Arbeiten gewöhnt oder gewöhnen müssen und dabei alle Selbstständigkeit, alles persönliche Interesse an der geschäftlichen oder beruflichen Bedeutung ihrer Thätigkeit verloren. Sie erledigen das ihnen übertragene Pensum, ohne sich weiter mit den Zusammenhängen der mannigfachen Betriebsformen, die in den Beruf einschlagen, vertraut zu machen. Auf diese Weise muß natürlich allmälig eine geistige Proletarisirung eintreten, die ihre trüben Schatten über das sociale Gefilde dieses an sich noch jungen, aber entwickelungsfähigen Berufszweiges wirft. Hier scheint überhaupt der springende Punkt der ganzen Stenographiefrage zu liegen.

Noch auf einem anderen Wege hat man eine Lösung zu erreichen gesucht. Man will einen Verein in's Leben rufen, der von den bisherigen stenographischen Körperschaften unabhängig sein soll und dem in erster Linie die Aufgabe obliegen würde, durch eine berufene Commission eine neue stenographische Schrift aufzustellen, die als sogenannte Einheitsschrift an Stelle der bisherigen zu treten hätte. Diese Anregung hat an sich manches Gute und würde gewiß auch durchführbar sein, wenn sie sich nicht lediglich mit der Schaffung eines stenographischen Einheitssystems befaßte, sondern zugleich auch die Aufgabe einschlösse, die gesammten Interessen des untergeordneten stenographischen Berufszweiges zu wahren und zu fördern; vornehmlich die socialen und wirthschaftlichen. Denn sie bilden die materielle Grundlage, auf der allein sich ein Berufszweig günstig entwickeln kann. Hier würde daher zunächst der Hebel anzusetzen sein, und es wäre gewiß nur eine Frage der Zeit, bis dieser Verein die nöthige Selbstständigkeit erreicht und einen großen Theil der erwerbsthätigen Stenographen hinter sich hätte. Dann wäre auch der Einfluß auf die Allgemeinheit, auf das der stenographischen Sache nicht fremd gegenüber stehende Publikum gesichert. Verfolgt der Verein dies praktische Ziel, so würde seine Thätigkeit an einem Punkte einsetzen, wo sich alle stenographischen Interessen kreuzen: nämlich an der Lebensfrage. Anders aber würde ihm nach Fertigstellung eines neuen Systems die Aussicht verschlossen bleiben, es in die weitesten Kreise des Volkes hineinzutragen, solange nicht die Schulbehörden ihre Bereitwilligkeit zur Einführung geben. So, wie die Dinge heute liegen, ist dazu wenig Hoffnung vorhanden, und es wird daher nur das allmälige Bestreben, die stenographischen Kreise und das große Publicum für eine solche Einheitsschrift zu gewinnen, fruchtbringend und erfolgreich sein.

Hier setzt auch das Interesse aller Gebildeten für die Stenographiefrage ein. Denn wenn sie zu Gunsten eines Einheitssystems gelöst werden soll, so ist es zweifellos, daß daraus der ganzen Nation große culturelle Vortheile erwachsen würden. Es kann gewiß nicht ganz gleichgiltig sein, ob man unserer Jugend den Stenographieunterricht in der Schule vorenthält, der ihr nutzbare Kenntnisse für das spätere Berufsleben vermitteln würde, oder ob man dem jungen Nachwuchs eine stenographische Schrift sich aneignen läßt, die in absehbarer Zeit wie eine Eintagsfliege von der Bildfläche wieder verschwindet. Deßhalb soll uns ein einheitliches System „eine vollkommene Ausnutzung der Vortheile, welche die Stenographie gewähren kann“, bieten, „es repräsentirt den auf dem Gebiete der Schrift nothwendig gewordenen Fortschritt“. Das Ziel eines solchen Fortschrittes aber kann nur erreicht werden durch eine Vergemeinsamung stenographischer Interessen, der sich alle Kreise der Gebildeten zuwenden können, nicht bloß die, welche Vortheile aus der praktischen Anwendung der Stenographie ziehen, sondern vor allen Dingen auch die Vertreter der Wissenschaft, unter denen eine solche Körperschaft ein geistiges Bindeglied sein müßte. Das erscheint mir als der allein gangbare Weg zu einer baldigen und günstigen Lösung der Stenographiefrage.

Literatur und Kunst.

Die sociale Mission der bildenden Künste.

Von Karl Noetzel.

II.

Lichtwark sagt einmal: „Die Kunst beginne im Hause.“ Er meint damit, daß zuerst die innere Einrichtung der Wohnung künstlerisch gestaltet werden soll, bevor man daran denke, sein Heim mit Kunstwerken zu schmücken. Sicherlich hat er Recht. Indessen werden leidenschaftliche Naturen unter den Kunstfreunden wohl oft zunächst bei sich solche Kunstwerke anbringen, deren beständiger Anblick sie begeistert. Doch auch dieser Weg führt zur Hauskunst, indem die Dissonanz zwischen Kunstwerk und Umgebung dringend nach Ausgleich verlangt, und der Kunstbeflissene wird auch so angeregt werden, sein Heim möglichst seiner inneren Vorstellung von Schönheit anzupassen. Man halte sich hierbei an Lehrer der Hauskunst, wie z. B. eben denselben Lichtwark. Allerdings wird sich dabei der Schüler zunächst darüber unglücklich fühlen, daß er allüberall bei Freunden und Bekannten, deren Einrichtungen ihm bisher wohl gefallen haben, auf einmal auf Schritt und Tritt empörende Geschmacklosigkeiten sieht, und ebenso ihm viele Bauten, in denen er früher den Stolz einheimischer Architektur sah, nunmehr in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Vielleicht wird er den Meister verwünschen, daß er ihn sehend gemacht hat. Aber das wäre sehr kurzsichtig. Denn dem Meister verdankt er es, daß er nunmehr eine Fülle zufälliger und beabsichtigter Schönheit allüberall da sieht, wo er früher achtlos vorüberschritt, und vor Allem, daß ihm die Natur in ganz anderer, wunderbarer Weise nunmehr zur Seele spricht. Und in ihr wird er jetzt jeder Zeit die vollkommene Schönheit erblicken, und das erweckt und erhält in ihm die Ehrfurcht und Dankbarkeit, die Grundmotive jeder vornehmen Handlung.

Das Streben nach künstlerischer Gestaltung seines Heims muß aber jedem Gebildeten geradezu als sociale Pflicht erscheinen; denn hier, wenn irgendwo, ist das Beispiel die beste Lehrerin. Jedem Besucher wird der Wunsch lebendig, eine ähnliche Umgebung zu haben, denn es liegt eine machtvoll werbende Kraft in der zweckmäßigen Schönheit. Fassen wir kurz die social-ästhetischen Pflichten des Einzelnen zusammen: Jeder Gebildete ist berufen zum Apostel der Kunst. Er bestrebe sich zuerst an der Hand der großen Kunstlehrer in ein intimes, persönliches Verhältniß zu den großen Meistern zu gelangen. Sein Auge übe er beständig in Museen und an Reproductionen. Stets hege und bewahre er in sich die tiefinnere Ehrfurcht vor jeder Kunst und die aufrichtige Bescheidenheit im Urtheil über ihre Werke. Allüberall hin suche er zu verbreiten sein seelisches Interesse und seinen Enthusiasmus für die Kunst und weise hin auf gute Bücher darüber und veranlasse zum Besuche der Galerien. Seine häusliche Umgebung suche er möglichst mit seinen künstlerischen Ueberzeugungen in Einklang zu bringen und werbe dadurch Anhänger für die beglückende Hauskunst. Vor Allem aber sei er ein Prophet der stets vollkommenen und Alle beglückenden Naturschönheit.

Daß die moderne Vervollkommnung der Reproduction noch lange nicht in dem erhofften Maße zum Kunstverständniß und Kunstgenuß der weitesten Kreise beigetragen hat, liegt hauptsächlich wohl daran, daß sie bisher fast ausschließlich der Illustration von mehr oder minder kostbaren Journalen und Büchern, also nur einem besser situirten Publicum zu Gute kam. Es erscheint daher als ein dringendes Bedürfniß und als eine höchst würdige Aufgabe für unsere großen Kunstinstitute, wenn analog der Reclam'schen Universalbibliothek oder Meyer's Volksbibliothek, welche dem Bildungsbedürfniß der wirthschaftlich Schwachen begegnen, ebenso eine Bildergallerie für das Volk dem Kunstbedürfniß der breiten arbeitenden Massen Rechnung trüge. Ich verstehe darunter eine von feinsten Kennern zusammengestellte Sammlung von Musterreproductionen der Meisterwerke zu einem billigen einheitlichen Preise, etwa 20—40 Pfennige pro Blatt. Das wäre bei der heutigen Technik und dem mit Naturnothwendigkeit zu erzielenden Massenabsatz nicht nur möglich, sondern sicherlich noch ein sehr lucratives Geschäft. Natürlich müßte ein nach größeren Rubriken übersichtlich geordneter Katalog dem Kunstungebildeten die Wahl erleichtern. An der Auswahl und Systematisirung der Sammlung würden sicherlich unsere ersten Künstler und Aesthetiker mit der größten Bereitwilligkeit mitarbeiten, und ihre Mitarbeiterschaft wäre auch durchaus unerläßlich. Jedes Bild wäre mit einem Umschlag zu versehen, welcher eine kurze Erklärung von Meisterhand enthalten müßte. Der Verlag liefere auch Sammelmappen und Rahmen, wobei das in England aufgekommene Princip des Hängerahmens für auswechselbare Bilder recht gut zur Anwendung kommen könnte und zweckmäßig wäre.

Was wäre nun die Folge einer solchen Universalbilderbibliothek? Unstreitig finge man unter den arbeitenden Massen an, sich Bilder zu kaufen für erspartes Geld. Daß das Geld erspart werden muß, also eine Entbehrung vorausgesetzt, trägt ungemein zur Werthschätzung und daher zum Verständniß des Kunstblattes bei — aber auch zum Genusse. Denn jeder wahre Genuß setzt ein vorhergegangenes Opfer voraus. Nicht zu vergessen wäre auch der indirecte Vortheil, daß dieses Geld dem Wirthshause entzogen wird. Die Bilder würden dann oft und mit Andacht betrachtet werden. Sie leuchten mit dem versöhnenden Sonnenstrahl der Kunst in das ewige Einerlei des Arbeitslebens. Sie bilden aber auch den Geschmack des Arbeiters, und das kommt der Arbeit selbst zu Gute. Oft werden sie Talente erwecken, die sonst unbeachtet im Alltagsleben erstickt wären. Unendlich erhöhen würden sie aber unstreitig die Freude an der Natur und dadurch in nicht berechenbarem Maße den Genuß des Einzellebens bereichern und veredeln. Und noch eine Fülle anderer nobler Regungen, die ungeweckt schlummern in der Brust des Proletariers, müßten zu köstlichem Leben erweckt werden durch den Liebesblick der göttlichen Kunst. Möge einer unserer großen Kunstverlage diese Idee aufgreifen oder eine Gesellschaft sich hierzu constituiren! Der finanzielle Erfolg wäre sicher, der ethische unabsehbar.

Im Zusammenhang mit diesem Unternehmen einer Universalbilderbibliothek scheint mir noch eine zweite Publication recht geeignet zu sein, Stimmung für die Kunst zu erwecken und sie zum Lebenselement der arbeitenden Classen zu machen. Es existiren viele Anthologien aus der Weltlitteratur, aber soviel mir bekannt, giebt es noch keine Anthologie der Weltkunst. Und doch ist die Kunst hierzu noch besonders geeignet, da sie in allen Ländern dieselbe Sprache spricht. Eine solche Anthologie der Weltkunst müßte eine nicht zu umfangreiche Buchsammlung tadelloser Reproductionen der ersten Kunstwerke aller Zeiten und Völker sein, geordnet nach einzelnen großen Gesichtspunkten, z. B. Religion, Natur, Güte, Lebensfreude — die Erläuterungen seien von ersten Kräften geschrieben oder auch, wo das angeht, classischen Kritikern entnommen, wie z. B. Jacob Burckhardt. Natürlich müßte die Auswahl des billigen Preises wegen ziemlich begrenzt sein und nur das Beste vom Besten enthalten. Unsere großen Künstler und Kunstlehrer, auch Volkspsychologen seien um ihren Beistand hierbei zu bitten. Ausschlaggebend wäre natürlich der künstlerische Werth jedes Werkes, da es sich doch um die künstlerische Erziehung des Volkes handelt. Doch müßte der Popularität wegen das Verständliche bevorzugt werden.

Wie gesagt, müßte der Preis der großen Verbreitung wegen sehr mäßig sein, etwa 3 Mark, auch wäre Abzahlung und lieferungsweise Ausgabe durch den Colportagehandel der größeren Verbreitung wegen sehr zu empfehlen. — Fände doch auch diese Idee praktische Ausführung! — Die segensreiche Einwirkung eines solchen künstlerischen Volkserbauungsbuches liegt auf der Hand. Neben der Hausbibel wird es das Haupterziehungselement in der Familie bilden. Immer und immer wieder wird es die Kinderseelen darnach hinziehen. Wie eindrucksfähig auch für rein äußerliche Eindrücke ist aber das Kindergemüth! Wer von uns trägt nicht in der Erinnerung irgend ein Bild, das seiner Eltern Heim schmückte; oft an sich sehr mittelmäßig, bleibt es im holdesten Angedenken, nicht gar zu selten auch als Leitstern in irgend welcher schwierigen Lebenslage. — Laßt uns nun die Kinderphantasie füllen mit Meisterwerken, welche in der Schönheit reinem Gewande der Seele edelste Regungen darstellen, auf daß sie, als die stillen Leitmotive der ersten holden Jugendzeit, das junge Leben weihend und schützend umgeben.

Ginge damit nicht der stolzeste, kühnste Dichtertraum der großen Meister in Erfüllung? Durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder auf's Neue junger Menschen Seelen zu erfüllen mit Ehrfurcht und tiefinnerer Dankbarkeit?

Ausgehend von der Ueberzeugung, daß die bildende Kunst einen veredelnden Einfluß ausübt, erkennt der moderne Staat in ihrer Pflege eine seiner Obliegenheiten. Er sucht ihr zu genügen durch Begründung und Unterhalt von Kunstacademien und Museen, durch Subvention von Ausstellungen und Aussetzen von Preisen und Künstlerstipendien. Indeß ist in dieser bisherigen staatlichen Kunstpflege die Tendenz nicht zu verkennen, die Kunst als etwas außerhalb des Lebens Stehendes zu betrachten. Der Staat glaubt seine Pflicht ihr gegenüber völlig erfüllt zu haben, wenn er dem Kunstfreunde die Gelegenheit bietet zum Kunstgenusse. Unzweifelhaft liegt aber darin eine Inconsequenz. Denn die Museen und Kunstsammlungen schenkt der Staat Allen, aber er giebt die zu ihrem Verständniß nöthige Erziehung nur verschwindend Wenigen. Es fehlt ihm bis jetzt noch jedes Verständniß für das eminent ethisch erziehende Element der Kunst und der sich daraus ergebenden Staatspflicht eines allgemeinen obligatorischen Kunstunterrichts. Dies zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Lehrpläne der staatlichen Schulen. Indeß weisen die städtischen Schulen denselben Mangel jedes Kunstunterrichtes auf, und so trifft die Stadtverwaltung derselbe Vorwurf. Da wir in der Stadtverwaltung die Vertretung der Gesellschaft zu erblicken haben, so können wir nicht umhin, die letzte Ursache der so höchst bedauerlichen Vernachlässigung einer künstlerischen Erziehung der Jugend in dem mangelhaften Kunstverständniß der Gesellschaft zu suchen. Hier also ist der Angriffspunkt für die schreiend nothwendige Reform. Es ist in den weitesten Kreisen der Gesellschaft das Interesse für und die Ehrfurcht vor der Kunst zu erwecken und wachzuhalten. Daß hierzu beizutragen jeder Gebildete berufen und verpflichtet ist, versteht sich von selbst. Wie er diesen seinen social-ästhetischen Pflichten nachzukommen hat, dafür glaube ich in dem vorhergegangenen Abschnitte einige Fingerzeige gegeben zu haben. Mithin ist dem Staate eigentlich kein begründeter Vorwurf zu machen. Denn seine Aufgabe kann namentlich auf culturellem Gebiete nicht darin erblickt werden, die Initiative zu geben, vielmehr wird er sich hier, wie überall, darauf beschränken müssen, den gesunden Anschauungen und Gewohnheiten der Mehrheit seine gesetzliche

Sanction zu ertheilen. Darum wird auch mit einem allgemeinen Kunstverständniß der Gesellschaft mit Nothwendigkeit eine dementsprechend erweiterte staatliche Kunstpflege Hand in Hand gehen. — Bis jetzt bestand der principielle Fehler in dem völligen Mangel eines Kunstunterrichts im unteren und mittleren Schulwesen und dem höchst mangelhaften Kunstunterricht in den höheren Lehranstalten. Ist diesem traurigen Uebelstande erst einmal bis zu einem gewissen Grade gesteuert worden, so wird sich in Kürze der Kunsteinfluß in allen den mannigfaltigen Ausstrahlungen des öffentlichen Lebens geltend machen und es wird das versöhnende Himmelslicht der Kunst zu leuchten beginnen, selbst in Kranken- und Armenhäusern.

Mit Bestimmtheit erwarten wir von einem erweiterten Kunstverständniß der Gesellschaft, daß der Staat sich einst der Erkenntniß nicht wird verschließen können, daß es eine eben so große Pflicht für ihn gegenüber seinen Bürgern ist, ihnen eine künstlerische Erziehung zu Theil werden zu lassen, wie sie alle lesen, schreiben und rechnen lehren. — Nebenbei dürfte auch ein so hochgebildetes Volk wie das unsrige, mit Kunstverständniß ausgestattet, in der Weltconcurrenz alle Gegner aus dem Felde schlagen. Aber das sei nicht das leitende Motiv des Staates, sondern vielmehr das Bestreben, seine Unterthanen wahrhaft gebildet, glücklich und gut zu machen. — Und das ist unerreichbar ohne die Kunst.

Die Aufgabe einer jeden Schule*) ist doppelt: sie soll erstens dem Schüler eine gewisse Summe positiver Kenntnisse beibringen, die er im praktischen Leben nöthig hat, und ihm zweitens eine allgemeine Bildung geben. In den Anfangszeiten der Volksschule war natürlich die erste Aufgabe vorherrschend, und es bildeten daher Lesen, Schreiben und Rechnen die Hauptunterrichtsfächer. Bei dem heutigen vorgeschrittenen Stande der Volksschule ist aber auch in ihr das Princip der Bildung als Hauptziel jeden Unterrichts zum Siege gelangt. Um es von vornherein zu betonen, wir sehen den Kern jeder Bildung in ihrer sittlichen Absicht. Daher bezeichnet man unter Bildung nicht eine möglichst große Summe einzelner Kenntnisse, sondern Bildung besteht in der Art des Erkennens. Jedes Erkennen hat aber zwei Phasen; beide müssen gebildet werden. Rein logisch ist zu bilden zum folgerichtigen Denken und zu einer gewissen Methode einen geistigen Gegenstand zu erfassen — seelisch ist zu erziehen zur Ehrfurcht und zum wachen Interesse gegenüber allen Aeußerungen des Menschengeistes und der Menschenseele und zu jenem lebendigen, tief inneren Wohlwollen gegenüber der Natur und allen ihren Geschöpfen. Rufen wir uns in die Erinnerung, daß wir weiter oben die Kunst erkannt haben als die Natur, so wie sie der Künstler wünschte, also gesehen durch seine liebevolle Seele, so wird uns ohne weiteres klar, wie sehr die Kunst berufen ist in dem Streben, der Jugend eine Herzensbildung zu geben, die natürlichste Helferin der Schule zu sein. Und das ist auch stets die innerste Absicht des Künstlers gewesen. Er will lehren, die Natur mit ehrfurchtsvoller Liebe zu betrachten, gewissermaßen mit dem Auge der Seele. Weßhalb hat nun aber bisher die Schule die Hilfe der Kunst verschmäht? Wohl zunächst, weil man letztere zu wenig in ihrem innern Wesen verstand, und dann war man auch durchaus nicht gewillt, dem Kunstunterricht Zeit zu opfern, indem man reale Fächer für viel wichtiger hielt, da sie doch im späteren Leben mehr zu bedeuten haben. Als ob die Schule je eine Berufsbildung geben könnte oder dürfte! Als ob nicht viel mehr ihre Aufgabe immer war und sein wird, allgemein denken zu lehren, lebendiges Interesse zu erregen und der jungen Seele einen solchen Vorrath des Schönen zu geben, daß sie später in des Erwerbslebens Nüchternheit nicht verödet, sondern von diesen Schätzen zehren und sie beständig ergänzen kann! Was den praktischen Beruf anbetrifft, so wird ihn ein so ethisch Vorgebildeter wohl wenigstens ebenso gut begreifen, wie ein realistisch Vorgebildeter. Unzweifelhaft wird er aber weit eher im Stande sein, Werthvolleres in seiner Thätigkeit zu leisten, indem er sie von einer höheren Warte aus betrachtet, sub specie aeternitatis, d. h. im tiefinneren Zusammenhang mit der Allgemeinheit. Ist daher dieses rein ethische oder humanistische Erziehungsprincip erst einmal zur allgemeinen Anerkennung gelangt, so ergiebt sich der Kunstunterricht auf der Schule als erste und selbstverständliche Forderung.

In welchem Alter soll nun die künstlerische Unterweisung beginnen? Sie kann nicht früh genug begonnen werden. Sie beginne zu Hause mit der Auswahl von Bilderbüchern — man denke nur hierbei an Crane's wunderbare Schöpfungen — in der Schule mit dem ersten Unterricht, dem Anschauungsunterricht. Man sorge dann für künstlerisch geschmackvolles Unterrichtsmaterial — eine weitere Aufgabe der Reproductionskunst. Vor allem aber zeige man im biblischen Unterricht den Kleinen Darstellungen nach den besten Meistern, wie wir sie ja in reicher Auswahl besitzen. Das Kindergemüth, auf welches die biblische Erzählung stets den ersten tiefen Eindruck macht, wird sich unwillkürlich die heilige Geschichte so vorstellen wie die ihm gezeigten Illustrationen. Daher wird ein Doppeltes erreicht: die heilige Geschichte wird in der Kinderseele erstehen in der Schönheit reinem Gewande, und das wird die weihevolle Einwirkung unendlich vertiefen, ferner werden aber diese ersten bildlichen Darstellungen dem Kinde gewissermaßen als künstlerische Leitmotive gelten, womit es das sonst Erschaute vergleicht. Und wer kann sagen, wie weit sich eine so frühzeitige Geschmacksbildung im ganzen spätern Leben segensreich äußern wird?

Eins steht doch fest: die Eindrücke der Kindheit sind die tiefsten, die allein bestimmenden. Laßt uns daher unsern Kindern nur das Beste vom Besten geben und uns ihre Jugend schmücken und umgeben mit den liebevollsten und freundlichsten Gaben der heiligen Kunst. Hierdurch muß ein Kind immer mehr zur Erkenntniß gelangen, wie sehr es geliebt wird. Und wenn es dies einmal wirklich verstanden hat, so bleibt es wie eine Weihe über seinem ganzen Erdenwandel, und Härte, Neid und Haß, sie finden den Eingang dreimal verschlossen in einer Seele, die in ihrer Kindheit Tagen von Liebe und Freundlichkeit umgeben war und das mit tiefer Dankbarkeit erkannte. Laßt uns darum die kindliche Phantasie früh nähren mit den Meisterwerken heiliger, liebender Kunst.

Sache der Reproductionstechnik wird es sein, das nothwendige Material für den gesammten Kunstunterricht der Schulen herzustellen in mannigfaltigen Reihenfolgen meisterhafter Reproduction, die zusammengestellt seien von großen Künstlern. Um so recht das zu treffen, was auf das jugendliche Gemüth in verschiedenen Altersstufen Eindruck macht, müßte in den ersten Jahren der Praxis ein umfassendes Ausfragen der Kinder und Zusammenstellen ihrer Urtheile vorgenommen werden. Das käme nicht nur der ferneren Ausbildung des Kunstunterrichts in der Schule sehr wesentlich zu statten, sondern böte auch der Pädagogik ein reiches Material zur Psychologie der Kinderseele.

Auch scheint es mir durchaus zu empfehlen zu sein, in jedem Schulzimmer wenigstens eine Reproduction eines Meisterwerkes in einfachem, geschmackvollem Rahmen aufzuhängen. Ein solches Bild müßte sich unwillkürlich durch das tägliche und stundenlange Anschauen tief in die Kinderseele einprägen. Natürlich müßten die Vorwürfe den Altersstufen angemessen sein. Für die untersten Classen scheinen mir ganz besonders dazu geeignet jene wunderbaren Engelsfiguren aus präraphaelitischen Bildern, wie sie die großen italienischen Kunstinstitute in so reicher Auswahl bieten. Solche Details, in

*) Wer über das Thema genauer unterrichtet sein will, dem empfehlen wir die sehr lesenswerthe Broschüre von Spanier, Künstlerischer Bilderschmuck für Schulen, Hamburg, Commeter'sche Buchhandlung 1900. Wir lernten sie übrigens erst nach Abfassung dieses Artikels kennen, sind aber hocherfreut, daß diesem Gedanken so thatkräftige Förderung zu Theil geworden ist.

Lebensgröße ausgeführt, wirken geradezu wie eine Offenbarung von vorher ungeahnter natürlicher Schönheit und Zartheit, die einem im ganzen Bilde nicht derart zum Bewußtsein kam, da dessen meist pedantisch symmetrische Anordnung uns viel zu alterthümlich, fremdartig anmuthete, und wir deßhalb den Engelsfiguren gegenüber voreingenommen urtheilten. Nehmen wir aber eine Einzelfigur für sich in kunstgetreuer Reproduction, so ist plötzlich der Staub der Jahrhunderte wie weggeblasen, und das Werk des Meisters athmet in holdseliger Wirklichkeit. Besonders dazu berufen in den modernen Schulzimmern eine Auferstehung zu feiern und im heiligen Seelenschatz der Jugenderinnerung aufgenommen zu werden scheinen mir Engelsfiguren in lebensgroßer Reproduction aus den Tafelbildern und Fresken Botticelli's, Perugino's, Forli's und vor allem jene unvergleichlich holden, viel zu wenig gewürdigten Engelköpfchen aus dem großen Bilde des Filippino Lippi in der Badia bei Florenz. Das ist in der That eine Offenbarung kindlicher Anmuth und zarter Lieblichkeit, dabei durchaus natürlich und frei von allem Ueberirdischen. So denke ich mir die Schutzengel der Schuljugend. — Zum Classenschmuck der mittleren und oberen Classen empfehlen sich neben Meisterdarstellungen aus der biblischen und der Weltgeschichte — wobei Momente des Heldenthums und ritterlicher Großmuth den Vorzug verdienen — vor Allem aber auch die Meister des englischen Präraphaelitenthums wegen ihres in künstlerisch vollendeter Form zum Ausdruck gebrachten, tiefen ethischen Gedankeninhalts. So scheint mir z. B. Burne-Jones' „Barmherziger Ritter" die Macht zu besitzen, einem Knabengemüth für das ganze Leben die hohe Weihe der Großmuth einzuprägen. Für diejenigen, welche dies einzigartige Wunderwerk der Gedankenmalerei noch nicht kennen, bemerke ich kurz, daß es einen Ritter darstellt, der in einer offenen Waldcapelle vor einem Crucifix kniet. Der hölzerne Heiland aber neigt sich mit unsagbarer Güte zu ihm hernieder und küßt ihn auf die blasse Stirne, darauf noch die Spuren überstandener Seelenleiden deutlich zu sehen sind. Unter dem Bilde aber steht geschrieben von des Meisters Hand: „Von einem Ritter, der seinem Feinde vergab, als er ihn hätte tödten können, und wie der Heiland ihn küßte zum Zeichen, daß seine That dem Himmel angenehm war." —

Muß nicht der unwillkürlich stundenlange, tägliche Anblick dieses tiefergreifenden Bildes einen unauslöschlichen Eindruck in der Knabenseele hinterlassen, und wer kann sagen, wie weit die Thaten seines ganzen Lebens dadurch bestimmt würden, welchen Versuchungen gegenüber diese Erinnerung siegreich bliebe, welche vornehme Thaten ihr den Anlaß verdankten? Man hat diesem Bilde, wie der ganzen Richtung gegenüber öfters abfällig von Gedanken- und Tendenzmalerei gesprochen, welche dem reinen Kunstprincip widersprechen. Meines Erachtens nach sehr mit Unrecht. Was kann wohl künstlerischer sein, als wenn ein ergreifender Gedanke des Bildners Seele derart in ihren Tiefen erschüttert hat, daß es ihn wie mit Naturgewalt drängt, ihn aus sich heraus neu zu gestalten? Und wenn dies Bildwerk dann in dem Beschauer dieselbe tiefinnere Erregung hervorruft, aus der es geboren wurde, ist das nicht der herrlichste Triumph der Kunst, und beweist er uns nicht überzeugend, daß die Schönheit der Güte ihr beseligendes Dasein verdankt? Noch ein anderer Vorwurf wird dieser englischen Kunstrichtung gemacht, daß sie nämlich in den längst überwundenen Kunstformen der Präraphaeliten schaffe, welche doch an sich eine Vorstufe zur höchsten Kunst eines da Vinci, Rafael, Michelangelo bedeuten. Man erblickt darin etwas Gesuchtes, Affectirtes, zum mindesten eine Absonderlichkeit. Um einen trivialen Vergleich zu gebrauchen, es sei so, als ob heute Jemand sich darauf capricire, im Omnibus seine Reisen zu machen, statt in der Eisenbahn. Mir scheint auch dieser Vorwurf durchaus unbegründet und auf mangelhaftem Verständniß der englischen Meister zu beruhen. Vielmehr erblicke ich die Ursache darin, daß die englischen Meister sich zu den Malern der Vorrenaissance wegen deren naiver, tiefinnerer, aufrichtiger Frömmigkeit seelisch so hingezogen fühlten, daß, wenn sie in ihrer Formsprache arbeiteten, sie durch das Medium der Sympathie schufen, und nur so vermag der Künstler sein Bestes zu geben. Aus der Seelenverwandtschaft beider, durch vier Jahrhunderte getrennten Malerschulen entsprang die Aehnlichkeit der Formensprache. Aber es kann doch auch nicht geleugnet werden, daß derselbe Unterschied, welcher die Seelenstimmung eines Menschen im 19. Jahrhundert von der eines Quattrocentisten trennt, auch ihre Formensprache auszeichnet. Es bleiben nur gewisse Grundlinien, und die sind bei Menschen aller Jahrhunderte auch im Charakter dieselben wie hier: Frömmigkeit, Ehrfurcht und der Traum von reinster Schönheit und tiefinnerer selbstloser Güte. — Dieser Excurs sei mir gestattet, um zu beweisen, wie sehr mir gerade die Kunstrichtung der englischen Präraphaeliten berufen scheint, in der künstlerisch ethischen Jugenderziehung eine ganz hervorragende Rolle zu spielen, und daß sie durchaus noch nicht diesem ihrem tiefethischen Werthe nach als Hauskunst gewürdigt und verwendet wird. Doch kehren wir zum Kunstunterricht auf den Volksschulen zurück. Für die mittleren Volksschulen beschränke er sich darauf, bei passenden Gelegenheiten, z. B. im Geschichtsunterricht Bilder zu zeigen und zu erklären, oder als versprochene Belohnung für bewiesene Aufmerksamkeit am Schlusse der Stunde. In den zwei oberen Volksschulclassen ist dagegen ein regelmäßiger populärer Kunstunterricht durchaus möglich und nöthig. Er finde etwa einmal wöchentlich in einer zugelegten Stunde für die beiden oberen Classen combinirt in der Aula statt. Das würde sicher nicht als Ueberbürdung angesehen werden, sondern ein allwöchentlicher mit Unruhe herbeigesehnter Genuß sein. Allerdings müßte der Vortragende über eine große Kunst der Popularisation gebieten, aber das käme mit der Sache von selbst. Vielleicht könnten auch Maler den Unterricht übernehmen; man vergegenwärtige sich, daß selbst der große Rosetti es nicht unter seiner Würde hielt, in den Arbeiterschulen Zeichenunterricht zu ertheilen. Der Unterricht geschehe in einer freien persönlichen Art, und es werde weder examinirt noch eine Censur ertheilt, wohl aber hier und da über das Vorgetragene befragt diejenigen, welche zum Befragtwerden Lust bezeugen. Im Princip sei dieser Unterricht ganz frei, denn die Kunst soll nicht mit Strafen eingetrichtert werden oder aus Ehrgeiz, um eine gute Censur zu erlangen, sondern sie soll um ihrer selbst willen von den jungen Seelen freudig willkommen geheißen werden. Unterrichtsmaterial sollen Reproductionen aller Arten und Größen sein. Mit Vortheil wäre auch eingehender Gebrauch zu machen vom Projectionsapparat (Laterna Magica), der sich als ein ganz vorzügliches Hülfsmittel des Kunstunterrichtes erwiesen hat. Durch ihn haben wir erkannt, daß die wirklichen Kunstwerke fast jede Vergrößerung vertragen, ohne an Harmonie der Verhältnisse Einbuße zu erleiden. So viel zum Kunstunterricht an den Volksschulen. — In den mittleren und höheren Schulen dürften im Großen und Ganzen dieselben Grundsätze anzuwenden sein, wenigstens für die unteren und mittleren Classen. Dagegen müßte in den drei höchsten Classen ein regelmäßiger, systematischer Kunstunterricht eingeführt werden. Zunächst würde es sich vielleicht auch empfehlen, ihn für mehrere Classen combinirt vorzunehmen, bis man genügende Erfahrungen gesammelt hat, dann aber müßte die ganze Materie in etwa 2—3 Jahrescurse getheilt werden. Auch hier scheint mir der freie Unterricht ohne Censuren durchaus zu befürworten zu sein. Dies einige bescheidene Vorschläge. Sollten wir einmal und hoffentlich bald zu einem obligatorischen Kunstunterricht gelangen, so werden erfahrene Pädagogen denselben einrichten. Möchten sie dann nur Künstler und berufene Kunstlehrer als Berather hinzuziehen.

Letzter Frühling.

Gedichte aus dem Nachlaß von Theophil Zolling.

Das Todtenregiment.

Mit Lärmen geh'n die Trummen um,
Pumerlein pum!
Trompeten blasen: Feind ist da!
Trari trara!
Behüt' euch Gott, ihr Maidten,
Ihr könnt uns nit begleiten.
Herr Bruder, komm, es thut nit weh,
Und sehn wir uns auch nimmermehr,
Fromm Landsknecht zieht in's Feld.

Viel manchen Hügel grüßt die Trumm,
Pumerlein pum!
Her, her, ihr Schläfer alle da!
Trari trara!
Die todten Kameraden
Sei'n auch zum Tanz geladen.
Geschworen ist's, sie brechen's nit
Und wollen fechten redlich mit
Im Namen Jesu Christ.

Und wieder hebt sich an Gebrumm:
Pumerlein pum!
Das Todtenregiment ist da!
Trari trara!
Feind, wahre Dich, Du Racker,
Die Todten hauen wacker!
Und fall'n wir, ziehn sie uns hinab
In ihr gut frisch Soldatengrab,
Bis wieder ruft die Trumm.

Die Magd.

Gestern ist er eingekehrt
Bei der Mutter oben,
Und ich sah ihn wohl vom Heerd,
Und die Funken stoben.

Kaufte Hackfleisch, Eier, Weck,
Sah nicht auf's Gewichte,
Kocht ihm Knödel, Erbsen, Speck,
Seine Leibgerichte.

Dann ich in sein Stübchen flog,
Schaffte Ordnung drinnen,
Und sein altes Bett bezog
Ich mit weißen Linnen.

Kam er just zur Thür herein,
Faßte mich am Kinne,
Sah mir tief in's Aug' hinein,
Ich verlor die Sinne.

Ach, nun ist er wieder fort!
Schwer werd' ich ihn missen.
Weinend küß' und herz' ich dort
Die noch warmen Kissen.

Zweifel.

Schelmisches Schätzchen,
Wie neckst Du mich!
Du wildes Kätzchen,
Wie fang' ich Dich?
Will kosen und herzen
Ich einmal mit Dir,
Mit kindischen Scherzen
Entfliehst Du mir.

Beim Wettlauf, ich glaube,
Hab' ich Dich geseh'n,
Im grünen Laube
Der Rosen steh'n.
Und immer noch, Lose,
Weiß ich nicht:
War's eine Rose?
War's Dein Gesicht?

Die Helden.

Es wogt die Schlacht. Es mäht der Tod.
Die Abendsonne färbt sich roth.
Und zu den Rosen in dem Feld
Hat sich manch blut'ger Halm gesellt.
Horch, Schreien, Wimmern, Nothgebet
Und letzte Seufzer, windverweht
In Knäueln liegen sie vereint,
Die sich gewürgt, so Freund als Feind.
Sie sanken Alle in den Sand
Für König, Gott und Vaterland.

Die Glocken läuten fern und nah.
Victoriaschüsse. Hoch, Hurrah!
Die Häuser sind beflaggt im Nu,
Und wild geht's auf der Börse zu,
Wo Sieg und Niederlage wird
In schnödem Gold fructificirt.
Und schmunzelnd spricht ein reicher Duns:
„Wie Helden kämpften sie für uns.
Gesegnet Jeder, der da fiel
Für König, Gott und Börsenspiel!“

Beschwörung.

Geliebtes Weib, o blick' auch heut' hernieder
Von Deinem Fenster, wenn es Mitternacht,
Allein und ganz erfüllt von Liebesmacht,
Umrauscht, umduftet von erblüh'ndem Flieder.

Dir nahen will ich leis vom Garten wieder,
Wie ein beschwor'ner Geist auf stiller Wacht,
Und dann im sel'gen Anblick Deiner Pracht
Sing' ich begeistert meine schönsten Lieder.

Wenn einst der Tod mich Deiner Liebe raubt,
Neigst Du am Fenster Mitternachts Dein Haupt,
Und wieder wird mein Geist Dich dann umschweben,

Dann rauscht und duftet es zu Dir empor,
Und meine Lieder klingen Dir im Ohr,
Dann denkst Du mein und ich — ich werde leben!

Entsagung.

Eine Perle fand
Ich am Meeresstrand,
Konnt' in Gold sie nicht fassen,
Hab' sie fallen lassen.

Unergründlich Meer,
Gieb sie mir wieder her!
Wolken ziehn darüber
Und mein Blick wird trüber.

Im Frühling.

Wie herrlich muß es im Frühling sein,
Wenn mailich die Fluren sich färben,
Den letzten, langen Blick hinein
In die blühende Welt — zu sterben!

Auf todgezeichneter Stirne den Kuß
Der Sonne, der goldigrothen,
In's Grab hinunter zu nehmen, als Gruß
Der Lebenden an die Todten!

Wie lange noch?

Die Rose blüht — wie lange noch?
Das Feuer glüht — wie lange noch?
Bald ist entfärbt das Rosenblut,
Und in die Asche sinkt die Gluth.
Wie lange noch?

Der Quell im Ried — wie lange noch?
Du Vogellied — wie lange noch?
Im Meer zerfließt die Welle bald,
Die Nachtigall verstummt im Wald.
Wie lange noch?

Du stürmisch Herz — wie lange noch?
O Liebesschmerz — wie lange noch?
Bald kommt für mich der letzte Tag,
Das Herz thut seinen letzten Schlag.
Wie lange noch?

Ein Grab mir gräbt! — wie lange noch?
Mein Name lebt — wie lange noch?
Mein Hügel sinkt, das Kreuzlein fällt,
Vergessen bin ich auf der Welt.
Wie lange noch?

Schwanengesang.

Stumm ihn glaubt des Menschen Wahn,
Doch im Tode singt der Schwan.

So vom Dichter, sterbend auch,
Kommt ein letzter Liederhauch.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Lotusblume.

Ein indische Legende von Henryk Sienkiewicz.

Deutsch von Wilhelm Thal.

In einer schönen Vollmondnacht erwachte der große, weise Krischna aus langer und tiefer Träumerei, und sprach also zu sich selbst:

„Ich habe in Menschen bisher die schönste Schöpfung der Erde gesehen; doch ich gestehe ein, es war ein Irrthum. Von hier aus sehe ich die Lotusblume im nächtlichen Winde sich schaukeln — wie übertrifft sie an Schönheit alle ihre Nebenbuhlerinnen! Ihre Blätter haben sich in den Silbergestrahlen des Nachtgestirns geöffnet, und ich kann die Blicke nicht von ihnen abwenden ... Nein, es giebt nichts Aehnliches," setzte er mit einem Seufzer hinzu und fuhr, wie in plötzlichem Entschlusse fort:

„Warum sollte ich nicht ein Wesen schaffen, das für die Menschheit das ist, was die Lotus den Blumen ist? Ja, so geschehe es zur Freude alles Lebenden auf Erden! Lotus, wandle Dich in eine unvergleichliche Jungfrau und erscheine vor mir!"

Im nämlichen Augenblick erbebte die Woge, als hätte der Flügel einer Schwalbe sie gestreift; die Nacht ward heller, der Mond erglänzte in lebhafterem Schimmer, der Gesang der Nachtvögel klang heiterer; dann ward Alles wieder still ... und das Wunder vollzog sich: die Lotusblume erschien vor Krischna in menschlicher Gestalt.

Der Gott war entzückt.

„Du warst die Blume des Sees; sei von jetzt die Blume meiner Gedanken und sprich!"

Und die Jungfrau sprach so sanft und milde, daß man das leichte Rauschen der Lotuskelche zu hören glaubte, die der Kuß des sommerlichen Zephyr eben zur Reife gebracht hat.

„Herr, Du hast mich zum lebenden Wesen gewandelt; welchen Aufenthalt weisest Du mir an? Vergiß nicht, daß mich jeder Windhauch erbeben läßt und meine Blätter schließt. Ich fürchtete die heftigen Stürme und Regengüsse, den Blitz und den Donner; selbst vor den brennenden Sonnenstrahlen ängstigte ich mich. Trotz meiner Wandlung habe ich meine frühere Natur beibehalten und fürchte mich vor der Erde und Allem, was darauf lebt. Welchen Aufenthalt weisest Du mir an, Herr?"

Krischna erhob die Augen zu den Sternen, sann einen Augenblick nach und fragte dann:

„Willst Du auf dem Gipfel der Berge wohnen?"

„Herr, dort ist Schnee und Eis; ich fürchte mich."

„Nun, so werde ich Dir mitten auf den Wogen ein Krystallschloß erbauen."

„Die Tiefen des Ocean bergen Schlangen und andere Ungeheuer; ich fürchte mich, Herr!"

„Willst Du nach den unermeßlichen Steppen?"

„O Herr, die Stürme und Orkane verwüsten die Steppen wie wilde Horden!"

„Nun, was soll ich mit Dir beginnen, menschgewordene Blume? ... Die Grotten von Ellora bieten heiligen Eremiten Schutz und Obdach ... willst Du, wie sie, Deinen Aufenthalt im Herzen der Felsen, fern von jedem Lärm der Welt, suchen?

„Dort ist es so dunkel, Herr!"

Krischna setzte sich auf einen Stein und preßte das Haupt in die Hände. Die Jungfrau blieb scheu und zitternd vor ihm stehen.

Inzwischen begann die Morgenröthe den Himmel mit ihrem milden Lichte zu färben. Die Wasser des Sees, die Palmenbäume und die Bambusstauden wiesen goldene Reflexe; die Kraniche mit dem bläulichen Gefieder und die weißen Reiher stimmten am Ufer des Sees im Chorus ihr Morgenlied an; die Pfauen und Marabuts des Waldes antworteten ihnen, und in demselben Augenblick ließen sich wie eine himmlische Begleitung die harmonischen Töne einer Menschenstimme und eines Saiteninstrumentes vernehmen ...

Krischna erwachte und erhob das Haupt:

„Das ist Walmiki, der Dichter, der die Morgenröthe begrüßt ..."

Kurz darauf bewegte sich der Blumenvorhang, der die Lianen bedeckte, und am Ufer des Sees erschien Walmiki.

Beim Anblick der verwandelten Lotus stellte er seinen Hymnus ein; die Leier fiel ihm aus den Händen, die Arme sanken am Körper hernieder, und er blieb plötzlich unbeweglich stehen, als hätte der große Krischna ihn in eine Statue verwandelt.

Entzückt ob seines Werkes sprach der Gott:

„Komm zu Dir, Walmiki, und sprich!"

Da sprach Walmiki:

„Ich liebe!"

Das war das einzige Wort, dessen er sich bewußt war, das einzige, das er in dieser Minute auszusprechen vermochte."

Krischna's Gesicht verklärte sich plötzlich:

„Wunderbare Jungfrau, ich habe eine Stätte auf dieser Welt gefunden,' die Deiner würdig ist ... Zieh' ein in's Herz des Dichters!"

Und Walmiki wiederholte noch einmal:

„Ich liebe ...“

Der Wille des allmächtigen Krischna, der Wille des Gottes führte die Jungfrau zum Herzen des Dichters, das er für sie bewahrt und so durchsichtig wie Kristall geschaffen hatte.

Lächelnd wie ein Sommertag, heiter wie eine Welle des Ganges zog die Jungfrau in das für sie bestimmte Heiligthum ein. Doch als sie in die Falten des Herzens Walmiki's geblickt, erfaßte sie ein heftiges Angstgefühl, sie glaubte, ein eisiger Wind wehe sie an, und sie erblaßte.

Krischna war ganz verwundert darüber und sprach:

„Blume in Menschengestalt, fürchtest Du auch das Herz des Dichters?“

„Herr,“ versetzte die Jungfrau, „welchen Ort weisest Du mir an? In diesem einzigen Herzen erblicke ich die Schneegipfel des Gebirges und die mit seltsamen Wesen bevölkerten Tiefen des Wassers, die Steppen mit ihren Stürmen und Orkanen; ja, auch die düsteren Höhlen des Ellora, und deßhalb fürchte ich mich!“

Da entgegnete der große und weise Krischna:

„Sei ohne Furcht, Blume in Menschengestalt! Wenn Schnee in Walmiki's Herzen ruht, so sollst Du der warme Frühlingshauch sein, der ihn zum Schmelzen bringt; findest Du tiefe Gewässer, so sei ihre Perle; erblickst Du öde Steppen, so säe Blumen des Glückes darauf, und entdeckst Du in seinem Herzen die düsteren Höhlen Elloras, so sei der Sonnenstrahl, der Licht in dieses Dunkel trägt.“

Und Walmiki, der indessen die Sprache wieder erlangt hatte, fügte hinzu:

„Ja, thue es und sei gesegnet!“

Aus der Hauptstadt.

Berliner Tagebuch.

Wie eine blaue Flamme züngelte sie durch die Straße. Bald blieb sie vor einem Kunstladen stehen und naschte ein paar Häppchen vom Allerneuesten, dann flackerte sie wieder bis hart an den Rand des Dammes, um eine halbe Minute später die Titel der soeben erschienenen Gedichtsammlungen und Druckhefte über den Kornzoll zu lesen. „Donnerwetter!“ sagten die beiden langaufgeschossenen Musikbengel, an denen sie vorüberhuschte, wie aus einem Munde, und die Frauen drehten sich allesammt nach ihr um, mit dem erzwungenen ironischen Lächeln, das die geheime weibliche Wuth über ein hübsches Gesicht und eine elegante Toilette maskiren soll. In Wahrheit aber verräth.

Ihr Tänzeln war das einer blauen Flamme. Ohne alle Unruhe und hastige Nervosität schritt sie weiter, aber der junge Körper zuckte doch noch, ganz leise, wenn sie vor einem Schaufenster stehen blieb. Ribera und Amelang, Bilder und Bücher — für Anderes interessirte sie sich scheinbar nicht. Jetzt erhielt noch der Verein der Kunstfreunde und seine vielfarbigen Drucke zwei kurze Blicke. Sie mußte wirklich eine Kunstfreundin sein, denn die Blicke waren sehr kurz. Und dann ging sie die stille Straße am Canal hinauf.

In den kahlen Aesten der Platanen stand die Nachmittagssonne. Sie tändelte über das leicht gekringelte, graue Wasser hin und hüllte den Fernblick in dunstigen, weißen Schimmer. Die feine Linie der Mädchengestalt, die durch den matten Glanz schritt, war plötzlich davon umflossen und schien zu brennen, von eigenem Licht zu brennen. Wie eine blaue Flamme wandelte sie dahin.

*

Unser Thiergarten — wie kommt er nur in die Nähe Groß-Berlins? Er ist das Zaubergehölz der Mark, ein Hain, wo in gefährlich schwülen Sommernächten wahrhaftig weiße Teufelinnen tanzen; wo es sich in fiebernder Mittagsgluth, im golden grünen Lichte der Einsamkeit, gut sterben lassen muß ... Ein rechter Zauberwald. Wenn man von ihm spricht, steigt mir immer das Bild des braunen Jungen empor, den ich zwischen der Hofjäger- und Lichtenstein-Allee in stillem Laubgang liegend fand. Die linke Faust stemmte sich gegen den warmen, von wehendem Licht überspielten Boden, die rechte hielt den Revolver umklammert. Oben im Geäst saß eine große Schwarzamsel und überlegte, ob sie dem Todten einen Choral singen sollte; da man aber gar kein Blut sah, so hielt sie ihn nicht für todt und beobachtete ihn doppelt aufmerksam. Es war aber wirklich keine Vogelsteller-List, die der braune Knabe angewandt hatte. Nächsten Tags las ich bei Scherl, daß ein Schlosserlehrling sich im Thiergarten erschossen hätte, nachdem er seinem Meister zwanzig Mark — es können auch zweiundzwanzig gewesen sein — unterschlagen und die Unsumme in der bekannten schlechten Gesellschaft verschlampampt hatte. An den Thiergarten stößt die Thiergartenstraße, wo man dem Lakaien zwanzig Mark — nie zweiundzwanzig — in die Hand drückt, wenn man vom übertischten Mahle scheidet. Nur in einem Zauberwalde wirft hüben der Prinz nachlässig von sich, was drüben dem armen Teufel das bißchen Leben retten könnte.

Nur in einem Zauberwalde begegnet man immer wieder Prinzessinnen, die eigentlich blaue Flammen sind und mit einem greulichen Alten spazieren fahren, dem menschenfressenden König-Vater offenbar. Denn, den ich meine, schaute die Gicht aus jeder Runzel seines verwitterten Gesichtes, und seine Menschenfresserei bethätigte sich in Differdingen-Dannenbaum und Disconto-Commandit-Fixereien ...

Und diesem Hain soll sein vertraut anmuthender Name genommen, Hohenzollern-Park soll er in Zukunft genannt werden? Schon jetzt haben die weißen Opernfiguren der Siegesallee, die durch ihre plumpe Massenhaftigkeit einen Marmor-Ramschbazar imitiren, die merkwürdige, altpreußische Stimmung des Weges vernichtet. Die Reihen junger Linden mit der schrecklichen, lieben Siegessäule am einen, dem grotesken Wrangelbrunnen am anderen Ende — das gab eine prachtvoll unästhetische, entzückend stilwidrige Gesammtwirkung ab. Die steinernen Poseure verderben alle Naivetät des Bildes. Schade um den Thiergarten!

Hohenzollern-Park würde ich ihn aber doch noch nicht nennen.

*

Die blaue Flamme ist gar kein Königskind. Die blaue Flamme ist wie die Stadt Berlin: wer sie im Thiergarten sieht, der glaubt beinahe an ihre goldne Krone; wer sie bei Schulte oder vor den Schaufenstern der Gemälde- und Bücherhandlungen sieht, der glaubt beinahe an ihr adeliges Kunstverständniß. Kommt man aber zufällig hinter's Geheimniß, dann erkennt man, daß die blaue Flamme in einem Laden der Friedrichstraße Cravatten verkauft, und daß die Stadt Berlin auch so ein tip top aufgeputztes, täuschungskluges Ladenmädelchen ist.

„Was beliebt?“ fragte die blaue Flamme kurz angebunden, als ich mit herzhaftem Gruß an den Tisch trat, der altes Mahagoniholz geradezu verblüffend nachahmte. Nur waren da, wo sich die Stiefelspitzen der Käufer zu reiben pflegen, Farbe und Lack abgekratzt, und ehrliche Kiefer grinste bieder hervor.

Ich sagte, daß ich ganz gerne einen hübschen Scarf haben möchte.

„Dies ist das Neueste,“ erklärte sie. „Echt englisch.“ Ich fand die Dessins scheußlich und bemerkte schüchtern, daß ich etwas weniger Auffallendes vorzöge.

„Es würde Ihnen aber stehen,“ entgegnete die blaue Flamme obenhin, während sich auf ihrer reinen Stirn Anzeichen von Ungeduld kenntlich machten.

Ich wurde verlegen und schämte mich insgeheim, die kostbare Zeit der jungen Dame so unverantwortlich in Anspruch zu nehmen. Und doch wagte ich noch einen schüchternen Versuch, weil ich mit Scarfs von dieser Farbe wirklich nicht gehen zu können glaubte. „Ach, mein verehrtes Fräulein, wenn es möglich wäre — etwas Einfacheres!“

„Da — bitte!“ Mit verächtlicher Handbewegung wies sie auf eine Sammlung ältlicher Reisemuster zu ihrer Linken. Ich schämte mich schrecklich, denn im Tonfall dieser beiden Worte und in der wegwerfenden Geste lag meine Verurtheilung. Ohne weiteren Widerstand zu wagen, kaufte ich das englische Scheusal.

Und nun erkannte ich, daß die blaue Flamme doch eine hoheitvolle Königin war, eine verwunschene Prinzessin, die zwar heut und morgen Cravatten verkauft, aber nie ihr Anrecht auf den Thron vergißt und ihrem Stande nie etwas vergiebt.

Max Kempff.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Von J. Norden.

Place aux dames! Besonders, wenn sie sich erst so spät zeigen. Gerade drei Jahre hat der „Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen“ gewartet, bis er wieder mit einer eigenen Ausstellung an die Oeffentlichkeit getreten ist. Länger noch sogar, denn von Rechtswegen hätte die Ausstellung schon bald nach Weihnachten stattfinden müssen. Aber die Säle der Akademie der Künste waren immer besetzt. So wurde der Verein hart an den Ausgang der Wintersaison gedrängt. Doch er verlor die Lust nicht: 208 Damen, darunter 1½ Hundert aus Berlin und Umgegend, haben sich dort zusammengefunden, und der Katalog weist 335 Nummern auf. Das ist sehr, sehr viel. Eine der liebenswürdigen Ausstellungsleiterinnen sagte mir aber üblicher Weise, daß die Aufnahmejury „dieses Mal ganz besonders streng ihres Amtes gewaltet hätte; sonst wären es noch viel mehr Bilder, Studien, Skizzen geworden.“ Ich lächelte verbindlich dazu. Sollte ich etwa erwidern: „Es sind immer noch 50 % zu viel Bilder aufgenommen!“ So grob bin ich nur schriftlich. Und — „place aux dames!“ Sie sollen doch zeigen, was sie können, und wer noch nicht viel, oder vielmehr nur gar wenig erst kann, soll zeigen, daß wenigstens ehrliches Ringen und Streben vorhanden ist. Es wird ja unseren Künstlerinnen und Solchen, die es werden wollen, einstweilen noch schwer genug gemacht. Daher noch so viel Dilettantismus, daher noch so wenig Selbstständigkeit, obschon der Verein schon etwa 30 Jahre besteht und die diesmalige Ausstellung bereits die „XVII.“ ist; daher noch so viel Anklänge an Bracht und Leistikow, Uhde und Skarbina, Uth und Dettmann und andere vorbildlich wirkende oder thatsächlich leitende „Lehrer“. Eines ist klar: längst schon haben die malenden Damen ihr Stoffgebiet erweitert. Vom „Stillleben“ und „Blumenstück“ sind sie zum wirklichen Leben übergegangen, vom Atelier-Arrangement zur freien Natur, und die Zahl namentlich der Bildnißmalerinnen und Landschafterinnen wächst zusehends. Ja sogar der Ideenmalerei begegnet man in den letzten Jahren hier und dort. Man denke nur an Hermione von Preuschen, Anna Gerresheim, Anna Costenoble, Käthe Kollwitz, Cornelia Paczka-Wagner u. A.

Offen gestanden — lieber ist mir aber die Damenkunst doch noch immer, wenn sie sich rein malerisch giebt. Das ist aber freilich auch am schwersten. Intimer Umgang mit der Natur hilft da wohl am meisten. Nur muß er wirklich intim sein, und es darf kein Dritter dabei stehen und zuflüstern, wie sie anzusehen und aufzufassen ist.

Einer persönlichen Note begegnen wir unter den vielen Landschaften nur selten, aber manch' starkem Talent, das sich durcharbeiten wird zur vollen Selbstständigkeit. Dahin gehören z. B. Hanna Mehls, die in ihr heute so beliebtes Motiv der alten Häuser mit rothen Dächern in stiller Dämmerungsstunde am schweigsamen Wasser viel eigenes Empfinden hineingelegt hat, oder Elisabeth Weinberger mit dem graublauen Ausschnitt vom Hundekehler See, hinten das neue Restaurationshaus als wirksame Silhouette, auch Marie Thun mit einer gut aufgefaßten Herbststimmung, Henny Deppermann mit einer sommerlustigen blühenden Wiese und Andere noch, wie namentlich die Münchnerin Alice Gaßner und Agathe Herrmann, deren „Einsamer Weg“ von fesselnder Weichheit und Zartheit der Lufttöne ist. Andere wieder sind schon ganz fertig, haben uns Neues nicht mehr zu sagen. An ihrer Spitze steht natürlich Elisabeth von Eicken, technisch wohl die bedeutendste aller Berliner Landschafterinnen, die auch manchen ihrer männlichen Collegen durch die Kraft und Sicherheit des Pinsels und gewissenhaftes Naturstudium aus dem Felde schlägt. Marie von Keudell, Hildegard Lehnert, Marie Kirschner, Paula Bonte wären da auch zu nennen. Etwas Neues sagt uns dieses Mal Elise Hedinger, die mit Jenny Schweminski, Clara Goldmann, Hedwig Hausmann-Hoppe in der vordersten Reihe der Berliner Blumen- und Stilllebenmalerinnen steht. Ihr „Treibhaus-Interieur“ ist kein „Stillleben“ mehr — die rothen Geranien darin sind sogar die Nebensache; wie sie aber Luft und Licht in diesem dunstigen Glashause gemalt hat, das ist bewundernswerth. Und auch das goldigbraune holländische Interieur mit dem Kamin und dem leuchtenden Gemüse am Boden zeigt sie von einer neuen Seite. Unter den Bildniß- und Figurenmalerinnen ragen neben Frieda Menshausen und Sabine Lepsius, die mit bekannten Sachen erschienen sind, und Dora Hitz, der Führerin unserer Impressionistinnen, zwei Münchener Künstlerinnen hervor: Maria Lübbes und Luise von Scheve-Kosboth. „Mutter und Kind“ malte die Erste, eine Gruppe, reizvoll im Gegensatz von Schwarz und Weiß, Brünett und Blond, und ungemein natürlich in der Haltung, dabei zweckbewußt flott im Vortrag; und den reifen schwarzäugigen Backfisch mit dem Apfel in der Hand hat Frau von Scheve-Kosboth wirklich verführerisch wie eine „Eva“ vor dem Sündenfall zu geben verstanden. Auch die Studien- und Bildnißköpfe von Marie Dunstrey, Ilse Schütz, Käthe Junker-Streit, Clara Berdowski, S. L. Schlieder, die Porträts von Aenny Loewenstein und Clara Elisabeth Fischer zeugen von Talent und Fleiß, manchesmal sogar von dem Streben, Eigenes zu geben. Das sucht Paczka-Wagner meistens zu thun, und wie sie uns hier einen Sommerabend in einem ungarischen Dorf mit lärmender Tanzfreude und lustigem Farbengeflimmer schildert, ist sehr ansprechend. Ihr „Vita beata“, allegorische Gruppen glücklicher Menschen in einer lichtfarbigen Ideallandschaft, umschließt ein selbstgeschnitzter breiter Holzrahmen, der mit seinen Figuren in Flachrelief und den Scenen aus dem Leben des Weibes interessanter ist, als das Bild selbst.

Von den Ausländerinnen fehlen wiederum Sofie Mesdag van Houten, Maria de la Riva Muñoz und Henriette Ronner nicht. Ihre Bilder in bekannter Art beweisen auf's Neue, wie viel früher dort die Frau eine sehr respectable Höhe künstlerischen Könnens erreicht hat.

* * *

Ein Ausländer auch ist's, der im Augenblick bei Eduard Schulte besonderes Interesse erregt. Es ist Gaston La Touche, der virtuose Maler capriciöser Lichteffecte. Und er wählt sie mit raffinirtem Geschick, und er malt sie mit einer Freude, die ansteckend wirkt. Eine goldgleißende Priestergruppe in einer bretonischen Kirche, wo durch die bunten Fenster des Chors Sonnenlicht hineinfluthet, und vorn aufgereiht die dunkeln Rücken der frommen Bäuerinnen mit weißen Flügelhauben; im dämmernden Grün einer Weinlaube eine Figur in seidenbrokatenem lachsfarbenem Mantel in ein Buch vertieft; im glänzend erleuchteten Saal eines Rococo-Schlosses Tänzerinnen auf der Bühne und davor die animirte zierliche Reifrock- und Perrücken-Gesellschaft; aber auch ein Stück Venedig mit weißdunstiger Luft, und vorne ragen aus milchigem Wasser vier rothe Gondelpfähle greifbar plastisch; oder spanische Infantinnen am Springbrunnen im grün- und goldschimmernden Park. Immer ist aber das Licht die Hauptsache und das Spiel der Farben; im Fluge erhascht und im Fluge auch mit breit darauf losfahrendem Pinsel festgehalten. La Touche wird daher immer interessiren, reizen — ob er uns auch erwärmen kann, das möchte ich bezweifeln. Das thut sein schlichterer Landsmann Le Gout-Gérard, der feine Stimmungs-, namentlich Abendstimmungsmaler, den wir hier schon früher schätzen gelernt haben. Bunte Segel der Fischerbootflottillen im rothen Abenddunst auf leise plätscherndem und perlmutterfarbig schimmerndem Wasser kleiner bretonischer Häfen sind sein Lieblingsmotiv, und er hat sie auch uns lieben gelehrt, wenn auch etwas Raffinement bisweilen unterläuft bei aller Schlichtheit des Vortrags.

Dann sind nach längerer Zeit 'mal wieder die jungen Hamburger erschienen. Ob sie alle an Jahren jung sind, weiß ich nicht. Aber ich möcht' es glauben, denn wild und ungeberdig gaben sie sich einst, als sie bei Gurlitt debutirten. Sie sind stiller, ernster geworden. Sie haben das pointillistische Experimentiren und das impressionistische Farbengeflimmer aufgegeben. Mancher von ihnen sieht sogar nach Worpswede hinüber. Also: „Ehrlichkeit sei's Panier.“ Bisweilen geht die Ehrlichkeit bis zur Nüchternheit. Landschaftliches und Figürliches, Interieurs und Scenen im Freilicht — es ist Alles da. Besonders vielseitig giebt sich Julius von Ehren: er malt Enten, fast lebensgroß, im Teich, eine Arbeiterfamilie beim Frühstück, einen Fernblick über dunkelgrüne Parkbäume hinaus auf den hellgrünen, seidenglatten Sund. Aber auch Ernst Eitner weiß zu variiren und wenn er hier Damen, beim Lampenschein arbeitend, malt, so führt er uns dort in eine fein empfundene Winterlandschaft. Sehr fein ist auch Arthur Illies geworden; seine dunkeltönigen Sommerlandschaften und seine Herbstmorgen-Stimmung gehören zum Besten, was hier zu sehen ist. Julius Wohlers war, wenn ich nicht irre, früher nicht in der Gruppe: sein „Altentheil“ hat viel malerische Vorzüge, wie auch Friedrich Schaper's Viehheerden. Von Arthur Sibelist ist u. A. ein sehr ausdrucksvoller Geiger in einer Laube da, nur denkt man unwillkürlich an Thoma.

Einen Sensationserfolg haben jetzt bei Schulte die Kunstphotographen Theodor und Oskar Hofmeister. Die beiden Hamburger Meister zeigen einmal, daß man auch Photograph werden und doch Künstler sein kann. Ja manches Oelgemälde — auch von den hier vorhandenen, denn außer den erst Genannten stellen noch viele Andere aus — nimmt sich viel photographischer aus, als diese hochkünstlerischen Gummidrucke, die mit ihren geschlossenen, durch mehrfaches Ueberdrucken erhaltenen Bildertöne und durch außerordentliche Vergrößerung (bis zu 70 × 100 cm der 13 × 18 cm großen Originalaufnahme) erzielten weichen, flimmernden Umrisse, umgekehrt geradezu den Eindruck von Photographien nach Gemälden machen. Dazu kommt das feine künstlerische Gefühl bei der Wahl des Naturausschnittes für die Landschaften und der Stellung der Modelle im Figurenbilde. Auch werden Positiv und Negativ für dasselbe Bild benutzt, um so verschiedenfarbige

Effecte zu erzielen. Ich möchte übrigens die eintönigen, in Grün, Blau, Braun, Grau vorziehen, weil man so doch mehr auf dem Boden einer bestimmten Technik bleibt und nicht Wirkungen einer anderen vorzutäuschen sucht.

* * *

Auch im Künstlerhause giebt es zum Schlusse der Saison noch einiges recht Sehenswerthes. Die Erinnerung an den im v. J. verstorbenen und zu Lebzeiten fast schon vergessenen Mecklenburger Georg Kannengießer frischt eine große Sammlung von Landschaften, Porträts und Studien auf, die wieder einmal zeigen, wie mancher Künstler vor 50 Jahren, meistens freilich nur vorübergehend, schon auf Wegen war, die heute sozusagen neu entdeckt werden; ein unausgeführt gebliebener Carton zu einem Altargemälde von Friedrich Geselschap, Studien des Ahrenshooper Müller-Kempf, kleine, meist sehr werthvolle Skizzen und mehrere große, mitunter etwas pathetisch wirkende Bilder des Düsseldorfer Gustav Marx, schon gesehene Gemälde von Brütt und Holz, dem etwas trockenen Münchener Thiermaler, eine Collection jener technisch so ungeheuer hoch stehenden japanischen Skulpturen, namentlich ein silberner Reiher, ein bronzener Fisch u. dgl., reihen sich der Kannengießer'schen Sammlung an. Aber das Sehenswertheste sind dieses Mal die Originalzeichnungen für den „Jungbrunnen" und den „Teuerdank", diese beiden im besten Sinne echtdeutschen Verlagsunternehmungen von Fischer & Franke, die deutscher Art in Dichtung und Zeichenkunst einmal in innigem Zusammenhang gebührenden Platz in Haus und Familie erobern sollen, und dann die Blätter von Franz Stassen, die auch zum Theil in die „Teuerdank"-Folgen hineingehören. Zwei eigene große Bilderwerke werden „Tristan und Isolde" und der „Parsifal". Freilich, wenn man sich eben mit Melchior Lechter's Empfindungswelt und Ausdrucksfähigkeit beschäftigt hat, dessen Kunst ja gerade in diesem Boden wurzelt, so nehmen sich die Stassen'schen Entwürfe etwas nüchterner und kühler aus. Die tiefe Innerlichkeit und mystische Gluth jenes Malers gehen ihnen ab, doch in der Erfindung des Ornaments namentlich und darin, dieses auch rein linear in eine innere Beziehung zu der jeweilig illustrirten Skizze zu bringen, zeigt auch Stassen viel Phantasie, und seine Technik hat große Fortschritte gemacht. Man wird diese Federzeichnungen nicht ohne ein tieferes Interesse betrachten und viel Anregung in ihnen finden, wenn auch nicht Alles gleich gut gelungen ist. Vom Geiste der gewaltigen Dichtung des Eschenbacher und auch vom Geiste der nicht minder gewaltigen Musik Wagner's ist auch in diese Blätter etwas hineingelegt.

Notizen.

Wie ein Hauch aus dem urwüchsigen Leben des kräftigen niedersächsischen Stammes berührt es uns, wenn wir die Biographie des hannover'schen „Märzministers" Stüve zur Hand nehmen, die dessen Neffe, der Regierungspräsident a. D. Gustav Stüve in pietätvoller Liebe seinem Oheim geweiht hat. („Johann Karl Bertram Stüve, nach Briefen und persönlichen Mittheilungen".) Hier tritt uns ein Charakterkopf entgegen, der unbeirrt von den Zeitströmungen sich ganz auf sich selbst gestellt hat und seinen Weg mit der ruhigen Festigkeit eines Mannes verfolgt, dem es nur um die Sache, nie um seine Person und weder um höfische noch um volksthümliche Anerkennung zu thun ist. Aus einer alten osnabrückischen Patricierfamilie stammend, Sohn eines hochverdienten Bürgermeisters, der noch mit Justus Möser befreundet war, erzogen von einer fein gebildeten Mutter, deren Briefe ein weit über den Durchschnitt hervorragendes Frauenbild zeigen, hat er seinen Wunsch, sich der akademischen Carrière zu widmen, nach dem plötzlichen Tode seines Bruders aus Rücksicht für die Mutter aufgegeben und sich im Jahre 1820 als Advokat in Osnabrück niedergelassen. Er bekam sofort den Auftrag, das städtische und das Domarchiv zu ordnen und wurde mit der Veröffentlichung eines nachgelassenen Manuskripts von Möser über die Geschichte der Stadt Osnabrück betraut, die er später dann selbstständig fortgesetzt hat. 1824 ernannte ihn die Stadt trotz seines jugendlichen Alters zum Vertreter bei der Ständeversammlung, wo man bald auf ihn zu achten anfing. Seinen Bemühungen ist es hauptsächlich zu danken, daß die „Exemtionen" der Ritterschaft nach und nach abgeschafft und die bäuerlichen Lasten gegenüber den Gutsherrschaften abgelöst wurden, was ihm zu wiederholten Malen den Dank der Bauernschaft eintrug. Sein Sprechzimmer war immer voll von Bauern, die seinen Rath begehrten. Natürlich war ihm der Adel keineswegs hold, trotzdem seine Vorschläge stets maaßvoll blieben und durchaus nicht darauf hinaus liefen, den Adel zu vernichten. 1833 wurde er als Nachfolger seines Oheims Bürgermeister von Osnabrück und widmete sich mit seiner großen Arbeitskraft der doppelten Thätigkeit der Politik und der städtischen Verwaltung. Am 21. März 1848 wurde er in's Ministerium berufen, dessen Vorsitz Graf Bennigsen führte, der seinen Eintritt von dem Stüve's abhängig gemacht hatte. Die Seele des Ministeriums war denn auch anerkanntermaßen Stüve. Seinem charaktervollen Verhalten gelang es, die hochgehenden Wogen der revolutionären Bewegung zu dämpfen, so daß Hannover von allen deutschen Landen in diesen stürmischen Jahren die wenigsten Excesse aufzuweisen hat. Natürlich war Stüve den Demokraten ebenso viel zu zahm, wie den Aristokraten zu liberal. Nach dem Rücktritt des Ministeriums, das sich von Anfang an entschlossen hatte, gemeinsam zu stehen oder zu fallen, im October 1852, trat Stüve sofort wieder in ein städtisches Amt als Bürgervorsteher ein, wirkte sehr segensreich durch seine Mäßigkeitsbestrebungen, wurde 1852 noch einmal Bürgermeister, der er zwölf Jahre blieb, und starb 1872, aufrichtig von seinen Mitbürgern betrauert, die ihm ein Denkmal setzten in ehrender Anerkennung seines rastlosen Strebens für städtische Wohlfahrt. Ein überaus reicher Briefwechsel, vor Allem mit seinem Jugendfreund Frommann in Jena, legt Zeugniß ab von dem eisernen Fleiß, mit dem er alle seine Ziele verfolgte, und von der umfangreichen Lectüre, in der er zu aller Zeit Trost und Erholung schöpfte. Viele von den Bemerkungen über Staatsdienerthum, Stellung des Bauernstandes, Aufgaben des Adels verdienen auch noch jetzt Beachtung; sie erheben die Biographie weit über alle jene Producte verwandtschaftlicher Liebe, mit denen uns die Memoirenliteratur sonst so oft beschenkt und sichern ihr, ganz abgesehen von den für den Historiker speciell interessanten Darlegungen der Vorgänge des Jahres 1848, eine zugleich politische und culturhistorische Bedeutung.

Das Bourbonenthum in Spanien. Von Professor Hancke. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) Das Bourbonenthum hat einst eine stolze Ausbreitung gehabt und in vier Ländern auf dem Throne gesessen. Gegenwärtig ist ihm nur noch Spanien geblieben, und auch da kann es sich nur kümmerlich halten. Zunächst lernen wir hier die Verhandlungen kennen, die zur Verpflanzung eines Zweiges der Bourbonen nach Spanien führten, und die Gestalt des ehrgeizigen Ludwig's XIV. tritt vor Allem deutlich hervor. Die Regierungen der ersten Bourbonen werden übergangen, und erst die Zeit Carls IV. und des Friedensfürsten Godoy erhält eine ausführliche Besprechung. Ebenso wird bei der Figur Ferdinand's VII. längere Zeit verweilt, die Aufhebung der durch die Bourbonen eingeführten lex salica erwähnt, und die Veranlassung und der Verlauf der greuelvollen Carlisten-Kriege genau charakterisirt. Den Schluß machen Hinweise auf die in jüngster Zeit erlittenen Verluste und Erörterungen der Möglichkeit, ob sich Spanien jetzt unter seinem jugendlichen Könige aufzuraffen im Stande sei. Der Verfasser äußert sich mit Recht sehr skeptisch über die Zukunft des eben rettungslos verpfafften Landes.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 11. Mai 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Hinterwärts von Valmy.

Die Autorität der Regierung, die sich um so spurloser verflüchtigt, je mehr man von ihr spricht, hat einen neuen, vielleicht entscheidenden Stoß erlitten. Der Sieg der Canalrebellion ist auf der ganzen Linie entschieden. Zwar sind ihre klugen alten Diplomaten auch diesmal überweise genug, den Erfolg nicht nach plumper Demagogen-Art mit Pauken und Trompeten dröhnend zu feiern, sondern in vortrefflich imitirter Bescheidenheit zu erklären, Niemand habe eine Schlacht gewonnen oder verloren. Aber trotz der Geheimparole, der alles Conservative instinctgemäß gehorcht, vermag die Rechte ihre herzliche Freude nicht völlig zu verbergen. Wieder hat sie mit dem Kaiser gerungen, und diesmal ist er bezwungen worden. Der Mittelland-Canal, sein Lieblingsproject, der große Wasserweg, auf dessen blauen Fluthen die Kölnische Zeitung schon die Yacht Hohenzollern II. schwimmen sah, er ist für immer versunken. Die regierende Partei in Preußen hat dem wiederholt mit allem Nachdruck ausgesprochenen, kaiserlichen Willen erfolgreich getrotzt; nüchterne Erwägungen, kalte Zahlenreihen und finanzielle Grämlichkeiten haben über den Schwung gekrönter Phantasie triumphirt. Und so eingeschüchtert war nach der Schlacht die königlich preußische Regierung, daß sie es nicht einmal auf die letzte Entscheidung, die förmliche Abstimmung in der Kammer, ankommen ließ. Sie hätte in diesem Falle, um ihre Reputation nicht ganz und gar einzubüßen, Neuwahlen ausschreiben müssen, und die wollte sie vor Allem vermeiden. Hätten sie doch ihre schwere Schlappe zum verhängnißvollen Zusammenbruche gesteigert. Im Osten wäre kein canalfreundlicher Abgeordneter durchgedrungen, denn Niemand ist in den alten Provinzen, der den ohnehin millionenreichen Großindustriellen des rheinisch-westfälischen Reviers noch obendrein Tarif-Liebesgaben auf Kosten der steuerzahlenden Gesammtheit serviren will. Im Westen aber hielt das Centrum seine Wähler in fester Hand. Bisher hatten die dem Canalabenteuer opponirenden Parteien es im Gefühl ihrer Stärke verschmäht, die Massen über die Verstiegenheit und Scurrilität der Vorlage aufzuklären; im Wahlkampfe hätten sie keine Rücksichten mehr zu nehmen brauchen und nehmen dürfen. Dadurch, daß die königlich preußische Regierung die Schlacht abbrach, als ihre Stellung unhaltbar geworden war, hat sie sich die reichlich verdiente, bitterste Beschämung erspart. Nur freilich — die Wunde, die ein Stolzer davon trug, brennt und wird so rasch nicht vernarben.

Und Rache ist süß. Zwar weist jedes politische Kochbuch darauf hin, daß sie zu den Gerichten zählt, die nur im kalten Zustande schmackhaft und bekömmlich sind. Verletztes Selbstbewußtsein jedoch begeht gern Diätfehler. Der ersten Ablehnung des Canalmonstrums war die Maßregelung der Landraths-Deputirten gefolgt, die ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan und ohne Menschenfurcht das Scheusal in die Wolfsschlucht geworfen hatte. Da diese Warnung mit dem Zaunpfahl nutzlos gewesen war, beschloß man, diesmal den Manen des Ungeborenen ein noch blutigeres, allerdings auch noch nutzloseres Opfer zu bringen. Miquel, Hammerstein und Brefeld wurden zum Harakiri verurtheilt. Die drei Minister, die im Geruch besonderer Agrarierfreundschaft standen. Daß die frohgemuthen Junker sich durch diese lärmende Rückzugskanonade sonderlich ängstigen lassen, wird selbst der verantwortliche Rathgeber Graf Bülow kaum hoffen. Abgesehen von Alexander Meyer und seinen gerechten Kammmachern, abgesehen von der allzu heftig und kleinasiatisch temperamentvollen Berliner Börse, die den Sturz des verhaßten Finanzers mit dreimaligem Hurrah feierte, giebt sich in Deutschland Niemand der Erwartung hin, daß nunmehr Tage der Rosen für die angeblich vergewaltigte Differenzspeculation und ihre Affiliirten anbrechen werden. Käme selbst ein Ballin an's Ruder, was im Interesse seines geschäftlichen Ansehens Niemand wünscht, wer diesen seltsamen Eroberer kennt; theilte er sich mit Pachnicke und Peltasohn in die Gewalt — sie würden alle Drei Minister Miquelscher Stimmung sein, oder sie würden nicht sein. Auch den Dr. Johannes hat die ungezügelt sanguinische Börse vor elf Jahren mit begeisterten Hochrufen begrüßt. Der wirthschaftliche Liberalismus seiner Excellenz ist waschecht, und zudem kommt es bei den preußischen Machtverhältnissen auf die innere Ueberzeugung dieser Herren durchaus nicht an. Besten Falls haben sie den Rang von Flügeladjutanten, von denen sie sich nur durch höheres Gehalt und schlechtere Behandlung unterscheiden. Oder sie schwenken ein wie die Unterofficiere. Die Krone selbst aber, so unabhängig sie sich glaubt, kann keinen andern Weg als den historisch vorgezeichneten gehen. Für die nächsten dreißig Jahre hat das großcapitalistische Manchesterthum bei uns abgewirthschaftet, und der kleine Mann, der Urwähler, das Wort.

Deßhalb charakterisirt sich die Entlassung Miquel's als ein schlimmer politischer Fehler. Während sonst Ministerposten bei uns ein Panacee für ewiges Leben sind, — es

ist noch kein preußischer Minister gestorben — erlag Dr. Hans den grassirenden Gesundheitsrücksichten, durch deren fortgesetzte, schwindelhafte Betonung ein so ehrenhaftes, streng moralisches Blatt wie der Reichsanzeiger die öffentliche Sittlichkeit und Wahrheitsliebe allmälig in scandalöser Weise untergraben hat. Das gar nicht schwankende Charakterbild des Gestürzten wird sich zu guter Stunde in Ruhe zeichnen lassen, und allerlei wird dann zu sagen sein über die Feigheit der Parteien, die ihm viel oder alles verdanken und jetzt an ihm wie an einen Pestkranken vorüberschleichen. Der Fall Bismarck in kleinerem Format. Doch davon nächstens. Einstweilen fällt nur die Unbegreiflichkeit in's Auge, daß sich die preußische Regierung auf dem Wege der kalten Amputation selbstmörderisch ihrer einzigen ragenden Intelligenz und damit aller Actionsfähigkeit beraubt hat. Daß bei Valmy die Kanonen donnerten, mag in der Ordnung gewesen sein, obgleich nicht einmal politische Kinder dadurch getäuscht worden sind. Daß die Geschlagenen ihr schweres Geschütz jedoch gegen ihre besten Männer, ihre eigenen Feldherren richteten, zählt zu den Witzen des neuen Curses, denen die Weltgeschichte erst später Pointen anschleifen wird.

Miquel selbst konnte keinen besseren Abgang und keine bessere Zeit dazu wählen. Ihn umstrahlt der Goldglanz einer Finanzgebahrung, wie sie Preußen noch nie erlebt hat; unermeßlich ist der Aufschwung gewesen, der in die elf fetten Jahre seiner Verwaltung fiel. Doch es will Abend werden. Schon plaudern an öffentlichen Orten Geheimräthe von der Hundertmillionen-Unterbilanz, die der nächste Etat bringen wird; schon mehren sich die Stimmen, denen zu Folge die Auflösung der Kammer nur deßhalb unterblieb, weil sogar Graf Bülow sich entschlossen weigerte, zu der total zerrütteten auswärtigen Situation eine schwere innere Krisis zu gesellen. Es sieht schlimm aus in dem bei Valmy geschlagenen Heere. Und die Autorität, die Mutter der Siege, wird liquidiren müssen. Nicht einmal mehr eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung läßt sich aus dem bißchen Rest-Capitale bilden.

Caliban.

Italien, Frankreich und der Dreibund.

(Mit persönlichen Erinnerungen.)

Von Karl Blind.

In einem Augenblicke, wo es sich um die Zukunft des Dreibundes handelt, tritt Herr Emil Ollivier, der einst leichten Herzens den für Frankreich so schwere Verluste nach sich ziehenden Krieg gegen „Preußen“ beschloß, mit einer merkwürdigen, an die italienischen Republikaner gerichteten Kundgebung wieder einmal an die Oeffentlichkeit. Der alte Bonapartist gebärdet sich, um sie zu deutschfeindlichen Zwecken einzufangen, als Demokrat. Aber wie?

Bessere Beziehungen, sagt er in einem veröffentlichten Schreiben, können zwischen Frankreich und Italien nie bestehen, so lange das Haus Savoyen regiert. „Der König allein besitzt die Macht, in dieser Frage zu entscheiden; und er verabscheut uns noch mehr, als sein Vater es gethan. Ich zweifle, ob Italien je wieder unser Freund werden wird, ehe es nicht, seines verbrecherischen Fürstenhauses entledigt, zu einem republikanischen Staatenbund, gleich der Schweiz, geworden ist.“

Der Zufall war, daß ich gleich nach Erscheinen dieses Briefes den Besuch eines alten französischen Freundes erhielt, der einst ein Studiengenosse Ollivier's war und ihn noch kennt. Der Freund ist ein vielgenannter Mann der Wissenschaft und zugleich politischer Schriftsteller, der 1848 bei der Februar-Umwälzung, 1849 bei dem Aufstands-Versuche Ledru-Rollin's gegen Ludwig Napoleon und wiederum bei dem Widerstande gegen den Staatsstreich von 1851 sich als tapferer Freiheitskämpfer erwiesen hat. Gefängnißhaft, Ueberführung nach Algerien und Verbannung waren einst sein Loos. Als der Krieg von 1870 drohte, kam er nach London zurück, um mit Louis Blanc und mir darüber zu berathen, was etwa in Paris noch versucht werden könnte, um den Krieg zu verhindern. Als aber der Waffensturm losbrach, bemühte er sich nach Kräften auf Seiten seines Vaterlandes. Aus dem belagerten Paris erhob er sich im Luftschiff, um sich zu Gambetta zu begeben. Wir sind indessen persönlich stets gute Freunde geblieben.

„Warum Ollivier von dem Hause Savoyen als von einem verbrecherischen Fürstenhause spricht?“ sagte der Freund. „Das ist sehr einfach. Er meint die Besitznahme von Rom durch die Italiener, die Erklärung Roms zur Hauptstadt und zum Sitze des Königshauses. Ollivier ist Päpstling!“

Der Eine oder der Andere wird da vielleicht denken: „Nun, Ollivier ist ja politisch ein todter Mann. Warum sich mit ihm beschäftigen?“

Man muß es gleichwohl thun; denn er steht mit seinen Ansichten keineswegs allein. In ihnen kommt die alte, unter dem französischen Königthum, dem Kaiserthum, leider auch unter der Republik stets gleichmäßig betriebene Politik zum Vorschein. Sie besteht darin, an den Grenzen Frankreichs nur schwache, locker gefügte, bündische Staaten, keine einheitlich gefesteten, zu dulden, während Frankreich die straffste Einheit, zum Behuf steter Schlagfertigkeit gegen sie, erstrebte oder bewahrte. Eine zweite Ueberlieferung war nicht minder bedeutsam. Sie bestand und besteht in der Ausnutzung des Papstthumes zum Zweck französischen Einflusses im Ausland, auch wenn man sich im eigenen Lande gegen die Macht des Vatikans entweder als „gallikanische Kirche“ oder durch Culturkampf wehrte. Selbst Gambetta, der das berühmte Wort sprach: „Der Clericalismus, das ist der Feind!“ predigte gleichwohl die Ausnutzung des Papstthums nach Außen hin.

In einem nur lose gefügten, benachbarten Bundesstaate oder Staatenbunde hofften die Regierungen zu Versailles oder Paris immer, da und dort leicht eine Handhabe zum Eingreifen zu finden. Seit der Zeit, wo deutsche Fürsten aus der Stellung absetzbarer Reichsbeamten zur Landeshoheit, zur Souveränetät, emporstrebten, hat die französische Staatskunst ihr Augenmerk auf diese, uns zum Verderben gewordene Entwickelung gerichtet und sie zu fördern getrachtet. Französische Könige, die bei sich zu Hause als Willkürherrscher schalteten, stellten sich durch Verbreitung von Flugblättern auf die Seite „germanischer Freiheit“ — das heißt, der unumschränkten Landeshoheit der einzelnen deutschen Fürsten. Sie schraken sogar nicht davor zurück, auf dem Titelblatte solcher Schriften durch Beidruck republikanischer Sinnbilder diese angebliche Freiheit — die Fürsten-Freiheit! — kräftig mit Holzschnitten zu erläutern.

Durch die sogenannte germanische Freiheit unserer Fürsten sollte die deutsche Reichseinheit gesprengt, Frankreichs Eroberungslust in der Richtung nach dem Rheine hin erleichtert werden. Daß dies Eroberungsziel schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert beharrlich verfolgt wurde, hat ja u. A. der ganz begeistert damit einverstandene Geschichtschreiber Henri Martin noch in unseren Tagen ausgeführt.

Die vielgerühmte „Allgemeine christliche Republik“ Heinrich's des Vierten von Frankreich zielte im Wesentlichen auf die Zerrüttung der deutschen Einheit ab. Frankreich, von schwachen Staaten umgeben, sollte der Schiedsrichter über Europa werden. Der König hatte auch schon ein für die damalige Zeit gewaltiges Heer gerüstet, um in einem fürstlichen Erbfolge-Streite in Deutschland mit Waffengewalt einzugreifen. Seine Gemahlin war für die Zeit seiner Abwesenheit im Kriege bereits gekrönt worden, als er unter Ravaillac's Messer sein Leben aushauchte.

Wie Frankreich seit dem Dreißigjährigen Kriege sich deutsche Fürsten als Bundesgenossen erwarb, braucht kaum

erwähnt zu werden. Die für Frankreich von Bayern-Herzögen geleisteten Dienste; der von Preußen geschlossene Baseler Separatfrieden, der endlich nach Jena führte, u. dgl. m.: das Alles ist bekannt genug.

Auf Grund der Lehre, daß jeder Staat im Deutschen Reiche einen „besonderen Nationalkörper" (un Corps de Nation séparé) bilde, beschloß die französische Volksvertretung während der großen Staatsumwälzung, daß die damals noch zu Deutschland gehörigen Einschluß-Gebiete (enclaves) im Elsaß kurzweg mit Frankreich zu vereinigen seien, ohne daß es dafür einer Auseinandersetzung mit dem Deutschen Reiche bedürfe. Die lockere bündische Gestaltung, in die unser Vaterland allmälig zerfallen war, bildete für Frankreich das angebliche Anrecht zu solchem Verfahren. So wurde es durch den Berichterstatter der revolutionären Versammlung, die im eigenen Lande straffe Einheit hergestellt hatte, von der Rednerbühne aus förmlich erklärt.

Die italienischen Demokraten, denen jetzt durch Herrn Ollivier mit einer „föderirten Republik, nach Art der Schweiz" gewinkt wird, dürften gut daran thun, im Pariser „Moniteur" jene Verhandlungen nachzulesen.

Der aus der Juli-Revolution hervorgegangene „Bürger-König" Ludwig Philipp förderte zu gleichen Zwecken der Vergrößerung Frankreichs den jesuitischen Sonderbund in der Schweizer Eidgenossenschaft. Denn nicht bloß Genf, auch die gesammte französische Schweiz, ja noch viel mehr, war lange Zeit hindurch das Begehr französischer Chauvinisten. In dem unter Ludwig Philipp, auch noch unter Napoleon III. gebrauchten „Lehrbuche der Erdkunde" von Dussieux ist alles Land von den Quellen des Rheines bis zu seiner Mündung für Frankreich als berechtigter Besitz in Anspruch genommen — mit andern Worten, der größte Theil der Schweiz, alles deutsche Land am linken Rheinufer, ganz Belgien und ein Stück Holland.

Sogar ein Mann wie Barthelemy St. Hilaire bekannte sich noch zu diesem ungeheuerlichen Ziele in einem längeren Briefwechsel mit mir, ein paar Jahre vor seinem Tode. Dieser bedeutende Gelehrte, einst Minister des Auswärtigen unter der dritten Republik, der als ein akademisch gemäßigter Weltweiser galt und in Paris oft der Liebedienerei gegenüber der Berliner Regierung beschuldigt wurde, ließ sich nicht davon abbringen, daß in Zukunft alles Land zwischen den Quellen und den Mündungen des Rheines mit Frankreich vereinigt werden müsse! Auch er wollte das unter Ludwig XIV. erstrebte Gebiets-Viereck (pré carré) hergestellt sehen. Seine Briefe sind in meinem Besitz.

Den Nachklang der alt-französischen Politik fand ich 1849 unter nicht wenigen Republikanern in Paris; ebenso in London in der Verbannung. Felix Pyat wollte damals noch „den Degen Frankreichs durch ganz Europa hindurch glänzen lassen" (faire briller l'épée de la France à travers l'Europe). So rief er in einer Versammlung seiner Landsleute in London aus. Wir stellten ihn, gleichwie in späteren Jahren Herrn Barthelemy St. Hilaire, darüber zur Rede. Victor Hugo, obwohl Enkel eines deutschgesinnten Deutsch-Lothringers, blieb Rhein-Grenzler bis zu seinem Lebensende. Er verlangte wörtlich, noch nach 1871, einen „letzten Krieg für die Eroberung von Mainz, Koblenz, Trier, Köln und Aachen". Damit sollte der „ewige Frieden" eingeleitet werden.

Ledru-Rollin, mit dem ich seit 1849 eng befreundet war, war so ziemlich der Einzige unter hervorragenden Führern, der in Bezug auf Italiens Einheitsbestrebungen die bessere Gesinnung hatte. Er opferte dieser Gesinnung seine Laufbahn. Louis Blanc sogar, obwohl korsischer, also eigentlich italienischer Abkunft, zauderte längere Zeit in Bezug auf die Frage italienischer Einheit, bis ich, wohl wissend, wie leicht eindrucksfähig er war, Garibaldi 1864 im Wagen des Herzogs von Sutherland zu ihm in sein Haus brachte. Dann erst trat er mit einem Offenen Briefe für Italien hervor.

Die Stellung, die Napoleon III. zu dem Papstthum einnahm, hatte sich, wie gesagt, auch bei Gambetta erhalten und ist ja zur Stunde noch bei vielen französischen Republikanern ersichtlich. Der December-Kaiser erstrebte, nachdem er Savoyen und Nizza an sich gerissen, einen italienischen Staaten-Bund, mit dem Papst an der Spitze und mit Frankreich über dem Ganzen als Schutzherrn. Das heutige Frankreich betreibt einen lobenswerthen Culturkampf im Innern; aber nach Außen hin hält es sich immer noch an den Papst! In einem lose gefügten italienischen Staatenbunde käme auch der Bischof zu Rom wieder als Machthaber empor. Daraus erklärt sich ja wohl die eigenthümliche Rolle, die die Priesterschaft in Italien seit ein paar Jahren in den dortigen Volks-Unruhen gespielt hat.

Nach 1866, als Deutschland auseinander gebrochen war, meinte der französische Minister des Auswärtigen, Herr von Lavalette: jetzt habe Frankreich, da das Nachbarland in „drei Stummel" (trois tronçons) getheilt sei, leichteres Spiel mit Holland (Luxemburg), mit Preußen an der Mosel (der Saar-Bezirk wurde damals von Napoleon III. erstrebt), „mit Deutschland am Rhein, (ein Stück Rhein-Pfalz), oder mit Oesterreich in Tirol oder Friaul!" So stand es wörtlich in einem Lavalette'schen Rundschreiben. Die Wacht am Rhein hat diesen Plänen glücklicher Weise ein Ende gemacht.

Mazzini und Garibaldi haben die volle Einheit Italiens erstrebt und herbeigeführt. Mazzini — nicht Garibaldi — plante die sicilianische Erhebung von 1860. Bei den ersten vertraulichen Besprechungen darüber, die in London stattfanden, war ich zugegen. Die Erhebung begann ohne Garibaldi's Theilnahme. Er, der erst sechs Wochen später mit seinen „Tausend" in Marsala anlangte, verhalf ihr zum Siege durch den Sturz der Bourbonen. Keiner aber hat eindringlicher, schärfer, heftiger gegen die Gefahr gewarnt, die von Frankreich her für Italien drohen könne, als Mazzini, der „Apostel der Einheit und republikanischen Freiheit Italiens". Er that dies vom Anbeginn seiner Thätigkeit an, und wiederum, mit wahrhaft furchtbar einschneidenden Worten, nach dem Kriege von 1870—71. In entschiedener Weise stellte sich Mazzini damals auch auf die Seite Deutschlands. Er wies auf die in unablässigem Wechselkreise sich drehende Unbeständigkeit der Regierungsform in Frankreich hin und die dadurch für ein schwaches Italien sich ergebende Gefahr. Wie oft hat er mir dies persönlich geäußert — von unserer ersten persönlichen Begegnung (Ende 1858) an, wo er sich über den bevorstehenden Krieg Napoleon's gegen Oesterreich wunderbar unterrichtet erwies, bis zu seinen letzten Lebenstagen!

Deßgleichen Garibaldi. Kurz vor seinem Tode, nach der durch Frankreich vollzogenen Ueberrennung von Tunis, durch die Italien sozusagen in die Zwickmühle zwischen Toulon und Tunis gerieth, hat sich Garibaldi ebenfalls auf's Grimmigste ausgesprochen. Er, der doch nach Sedan seinen Degen für Frankreich zur Verfügung stellte, weil man ihm die Wiederabtretung seiner Geburtsstadt Nizza vorgespiegelt hatte, kannte nun kein Maß mehr in seiner Wuth gegen die „pfäffische Republik". So nannte er sie wegen ihrer damaligen Zettelungen mit dem Papstthum in auswärtiger Fragen. Ich will Garibaldi's weitere Aeußerungen, die die furchtbarste Beschimpfung Frankreichs enthielten, nicht wiederholen. Denn Niemand kann sehnlicher wünschen, den Freistaat in Frankreich erhalten zu sehen, als der diese, nur allzu gegründete Warnung hier niederschreibt.

Wie tief betrübt sprach sich Cairoli, der ehemalige italienische Premier, mir gegenüber in London einst aus! Er war der beste Freund Frankreichs gewesen und war schnöde getäuscht worden. Seine Stimme zitterte, als er dieser Vorgänge im Gespräch mit mir gedachte.

Man will jetzt den Italienern von Paris her mit der Umwandelung des Mittelmeeres in einen „lateinischen See"

und mit lateinischer Brüder- oder Schwesterschaft winken. Ja, man hat die kecke Unklugheit, den Italienern, die sich auf Erhaltung der Freundschaft mit dem flottenstarken England angewiesen glauben, geradezu zu sagen: es sei darauf abgesehen, das Mittelmeer zwischen Biserta und den sicilianischen Häfen in zwei Theile zu schneiden, um die Engländer trotz Gibraltar, Malta, Cypern und Port Said lahm zu legen.

Mit dem „lateinischen" Winde werden die Italiener sich wohl nicht vom Dreibunde ab- und in ein Bündniß mit Frankreich hineintreiben lassen, das zugleich ein Bündniß mit Rußland bedeuten würde. Das Gerede von der „lateinischen Rasse" ist ja ganz hohl. Geschichtlich haben sich Gallier und Römer bekanntlich nicht geliebt. Die Franzosen aber sind ebenso wenig, wie die Spanier, die bei dem „lateinischen See" doch auch ein Wörtlein mitzureden hätten, oder die Portugiesen, vom lateinischen Volksstamm. Iberier und Kelten, mit einer Beimischung von Franken, Burgunden und Gothen, ja, sogar von Griechen und Sarazenen im Süden, bilden die Rassen-Bestandtheile der Franzosen. Aehnlich verhält es sich bei Spaniern, Portugiesen und Rumänen. Wären die Deutschen unter die Herrschaft der Römer verfallen und redeten sie heute deßhalb eine Tochtersprache des Lateinischen, so wären sie doch wohl nicht von lateinischem Stamm. Ist etwa ein Neger der Vereinigten Staaten von Amerika, der Englisch als seine Muttersprache spricht, darum ein Mitglied der angelsächsischen Rasse?

Gegen die Gefahr, die Italien drohen würde, wenn Rußland, das ja auch nach dem Mittelmeer strebt, am Goldenen Horn Fuß faßte, hat wiederum Niemand stärker gewarnt, als Mazzini und sein Mit-Triumvir in der römischen Republik, unser alter Freund Aurelio Saffi. Mazzini begann mit solchen Warnungen bei Beginn seiner Thätigkeit und schloß damit, als er seinem Ende nahe war. Was an echten Republikanern in Italien noch vorhanden ist, wird sich hoffentlich nicht von einem Ollivier einfangen lassen, der den Dreibund gern gesprengt und ein bündisch gelockertes, schwaches Italien an Frankreich gefesselt sehen möchte, damit die alten französischen Herrschaftspläne um so leichter wieder aufgenommen werden könnten.

Die Masse der denkenden Politiker in Italien aber weiß sicherlich — wie ein italienischer Freund mir soeben wieder bekräftigt —, daß Italien, auf sich allein gestellt, nicht bloß seine Heeres- und Flottenlast, also seine Ausgaben, nicht zu vermindern im Stande wäre, sondern sie bedeutend vermehren müßte, um dadurch seine Unabhängigkeit nach allen Seiten hin zu schützen.

Kaisermanöver.

„Ueberall herrschte nur Unnatur, in den Berichten aber soll sich Alles auf völlig natürlicher Grundlage aufbauen. Der Teufel mag eine solche Berichterstattung fertig bekommen." Im Foyer des Berliner Opernhauses war es, wo ich Anno 1899 nach den süddeutschen Kaisermanövern einen Officier so sprechen hörte. Seine mit einem gewissen Mißmuth hingeworfenen Aeußerungen überraschten mich keineswegs. Zwar hatte die Tagespresse das überaus glänzende Ergebniß des Kaisermanövers in den höchsten Tönen, die ihr überhaupt zur Verfügung stehen, gefeiert. Aber wie waren ihre Berichte zu Stande gekommen? Will ein Reporter sich nicht in haltlosen Vermuthungen ergehen, die sofort durch Thatsächliches Lügen gestraft werden können, so bleibt ihm nur der durch Rücksichten aller Art eingeengte Pfad zum officiellen Nachrichtenbureau übrig, das für jedes große Manöver errichtet wird. Nicht anders aber vermag er ihn sich offen zu halten, als indem er Alles, was er hört und sieht, durch ein Eichenbrett lobt. Indessen ganz und gar wagte damals der Manöver-Correspondent die Wahrheit denn doch nicht zu unterdrücken. Die Ehre gab er ihr noch in kleinen pikanten Zwischensätzen, die den Fachmann über den wirklichen Verlauf der Dinge vollständig aufklärten; und diese mit großer Vorsicht eingeflochtenen Bemerkungen hatten ganz deutlich erkennen lassen, daß das Kaisermanöver von 1899 mehr als jedes Andere zuvor an Unnatürlichkeiten gekrankt hat, in Folge dessen also für die Armee kaum von irgend welchem Nutzen gewesen sein kann. Ob die deutsche Heeresverwaltung an den verrätherischen Zwischensätzen Anstoß genommen hat? So dürftig wie über das Kaisermanöver im Jahre 1900 ist der deutsche Zeitungsleser noch niemals bedient worden. Auch nicht ein einziges Mal sind die Berichterstatter der Tagespresse von der im Nachrichtenbureau erhaltenen Marschroute abgesprungen. Auch in diesem Manöver war, wenn die Zeitungen nicht logen, alles von bisher noch nie gezeitigten, unglaublich glänzenden Erfolgen gekrönt worden. Thatsächlich aber war es schon in der Anlage verpfuscht gewesen. Man hatte ein Zusammenwirken von Landarmee und Flotte im großartigsten Stile geplant. Die Welt sollte wieder einmal in Erstaunen gesetzt werden. Unter bedenklicher Entblößung unserer Küsten war indeß kurz vorher die deutsche Flotte nach Ostasien abgedampft, um dort in Weltpolitik zu machen, und die Armee-Abtheilung, welche auf ihre Unterstützung in dem Manöver angewiesen worden war, hatte sich mit einer Flotte zu begnügen, die nur auf dem Papier schwamm. Doch auch hiervon abgesehen, sind die aus dem letzten Kaisermanöver mit nach Hause genommenen Eindrücke vielfach so unerfreulich gewesen, haben sich Klagen über begangene Unnatürlichkeiten so häufig vernehmen lassen, daß sein Ergebniß kaum höher als das vom Jahre 1899 einzuschätzen sein dürfte.

Kaum hat ein Kaisermanöver begonnen, so ist es auch schon beendet. In vier oder fünf Tagen spielt sich das Ganze ab. Viele Monate dagegen erheischt seine Vorbereitung: und so erklärt es sich auch, daß schon jetzt, wo die Bäume eben angefangen haben, sich mit frischem Grün zu schmücken, kein Tag vergeht, an dem die Zeitungen nicht eine Notiz über das diesjährige, Anfangs September in Westpreußen abzuhaltende Kaisermanöver bringen. Ich sehe nicht ein, warum auch ich mich nicht schon jetzt mit ihm befassen und nicht gerade jetzt, im Stadium der Vorbereitungen, auf die zahllosen Unnatürlichkeiten warnend hinweisen soll, welche das Resultat der beiden letztverflossenen Kaisermanöver in so erheblichem Maße in Frage gestellt haben.

Sehr theuer kommen die Kaisermanöver dem deutschen Steuerzahler zu stehen. Doch das viele Geld ist nicht fortgeworfen, wenn sie ihrem Zwecke entsprechend verlaufen. Nur in den Herbstübungen, die zehn Uebungstage nicht überschreiten, findet das Landheer Gelegenheit, sich annähernd so zu bewegen, wie es der Ernstfall erheischt; und nur in sehr großen Zwischenräumen kehren für die einzelnen Armee-Corps die Kaisermanöver wieder, wo sie Kämpfe in größerem Stil durchführen können. So kostbar ist diese kurze Spanne Zeit, daß jeder zur Theilnahme an den Herbstübungen Berufene einen recht beträchtlichen Schatz an Erfahrungen in aller Eile einheimsen muß, wenn sie sich für das Allgemeinwohl bezahlt machen sollen. Freilich Erfahrungen cum grano salis. Auch in den Manövern und selbst in den Kaisermanövern bleibt der Abstand zwischen dem wirklichen und dem Scheinkampf immer noch gewaltig groß. In Hülle und Fülle stören das Bild des Krieges selbst in einem vorzüglich geleiteten Manöver Unnatürlichkeiten, die ihm aus den Friedensverhältnissen heraus eigen sind. Ein überaus gewichtiges Wort redet im Ernstfall die moralische Verfassung der Truppe. Ist es etwa gleichgiltig, ob sie unter dem Eindruck eines kurz zuvor errungenen Sieges oder einer erlittenen Niederlage in das Gefecht tritt? Ob sie Vertrauen zu ihrem Führer hat oder fürchtet, er werde seiner Aufgabe nicht gewachsen sein? Ob

sie bei Beginn des Kampfes von den feindlichen Geschossen decimirt wird oder mit ungeschwächter Kopfstärke und mit unerschütterten Nerven an die Hauptaufgabe geht? Ob der Magen sich der wünschenswerthen Füllung erfreut oder schlaff herunterhängt? Nichts von Alledem kann sich in den Manövern zur Geltung bringen. Täglich werden hier die Truppen moralisch von Neuem geboren. Die Person des Führers interessirt sie nur unter dem Gesichtspunkt, wie er wohl abschneiden wird. Wer sich in der Frühe des Morgens von seinem Lager erhebt, kann mit großer Zuversicht hoffen, daß er noch die Sonne wird untergehen sehen. Das Tischchendeckdich, das der Soldat in seiner Kaserne vorfindet, wird ihm auch im Manöver zu Theil; und es giebt regelmäßig eine große Affäre, in der mit scharfem Tadel und Strafen nicht gespart wird, wenn die Verpflegung einmal eine Stunde später eintreffen sollte, als es nach der ganzen Situation hätte möglich sein können. Unnatürliche Einschränkungen erfährt sogar die Benutzung des Geländes. Hier stößt die Truppe auf einen Weinberg, dort auf ein Rapsfeld oder auf Saatklee. Sie müssen bei Todesstrafe sämmtlich und zwar in verwunderlichen Formationen umgangen werden, während im Kriege jede Cultur niedergetreten wird, ohne daß nach dem angerichteten Schaden Hahn oder Huhn kräht. Wie verschieden ist endlich der Aufwand an Zeit, den wirkliche und Scheinkämpfe erfordern! Dieselbe Action, die im Manöver in einer Viertelstunde abläuft, nimmt die Truppe im Ernstfall vielleicht einen ganzen Tag in Anspruch. Schier endlos sind schon die dem Manöver als Scheinkampf so wie so anhaftenden Unnatürlichkeiten, daß aller Anlaß vorläge, unnöthige Unnatürlichkeiten geradezu ängstlich zu vermeiden. Aber weit gefehlt.

Eine Unnatürlichkeit dieser Art liegt bei den Kaisermanövern schon in der viel zu weit ausholenden Anlage vor. Armee-Abtheilungen kämpfen in ihnen gegen einander. — — „Aber stehen sich im Kriege nicht auch Armeen von gleicher oder größerer Stärke gegenüber? Und will nicht auch das Führen so bedeutender Heereskörper schon im Frieden gelernt sein?“ — — Das ist eine Frage wie andere mehr. Doch auch im Kriege arbeitet der Armeeführer im Grunde nur auf dem Papier. Mit der Karte in der Hand faßt er auf die eingebrachten Meldungen hin seine Entschließungen. Ob er dabei draußen sich von der bekannten Manöverlinde beschatten läßt oder in einer Bauernstube oder daheim in seinem Arbeitszimmer sitzt, ist ohne jeden Belang. Ueberall ist seine Thätigkeit mehr theoretisch, und der wirkliche Krieg kann für ihn zehn Mal besser in einem größeren Kriegsspiel zur Anschauung gebracht werden, als in den mit Unvollkommenheiten und Unnatürlichkeiten gespickten Kaisermanövern. Er braucht nicht im Manöver zu lernen; wohl aber die höheren Führer der Truppen. Voraussetzung zu einer wirksamen Belehrung ist jedoch, daß sie den der Beurtheilung unterworfenen Handlungen auf dem Fuße folgt. Sofort müssen die gemachten Fehler aufgedeckt, die richtigen Maßregeln anerkannt werden. Vergehen auch nur 24 Stunden, so ist die Frische der Eindrücke dahin, hat sich in Folge anderer Ereignisse, die inzwischen eingetreten sind, das Interesse wesentlich vermindert. Jedenfalls ist die Empfänglichkeit für die Belehrung dann um Vieles geringer. Wie soll aber bei der örtlichen Ausdehnung, welche die Kämpfe von Armeen gegen einander nehmen, die das Manöver leitende Persönlichkeit das zur Beurtheilung nöthige Material so schnell zusammenbringen, um es noch an demselben Tage belehrend verwerthen zu können? Am Abend der Schlachten von Königgrätz und St. Privat-Gravelotte übersahen noch nicht einmal die Führer der Armee-Corps den Stand der Dinge. Erst der nächste Morgen brachte die Klarheit. Wenn der Leitende des zu großartig angelegten Kaisermanövers endlich weiß, was an dem Gefechtstage denn eigentlich vollführt worden ist, dann sind die zu kritisirenden Führer der größeren Truppenverbände mit diesen schon längst in das Quartier oder in das Bivouac oder auch in die Garnison abgerückt. In welchem Lichte ihre Handlungsweise den maßgebenden Stellen erschienen ist, erfahren sie erst Wochen später schriftlich, wenn sie bereits mühsam in ihrem Gedächtniß die einzelnen Phasen der Gefechte zusammensuchen müssen, an denen sie betheiligt gewesen sind. Allein schon aus diesem Grunde hätte Kaiser Wilhelm I. niemals seine Zustimmung zu Kaisermanövern gegeben, die über den Rahmen der Armee-Corps hinausgingen. Seine langjährige Erfahrung hätte ihm gesagt, daß ein einigermaßen erschöpfender, schneller Ueberblick sich kaum bei einem Manöver zweier Corps gegen einander verschaffen läßt. Er hätte sicherlich auch dem bösen Beispiel widerstanden, das Rußland und Frankreich den anderen Mächten gaben. Unbedingt hat dies Beispiel bei der Einführung der Armee-Manöver für das deutsche Heer mitgespielt. Kam es doch der bei uns jetzt überall herrschenden Neigung entgegen, jedes, auch das in seiner Bedeutung bescheidenste Vorhaben möglichst großartig zu gestalten. Nicht unnatürlich sind die letzten Kaisermanöver gewesen, weil in ihnen Armeen gegen Armeen als solche fochten, sondern weil diese den Belehrungszweck, der den Manövern anhaften soll, so gut wie hinfällig machten.

Je mehr die großen Feldzüge uns zeitlich entrücken, desto mehr scheint auch die Vorstellung von dem großen Ernst der Kriegführung zu schwinden. Die Männer, die uns 1870/71 zu Sieg und Ruhm geführt haben, sind fast sämmtlich zur großen Armee versammelt. Welch' schwieriges Werk sie vollbracht haben, sagen uns nur noch ihre hinterlassenen Schriften. Wie schwebte schon damals Alles, worauf sie ihre schwerwiegenden Entschlüsse zu gründen hatten, in der Luft! Nur ihren taktischen Instinkt konnten sie in den meisten Fällen befragen. Mehr denn je aber ist der Feldherr heute auf diesen angewiesen, wo sich der Erkundung der Verhältnisse bei dem Gegner fast unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Soll wirklich das Kaisermanöver eine Schule für unsere späteren Heerführer sein, so müssen diese mit Nachrichten über den Feind so knapp und kärglich gestellt werden, daß sie in ihren Entschlüssen nur ihrem Gefühl folgen können. Statt dessen haben wir es aber in den sämmtlichen letzten großen Manövern erlebt, daß Führer der blauen Partei stehenden Fußes den Befehl über die rothe, welche sie soeben geschlagen hatten, übernahmen, um nun dieser auch zum Siege zu verhelfen. Aber nicht bloß ihre Person nehmen sie bei dem Uebertritt mit, sondern auch die umfassendste Kenntniß von der Lage ihres nunmehrigen Gegners. Difficile est satyram non scribere. Moreau und Bernadotte haben als Franzosen im Lager der Alliirten gestanden; Bernadotte hat als neugebackener Kronprinz von Schweden, wenn auch zaghaft genug, unmittelbar gegen seinen einstigen Oberbefehlshaber Napoleon gefochten. Aber es dürfte sich wohl noch in keinem Kriege ereignet haben, daß ein Feldherr auf dem Schlachtfelde die Partei gewechselt hat. Manöverrücksichten spielen gewiß eine große Rolle; und ihre Berechtigung ist in den meisten Fällen kaum zu bestreiten. Niemals aber können sie eine solche Unnatürlichkeit wie den geschilderten jähen Uebertritt zum Feinde auch nur einigermaßen rechtfertigen. Wenn Derartiges möglich ist — wer wird sich noch darüber wundern, wenn in Kreisen, die dabei gewesen sein wollen, erzählt wird, in dem Kaisermanöver des vorigen Jahres hätten Truppen ihre Angriffsbewegung unterbrochen, um zu dem Gegner überzugehen und diesen zu unterstützen? Aeußerst unwahrscheinlich klingt allerdings diese Mär; und wir erwähnen sie nur, weil der Umstand, daß sie überhaupt colportirt werden konnte, die Art der Durchführung unserer großen Manöver zu kennzeichnen geeignet ist.

Wie gesagt, Unnatur an allen Ecken und Enden. Unsere hervorragenden Taktiker zerbrechen sich den Kopf über die Frage, wie heute, wo die Vertheidigung durch die neuen

Feuerwaffen so wesentlich gestärkt worden ist, der Angriff überhaupt noch zu bewerkstelligen ist. Auf ihn verzichten ist nicht möglich, denn er allein führt schließlich zum Siege. Eines steht für sie alle aber fest, daß er erst dann gelingen kann, wenn der Gegner durch überlegenes Feuer gründlich mürbe gemacht worden ist. An zwei Tagen des Kaisermanövers von 1899 rückten unter klingendem Spiel an 40 Bataillone und mehr gegen Stellungen, die Sachverständige für uneinnehmbar erklärt hatten, und in denen ein nach Dafürhalten Vieler noch ungebrochener Feind stand. Ein imposantes Schauspiel muß die Vorwärtsbewegung der gewaltigen Truppenmassen abgegeben haben. Aberwitz, ein Schauspiel nur? Im Ernstfalle wären wahrscheinlich die 40 Bataillone zermalmt worden, während auf dem Manöverfelde ein herrlicher Erfolg ihr prächtiges Avanciren lohnte. Leute, die da meinen, sie hörten das Gras wachsen, haben behauptet, diese eben so unnatürlichen wie blendend schönen Bilder hätten nur die anwesenden militärischen Vertreter der fremden Armeen über die wirkliche Form unseres Angriffs hinter das Licht führen sollen. Dies ist schwer zu glauben. Das Gelingen des Trics wäre dann durch eine heillose Verwirrung erkauft worden, welche die gewählte Form des Angriffs in den Truppen angerichtet haben muß. Wie sollen sie es in Zukunft machen? So wie hier oder wie es ihnen bis dahin gelehrt worden ist? Denn unmöglich kann vorher Jedem in's Ohr getuschelt worden sein, daß es sich nur um einen Tric handelte. Ob in dem Kaisermanöver 1900 ähnliche imposante, aber unnatürliche Gefechtsbilder gestellt worden sind, geht aus den kümmerlichen Berichten der Zeitungen nicht hervor. Unwahrscheinlich ist es nicht. Je mehr Truppenmassen zur Verfügung sind, desto größer ist die Versuchung, sie in dieser Richtung zu verwenden.

Daß auch die in den Kaisermanövern alljährlich wiederkehrenden Attacken großer Cavallerie-Corps mit der Wirklichkeit im Kriege nichts zu thun haben, darüber verlieren sowohl Sachverständige wie Laien längst kein Wort mehr. Es will aber scheinen, als wenn sie an Unnatürlichkeit noch durch die übertriebenen Ansprüche gewonnen haben, die bei ihnen an das Pferdematerial gerichtet sein sollen. Es kann nicht ausbleiben, daß eine Schwadron nach der anderen den Athem verliert und vor der Zeit das Rennen aufgiebt, wenn an 10 Kilometer in gesteigerter Gangart zurückgelegt werden. Vollblutpferde, die kurz vor einem solchen Ritt bestiegen werden, leisten es spielend; Schwadronsgäule, die Wochen lang vorher in schwerem Aufklärungsdienst ausgepumpt worden sind, werden durch derartige Anforderungen so mitgenommen, daß selbst sorgsame spätere Pflege die eingebüßte Dienstbrauchbarkeit nicht wiederbringt. Ohne Frage rechnet man mit einem langen Frieden, wenn eine derartige Verwendung unseres Pferdematerials möglich gewesen sein sollte.

Nach der Vorschrift muß in allen Befehlen für ein Vorhaben, das zur Berührung mit dem Feinde führen kann, zuerst von ihm gesprochen werden. Die Frage, wo er zu suchen ist, ist kaum minder wichtig als die eigene Aufgabe „Ja! wo steckt eigentlich Benedek mit seiner Armee?“, konnten noch wenige Tage vor der Schlacht von Königgrätz das preußische Hauptquartier und die verschiedenen Obercommandos einander fragen, trotzdem ihre Corps kurz zuvor in schneller Folge den Oesterreichern Schlappe auf Schlappe beigebracht hatten. Erst einem Generalstabsofficier, dem jetzigen General der Cavallerie z. D. von Unger, war es damals vorbehalten, auf einem ebenso kühnen wie genial durchgeführten Ritt die Antwort zu geben. Bange Stunden verbrachte der größte Theil der deutschen Armee-Corps an dem Vormittag der Schlacht von St. Privat-Gravelotte, weil Niemand wußte, ob der vor kaum 36 Stunden auf Metz zurückgeworfene Marschall Bazaine bei Metz geblieben oder in Richtung auf Sedan abmarschirt war. Und dabei war damals die Aufklärung für die Cavallerie noch ein Kinderspiel gegen heute. Stieß sie damals auf den Feind, so zeigte sein Feuer durch den verrätherischen Pulverdampf ganz genau seinen Stand an. Heute steht die Kriegführung unter dem Zeichen des rauchschwachen Pulvers, das einen für das Auge kaum wahrnehmbaren Dampf entwickelt und daher die Stellung eines gut verdeckten Gegners nicht einmal ahnen läßt. Auf weite Entfernungen kann die aufklärende Cavallerie in empfindlicher Weise beschossen werden, ohne je dahinter zu kommen, wo der Feind eigentlich zu suchen ist. Denn der Schall führt bekanntlich mehr in die Irre, als daß er orientirt. Und Angesichts dieser Schwierigkeiten in den wirklichen Kämpfen spricht in unseren Scheinkämpfen der Führer eines Detachements, einer Division oder auch eines Corps bei dem Abbrechen eines Gefechts zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags die bestimmte Erwartung aus, daß bis spätestens 6 Uhr die Nachrichten nicht bloß über den Verbleib des Feindes, sondern auch über die von ihm bis dahin genommene Aufstellung eingelaufen sein werden; Angesichts dieser Schwierigkeiten ist er denn auch wirklich zu der bezeichneten Stunde im Besitz der eingeforderten Meldungen. Denn in den Manövern wird nur mit Platzpatronen geschossen; und so umschwärmt die aufklärende Cavallerie, ohne daß sie auch nur einen Blutstropfen riskirt, den Gegner vorn, hinten und in seinen Flanken in so zudringlicher Weise, daß ihr kein Posten, keine Feldwache entgeht. Ein unerhörter Unfug! Im Ernstfalle erfährt heute der Führer so gut wie gar nichts vom Feinde und muß dennoch handeln; im Manöver von heute kennt er seine Lage mit allen geringfügigen Einzelheiten ganz genau. Giebt es wohl einen größeren Widerspruch? Steht nicht so jeder Entschluß unserer Führer im Manöver auf unnatürlicher Basis? Und ist nicht zu befürchten, daß diese in den Kaisermanövern doppelt unnatürlich ist, wo auf allen Gebieten mit besonderem Hochdruck gearbeitet und dementsprechend auch die Weisungen an die Cavallerie für die Aufklärung gefaßt sein werden? Für den Laien muß das Fortbestehen dieses Unfugs ein völliges Räthsel sein. Der Eingeweihte sagt sich aber, daß auch die höheren Vorgesetzten, denen von Rechtswegen die Bekämpfung des Uebels zufällt, in eine Lage kommen, wo ihnen möglichst erschöpfende Nachrichten über den Feind im hohen Grade erwünscht sein müssen. Ach! es ist ja leider nur zu menschlich, wenn in dem Conflict mit dem allgemeinen Wohl der eigene Vortheil obsiegt.

Nur die schlimmsten der unschwer zu vermeidenden Unnatürlichkeiten der letzten Kaisermanöver galt es hier unter die Lupe zu nehmen. Die Aufdeckung Aller würde ganze Bücher füllen. — „Aber dann haben doch eigentlich diese Manöver ihren Zweck verfehlt?“ — Zu einem nicht geringen Theile sicherlich. Und wenn der Steuerzahler einmal auf Heller und Pfennig erfahren sollte, welche Summen sie gekostet haben, so wird ihn das schreiende Mißverhältniß zwischen den Kosten und dem Gewinn, den die Kaisermanöver dem Allgemeinwohl gebracht haben, nicht gerade rosig stimmen. Dringend zu wünschen wäre im Interesse des Vaterlandes, daß das für diesen Herbst geplante und, schon gründlich in der Vorbereitung begriffene Kaisermanöver weniger unnatürlich verlaufen möge. Indeß ist die Aussicht hierzu sehr gering. Was vermag die warnende Stimme eines Nörglers, für den mich der deutsche Biedermann von heute zweifellos ausgeben wird? Pflicht der Reichsboten wäre es, Wandel zu schaffen. An Sachverständigen, welche die beiden letzten Kaisermanöver für die Ausbildung unserer höheren Officiere eben so bewerthen wie wir, dürfte es unter ihnen nicht fehlen. Aber der Grundsatz der Reichstagsmehrheit heißt: „Quieta non movere!“ In diesem Falle auf Deutsch: „Nur um keinen Preis den Maßgebenden, den Regierenden, in irgend einer Weise unbequem werden!“ So wird man auch an der jetzt beliebten Art der Kaisermanöver nicht rütteln wollen. Und wie sollte anders den leitenden Stellen mit einem sieghaften Urtheil beizukommen sein? Nein! auch am Ende des diesjährigen Kaisermanövers

wird jener Officier, den ich in seiner Unterhaltung mit einem Kameraden im Foyer des Opernhauses unfreiwillig belauscht hatte, wieder seine herzliche Genugthuung aussprechen können, falls er neuerdings dem Zwange der Berichterstattung entschlüpft sein sollte. Diese Ueberzeugung hat mich aber nicht hindern können, meinem bedrängten alten Officiers-Herzen Luft zu machen. Ajax.

Literatur und Kunst.

Jungösterreichische Novellisten.

Von Dr. Hermann Ubell (Graz).

Die gegenwärtige österreichische Novelle darf auf eine glorreiche Vergangenheit zurückschauen. Wie lebendig wirkt Adalbert Stifter heute noch, wie welk sehen daneben die Erzählungen Tieck's aus, mit denen zu rivalisiren Stifter's höchster Stolz war. Nicht in Tieck, sondern in Stifter erblicken wir heute den Ahnherrn der modernen deutschen Novelle; führen doch zahlreiche Fäden von unserer kurzen lyrischen Stimmungsnovelle zu den „Studien" und „Bunten Steinen" hinüber. Halm's Erzählungen stehen ebenbürtig neben denen von Heinrich von Kleist, darüber ist heute kein Streit mehr, und in große Verlegenheit geräth man, wenn man ein gleichwerthiges Seitenstück zu Grillparzer's „Armen Spielmann" namhaft machen soll. Auf engstem Raume die Quintessenz eines ganzen Dichterlebens, mehr, die Quintessenz des Lebens eines ganzen Volksstammes. Die Autobiographie Oesterreichs könnte man diese monumentale kleine Geschichte nennen. Dieselbe rührende resignirte Geberde des alten Oesterreicherthums haben die blaßfarbenen stillen Erzählungen Ferdinand von Saar's. Frischeres Blut kreist in den novellistischen Dichtungen der Neueren, die im Volksthum unserer Provinzen wurzeln: Anzengruber, Marie von Ebner-Eschenbach, Pichler und Rosegger.

Ich habe nur die allerersten Namen genannt, aber sie genügen, um erkennen zu lassen, daß Oesterreichs literarische Vergangenheit einem heute schreibenden österreichischen Novellisten Anknüpfungspunkte genug darbietet. Zumal die Linie von Grillparzer und Stifter über Saar könnte zur Ausgestaltung und endgiltigen Feststellung eines Typus der „österreichischen Novelle" führen. Aber diese Linie wird, so viel ich sehe, kaum von einem unserer jungen Talente beschritten; die literarischen Einflüsse der Gegenwart erweisen sich wieder einmal als viel mächtiger als die einer noch so ruhmvollen Vergangenheit.

Gleich der erste der jungösterreichischen Autoren, für die ich heute beim Leserkreis der „Gegenwart" um Sympathie werben möchte, weist in seiner ganzen Art viel eher auf zeitgenössische russische und französische Vorbilder als auf ältere österreichische Muster hin. Ich rede von dem jungen Wiener Stefan Großmann und seinem Novellenbuch „Die Treue" (Wiener Verlag 1901). Die Kenner und Liebhaber Maupassant's und Tschechow's werden auch bei Großmann auf ihre Rechnung kommen. Er beherrscht ihre Technik meisterlich; die Technik der kurzen, womöglich in jedem Satz ein neues charakteristisches Detail bringenden, scharf pointirten Novelle. Da ist kein Wort zu viel und keins zu wenig; gewiß eine sehr vornehme und ebenso schwierige Art, Geschichten zu erzählen. Nietzsche würde sagen: auch eine gegen den Leser sehr höfliche Art, dessen Augen und dessen Zeit sie schonen will. Und die modernste Art endlich in einer Zeit, die in Allem und Jedem das „abgekürzte Verfahren" bevorzugt.

Sind also diese Geschichten in ihrer ganzen stilistischen Haltung fremdländisch, so sind sie um so einheimischer, um so österreichischer in der Stimmung, die sie trägt und erfüllt. Es ist die Stimmung eines Menschen, der voll verstehenden Erbarmens dem Leben der Kleinen, Bedrückten und um die Freude Betrogenen zusieht. Da ist z. B. die Geschichte eines böhmischen Schusters, der, wegen socialdemokratischer Umtriebe verdächtig, Wien verlassen muß und nach Paris zieht, wo er im Kampfe um die tägliche Existenz sein elendes Leben weiter fristet. Da besucht ihn ein Student, ein Wiener Bekannter, der die Sensationen der Weltstadt kennen lernen will, und von ihm erwartet der Handwerker die Einführung in das Paris der Freude, des Glanzes, des Rausches, das ihm immer wie ein Märchen im Sinne gelegen war. Er soll den Studenten in den „Moulin rouge" begleiten; aber Jener, der sich seines ehemaligen Genossen zu schämen scheint, kommt nicht wieder und holt ihn nicht ab. Der Schuster bleibt in seinem Kellerloch („Moulin rouge"). Diese einfache Geschichte ist mit einer solchen verhaltenen Ergriffenheit erzählt, daß eine tiefe Rührung von ihr ausgeht. Wie jedes echte Kunstwerk wirkt sie symbolisch. Symbolisch wie der „Arme Fischer" von Puvis de Chavannes im Luxembourg, wohl das ergreifendste sociale Kunstwerk der gesammten französischen Malerei des 19. Jahrhunderts.

Großmann's verstehende Güte wird zur lächelnden Ironie, wenn es sich z. B. um die Schilderung eines weiblichen Typus handelt, wie ihn uns die Muster- und Meisternovelle „Die Reise" nahe bringt. Es handelt sich da um eine kleine hübsche verzogene Frau, die nur in der Bewunderung Anderer lebt und aufblüht, und die in der wärmenden und berauschenden Atmosphäre dieser Bewunderung noch schöner, ja sogar gut und geistreich wird. Sie macht eine Reise nach einer kleinen Stadt, deren Pfarrer sie ein Kirchengeschenk, eine gestickte Altardecke, zu überbringen hat. Die Honoratioren des Ortes empfangen sie, sie wird zum Bürgermeister eingeladen und bringt, wie ein fremdes buntes Wunder angestaunt, Verwirrung und Unruhe in die sonst so stillen Lebenskreise der kleinen Stadt, bis die Ankunft ihres Mannes den ganzen Traum und Zauber zerstört. Ich bewundere auf's Höchste die liebenswürdige Bosheit, die der Autor gegen die kleine Heldin seiner „Reise" hat, es ist eine liebkosende, neckende, zugleich verwundende und streichelnde Art der Schilderung.

Die Stimmung, in der diese Novelle webt, ist ein Lieblingsthema Großmann's: Die Sehnsucht der Seelen nach dem farbigen Strahl des Außerordentlichen, des Wunderbaren, des Glücks, der in ihre graue Existenz fallen möge. So bilden diese nachdenklichen, ciselirten und wortkargen Geschichten das Denkmal einer wesentlichen Zeitstimmung.

Eine wie andere Zeitstimmung treibt in den „Küssen" von Hugo Greinz (Linz und Leipzig 1900, Oesterreichische Verlagsanstalt) ihr fröhliches Wesen. Wie viel Bitterkeit, Enttäuschung, Anklage gegen das Leben und Ironie bei Großmann, wie viel Licht und Jubel hier. Es ist die kostbarste Stimmung des Eintritts der Jugend in's Leben, was das Herz dieses Dichters bewegt. Jene Stimmung, die wir nie vergessen sollen, weil von ihr immer neue Kräfte wie Lebensbäche in's verarmende Dasein der späteren Jahre ausströmen: die Stimmung der Tage, als wir die ersten Küsse von verliebten und blühenden Lippen pflückten, als die ganze Welt in einem neuen Glanz zu schwimmen schien, als wir das Leben zum ersten Mal wirklich zu erleben meinten, zum ersten Mal verstanden die mädchenhafte Verschämtheit und Zierlichkeit der jungen Birken, den schwülen süßen Duft der Akazien und den dunkeln Ruf der Amsel im Abend. Damals haben wir die Schönheit der Welt entdeckt und zehren heute noch von dem Erbe jener Tage.

Jene glühende Verliebtheit in das Leben, jene Neugier und Lust, mit der wir damals jedem neuen Tag entgegensahen, jene bunten Abenteuer der Sinne, die damals erst zum Leben erwachten und jenes Aufspringen der Thore, die

in den unendlichen Garten der Schönheit führen, sind die eigentlichen Stoffe der Geschichten von Hugo Greinz.

Er bemüht sich nicht um die Erfindung neuer, bewegter, durch die Wunderlichkeiten und Launen ihres Laufes überraschender Fabeln. Seine Geschichten haben keine „Pointen“. Die einfachsten Gegenstände sind ihm gerade recht. In fremder Stadt die erste Nacht. Ein Abschied und eine Wiedervereinigung Liebender. Der unsägliche Reiz flüchtiger Begegnungen, wie sie das Leben bringt, wo Stunden Jahre aufwiegen können. Ein geschiedenes Ehepaar, das sich wieder zusammenfindet. Die Carrière eines Landmädchens von der Schneidermamsell zur Blumenverkäuferin im eleganten Kiosk, zur Cocotte. Solche Dinge sind der schlichte Inhalt dieser Geschichten. Alle diese Motive haben etwas Typisches. Und ihr Typisches, ihr allgemeiner Stimmungscharakter ist es offenbar, der den Dichter zur Fixirung gereizt hat.

Also sind es lyrische Stimmungsbilder, große lyrische Gedichte in Prosa, mit denen wir es hier zu thun haben? Ja; und während bei Großmann die Novelle zu ihrem Ursprung zur Anekdote, zur novella der alten Florentiner zurückzukehren schien, hat sie sich hier am weitesten von jenem Ursprung entfernt. Denn nicht im Besonderen, sondern im Typischen sucht sie ihren Reiz, und nicht im Erzählen, sondern im — Musiciren. Und während der Großstädter Stefan Großmann bei Parisern und Russen in die Schule gegangen ist, zeigt der junge Tiroler Greinz eine innige Verwandtschaft mit den stammverwandten neuen Dichtern des skandinavischen Nordens, denen er sich ja auch durch seine Uebersetzerthätigkeit genähert hat.

An jene großen Musikanten der lyrischen Prosa von Jacobsen bis Sigbjörn Obstfelder wird man gemahnt, wenn man den sanften, ruhigen Weisen dieser Novellen lauscht. Ihre Sätze suchen weder das Farbige, wie die Prosa der Decadenten, noch das Plastische, wie die Prosa Conrad Ferdinand Meyer's; aber musikalisch zu sein ist ihr Ehrgeiz und höchster Stolz. Es ist ein feiner und tiefer Genuß, ihrem Tempo, ihrem sanften Schwellen und Verklingen, ihrem schönen und leise bewegten Rhythmus zu lauschen. Freilich giebt es Leute, denen für diese Art von Genüssen noch garnicht die Ohren gewachsen sind. Aber sie mögen sich beeilen, um ihrer Zeit nachzukommen; denn viele Zeichen weisen darauf hin, daß diese den musikalischen Hang der modernen deutschen Prosa begünstigt.

Die Novellen von Greinz spielen in den kleinen österreichischen Städten, die im Schutze ihrer Stadthügel an flinken Alpenflüssen ruhen, mit den vielen Gärten, die ihre heiteren Gassen erhellen, mit den schneebedeckten Bergriesen im Umkreis. Und österreichisch ist die Seele der Menschen, die das Buch herzeigt, mit ihrer sinnenfreudigen Hingabe an die Natur, mit ihrem tiefen und frohen Genuß des Moments und doch jenem Ernst, jener Schaffenslust und Thatkraft, die diese österreichische Generation von ihren Vorgängerinnen so bedeutsam unterscheidet. Es ist viel vom Besten der neuen Jugend in Oesterreich, das in diesem Buche lebt.

Zukunftshauch athmet auch die umfangreichste und werthvollste Novelle des schönen neuen Geschichtenbuchs des Steirers Emil Ertl („Mistral“, Novellen von Emil Ertl, Stuttgart 1901, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.). Sie heißt „Handschuh“ und deckt sich thatsächlich im Motiv mit der kleinen Schiller'schen Romanze. Ein etwas schwerfälliger und hausbackener, aber herzensguter und grundtüchtiger Gelehrter und ein schönes, starkgeistiges modernes Sportmädchen sind einander gegenübergestellt. Er liebt sie, sie will nichts von ihm wissen. Auf einer Bergpartie läßt sie ihren Handschuh liegen, und im Scherz verlangt Asta von ihrem Anbeter, dem Professor Pfizmaier, er solle ihn auf demselben halsbrecherischen Weg holen, den kurz zuvor ein gewandter Tourist zur Bewunderung der ganzen Gesellschaft zurückgelegt hat. Von blinder Liebe und Eifersucht getrieben, wagt der Professor den tollkühnen Anstieg, dessen athemberaubende Schilderung ein Bravourstück eindringlicher Erzählungskunst ist. Wie ihm in der höchsten Lebensgefahr die Liebe zu Asta als eine ganz ferne Episode erscheint, an die er sich kaum noch erinnert, wie ihm in den furchtbaren Momenten, wo er zwischen Tod und Leben schwebt, das innerlich Unwahre und Unechte dieser Liebe klar und wie sie vom übermächtigen Drang, am Leben zu bleiben, ganz ausgelöscht wird, das ist überzeugend erzählt. Oben angelangt, vergißt er natürlich den Handschuh zu holen (wie fein ist hier das Schiller'sche Motiv gewendet) und beeilt sich, die Sommerfrische zu verlassen und in den heimischen Lebens- und Pflichtenkreis zurückzukehren, an den er in jenen qualvollen Minuten mit Sehnsucht und tiefer Reue gedacht hat. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Menschen, deren jeder in seinem Kreise volle Geltung und Berechtigung hat, ist auf's Feinste herausgearbeitet; und ganz unparteiisch steht der Autor seinen beiden Figuren gegenüber. Anscheinend giebt er dem guten, treuen, aber formlosen und in seinen Anschauungen altväterischen Gelehrten Recht; aber voll kaum verhohlener Sympathie steht er auch dem scheinbar kühlen und herzlos vernünftigen, in Wahrheit selbstständig und klar denkenden, allem Schönen mit echter Liebe zugewandten Mädchen gegenüber, in deren Wesen „neue Morgenröthen“ zu schlummern scheinen. Zwei Lebenssphären, vielleicht zwei Zeiten, stehen einander in Asta und Pfizmaier gegenüber; und der Zukunftstypus, den Asta vertritt, ist selten mit so reinen und lebendigen Strichen gezeichnet worden. Die erste Hälfte der Novelle, die in der Tiroler Bergwelt spielt, erzählt mit vieler Laune die Idylle einer verregneten Sommerfrische; das Behagen, das diese breite aber nie langweilige Schilderung athmet, bringt einen auf den Gedanken, daß Ertl's Talent der humoristische Roman besonders nahe läge. Ganz anders ist die Arbeiternovelle „Auswanderer“ componirt. Etwa wie Klinger's Radircyklen „Ein Leben“ oder „Eine Liebe“; zwischen Blättern, die die Erzählung fortführen, stehen solche, die Träume, Visionen oder Symbole entfalten. Dagegen haben die „Stadt der Heiligen“ und „Walpurga“ wieder den vollen schlichten Erzählerton; erstere eine Legende aus dem Kreise des hl. Franz v. Assisi, durch die humoristisch dargethan werden soll, daß eine Stadt voll Heiliger und Gerechter zu Grunde gehen müßte (man denkt sofort an Gottfried Keller's „Drei gerechte Kammmacher“), letztere eine Art Dorfgeschichte aus den lieblichen Bergthälern Kärntens. Ein Mann aus der Stadt sucht im Gebirge die Stätte einer Jugendliebe wieder auf. Viele Jahre sind verflossen; wie wird er die ehemalige Geliebte, ein Bauernmädchen, wiederfinden? Beinahe befällt ihn Angst, daß ihm eine enttäuschende Gegenwart die wunderschöne Erinnerung verderben werde. Er betritt ihr Heimathdorf und erfährt bald, daß Walpurga längst todt ist. Kurze Zeit nachdem er sie verlassen, verlassen mußte, ist sie gestorben; „am Herzwurm“. Und nach dem ersten Schmerz überkommt es den einsamen Wanderer wie Dankbarkeit, tiefe Dankbarkeit, daß ihm das schöne Bildniß seiner Jugendliebe mit unzerstörten Farben in der Seele erhalten bleibt. Wunderschön ist das Gegenständliche in dieser feinen Novelle zur Anschauung gebracht, die kleine Kärntner Stadt, das Dorf im Bergthal, die Wanderung; und herrlich ist das ländliche Liebesidyll, das allmählich in der Erinnerung des Mannes, der seine Jugend suchen ging, wieder aufblüht. Auch das ist bemerkenswerth, daß in der „Walpurga“, mit der Ertl Rosegger's Domäne betritt, garnichts vom Einfluß dieses Großen zu spüren ist, obwohl die beiden Dichter in enger Freundschaft und seit Jahren in derselben Stadt leben. Dagegen hat auf die Titelnovelle „Mistral“ Altenberg's Manier eingewirkt, nicht gerade zu ihrem Vortheil, denn der concentrirte, damascirte Stil des jungen Wieners ist Ertl's Sache nicht.

Von Peter Altenberg liegt nun schon das dritte Buch

vor, fünfundfünfzig „neue Studien“, „Was der Tag mir zuträgt“. (Berlin, S. Fischer Verlag, 1901.) Man kennt seine Weise, und er hat sich nicht verändert. Nur daß er vielleicht noch ein bißchen lehrhafter geworden ist. Er ist eigentlich ein Aphoristiker, der aber seine Aphorismen in einer eigenthümlichen Einkleidung vorträgt; in ganz knapper, novellistisch-lyrischer Skizzenmanier, die ganz sein Eigenthum ist. Diese Form hat er auf's Feinste ausgebildet, eine vielsagende, mehr andeutende, als erzählende, mehr verschweigende als verrathende Form. Seinen technischen Ehrgeiz hat er in der originellen kleinen Autobiographie, die die neue Sammlung eröffnet, selbst formulirt: „Sind meine kleinen Sachen Dichtungen? Keineswegs! Es sind Extracte. Extracte des Lebens. Das Leben der Seele und des zufälligen Tages, in zwei bis drei Seiten eingedampft, vom Ueberflüssigen befreit wie das Rind im Liebig-Tiegel! Dem Leser bleibe es überlassen, diese Extracte aus eigenen Kräften wieder aufzulösen, in genießbare Bouillon zu verwandeln, aufkochen zu lassen im eigenen Geiste, mit einem Worte sie dünnflüssig und verdaulich zu machen“. Man könnte aber auch sagen, um im culinarischen Bild zu bleiben: Die Speise, die er bietet, ist nicht nahrhaft, weil sie lediglich aus Würze besteht. Mit dem Sauerteig seiner Ideen könnte man die Masse ganzer Romane durchsäuern und in Gährung versetzen; aber hat schon Jemand bloß aus Sauerteig Brod gebacken? Vielleicht bin ich jetzt gegen Altenberg ungerecht, aber ich möchte nur zu erklären versuchen, weßhalb es Vielen unmöglich ist, mehr als zehn Seiten von ihm hintereinander zu genießen. Vielleicht liegt es auch daran, daß er das naive Gestalten immer mehr zu verlernen droht; immer häufiger redet ihm der Hygieniker, Aesthetiker, Socialreformer und was weiß ich, drein und verdirbt ihm das Concept. Immer seltener wachsen in seinem Garten so reine Gebilde wie diese kleine Skizze „Zwei junge Paare“, die als ein rechtes Exempel seiner Art und Kunst hierher gesetzt sei.

„Zwei junge Paare soupiren in einem Restaurant.
Der Eine ist wunderschön und seine Frau ist sanft.
Der Andere ist sanft und seine Frau ist wunderschön.
Man spricht. Man schweigt.
Wirklich, sehr gemüthlich ist es. Wie in einer Heimath und doch in der Fremde. So ist ein Hôtel-Salon.
Moselwein, Graacher Münzlei.
Alle werden heiter.
‚Wer zuerst lacht ...?!‘ sagte die Sanfte zu dem Sanften.
Und sie starren sich an.
Aber gleich lachten sie Beide, lachten, lachten.
‚Wer zuerst lacht ...?!‘ sagte die Wunderschöne zu dem Wunderschönen.
Aber sie blieben ganz ernst und starrten sich an, an, an ...
Da verloren auch die Sanfte und der Sanfte ihre Fröhlichkeiten und tranken stumm den Graacher Münzlei.“ —

Wahrhaftig, ein ganzer Roman auf einer Seite. Welche langverzitternde Resonanz hat jeder dieser Sätze ... Man kann Altenberg auf die Dauer nicht gram sein. Kein Autor ärgert einen so schnell wie dieser moderne Frauenlob, und keiner versöhnt wieder so schnell durch glückliche Funde. Gewiß, er widerspricht sich oft in den Theoremen, die er mit seiner zornigen Leidenschaft aufstellt und verficht. Er ist eben ohne innere Ordnung, und Menschen ohne innere Ordnung haben oft die besten und fanatischesten Prediger abgegeben. Freilich allzu ernst darf man sie nicht nehmen, sonst kann man in sehr komische Bedrängniß gerathen. Aber noch thörichter wäre es, an Altenberg vorüberzugehen; in seinem bunten Korb hat er ein Geschenk für Jeden, das man sich mit vorsichtigen Fingern herausnehmen möge. —

Zum Schluß sei mir ein Wort der Empfehlung für die neuen kleinrussischen Geschichten von Hans Weber-Lutkow vergönnt. Sie heißen nach der ersten Novelle „Die schwarze Madonna“, und sind in dem nämlichen rührigen Linzer Verlag erschienen, der vor einem Jahr Weber-Lutkow's „Schlummernde Seelen“, dieses vielbemerkte merkwürdige Buch, herausgebracht hat. Der Dichter, 1861 in Lemberg geboren, kennt Land und Leute von Kleinrußland aus eigener langjähriger intimster Anschauung, und man merkt es seinen Geschichten an, daß er aus dem Vollen schöpft, aus einem unversieglichen Schatz reicher Jugendeindrücke. Diese vorzüglich erzählten Novellen sind vor Allem durch die Menschen interessant, die sie vorführen. Menschen, die wirklich „jenseits von Gut und Böse“ stehen, nicht aus irgend einer Theorie, sondern aus ihrer innersten Natur heraus; Triebmenschen, in denen überstarke Instincte den Willen und das moralische Bewußtsein überwuchern. Da ist z. B. eine junge lebensdurstige Bäuerin an einen alten reichen Trinker verheirathet; ihr Herz und ihr Blut rufen nach dem Jugendgeliebten, den sie wegen ihrer Beider Armuth nicht heirathen konnte; da erschlägt sie in einer Nacht ihren betrunkenen Mann, mit dem besten Gewissen, nein, jubelnd, denn die Madonna hat es ihr durch deutliche Zeichen befohlen ... Und die Geschworenen sprechen sie frei, denn „wir Bauern treiben mit religiösen Dingen keinen Scherz“ ...

Von solcher wilden, starken Wahrheit sind alle Geschichten Lutkow's. Wie berühmt stünde ihr Verfasser da, wären sie von einem Russen geschrieben. Aber der Dichter ist „nur“ ein Deutscher, und noch dazu ein Oesterreicher ...

Die sociale Mission der bildenden Künste.

Von Karl Noetzel.

III.

(Schluß.)

Betont, und immer wieder betont muß werden, daß ein künstlerischer Jugendunterricht eine schreiende Nothwendigkeit ist, und daß wir uns nicht länger der schweren Unterlassungssünde schuldig machen dürfen, unserer Jugend zu ihrem Glücke einen Sonnenstrahl vorzuenthalten, der, wenn er einmal zur rechten Zeit in die junge Seele hineingeleuchtet hat, das ganze spätere Leben durchwärmt und durchglänzt.

Wie schon mehrfach betont, fassen wir die sociale Mission der Kunst nicht in der Weise auf, daß sie bloß berufen sei, in der Erholungszeit, also in der Festzeit der Seele, ein gern gesehener Gast zu sein, sondern sie soll ständige Gefährtin sein im Alltagsleben, also in der Häuslichkeit, im Beruf, im Vergnügen. Zunächst wird man einwenden, daß es in Anbetracht der heutigen schwierigen Erwerbsverhältnisse geradezu gewissenlos sei, einen derartigen Luxus zu empfehlen. Darauf erwidern wir, daß die Kunst als Lebenselement nicht nur keinen Luxus bildet, sondern daß vielmehr eine künstlerische, geschmackvolle häusliche Einrichtung als Quelle großer Zeitersparniß, möglichster Behaglichkeit und durchgeführter Hygiene auch vom rein wirthschaftlichen Standpunkte selbst dem kleinen Manne auf's Dringendste zu empfehlen sei. Wir verweisen auf die classischen Belehrungen, die Lichtwark in seinem „Palastfenster und Flügelthür“ über die künstlerische Ausgestaltung des Heims giebt, worauf wir uns im Folgenden vielfach beziehen werden. Was nun zunächst das Wohnhaus selbst anbetrifft, so liegt es nur in seltenen Fällen in der Macht des Bewohners, zu dessen künstlerischem Aussehen beizutragen. Hierin hätten sich Bauunternehmer, Baugesellschaften, Fabrikdirectoren, kurz alle Behörden, die sich mit dem Bau von Wohnhäusern befassen, mit Architecten und Künstlern zu verständigen. Sie alle mögen Lichtwark's Lehre berücksichtigen, daß das oberste Princip des Nutzbaues die Zweckdienlichkeit ist, und daß demgemäß in der Façade das Bestimmende seien

die zur umfassendsten Versorgung mit Licht und Luft erforderlichen Fensteröffnungen; ihre künstlerische Wirkung sei aber coloristisch, ihre Verhältnisse einfach und harmonisch. Natürlich sind die Innenräume entsprechend klar und einfach zu gestalten. Ist das aber einmal geschehen, so ergiebt sich eine künstlerische, geschmackvolle Einrichtung von selbst. Eigentlich gehören dazu nur wenige, den Begriffen der Bequemlichkeit angepaßte Möbel, welche in nichts die freie Raumwirkung der durch breite, vorhängefreie Fenster beleuchteten Räume beeinträchtigen. In solchen licht- und luftvollen Zimmern kann bloß Ordnung, Sauberkeit und hohe Behaglichkeit wohnen, und ihre Einwohner werden auch sicherlich freundlicher und besser zu ihren Mitmenschen sich verhalten als die Bewohner dunkler, unharmonischer Räume. Wir wissen ja, wie viel schlechte Laune und unliebenswürdige Gereiztheit aus häuslichem Unbehagen hervorgehen. Und das eigene Unbehagen an seinen Mitmenschen, namentlich Untergebenen, auszulassen, ist zwar wenig löblich, aber um so beliebter. Ferner wird ein in solchen harmonischen Innenräumen Wohnender bestrebt sein, sofern es ihm möglich ist, die Principien seiner Privatwohnung auf seine Arbeitsräume zu übertragen. — Vor Allem, wenn er einen Neubau beabsichtigt, lasse er sich nicht von seinem Architecten bereden, sondern bestimme selbst, vielleicht in Berathung mit einem Künstler, die Anlage, und er wird immer wieder zur Einsicht kommen, daß größtmögliche Zweckmäßigkeit des Baues mit der Schönheit identisch sein wird. Das liegt eben in der Natur der Baukunst als angewandten Kunst, also als künstlerischer Dienerin des praktischen Lebens. Besondere Verpflichtungen haben in dieser Hinsicht die Erbauer großer öffentlicher Bureaux und Verwaltungsbauten. Hierbei müßte vor Allem dafür gesorgt sein, daß die Beamten, die den größten Theil ihres Lebens hier zuzubringen gezwungen sind, in möglichst hygienischen und sympathisch wirkenden — auch das ist Hygiene — Räumen arbeiten, was auch wiederum der Arbeit selbst sehr zu Nutzen kommen wird. Also auch hier nicht verschnörkelte Façaden und lange, schmale Fenster, sondern viel Licht und Luft und einfache, harmonische, freie Raumverhältnisse. Wer kann sagen, wieviel bureaukratische Tyrannei, Kleinlichkeitskrämerei, Neid und Intriguen, Misanthropie und Hypochondrie, die alle von hier aus wohlbehalten nach Hause mitgebracht werden, unhygienischen, unfreundlichen Räumen ihren Ursprung verdanken und vor der eindringenden freien Gotteslust weichen müßten, wie die Eulen vor dem Sonnenlicht? So viel über die Kunst im Berufsleben. — Wie der Einzelne im Privatleben die Kunst pflegen soll, darüber glauben wir in dem Abschnitt über die socialästhetischen Pflichten einige Fingerzeige gegeben zu haben. Es bliebe übrig die Kunst in der Erholung, also beim Vergnügen. Die vornehmen Vergnügungen Theater und Concert sind ihrem innersten Wesen nach mit der Kunst innig verflochten, oder sollten es wenigstens sein. Dringend bedürftig der künstlerischen Reform sind eigentlich bloß die trivialen Vergnügungen Café-Concert und Specialitäten-Vorstellungen. Man wende nicht ein, daß derartige Veranstaltungen die Aufmerksamkeit ernster Kunstfreunde überhaupt nicht verdienen. Nach dem, was sie bis jetzt leisten, gewiß nicht. Aber ignoriren kann sie der ernste Kunstfreund durchaus nicht, weil ihr Besuch stetig zunimmt und ihr jetziger, geschmackszerstörender Einfluß demnach allmälig eine ernste Gefahr für das Kunstverständniß und die Kunstehrfurcht der breiten Massen bildet, während man umgekehrt diese Vergnügungen zur Geschmacksbildung benutzen könnte. Der wachsende Besuch leichterer Vergnügungen und Schaustellungen entspringt unstreitig der Ueberanstrengung des modernen Erwerbslebens. Der heutige Berufsmensch fühlt sich häufig Abends zu abgestumpft zu Theater und Concert, und so sucht er die müheloseren Genüsse im Café-Concert und den Specialitäten-Vorstellungen. Er wünscht nichts weiter als amüsant unterhalten zu werden, Frivolitäten und niedrigen Sinnenreiz sucht er an sich nicht. Mithin ist eine künstlerische Veredlung dieses leichteren Genre durchaus möglich und unstreitig eine hochwichtige Aufgabe der Socialästhetik. Englische Künstler haben dies zuerst eingesehen, wie Walter Crane, der im Serpentintanz eine Schaustellung von hervorragendem Geschmacke schuf. Seinem Beispiel wäre nachzueifern, um den geschmacktödtenden Einfluß des Tingeltangel, der sich selbst schon in bessern Kreisen höchst verderblich geltend zu machen beginnt, zu paralysiren. Ja, mehr noch — es kann das Tingeltangel noch zur Geschmacksbildung verwendet werden, zur Propaganda für echte Kunst. Die Kunst muß eben auch, dem demokratisirenden Einflusse der Zeit folgend, von ihrem Piedestal herabsteigen und sich allen Formen des modernen Lebens anzupassen suchen. Denn nur so wird sie sich behaupten und eine kräftige Verjüngung erfahren. Ein Beispiel sei ihr darin die Romandichtung, wo selbst hervorragende Meister es nicht verschmähen, ihre Werke durch Colportagehandel auf Hintertreppen für wenige Pfennige verkaufen zu lassen, bloß daß damit dem geschmack- und sittenverderbenden Einflusse des Colportageromans gesteuert und dem Volke eine gesunde Geistesnahrung geboten werde. So soll die Kunst darnach streben, das bis jetzt noch so kunstfeindliche Tingeltangel zur Verbreiterin eines natürlichen, reinen Kunst-Geschmackes zu machen. Der ethische Erfolg wäre erfreulich groß. Denn gemeine Speculation auf niedere Sinnlichkeit hätte keinen Platz mehr in derartigen Veranstaltungen. Und in der That ist alles Unmoralische eine durchaus unnütze und zweckwidrige Beigabe der Café-Concerts, deren einziger Zweck, wie gesagt, bloß darin zu suchen ist, Berufsmüden eine mühelose, geschmackvolle Zerstreuung zu schaffen. Möchten große Künstler mit weitem socialen Blick ihren Beistand dieser wichtigen Aufgabe der künstlerischen Ausgestaltung der Volksvergnügungen leihen! Sie mögen dabei das Bewußtsein haben, daß sie damit das Ansehen der großen Kunst erhöhen, indem sie Geschmack zerstörende Einflüsse lahm legen und dem gesunden Vergnügungsbedürfniß künstlerische Weihe geben. Und das ist eine Aufgabe, des Schweißes der Edelsten werth. Denn nie mögen die Meister vergessen, daß die Kunst im umfassenden Sinne social ist, und daß sie sich darum, wie oben erwähnt, allen gesunden Verhältnissen und Formen des modernen Lebens anpassen muß, wenn sie ihre Pflicht völlig erfüllen will. Diese aber beruht unstreitig darin, das Alltagsleben jedes Einzelnen mit ihrer göttlichen Schönheit zu durchdringen und ihn glücklicher zu machen und besser. —

Auch die Wohlthätigkeit hat sich den Formen des modernen Lebens anpassen müssen. Neue große Aufgaben sind ihr erwachsen. Da staatliche und communale Fürsorge jeden directen physischen Mangel bekämpfen, konnte der Bettel verboten werden und das directe Almosengeben aufhören. Wenngleich sich auch noch viel Noth verbirgt, und dem Menschenfreund übergenug Gelegenheit bietet zu directer materieller Unterstützung, so ist doch unstreitig die Tendenz in der modernen Wohlthätigkeit auf das Betonen des Persönlichen in der Armenpflege gerichtet. In diesem Sinne ist die Privatwohlthätigkeit berufen, die öffentliche, rein materielle Fürsorge zu ergänzen, d. h. erst zu einer wirklichen Wohlthat zu gestalten, und es liegt ihr Schwerpunkt in der seelischen Antheilnahme an den Verpflegten. Dadurch ist ihr Wirkungsfeld ganz bedeutend erweitert worden. Allerdings werden auch an den Armenfreund heute bei Weitem höhere Anforderungen gestellt. Früher kam der Pflegling selber und empfing directe Almosen. Das war eigentlich sehr einfach. Heute muß der Armenfreund selbst die Bedürftigen in ihren Behausungen aufsuchen, mit freundlicher, nimmer müder Geduld sich ein möglichst vollständiges Bild ihrer jedesmaligen Lebensverhältnisse zu verschaffen suchen, ihnen theilnehmende Güte entgegentragen, sie trösten, beglücken, erheitern, kurz sie seelisch anzuregen suchen. Machen wir diese Auffassung der Wohlthätigkeit zu der unsrigen, so wird uns ohne Weiteres klar, eine wie große Unterstützung uns hierbei die Kunst bieten könnte. Denn

immer wieder müssen wir darauf zurückkommen: die Kunst ist Natur, so wie sie der Künstler durchfühlt haben möchte, also gesehen durch das Medium seiner liebenden Seele. Denn nur aus einem gütigen Herzen wird die Kunst geboren, und ihre Werke sind Verewigungen der Güte. Die Hauptaufgabe der modernen Wohlthätigkeit besteht aber unstreitig darin, in den Verpflegten das Verständniß der Güte zu wecken. Laßt uns daher den Armen und Elenden Reproductionen schenken erhabener, liebevoller Kunstwerke, laßt uns ihre dürftigen Behausungen damit schmücken und sie fühlen lehren, was der große Künstler gewollt. Mögen immerhin Praktiker und Realpolitiker erhaben lächeln über diesen „ideologischen“ Vorschlag. Niemand wird unsere tiefe Ueberzeugung erschüttern können, daß die Seelensprache der erhabenen Kunst in hervorragendem Maße berufen ist, die frohe Botschaft den Mühseligen und Beladenen zu predigen. Denn nach Schönheit und Güte sehnt sich auch der Armseligste der Armen. Und daher müssen z. B. Engelbilder von Fra Angelico und Botticelli geradezu wie eine Offenbarung wirken, denn hier erscheint die Güte in der Schönheit reinem Gewande. Darum laßt nur spötteln und höhnen die Praktiker und steckt solche Engelbilder von himmlischer Lieblichkeit in eure Taschen, wenn ihr des Elends trübe Behausungen aufsucht, und befestigt sie an den morschen Deckbalken zugiger Dachkammern und an den feuchten Wänden dumpfer Kellerwohnungen, und wenn es ein Elysium giebt, so bin ich überzeugt, daß die alten Meister mit segnendem Lächeln herabschauen auf euer Gott wohlgefälliges Thun. Und gedenkt dabei der Worte des Erlösers: Was ihr dieser der Geringsten einem gethan habt, das habt ihr mir gethan. — Vor Allem der Armuth Kindern, die so oft der fürsorgenden Liebe entbehren müssen, schenkt ihnen solche Meisterbildchen lichter, freundlicher Engel, und ihr werdet verborgene Paradiese erschließen in der Kindesseele! Aber wenn auch nur einmal ein elendes, schmutziges Gesichtchen in plötzlicher Freude aufleuchtet, so ist auch das schon köstlich und wohlgefällig dem Himmel. Da das Kindergemüth ebenso sehr viel empfänglicher ist, so dürften in den Waisen- und Rettungshäusern der Kunst ganz besondere, wundervolle Aufgaben erwachsen. In Ersteren wäre sie berufen, dem kindlichen Bedürfnisse nach intimer, persönlicher Antheilnahme, dem meistens in Folge zu großer Pfleglingszahl nicht vollständig entsprochen werden konnte, freundlich entgegenzukommen; in den Rettungshäusern ist ihr die hohe Mission vorbehalten, verwahrloste Kinderseelen wieder an Güte und Schönheit glauben zu lehren. Und hierzu birgt die Kunst eine gewaltige, viel zu wenig ausgenutzte Macht über die Seelen. Es müßten zunächst die Aufenthaltsräume selbst, wenn auch mit wenigen, so doch mit ausgesucht schönen Reproductionen seelischer Momente geschmückt werden; ferner seien kleinere Bilder bei besonderem Anlasse und zur Belohnung an die einzelnen Kinder zu vertheilen, und bei Festgelegenheiten Bilder vorzuzeigen, auch mit der Laterna Magica. — Mögen berufene Pädagogen von Pestalozzi's Geiste die Durchführbarkeit dieser Idee erwägen.

Wenn die häusliche Umgebung schon auf das Wohlbefinden des gesunden Menschen einen gar nicht hoch genug einzuschätzenden Einfluß ausübt, so muß bei dem Kranken, dessen Eindrucksfähigkeit stark gesteigert ist, dieser Einfluß noch viel größer sein. Eine behagliche, sympathische Umgebung wird entschieden Gesundheit fördernd wirken. Zuerst erkannt hat man das in England und sich darum bestrebt, durch möglichst wohnliche, comfortable Einrichtung der Krankenhäuser in den Patienten die Vorstellung eines behaglichen Heims zu erwecken und so suggestiv die Heilung zu unterstützen. Allerdings konnte dieser Gedanke bloß von einem Volke herrühren, dessen Sinn für intime Häuslichkeit so entwickelt ist wie beim englischen. Ihm verdanken wir die künstlerische Reform unserer Wohnräume, laßt uns auch von ihm lernen, unsere Krankenhäuser wohnlich zu gestalten. Natürlich bleibt hierbei die Hauptsache, daß die hygienischen Anforderungen gewahrt werden, aber, wie wir oben gesehen haben, decken sich eben in der Hauskunst die höchste Zweckmäßigkeit mit einer gesunden Aesthetik, oder es beruht vielmehr ihre Schönheit in vollendeter Zweckmäßigkeit. Bilderschmuck wäre im Allgemeinen maßvoll zu verwenden, um nicht aufregend zu wirken. Indessen dürfte bei längerem Bettliegen entschieden der Anblick künstlerisch vollendeter Reproductionen freundlicher Themata eher beruhigend und daher suggestiv heilungsfördernd wirken. Ueber die Durchführbarkeit dieses Gedankens mögen Aerzte und Künstler sich verständigen. Jedenfalls verlohnt es einer gewissenhaften Durchprüfung, um Kranken die Leidenszeit durch den lichten Trost der gütigen Kunst zu lindern und Sterbenden den Abschied von der schönen Gotteswelt leichter und weihevoller zu gestalten durch den Anblick eines jener Meisterwerke, darin begnadigte Künstler ihrem Ahnen der ewigen Güte ergreifenden Ausdruck liehen.

Kehren wir zu dem zurück, wovon wir ausgegangen sind, zur Entstehung der Kunst. Die Schönheit der Natur, womit die ewige Güte uns beschenkte, weckt in dem tiefer empfindenden Menschen, dem Künstler, das drängende Sehnen, sie seine Mitmenschen verstehen zu lehren. Im Kunstwerk schafft er ein Abbild der Natur, wie er sie durchfühlt haben möchte. Es ist also die Kunst Natur, gesehen durch das Medium der liebenden Künstlerseele. Nur aus einem gütigen Herzen wird die Kunst geboren, und ihre Werke sind der Niederschlag aller Güte vergangener Zeiten. Sie bilden die eigentliche seelische Production der entschwundenen Jahrhunderte — ein Schatz, der sich stets vermehrt. Aber kein todter Schatz! Denn was einmal mit liebender Seele der Genius schuf, bleibt lebendig und in ewiger Bewegung. Und diese hohen beglückenden Kräfte auf Alle einwirken zu lassen und das Alltagsleben Aller ganz zu durchdringen mit der gütigen Kunst, darin erblicken wir die sociale Mission der Künste und darauf zielen auch alle vorstehenden Vorschläge und Anregungen.

Feuilleton.

G'schichteln aus Steiermark.

Von Hans Fraungruber (Wien).

Der rothe Kidl (Kittel).

Die Fallbichlerin däs war a Gspoaßige! Nit eppa, daß s' ihr koa hoamlichs Brail ohbraln oder koa Schalerl Kaffee vergunnt hätt, derweil der Mann nit dahoam gwen is; ah nit, daß s' eppa ihrn Alten akrat verrathn hätt, was die Ringerl und Ketterl, die Mascherl und Falberl kosten, dö s' allweil ins Haus bracht hat, a na, so gspoaßi war s' nit, die Fallbichlerin, aber — die bäurische Weis hat ihr nit langt.

Die Spenser und Joppen, die Kidin und Fürta[1]), wie s' die Duckbäurin oder die Galleuloiplin anglegt haben, dieselbigen waren der hoaligen Fallbichlerin alls z'leicht[2]), was extrigs hat's sein müaßn. Halt ja, wohin mit 'n Geld, wann d' Weiber nit wa'n? 's Anwesen hat's tragn, Kinda san koa in Haus gwen, und der Bauer, dö guate Haut, hat ihm noh was einbildt, bal er in Sunnta mit sein ehlichen Kloadastock in d' Kircha gfahrn is. Znachst kimt er gar selber mit ein Binkl unter der Irxen[3]) daher und lacht schon aufn ganzen Weg von Dörfl aufa in sein fuzzlads Pfeifenröhrl eini. Dahoam schmeißt er 'n Binkl aufn Tisch und schreit der Bäurin: „Adelheid, hennt han ih Dr was mitbracht!“ Die Bäurin brennt schon glei vor lauta Neugier a Loch in die Tischplatten mit ihre schwarzen Augen.

„Wa' nit aus — mitbracht hast mr was? Ja, was lauda?[4]) Was wirds eppa sein?“

„An neuchen Kidl han ih Dr kaft!“

„Uh Marei — an Kidl! Wo hast'n den kaft?“

„Bei'n Kramer drunt,“ lacht der Bauer volla Freud und schneidt 'n Spagat ausanand, „an muatsaubern rothn Kidl han ih Dr kaft — fünf Gulden fuchzg Kreuzer hat er mih kost — da schau her!“

---

[1]) Schürze, [2]) zu minderwerthig, [3]) Achsel, [4]) denn.

Draht sih die Bäurin weg und macht a Gsicht wie a Katz, der s' 'n Schnauzbart obgschnitten habn. Bei'n Kramer hat er 'n kaft? Den Kidl mag s' nit, gar nit anschaun mag s'n. Woaß mr ah so auswendi, was ma bei'n Kramer für a haderwachlads Kidlzeug kriagt.

„Aber — Adelheid, nimm dena Dein Verstand in d' Händ" —

Nix is 's, sie mag ah koan Verstand in d' Händ nehma; drinzunderroth wird die schön Bäurin vor lauter Gall. „Was hast 'n ah so a Fladerwerch z' kafen? Fünf Gulden suchzg Kreuzer für a Kidlzeug, wo ma die ganz Freundschaft durchsiacht! Ih schau mr schon seim um meine Kidin um — für was han ih denn mein Millgeld?[5]) Bal wieder amol der Krazentrager kiml, werd ih Dr zoagn, was dei mir a Kidl is, daß D' es woaßt für a andersmal!" Wie a Wepsen sempert die Bäurin außi bei der Thür, und der Fallbichler steht da mit sein rothn Kidl in der Hand.

„Schlagratent," fluacht er, „was fang ih hiaz an? Wann ah die Bäurin d' Hosen anhat, kann doh ih koan Kidl nit anlegn! Z'leicht is er ihr, weil er von Kramer is. Wann ih netta 's Geld wieder hätt! Zrucktragn — na! Auslachn lassn — nohmal na! Haltaus Michel — han ih nit in Wirthshaus unt ein Krazentrager sitzn gsehn? Sakra, hiaz fallt mr was ein!"

Der Fallbichler packt sein Binkl und zapft ohi ins Dorf; muaß ihm eppa eingfalln sein, daß er ein Durst hat. — — — Guat üba däs. Nach 'n Feieradend, wie d' Falldichlerischen bei der Stosuppen sitzen, krallt gach a kloans, punkerds[6]) Mandl daher und stellt sein Krazen[7]) vor 'n Herrenleuten aufn Boden.

„Schau, a Kraxntrager?" drummt der Bauer und zwinselt a weng auf sein Bäurin hin. Dö legt 'n boanern Löffel weg, putzt sih d' Händ in Fürfleck oh und steht gamrig auf. „Was hat er denn Rars, der Kraxntrager?"

's kloan Mandl wischt sih 'n Schwitz oh und hebt in 's Ratschen an: „Nadeln, Messer, Hafteln, Schuachnägel, Fingerhilt, Kokossoaf, schöne Ketten um 'n Hals, Mieder, Leibeln, blaue Kideln, Unterkidln —"

„Mein Gad," verstellt sih d' Fallbichlerin, „wann mr nit eh allsand in Haus hätten —" und dabei zupft s' a weng in der Krazen umanand, wie a Goaß, dö probiert, wie's Gras schmeckn thuat.

Der Handler broat sein War auf der Bank aus, und zleßt dringt er ein rothn Kidlzeug zwegn. Den habt er wie a Heidlkind und schaut die Bäurin andächti an. „Däs wa' was, ganz was extrigs," sagt er schön gschmiert, „so a Muster von ein Kidlzeug han ih in ganzn Ennsthal noh nit gsehn."

Die Bäurin macht lange Aeugel. „Wa nit aus! Ast habt 's 'n eppa gar von Bruck oder von Leoben?"

Wachelt der Krazentrager mit die Händ. „Oha, von Graz schon!"

„Gar von Graz?" dawundert sih d' Fallbichlerin. „Der wird leicht a schöns Stuck Geld kosten!"

„Gar nix kost er! Acht Gulden kost er — is däs a Geld für ein Kidl, den in ganzn Ennsthal koa Bäurin hat?"

Schreckt sih wohl a weng, die schön Bäurin, vor die acht Gulden, aber was extrigs wa's halt dena. „Sauber is er schon, der Kidlzeug, halt ja. Da siacht mr glei, was a War is, dö von weiterher kimt — gegen so a zausads Hadernwerch, mit den bei uns der Kramer die dummen Leut anschmiert."

„Bal d' Sach nohmal soviel kost', ast mag's leicht zwoamal so guat und schön sein," bedeut der Bauer und macht a zwiespaltigs Gschau, wo mr nit woaß, that er gern lacha oder woan.

„Dreimal so guat is er und dreimal so schön," bizzelt[8]) d' Fallbichlerin, „und justament kaf ih 'n, daß d' andern Bäurina was z'giftn habn —"

Und der Bauer ah — denkt s' ihr dabei, aber der thuat nix dergleichen. Z'erst pfeift er sih oans, ast geht er gar bei der Thür aus und stapft in Stall.

Wie der Handel richti is, kimt der Kraxntrager nach mit ein Gsicht als saß er bis auf d' Knia in Habern und zählt 'n Bauern acht Gulden dar auf d' Hand. Der Fallbichler steckt den andern zwoa Gulden zua, ast lacht er: „Dank Dr schön, daß D' mr mein Kidl so guat verkaft hast. Auf dö Weis' habn ma all zwoa a Gschäft g'macht, und mein' Weib is ah gholfn."

Nach a Weil geht er in d' Stuben zruck. Steht die Bäuerin bei'n Spiagel, probiert 'n Kidl und draht sih wie der Wetterhahn, bal der boarisch Wind waht. „So Fallbichler," moant s' gschnappi, „hiaz schau Dr guat an, was a Kidlzeug is — weils allweil glaubts, ös verstehts ah was von Weiberleutsachen, ös Mansbilder, ös einbilderischen überanand!" —

Der Brentinger Jakob.

Auf der Eisenbahn han ih 'n kenna glernt, 'n Brentinger Jakob. Mit 'n Redn keman d' Leut zsamm, und weil der Herr Staat aufs Plauschen noh koa Steuer gelegt hat, so han ih ma richti schon a Schnoasen[9]) Bekannte auf 'n Hals trefelt[10]), für dö unser Herrgott hisch[11]) a Trum Weltkugel hergeben muaß, daß s' alle Platz habn. Die liabern Leut wachsn wild wie d' Hetschapetschn[12]) aufn Gstaudat, und deßtwegn han ih s' ah alle in Wald und Gebirg zsamklaubt — so die Thalpeterin in Salzagrabn, 'n Kropfmoar in Krottendörfl, die Toifi Sandl auf der Alm und znachst 'n Brentinger Jakob auf der Eisenbahn.

[5]) Geld für den Milchverkauf, [6]) rundes, [7]) Tragkorb, [8]) stichelt, [9]) Reihe, [10])[17]) plaudern, [11]) hübsch, [12]) Hagebutten.

In Charfreita is 's gwen, da fahr ih von Hinterberg außa gethal auf Admont zu und gam[13]) bei'n Fenster außi auf d' Leiten, dö 's greane Ostergwandl anirgen. Dort und da lacht gar schon a Bamerl übern Zaun, mit 'n weißen Kranzerl auf 'n Kopf, akrat wie a gschamigs Dirndl, däs sih zun Umgang herricht. Und unter mein Brustfleck hebt gach a Vögerl an z'singa: „D' Auferstehung kimt! Tirili, gfreu Dih, Herzerl, 's Fruahjahr is da!"

Auf der dreutern[14]) Bank sitzt a stoanalts Mandl. Däs hat schon seit ein Eicht[15]) östermalen an sein bockstarren Filzhut g'ruckt und mit die wasserigen Aeugerl recht vertrauli zu mir umablinzelt. Hiaz, wie das Vögerl in mein Herzn gar so kreuzlusti undiedert[16]), g'wahr ih erst, daß sih wieder a Kind Gottes in mein Freundschaft einibrachten[17]) möcht. So schick ih halt meine Augen nachschau'n, wer unter den broaten Schwammerling steckt.

Glei wackelt mein Kamerad mit sein borstigen Gsichterl und blaht sein Kropf auf wie ein alter Tauber.

„Eppa ah a weng auf der Eisendahn fohrn, Herr, gelts ja?"

Ih kann 's nit laugna.

„Eppa ah auf Wörschach ohifohrn, Herr?"

„Na," sag ih, „däs nit."

„Nit auf Wörschach? Glaubs eh, müaßn eh nit alle Leut auf Wörschach ohifohrn; sist[18]) kunt ma doscht[19]) glei 's jüngste Gricht ohhalten, wann ma so kammod beinand wa'n allsander."

Recht hat er, aber ih für mein Person, bedeut ih ihm, kunt 's jüngste Gricht heut noh nit drauchn, weil ih ein etla Gschäft z' Admont hätt, die sih nit aufschiabn lassn, bis 's eppa vorbei wa' d' Unterhaltung. Und hiaz steck ih den Alten a Cigarri unter sein Krummschnabel.

Wie a Häher fahrt er drauf mit seine Krallen, ast draht er 's umanand und mag sih nit gnua dakreuzigen[20]): „Hessas, a Cigari, meina Sex, a Cigari — kim ih go noh zu so an noblichn Gfraßt! So sag ih halt fleißi Gelts gott, Herr." Z'erst schnebelt er vor lauter Dankbarkeit a Weil auf mein Rockärmel umeinand, ast legt er das Rauköhrl neben seina auf d' Bänk, ziacht aus der Joppn a rothgstroafts Tüachl, nacher a blobs[21]) Tüachl, nachher a Paar Glasaugen, dö mit Spagat zsambunden san, und 's Rockfuatter geht ah noh mit. Ast faschent er die Cigari in die Tüachln und packt allsand wieder ein.

„He Vetter," frag ih, „nix anrauchen? Oder seids eppa gar koa Raucher nit?"

„Ah wohl, wohl, von kloan auf thu ih schon brav raukn, vasteht sih, aber glei netta a Pfeifel. A Cigari thats 'n Brentinger Jakob nit tragen, is ja an armer Hascher, der Brentinger Jakob, vasteht sih."

„Hadts 'leicht koa Feuerzeug nit?" frag ich nohmal.

„Ah däs schon, Feuer gnua, a ganz Gschloß kunt ih anzünden, aber heut därf ih nix raukn, heut nit!"

„Warum denn nit heut?"

Schaut mih der Alte großmächti an. „Is ja der heili Charfreita heut, da muaß ma an Abbruch thoan. Mit 'n Fasten machet ih 'n liabn Herrgott koa Freud nit, weil ih eh 's ganze Jahr fasten thua; so opfer ih halt 's Raukn zun a guatn Moanung. Ah, sist han ih allweil 'n Nagel mitten in Gsicht, bin eh schon durch und durch gselcht, aber in der Charwocha hängt mein Pfeifel dahoam hintern Spiagel. Bal[22]) ih ba der Thür einikim, riach ih 's schon, und däs is ma gnua derweil. In Ostersunnta geh ih 's wieder an, wie a Locamotivi, bal s' ghoazt wird. Wann ih Radeln hätt auf die Schuachsohln, that ih an Pfiff und fahret davon."

Is a lustigs Mandl, der Brentinger Jakob — daß er sih aber noh extra ein Abbruch thuat, moan ih, is dena z'viel verlangt von ein Menschen, den 's eh grad nit guat geht. Da kim ih aber schön an mit meiner Red. Völli harb wird der Alte. „Nit guat gehn?" fahrt er her, „was? 'n Brentinger Jakob nit guat gehn? Anpumst! Z'guat geht's eahm, go z' guat!

„Han nix dagegn, aber wieso denn gar z'guat?" möcht ih wissen.

„Däs is a leichts: Bin ih ah glei a Häuslmann[23]), a Keuschen[24]) han ih doh, dö mein ghört, und mehra woaß ih von Grafen in Trautenfelser Gschloß ah nit, grad daß die sein größer is. A Trum Brod liegt ah gwöhnli in meina Tischlad; und liegt amol koans drein, ast siach ih dena besser, wie guat's is, wann ma was z' beißn hat. 'n Trunk han ih umsist; frali der Wein, der kimt ma in unrechtn Schlund, weil 'n allweil a andrer Mensch trinkt, aber ih kriag dafür ah nit 'n andern sein Rausch. Ehnter[25]) amol war ih was Bessers, a Bahnwachter bin ih gwen ba der kaiserlichn Bahn. Wie aber die Zeit go an rechtn Schippel Jahrl auf mein Buckel aufgladen hat, da is gach däs steirische Wappen unta mein Hemadkragn so groß wordn wie a Kegelkugel. Hiaz habn sih d' Herrn g'fürcht, d' Locamotivi kunt sich eppa schrecka vor mein Kropf und ins Feld ohihupfn — so han halt ih hupfn müaßn. Is ah nit aus wegen den! 'Hiaz arbat ih in der schön Zeit auf der Straßen: bei'n Schottersührn muaß ma recht schwitzn, und däs is gsund. In Winter mach ih Rechen und thua Kochlöffel schneidn, und so schlag ih mih sauber durch. Fahlt sih go nix; herentgegen thuats ma immramol völli and[26]), daß alls go so haarebn ausgeht. Mei Gad, alle Täg Dampfnudln is ah frei nit zun derleidn!"

Unter den Dischkur san ma schön stad ins Ennsthal ohilema. Und

[13]) spähe, [14]) jenseitigen, [15]) Weile, [16]) flattert, [17])[10]) plaudern, [18]) sonst, [19]) dort, [20]) verwundern, [21]) blaues, [22]) sobald, [23]) Kleinhäusler, [24]) Keusche (Hütte), [25]) früher, [26]) and thun = beengrn, befremden.

weils mit'n Treseln ah so kamnod geht, so heb ih mein Gspan allerhand z'fragn an und zleßt tupf ih halt ah aufn heilign Ehstand. Hiaz schreit der Brentinger Jakob. „Däs is 's ja," bedeut er voll Wichtigkeit, „deretwegn daß ma go z'guat geht! Fert[27]) is ma mein Weib gstorbn, die Leni! Als zfruah is 's ma gstorbn. Und sit dera Zeit gibt sih halt go koa Hakerl mehr, wo sih was spießen thät."

„Ah so? Die war eppa so a Hakerl?" frag ih.

Auf däs hebt's Mandl a weng zun sinniren an. Trüabseli spächt's bein Fenster außl, als schauets zruck ins vergangene Leben, auf a liabs Platzl, däs allweil weita hint bleibt.

Nach a Weil wischt der Brentinger Jakob mit 'n Handrucken üba d' Augen und draht sih wieder zu mir. „Halt ja, Herr," sagt er völli ernsthaft, „däs war schon a tüchtiga Haken, mein Leni, Gott hab's selt! Und bal ma so was amol gwöhnt is, aft geht's oan sakrisch oh. Mein Leni, däs war Enk a Hantige, a Mundstückl hat's ghabt wie a Orgelpfeifn. Bal s' nit gsempert hat, hat s' dena a weng brummt — a Musi war allweil in Haus. Meine schlechten Bräuch hat s'ma sauber ohklaubt, und bal ih beichten ganga bin, war allmai a Verlaß auf sie. Mein Kopf hätt mih schon öftamal in Stich lassen, aber d' Leni hat ma all meine Sünden bis aufs letzte Tüpferl akrat fürghalten; da war koa Sorg nit, daß sie eppa an Alzerl[28]) vergißt."

„Auf die Art wars Brentingerhäusl a weng a stürmische Gegend?"

Lacht der Alte. „Für mih war's just die recht Abwechslung, bal Regen und bal Sunnschein. Hat s' ma a guate Stosuppen kocht, mein Leni, aft hats' die ganz Zeit dabei üba mein Gamrigkeit[29]) keppelt, nacher hat ma d' Suppen erst recht g'schmeckt. Und han ih amal an Eicht nix verdeant, aft hat s' mih in ganzen Dorf umeinand ghetzt wie an Windhund. Jessas, wie wohl hats ma aft than, bal wieder a Geld ins Haus kema is. Immramol war s' dena ah a Weil stad. Bal ih aft gfragt han: Han Leni, bist eppa krank, weil Dein Mühl nit mahlt? — aft hat s' mih anbissen: Du Zach Du, allweil kann ih nit an Dir umflicken, ih muaß ah Deine Pfoadn und Hosn ausbessern! Und aft han ih gspürt, wie guat als 's is, bal 'n Wetter amol der Athn ausgeht und d' Sunn ohaleucht. Ja, Herr, wanns D' nia naß wirst, aft woaßt nit, wie wohl oan a truckna Faden thuat."

„Herentgegen han ih ah üba mein Leni nix kema lassen," daeifert sih der Brentinger Jakob weita und fuchtelt mit sein Stecken umanand. „Amol, wie s' grad wieder recht ohg'haut[30]) hat, kimt der Burgamoasta vabei und moant, er müaßt ma helfn. Du alte Keppeltruhen, schreit er eina ba der Thür, Du frißt ja Dein Mann noch aufn Kraut zsam? — Den han ih aber mein Moanung groß und kloon ausdeutscht: Mein Leni, han ih gsagt, Dö kann keppeln, wie s' mag und soviel s' mag, und wann s' mih auf der Stell zsamfrißt, geht däs ah neamd nix an. Hiaz wa' der Burgamoasta schon glei auf mih losganga, aber da hat mein Leni 'n Besen dawischt, hihi, und der Burgamoasta is ausgfohrn bei'n Tempel. Ja, mein Leni, däs war a Hantige! Auf 'n Todtenbett hat s' noh gsagt zu mir: Du, Jakob, däs sag ih Dir, daß d' nit z'übamüati wirst, bal ih eppa sterben müaßt, sist hätt ih koa ruahige Stund nit in der Ewikeit. Und daß ih a guate Nachred hör, sist giebts an Sturm, bals d' ma nachlimst in d' ewige Ruah!... Mein Gad, Herr, mir is 's an iade Stund recht. Geht ma auf alle Oerter oh, mein Leni, und in der guaten Nachred, da fahlt sih nix. Is koa Lebn nit auf der Welt, bals oan go z'guat geht; ma woaß koan Untaschied mehr. — Hessas, da san ma ja go schon z' Wörschach, hiaz hätt ih mih glei vertreselt. B'hüat Gott, Herr, und nix für übel nehma!"

Der Alte packt sein Binkerl und richt sih zun Aussteigen. Bei der Thür draht er sih nohmal um und deut mit der Hand. „All Freita fohr ih auf der Eisenbahn. Bal ih amol ausbleib, aft bin ih schon zu meiner Leni gfohrn. Nacher that ih halt ah go schön um a guate Nachred bitten. Bhüat Gott, Herr!"

Draußt is er, und ih bin um a neuche Bekanntschaft reicher. Und weils ma heut just ah amol go z'guat geht, so han ih hiaz 'n Brentinger Jakob a guate Nachred ghalten.

Aus der Hauptstadt.

Maienpirsch.

Koine avrillouse! Recht wie ein launenhaftes Jungfräulein, mit dem einen Auge lacht es, aus dem anderen fließen Thränen: so ist er gekommen und ist gegangen, dieser schlimme April. Als 31. hat er sich noch den ersten Mai angereiht, als ob er sich in den dreißig Tagen, die glücklicher Weise seine Herrschaft nur dauert, nicht hätte austoben können. Ich sehe die Gesichter der Herren Jäger noch, wie sie am Wetterglase hingen und die Linien auf oder abwärts studirten, die der Zeiger des Barometers wanderte. Mein Gott, es sind am Eröffnungstage der Rehbocksjagd Hoffnungen genug zu Wasser geworden. Die armen Enttäuschten brauchen nicht auch noch Spott hinterdrein, während sie die gründlich benäßten Büchsen trocknen.

Das Königreich Preußen und das Großherzogthum Hessen gönnen dem edlen Rehbock nur zwei Monate Ruhe im Jahre, März und April; auch in Baden ist die Schonfrist so kärglich zugemessen und beschränkt sich auf Februar und März. Dort ist das arme Thier also den ganzen April hindurch schon vogelfrei, zu einer Zeit, da nur in selteneren Fällen das Gehörn bereits gefegt ist. Aber: die Herrschaften wollen Wildpret speisen, und in den Auwaldungen längs des Rheins ist es in der heißen Jahreszeit vor Schnaken nicht auszuhalten; darum schießt der verwöhnte homo venatorius dort den Bock zu einer Jahreszeit, in welcher der sonstige anständige Jägersmann ihn respectirt.

Es soll oberstes Gesetz im Waidwerk sein, alles Thier nur dann zu erlegen, wenn es in der Fülle seiner Kraft steht. Vor Allem, wenn es vollkommen gesund ist. Das letztere ist das Wild aber erst dann, wenn es sich von den Entbehrungen des Winters am jungen Grün erholt, wenn es sein Winterkleid abgelegt und sein Sommerkleid übergezogen hat. Wenn die oberen Zehntausend, welche des ersten Rehziemers sich jetzt erfreuen, nur wüßten, wie solch' ein Stück Wildbraten aussieht, wenn der Jäger es aus der Decke schlägt. Auch schon, wenn der erlegte Rehbock zu Füßen des „glücklichen" Schütze liegt. Ich haben im Leben einen einzigen Maibock geschossen; nie wieder. Er sollte geschossen werden; sträubte ich mich, so bekam die Erlaubniß zum Abschuß ein Anderer, und die famosen Stangen reizten mich nun doch, meine Grundsätze für den einen Fall außer Acht zu lassen. Hätt' ich's lieber nicht gethan! Vor mir lag ein Thier, welches allerdings Lauscher und Stangen, den schönen Kopf und die Umrisse eines Rehbocks hatte, aber sonst! Knapp um den Windfang war ein Fleckchen roth, am übrigen Leibe hingen die grauen Haare büschelweis, Wammen und Inneres der Läufe waren ganz kahl; als ich über den Rücken mit der Hand strich, fühlte die Linie sich wie eine Säge unter der Decke an. Die einzelnen Wirbelknochen stachen fast hindurch. Um nun gar, als der Bock gestreift und zerwirkt wurde: überall krochen die Engerlinge, diese fingerdicken, großen häßlichen Würmer unter der Decke und in den Gängen von Hals und Kopf. Ich wollte, ich hätte die Gourmets an das Opfer hinführen und ihnen weisen können, was ihnen als Rehbraten ein paar Tage später servirt ward. Ihrer Keiner hätte ein Stück davon berührt. Der arme, hungrige Teufel! Auf dem Wege an der Waldparcelle, wo er seinen Stand hatte, waren Arbeiter beschäftigt, die das Sträßchen dort frisch einbetteten. „Ich werd' ihnen sagen, daß sie bald Feierabend machen und recht still nach Hause gehen", flüsterte der Jäger leise zu mir, der ich ihn möglichst laut anschrie: „Das Sie sich unterstehen! Die Leute sollen ihren gewohnten Spectakel machen, zur gewohnten Stunde mit der Arbeit aufhören und dann, laut wie immer sich unterhaltend, nach dem Dorf zu marschiren. Sie gehen mit und schreien am lautesten. Verstanden?" Der Mann sah mich an, als hielte er mich für verrückt, aber er that wie befohlen, und die Leute waren noch nicht zweihundert Schritt vom Arbeitsplatz entfernt, da krachte schon bei mir der Schuß. Keuchend kam der Jagdaufseher angestürmt und riß Mund und Augen auf, als er mich bei dem erlegten Bocke sah. — Die Geschichte ging doch ganz natürlich zu. Freund Rehbock hatte den Lärm der Arbeiter all' die Tage seither gehört und saß in stiller Verdauung, vom morgendlichen Aesungsplatze heimgekehrt, nebendran im Busch; in den Arbeitspausen that er sich dann um, und Abends sagte es ihm das immer ferner klingende Gejohle der Heimkehrenden, daß jetzt die Zeit der Ruhe für den Wald gekommen sei. So war es all' die Tage seither, und der Bock säumte darum auch heute nicht, möglichst rasch den Wechsel zum nahen Kleefeld anzunehmen. Daß ich ihn heute auf dem Wechsel erwartete, war freilich fatal, aber er hatte wenigstens nichts zu leiden. Die Kugel hatte ihn sicher gefaßt und er lag im Feuer und im Frieden.

Das ist es gerade, warum so viele Jäger so zäh an der Maipirsche halten, weil sie die leichteste ist. Jetzt kann jeder Gymnasiast sich für einen großen Pirschjäger ausgeben. Wo der Bock einmal gesehen wurde, braucht man sich nur am nächsten Tage zu gleicher Zeit hinzustellen, und man wird nicht fehl stehen. Namentlich nicht im Kiefernwald, der ja jetzt noch nicht die geringste Aesung bietet; dort hält das Wild die Wechsel mit peinlicher Sicherheit. Zumal im ersten Frühjahr. Noch sind die Entbehrungen des Winters nicht wieder gut gemacht, da stellt auch schon der Haarwechsel erneute Anforderungen an die Kraft des Bockes; die letztere immer wieder rasch zu ersetzen, stände er am liebsten den ganzen Tag auf der Aesung. Das geht aber nicht, denn es giebt auch noch Menschen in Feld und Wald. Aber so bald mit dem Spätnachmittag die beiden ruhiger werden und die Schatten sich verlängern, säumt das Wild keinen Augenblick und eilt auf dem kürzesten Wege zu Feld. Später, als rother Bock, im Walde, der dann selber überall Aesung bietet, wenn Erdbeeren und Brombeeren ihre zarten Blätter bilden, wenn Alles sproßt und sprießt — dann nascht er hier und dort, bleibt hier stehen und bricht dort ein Blättlein, und es wird oft dunkle Nacht, ehe er in's Freie hinaustritt, wo ihn der harrende Anstandsjäger längst zu allen Teufeln verwünscht hat. Ja, der rothe Bock und der graue Bock, es ist ein Unterschied, sie zu pirschen.

Der vernünftige Jäger braucht keine Jagdgesetze. Er weiß selber, was er zu thun hat, und wenn ihm der Staat hundertmal die Maipirsche erlaubt, so wird er seinen Bock doch erst dann holen, nachdem er „gut" geworden ist. Ich weiß zwar nicht, ob die Zahl der Vernünf-

[27]) im Vorjahre, [28]) ein Bißchen, [29]) Gelüste, [30]) gezankt.

tigen die unvernünftigen Menschen überwiegt, manchmal kommt mir's nicht so vor; auch nicht bei den Herren Collegen in St. Huberto. Die rechnen schon seit Tagen auf den ersten Mai, und in den Abendstunden des 30. April speien die Großstädte ganze Schaaren von Jägern strahlenförmig in die weite Umgebung. Der Großstädter — es ist ja so begreiflich — sehnt sich aus der langen Entbehrung in den trostlosen Häuserreihen nach dem ersten schönen Maientag, und wenn er nun gar noch Jagdbesitzer ist, so geht es gar nicht anders, als daß er den Spaziergang bewaffnet macht. Wozu hängt dann aber die Büchse von der Schulter, wenn man sie nicht auch ihr Wort mitsprechen läßt; der Jäger allein kann doch nicht den ganzen Tag über die Kosten der Unterhaltung leisten, er muß die anhängliche Freundin auch dazwischen hineinreden lassen. Das Gesetz erlaubt es ja, und Rehböcke giebt es; da eben war und — steht wieder einer .... Gefehlt! Laut den Schützen auslachend, flüchtet der Gepudelte in die nahe Dickung. „Wofür halte ich meine theure Jagd," philosophirt der Jäger aus der Großstadt, „doch nicht zum Hegen, sondern zum Schießen! Ich komme so selten in's Revier, ich habe die Woche über alle Hände voll Arbeit; da kann ich nicht erst Auswahl unter den Böcken treffen, da schieße ich eben jeden Bock, der mir vor die Flinte kommt." Das sind so Grundsätze, wie man sie überall zu hören bekommt, und das Glück für die vielbegehrten Rehböcke ist nur, daß das Wort, „da schieße ich eben jeden Bock" nicht wörtlich zu nehmen ist; „auf" jeden Bock würde besser passen.

Erste-Maipirsche! Kahler Waldboden, überall noch die Spuren der winterlichen Verwüstungen. Es riecht alles so naß. Das Laub an den Bäumen ist kaum zur Hälfte heraus — namentlich die Art Frühling, die wir eben hinter uns haben, hat die ganze Entwicklung zurückgehalten. In den Kiefern regt sich noch gar nichts, nur in Birken und Buchen drängt der Saft in die Zweigspitzen. Die ausgewinterte Saat richtet mühsam die übrig gebliebenen grünen Spitzen empor, und vom Rauhacker fährt der Bauer scheltend mit dem Pfluge wieder heim. Die durchnäßte Scholle macht jede Bearbeitung unmöglich. Ganz schüchtern vom Rain her und an der Waldgrenze schimmert es weiß, ein einzelner Dornstrauch steht in Blüthe. Aber warte nur, Seelchen, über ein kleines folgt die ganze Welt frohlockend seinem Beispiel. Das Wunder, das der junge Lenz am Wegdorn vollzogen — Baum und Strauch versagen sich nicht mehr lange seinem Zauberstab. Wer Dornen in Blumensträuße verwandeln kann, dem leistet nichts auf die Dauer Widerstand. Nur heute noch: Ein paar Nebelkrähen krächzen am Horizont — die Galgenvögel haben jetzt „hohe Zeit" — ein Sprung Rehe flüchtet vom Felde. Grau seufzt es auf von der regensatten Erde; in der grauen Luft die wintergrauen Thiere, sie verschwinden rasch im Nebel.

Und nun ein paar Wochen vorwärts. Wenn erst die Blätter, die jetzt schüchtern, halbreif matt von den Stielen hangen, entwickelt sind, voll und kräftig entfaltet! Licht und Luft haben das annoch gelbe Grün gesättigt, und in tiefen Farben spielen sie mit dem lauen Wind, der wilde Kirschbaum hat abgeblüht, vom Wildapfel flattern noch die letzten zartröthlichen Blüthen, alles ist getränkt von Sonnenschein, Strauch und Baum umfluthet er und fließt an Zweig und Blatt hernieder: da drinnen der rothe Sommerbock, von dessen schimmernder Decke jedes Haar Kraft und Leben zeigt. Mit den Läufen stampft er herausfordernd den Boden und plätzt mit den Stangen das Moos im Kreise umher, schlägt an Stängelchen und fegt den „Felberstrauch" zu Grunde. Das ist Schönheit, solches Waldwerk ehrt den Jäger, der all' seine Kunst jetzt zusammennehmen muß, denn der rothe Bock ist ein ebenbürtiger Gegner, und der Herr Gymnasiast von April und Mai wird jetzt zu Schanden an ihm.

Ehe er promovirt wird, muß freilich jeder seine Gymnasiastenzeit auf den Schulbänken absitzen. Aber immer will doch keiner in Tertia bleiben, und so schießen Sie meinetwegen Ihre paar grauen Böcke im Mai. Haben Sie die Lust des Waidwerks auf den rothen Bock erst einmal genossen, dann lassen Sie von selbst vom Schuß, nicht von der Pirsche, im Mai, wenn nämlich wirklich ein Tropfen von dem in Ihren Adern fließt, was den Waidmann macht! — Oskar Horn.

Sardanapal.

I.

Das ist der letzte König des alten Assur. Vor dreizehnhundert Jahren hat der große Baal das Reich gegründet, Nimrod und Semiramis, die allzu männliche, haben seine Grenze bis nach Indiens strahlendem Saum, bis an die Wüste herangeschoben. Den Enkel dieser Gewaltigen verlangt es darnach, was Guts in Ruhe zu schmausen. Die Grundlinien seiner Politik sind überraschend einfach. Er hält es mit dem Weltfrieden. Weder außen noch innen will er Krieg. Ohne Unruhe sollen die Nachbarn auf Assyrien sehen, ruhig seine Unterthanen ihrem Erwerbe nachgehen können. Milde und Güte überall; leben und leben lassen. Sardanapal ist darauf bedacht, sich aus Eigenem eine starke Partei zu bilden, die ihm sein königliches Programm durchführen hilft.

Deßhalb hält er dreitausend Kebsweiber im Palaste. Dreitausend Kebsweiber schaffen viel Aerger, und deßhalb liebt Sardanapal zu Zeiten einen Tiefsinn. Er ist der stärkste Zecher in Assur. Und der größte Wollüstling, sagen die Assyrer.

Sie haben eben sein politisches Programm nicht verstanden und mißverstehen seine Mittel, es in Wirklichkeit umzusetzen.

II.

Einem dreizehnhundert Jahre alten Geschlecht entstammt Sardanapal. Er ist müde und ein bißchen decadent. Er lächelt der robusten, landläufigen Königstugenden, die in Mord und Raub und Brand culminiren; er ist ein verfeinerter Geist, dem Jonien und Hellas nicht umsonst blühen, nicht umsonst die göttinnenschöne Myrrha in Liebe sich neigt. Ach Assyrien mit Deinen Dämonenfratzen, Deinem wüsten Aberglauben, Deinen Barbarensitten und rauhen Freuden! Man herrscht über dies Land, aber auch das langweilt am Ende. Mit Wein und Weibern täuscht man sich über die grenzenlose Oede der Steppe hinweg, Wein und Weiber verwischen die Erinnerung an das Blut Baal's, das, zwar verdünnt und entkräftet, auch in den Adern dieses Spätgeborenen noch pocht. Grauenvolle Monotonie, wo der einzige feinere Nervenreiz darin besteht, einem dienstbereiten Vasallen vom alten Schlage blinkende Verträge über den modernen Königsberuf halten zu können! Aber auch das langweilt am Ende. Denn der roh erzogene, unhellenische Vasall sinkt nicht in staunender Ehrfurcht vor dem geistsprühenden, gekrönten Schönredner zu Boden, sondern erlaubt sich, ihn zu bemuttern, ihn an seine Pflicht gegen Assyrien und die Ahnen zu erinnern. Heiliger Baal! Ein Nigger des Geistes, der den Uebermenschen nach seinem Bilde umprägen will, den Uebermenschen, der es verschmäht, ein Gott zu sein! Frondirende Vasallen, dreitausend Weiber, Wein aus unergründlich tiefen, goldenen Pokalen — alles das langweilt am Ende.

Wie nun, wenn in dem üppigen, weichen Frieden dieser königlichen Abenddämmerung plötzlich das vernichtende Gewitter sprüht? Wenn ein Frecher die Hand ausreckt nach der Krone Baal's und das Schwert gegen seinen Enkel, den Satten, Schlaffen, von dreizehnhundert Jahren und dreitausend Weibern Ausgehöhlten? Wie stirbt der Epicuräer Sardanapal?

Die Geschichte giebt uns eine prachtvolle Antwort. Mit seinen Dirnen und seinen Schätzen verbrannte sich Sardanapal, als keine Rettung mehr war, im königlichen Palaste von Ninive.

III.

Er starb, wie er gelebt hatte. Er war kein Feiger, bei Leibe nicht. Aber es widerte ihn an, um einer Lappalie willen die schöne Ruhe seines Lebens aufzugeben und sich in Unkosten des Charakters zu stürzen, um einer Lappalie willen. Lebensplebejer kämpfen verbissen gegen den Tod, in gemeiner Angst, gemeiner Verzweiflung. Ein Aristokrat geht achselzuckend unter, oder lächelnd. Höchstens, daß er im Untergange den Spießer durch ein unerhörtes Schauspiel verblüfft und die Nachwelt dadurch gewinnt.

So aber konnte Byron nicht seinen Sardanapal sterben lassen. Er brauchte ihn für dramatisch bewegte Declamationen, nachdem er ihn für rein lyrische ausgenutzt hatte. Dem würdevollen, überlegenen Manne mußte der zappelnde Neurastheniker folgen. Dem freundlichen Weisen und Genießer der tobende Held der Schablone. Um seine Sangeskunst zu zeigen, mußte Byron alle Noten in der Partitur haben.

Auch Josef Kainz konnte keinen echten Sardanapal brauchen. Auch Josef Kainz wollte bewegt und dramatisch declamiren. Josef Kainz sah die Bombenrolle, den gekrönten Immersprecher, der nie von den Bühnen herunterkommt, dem alle Begebenheiten, alle Gegenspieler nur zur Folie dienen. Darum bearbeitete er Byron's Sardanapal für die deutsche Bühne.

Byron und Kainz sind zwei congeniale Naturen. Was ihr dramatisches Schaffen, Empfinden und Verstehen anbelangt.

Sie haben nämlich Beide keine Ahnung von alledem.

Sie kennen Beide nur das Theater und die Schauspielerei.

IV.

Der Akademische Verein für Kunst und Litteratur ließ uns den Sardanapal der Byron und Kainz vormimen. Es war ein von Sonnenschein und Frühlingsluft funkelnder Nachmittag, und wundersam mußte um diese Stunde die blaue Havel leuchten. Wir aber saßen in der verdunkelten Theaterhöhle, und nur wenn sich ein Ungeduldiger heimlich davonschlich, mitten im Acte, fluthete durch die geöffnete Thür der liebe Tagesglanz in's Gewölbe. Man bekam unbändigen Hunger nach Licht und Luft und Wahrheit, diesen aufgeputzten und doch so schlecht gelüfteten Jamben gegenüber, diesen künstlich beleuchteten koketten Schwindeleien des venetianisch in Renaissanceträumen posirenden Lords.

Die beiden Autoren wurden am Schluß lebhaft gerufen.

Max Kempff.

Opern und Concerte.

Das letzte Werk von Johann Strauß.

Aus der Vermählung sinnenfroher Lebenslust und heimlicher Romantik, aus dem Grunde des Altwiener Volksgemüths heraus wurde der Walzer geboren. Seine bescheidene Geburtsstätte verklärte ein

Schimmer von den Höhen der classischen Tonkunst. Franz Schubert erlauschte am Wiener Wald die schlichten Weisen seiner „Deutschen Tänze“. In den lärmenden Biergarten zog Lanner mit Fiedel und Baßgeige ein und ließ neuartige Zaubermelodien erklingen, Melodien, in denen unter dem anmuthigen Spiel der Daseinsfreude der Grundton seligen Träumens und Sehnens hindurchzittert. In dem jungen Menschen, der in seinem primitiven Orchester von vier Mann die Bratsche spielt, ersteht ihm bald ein mächtiger Nebenbuhler. Johann Strauß erobert sich schnell die Herzen; beim „Sperl“ in der Leopoldstadt und im Volksgarten jubeln ihm die Wiener zu. Seine Geige wirbelt mit keckem Striche die Sentimentalität hinweg. Zarte Empfindsamkeit, behagliches Biedermeierthum verfliegt mit der Zeit. Vier Jahre vor den Märztagen steht Johann Strauß der Sohn auf. Die neue Kunstform wird ausgebaut. Das Walzergedicht wird ein feingefügtes Gebilde. Der Schwung der melodischen Linien wird kühner, eleganter, die Harmonik reicher, der Rhythmus lebendiger, capriciöser. Orchestrale Farbenpracht kommt dazu, die Reize zu verstärken. Der Sohn Strauß hat die bescheidene Knospe zu vollem Erblühen gebracht. Mit ihm ist sie aber auch verwelkt. Seit zwei Jahren ist der Meister aus dem Leben geschieden. Die Dynastie Strauß ist zu Ende. Die Arbeit, bei der ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm, ist ein Ballet, in dem die Confectionsdamen eines modernen Waarenhauses aufmarschieren. In dem Getriebe von Großwien wird die Poesie der Lanner-Strauß'schen Walzerzeit vom neuen Jahrhundert hinweggefegt …

Als Strauß sich vor dreißig Jahren der Operette zuwandte, blieben ihm peinliche Erfahrungen mit seinen Librettolieferanten nicht erspart. Mehr als einmal mußte er es in seiner Laufbahn erleben, daß der Unverstand seiner Textautoren den Erfolg einer wohlgerathenen Partitur verdarb. Seine letzten Werke vom Ritter Pázmán ab, vor Allem seine „Göttin der Vernunft“, hatten ihm ein jedes mehr oder minder gründlichen Aerger dieser Art eingetragen. Kein Wunder, daß er der Operette die Freundschaft kündigte. Er gab dem Drängen guter Freunde nach und ging an die Composition eines Ballets. Zum Unglück erwies sich eben auch hier die Handlung bei näherem Zusehen als fragwürdig. Mit dem Balletttext, dessen Urheber sich Kollmann nennt, nahm H. Regel eine nachträgliche Neubearbeitung vor, und der geschickte Josef Bayer that zu dem Partiturfragment aus den Vorräthen des Meisters das Nöthige hinzu. In dieser Gestalt erschien nun jetzt das Werk, von dem die Wiener nicht viel wissen wollten, zum ersten Male auf der Bühne der Berliner Hofoper. Das Aschenbrödelmärchen ist darin mit kühnem Griff in's moderne Milieu verpflanzt. Das Aschenbrödel heißt Grete und ist Laufmädchen im Waarenhause, die böse Stiefmutter, Madame Leontine, besitzt ein Putzatelier, der Königssohn nennt sich Gustav und ist ein verliebter Waarenhauschef mit ernsten Absichten. Die schönen blauen Dominos, die er zum Waarenhausball für die von ihm verehrte Grete und ihre Mama schickt, bekommen die bösen Schwestern, und Aschenbrödel soll traurig zu Haus bleiben. Gustav hat aber einen Nebenbuhler in seinem Bruder, dem eleganten Franz. Als dieser sieht, daß die beiden hochmüthigen Schwestern sich mit den nicht für sie bestimmten Herrlichkeiten schmücken, schickt er der armen Grete heimlich ein ganz gleiches Costüm. So erscheinen alle Drei auf dem Maskenfeste, und Grete wird Ballkönigin. Der eheliche Gustav aber findet am Ende doch die Rechte, ganz wie im Märchen mit Hilfe eines nur ihr passenden Schuhs; die neidischen Damen haben das Nachsehen, und die kleine Grete bekommt in Gustav's Waarenhause, „Abtheilung für Brautausstattungen“, als Hochzeitsangebinde einen wunderreichen Trousseau. Mit einigem guten Willen mag man das als brauchbare Grundlage für Balletbilder allenfalls passiren lassen. Als Hauptattraction sollte man in Madame Leontinens Atelier, auf dem Ballfeste und im Waarenhause Costüme und Decorationen „neuzeitlichen“ Geschmacks zu sehen bekommen. Es wurde tief, tief in den Geldbeutel gegriffen, denn man wollte einmal hochmodern sein. Die gute Absicht in allen Ehren —, was dabei herauskam, war zum guten Theil echter „Waarenhausstil“, „Secession“, wie sie sich im Kopfe eines eifrigen Ladenschwungs im Ramschbazar malt. Die unverträglichsten Farben schrieen oft beleidigend grob auf einander ein. Großer Aufwand und dabei mitunter groteske Geschmacklosigkeit. Und die Musik? Wer Straußens letzte Werke kennt, wird von der Aschenbrödelpartitur nicht die sprudelnde Laune der Fledermaus, die melodische Frische des Zigeunerbarons erwarten. Wohl floß auch dem alternden Meister die Erfindung noch unvergleichlich reicher als manchem Jungen, der mit ihm gleichen Schritt halten wollte; aber Strauß wußte doch am besten, daß es allgemach immer mehr galt, das Manco an Jugendkraft durch sorgsame Arbeit zu ersetzen. Man freut sich an mancher Nummer, in der noch echtes Strauß'sches Melodienblut pulsirt, aber das rechte wohlige Behagen schafft diese Musik doch nicht. Die Zuhörer, die Anfangs ein empfängliches Gesicht zeigten, erlahmten denn auch zusehends in ihrer Theilnahme. Aller Glanz der Ausstattung, aller Eifer der Betheiligten, unter denen Fräulein Dell'Era als graziöses Aschenbrödel, die Damen Urbanska und Kierschner als böses Schwesternpaar voranstanden, konnte da nichts helfen. Es blieb ein unheimlich stiller Abend. Ein Schatten von Wehmuthsstimmung lag darauf. Das Prunkbegräbniß der alten Wiener Walzerherrlichkeit …

Hermann Springer.

Notizen.

Was sind Odd-Fellow-Brüder und was wollen sie? Warum darf und soll man in der Lotterie spielen? Diese beiden flott geschriebenen Broschüren von Hermann Oesterwitz (Anhaltische Verlagsanstalt) beschäftigen sich, wie aus ihren Titeln hervorgeht, mit Gegenständen von ziemlichem Interesse für die Mehrheit der Culturmenschen. Wer trotz Eugen Richter und dem verflossenen Roser ein Freund des harmlosen Glücksspieles ist, den wird der Verfasser mit seinen liebenswürdig vorgetragenen Argumenten leicht vollends gewinnen; schwere, volkswirthschaftliche Kost darf man in der Plauderei nicht erwarten. Recht interessant ist die Darlegung der Ziele, die sich die Odd-Fellow's gesetzt haben. Der Verfasser zerstreut da manche nebelhafte Vorstellung und versteht es, warme Sympathie für die von ihm vertheidigten Logen zu erwecken.

Teuerdank nennt die rührige und tüchtige Verlagsbuchhandlung von Fischer & Franke, Berlin, ein neues Unternehmen, das die Popularisirung moderner Kunst und moderner Maler bezweckt, also dazu bestimmt ist, den Geschmack am Edelschönen gerade dort zu verbreiten, wo jetzt elend illustrirte Wochenschriften allen guten Geschmack ruiniren. Fischer & Franke haben sich ein hohes, ein sehr hohes Ziel gesetzt. Viele schon sind weit davor gescheitert. Aber es freut uns, daß das Wort vestigia terrent bei der jungen Firma nicht verfing. Wir wünschen ihr von Herzen einen recht schönen Erfolg. Sie ist überhaupt von einer so köstlichen Frische und von so keckem Wagemuth, daß wir ihr gern das unmöglich Scheinende zutrauen. Die beiden ersten, stattlich und vornehm dreinschauenden Hefte des Unternehmens bringen je zehn Quartblätter von **Ernst Liebermann** und **H. Hirzel**, die fast sämmtlich ernste Beachtung verdienen. Wir hoffen auf das Werk, dessen Billigkeit geradezu erstaunlich ist — das Heft kostet im Abonnement nur 1,50 Mk. — noch eingehend zurückkommen zu können. Jedenfalls empfehlen wir diese „Fahrten und Träume deutscher Maler“ schon jetzt der Aufmerksamkeit aller unserer Leser, die gute junge Kunst so lieben wie guten alten Wein.

Fischer & Franke, Berlin, haben auch ein paar neue Hefte ihres prächtigen „**Jungbrunnen**“ herausgegeben, der sich erfreulich schnell einzuführen scheint. Wir müssen uns heute damit begnügen, die Büchlein etwas summarisch anzuzeigen; aus jedem weht der Duft deutscher Wälder, und deutscher Sonnenschein ist in ihnen allen. Ernst Liebermann hat in charakteristischen Bildern das Lob der Heimath Erde und der Liebe gesungen, Arpad Schmidhammer in seiner derben Manier freundliche Volkslieder illustrirt, Erich Kuithan sich dem kindlichen Verständniß anzupassen gesucht. Max Bernuth ist noch nicht ganz ausgereift, und seine Zeichnungen zu deutschen Märchen treffen nicht durchweg den Märchenton, aber auch dieser Most wird am End' doch noch 'nen Wein geben. Wie alle Unternehmungen Fischer & Franke's, so verdient auch ihr Jungbrunnen in steigendem Maße Lob, Anerkennung und Käufer.

Für die **Bummeleien zum Parnaß** des offenbar noch erfreulich jungen Herrn **Laß** hat Victor Blüthgen ein Geleitgedicht zur Empfehlung geschrieben, worin er das Publicum bittet, dem Sänger zu vergeben. Dies etwas ungewöhnliche Ansuchen ist nichts destoweniger mehr als gerechtfertigt. Laß' angebliche Bummeleien zum Parnaß sind böse Irrfahrten eines an zurückgetretenen, chronisch gewordenen Kalauern leidenden Auchpoeten. Es mag zugegeben werden, daß in Familienkreisen und in der Kaffeepause kleinerer Vergnügungs-Vereine gerade solche Verse und Scherze ungeheure Heiterkeit erwecken, vorausgesetzt, daß sie der Sohn des Hauses oder der Herr Präses gedichtet hat; drucken sollte man so etwas trotzdem nicht lassen. Oder wenigstens das Gedruckte nicht an die literarische Kritik versenden. Der Verlag der Vossischen Buchhandlung hat Herrn Laß unseres Erachtens damit keinen Dienst erwiesen.

№ 20. Berlin, den 18. Mai 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Johannes Miquel.

Elf Jahre lang hat Johannes Miquel mit Wilhelm II. zusammen gearbeitet. Und doch ist nicht bekannt geworden, daß er sich jemals kaiserlichen Wünschen und Ideen schweigend und gedankenlos unterordnete, sich mit der Rolle des Handlangers begnügte, wie doch alle seine Collegen thaten. Er benutzte die Macht, die er in Händen hatte, um ureigene Pläne durchzuführen. Er hatte eigenes Licht. Während die kleinen Excellenzen um ihn her niemals unterscheiden ließen, wie weit sie bloße Phonographen, mehr oder minder — meist minder — beredte Verkünder fremden Willens waren, und wo bei ihnen die Persönlichkeit begann, konnte man ihm gegenüber niemals in Zweifel sein, ob er unter'm unseligen Zwang des Amtes oder in fröhlicher, frischer Selbstständigkeit handelte. Die Capriviverträge von 1893 waren der Mehrheit seiner damaligen Ministergenossen nicht genehm, aber Niemand, außer Miquel, wagte es, wenigstens im angeregten Tischgespräch seine Unzufriedenheit mit Abmachungen zu erkennen zu geben, die der Kaiser eine rettende That genannt hatte. Nach der Dortmunder Rede war die Canalvorlage, die bis dahin rein sachliche Behandlung verlangt und gefunden hatte, zu einer persönlichen Angelegenheit des Kaisers geworden, wie die Hohkönigsburg etwa. Trotzdem begeisterte sich Miquel nicht auf Commando für sie. Er that dem Herrscher manches zu Liebe, in des Wortes echter Bedeutung, aber er kroch nicht vor ihm und suchte sich nicht nach seinem Bilde umzumodeln. Er ist der charaktervollste und festeste Minister Wilhelm's II. gewesen.

Doch er hätte ihm nicht elf Jahre lang dienen und sich elf Jahre lang seine Gunst bewahren können, wenn er nicht auch der Klügste gewesen wäre. Allgemein zwar galt er, und mit Fug, für die Intelligenz der preußischen Regierung. Ein Lob indeß, das doch sehr, sehr relativ war. Fast beleidigend relativ. Erst die unbegreifliche Geschicklichkeit, mit der er elf Jahre lang Tag für Tag durch immer neue Scyllen und Charybden steuerte, ohne dabei auch nur vorübergehend sein Ziel, sein ganz persönliches Ziel, aus den Augen zu verlieren, erst sie stempelt ihn zum bedeutenden Diplomaten, wie ihn seine Steuerreform zum großen Finanzer, seine Kunst, Unheil zu verhüten, zum beträchtlichen Staatsmann stempelte.

*

Charakter und ragende Klugheit paaren sich selten. Diese Gassenbeobachtung war zumeist der Anlaß, daß alle redactionellen Brillenträger den ungewöhnlichen Mann nicht verstanden. An seiner Klugheit konnten sie nicht zweifeln, so setzten sie das Fragezeichen hinter seinen Charakter. Die Miquel'sche Arbeits- und Kampf-Weise, die einzige, die den Verhältnissen angepaßt war und einem aufrechten Mann elf Jahre Schaffenszeit verbürgte, mußte naive Politiker in ihren Trugschlüssen bestärken und Schmock immer neuen Stoff für seine Miquelhatz liefern. Gewiß, raffinirter ist kaum je ein Staatsmann zu Werke gegangen als der erfahrene alte Rechner. Ehe er die Partie begann, war er sich über alle möglichen Züge des Gegenspielers klar. Es ging ihm um hohen Einsatz. Seinem glühenden Ehrgeiz winkte reiche Befriedigung, unvergängliche Dienste konnte er dem Vaterlande erweisen, und den Zug in's Verderben bremsen, der nach Bismarck's Sturz unter Volldampf stand. So sprang er auf die Locomotive. Und nun er sie verlassen hat, ist er, auf gewaltigen Umwegen freilich, da angelangt, wohin er vom ersten Augenblick an die Fahrt lenken wollte. Und er hat kein Tüttelchen seines eigentlichen, inneren Wollens, seiner Individualität zum Opfer gebracht. Er ging Umwege, nie Irrwege; er war kein Damascus-Läufer. Allen Anderen wurde der Nacken gebrochen, der sich nicht bequemt den Jochen. Ihm ist er ganz geblieben.

Seine Klugheit hat ihm den Charakter gerettet.

*

Im Gegensatz zu den Versteinerten, die mit einem Parteiprogramm auf die Welt kommen und Haare und Zähne eher verlieren, als den Glauben an das auswendig gelernte Dogma, hat Miquel verschiedene Pferde geritten. Er schwärmte für den goldenen Gedanken von 1848, wo unsere Väter auf den Barrikaden ihr Blut für ein holdseliges Phantom verspritzten; er wurde dann ein praktischer Liberaler, ein Liberaler in der höchsten Potenz, also Bankdirector. Und als mit dem Alter die Reife kam, da begann er einen praktischen, wirthschaftlichen Conservatismus zu pflegen, der im Grunde Fortschritt und Streben nach phrasenloser Freiheit war. Sein politisches Verständniß sagte ihm, daß den dreißig Jahren capitalistischer Gesetzgebung eine Epoche der Fürsorge für die Kleinen folgen müsse, daß die mit grausamer Wucht vollzogene Zermalmung des Mittelstandes den Untergang Preußens bedinge. Nicht sein von zärtlichem Erbarmen geschwelltes Herz, sondern die Erkenntniß der staatlichen Nothwendigkeit, seine überlegene Klugheit zwang ihn, sich dem mammonistischen Strome entgegen zu stemmen. Aus dem Bankgewaltigen wurde der Anwalt der Bauern und Kleingewerbtreibenden. In ihren Dienst stellte er seine geschliffenen Waffen, sein unermüdliches

Drängen nach neuem politischen Besitz, seine flackernde Beweglichkeit, sein hohes praktisches Können. Der von allen Verlassenen nahm er sich an, und sein offener und geheimer Beistand erhob die ausgepowerten Mittelstände zu einer Großmacht im Staate. Das hat ihm die Hochfinanz und die Speculation nie verziehen. Und nie verziehen haben ihm die Buchstaben-Giganten und theoretisch Verrannten, die Petrefacten und Unentwegten, die kein organisches Wachsthum des inneren Menschen kennen und stets im Geiste verewigter Führer denken, weil sie keine eigenen haben. Alle diese hinsichtlich der höheren Intelligenz zu den nichtbesitzenden Classen zählenden Herrschaften empfanden seine Ueberlegenheit zu deutlich und empfanden zu deutlich, daß er selbst sich ihrer bewußt war. Seiner spöttischen Superiorität dankten sie mit unverlöschlichem Haß. Und sie waren gefährliche Gegner, weil ihre Herren und Gebieter, die zahlungsfähigen Parteigenossen und Besitzer der maßgebenden Zeitungen, beständig ihre Wuth stachelten und der Meute niemals den Maulkorb aufzwangen. Die Einen wollten den Mann des neuen Börsengesetzes, den Feind der Handelsverträge, den Schöpfer der Waarenhaussteuer zur Strecke bringen, die Anderen den großen Feind alles Doctrinarismus. Sie waren gefährliche Gegner, weil sie sich auf den Kleinkrieg verstanden und weil sie nie auch nur stundenlang ermüdeten.

*

Es fiel ihnen nicht schwer, den Finanzminister bei der Menge zu verdächtigen. Unheimlich mußte er ja allem Volke sein, dieser Selbstständige, der jedes Partei-Ideals lachte; dieser ruhelose Arbeiter, der stets nach neuen Zielen Ausschau hielt und zu handeln pflegte, wenn die Nachbarn toastirten und Feuilleton-Politik machten. Niemand war sich klar über ihn, Niemand wagte ihm zu trauen, dem Listen- und Erfindungsreichen. Für die er sich aufrieb, die nahmen seine Hülfe an, ohne deßhalb in ein wärmeres Verhältniß zu ihm zu gelangen, ohne ihm jemals herzlichen Dank zu wissen. Erschrocken wichen sie vor ihm zurück, sobald seine Machtstellung erschüttert schien. Der ganz unzutreffende Vergleich mit dem schnell geheizten, schnell wieder kalt werdenden eisernen Ofen; das in gewissem Sinne ungerechte Wort Bismarck's von der mangelnden pupillarischen Sicherheit bohrte sich in die Gehirne, und Miquel that Alles, den Argwohn rege zu halten. Ein Mann, der den Caprivismus mitmachte, nachdem er in hinreißender Rede den ersten Kanzler gefeiert hatte; der dann zu Hohenlohe überging, obgleich der alte Herr auf kaiserliche Anregung hin die coloniale Politik Montecuculi's gleich am ersten Tage verleugnete; der sich schließlich auch mit Bülow abfand und alle Schwenkungen seelenruhig mitmachte — ein Mann dieses gefährlichen Calibers verdiente nicht, Liebling des Volks zu sein.

Offene und rachsüchtige Gegner in gedrängter Phalanx, nirgendwo treue Freunde und Anhänger — wie war es dem merkwürdigen Manne, der sich doch nicht biegen und brechen ließ, da möglich, in ministerfressender Zeit elf Jahre lang des Kaisers Rathgeber zu bleiben?

*

Von Bismarck's Ringen mit Wilhelm II. haben wir noch keine gewisse Nachricht; den beiden ersten Bänden der Gedanken und Erinnerungen ist die Erfüllung, die Pointe nicht gefolgt. Interessanter noch als die Berichte des alten Riesen würden Miquel's Schilderungen sein. Er kannte den Kaiser auch im Hauskleid, war sein allervertrautester Vertrauter und Berather, ehe der vierte Kanzler kam. Man hat ihn den Vater aller Hindernisse genannt. Ja, er war der Vater aller Hindernisse, die darauf abzielten, mit vollen Segeln auf's Weltmeer hinaus, in den Nichtsalsindustrialismus hineinzufliegen. Mit eiserner Zähigkeit hielt er an dem Glauben fest, daß in der deutschen Scholle die Wurzeln deutscher Kraft stecken, und in elfjährigem, schwerem Kampfe hat er es, mächtigen Einflüssen, mächtigeren Träumen und Illusionen zum Trotz, dahin gebracht, daß heute Niemand mehr über den deutschen Bauer zur Tagesordnung übergehen kann. Miquel war in der Lage, durch den Hinweis auf die Finanzen und die Wehrkraft des Reiches den Stürmern und Drängern immer wieder ein Paroli zu bringen, und die Sorge um Preußens Finanzen mag zu seiner ihm schließlich verderblich gewordenen Haltung gegenüber den Canalabenteuern beigetragen haben. Ausschlaggebend waren diese Erwägungen nicht für ihn; er ließ sie nur, wenn's Noth that, ausschlaggebend scheinen. Und immer wieder zog er den Kaiser zu sich hinüber. Gerade darin documentirte sich die Stärke seines Charakters, daß er nicht verzagt die Flinte in's Korn warf, als 1893 das caprivistische System endgiltig gesiegt zu haben schien. Ein schwächerer Mann hätte damals das Schiff verlassen; er gedachte seiner vaterländischen Pflicht und ertrug lieber Mißtrauen und zornigen Hohn, als daß er schauspielerisch die Gelegenheit zu einem guten Abgange benutzte. Als man ihn zur Demission zwang, da war sein Werk so wenig vollendet, wie das Bismarck's im Jahre 1890. Doch stand es andererseits auch zu fest, um kurzer Hand von neuen Männern vernichtet werden zu können. Und diese Gewißheit hat dem Scheidenden den Abschied erleichtert.

*

„Uff!“ so räkelte sich Eugen Richter und that einen Seufzer der Erleichterung, als er aus Scherl's Extrablatt von Miquel's Sturz erfuhr. Im März 1890 hatte er gleichfalls „Uff!“ gestöhnt. Auch im März 1896 war Niemand gewesen, der dem Kanzler ein Wort der Liebe nachzurufen wagte; die Parlamente schwiegen in feiger Bestürztheit, und die sogenannte nationale Presse schwieg. So wenig sich Bismarck und Miquel gleichen — von Denen, für die sie arbeiteten, ist ihnen die gleiche schnöde Behandlung widerfahren. Miquel's angebliche Charakterlosigkeit muß als schlechte Ausrede und durchsichtiges Mäntelchen dienen für die Charakterlosigkeit Derer, die ihm Alles verdanken, in deren Interesse er elf Jahre lang die Last trug. Ruhig nehmen die „Niecrschütterten“ das neue Ministerium der leiblich großen Männer, der imposanten Körper hin und schlürfen gern die tröstende Erklärung, daß Miquel ja eigentlich nie repräsentativ genug wirkte. Ohne ein Wort des Zornes findet man sich mit der verletzenden und beschämenden Wendung: „Miquel fliegt!“ ab, die einem verdienten alten Mann nach elfjährigem harten und gesegneten Mühen sein Schicksal verkündete. Mit gedankenlosem Achselzucken oder dummem Lächeln wird Alles das quittirt. Muß dies Volk, damit es zur Einsicht kommt, wirklich erst mit Scorpionen gezüchtigt werden?

Caliban.

Bundesrath, Reichskanzler und die Staatssecretäre der Reichsämter.

Von Kurd v. Strantz (Berlin).

Der Träger der Souveränität im Reiche ist der Bundesrath, eine ständige Gesandtenversammlung der Bundesfürsten und Hanse- und Freien Städte nach dem Muster des seligen Bundestages, jedoch mit dem Zwange des Mehrheitsbeschlusses, abgesehen von den sogenannten Reservatrechten und der Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes bei 14 Stimmen zu dessen Gunsten. Die Bevollmächtigten außerhalb Berlins treten selten in Thätigkeit, und auch preußischerseits werden die regelmäßigen Geschäfte von den sogenannten stimmführenden Mitgliedern besorgt, die außer den preußischen nur ständige Stellvertreter zum Theil untergeordneten Ranges sind. Da die preußischen Bevollmächtigten und deren Vertreter bloß im Nebenamte die bundesräthliche Thätigkeit ausüben, fällt den sonst unbeschäftigten ständigen Vertretern der übrigen Staaten die grobe Arbeit nach Maßgabe der Reichsgesetzgebung im Reichsversicherungsamt und den anderen Stellen

zu. Der Diplomatenrock der Vertreter der Mittelstaaten und der Hansestädte ist ja nur ein Ehrenkleid ohne praktische Bedeutung. Die formell wichtige Arbeit erfolgt in den Ausschüssen, die aber bloß eine Zwischeninstanz bilden. Die Bevollmächtigten haben nur nach Anweisung ihrer Regierung die von den Reichsämtern oder den preußischen Ministerien fertig gestellten Gesetzentwürfe zu genehmigen oder abzuändern, um sie der Beschlußfassung des Reichstag zu unterbreiten. Die Vorbereitung unterliegt dem Reichskanzler oder seinen preußischen Mitarbeitern, die die genehmigten Vorlagen dem Kaiser zur Inkraftsetzung unterbreiten. Staatsrechtlich muß der Kaiser die vom Bundesrath und Reichstag gefaßten Beschlüssen Gesetzesform ausführen. Da aber ohne preußische Mitwirkung der Bundesrath nicht schöpferisch thätig sein kann, ist der Kaiser als König von Preußen doch der Geschäftsherr. In zwei wesentlichen Fällen hat freilich der reichsfeindliche Partikularismus Preußen überstimmt, das um der Sache willen nachgab. Das Reichsgericht kam dem preußischen Vorschlag zuwider nicht nach Berlin, und Bayern setzte beim Reichsmilitärgericht einen eigenen Sondersenat durch, obschon ihm dieser Vorzug als Reservatrecht nach der Ansicht der Mehrheit des Bundesrathes und aller Staatsrechtskenner nicht zustand.

Bismarck ehrte den Bundesrath, dessen unbestrittener Meister er war, obwohl er seine hauptsächlich formale Thätigkeit nicht verkennen konnte. Aber bloß durch den Bundesrath ist das nichtpreußische Drittel des Reiches in der Bundesgewalt vertreten, da die Vorbereitung und Ausführung aller Gesetze und Verordnungen in der kaiserlichen Hand liegt. Thatsächlich sind für den Bundesrath die leitenden Minister der Einzelstaaten maßgebend. Die Abstimmung im Bundesrath ist lediglich der äußere Nachweis des Einverständnisses. Die Abordnung der ständigen Stellvertreter in die Reichsstellen dient nur deren Beschäftigung und ersetzt die Ueberwachung durch Reichsbeamte. Diese Nutzbarmachung an sich tüchtiger Kräfte ist durchaus zweckmäßig, legt aber die natürlichen Mängel eines monarchischen Bundesstaates von so ungleicher Staatengliederung klar. Der Bundesrath ist staatsrechtlich das Werkzeug des dynastischen Partikularismus, der verfassungsmäßig durch ihn an der Reichsregierung mitwirkt. Entgegen Bismarck's Befürchtung hat sich dieser Nachfolger des verflossenen Bundestages im Allgemeinen durchaus reichsfreundlich geberdet. Die Zukunft des Reiches ist aber der Einheitsstaat, wie Treitschke schon den gegenwärtigen Zustand für einen werdenden Einheitsstaat hielt. Die äußere Macht des Reichsfürstenthums erscheint staatsrechtlich im Bundesrath beträchtlich und zwar wesentlich auf preußische Kosten gemehrt und gesichert. Wenn man bedenkt, daß die thüringischen Kleinen mit den Zwergfürstenthümern Lippe und Waldeck 11 Stimmen bei einer reichlichen Million Seelen führen, während Preußen mit 34 Millionen Einwohnern nur über 17 gebietet, so leuchtet das Mißverhältniß zwischen thatsächlicher Stärke und staatsrechtlichem Anspruch ein. Waldeck wird bereits von Preußen unter Geldopfern verwaltet, und in den Hansestädten gilt der meerbeherrschende Kaiser beinahe als Landesherr. Trotz des übermäßigen Verwaltungsaufwandes der Kleinstaaten benutzen sie doch in mannigfacher Beziehung die preußischen Einrichtungen, wenn auch in Thüringen gemeinsame Behörden und Anstalten der benachbarten Fürstenthümer bestehen. Was ihnen an Macht gebricht, ist ihnen im Bundesrath reichlich in staatsrechtlicher Beziehung ersetzt. Da die Fürstenrevolution von 1803 ohne Berechtigung die Kleinstaaten der Gegenwart hat bestehen lassen und die Mittelstaaten mit Ausnahme Sachsens erst durch das Gebot des korsischen Fremdherrschers zum Schaden des Volkes geschaffen sind, so bedeutet die Vertretung im Bundesrath einen unverdienten Machtzuwachs der Kleinstaaterei. Trotzdem sind die Bestimmungen der Reichsverfassung in Fortsetzung der glückhaften geschichtlichen Entwickelung der nach dem Reichsdeputations-Hauptschluß übrig gebliebenen Landesherrschaften gegenüber dem haltlosen souveränen Stolz der süddeutschen Mittelstaaten innerlich gerechtfertigt und haben auch fast wider Erwarten die Probe praktischer Anwendbarkeit bestanden. In der Politik entscheidet eben mehr die Macht, als das Recht, mit dessen Schutz die deutsche Kleinstaaterei beinahe zu ausgiebig bedacht worden ist.

Die hohe Körperschaft, die einerseits die Reichssouveränität darstellt, andererseits eine harmlose Gesandtenversammlung ohne eigene Befugniß ist, hat jedenfalls die Erwartungen erfüllt, die man an ihre Thätigkeit knüpfen mußte. Die Uebertragung gewisser höchster Entscheidungen auf den Bundesrath an Stelle des Reichskanzlers hat seine Befugnisse erhöht, ohne dem Reiche zu schaden, das der Reichskanzler an des Kaisers Statt vertritt. Der Sondergeist des Reichstags hat diesen Rückschritt verursacht, da es mehr darauf ankommen mußte, die Reichsgewalt auszudehnen, als den dynastischen Partikularismus zu stärken. Aber im Bundesrath erscheint die Fürstenmacht weniger auflösend und verfolgt in der Regel keine verderblichen dynastischen Interessen. Das Uebel ist dadurch abgeschwächt, und es gereicht dem Bundesrathe zur Ehre, daß er sich nicht in den Dienst reichsfeindlicher Sonderbestrebungen stellt, die bei den Einzelregierungen fraglos gelegentlich zu Tage treten. Freilich finden sie in ihren Volksvertretungen auch eine lebhafte Unterstützung solcher partikularistischer Neigungen, so daß selbst hier die Hauptschuld der Parlamentarismus trägt, der früher so angelegentlich für Kaiser und Reich schwärmte, wie nöthig uns namentlich in byzantinischen Zeiten auch eine selbstbewußte Volksvertretung ist.

Kein unbefangener Sachkenner wird leugnen, daß der große Kanzler seinen neuen Posten auf seinen Leib zugeschnitten hatte und daß die Vorgänge mit dem englischen Premierminister, dem österreichischen und preußischen Staatskanzler nicht entscheidend gewesen sind. Die Reichsministerien von 1848 standen außerdem mit Recht in schlechtem Geruch, und die überragende Persönlichkeit des größten deutschen Staatsmannes mußte zum Heile des Reiches eine Sonderstellung einnehmen. Alle Welt ist darüber einig, daß Bismarck's Abgang vor seinem irdischen Ende eine schwere Einbuße für sein Werk und sein Volk bedeutet hat. Das Schwinden unseres Prestiges, der Zanzibarvertrag mit all' den Gebietsverlusten und Verzichten zu Gunsten Englands und die Aufgabe der überlieferten russischen Freundschaft sind die nie wieder gut zu machenden Folgen gewesen. Unter dem zweiten und dritten Kanzler sank dann die Machtfülle dieser Stellung zum Schatten herab; das höchste Reichsamt ward entgegen dem Geiste der Verfassung und den Absichten ihres großen Schöpfers zu einem Ruheposten, dessen gegenwärtiges hohes Gehalt nicht einmal einem Bismarck vergönnt war. Der Kanzler, den Niemand mehr für die seine Gegenzeichnung tragenden Regierungsacte verantwortlich machte, hatte sich hinter dem Kaiser und seinen nachgeordneten Staatssekretären verflüchtigt. Mangels einer haftbaren Verbindlichkeit verlor auch der Reichstag sein Recht der parlamentarischen Aufsicht. Verantwortlichkeit der Staatssecretäre nach dem Stellvertretungsgesetz ist nur bedingt vorhanden und in schwierigen Fällen deckt sie ritterlich der Kanzler, auch wenn er anderer Meinung ist. Schon Bismarck überließ dem Staatssekretär des Innern die selbstständige Leitung seines wichtigen Geschäftsbereichs und beschränkte sich auf einzelne Anregungen, deren Ausführung freilich seiner allgemeinen Anordnung zu entsprechen hatte. Dadurch blieb die Einheit der Verwaltung gewahrt. Das Reichspostamt als Verkehrsanstalt mit einfachem Tarif spürt wenig vom Reichskanzler. Selbst im diplomatischen Verkehr trat der große Kanzler bei den laufenden Geschäften zurück. Die wenig geschickte Hand seines Sohnes hat thatsächlich den Grund zu unsern Colonialirrungen gelegt, deren üblen Ausgang freilich der Vater sicherlich abgewendet hätte. Auch

den damaligen Grafen Herbert Bismarck täuschte die glanzvolle Gastfreundschaft der stolzen Lords mit dem gemeinen Kaufmannsgeld, das doch diese materielle Macht- und Prachtentfaltung erst ermöglichte. Seinen Nachfolgern fehlte nur der erfahrene väterliche Berather. Den Mitarbeitern muß aber bei dem Umfang der Geschäfte und der Fachkenntniß ein gewisses Maß von Selbstständigkeit und damit Verantwortlichkeit gewährt werden, zumal der Kanzler auch zugleich das preußische Staatsschiff steuert. Zum thätigen Eingreifen findet der oberste Reichsbeamte, der zwischen den Regierungen und dem Reichstag vermitteln muß, noch genug Gelegenheit. Die Zeiten sind dagegen vorüber, wo ein Herrscher sein eigner Kanzler ohne Schädigung der ordnungsmäßigen Geschäftsführung sein kann. Zum Reichskanzler gehört positives Wissen und geschäftliche Erfahrung, um eine starke Leitung ohne launenhaftes Schwanken aus persönlichen Gründen herbeizuführen. Die stille Einzelarbeit der Ressorts darf durch plötzliche Einfälle nicht gestört werden, wobei nöthige Anregungen nicht ausgeschlossen sind, ohne die der grüne Tisch der Bureaukratie noch schlimmer wirken würde. Andererseits liegen dem kaiserlichen Präsidenten des ewigen Bundes, Deutsches Reich genannt, so viele nüchterne Geschäfte ob, daß er bei gewissenhafter und aufmerksamer Prüfung der seiner Entscheidung vorbehaltenen laufenden Eingänge seinem verfassungsmäßigen Rathgeber und parlamentarischen Vertreter noch ein reiches Arbeitsfeld belassen muß.

Der gegenwärtige Kanzler gehörte beruflich dem Stande an, der vielleicht bis auf einen freilich sehr wesentlichen Mangel am meisten zur Reichsleitung geeignet ist. Die Einzelstaaten sind in der innern Verwaltung noch so selbstständig, daß gerade hauptsächlich das Verhältniß zum Ausland zu der wichtigsten Obliegenheit des obersten Reichsbeamten zu rechnen ist. Die Handels- und Zollpolitik hat als einfaches Ziel den Schutz und die Förderung der nationalen Arbeit. Das internationale Börsenthum unterfällt dieser Thätigkeit nur insoweit, als es auf dem redlichen Geldhandel beruht, dessen wichtige Funktionen im Weltverkehr Niemand verkennt. Obgleich naturgemäß der Diplomat den Forderungen der Heimath entfremdet wird, die er den größten Theil seines Lebens nur besuchsweise wiedersieht, ist der Nutzen des auswärtigen Dienstes lediglich auf die Wahrung der heimischen Interessen gestellt. Das zollpolitische Bekenntniß des Reichskanzlers entspricht durchaus diesem nationalen Anspruch, wie wenig auch die Einheit unseres Volksthums in Europa und der Uebersee durch die diplomatische Thätigkeit gewahrt und erkannt erscheint. Es ist aber verfehlt, dem Reichskanzler die Schuld daran beizumessen, wenn auch manche Beamten des Auslandsdienstes fraglos anglomane Neigungen verrathen, die von hoher Stelle nur zu sehr verstärkt werden, so daß sie ihre Pflicht gerade in dieser verderblichen und allgemein verurtheilten Richtung zu erfüllen vermeinen. Dem Kanzler fällt die schwere Aufgabe zu, diesen Zwiespalt unseres wahren Interesses und persönlicher schwankender Anschauungen hoher Kreise zu überbrücken und der öffentlichen Meinung, die viel gereifter und verständiger als in der preußischen Conflictszeit, geworden ist, zum Siege zu verhelfen, weil diesmal das Verhältniß umgekehrt liegt. Die Volksstimmung ist instinctiv richtig. Auf diesem Gebiete ist daher auch die unbedingte Einheitlichkeit der Reichsregierung unabweisbar, was eine Selbstständigkeit des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes ausschließt. Die übrigen Vorstände der obersten Reichsämter stehen unabhängiger da und wachsen sich in richtiger Entwickelung zu Reichsministern aus. Nur die staatsmännische Größe des jetzt verabschiedeten preußischen Finanzministers Miquel hat das Reichsschatzamt in den Schatten gestellt, zumal der Reichskanzler hier überhaupt zurücktritt. Die Finanzreform war auch Bismarck's schwache Seite, da die handwerksmäßige Steuertechnik hierbei eine zu große Rolle spielt.

Friedrich Wilhelm I. und die Rassenpolitik.

Von Heinrich Driesmans.

Von den großen Verdiensten, die Friedrich Wilhelm I. sich um die preußische Monarchie erworben, hat eines bisher noch so gut wie gar keine Würdigung erfahren. Wir kennen diesen König als strengen Hausvater, als gerechten und grundehrlichen Sachwalter seines angestammten Erbgutes, als Colonisator und Pflanzer, der seine Augen und Arme über Allem hat, was ihm gehört, der fremde Nutzpflanzen und Thiere einführt und die Stellen anweist, wo sie cultivirt werden sollen und am besten fortkommen, der ebenso Menschen, fremde Colonisten in sein Reich zieht, sie hierhin und dorthin pflanzend, wo das Land ihrer gerade bedarf; der endlich seine eigenen Unterthanen verpflanzt, wo er glaubt, daß sie am besten gedeihen, indem er sie freigebig mit Grund und Boden bedenkt. Wir kennen diesen König als großen Gärtner, als Pflanzenzüchter, der sorgsam und sparsam die Früchte aus seiner emsigen inneren Culturarbeit erntet und seinem Sohne einen Schatz hinterläßt, den dieser für sein Wirken nach Außen zur Befestigung und Erweiterung des Königreichs gerade eben recht brauchen konnte. Wir haben Friedrich Wilhelm I. aber bisher noch nicht als **Menschenzüchter** gekannt, und doch ist er als solcher weit bedeutungsvoller und fruchtbarer für sein Volk geworden, denn in jeder anderen Hinsicht.

Man pflegt die Potsdamer Wachtparade Friedrich Wilhelms I. als eine Marotte zu belächeln, und doch ist die Soldatenliebhaberei, seine Sucht nach großen schönen Menschen, in mehr als einem Sinne ausschlaggebend für die Entwickelung des preußischen Staates geworden. Nicht allein die scharf disciplinirte, schlagfertig geschulte Truppe, welche die Schlachten Friedrichs I. schlug, hat Preußens Großmachtstellung erkämpft, sondern vor Allem die **Menschenauslese**, welche diese Truppe darstellte. Friedrich Wilhelm I. trieb Menschenzucht, wiewohl nur aus militärischer Liebhaberei, indem er durch seine Werber die größten und kräftigsten Menschen, die männlichen Prachtexemplare in ganz Europa aufsuchen und für seine Garde einfangen ließ. Er schuf damit einen Herd für anthropologische Reincultur, welcher auf die ganze Bevölkerung zurückwirkte und die brandenburgisch-preußische Rasse von Grund auf verbesserte.

Der dreißigjährige Krieg hatte Deutschland nicht nur entvölkert, sondern zugleich durch die Austilgung der Kräftigen und Kriegstüchtigen in den langwierigen Kämpfen und Verwüstungen die überlebende schwächere, weniger widerstandsfähige Bevölkerung, welche sich in den Städten geborgen, als solche „entkräftet“ und heruntergebracht, indem er sie gleichsam ihres „Wehrstandes“, ihrer wehrhaften Männer beraubte. Die Sentimentalität und Schwächlichkeit, die ganze Unmännlichkeit der Deutschen des 18. Jahrhunderts dürfte auf diese Thatsache zurückzuführen sein. Im Gefühle, daß diese Lücke vor Allem wieder ausgefüllt, daß ein neuer Wehrstand, eine robuste, energische, durchgreifende Männlichkeit wieder herangezüchtet werden müsse, schwang der preußische Soldatenkönig den Corporalsstock über seiner Elitetruppe und machte diese zum Sammelpunkt alles dessen, was sich in Deutschland und dem übrigen Europa noch an robuster Mannhaftigkeit vorfand. Indem er sein Volk aber solchermaßen wehrhaft machte und unbewußt für künftige Zeiten zum Wehrstand Deutschlands heranbildete, hob er es zugleich auf eine neue höhere anthropologische Grundlage, so daß es nicht nur an militärischer, sondern auch an rassenhafter Tüchtigkeit den übrigen Europäern überlegen wurde. Die schöne hochgewachsene brandenburger Rasse dürfte dieser Menschenauslese und Zuchtwahl des Königs vorwiegend ihr Dasein zu verdanken haben, den der Genius des deutschen Volkes gleichsam sich selbst bestellt hatte, um die Trümmer seiner Rassenhaftigkeit, welche der dreißigjährige Krieg übrig gelassen, von Neuem zu einem

Grundstock zusammenzuschweißen. Friedrich Wilhelm I. war der anthropologische Regenerator der Preußen, und als solchem dürften diese ihm am meisten zu verdanken haben. Das unwiderstehlich Sieghafte hat dieser Menschenschlag zweifellos aus der Tüchtigkeit der Rasse gewonnen, deren Grund der Soldatenkönig durch das auserlesene Menschenmaterial legte, welches er in seiner Truppe vereinigte.

Mit dieser Thatsache beginnt die neuere Geschichte des deutschen Blutes. Man pflegt die Wiederherstellung des Deutschen Reiches auf den Schulmeister von Sadowa und die Potsdamer Wachtparade zurückzuführen. Aber weder jener Schulmeister noch diese Wachtparade würden eine so gewaltige Aufgabe vollbracht haben, wenn nicht Friedrich Wilhelm I. die Liebhaberei für rüstige Menschen gehabt hätte. Andere Fürsten sammelten exotische Pflanzen und Thiere, sammelten Komödianten und Spaßmacher, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen um ihren Hof; der Preußenkönig sammelte wehrhafte Menschen, und das hatte zur Folge, daß seine Nachkommen schließlich die Herrschaft über die anderen deutschen Fürsten gewannen. Alle großen Thaten in der deutschen Geschichte der Folgezeit sind auf die Rassengründung zurückzuführen, welche sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Brandenburg vollzog, von Sadowa bis Sedan. Und wie in ihren Feldzügen, wie im siebenjährigen, im sechsundsechziger und siebziger Krieg, so ist die preußische Rasse auch in Friedenszeiten in unaufhaltsamem Vordringen begriffen. Die „Verpreußung" Deutschlands und Europas überhaupt, worüber seine Gegner nicht müde werden zu schreien, beweist nur den unwiderstehlichen Vormarsch des preußischen Typus, der allmälig auf alle Lebensverhältnisse der übrigen Völkerschaften und Rassen Einfluß gewinnt, sei es, daß sie seine Militär- und Verwaltungsorganisation nachahmen, sei es, daß diese ihnen aufgezwungen werden. Es ergeht den anderen Nationen gegenüber den Preußen in mancher Hinsicht, wie den Katholiken gegenüber den Protestanten: wie die Einen über die ungeheuerliche religiöse, so zetern die Anderen über die politische Ketzerei der Letzteren, und doch verdanken Beide das frische Leben, das sich von Neuem in ihnen geregt hat, verdanken, daß sie überhaupt noch leben, dem Umstande, daß sie von dem protestantischen, oder dem preußischen Rassengeiste bis zu gewissem Grade angesteckt und durchtränkt worden sind.

Wir behaupten nicht, daß dieser Typus das non plus ultra sei, aber Niemand wird leugnen können, daß er der siegesgewisseste und daß er in unwiderstehlichem Vordringen begriffen ist. Die Einflüsse der anderen Typen, mit denen er in Berührung kam, sind freilich auch nicht spurlos an ihm vorübergegangen; er ist längst nicht mehr der ursprüngliche, er hat sich modificirt, verfeinert, vergeistigt — aber er hat in jeder Mischung und Kreuzung die Oberhand behalten und gleichsam das Rückgrat abgegeben. Er ist jedenfalls der widerstandsfähigste, verheißungsvollste deutsche Typus und könnte als Grundlage dienen, auf der sich weiterbauen ließe zur Herausarbeitung eines höheren deutschen Menschen. Weiterbauen — denn es dürfte einleuchtend sein, daß wir unsere Culturaufgabe fürder nicht mehr bloß darin erblicken können, die Wohn-, Verkehrs- und Lebensverhältnisse immer vollkommener und gefälliger auszugestalten, unsere Gesellschaftsordnung in socialer Hinsicht immer erträglicher und behaglicher einzurichten, sondern vor Allem dafür zu sorgen haben, daß Menschen in diese Cultur hineinwachsen, welche sich ihrer zu höheren Lebenszwecken zu bedienen verstehen. Die Verbesserung seiner Rasse muß die Herzensangelegenheit eines Geschlechtes werden, das mündig heißen, das sein Geschick selbst in die Hand genommen haben will. Was Friedrich Wilhelm I. nur zu militärischen Zwecken begann, das wird ein sein Leben ernst nehmendes Volk künftig systematisch zu betreiben und zu seiner höchsten, heiligsten Lebensfrage zu machen haben.

Frankreich kann in dieser Hinsicht als warnendes Beispiel dienen, wohin ein Volk gelangt, das für seine Nachkommenschaft nichts, weniger als nichts, thut. Dies Land ist nicht allein an Bevölkerungszahl zurück gegangen, oder stehen geblieben — das wäre ein geringeres Uebel; denn ein kleines rüstiges Volk pflegt machtvoller zu sein als eine zahllose Heerde, und kräftige Rassen zeigen überhaupt einen langsameren Fortpflanzungstrieb als schwächliche; nein, der ganze Schlag ist zurückgegangen, ist in's Dünnere, Unkräftigere, Charakterlose entartet. Beide Uebel sind vereint über die Franzosen gekommen: Sterilität und Rückschlag, zum Zeichen, daß ihre Rasse ausstirbt, daß sie ihre Lebenskraft verloren hat, weil sie ihren Fortpflanzungstrieb nicht heilig hielt und auf die Erzeugung gesunden Nachwuchses nicht Obacht gab. Sein bestes Blut hat Frankreich durch die Bartholomäusnacht, die Hugenottenaustreibung und die Guillotine verloren, und es hat den größeren Theil des Blutes, das aus diesen drei Hochgerichten überblieb, an Preußen abgegeben. Man kann wirklich sagen, daß Preußen seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gleich einem starken Magneten das beste Menschenmaterial aus aller Herren Länder an sich gezogen, insbesondere aus Frankreich, das seinen alten Gegner auf solche Weise derart stärkte, daß er ihm über den Kopf wachsen und ihm die Vorherrschaft in Europa entwinden konnte. So betrachtet, kann man „Sedan" als letzte Antwort auf „Nantes" in gewissem Sinne ansehen, „Sadowa" als eine solche auf „Salzburg". Bei Sadowa und Sedan hat nicht sowohl der preußische Schulmeister, als der rassenkräftige Menschenschlag gesiegt, der sich östlich der Elbe auswachsen konnte. In diesem Sinne müßte die ganze preußische und die mit ihr verknüpfte deutsche Geschichte — wie alle Geschichte überhaupt — umgeschrieben werden, nämlich, daß weder die Diplomaten noch die Soldaten, weder die Machthaber noch das Exercierreglement, sondern allein das Blut und die rechte Blutmischung Geschichte machen und das Blut die einzige und höchste culturgeschichtliche Macht ist, die wir verehren müssen und vor welcher es sich entschieden gebietet, anbetend niederzusinken.

Das Volk wird das zukunftsichere und verheißungsvolle sein, welches diese Lehre zuerst begriffen und ergriffen haben wird, und wir wünschten, daß das deutsche dieses Volk sein möchte. Die deutsche Rasse ist zwar weder quantitativ noch qualitativ zurückgegangen wie die französische, sie hat sich vielmehr ungemein fortgepflanzt und zugleich an intensiver Lebenskraft gewonnen. Aber sie ist mehr in die Breite als in die Höhe gewachsen, mehr in's Heerden- als in's Herrenmäßige, und eine Verbesserung ihrer Rasse thut auch ihr dringend noth, wenn sie ihre Machtstellung in Europa behaupten und auf dem Wege zur Vormachtstellung weiter fortschreiten will. Zu diesem Zwecke müßte an die Politik Friedrich Wilhelm's I. wieder angeknüpft — freilich nicht vorzüglich in militärischer Hinsicht, sondern in allgemein cultureller — müßte eine Auslese und Zusammenführung des besten, rassekräftigsten Menschenmaterials in Deutschland als die gewichtigste, bedeutungsvollste Aufgabe der inneren Politik eingestellt und eingeleitet werden. Wir fürchten, daß für Europa noch einmal die Zeit kommen wird, da man gleich Diogenes nach Menschen, d. h. nach Männern und Persönlichkeiten wird suchen müssen und auf rassekräftige Nachkommenschaft Preise aussetzen, wie man auf weibliche Schönheiten gethan hat. Die preisgekrönte Männlichkeit wird dann der gesuchteste Artikel sein, und wohl dem Volke, das dann bei Zeiten Menschenernte gehalten hat, um damit aufwarten zu können.

Es könnte vorerst noch als ein ungeheuerlicher Gedanke erscheinen, daß ein Volk, ein Staat sich auf „Menschenzüchtung" verlegen solle, allein die unaufhaltsam hereinbrechende Verarmung des Menschenwesens dürfte aus der Noth bald eine Tugend machen. Wie die Bewohner einer

belagerten hungernden Stadt nicht mehr davor zurückscheuen dürfen, allerhand niedriges Gethier zu ihrem täglichen Brod zu machen, so wird ein nach kräftiger Nachkommenschaft hungerndes Volk alle falsche Scham vor gewissen thierischen, physischen Functionen abstreifen und sich zu erotischen Experimenten verstehen müssen, wenn es aufwärts, statt abwärts, wenn es nicht zu Grunde gehen will. Wie den Parisern im siebziger Krieg, so ergeht es der französischen Nation gegenwärtig hinsichtlich ihrer Fortpflanzungsfähigkeit: sie befindet sich in einem Belagerungszustand, nur daß sie diesmal ihr eigener sie belagernder Feind ist und sich selber zu den peinlichsten Mitteln und Machenschaften zu greifen zwingt, um ihr Dasein weiter zu fristen. Wohl dem Volke, das es nicht so weit kommen läßt, wie die Franzosen, sondern rechtzeitig Fürsorge trifft, indem es sich zur Menschenauslese und -züchtung entschließt, so lange diese noch freiwillig sein kann, ein auf freier Wahl beruhendes heiliges Experiment und eine höchste Lebensfeier!

Wir wollen mit den letzteren Worten sagen, daß es sich für ein Volk, das auf sich hält, nicht mehr geziemt, die „Wahlverwandtschaft" gänzlich dem Zufall zu überlassen. Unserem auf der Wissenschaftlichkeit aufgebauten und „um der Wissenschaft willen" zu den größten Selbstopfern bereiten Zeitgeist sollte ein Eingriff in die persönliche Wahlfreiheit, oder besser, ihre Richtunggebung jedenfalls nicht ungeheuerlich vorkommen, sondern vielmehr als nothwendig und zeitgemäß, als durchaus geboten erscheinen, und unsere Wissenschaftler selbst, die gebildeten und vornehmen Geister der Nation sollten sich dieser höchsten Lebensfrage bemächtigen. An der Ehe und Geschlechtsverbindung als Experiment, als heiliges Experiment nicht nur zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern zur Hebung und Steigerung der Lebenskraft des Volkes wird künftig kein Denkender mehr vorübergehen können und jedenfalls keine Regierung mehr vorübergehen dürfen.

Der Chinese als Kaufmann.

Von Georg Schweitzer (Berlin).

Viele und mannigfache Schilderungen über den Charakter der Chinesen sind gegeben worden, welche zum Theil in ihren Urtheilen sich geradezu gegenüberstehen. Gründliche Kenner des chinesischen Charakters stimmen darüber überein, daß von einem geschlossenen Volkscharakter bei den Chinesen nicht gesprochen werden kann, daß jene Grundzüge sich vielmehr nur durch eine Reihe von Charakteristiken wiedergeben lassen, denen wir Abendländer zum Theil verständnißlos gegenüberstehen, und deren manche bei flüchtiger Betrachtung anomalisch erscheinen.

So erklärt es sich auch, daß in den Berichten vieler Reisender die Ehrlichkeit der Chinesen im kaufmännischen Leben rühmend hervorgehoben wird, während von anderer Seite das unter dem Namen „squeeze" bekannte Aussaugungsverfahren die schärfste Brandmarkung erfährt. Um diese scheinbaren Widersprüche erklären zu können, muß man die Frage mit dem Maßstabe der chinesischen Auffassung messen. Ich möchte vorausschicken, daß der „squeeze" im allgemeinen kaufmännischen Leben nichts anderes als unsere Provision oder Commissionsgebühr bedeutet, dessen sich jede europäische Export- oder Importfirma, sowie die Banken unter dem unschuldigen Ausdruck der „Vermittelungsgebühr" in mehr oder weniger concentrirter Form bedienen.

Im chinesischen Leben spielt diese Vermittelungsgebühr eine ungleich größere Rolle wie bei uns, indem sie, von den Stufen des Thrones ausgehend, ihre unzähligen Fäden durch alle Rangstufen bis in die tiefsten Schichten des Volkes ausbreitet. Die Wurzel des Uebels liegt in dem System der Käuflichkeit aller Aemter im Reiche der Mitte, sowie in den Intrignen der sich bekämpfenden Parteien am Hofe, welche in der Wahl ihrer Mittel noch weniger Rücksichten kennen, als die Vertreter unserer sogenannten Culturstaaten. Der „squeeze" in unlauterer, habsüchtiger Begier ist auch in den 50er und 60er Jahren durch die großen „Merchant-Prices", als sich die ersten bedeutenden Handelspioniere so gern nennen hörten, dermaßen den Chinesen auferlegt worden, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn die aufgeklärteren Mandarinen nicht hinter ihren ausländischen Geschäftsfreunden zurückstehen wollten. Daß der „squeeze" in einem so enorm kaufmännisch veranlagten Volke wie den Chinesen, einen äußerst fruchtbaren Boden findet, wird Niemand Wunder nehmen. Nur muß man stets im Auge behalten, daß in den Augen eines jeden Chinesen dies keine Unehrlichkeit bedeutet, sondern eine ihm für Dienstleistungen zustehende Gebühr, auf die er ein Anrecht hat.

Seine Anschauung verändert sich mit einem Schlage, sowie die Auffassung eines Betruges ihm unterlaufen könnte. Das Wort „Stehlen" kennen 99 % der chinesischen Kaufleute sozusagen überhaupt nicht, ein Kaufmann, der sich offene Unehrenhaftigkeit nachweislich zu Schulden kommen ließe, würde vom geschäftlichen Standpunkte aus für immer gerichtet sein. Was für den Verkehr mit dem europäischen Handel von ausschlaggebender Wirkung ist, ist die unwandelbare Ehrenhaftigkeit, welche den chinesischen Kaufmann in der Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten kennzeichnet.

Er wird vor dem Abschluß handeln, feilschen, jammern und die ganze Scala der verfügbaren Hülfsmittel verwenden, ehe der Vertrag geschlossen ist, oder bevor er sein mündliches Einverständniß gegeben hat. Von jenem Augenblicke an ist ihm aber sein gegebenes Wort ebenso heilig wie der unterzeichnete Vertrag, dessen Erfüllung er selbst mit schweren pecuniären Opfern durchführen wird. Diese so überaus vornehme Denkungsweise stellt ihn thurmhoch über den japanischen Kaufmann, der im Verkehr mit Europäern bei kritischer Conjunctur sich an keinen Vertrag, sei er noch so formell, kehrt und genau weiß, daß ein Proceß dem Geschädigten keine Abhülfe bietet. — Aus diesem Grunde ist der Handel in Japan für Europäer überaus schwierig, und je mehr die früheren Rechte der Letzteren durch die neuen japanischen Gesetze verkürzt werden, um so trostloser gestaltet sich die Lage der fremden Kaufleute in dem so überaus thätigen Staate. Hat doch der Japaner mit seinem eminenten, beinahe unfaßbaren Assimilationsvermögen den Europäern ihre Kunst auf allen Gebieten abgelauscht und sich zu eigen gemacht.

Die bei Weitem wichtigsten Vertreter der chinesischen Kaufmannschaft für den europäischen und amerikanischen Handeltreibenden sind die Compradores. Sie sind es, welche ausnahmslos ein jedes zwischen Europäer und Chinesen abgeschlossene Geschäft vermitteln.

Darum ist auch für jeden „Stong" in China (sei es Bankinstitut, Export- oder Importfirma) die Frage des Compradors von größter Wichtigkeit. Erste Häuser und Firmen haben deren mehrere und zwar je einen für die verschiedenen Geschäftszweige (Export und Import), doch nur einen von ihnen als sogenannten Nr. 1-Comprador. Diese Leute vermitteln, wie gesagt, die Geschäfte und übernehmen auch für sämmtliche mit chinesischen Kaufleuten abgeschlossenen Contracte das Delcredere. Ihre festen Gehaltsbezüge sind nicht groß; selbst in ersten Bankinstituten, wie der Hongkong and Shanghai Banking Corporation, der Russisch-Chinesischen Bank oder Weltfirmen wie Jardine, Matteson & Co., Carlowitz & Co., Arnhold, Karberg & Co. erhalten sie in der Regel nicht mehr als 150 — 200 Taels (450 — 600 Mark) monatlich, wovon sie noch ein oder mehrere „Shroffs" (ihre Untergebenen) selbst zu besolden haben. Dagegen steht ihnen für jedes von ihnen vermittelte Geschäft ein Procentsatz zu,

der natürlich je nach den angemessenen Verhältnissen bestimmt wird und erheblich schwankt (1/2 pro Mille bis zu fünf Procent). Da auch die Geldabwickelungen fast ausnahmweise durch ihre Finger gehen und dies durch die Natur ihrer Dienstleistungen sich ja als selbstverständlich ergiebt, nimmt man für diesen verantwortlichen Posten nur solche Menschen, die entweder selbst sehr vermögend sind und aus eigenen Mitteln beträchtliche Depots hinterlegen können oder deren Bonität bis zu einer zu vereinbarenden Höhe von Verwandten garantirt wird, welche als capitalkräftig anerkannt sind. In Banken und ersten Handelshäusern betragen solche Cautionen bis zu einer halben Million Mark, in kleineren Geschäften etwa 5000 Taels (= 15000 Mark), selbst noch weit weniger. Wie es nun die natürliche Folge erweiterter Handelsbeziehungen mit sich bringt, haben in den letzten Jahren nach den chinesischen Vertragshäfen wie Shanghai, Tientsin, Chefoo, Newchwang &c., auch zweifelhaftere Elemente ihren Sitz verlegt, welche wenig oder kein Capital mit sich führen, an anderen Plätzen Schiffbruch erlitten haben oder es für gerathen fanden, ihren Thatort zu wechseln und sich China zum Schauplatz ihrer Operationen erkoren. Deren erste Sorge ist es nun, einen capitalkräftigen Comprador zu finden, dem große Provisionsbezüge in Aussicht gestellt werden. Es ist erstaunlich, wie leicht dies den Leuten gemacht wird, denn in dem Chinesen wurzelt — wenigstens noch in der Jetztzeit — ein so unbegrenztes Zutrauen zu den Ausländern, daß sie ohne Weiteres ihr Geld gegen einen ihnen vom Kaufmann ausgestellten Sicherheitsschein in das Geschäft stecken. Diese Vertrauensseligkeit ist insofern erklärlich, als in den ersten Jahrzehnten des Handelserschlusses in den Vertragshäfen ja jeder Ausländer üppige Einkünfte genoß und Fallissements unbekannt waren. Rühmen sich doch noch heute ganz alte „Chinabands" gern jener fetten Jahre, in denen aus lauter Uebermuth oft beim Kegelspiel volle Champagnerflaschen (und kein billiger Sect) anstatt der hölzernen Kegel aufgestellt werden mußten. Diese zweifelhaften, unbemittelten Elemente treten jetzt mehr und mehr hervor; alle ausländischen Consulate, und unsere deutschen nicht zuletzt, wissen ein Liedchen zu singen, weß Geistes Kinder mit Ansuchen um Eintragung ihrer „Firma" hervortreten.

Der Consul ist oft in einer überaus schwierigen Lage. Abweisen ohne zwingende Gründe darf er ja schließlich die Petenten nicht. Vor zwei Jahren ereignete sich im österreichischen Consulat der Fall, daß ein notorisch wegen Schulden im Betrage von $ 5 — 50 verschiedentlich verklagter und deßwegen aus seiner Stellung entlassener Mensch, welcher einen Comprador mit einigen hundert Taels sich gesichert hatte, auf Eintragung seiner „Firma" bestand. Der Consul weigerte sich, ließ sich zu einigen derben Ausdrücken gegenüber solchem Ansinnen hinreißen und ... wurde einige Monate später abberufen. Der „gekränkte" Herr hatte die Sache, natürlich entsprechend entstellt, nach Wien berichtet, und die Folge war eben jene Abberufung.

Einer besonderen Hervorhebung verdient der Verwandtschaftszusammenhang im kaufmännischen Leben.

Stets wird der Comprador in erster Linie dafür Sorge tragen, daß in dem „Stong", wo er selbst angestellt wird, die anderen chinesischen Mitarbeiter mehr oder weniger nahe Verwandte von ihm sind. Diese Unterbringung von Familienmitgliedern erstreckt sich zuweilen bis auf den niedrigsten Lohnkuli, welcher sein kärgliches Dasein mit wenigen Dollars im Monat fristet. Die Chinesen sind übrigens, was ich gleich hier bemerken will, auch in den anderen Classen ganz gute Rechner, bei den Shroffs und Compradors ist die Fähigkeit exacten Rechnens oft erstaunlich groß. Sämmtliche Chinesen bedienen sich der sogenannten Rechentafel mit Kugeln, wie sie ähnlich auch in Rußland üblich ist; die Benutzung ist ihnen dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie selbst für die geringsten Ansätze die Kugeln hin- und herschieben. Diese Gewohnheit hat irrthümlich die Auffassung gefördert, daß der Chinese überhaupt nicht kopfrechnen könne.

Wenden wir uns nun einen Schritt weiter und gehen zu den offenen Handelsläden über, so finden wir auch dort strenge Reellität. Ueberschwängliche Anpreisungen in ihrer wortreichen Sprache starren uns ja von den Schildern allerwärts entgegen und Inschriften wie: „Zehntausendmal billiger als die Concurrenz" sind keine Seltenheit. Die für uns Europäer wichtigen Läden sind die Seidentongs, Curio-Shops und vor Allem die Gold- und Silberschmiede. An den Geschäftsprincipien der Letzteren könnten sich manche unserer Juweliere wahrlich zu Nutz und Frommen ihrer ach so oft arg übervortheilten Kundschaft ein Beispiel nehmen. Der Chinese verschmäht es, principiell Gold oder Silber in minderhaltigem Feingehalt zu verarbeiten. Die Schmucksachen in Gold sind zumeist in 20 Karat, auch 22 Karat, und Ringe, sowie Armbänder zuweilen aus fast purem Golde. Wie armselig nehmen sich gegen solche Stücke unsere „massiv" 0,333 gestempelten hohlen Schaustücke aus! Die Preise sind erstaunlich billig: der Goldwerth wird ermittelt und diesem ein Procentsatz je nach Feinheit der Ausführung zugeschlagen.

Das sind gesegnete Zustände, während man hier bei der Frage nach dem Gewicht eines Schmuckgegenstandes auf eine anscheinende Verständnißlosigkeit stößt, weil der Verkäufer sich schämen müßte, den oft nur wenige Mark betragenden Goldwerth wahrheitsgemäß anzugeben. Mit der zunehmenden europäischen „Cultur" wird ja auch die Gewissenhaftigkeit des chinesischen Juweliers weniger streng werden; möchte ich doch fast behaupten, daß schon in Hongkong, wo ein großer Strom „Durchreisender" pulsirt, die Waaren nicht ganz so reell verkauft werden, wie in Canton, Shanghai und den anderen Productionscentren mit seßhaften Käufern.

Bekannt ist das große Zunftwesen der Kaufleute in China. Ihre „Gilden" haben sich wie ähnliche Coalitionen in Amerika als Trusts Weltruf erworben.

Die Gilden waren ursprünglich Vereinigungen von Kaufleuten gleicher Handelszweige zur Schlichtung von Streitigkeiten untereinander und solidarischer Unterstützung eines klageführenden Mitgliedes.

Diese letztere Unterstützung ist bei dem erbärmlichen Gerichtswesen, das in China herrscht, einfach dahin zu verstehen, daß durch Beiträge aller Mitglieder das Bestechungsgeld zur Fällung eines günstigen Urtheils den gegnerischen Fonds überbietet. Heer- und Gerichtswesen sind die thönernen Füße des Riesenreiches der Mitte, und daß Angesichts dieses eingefleischten Corruptionsgeistes aller beamtlichen Stände in China die kaufmännische Ehre und das kaufmännische Rechtsgefühl sich so rein im Volke erhalten haben, zeigt, welch' gesunder Kern in der überwältigenden Mehrheit dieses Volkes steckt.

Der unverfälschte chinesische Kaufmann, namentlich in vorgeschrittenem Alter, liebt es nicht, äußerlich durch Reichthum der Kleidung aufzufallen; auch in der Wohnungsfrage ist er eifrig bemüht, hinter schmucklosen Mauern seine Schätze fremden Augen zu entziehen. Im jüngeren Nachwuchs besteht allerdings durch die engere Berührung mit den Europäern und in Folge der theilweise durch englische Lehrer modernisirten Erziehung Neigung, den reichen Kaufmannssohn erkennen zu lassen. Doch macht sich auch in ihnen neben den cavaliermäßigen Neigungen zum Besuch der Sing-Song-Häuser, hohen Spieles und sonstiger Zerstreuungen unserer jeunesse dorée, ein ausgesprochenes Geschäftsinteresse bemerkbar und ein nüchtern klares Urtheil in geschäftlichen Dingen. Man sieht, auch hierin könnten sie noch manchem Nachkommen europäischer Financiers zum Vorbilde dienen, welche nur zu oft wohl den erworbenen Besitz ihrer Väter verprassen können, aber unfähig sind, auch nur geringe Spuren kaufmännischen Erwerbssinnes zu bethätigen.

Literatur und Kunst.

Paganinikinder.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Ich meine hier nicht etwaige Geschwister von Paganini's kränklichem Sohn Achilles, sondern jenes hochmoderne Geigergeschlecht, das die innere und zum Theil auch äußere Wesenheit des großen Unheimlichen von Genua so sehr verkörpert, daß man beinahe an eine Gemeinschaft des Blutes glauben möchte. Da ist z. B. gleich Cesar Thomson, das Haupt der ultramodernen Phalanx. Er ist ein echtes Paganinikind, durch und durch. Wer ihn so auf dem Podium sieht, das wächserne Gesicht von rabenschwarzem Haar umstarrt, wie er mit blutsaugerischer Vampyrmiene die Geige streicht, der schlägt unwillkürlich ein Kreuz und murmelt: Paganini. So ungefähr muß ja der große Nicolo ausgesehen haben, in den ersten Stadien seiner letzten Krankheit, jener bösen Halsschwindsucht, die ihm nur gerade Stimme genug ließ, daß er den trostspendenden Priester zornig lispelnd von seinem Bette scheuchen konnte. Was dann freilich zur Folge hatte, daß dieser große Künstler und erzschlechte Katholik vier Jahre unbeerdigt im Sarge liegen mußte, im Lazareth von Villafranca, das übrigens ein leidlich gesunder Aufenthalt für Verstorbene sein mag, denn es steht auf einem Felsvorsprung am Meeresufer, und Morgens und Abends weht da eine scharfe Brise, deren Salzgehalt das ganze Gestade preist. Wer weiß, vielleicht speculirt auch der blasse Thomson auf so einen posthumen Luftcurort. Schwerlich würde er sich sonst so durchaus paganinisch geben, daß z. B. A. B. Marx' eingehende Beschreibung des großen Genuesen zugleich ein genaues Conterfei Thomson's ist. In Marx' Paganini, diesem „seltsam krank verfallenen Mann“, der „mit eiligem Schritt durch die Musiker hervorgleitet, das fleisch- und blutlose Gesicht im dunklen Locken- und Bartgewirr, mit der kühnsten Nase voll Ausdruck des wegwerfendsten Hohnes, mit Augen, die wie schwarze Edelsteine aus dem bläulichen Weiß glänzen“, finden wir Thomson wieder. Zug um Zug und Note für Note. Selbst der Stich in's Dämonische fehlt nicht, jener unbeschreibliche Hautgout der Seele, dem gewisse Nerven nur schwer widerstehen. Und auch die wachsblassen Hände, deren gesammte Anatomie bloßliegt vor lauter Magerkeit, sind paganinisch, und der kleine Trippelschritt, bei dem man wie bei weiland Lady Macbeth nicht weiß, wie er den Menschen eigentlich herbeigetragen hat.

Allein nicht bloß in seiner Körperlichkeit und der besonderen Sprache seiner Geberden gleicht Thomson Paganini. Er ist auch künstlerisch aus seinem Blut entsprossen. Und zwar in weit höherem Grade als Camillo Sivori, dieser sogenannte „einzige“ Schüler Paganini's. Sivori ist im Grunde nie mehr gewesen, als ein geschickter und musikalischer Commis Voyageur, der in Violinspiel reiste, wie ein Anderer in Reis oder Baumwolle. Ein Blick auf sein Bildniß genügt, um uns die Vergeblichkeit von Paganini's Züchtungsversuchen zu erklären. Nein, das ist kein Vampyr, in den man sich zähneklappernd verliebt, kein „diavolus in musica“, wie die Alten den Tritonus nannten, kein Hexenmeister, der zu Walpurgis den Hexen auf dem Blocksberg zum Tanze aufspielt. Das ist weit eher ein gutmüthiger Schimpanse, ein lächelndes Seitenstück zu Wilhelm Busch's genialem Affen Fips. An diesem weitgespaltenen Mund, der vor lauter Grinsen noch größer geworden zu sein scheint, der etwas schief niedergehenden Nase, dem weißen Haarschopf und der zurückspringenden Stirn hätte Darwin seine Freude haben müssen. Nur die Augen sind ganz menschlich, groß und schwarz, behaglich gebettet über wulstigen Thränensäcken sind sie ein wahres Reservoir der Lustigkeit. Ein Brillantfeuer von Bonhommie strahlt aus ihnen, von welchem Paganini keine Ahnung hatte. Auch Thomson kennt diese selbstverständliche Freude am Leben nicht. Lachen, nur um die Lachmuskeln zu beschäftigen, das ist diesem Schwerblütler unmöglich. Ueberhaupt hat ihn kaum jemals einer laut lachen hören oder leise schmunzeln sehen. Höchstens grinsend, mit zwei blinkenden Zahnreihen, wenn ihm so ein rechtes Teufelskunststück glatt aus dem Bogen gesprungen ist. Woher auch die Muße nehmen zu einer so zeitraubenden Verrichtung, wie das Lachen ist? scheint Thomsons bittere Miene zu sagen. Das Violinspiel ist ja eine so harte Arbeit und braucht soviel Zeit. Schweiß und Blut kleben daran, auch Thränen. Von Paganini weiß man, wie hart und bitter seine Jugend durch das übermäßige Violinspiel wurde. Eine gewisse väterliche Peitsche spielte dabei eine große Rolle. Papa Paganini hatte einen ungemein großen Appetit auf Doppelflageolettöne, Pizzicatos mit der linken Hand, mehrstimmiges Spiel u. s. w., und diese Leckerbissen wollte der störrige Nicolo dem Gestrengen immer nur nach einem ausgiebigen Genuß von Schlägen verabfolgen. Besagte väterliche Therapie ist nun allerdings die Ursache von Nicolo's märchenhaftem Ruhm geworden. Braver alter Harpagon! Ohne Deine ganz unväterliche Härte und Habsucht wäre Dein Sohn nie so hoch gestiegen. Seine ausgemergelte Gestalt, seine immerwährende Kränklichkeit, die um seinen Mund jenen gewissen Zug verhaltener Schwermuth legte, seine Scheu vor den Menschen, sein starrer durchbohrender Blick, sein ununterbrochenes Ueben auf der Geige, von der er im Wachen und gewiß auch im Schlaf nicht ließ, die zahllosen Gerüchte von Gefängniß, Mord, Teufelei u. s. w., all das ist Dein Werk.

Ueber Thomson's frühe Jugend fehlt leider das Genauere. Niemand weiß, ob sie ein Paradies gewesen oder eine Hölle. Aus einer biographischen Skizze entnehmen wir nur, daß sein Vater ihm den ersten Violinunterricht ertheilte. Verdächtig ist das immerhin, denn bekanntlich reißen die Geduldsfäden der Eltern niemals schneller, als beim Unterricht der eigenen Kinder. Und dann: Sollte Thomson zu seiner fabelhaften Virtuosität wirklich so jung aus eigenem Trieb gekommen sein? War da nicht doch eine göttlich und menschlich beglaubigte Gewalt die bewegende und anspornende Kraft? Freilich, Thomson ist in Lüttich geboren, also das Kind einer Arbeiterstadt, die in einem Arbeiterstaate liegt. In Belgien feiert ja Niemand, er sei denn ein Clerikaler oder ein Aristokrat. Uebrigens hat Thomson gerade das Wesentliche seiner Technik, das Paganinische, gar nicht in Belgien erworben. Seine Sendung sozusagen ging ihm erst in Italien auf, wo er im Orchester des Barons von Derwies vor Allem sein elegantes Hubert Léonard'sches Franzosenthum gründlich loszuwerden trachtete. Es gelang ihm in der That bald, sein Spiel ganz auf Paganini und Teufelei zu stimmen. Wie ist das möglich? fragte man sich in der gesammten violinspielenden Welt. Der finsterblickende Zauberlehrling Paganini's erregte sogar wissenschaftliche Gemüther. Sie leuchteten seinen technischen Wundern auf den tiefsten Grund und brachten das Außerordentliche fein säuberlich in ein passendes System.

Doch mag dem sein, wie immer, ein Gang durch diese Thomson'sche Technik ist auf alle Fälle außerordentlich lohnend. Wer ihre Einzelheiten prüft, wird auf Schritt und Tritt an Paganini denken. Man höre bloß die „Hexentänze“ oder die berüchtigten, für die größten Virtuosen unerschwinglichen „Capricci“. Man staunt, wie sehr diese Leistungen unmittelbar aus dem Geiste und der Hand des Vorbildes heraus geboren sind. Diese einfachen und doppelten Flageolettöne und -Triller, diese geisterhaft flüsternden Doppelgriffpassagen, bei denen jeder ehrliche Christenmensch das Gruseln lernt, diese Octavenläufe, diese Wunder des springenden, hüpfenden und gleitenden Bogens, Alles das hat Paganini schwerlich besser gemacht. Freilich, Paganini ging noch weiter, über das Glaubliche und Mögliche hinaus in's Unglaubliche und

Unmögliche. So scheint er z. B. auch seine wunderbare Kunst der Umstimmung, die manchen großen Geiger Londons, den erlauchten Dragonetti zum Beispiel, in Ekstase brachte, mit in's Grab genommen zu haben. Diese Umstimmungszaubereien bildeten wochenlang Tagesgespräche. Die Fachgenossen stritten sich über die Art, wie dieser Zauber bewerkstelligt würde. Ein englischer Zeitgenosse, so lesen wir in A. Ehrlich's überaus verdienstvollem Buche „Berühmte Geiger der Gegenwart und und Vergangenheit“, berichtete darüber folgendermaßen: „Durch eine plötzliche geschickte Drehung des Wirbels wußte Paganini einer zweiten Saite eine ganz verschiedene Tönung zu geben. Das war nicht genug. Durch eine weitere blitzartige Veränderung irgend eines Theiles einer Saite erhielt er einen neuen Tonerzeuger, der ihn befähigte, Harmonien von jeder Skala und in unbegrenzter Zahl hervorzurufen. Solche spielte er dann zu zwei, drei, sechs Noten, ja in ganzen Octaven. Bisher hat uns Thomson von diesen Wundern noch nichts gegeben. Hingegen sind sein Flageolett- und Doppelgriffspiel seltene Erzeugnisse künstlerischer Cultur. Seine Flageolettöne erinnern täuschend an die Töne der Flöte. Einfach, doppelt oder in Trillern, schwächer oder stärker, langsamer oder schneller: immer sind sie von absoluter Reinheit. Dabei handhabt der Künstler den Bogen auf eine merkwürdige Art. Er wirft ihn achtlos über die Saiten, was natürlich seinen tiefen Sinn hat und das Product eingehendster Studien und genauester Berechnung ist. Sein Doppelflageolett, namentlich die Triller sind geradezu eine Erscheinung. Man bewundert das Tastvermögen dieser Fingerspitzen, ihre hohe Ausbildung, die es dem Künstler ermöglicht, genau zur nämlichen Zeit mit den beiden Fingern die nämliche Bewegung auszuführen. Das ist beinahe noch wunderbarer als Thomson's Octavenspiel. Dieses ist vor Allem ein Product seiner gewaltigen Arm- und Handmusculatur. Die absolute Reinheit von Octavengängen ist nämlich niemals allein Sache des Gehörs, das ist Sache der Finger, die auch ihr Gedächtniß und eine Vorstellung für die Größe eines Intervalls haben. Nur wer Beides in höchstem Grade besitzt, wird unbedingt rein spielen. Wie aber, sagen die Fachgenossen, bringt es Thomson zu Wege, daß die Geige unter seiner Hand sich nie verstimmt? Solche Unglücksfälle von plötzlicher Verstimmung kommen in überfüllten Concertsälen tausendmal vor und bringen das ruhigste Violinspielergemüth zur Verzweiflung.

Ueber Thomson's Doppelgrifftechnik haben wir uns bereits oben verwundert. Auch hier übt er jene gewisse nachlässige Bogenhaltung. Offenbar gehört das dazu, um solche Wirkungen zu erzielen. Accorde von unheimlicher Weite und Vollgriffigkeit kann er auf das Genaueste verbinden und kaum merklich gebrochen. Man denkt da unwillkürlich an Ole Bull, der sich eigens eine Geige mit möglichst flachem Steg bauen ließ, was ihm die ausgiebige Pflege des doppelgriffigen Spiels wesentlich erleichterte. Thomson ist natürlich viel zu wenig Charlatan, um an solche Kniffe, wir wollen nicht sagen Betrügereien, zu denken. Er hat es auch nicht nöthig, für den Ruhm ist ja längst gesorgt.

Es wundert uns übrigens, daß Thomson trotz seiner so wenig traditionellen Art ein Lehramt versieht. Und zwar in Lüttich, an dem nämlichen Conservatorium, wo er sich seine ersten Sporen verdient hat, beim wackeren alten Jacques Dupuis. Gewiß kehrt er da gar nicht die diabolische Seite heraus, sondern giebt sich so philisterhaft und classisch ehrbar, wie es seiner Zeit seine Lehrer ihm gegenüber gethan.

Und nun zu Jan Kubelik. Er harrt schon dringend der Besprechung, denn seit einigen Jahren versetzt dieser blutjunge Abkömmling Libussa's der Welt den Athem. Man nennt ihn überhaupt nur mehr Paganini. Nebstbei ist er bürgerlicher Rattenfänger und hat dabei mehr Glück — als hm! — Verstand. Aber Kubelik hat auch das. Den Verstand des Glückskindes nämlich, der immer zum Guten wendet, was Anderen zum Unheil gereichen würde. Mit einem Wort: die Gabe, Glück zu haben, um jeden Preis. Solche Naturen steigen sehr hoch, auf die höchsten Ruhmesgipfel. Jan Kubelik's Namen widerhallen zwei Hemisphären, man kennt ihn nämlich auch schon in Amerika, wo er sich einen ganzen Winter hindurch vergeblich erwarten ließ. Inzwischen entzückte er die Wiener, die sich in seinen sieben oder acht Concerten ganz vermöglich aufführten. Als er sich dann endlich doch nach dem Westen einschiffte, empfing ihn Amerika gebührend. Man kann sich denken, welches Aufsehen die famosen Variationen über „God save the King“, mit dem berühmten Pizzicato der linken Hand machten. Beinahe wäre daraus ein Bündniß zwischen den Vereinigten Staaten und England hervorgegangen . . . Kubelik's ungeheuere Erfolge haben ebenfalls ihren Ursprung in Paganini. Das ist sein großer Ahne, dessen Blut lebendig wird in seinen Leistungen. In der unbedingten Nachahmung Paganini'scher Technik trifft Kubelik mit Thomson zusammen. Im Uebrigen gehen ihre Leistungen wie ihre Individualitäten weit auseinander. Denn während in Thomson das schwere Temperament ihn von selbst auf die massiveren Seiten der Technik hinführt, pflegt Kubelik vor Allem die Künste des Bogens. In allen Feinheiten des Handgelenks, in den mannigfaltigsten Stricharten ist er ein unübertrefflicher Meister. Niemals haben wir einen pikanteren und geistreicheren Bogenkünstler gehört. Und wieder wird man unmittelbar auf Paganini zurückgeführt, wenn Kubelik sein Staccatowunder macht. Er hat ganz eigene Repertoirestücke, aus Staccato und beinah sonst nichts bestehend, das ist dann unter seinem Bogen ein lustiges Glitzern und Flimmern von Tausenden von Nötchen, die wie Mückenschwärme in der Sonne in rasender Schnelligkeit tanzen. Man kommt außer Athem bei dieser rasenden und dabei durchaus gleichmäßigen Fortbewegung. Nur der Künstler bleibt ruhig, sein Handgelenk kennt nicht den Krampf der Ermüdung, es arbeitet wie ein Automat mit Nerven und Muskeln. Unmittelbar auf Paganini zurück führen uns Kubelik's Staccato-Kunststücke. Paganini's Staccato brachte nämlich selbst den kühl urtheilenden Spohr um einen Theil seiner wohlgepflegten Fassung. Obbemeldeter englischer Kritiker schwelgt förmlich in der Erinnerung dieses Staccatos von „unerhörter“ Vollendung. Bloß einmal schlug der Meister an die Saite, und es schien in zitternden Schwingungen eine ganze Tonfolge durch das Instrument zu ziehen. „Der Bogen scheint mit der Elasticität einer Saite zu arbeiten, die an einem Ende befestigt und in Vibrationen versetzt ist.“ Auch bei Kubelik, obgleich er nicht mit Paganini im selben Athem genannt werden soll, sieht man beim Staccato den Bogen eigentlich nie in Action. Ein Bogenschlag bringt oft ganze Gruppen von stakkirten Läufe hervor. Ebenso vollkommen ist Kubelik's Pizzicatospiel. Um es in seiner ganzen Erstaunlichkeit zu zeigen, hat sich der Künstler eigens ein schales Virtuosenstück, eben jene Variationen über die englische Volkshymne, zugelegt. Wenn er sie spielt, geht ein Brausen der Erregung durch den Saal. Das eigentliche Wunder besteht im gleichzeitigen Spielen einer gebundenen Melodie und einer Begleitung in Pizzicatonoten mit linker Hand. Paganini redivivus, wie man sieht. Man glaubt thatsächlich zwei verschiedene Geigen zu hören. Vorläufig giebt Kubelik zwar die pizzicirte Begleitung einfach, während Paganini zwei- und dreistimmige Harmonien spielte.

Wer weiß, vielleicht gelingt diesmal annoch Ungelingbare einmal dem jungen Willy Burmester. Das ist nämlich der Dritte aus der Brut Paganini's. Sein deutsches Enkelkind, gleich ihm der Sohn einer Hafenstadt, denn Burmester ist ein geborener Hamburger. In aller Blondheit gemahnt dieser Hanseate doch an sein schwarzes Vorbild. Er kann nämlich auch Alles machen, wie Paganini. Ein Dämon, der in eine helle Germanenhaut geschlüpft, dessen Blut aber ganz südlich wallt und siedet. Burmester besitzt eine große äußere

Ruhe, die aber das Futteral für eine starke innere Unruhe bildet. Seine Seele zittert fortwährend in jenem Tremolo, ohne das der Mensch eben kein Künstler ist. Und dabei doch wieder ganz deutscher Grenadier mit jenem ererbten Stechschritt im Leibe. Er geht auch nicht auf's Podium, er marschirt, die Violine im Arm, wie ein Gewehr. Man wundert sich nur, daß er sich verbeugt und nicht lieber gleich salutirt. Das ist eben der nach Sedan und Metz geborene Deutsche, der Großdeutsche, dessen Nationalgefühl sogar sein Kunstschaffen beeinflußt. Thatsächlich liegt auch in Burmester's Spiel etwas Soldatisches. Jener Zug von Strammheit und Präcision giebt seinem Spiel ein ganz besonderes Gesicht. Alles ist da tadellos, der kleinste Mordent und der letzte Schnörkel sind blank geputzt. Es bleibt einfach Nichts zu wünschen übrig. An Paganini lehnt Burmester vor Allem mit seiner Technik. Sie ist einfach souverän, allumfassend. Er spielt Octaven, wie Thomson und macht Staccato- und Pizzicatospäße, trotz Kubelik. Dazu kommt eine ganz bestimmte persönliche Note, die Alles in eine eigene, in sich befriedigte Stimmung taucht.

Innerhalb dieser ruhigen Zusammengefaßtheit entfaltet Burmester aber einen außerordentlichen Reichthum an Nuancen. Man gewahrt das oft erst bei genauerer Betrachtung, weil man bei so viel Größe nicht auf soviel Feinheit gefaßt war. Im Besitze aller seiner Gaben zeigt sich Burmester, wenn er Bach spielt. Er thut das auch sehr ausgiebig, in einem Concerte allein spielte er ein Concert, das berühmte Air und Verschiedenes aus einer der Violinsonaten. Bach, der ein Deutscher war und dabei noch ein Franzose und Italiener, kommt Burmester wahlverwandt entgegen. Er findet da Größe und Zierlichkeit, tadellose Form und tiefste Innerlichkeit; er kann seine Seele in diese Seele tauchen ohne Gefahr der Enttäuschung. Es ist in der That ein hoher Genuß, Burmester im Verkehr mit Bach zu belauschen. Wenn er das prachtvolle Air spielt, zieht er das Süßeste aus seinem schönen Instrument, Töne, lang und gleichmäßig, wie aus Gold gesponnen. In dieser edlen Breite des Gesanges erinnert Burmester an die alten Italiener. Das ist wahrlich bel canto bester Art, an dem Corelli Nichts auszusetzen fände. Neben diesem Streben, in's Große zu gehen, hat Burmester, wie gesagt, seine Freude an aller Kleinkunst. Es giebt Abende, wo er ganz Hexenmeister ist, mit einer wahren Freude am Unmittelbaren, Zufälligen, was seinen Leistungen viel Pikanterie beimengt. Natürlich bewältigt er die ganze Paganiniliteratur. Er veranstaltet zwar nicht eigene Paganiniabende, wie Kubelik, denn er ist ein ernster Künstler, mit einem Ehrgeiz im Leibe, der noch über das Verblüffen hinausgeht, aber es kommt ihm auf ein Haarsträubendes mehr oder weniger nicht an. An Erscheinungen, wie Burmester hat die Welt ihre aufrichtige Freude. Sie erwecken halb Erstorbenes zu neuem Leben und eröffnen Blicke in die Zukunft einer Kunst, die nur noch der Vergangenheit anzugehören schien.

Die Dresdener Internationale Kunstausstellung.

Von Eduard Engels (München).

Drei seltsame Neuigkeiten bringt uns diese Ausstellung. Sie zeigt zum Ersten, daß wir in der Bildnißmalerei, auf die wir uns so viel zu Gute thaten, im Grunde noch recht weit zurück sind; zum Zweiten, daß man internationale Kunstausstellungen ehestens überhaupt nicht mehr zu veranstalten braucht; zum Dritten, daß die Plastik ihre peinliche Stilverlegenheit überwunden hat und sich entschlossen einem klar erkannten Ziele zuwendet.

Was das Porträt betrifft, so war es ein ebenso origineller als — arglistiger Einfall von den Dresdenern, unsere berühmten Bildnißmaler von heute einmal versuchsweise mit ihren berühmten Collegen von einst zu confrontiren. Es ist zum Erschrecken, was sich da alles für Ueberraschungen und — Katastrophen ergeben. „Throne wanken, Reiche zittern.“ Man möchte Trauergewänder anlegen und Dies irae singen ...

Dabei haben es die Dresdener noch recht glimpflich gemacht. Sie haben nur einen Rembrandt, zwei Van Dyck, einen Velasquez und einen Morando als Zeugen vergangener Herrlichkeit heraufbeschworen. Kein Van Eyck, kein Holbein, kein Franz Hals, kein Bellini, kein Tizian, kein Reynolds oder Raeburn wurde berufen. Jene Vier genügten, der alten Kunst einen glänzenden Sieg zu bereiten.

Wie konnte das nur geschehen? Es ist nicht zu leugnen, daß die Gegenwart keineswegs mit ihrer ganzen Gardemannschaft und keineswegs mit ihrer besten Ausrüstung zum Kampfe beschieden wurde. Es fehlen nicht nur manche Hoch- und Höchstcommandirende, sondern es fehlen auch die eigentlichen Meisterwerke der Erschienenen. Den Alten wurde also der Sieg nicht schwer gemacht.

Dennoch glaube ich, daß sie unter allen Umständen die Oberhand behalten hätten. Denn sie besaßen Etwas, das unüberwindlich macht wie ein vom Himmel gefallenes Götterschwert: Größe. Größe der Auffassung und Größe der Kunst.

Alles Große ist einfach. Die Modernen — vom jüngsten bis hinauf zum ältesten Semester — sind alle complicirt. Sie wollen Etwas. Sie geberden sich. Sie machen Kunststücke. Es ist, als ob ihnen die gelassene Rede nicht mehr genügte, sie schreiben. Muß man heute Lärm vollführen, um beachtet zu werden? Ach, es ist ja wahr: unsere Stimmen sind dünn geworden und wir tragen kein Schwert mehr an der Seite. In engen Stuben fristen wir ein zahmes Dasein. Wir müssen uns schon ein wenig Mühe geben, um bis an das Ohr des Nachbars zu dringen.

Den größten Skandal leistet sich Besnard. Sein bekanntes Porträt, die Rejane, kommt des Weges wie die Feuerwehr. Wagenrasseln, Rossestampfen, Schellengeklirr und Peitschenknall. Wie in einem Orkan von Licht schreitet die Diva vor einer Coulissenlandschaft dahin. Es ist ein gemeiner, frecher, niederträchtiger und zugleich bewundernswerther, hinreißender Anblick.

Die leichteste und umfänglichste Geberde der Größe hat Zuloaga. Er ist freilich auch noch oberflächlicher als Besnard. Der Mensch — das ist ihm ein Garderobeständer für Farben. Aber wie er mit den Farben umgeht, im Tumult herzhafter Lüste des Auges und des Pinsels vor Behagen zu schwelgen scheint ... Pah, was scheert denn ihn, den Plebejer, alle feine Vorsicht und Klugheit, aller Geschmack und aller guter Ton? Er ist wie ein vom Brauknecht zum Hofopernsänger avancirter Stimm-Athlet, Baßbuffo oder so was, ein Prachtkerl, der nicht eigentlich schön, aber unglaublich voluminös und richtig singt, von Theorie und Noten keinen Dunst hat und doch allen gelehrten Beckmessern und Meistersingerlein den Garaus macht ...

Der redlichste unter allen großen Könnern war Leibl. „Geschrieben steht: Im Anfang war die Kraft.“ Wenn man seinen „Jäger“ anschaut, glaubt man den Händedruck eines Riesen zu verspüren. Die Finger knacken, aber man weiß: dieser Mann ist treu wie Gold. Ich wüßte keinen Maler, der mir solches Vertrauen und solch' warmes Gefühl der Sicherheit einflößte wie Leibl. Wenn man der Welt überdrüssig ist, flüchtet man in die Einsamkeit der Wälder oder — zu ihm. Beides ist dasselbe. Seine Bilder haben wenig metaphysischen, aber umsomehr physischen Gehalt. Sie sind geistlos wie der Stein, die Pflanze, das Thier, sie sind — Natur.

Das ist Alles, was über den Sängerkrieg auf der Wartburg der Porträtmalerei zu sagen wäre. Dagnan-Bouveret, Bonnat, Benjamin Constant, Carolus Duran vermögen kein

Interesse zu erwecken. Lenbach wirkt neben Velasquez putz- und gefallsüchtig. F. A. Kaulbach erscheint neben Van Dyck als ein rechter Knote. Carriere hüllt sich in Geheimnisse, aber er enthüllt keine. Der einzige Evenepoels wäre noch zu erwähnen, dessen „Spanier in Paris", wenn schon kein Porträt, so doch ein starkes Stimmungsstück ist. Liszt'sche Rhapsodie in's Spanische übersetzt.

Und dann käme die abenteuerliche Neuigkeit, daß wir in Zukunft keine internationalen Kunstausstellungen mehr brauchen. Daß die Weltausstellungen sich überlebt haben, wissen wir seit der letzten Pariser Kirmeß zur Genüge. Ist es aber mit der Kunst, ich meine mit den großen Kunstkirmessen, nicht ähnlich? Die Sprachgrenzen der Malerei verschwinden je länger je mehr. Darüber besteht kein Zweifel. Ein allgemeines Mal-Volapük ist in der Entstehung, das man aller Orten und aller Landen gleichmäßig zu reden trachtet. Es giebt in der ganzen Welt Künstler, die französisch, in der ganzen Welt solche, die englisch, in der ganzen Welt solche, die deutsch malen. Das kleinste Kunstdorf ist in seiner Bürgerschaft so international wie die internationalste Ausstellung. Es geht den Kunststädten wie den Kurorten und Spielhöllen: sie entäußern sich ihres Charakters.

Schon jetzt fällt es in Dresden schwer, das Paßsignalement der einzelnen Farben-Kurorte und Pinsel-Monte Carlos festzustellen. Vielleicht wäre das anders, wenn die Skandinaven und Italiener zahlreicher vertreten wären. Wie die Ausstellung einmal beschickt ist, giebt es eigentlich nur drei Schulen, die noch ihre ausgeprägte Physiognomie haben: die Engländer, die Worpsweder, die Münchener Secession. Bezeichnender Weise stehen zwei dieser Gruppen, die englische und die münchener, auch qualitativ den anderen voran. England ist mit Werken von Watts, Walter Crane, Clausen, Sauter, Sevan, Muhrmann, Withers ganz ausgezeichnet vertreten. Immer sind diese Bilder voll Geschmack, oft voll Bedeutung. Der sogenannte „denkende" Künstler, sonst überall des Landes verwiesen, hat in London sein Asyl. Und auch die Zeichnung, die der modernen Luft- und Lichtmalerei weichen mußte, sitzt drüben auf ihrem Altentheil. Der Engländer ist conservativ. Er macht die Neuerungen nicht eher mit als bis sie über ihre Flegeljahre hinaus gediehen sind. Er hat Lebensart. Und Geschäftssinn. Und Reverends im Land. Facit: er malt kein Bild, das nicht unbedingt verkäuflich wäre.

Bei den Schotten bereitet sich ein Umschwung vor. Eine Dame im Kahn von Lavery ist kaum noch schottisch, so bunt und froh und frei ist die farbige Wirkung. Auch Hornell und Harrington ziehen auf Kundschaft aus. Paterson und Stevenson und wie die Koryphäen alle heißen, bleiben ja die Alten. Aber der Nachwuchs holländert ein wenig, parisert wohl auch und dachauert gar. Da hat nun der ganze Continent bei den Schotten Anleihen gemacht, und jetzt borgt sich Schottland beim Continent das eigene, ein wenig modificierte Capital wieder aus. Es ist die reinste Malerei auf Rückversicherung.

Amerika kann in der Kunst als das der Aufsicht der Reverends und der Etikette entsprungene England gelten. Unter 30 Bildern, die es schickt, sind sechs Nuditäten. Damit ist es aber noch nicht genug. Es giebt auch bekleidete Nuditäten. Danat postirt eine Chanteuse in grünem, Story eine solche in schwarzem Atlasröckchen auf das Brettl. In Amerika scheert man sich den Henker um die edle Prüderie. Man scheert sich den Henker auch um Ernst und Bedeutung. Drauflos gehen will man. Je dreister ein Hieb ist, um so lieber haut man ihn. Humphreis-Johnston zeigt von einer Dame, die er porträtirt, nichts weiter als das verblüffend rothe Kleid. Außer ihm sind noch Gari Melchers, Hitchcok und E. Vail zu nennen. Der Rest ist — Paris. Eine specifisch amerikanische Malerei giebt es immer noch nicht.

Von den Franzosen sind nur wenige nach Dresden gekommen. Claude Monet weist eine Küstenlandschaft vor, die in wunderbar liebkosenden und für ihn ungewöhnlich leichten Farben gemalt ist, ein Duftgebilde mehr als ein Gemälde. Pointellin zeigt einige seiner kunstvoll monotonen, stillen, dumpfen, gestaltlosen Abendlandschaften. Gaston la Touche versucht Besnard's Lichtstürme für die Mystik auszubeuten, indem er sie auf religiöse Scenen losläßt. Lucien Simon schildert in einer virtuos stumpfsinnigen, breiten, vierschrötigen Malerei das „Arbeiten" einer Seiltänzerin im Dorfcirens. Cottet und Rochegrosse paradiren mit „Maschinen".

Italien hat nur seinen einsamen Segantini, Holland seinen dunklen Israels und den erstaunlichen Blommers, Schweden den jäh bewegten A. Zorn, Belgien den unheimlichen Laermans und den räthselhaften Khnopff geschickt.

Und die Deutschen? Ich sagte bereits, daß der Münchener Secession der Preis gebühre. Sie hat nicht nur die besten Bilder in der größten Zahl geschickt, sondern sie empfiehlt sich auch durch ihren prononcirten Charakter. Sie ist ein Organismus. Entwickelt sich von innen heraus. Erzeugt eigene, neue Werthe. Lebt ihr eigenes Leben. Redet ihre eigene Sprache. Gleicht einem emporblühenden Gemeinwesen, worin Alle für Einen, Einer für Alle steht.

Ein unheimliches Gegenstück zu ihr bietet die Dresdener Künstlergruppe. Wenn man ihre Säle betritt, glaubt man in eine Gesellschaft zu kommen, wo jeder über ein Buch oder eine Arbeit gebückt sitzt und schweigt. Eine Kunstausstellung ist ein Wettlauf; die Dresdener Abtheilung ein Wettsitzen. Jeder weiß nur von sich selbst. Es ist kein Animo da, kein Glauben, kein Enthusiasmus, kein Wille und kein Gesetz. Es ist wie in einem Gemeinwesen, das stagnirt. Jeder sorgt, verschlossen und verdrossen, für die nächste Stunde. Allenfalls schwingt man sich zu einem Krakehl auf, wenn Jemand seinen Haushaltungsbedarf aus der Fremde, etwa aus Paris bezieht. Herrgott Strambach, es giebt Se doch so tichtige Laite in Dräsden, was braucht denn . . . .?! Ja es giebt tüchtige Männer in der Elbstadt, allen voran Gotthard Kuehl, der drei Interieurs ausgestellt hat, die unbedingt zu den höchsten Leistungen der ganzen Ausstellung gehören.

Berlin ist mit seinen besten Namen vertreten. Liebermann, L. v. Hofmann, A. Kampf, Leistikow, Skarbina, Dettmann, Koner... Aber die Collection als Ganzes vermag nicht zu enthusiasmiren. Man hört ein Durcheinander von Stimmen, keinen Gesang, keine sieghaft durchdringende Melodie. Man bewundert einen feinen, sorgfältig geglätteten Liebermann, empfindet die starke Stimmung eines melancholischen Skarbina, erstaunt vor einigen pompösen Acten auf einem Schmiedebild von A. Kampf, begegnet Bracht auf gewohnten, Leistikow auf ungewohnten Pfaden, nimmt vor dem Kaiserbild des verstorbenen Koner den Hut ab, wittert in M. Brandenburgs „Waldesschauer" einen ranzig gewordenen Böcklin und so fort und fort, bis man zu Ende ist und vergeblich aus den vielen guten Einzelheiten das gute Ganze zu construiren trachtet.

Worpswede kommt zwar nicht recht vorwärts, aber es hat doch nun einmal seine solide Art und Eigenart. Wenn es nicht gerade in das Land der Märchen schweift, steht es „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten (?) dauernden (?) (Moor-)Erde" der Lübecker Landschaft und schildert ihre fetten Gelände, ihre feuchtklare Atmosphäre, ihre leuchtenden weißen Wolkenballen auf tiefdunklem Blauhimmel. — Düsseldorf muß man jetzt Abbitte leisten für manche unverdiente Kränkung, die ihm noch immer widerfährt. Die schlimme Zeit der „Düsseldorferei" ist längst vorbei, Düsseldorf hat heute eine so künstlerische Kunst wie wenige deutsche Städte. — Neu eingetreten in den Reigen der Kunstcentren ist Stuttgart. Seitdem Kalckreuth dorthin kam und Carlos Grethe mitbrachte, wird am Nesenbach allerhand Gutes geschaffene Wohl das stärkste Talent

der Schule ist O. Reiniger, der im vorigen Jahre in München und jetzt in Dresden gar viel versprechende Landschaften ausgestellt. Karlsruhe hat seine besten Arbeiten dem Wiener Künstlerhaus geschickt, doch bringt es eine Anzahl Thoma's, deren liebe, treuherzige Kunstlosigkeit nie die Wirkung versagt. Wien steht und fällt mit Klimt. Und ich sage: Klimt steht! Er hat außer seiner Philosophie eine Supraporte da, eine Allegorie auf die Musik, die trotz ihr Formanleihe bei Khnopf ein ungemein starkes, beträchtliches Werk ist.

Ueber den neuen Stil der Plastik muß ich mich ganz kurz fassen. Denn das ist lediglich meine eigene, subjective Wahrnehmung, die jeder Controlle durch fremde Aeußerungen entbehrt. Was ich meine, kann ich am besten so ausdrücken: In der belgischen Malerei, besonders bei Laermanns, Lemputten, Wauters, Meunier . . . macht sich seit Jahren das Bestreben geltend, die Silhouetten der Figuren hart und scharf aus der Fläche zu schneiden. Eben dieses Streben, das übrigens an die Florentiner der Frührenaissance erinnert, macht sich jetzt auch in der Plastik bemerkbar. Man sucht die scharfe, harte, charakteristische Silhouette. Und zwar sucht man sie in allen Ländern. In den Niederlanden, in Frankreich, in Deutschland, in Italien. Da mehr, da weniger. Man will Bedeutung um jeden Preis. Man ist der rundlichen Schönheit satt. Lieber noch Ecken und Curven. Gehalt und Kraft und Concentration heißt die Losung. Daß Bartholomés „Aux Morts“ für Dresden im Abguß erworben wurde, daß man Meunier, van der Stappen, Charpentier, Rodin, Riviere in großen Collectionen vorführt, scheint mir bezeichnend genug. Und ich vertraue diesen Zeichen um so bereitwilliger, als sich, wie gesagt, in der Malerei ganz verwandte Erscheinungen begeben. Nicht nur die genannten Belgier kehren zur Linie und ihrer charakteristischen Kraft zurück, überall, im Norden und im Süden tauchen Künstler auf, die ein Gleiches thun. Es geht wieder einmal etwas vor in den Künstlern, daß ist gewiß. Aus den unzähligen Experimenten der letzten Jahrzehnte krystallisirt sich etwas wie ein Stil heraus. Vielleicht sind wir gerade deßhalb so — international, weil der neue Stil die künstlerische Geberde unserer ganzen heutigen Cultur werden will — — —?

Feuilleton.

Der geheimnißvolle Fremde.

Von Mark Twain.

„Sie sind also Herr Twain?“ fragte mich der seltsame Herr.

„Zu dienen. Und welchem freundlichen Zufall verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?“

Der Fremde sah in offenbarer Verlegenheit bei Seite.

„Sie werden ein Anliegen haben,“ ermunterte ich ihn. Ich hatte am Abend vorher meinem Partner im Poker drei Dollars zehn Cents abgewonnen und war demgemäß in äußerst menschenfreundlicher Stimmung. „Rücken Sie getrost mit der Sprache heraus. Wenn ich Ihnen mit meinen nicht ganz schwachen Kräften helfen kann —“

Er erröthete. Wenigstens war seine abwehrende Handbewegung die eines schamhaft erglühenden Gentlemanns. „Halten Sie mich um Gotteswillen nicht für einen Bettler. Mein Beruf zwingt mich leider —“

„Ah — ah — ich verstehe!“ unterbrach ich ihn eifrig. „Sie hoffen, braver Mann, Arbeit von mir erhalten zu können. Sie verschmähen jede Unterstützung in Geld; nur Arbeit wollen Sie! Wacker, wacker! Das gefällt mir von Ihnen!“ Ich war nahe daran, ihm väterlich liebevoll auf die Schultern zu klopfen. „Was kann ich für Sie thun?“

„Es ist — es ist nicht meine Absicht — ich kam nicht gern hierher,“ stotterte er.

„Sind Sie Maschinenschreiber?“ fragte ich, ganz ergriffen von dem Feingefühl dieses Mannes. „Geniren Sie sich doch nicht. Jedes Handwerk ist ehrenhaft. Ich habe grade ein Manuscript über die Einwirkung der Siriusstrahlen auf die Verdauung und die Reifezeit der Stachelbeeren — wenn Sie es abschreiben wollen, biete ich Ihnen zehn Cents für die Seite.“

„Sie verkennen mich,“ stammelte er.

„Nun, welchem Beruf liegen Sie denn ob?“ fragte ich, des Rathens müde.

„Das — das möchte ich Ihnen nicht sagen. Denn dann —“

„Was dann?“

Er schwieg und starrte hilflos zu Boden, während er in seiner Brusttasche herumkramte. „Hier,“ flüsterte er, ein verschlossenes Couvert hervorziehend, „meine Geschäftsanzeige. Doch bitte — lesen Sie sie erst, wenn ich fortgegangen bin. Inzwischen . . .“

Sein Verhalten machte mich neugierig.

Ich war entschlossen, trotz seiner unklaren Antworten Alles über sein Geschäft herauszubekommen — und zwar, ohne daß er meine Absicht ahnte. Ich suchte ihn mit seiner List in die Falle zu locken. Ich wollte ihm Alles über mein eignes Geschäft erzählen, dann würde er natürlicher Weise während dieses verführerischen Ausbruchs der Vertraulichkeit so warm gegen mich werden, daß er sich vergessen und mir Alles über sein Geschäft mittheilen würde, ehe er merkte, wo ich hinaus wollte. Ich dachte bei mir: Mein Sohn, Du hast wohl keine Ahnung, mit welchem alten Fuchs Du zu thun hast. Laut sagte ich: „Hauptsache bleibt ja, daß so ein Geschäft seinen Mann nährt.“ — „Und das ist bei Ihnen der Fall?“ fragte er. Ich warf mich in die Brust. „Na ob! Sie würden beispielsweise wohl nie errathen, was ich mir diesen Winter und voriges Frühjahr durch Vorlesungen verdient habe?“

„Nein — ich glaube, das könnte ich nicht, und sollte es mich das Leben kosten. Warten Sie — warten Sie. Ungefähr zweitausend Dollar vielleicht? Aber nein, nein, mein Herr, ich weiß, so viel kann's ja nicht sein. Sagen wir eintausendsiebenhundert; stimmt's?“

„Ha! Ha! Wußt' ich doch, daß Sie's nicht könnten. Die Honorare für meine Vorlesungen voriges Frühjahr und diesen Winter beliefen sich auf vierzehntausendsiebenhundertundfünfzig Dollar. Was sagen Sie dazu?“

„Himmel und Wolken, das ist erstaunlich — ganz erstaunlich! Das muß ich mir wahrhaftig notiren — das glaubt mir sonst kein Mensch. Und Sie sagen, das wäre noch nicht Alles?“

„Alles! Ei, mein Bester, da hatte ich doch noch mein Einkommen aus dem „Täglichen Kriegsgeheul“ für vier Monate — ungefähr — nun, was meinen Sie wohl zu beinahe achttausend Dollar, he?“

„Was ich meine!? Ei, ich möchte mich wohl auch einmal in so einem Meer des Ueberflusses schwimmen sehen. Achttausend! Das muß ich mir notiren, sonst glaub' ich's später selbst nicht. Ei, mein Bester! und über Alles, deuteten Sie an, hätten Sie noch mehr Einkommen gehabt?“

„Ha! ha! ha! Sie sind ja noch ganz im vordersten Hofe, sozusagen. Da ist mein Buch ‚Die Geprellten auf Reisen‘ — Preis 3,50 bis 5 Dollar je nach dem Einbanddeckel. Hören Sie mich an. Sehen Sie mir in's Auge. Während der letzten fünftehalb Monate haben wir — was vorher verkauft worden, davon will ich gar nicht reden — bloß während der letzten fünftehalb Monate haben wir fünfundneunzigtausend Exemplare dieses Buches verkauft. Fünfundneunzigtausend! Stellen Sie sich das vor. Im Durchschnitt vier Dollar das Buch. Das sind vierhunderttausend Dollar, mein Sohn. Ich bekomme die Hälfte.“

„Beim heiligen Moses! Das muß ich mir notiren. Vierzehn — sieben — fünfzig — acht — zweihundert. In Summa — ei, der Tausend, die großartige Totalsumme beträgt gegen zweihundertdreizehn oder vierzehntausend Dollar! Ist das möglich?“

„Möglich! Wenn ein Irrthum dabei ist, liegt er nach der andern

Seite. Zweihundertvierzehntausend Dollar bar, das ist mein Einkommen dieses Jahr, wenn ich noch zu rechnen verstehe."

Darauf schickte sich der Herr an, fortzugehen. Es überkam mich wie ein Unbehagen, daß ich ihm möglicherweise Enthüllungen gemacht hatte, ganz abgesehen davon, daß ich sie, da ich mich durch des Fremden Ausrufe des Erstaunens geschmeichelt fühlte, bedeutend übertrieben hatte. Aber nein; im letzten Augenblick händigte mir der Herr das große Couvert ein, mit dem er schon vorhin exercirt hatte, und sagte, es enthielte seine bereits erwähnte Geschäftsanzeige, und ich würde Alles, was ich über sein Geschäft wissen wollte, darin finden; und er würde sich glücklich schätzen, mich zum Kunden zu haben, ja, wahrhaft stolz darauf sein, einen Mann von so wunderbarem Einkommen zum Kunden zu haben. Gewöhnlich habe er angenommen, es gebe mehrere reiche Leute in der Stadt, aber wenn sie mit ihm zu thun hätten, so entdeckte er, daß sie nur gerade genug zum Leben hätten, und er sagte, daß er sich, da es wirklich so ewig, ewig lange her wäre, seit er einem reichen Manne Auge in Auge gegenübergestanden, mit ihm gesprochen und ihn mit der Hand berührt hätte, kaum enthalten könne, mich zu umarmen — in der That, daß er es für eine große Ehre schätzen würde, wenn ich ihn mich umarmen ließe.

Das gefiel mir so sehr, daß ich nicht zu widerstehen versuchte, sondern dem harmlosen Fremdling erlaubte, seinen Arm um meinen Hals zu schlingen und mir ein paar beruhigende Thränen den Nacken hinunterzuweinen. Dann ging er seines Weges.

Sobald er fort war, öffnete ich seine Geschäftsanzeige. Ich studirte sie vier Minuten lang sehr aufmerksam durch. Dann rief ich die Köchin und sagte: „Halten Sie mich, ich falle in Ohnmacht!" Ach, was für ein Schuft er war! Seine „Geschäftsanzeige" war nichts weiter als ein niederträchtiger Steuerzettel — eine Reihenfolge von unverschämten Fragen über meine Privatangelegenheiten, die den größten Theil von vier engbedruckten Papierbogen einnahmen — Fragen, die, das muß ich gestehen, mit so wunderbarer Schlauheit gestellt waren, daß der älteste Mann der Welt nicht durchschauen konnte, was die Meisten von ihnen bezweckten — Fragen außerdem, die darauf berechnet waren, daß man sein Einkommen vier Mal so hoch, als es wirklich war, angab, wenn man sich nicht einen Meineid auf's Gewissen laden wollte. Ich sah mich nach einem Hinterpförtchen um, aber es schien keins zu geben. Frage Nr. 1 deckte meinen Fall so umfassend und vollständig, wie ein Regenschirm einen Ameisenhügel.

„Welches Einkommen hatten Sie im vergangenen Jahre von irgend einem Handel, Geschäft oder Beruf, gleichviel wo betrieben?"

Diese Frage wurde durch dreizehn andere, ebenso durchbohrende gestützt, deren bescheidenste Auskunft darüber verlangte, ob ich irgend welchen Taschendiebstahl oder Straßenraub begangen oder durch Brandstiftung oder sonstige geheime Erwerbsquelle Eigenthum erlangt hätte, welches ich nicht bei der Beantwortung der Frage Nr. 1 erwähnt hätte. Es war klar, daß der Fremde mir dazu behilflich gewesen war, mich gründlich zu blamiren. Indem der Fremde meiner Eitelkeit schmeichelte, hatte er mich verführt, mein Einkommen auf 214000 Dollar anzugeben. Nach dem Gesetz waren 1000 Dollar davon steuerfrei — dies war der einzige Trost, den ich sehen konnte, und es war nur ein Tropfen im Ocean. Bei den gesetzlichen fünf Procent mußte ich der Regierung die Summe von 10650 Dollar Einkommensteuer bezahlen!

Zum Glück kenne ich einen sehr wohlhabenden Mann, der in einem Palast wohnt, königliche Tafel hält und ungeheure Ausgaben macht, und der doch ein Mann ohne Einkommen ist, wie ich oft aus den Steuerzetteln ersehen habe; und zu dem ging ich in meiner Noth, um mir Rath zu holen. Er nahm meine schreckliche Einkommenliste, setzte die Brille auf, ergriff die Feder und schrumm! — war ich ein Bettler! Es war die geschickteste Operation, die ich je sah. Er that es einfach, indem er die Abtheilung „Abzüge" schlau bearbeitete. Er gab meine Staats-, National- und Municipalsteuern auf so und so viel an, meine Verluste durch Schiffbruch, Feuer &c. auf so viel; so viel für „Verluste bei Verkauf von Grundbesitz", „bei Viehverkauf", „bei Bezahlung von Hausmiethe", „bei Ausbesserungen, Anbau, Zinszahlungen", „bereits versteuertes Gehalt als Officier im Heere, in der Marine der Vereinigten Staaten, als Steuerbeamter" und Anderes mehr. Er brachte erstaunliche „Abzüge" bei allem und jedem dieser Dinge zu Stande — wahrhaftig bei allem und jedem. Und als er fertig war und mir den Zettel wiedergab, sah ich auf einen Blick, daß mein Einkommen während des letzten Jahres, d. h. Reingewinn, 1250 Dollar 40 Cent betragen hatte. —

„Nun," sagte er, „tausend Dollar sind steuerfrei. Sie haben nun nichts weiter zu thun, als hinzugehen, dieses Document zu beschwören und die Steuer für die zweihundertundfünfzig Dollar zu bezahlen."

„Machen Sie immer die Abzüge in derselben Weise in Ihrem eigenen Fall, mein Herr?" fragte ich.

„Nun natürlich! Wenn diese elf Clauseln unter der Rubrik ‚Abzüge' nicht wären, würde ich jedes Jahr zum Bettler gemacht werden, um diese hassenswerthe, schurkische und tyrannische Regierung in ihren Erpressungsversuchen zu unterstützen."

Während er so sprach, zog ihm sein Söhnchen Willi eine Zweidollarnote aus der Westentasche und verschwand damit, und ich möchte wetten, wenn morgen mein Fremder käme und diesen kleinen Jungen nach seinem Einkommen fragte, so würde er es falsch angeben.

Sein Vater gehörte zu den besten und soliden Männern der Stadt — Männer von moralischem Gewicht, kaufmännischer Unbescholtenheit, unantastbarer, gesellschaftlicher Tadellosigkeit — und so folgte ich seinem Rath. Ich ging auf's Steuerbüreau und stand unter den anklagenden Augen meines alten Besuchers da und beschwor Lüge auf Lüge, Betrug auf Betrug, Schurkerei auf Schurkerei, bis meine Seele zolldick mit Meineid umpanzert und meine Selbstachtung für immer dahin war. Aber was schadet's? Ist es doch nichts Anderes, als was Tausende der reichsten und stolzesten, der angesehensten, geehrtesten und umschmeicheltsten Leute in Amerika alljährlich thun. Und drum laß ich mich's nicht kümmern und schäme mich ganz und gar nicht. Ich bin einfach ein Opfer der Steuernoth.

Aus der Hauptstadt.

Der Diätenstreit.

Die Zarin hat nach altem Herkommen jährlich ihr Töchterlein, und der deutsche Reichstag seinen mit großer Mehrheit gefaßten Beschluß, daß er in Zukunft durchaus Diäten empfangen müsse. Aber wie die Zarin vergeblich eines Sohnes harrt, so der Reichstag des bundesräthlichen Jawortes. Ob nun das allerdings wenig verfassungsmäßige Wort von den Diätenkerls wirklich gefallen ist oder nicht — die Situation kennzeichnet es richtig. Der Bundesrath wird den Wunsch des Reichstages einstweilen kaum erfüllen.

Nicht etwa zarte Sorge um das Niveau dieser Körperschaft veranlaßt ihn zu seiner ablehnenden Haltung, und auch unter den übrigen, brombeerbilligen Gründen, die die Debatte an den Tag förderte, deckt sich keiner mit seinem Hauptargument. Dem Reichstage soll immer wieder vor Augen geführt werden, wie machtlos er im Grunde ist. Er mag sich so weit entwürdigen, Jahr für Jahr um eine kleine Gabe zu bitten, mag in tausend und einer Resolution seinen „Standpunkt präcisiren", wie der so beliebte Fachausdruck lautet — man weist ihn immer wieder hohnlächelnd zurück. Es giebt ja gar kein besseres Mittel, den Herren die geringe Bedeutung ihres Votums klar zu machen.

Wahrhaftig, der Reichstag entwürdigt sich durch diese ewigen Diäten-Anträge, die zudem ein geringes Maß von diplomatischer Begabung verrathen. Würdelos ist es, wenn ein socialdemokratischer Ab-

geordneter neidisch auf die reichen Bezüge der Bundesraths-Mitglieder hinweist: würdelos sind all die Scheingründe, womit man die Nothwendigkeit der Diätenzahlung erhärten will. Glaubt denn wirklich ein Menschenkenner, Tage-, Anwesenheits- oder Da-Gelder wären im Stande, die chronische Beschlußunfähigkeit des Reichstages, die Altersschwäche des Parlamentarismus, zu beseitigen? Ein Deputirter, der nur dann seine Pflicht thut, wenn er dafür zwanzig Mark baar auf den Tisch des Hauses gezählt bekommt, eignet sich vielleicht gut zum Provisionsreisenden, nun und nimmer aber zum Volksvertreter. Und der vielberufene conservative kleine Mann, Bauer und Handwerker, wird auch bei Gewährung von Diäten kein Mandat annehmen wollen, das ihn aus seinem Beruf herausreißt. Er denkt seiner viel zu sorgenvoll und ausschließlich, um das Berliner Geduldsspiel mitspielen zu können. Es liegt zudem im Wesen des parlamentarischen Apparates, daß er von Leuten, die die Volksvertretung nicht professionell betreiben und ihm nur ein Nebeninteresse schenken, empfindlich im Gange gestört wird. All' die schönen Redensarten also, die den Diätenantrag der Bevölkerung schmackhaft machen sollen, sind niedliche Täuschungsversuche.

Worauf kommt es dann aber der Mehrheit des Reichstages, die mit so merkwürdiger Zähigkeit an ihrem Wunsche festhält und immer von Neuem mit dem Kopfe durch die Wand rennen will, worauf kommt es den Parteien links und im Centrum bei dem Feldzuge an? Daß ein unbesoldeter Reichstag sich vornehmer präsentirt, als ein Gage empfangender, steht außer Zweifel; zur völligen Unabhängigkeit gehört auch die von irgend welcher Entlohnung in irgend welcher Form. Nicht zuletzt deßhalb steht der Reichstag, sagen wir, thurmhoch über den Einzellandtagen, weil ein Sitz in ihm ein reines Ehrenamt darstellt. Sogar dem Bundesrathe ist er dadurch überlegen, wie der freie Mann, der unentgeltlich dem Gemeinwohle dient, jedem bezahlten Beamten überlegen ist. Die Führer der Reichstagsmehrheit wissen und empfinden das sehr genau. Sie beharren aber trotzig auf ihrem Verlangen, weil der Bundesrath trotzig bei der Ablehnung verharrt. Die scheinbare Finanzfrage wird von beiden Seiten als Machtfrage behandelt.

Leider nimmt der Reichstag die ungünstigere Stellung ein. Er ermangelt der Kraft, seinen Willen durchzusetzen, und er giebt seinen Gegnern ohne Noth Waffen gegen sich in die Hand. Ihm wäre besser, er versteifte sich nicht länger auf den Diätenantrag, sondern suchte seine Selbstständigkeit und seine Stärke bei paßlicheren Gelegenheiten zu documentiren. Sie bieten sich wahrlich oft genug. Prinz Vogelfrei.

Von den großen Berliner Sommerausstellungen.

I.

Sie sind nun Beide eröffnet: der große Bilderbazar am Lehrter Bahnhof und der secessionistische Salon im Garten des Theaters des Westens. Und es gab sehr, sehr viel Menschen zum Eröffnungsact, hier und dort. Jedermann weiß, daß an diesem Tage von den Kunstwerken gar nichts zu sehen ist. Aber das ist ja auch gar nicht der Zweck des großen Trubels. Man will gar nicht die Kunstwerke besehen — man will selbst gesehen werden. Denn nicht „Jedermann“ kann den Act mitmachen; dazu gehören Verbindungen, besondere Einladungskarten. Daß man die sich verschaffen kann — das muß gezeigt werden.

Besonders im „Glaskasten“ in Alt-Moabit war es brechend voll. Hoffte man am Ende, daß der Hof dabei sein würde, wollte man, wenn auch nicht Kunstwerke, so doch einige Minister sehen, ehe sie gehen — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich dort noch nie in so drangvoll fürchterlicher Enge eingekeilt eine „Eröffnung“ mitgemacht habe. Und wie es zunächst nichts zu sehen gab, als schwarze und buntfarbige Rücken, mächtige Federhüte und steife Cylinder, so gab es auch nichts zu hören. Der Redeact fiel aus. In Abwesenheit des Vorsitzenden der Ausstellungscommission, Director von Werner, bat Professor Hans Meyer den Cultusminister Dr. Studt, die Eröffnung auszusprechen. Das that er mit ein paar Worten und dem üblichen Kaisertoast ... Hurrah! Hoch! ... Tusch der Gardemusikcapelle, Jubelouverture und Beginn des Rundganges unter erschwerenden Umständen. Denn — eine neue Maßnahme — die Mittelsäle blieben Anfangs alle abgesperrt, bis die „Honoratioren“ erster Classe sich davon überzeugt hatten, daß da nicht viel los sei. Dann durften es auch die Honoratioren zweiter Güte thun.

Die waren zunächst vielleicht noch voll Hoffnung. Sie glaubten vielleicht, daß es von Ausstellungen ebenso heißen könne, wie bei den Franzosen von den Frauen: „Die Besten sind die, von denen nicht gesprochen wird.“ Da der Redeact mit den gegenseitigen Versicherungen, daß die Ausstellung vorzüglich sei, fortgefallen war, nahmen sie also an, daß dem wirklich so sei. Doch was von den Frauen gelten mag, auf die „Große Berliner Kunst-Ausstellung 1901“ paßt es aber auch gar nicht. Sie imponirt nur durch die ungeheure Anzahl von Kunstwerken und solchen, die es nach Ansicht einer wachsweichen Jury sein sollen. Zweitausendsechshundert Nummern! Und dabei keine internationale und ungerechnet die große Bauausstellung, die die Stadt Berlin in der West-Halle veranstaltet hat, so ein Anhängsel und doch der „clou“ der Gesammtausstellung.

„Gute Verkaufswaare!“ meinte Jemand vom Bureau am Eröffnungstage. Er muß es wissen, aber ich glaube doch, daß er selbst nicht so ganz davon überzeugt war. Oder — er weiß, wo diese Sachen hängen. Denn recht durcheinander ist dieses Mal gehängt worden: mitten unter Deutschen — Franzosen, Belgier und unter Allbekannten mit allbekannten Bildern ganz Unbekannte mit wohl unbekannt bleibenden. Einige Gruppen sind geschlossen aufgetreten, so die Düsseldorfer, die Münchener „Luitpold-Gruppe“ und die „Genossenschaft“. Lenbach thront allein, ist aber noch nicht fertig; dann die Ungaren und die Italiener, die mit der vorjährigen Ausstellung der Schweden und Dänen den Vergleich ebenso wenig aushalten können, wie die Sonderausstellung von F. A. Bridgman einen mit der Gari Melcher's 1900. Ueberhaupt giebt es sehr viel Sonderausstellungen, darunter manche befremdliche: anstatt Eugen Bracht und Hugo Vogel haben wir dieses Mal Hoffmann von Fallersleben und Ernst Henseler, dazu Werner Schuch, Schlabitz, Müller-Kurzwelly, aber auch Julius Jakob, Willy Hamacher, Ferdinand Keller. Berlin dominirt, numerisch, nicht auch künstlerisch, wenngleich gerade unter den jüngeren Landschaftern interessante Persönlichkeiten zu nennen sein werden. Der „Verband der Illustratoren“ fehlt nicht, ebenso wenig die Kunstgewerbler und die Architekten, die einen großen Aufwand an geschmackvollerer Ausstattung gemacht haben, sie allein. Die Plastik ist weniger zahlreich vertreten, als sonst, aber darum doch nicht viel besser. Im Allgemeinen würde aber die ganze Ausstellung einen viel besseren Eindruck machen, wenn um die Hälfte weniger Sachen vorhanden wären. Das viele Mittelmäßige und Schlechte schlägt das wenige Gute und Erfreuliche todt, um so mehr, als es meistens die besten Plätze hat.

Von dem Guten und Erfreulichen, wovon immerhin in jeder Gruppe was zu finden ist — das nächste Mal. Ich muß es mir erst ordentlich zusammensuchen. Und das ist nicht leicht.

* * *

Der Fluch der großen Ausstellungen! Nämlich daß das wenig Gute todt gemacht wird. Auch Max Liebermann wetterte wieder gegen sie in seiner Festrede zur Eröffnung der „Dritten Kunstausstellung der Berliner Secession“. Er hat gut reden: Nur 351 Nummern hat seine Ausstellung. Da giebt's also was zu sehen. Und es lohnt sich. Ganz vorzügliche Werke und viele interessante sind darunter. Die beiden verstorbenen Ehrenmitglieder Arnold Böcklin und Wilhelm Leibl haben je eine Wand erhalten, an der auch allerletzte Werke hängen, von Leibl ein wundervolles Dorfmädchen und vom Florentiner ein „Rasender Roland“ (unvollendet), farbenfunkelnd und humorstrotzend. Die Habitué's des Salons Cassirer, Pissaro, Renoir, Monet, sind so gut vertreten, wie hier kaum je zuvor. Dazu eine kleine Sammlung des verstorbenen Jacob Maris und von Altmeister Israels zwei dunkeltönige Lebensausschnitte, mit dem Herzen gesehen und gemalt; der Norweger Erik Werenskjöld mit neuen Bildnißarbeiten und Menschenstudien, darunter ein sonniges Porträt des Dichters von „Ueber unsere Kraft“, und der Schwede Zorn mit pariserisch gemalten skandinavischen Mädchentypen, und John Lavery, der silbertönige Londoner Damenmaler und andere Ausländer noch. Und dann die wachsende Zahl unserer deutschen „Secessionisten“, die Liebermann, Leistikow, Corinth, Stuck, L. v. Hofmann, Langhammer, Reiniger, Graf Kalkreuth, Schlichting, Frenzel, v. Uhde, Thoma, Skarbina u. s. w. — ich nenne sie kunterbunt durcheinander, wie sie leider auch gehängt sind — sie alle sind fast durchweg mit Bildern vertreten, die uns was zu sagen haben, hinter denen nicht das Bestreben „Verkaufswaare“ zu liefern, steht, sondern der innere Drang, sich auszusprechen. Auch die Plastiker: Rodin, Arthur Volkmann, Fritz Klimsch, August Gaul, dessen „Löwin“ schlechtweg ein Meisterwerk ist, wie es auf dem Gebiet der Thierbildnerei seit Jahren nicht zu sehen war, Georg Wrba u. A. fordern zu langem Verweilen auf. Das „Allein-sein-wollen mit der Natur“, wie Hermann Grimm das Wesen der Secession bezeichnet hat — das ist das Zeichen, in dem die meisten all' dieser Arbeiten entstanden sind; das macht ihren Reiz aus.

Das betonte auch wieder Liebermann in seiner Festrede, die im Uebrigen abermals die Vorrede zum Katalog bildete. Er liebt darin bekanntlich die stolzen Citate. So auch dieses Mal: „Vor ein Bild hat Jeder sich hinzustellen, wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und wann es zu ihm sprechen werde“. Wer's gesagt hat — Liebermann ver-

schweigt's. Schopenhauer hat's gesagt. Das Wort ist gut, und — jeder Künstler wird's gern acceptiren und sein Bild für was „Fürstliches" halten, so lange dem Usurpator nicht die Löwenhaut abgerissen wird.

Aber mit diesem „Abreißen" ist's so ein eigen Ding. Man müßte ein Herkules sein, wollte man dieses Amt gegenüber unseren großen Ausstellungen übernehmen. Daher wollen wir uns nur den „Fürsten" nähern, die **uns** ansprechen.

J. Norden.

Notizen.

Albrecht Wirth's „Volksthum und Weltmacht in der Geschichte" (Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München) ist ein durchweg anregendes und kluges Buch, das uns ganz vortrefflich geeignet scheint, gerade in der jetzigen verworrenen Zeit dem Journalleser ein Pharus zu werden. Wirth faßt die internationalen Probleme unserer Tage unter großen Gesichtspunkten zusammen, und sein gründliches Wissen, das mit keckem Forscherspürsinn Hand in Hand geht, hellt allerlei Dunkelheiten auf. Dunkelheiten, wie sie die fahrige Leitartikelei von heute zu erzeugen pflegt. Vielleicht wird kein Leser allen Prämissen und Folgerungen Wirth's beistimmen, oft genug reizt er zum Widerspruch — aber fesselnd bleibt seine Darstellung immer, und gerade Dank dem reichen Material, das er herangezogen hat, ermöglicht er die Bildung selbstständiger Urtheile. Von Herzen einverstanden sind wir mit dem Capitel Volksthum und Staat, in dem ein aufgeklärter Socialaristokrat ruhig abwägend zwischen der Nation und ihren Fürsten richtet; trefflicher noch dünkt uns, was der Verfasser gegen den modernen Mammonismus und die Uebersteigerung des Industrialismus sagt. Wir nehmen vielleicht noch Veranlassung, des Näheren darauf zurückzukommen; heute möchten wir mit seinen warnenden und beherzigenswerthen Worten schließen: „Ein Geschlecht, das zwischen Schornsteinen und Eisenbahnschuppen, in dumpfigen Fabrikräumen und gräulichen Hinterstubkneipen aufwächst; jeder klare Fluß zu einem Sumpfe versudelt, jeder Ausblick zum hellen Himmel durch Rauch verdüstert; die einzigen Spielplätze der Kinder in engen, schmutzigen Höfen, das Leben der Erwachsenen ein endloses Verfertigen derselben Geräthe, die Andere benutzen, von Kleidern, die Andere tragen, ein mühseliges, dunkles Sclavendasein. Glücklicher war der Neger, der auf einer amerikanischen Pflanzung arbeitete: und voller Verachtung erzählten von der Maschinenarbeiter schimpflichem Loos Schwarze, die von einem Besuch in Europa nach der afrikanischen Heimath zurückkehrten. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein. Wenn das ganze Leben bloß den Zweck haben soll, so und so viel Millionen Menschen mit Nahrung zu versehen, dann könnten ebenso gut so und so viele Millionen Kaninchen oder Ratten gefüttert werden, der Erfolg wäre derselbe."

Maxim Gorjki, Foma Gordjejew. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Der russische Landstreicher a. D., der Hand in Hand mit Tschechow jetzt Weltruhm erobern geht, ist wirklich ein Poet. Ohne sich um die Technik des Romans zu kümmern, erzählt er ungenirt, lang und breit drauf los, und all' dieser Regellosigkeit zum Trotz ist sein Foma Gordjejew ein hochinteressantes, vom ersten bis zum letzten Capitel spannendes Buch. Gorjki schürft tief in die Seelen seiner Menschen; glaubwürdigere und echtere Russen hat noch Niemand gezeichnet. Man braucht sie allesammt nur zu kratzen, die seltsamen Kerle, mit denen er uns bekannt macht, und der Tatar kommt zum Vorschein. Bei Gorjki lernt man russisch, lernt Geist und Seele dieser Nation verstehen und erkennt, weßhalb zwischen dem „faulen Westen" und dieser asiatischen Welt ewig ein Abgrund klaffen wird. — Der Roman stellt sich als die Lebensgeschichte Foma Gordjejew's, des reichen Kaufmannssohnes, dar. Von Anfang an ist Alles Leben und Bewegung, und zuweilen, so in der prachtvollen Scene, wo der trunkene Foma seinen Standesgenossen bitterböse Wahrheit sagt, erhebt sich die Schilderung zu dramatischer Wucht. Dann und wann scheinen die zu reichen Weisheitssprüche Ignats ein wenig deplacirt, umso mehr, als sie auch auf Foma den Sohn abfärben, indeß sind es immer reelle Weisheiten, und gut vorgetragene dazu. Das Buch verdient Freunde und wird sich welche zu erwerben wissen.

Hygienische Ratschläge.

Bemerkungen über die Pflege des Mundes.

Eine nicht geringe Anzahl von Erkrankungen, namentlich des Magens, kann durch eine sorgfältige Pflege der Mundhöhle verhütet werden.

Dazu gehört vor allem das Ausspülen des Mundes, das sehr häufig in unzweckmäßiger Weise vorgenommen wird. Die Reinigung des Mundes soll mindestens zweimal täglich geschehen, und zwar des Morgens beim Waschen und des Abends vor dem Schlafengehen; das letztere sollten insbesondere Raucher und Leute, die schadhafte oder gar hohle Zähne im Munde haben, sich ernstlich gesagt sein lassen. Die Sitte, nach jeder Mahlzeit eine Ausspülung des Mundes vorzunehmen, ist leider nicht allerorten eingeführt, und doch würde die Befolgung dieser Sitte gewiß von dem größten Vorteil sein. Es braucht die Spülung nicht direkt bei Tisch zu geschehen, wie das in vielen Häusern üblich ist. — Das Ausspülen des Mundes soll nicht allzu flüchtig erfolgen, sondern möglichst gründlich und auch so, daß das Spülwasser durch abwechselnde Spannung und Erschlaffung der Wangen- und Lippenmuskeln in kräftigem Strome durch die geschlossenen Zahnreihen hindurchgepreßt wird. Es werden dadurch die lose anhaftenden Schleim- und Speisenpartikel, die durch ihre Zersetzung Fäulnis und üblen Geruch erzeugen, entfernt. Die Temperatur des Spülwassers sei **lauwarm**, wie sie für die Mundhöhle angenehm ist; eine kühlere Temperatur ist nicht empfehlenswert.

Unentbehrlich ist dem Erwachsenen der Zahnstocher, um auch die zwischen den Zähnen liegen gebliebenen resp. festgeklemmten Speisereste zu entfernen. Der Zahnstocher sei aus elastischem Holze oder Elfenbein oder aus einem zugespitzten Federkiele angefertigt. Das Stochern mit dem spitzigen Messer oder mittelst Gabel ist unbedingt zu verwerfen.

Mindestens einmal täglich, am besten des Abends, müssen die Zähne gründlich mittelst Zahnbürste gereinigt werden, um wenigstens die größeren Speisereste zu entfernen. Gewöhnlich wird nur der Quere nach auf den Vorderflächen der Zähne gebürstet. Das ist falsch. Das Bürsten soll auf- und abwärts (von unten nach oben und von oben nach unten), und nicht nur an den Vorderzähnen, sondern auch und besonders an den Backenzähnen gründlich vorgenommen werden. Während des Bürstens behalte man einen Schluck Spülwasser im Munde, damit der losgebürstete Schmutz nicht bloß hin- und hergeschoben, sondern vom Spülwasser aufgenommen und ausgeworfen werden kann. Die Zahnbürste soll nicht zu hart, sondern mittelweich sein. Jedes Familienmitglied muß natürlich seine eigene Zahnbürste haben.

Zum Schlusse wird gegurgelt. Das gewöhnliche mit großem Geräusche vorgenommene Gurgeln ist höchst unzweckmäßig, das Geräusch überflüssig. Man nehme einen kleinen Schluck Flüssigkeit, lasse ihn bei halb zurück geneigtem Kopfe langsam ruhig nach hinten fließen, bis auf den reflektorischen Reiz hin sich die Schlundrachenmuskeln zusammenziehen, und bei einer kurzen Vorwärtsbewegung des Kopfes den ganzen Inhalt durch den Mund auswerfen.

Als Spülwasser genügt bei Personen mit unversehrtem Gebiß und guter Verdauung einfach frisches Wasser. Bei schadhaften Zähnen ist der Gebrauch eines antiseptischen Mundwassers unbedingt erforderlich. Dasselbe soll folgenden Anforderungen entsprechen: Es muß 1) für **Zähne** und **Mundschleimhaut** unschädlich sein, 2) antiseptisch wirken, 3) einen angenehmen erfrischenden Geschmack haben und 4) gleichzeitig den etwa vorhandenen übelriechenden Atem beseitigen. Diesen Anforderungen entsprechen die meisten im Handel befindlichen Mundwässer **nicht**. Die französischen Mundwässer Eau de Pierre und Eau de Botot sind antiseptisch unwirksam. Das früher oft empfohlene übermangansaure Kali ist zu verwerfen, weil es das Zahnbein angreift und die Schleimhaut verätzt. Noch schädlicher wirkt Kali chloricum. Salicylsäurehaltige Mundwässer entkalken die Zähne. Tanninhaltige Mundwässer (Myrrhentinktur u. a.) schädigen infolge ihrer Gerbwirkung die Mundschleimhaut. Als vollständig unschädlich und dabei von guter antiseptischer Wirkung haben sich nach den wissenschaftlichen Untersuchungen nur zwei Mittel herausgestellt. Das Mundwasser Odol und die sogenannte physiologische Kochsalzlösung. Odol ist antiseptisch noch wirksamer als die physiologische Kochsalzlösung und wird auch wegen seines erfrischenden Geschmackes vorgezogen.

Zahnpulver und Zahnseifen sind nur Putz- und Scheuermittel und deshalb zu einer rationellen Zahn- und Mundpflege ungenügend.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. — Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 25. Mai 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Parlaments-Dämmerung.

„Wer die Minister-Verantwortlichkeit will, muß gerechter Weise auch die Verantwortlichkeit der Volksvertreter wollen." So Proudhon, der ja etliche Jahrzehnte hindurch hohen Ruhm als radicaler Demokrat genoß. Heute freilich, in fortgeschritteneren Tagen, würde er mit Recht als hinterpommer'scher Reactionär festgenagelt werden. Man ist sehr empfindlich geworden gegen alle Vorschläge, die darauf hinauslaufen, den Parlamentarismus zu modernisiren, erträglich und vernünftig zu machen, und man zittert in gereizter Nervosität, wenn Einer hier und da den alten Verfassungstext zu commentiren wagt. Zwar weiß Jeder, daß die Charte nachgerade zur Schwarte, zur grotesken Caricatur verzerrt worden ist, und dies in einer Zeit, wo wir ihrer nöthiger als je bedürfen, wo byzantinische Froschmolluskenbrei-Naturen und träge Feigheit dem Absolutismus breite Fahrstraßen bauen. Das Ansehen des Deutschen Reichstages ist Dank der schlappen Haltung, die er in allen wichtigen nationalen Fragen eingenommen hat und die ihn blindlings der Führung geführter Reichskanzler folgen ließ, gerade bei den Gebildeten unter den Nullpunkt gesunken. Mit dem Ansehen und dem alten Respect schwand das Interesse. Allmälig sind wir dahin gelangt, die Berichte über seine Verhandlungen nach österreichischer Manier zu lesen: Geschäftsordnungs-Debatten, gelegentliche Schimpfduette, Ordnungsrufe werden als Rosinen aus dem Teig geklaubt. Und während die Richtung der deutschen Politik immer ausschließlicher von einem einzigen Manne bestimmt, während das von Bismarck so mühsam, so weise hergestellte Gleichgewicht der Kräfte vollkommen zerrüttet wird, scheint der Reichstag es darauf anzulegen, sich um das letzte Bißchen Achtung und Popularität zu bringen. Die Parlamentsdämmerung ist angebrochen. Es bedarf gar keines Napoleonischen Staatsstreiches mehr, um das innerlich ausgehöhlte, zermorschte System zu Fall zu bringen.

Daß die Reichsboten wenig Neigung verspüren, hundert Tage lang an jedem schönen Mittag, den Gott werden läßt, die Redemühle der Gewohnheitsschwätzer klappern zu hören, wird ihnen kein Billigdenkender sonderlich hoch ankreiden. Wir für unser Theil hüten uns davor, die stenographischen Berichte auch nur flüchtig zu durchblättern — wie dürfen wir da von ihnen verlangen, daß sie sie im langsamen Silbenfall über sich ergehen lassen? Zumal sie nur zehnfach wiedergekäuten, längst entfernten Zeitungsgedanken darin begegnen. Die Jeremiaden über die Schwänzsucht der Abgeordneten sind laienhaft naiv; sie beruhen auf der Ueberschätzung des Reichstags-Plenums, das längst schon zu Gunsten der allmächtigen Commissionen abgedankt hat. Ob diese Verlegung des Schwerpunktes aus dem gelben Sitzungssaale in die Nebenräume eine günstige Entwickelung unseres verfassungsmäßigen Lebens bedeutet, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls muß mit ihr gerechnet werden. Sie, und nicht die Diätenlosigkeit, verschuldet den Zusammenbruch der Reichstags-Legende. Jedes von den 397 Mitgliedern weiß, daß die allmächtige Commission nach freiem Ermessen schaltet, daß ihr Spruch nahezu Tabu ist, und daß den 360—390 Herren, die ihr nicht angehören, im günstigen Falle nur die wenig beneidenswerthe Rolle von Abstimmungs-Automaten zufällt. Schon dieser Beruf füllt eines Posa Brust nicht gerade aus, und die weitere Forderung, außerdem noch stundenlange Reden über bereits definitiv erledigte Dinge anhören zu sollen, muthet menschlicher Trag- und Leidenskraft Uebermenschliches zu. Dadurch, daß der chronisch beschlußunfähige Reichstag außer Stande ist, die Cloture anzuwenden und den Vielrednern wie dem Ochsen, der da drischet, das Maul zu verbinden, schließt sich der fehlerhafte Kreis. Die Reichsboten werden des Reichstags entwöhnt, kümmern sich um ihn so wenig wie die übrige Bevölkerung, und wenn ihre Anwesenheit am Ende doch einmal unbedingt von Nöthen ist, besitzen sie nicht mehr so viel Willenskraft, dem verhaßten Hause einen kurzen Besuch abzustatten. Das jämmerliche Ergebniß der namentlichen Abstimmung über den Branntweinsteuer-Entwurf hat die Rechte in zornige Empörung versetzt, der Linken zu frenetischem Jubelgeschrei Anlaß gegeben. Beides mit Unrecht, Beides aus purer Gedankenlosigkeit. Eine Mehrheit von 300 Mann kann eine nur hundertköpfige Minorität mit leichtem Fingerdruck niederzwingen, wenn sie sich dazu aufzuraffen vermag, wenigstens vorübergehend ihre Pflicht zu thun. Umbuhlt man denn bei den Wahlen das Mandat deßhalb mit so sehnsüchtiger Inbrunst, um nachher durch kein wie immer geartetes Mittel gezwungen werden zu können, es einmal en passant auszuüben? Die Gewissenlosigkeit der Rechten hat ihr diese ebenso schwere wie lächerliche Niederlage bereitet. Und die Linke, die sich nicht genug des Weins in die Siegespocale zu gießen weiß, ruinirt durch parlamentmordende Obstruction, durch knabenhafte Verpetzung der Canal-Oppositionellen beim Herrn Kaiser, was die Rechte durch ihre Faulheit zu Grunde

richtet: die Autorität der Volksvertretung. Wenn Wilhelm II. einen Machiavell hat, so leuchten jetzt Tage von ungetrübter Heiterkeit über Florenz.

Dem geringen Verantwortlichkeitsgefühl der Volksvertreter, ihrer Schlaffheit und Arbeitsunlust steht eine unruhvolle und sich nach Bethätigung sehnende Kraft gegenüber. Im Gefühl seiner Schwäche unterwirft sich der Reichstag ihr bedingungslos, obgleich die Vorgänge im preußischen Abgeordnetenhause, die Zertrümmerung des Canalprojectes, deutlich genug gezeigt haben, was charaktervoller Widerstand auch der wabernden Lohe heißen und impulsiven Wollens gegenüber vermag. Proudhon's Vorschlag verdient, daß er näher geprüft werde. Minister- und Deputirten-Verantwortlichkeit; Weichselmünde oder Plötzensee Dem, der eine freiwillig übernommene Pflicht leichtherzig verletzt und dadurch das Allgemeinwohl, Gesundheit und Zukunft unseres staatlichen Lebens empfindlich schädigt.

Caliban.

Reichstags-Diäten.*)

Ein neuer Vorschlag von Max Bewer (Dresden).

Der Reichstag hat zum 13. Mal einen Antrag auf Gewährung von Diäten angenommen; dies Mal mit 185 gegen 40 Stimmen. Ob der Bundesrath diesem Beschluß zustimmen wird, weiß man nicht.

Wenn auch der von allen Zeitungen kürzlich berichtete mißmuthige Ausspruch: „den Kerls auch noch Diäten geben" nach einer Erklärung des Grafen v. Posadowsky nicht gefallen sein soll, so ist doch anzunehmen, daß der zum 13. Mal angenommene Antrag an sehr maßgebenden Stellen auch jetzt wieder auf entschiedenen Widerstand stoßen wird.

Soll dieser Zustand des eigensinnigen „Ja" und des halsstarrigen „Nein" sich verewigen?

Der dritte Präsident des Reichstages, der nationalliberale Abgeordnete Büsing, erklärte Namens seiner Parteifreunde, daß diese alte Streitfrage unbedingt gelöst werden müsse. Wer ein gutes Verhältniß zwischen Regierung und Reichstag wünscht, wird gewiß auch einer Einigung der Meinungen in diesem Punkt das Wort reden. Aber umsonst ist nur der Tod.

Vor einigen Wochen hieß es in den Tagesblättern, daß, umgekehrt wie jetzt, die Stimmung für Gewährung von Diäten im Schooß des Bundesrathes sehr günstig sei, da der neue Reichskanzler persönlich keine principielle Besorgniß hege, dem Reichstag Tagesgelder als Morgengabe beim Antritt seines Amtes zu überreichen.

Es schien seltsam genug, daß Graf Bülow, der ausdrücklich in der Regierung „wieder mehr Bismarck'sche Farbe" anzunehmen versprochen hatte, in der Diätenfrage ganz — caprivisch zu Werke gehen wollte. Wie Caprivi ohne jeden politischen Gegenerfolg die Welfengelder an den Cumberländer, die Sperrgelder an den ultramontanen Clerus auszahlte, so schienen jetzt Diäten bewilligt zu werden, ohne daß man auch nur das Geringste von einer politischen Gegenforderung vernommen hätte. Der Streit drehte sich damals nur um die ganz untergeordnete Frage, ob man den Abgeordneten die Entschädigungsgelder bloß für den Fall ihrer Anwesenheit oder ohne Rücksicht darauf für die ganze Zeit der Reichstagsdauer auszahlen solle. Ein Epigonenzank, wenn man sich überlegt, welche ernsten Kämpfe Bismarck um die Bewilligung der Diäten gewagt hätte.

Ob Diäten überhaupt von Segen sind, mag hier ganz dahingestellt bleiben; es giebt recht billig klingende Gründe dafür, aber auch sehr einleuchtende Gründe dagegen. Sehr billig klingt es zum Beispiel, daß wie jede Arbeit auch die Arbeit eines Abgeordneten ihres Lohnes werth sei, die zuweilen groß, zuweilen sehr gering, doch immer mit dem kostspieligen Aufenthalt in einer fremden Stadt, auch, was noch nicht hervorgehoben wurde, mit dem Anschaffen von Büchern, dem Halten von Zeitschriften und kleinen und großen Geselligkeitspflichten verknüpft ist. Nicht sehr einladend dagegen klingt es, national denkenden Steuerzahlern zuzumuthen, mit ihren bürgerlichen Mitteln über ein halbes Hundert socialdemokratische Reichszerrütter durchzufüttern und zwar pecuniär so reichlich, daß diese bei den Wahlen doppelte und dreifache Anstrengungen machen werden, noch mehr solche Reichstagspfründen in Besitz zu bekommen, wo sie gut genährt von dem hart erworbenen Geld der Gegenwart ganz behaglich ihren bequemen Träumen vom Zukunftsstaat nachhängen können.

Doch von den allgemeinen Gründen für und gegen eine Gewährung von Diäten soll hier nicht weiter die Rede sein. Steht man aber auf dem Sprung, sie zu bewilligen, so möchte man sich doch wohl dringend daran erinnern, daß kein Geringerer, als Fürst Bismarck sie für ein vorzügliches parlamentarisches „Handelsobject" erklärte. Was aber die jetzige Regierung dafür politisch einzuhandeln gedenkt, davon hörte man, wie gesagt, nichts.

Der vorsichtig zurückgehaltene, aber auch sehr schwer durchzuführende Grundgedanke Bismarck's war, die Diäten zu gelegener Zeit in Abtausch zu dem geheimen Wahlrecht zu stellen. Was vorhin von der Fütterung der Socialdemokratie gesagt wurde, deutet schon leise an, wie weise und durchdacht es vom Fürsten Bismarck war, wenn er noch am 23. Februar 1898 in den „Hamburger Nachrichten" erklären ließ:

> „Die Diätenlosigkeit war bei Herstellung der Verfassung das Aequivalent für das allgemeine geheime Wahlrecht."

Es wäre bei Bismarck's außerordentlich feinem Balance-Gefühl für die öffentlich wirkenden Volkskräfte gar nicht möglich gewesen, daß er den Zutrittsweg demokratischer Elemente an das Licht des Parlamentes durch Diätengewährung geebnet hätte, ohne ihnen gleichzeitig ein „äquivalentes" Terrain im geheimen Dunkel ihres Wahlursprunges wieder abzugraben. Sein inneres Gerechtigkeits- und sein staatsmännisches Pflichtgefühl der Krone gegenüber hätte dies nie und nimmer zugelassen. Eine gedankenlose Diätenbewilligung wäre ihm nur als eine Prämienertheilung für socialistische Wahlsiege erschienen.

Nie und nimmer aber wird ebenso bestimmt der heutige Reichstag bereit sein, diesen hochgreifenden Bismarck'schen Preis für die doch so oft und hitzig begehrten Diäten zu bezahlen. Es mag ja sein, daß eine Zeit kommt, in der alle national Vernünftigen einsehen, daß in der geheimen Wahlmacherei, wo selbst mancher harmlose Philister wie Möros mit dem socialistischen Wahldolch im Gewande umherschleicht, das Urübel der geistigen und gesellschaftlichen Erniedrigung des deutschen Reichstags liegt. Aber diese Zeit der Einsicht ist noch sehr fern. Vielleicht kommt sie erst, wenn einmal ein Kaiser Wilhelm III. das Reichserbe anstatt mit 50, 60 oder 70 mit 100 revolutionär oder zum Mindesten doch republikanisch gesinnten Reichstagsabgeordneten übernimmt. Bismarck, der weit voraussehen und bekanntlich sehr gut „abwarten" konnte, würde also heute, wo man am Regierungstisch aus Furcht vor inneren Kämpfen das geheime Wahlrecht gewiß nicht antasten wird, auch ganz gewiß — keine Diäten bewilligen, obschon er in den letzten Lebensjahren wiederholt eine Stärkung des Parlaments-

---

*) In voriger Nummer der „Gegenwart" hat unser politischer Chroniqueur den Diätenstreit, der sich zu einiger Wichtigkeit auswachsen zu wollen scheint, als reine und deßhalb unnütze Kraftprobe zwischen Reichstag und Bundesrath (d. h. ehrlich gesprochen, dem Kaiser) hingestellt. Max Bewer faßt die Frage anders. Wir theilen seine Anschauungen keineswegs in allen Punkten, geben ihm aber um so lieber das Wort, als er die Auffassung des Fürsten Bismarck vertritt und sich auf diese in Wahrheit lebendige Autorität berufen kann. Die Red.

gegen die, wie er selbst gestand, früher von ihm zu einseitig herausgearbeitete monarchische Personalkraft für wünschenswerth und zeitgemäß erklärte. Aus diesem Grunde nahm er auch selbst nach seiner Entlassung ein Mandat für den Reichstag an. Ein satyrischer Witzbold meinte damals nach der Geestemünder Wahl: „Obschon ich ein alter Freisinniger bin, freue ich mich doch, daß Bismarck gewählt wurde, denn der beantragt gleich für sich — Diäten, und dann kriegen wir sie Alle!" Aber ganz abgesehen von der hier so albern und kleinlich auf die Probe gestellten persönlichen Uneigennützigkeit Bismarck's, der bekanntlich sogar eine Dotation von einer Million Mark, die ihm der junge Kaiser beim Abschied in die Hand drücken wollte, achtlos zurückwies, hätte sich der alte kluge Kanzler aus staatspolitischen Gründen die Diätenfrage für einen gelegenen Ausfall gegen das ihm in der Zeit der Noth abgerungene geheime Wahlrecht vorsichtig aufgespart.

Wenn nun die jetzige Regierung unter dem zunehmenden Druck der Stimmen, die im Reichstag, bei dem sich neue Minister nicht gern unbeliebt machen, für Diäten abgegeben werden, dieser Bewilligung geneigter zeigt, als es Bismarck that, so sollte sie doch immerhin, da das geheime Wahlrecht jetzt ganz gewiß nicht dafür einzutauschen ist, irgend eine andere halbwegs anständige Gegenforderung bei der parlamentarischen Demokratie im Interesse des Reichs und der Krone energisch geltend machen.

Und ein solches Preisobject liegt so nahe, daß es auch trotz einiger Proteste recht gut erreichbar scheint. Im Anschluß an meine Schrift „Bismarck und der Kaiser", die auch ein besonderes Capitel „Bismarck und das allgemeine Wahlrecht" enthält und die der Fürst im Jahre 1895 empfing, gestattete ich mir, in einem Privatschreiben an den Fürsten, einen in dieser Schrift nur kurz angedeuteten Gedanken weiter auszuführen.*) Er ist meines Wissens in der jahrelangen Erörterung der Diätenfrage niemals in Betracht gezogen worden, und so mag er jetzt, vielleicht noch in letzter Stunde, dem öffentlichen Urtheil überlassen werden. Er betrifft eine Verfassungsbestimmung, die in Zukunft ganz gefährliche demokratische Folgen nach sich ziehen könnte.

Die Verfassung bestimmt nämlich, daß auf je 100000 Köpfe ein Abgeordneter kommen soll. Als diese Bestimmung getroffen wurde, zählte Deutschland knapp 40 Millionen Einwohner, so daß der Deutsche Reichstag noch nicht einmal auf 400 Abgeordnete kam. Heute hat Deutschland 56, in fünf Jahren wird es 60, im Jahre 1910 wahrscheinlich 65 und in 15 bis 20 Jahren gewiß 70 Millionen Einwohner zählen. Es müßte also nach dem Wortlaut der Verfassung der Deutsche Reichstag bestehen:

1900	aus	560	Mitgliedern
1905	„	600	„
1910	„	650	„
1915—20	„	700	„

Deutschland als das kinderreichste Land würde auch das kopfreichste Parlament besitzen. Die Demokraten, die Alles nach der Masse, nach der „Majestät" und der Majorität der Bevölkerung bemessen wollen, würden das sogar ganz gut und billig finden; aber je mehr Kinder, desto mehr Sorgen, und je mehr Köpfe, desto mehr Meinungen. Das gilt sowohl vom Privathause und vom Privatleben, wie vom Reichstagshause und vom Staatsleben. Empfinden die mit der „Masse" arbeitenden Demokraten und Socialdemokraten keinen Horror vor einem solchen Riesenparlament, so thun es gewiß Andere, die mit Schiller wissen, daß mit der siegenden „Mehrheit" oft nur der „Unverstand" entscheidet. Mit den Parlamenten ist es wie mit den Hummern: die größten sind nicht die besten. Die Uebergröße, die die Uebersichtlichkeit stört, macht ein Institut, das so sehr auf das schnell mitfolgende Verständniß eines ganzen Volkes angewiesen ist, wie ein Parlament, sehr leicht unpopulär. Es liegt also im Interesse der Reichstagsanbeter selbst, daß das Forum ihrer Thätigkeit nicht einen caricaturenhaften Umfang annehme, sondern sacras fines bewahre. Politik ist nach Bismarck Kunst, und Kunst ist im Grunde nichts Anderes, als Formen. Formlosigkeit ist also stets etwas Unkünstlerisches, und somit wäre auch ein solcher in's Uferlose sich vergrößernder Riesen-Reichstag etwas höchst — Unpolitisches.

Werden aber heute Diäten bewilligt, so kann man sicher sein, daß die gesammte Demokratie vom Freisinn herab bis zum letzten Proletarier noch hundert Mal mehr, als es jetzt schon gelegentlich geschieht, nach der wörtlichen Erfüllung dieser gefährlichen 100000 Kopfbestimmung schreien wird; Berlin wird dann 18 statt 6, Hamburg 7 statt 3, Dresden 4 statt 2 — Großstadt-Demokraten in den Reichstag wählen; denn wenn man sich als Abgeordneter auf etwa 4000 Mark Diäten stehen kann, dann „man rin in den Reichstag, was ringeht", wird die demokratisch-socialistische Parole lauten! Der Drang der „Genossen", den Reichstag für sich zu erobern, wird durch diese Diäten-Preiswurst auf Wahlringkämpfe jedenfalls nicht verringert werden.

Es sollten sich also ein lebendig vorausdenkender Reichskanzler und ein ganz trocken rechnender Finanzminister völlig einig sein, daß, wenn Diäten bewilligt werden, unbedingt diese verhängnißvolle 100000 Kopfbestimmung aus der Verfassung gestrichen werden muß, die nicht nur eine zu Gunsten der Demokratie gesteigerte Wahlagitation, sondern auch einen sich mit der Bevölkerung steigernden Geldaufwand zur Folge haben würde.

Die dauernde Festlegung des Reichstags auf den jetzigen Umfang von 397 Sitzen wäre immerhin doch etwas, was man als Aequivalent für die bewilligten Diäten der monarchisch-nationalen Zukunft des Reiches gut schreiben könnte. Die Demokraten werden die Aufhebung dieses Kopf-Paragraphen zwar nicht ohne Widerstand zulassen; aber sie mögen billiger Weise bedenken, daß, wenn die Regierung die Zahl der diätengenießenden Abgeordneten ein für alle Mal auf 397 festsetzt, sie sich auch des Rechts begiebt, sie jemals zu verringern; ein nie beachtetes Recht, das ihr aber thatsächlich z. B. im Fall der Verödung des Landes durch Krieg, Cholera oder durch die von den Gegnern der Getreidezölle schon für die nächste Zukunft vorausgesagte — Hungersnoth nach demselben 100-Kopf-Paragraphen zusteht! Nach dem 30jährigen Krieg zählte Deutschland nur noch acht Millionen Einwohner, eine Bevölkerungszahl, der nach der heutigen Verfassung ein Reichstag von nur — 80 Mitgliedern entsprechen würde. Es ist wohl nicht zu befürchten, daß solche Zeiten des Niederganges wiederkehren; aber ganz undenkbar sind sie bei der centralen, die Vaterlandsliebe auf's Höchste herausfordernden Lage des von rechts und links bedrohten Reiches nicht, dem die Socialdemokraten so liebenswürdig auch noch den „Kladderadatsch" von innen prophezeien. Jedenfalls giebt die Regierung ein theoretisches Recht auf, wenn sie die Mitgliederzahl des Reichstages in der dauernden Höhe von 397 erhält, wofür andererseits die Demokratie auf die jetzt von der Verfassung gestattete Erhöhung der Präsenzziffer sehr wohl verzichten könnte. Diese Gegenforderung halte man also bei der etwaigen Bewilligung von Diäten unbedingt fest; sie ist erreichbar und segensreich für den Staat sowohl wie für das Parlament selbst, das sonst in's Demokratisch-Formlose auszuarten droht.

Es giebt aber auf diesem engen Gebiet noch einen Schritt weiter. Man wird empfunden haben, daß ein Reichstag, der sich nach der fluctuirenden Volkszahl beliebig vergrößern und verkleinern läßt, wirklich eine Institution ist, die — auf den Kopf gestellt ist! Der Reichstag muß ein

*) Bismarck und der Kaiser. 160 S. 1 M. 50. Dresden, Druckerei Glöß.

festeres Fundament haben! Die beste, weil straff anliegende Form für ein Parlament ist die Anpassung an die Landesformation. Anstatt die Wahlkreise durch Straßen und Hausnummern zu begrenzen, je nachdem hier oder dort ein neues Hunderttausend von Einwohnern beginnt, sollten sie nach dem geographischen Landescharakter fixirt werden. Die althistorische Eintheilung des Reichs in den niedersächsischen, fränkischen, westfälischen, schwäbischen, bayrischen Kreis, die der Kaiser Maximilian verordnete, könnte sehr gut ein kleines Vorbild auch für die Schaffung geographischer Reichstags-Wahlkreise sein; man würde dann z. B. vom 1. niederrheinischen, vom 4. ostpreußischen, vom 2. obersächsischen, vom 3. hanseatischen Kreise reden, anstatt jetzt von der willkürlichen Verkoppelung von Städten und Dörfern; man könnte auf diese Weise die Mehrwahl von Abgeordneten in den Großstädten vermeiden, indem man den Städten nur je ein geographisches Wahlbild einräumt und ihre meist gesund gebliebene ländliche Peripherie zu einem anderen Kreise schlägt. Ist es zum Beispiel nicht völlig genug, daß Berlin, das seine politische Physiognomie, da die Officiere nicht wählen dürfen, größtentheils aus Börsianern und Confectionären zusammensetzt, im Reichstag durch den einen Groß-Confectionär Singer vertreten ist? Braucht dieser über dem Berliner Sumpf so hell leuchtende Reichstagsstern noch fünf oder nach der Verfassung noch — 17 kleinere Berliner Demokratentrabanten? Die Gefahr, daß der Reichstag immer mehr ein demokratisches Sekret der Großstädte werde, ließe sich durch eine Eintheilung in geographische Wahlbilder sehr glücklich vermeiden!

Der Reichstag, der socialistisch zu versumpfen droht, muß auf diese territoriale Art gewissermaßen neu cementirt werden; sonst wird er bodenfaul. Er ist nicht nur in seinem Aeußeren, wie der Kaiser sagte, der Gipfel der Geschmacklosigkeit. Sein Inneres setzt sich noch viel geschmackloser zusammen. Sein äußerer Umbau ist unmöglich, er würde unnütz Millionen verschlingen; sein innerer Umbau kostet nur — Diäten. In der Schrift „Bismarck und der Kaiser“ ist noch manches Andere erörtert, was für diesen dringenden Zweck zu fordern und vielleicht auch noch zu erlangen ist; doch soll an dieser Stelle nur ein gänzlich neuer Grundgedanke in den Vordergrund gestellt werden.

Jedenfalls sieht man, wie recht Bismarck hatte, als er vorausblickend die Diäten für ein ganz vorzügliches Handelsobject erklärte; denn der Preise dafür giebt es übergenug, große und kleine. Andererseits kann man auch mit den Diäten selbst schrittweise kleinere oder größere Anerbietungen machen. Man könnte mit dem Angebot von Anwesenheitsgeldern beginnen (jetzt denkt man an 15 Mark für den Tag); im Grunde sollte man die Summe aber reichlicher und würdiger, mit 20, 25, selbst mit 30 Mark bemessen (in Oesterreich gewährt man ein Anwesenheitsgeld von 10 Gulden, was einen besseren Handlungsreisenden in dem kostspieligen Wien zu einem überlegenen Lächeln bringen dürfte); weiter nachgebend könnte man anstatt der Einzel-Auszahlung für etwa 200 Sitzungstage ein festes Gehalt in Höhe von 4, 5 oder 6000 Mark anbieten (in Amerika erhält der Delegirte für die Legislaturperiode 5000 Dollars Entschädigung; in Belgien 3200 Mark; in Holland 3360; in Ungarn 3900 und 1300 Wohnungszuschuß; in Frankreich hat er ein Jahresgehalt von 9000 Franken); man könnte sogar für Deutschland die Unpfändbarkeit für diese Persönlichkeits-Gelder gesetzlich festlegen (eine Wohlthat, die die französischen Abgeordneten nicht genießen, von denen denn thatsächtich auch in einem einzigen Jahre 130 einer Beschlagnahme ihrer Diäten verfielen). Alles dies könnte man staffelweise in diesem Handel ruhig zum Angebot machen; je nachdem man national und monarchisch wirkende Rechte dafür erwirkt. Es mögen sich dann im Besitz eines gesicherten Einkommens selbst einige proletarische Socialdemokraten auf Kosten des Klassenstaats als behagliche Bourgeois fühlen, andererseits könnten die mehr begüterten Nationalgesinnten, wenn sie sich nur zu 50 zusammenschlössen, aus ihren Diäten alljährlich einen Fonds von 300000 Mark bilden, den sie zu nationalen Zeitungsunternehmungen oder anderen hochgeistigen Zwecken im Interesse des Vaterlands nach Belieben bestimmen könnten. So könnte ein mit Diäten gesegneter Reichstag innerlich gesunden und ein nützlich wirkendes Organ am ganzen Volkskörper werden.

Trostlos aber wäre es, wenn die Regierung nach dem Vorbild des schwach-versöhnlichen Caprivi diese Diätengelder ganz ohne politischen Gegenerfolg nur in einer sentimentalen Gebelaune dahingeben wollte, wie es mit den Welfen- und den Sperrgeldern geschah. An irgend einem Punkt muß das unselige Wahlrecht, das uns von Jahr zu Jahr einen schlimmeren Reichstag bescheert, bei dieser Gelegenheit geändert werden. Das Geschrei über eine reactionäre Gefährdung dieses heiligsten aller Volksrechte wird gewiß nicht ausbleiben; es wird sich vielleicht bis zum Vorwurf des „Verfassungsbruchs“ steigern. Aber wenn sich auf der anderen Seite die Socialdemokraten nicht geniren, die Verfassung dahin zu biegen oder zu „brechen“, daß sie selbst schon 21jährigen Jünglingen, selbst Mädchen und Frauen das passive Wahlrecht verleihen wollen, sollen dann die Nationalgesinnten nicht zu Gunsten einer festeren Reichstagsordnung ihre Vorschläge erheben dürfen?

Sache der Regierung wird es sein, diese Forderungen in einer Wahlrechts-Novelle zu formuliren und geschickt, mit den Diäten in der Hand, zur Verwirklichung zu bringen. Denn es ist dringend an der Zeit, daß gegen das socialdemokratische Wahl-Ideal ein nationales Gegenideal aufgeworfen werde, das dem Reichstag möglichst historisch dauernde Züge verleiht, der sonst, auf die Kopfzahl von jungen Männern und Frauen gestellt, ein ganz unberechenbares Großstadtbild wiederspiegeln könnte. Den Dreh- und Angelpunkt für alle diese Fragen bilden nun einmal die Diäten; möge an berufener Stelle erkannt werden, wie viel volksformende Kraft man mit ihnen ungenützt in Händen hält!

Neuere Forschungen über Verbreitung und Bekämpfung der Tuberculose.

Von Dr. med. M. Alsberg (Cassel).

Die Errichtung von Heilstätten, die dazu bestimmt sind, den mit chronischen Lungenleiden behafteten Personen Aufnahme zu gewähren, sowie insbesondere den noch im Anfangsstudium der Lungenschwindsucht befindlichen Kranken neben sachkundiger Behandlung gute Pflege und, soweit dies möglich, Wiederherstellung oder doch wenigstens Besserung ihres Krankheitszustandes zu bieten — die Errichtung von Lungenheilstätten hat innerhalb der letzten Jahre große Ausdehnung angenommen. Dank der Förderung, die der Staat durch die Alters- und Invaliditäts-Versicherungsanstalten diesen Unternehmungen zuwendet, Dank auch der opferfreudigen Unterstützung durch Privatpersonen, Wohlthätigkeits-Vereine u. dgl. sind innerhalb der letzten Jahre in allen Theilen des Deutschen Reiches solche Lungenheilstätten begründet worden. Immerhin wird die Frage, ob es möglich sein wird, mit Hülfe derartiger Anstalten dem an der Wurzel der Volksgesundheit nagenden Uebel beizukommen, in ärztlichen Kreisen nicht einstimmig bejaht, und es stehen den einer sanguinischen Auffassung der Schwindsucht-Bekämpfungsfrage zuneigenden Vertretern des ärztlichen Standes andere Aerzte gegenüber, welche befürchten, daß die in den besagten Heilstätten bei einer beträchtlichen Anzahl von Lungenkranken er-

zielte Besserung nicht von Dauer sein kann, daß mit der Rückkehr in jene Verhältnisse, wo der Einfluß der ungesunden Wohnung, der unzureichenden Ernährung, der mannigfaltigen häuslichen Sorgen u. dgl. auf's Neue zur Geltung kommen, die in jenen Heilstätten erzielte Besserung sehr bald wieder eingebüßt werden wird. Nicht ohne Grund wird auch von den Vertretern der letzterwähnten Richtung geltend gemacht, daß wenn die Bekämpfung der Lungenschwindsucht in den besagten Heilanstalten in der That so aussichtslos sein sollte, wie dies vielfach angenommen wird, die Festlegung bedeutender Capitalien zum Zweck der Begründung und Unterhaltung solcher Anstalten schon deßhalb als ein beklagenswerther Irrthum zu bezeichnen wäre, weil mit diesen nämlichen Geldmitteln, wenn sie in anderer Weise zur Hebung des Volkswohles und der Volksgesundheit Verwendung fänden, viel Gutes und Ersprießliches geschaffen werden könnte. — Welche von jenen beiden Anschauungen zutreffend ist, ob die für die Lungenheilstätten eintretenden Autoritäten wirklich die von ihnen erhofften Früchte ihrer humanitären Bestrebungen ernten werden, oder ob jene mehr skeptisch urtheilenden ärztlichen Kreise Recht behalten werden — diese Frage läßt sich heutzutage noch nicht entscheiden. Es wird zu ihrer endgiltigen Beantwortung eine umfangreiche Statistik erforderlich sein, wie sie gegenwärtig nicht vorhanden ist und auch voraussichtlich in der nächsten Zeit noch nicht zur Verfügung stehen wird. Unter solchen Umständen ist es aber von besonderem Interesse, zunächst einmal einige Vorfragen aufzuwerfen, nämlich erstens die Frage: Ist die Lungenschwindsucht an und für sich wirklich eine so überaus perniciöse, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle zum Tode führende Krankheit, daß die ärztliche Kunst daran verzweifeln muß, den Verheerungen der Seuche Einhalt zu thun? Und dann ferner die Frage: Auf welchem Wege gelangt der Krankheitskeim (Tuberkel-Bacillus) in den menschlichen Organismus? Sollte es nicht möglich sein, die Seuche dadurch zu bekämpfen, daß wir dem Krankheitserreger den Eintritt in den menschlichen Körper verlegen?

Was nun die erste der im Vorhergehenden aufgeworfenen Fragen anlangt, so haben neuere Untersuchungen zu Ergebnissen geführt, die geeignet sind, unsere bisherigen Anschauungen über das Vorkommen, bezw. die Verbreitung der Tuberculose in einigen wesentlichen Punkten zu modificiren. In einer neuerdings veröffentlichten Arbeit*) macht Dr. Nägeli die Mittheilung, daß als Ergebniß der innerhalb der letzten Jahre im pathologisch-anatomischen Institut der Universität Zürich an 500 Leichen vorgenommenen Untersuchungen sich die bemerkenswerthe Thatsache ergeben hat, daß bei nicht weniger als 97 Procent dieser Leichen Spuren von tuberculösen Processen nachgewiesen werden konnten — allerdings zum großen Theile Processe, die als verkreidete Tuberkel, verkäste Tuberkelheerde, schiefrige Verdichtungen u. dgl. im „latenten Zustand" (Zustand der Rückbildung des Tuberkels) sich befanden und demnach für den Verlauf der Organfunctionen nicht mehr in Betracht kommen und unter sonst günstigen äußeren Verhältnissen nicht länger als ein die Gesundheit der betreffenden Individuen benachtheiligender Factor aufzufassen sind. — Was zunächst das Auftreten der Tuberculose im Kindesalter anlangt, so lassen die in Rede stehenden Leichenuntersuchungen zwei Thatsachen als unzweifelhaft erkennen, nämlich zunächst, daß bei Kindern in der Regel nur die Bronchialdrüsen, bezw. die in die Lunge eingebetteten Lymphknoten, nicht aber das Lungengewebe selbst den Sitz des Krankheitsprocesses darstellen und daß verschiedene Umstände zu Gunsten der Annahme sprechen, dem Lymphwege (Verbreitung durch die Lymphgefäße) komme für die Propagation der Tuberculose im Kindesalter eine besondere Bedeutung zu. Hervorzuheben ist ferner, daß das Auftreten der Tuberculose im Kindesalter zu den relativ seltenen Vorkommnissen gerechnet werden muß. Kinder von weniger als 12 Monaten waren unter den Tuberculösen der besagten 500 Leicheneröffnungen überhaupt nicht vertreten, während unter den 35 Kindern von eins bis fünf Jahren jener 500 Obductionen sich bereits sechs Tuberculöse befunden haben, die sämmtlich der Krankheit zum Opfer gefallen sind. In den darauf folgenden Altersclassen ist die Häufigkeit der Tuberculose-Erkrankung dermaßen im Zunehmen begriffen, daß sie am Schlusse des 14. Lebensjahres bereits etwa 50 Procent aller unter den Züricher Leichen-Eröffnungen vorhandenen Tuberculose-Erkrankungen gleichkommt und in dem Zeitraum vom 18. bis 30. Lebensjahre bis zu 96 Procent — also einer Frequenz des Vorkommens, die dem obenerwähnten Maximum (97 Procent) sehr nahe steht — sich erhebt. Unter 284 Leicheneröffnungen, die an Personen von 18 Jahren und darüber vorgenommen wurden, war nur in sechs Fällen ein vollständiges Freisein von Tuberculose zu verzeichnen, während bei den 278 übrigen Personen die Krankheit in 63 Fällen den tödtlichen Ausgang herbeigeführt hatte und in 215 Fällen das Vorhandensein von Tuberculose nur als Nebenerscheinung, als ein längst abgelaufener Krankheitsproceß bei Personen, die an anderen Krankheiten gestorben waren, aufgefaßt werden mußte. Ebenso wie nach den Feststellungen Nägeli's die Häufigkeit des Auftretens der Tuberculose bei verschiedenen Altersclassen sich wesentlich von einander unterscheidet, ist auch insofern zwischen den einzelnen Altersstufen ein bedeutender Unterschied zu verzeichnen, als die Tuberculosensterblichkeit, die im 30. Lebensjahre noch 38 Procent aller Tuberculose-Erkrankungen beträgt, vom 31. bis 40. Lebensjahre auf 32 Procent, während des zwischen dem 41. und 50. Jahre liegenden Lebensabschnitts auf 24 Procent herabsinkt und sich in den folgenden beiden Lebens-Decennien noch weiter erheblich vermindert. Da aber der vom Beginn des vierten Lebensjahrzehnts an sich allmälig vermindernden Tuberculosen-Sterblichkeit (Vorkommen der activen, in ihrem Verlaufe zum Tode führenden Tuberculose) ein häufigeres Vorkommen jener zuvor erwähnten latenten (nicht weiter fortschreitenden) Tuberculose entspricht, so ergiebt sich hieraus der weitere Schluß, daß ebenso wie bei verschiedenen Thiergattungen und Menschenrassen die Neigung zur Tuberculose-Erkrankung wesentlich verschieden ist, so auch der Verlauf der tuberculösen Processe in verschiedenen Altersstadien sich verschieden gestaltet und daß er bei den höheren Altersstufen häufiger zur Heilung der Krankheit oder zu einem Stillstand in der Entwickelung des Leidens führt, als dies während der früheren Altersstufen der Fall ist. Dürfen wir aber annehmen — und dies scheint aus der von Nägeli unter Berücksichtigung aller Fehlerquellen aufgestellten Statistik*) mit Bestimmtheit hervorzugehen — daß die natürliche Tendenz zur Ausheilung der Tuberculose etwa vom Beginn des 4. Lebensjahrzehnts an in stetem Zunehmen begriffen ist, so erhält die gegenwärtig in vollem Zuge befindliche Bewegung, welche auf die Herstellung der obenerwähnten Heilstätten zielt, hierdurch eine starke Stütze; denn wir werden uns sagen müssen, daß selbst dann, wenn die Behandlung und Pflege in jenen Anstalten an und für sich nicht im Stande sein sollte, die

*) „Ueber Häufigkeit, Localisation und Ausheilung der Tuberculose nach 500 Sectionen des pathologisch-anatomischen Instituts der Universität Zürich." Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie &c., herausgegeben von Rudolf Virchow, Bd. 160, Heft 2. Jahrgang 1900.

*) Nägeli faßt seine statistischen Erhebungen, soweit sie sich auf die Tuberculosen-Sterblichkeit in verschiedenen Lebensaltern beziehen, in folgende Sätze zusammen: die Häufigkeit eines tödtlichen Ausgangs der Tuberculose sinkt von 100 Procent im frühesten Kindesalter constant bis zum 18. Lebensjahre auf 29 Procent; sie steigt nochmals an im dritten Decennium, erreicht im 30. Lebensjahre noch 38 Procent und fällt dann regelmäßig gegen das höhere Alter zu. Die Häufigkeit der Ausheilung der Tuberculose, vor dem 18. Lebensjahre minimal, steigt im dritten Decennium auf $^1/_4$, im vierten auf $^2/_5$ und wächst dann ziemlich regelmäßig bis auf $^3/_4$ im 70. Lebensjahre.

Heilung der erkrankten Individuen herbei zu führen, es sich doch schon deßhalb der Mühe verlohnen wird, Kranken die Gelegenheit der Heilstätten-Behandlung zu bieten, weil durch die in jenen Anstalten erzielte, wenn auch nur vorübergehende Besserung im Befinden der Kranken Zeit gewonnen und dadurch die Möglichkeit geboten wird, daß die in den späteren Altersstadien vorhandene natürliche Tendenz zur Ausheilung der Krankheit oder zur Retardirung des tuberculösen Krankheitsprocesses, jenen Kranken zu Statten kommt. — Auch birgt die von Nägeli in Uebereinstimmung mit anderen Untersuchern festgestellte, außerordentliche Häufigkeit des Vorkommens tuberculöser Veränderungen, die nur zum Theil manifest, viel häufiger latent im menschlichen Körper angetroffen werden — birgt dieser Befund, weit entfernt davon, uns zu erschrecken, vielmehr Trost und Hoffnung in sich. Denn da nach den im Züricher pathalogisch-anatomischen Institut vorgenommenen Untersuchungen bei nicht weniger als 97 Procent aller untersuchten Leichen tuberculöse Processe nachgewiesen wurden und da andererseits erfahrungsgemäß nicht mehr als ein Siebentel bis ein Sechstel der Menschheit der schrecklichen Krankheit zum Opfer fällt, so ergiebt sich hieraus, daß weitaus die Mehrheit im Stande ist, den Kampf mit der Tuberculose siegreich durchzuführen und die Sturmfluth der Bacillen durch die natürlichen Schutzwehren des Organismus einzudämmen und zur Ruhe zu bringen.

Wir wenden uns nunmehr zur Erörterung des zweiten der oben angedeuteten Punkte, nämlich zur Frage: Auf welchem Wege erfolgt die Infection des Menschen mit Tuberkel-Bacillen? — eine Frage, welche den Ausgangspunkt jeder Erfolg verheißenden Schwindsuchtsbehandlung bilden muß. — Hier ist zunächst hervorzuheben, daß die Nägeli'sche Statistik gegen die Häufigkeit der angeborenen (congenitalen) spricht, wie solche von Baumgarten u. A. behauptet wird. Auch lassen die von Flügge angestellten Versuche es als sehr zweifelhaft erscheinen, ob die weitverbreitete Anschauung, derzufolge der Tuberkelbacillus fast regelmäßig durch die Athmungswege in den menschlichen Körper gelangt und in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sich zuerst in der Lunge ansiedelt, in ihrem vollen Umfange aufrecht erhalten werden kann. Flügge hat nämlich experimentell nachgewiesen, daß durch Einathmung von trockenem, tuberculösem Staub Thiere fast niemals erkranken; andererseits giebt die von dem besagten Gelehrten aufgestellte Theorie, wonach die Ansteckung auf feuchtem Wege stattfindet, nämlich durch Einathmung feinster bacillenhaltiger Tröpfchen, die der hustende Schwindsüchtige in seiner Umgebung verbreiten und die sich einige Zeit in der Luft schwebend erhalten sollen — diese Theorie giebt ebenfalls zu mancherlei gewichtigen Einwänden Veranlassung. — Nägeli ist zwar der Ansicht, daß der Schwindsuchtspilz durch die Athmungswege dem menschlichen Körper zugeführt wird, gelangt aber zugleich durch die Leichenbefunde zu dem Schluß, daß der Pilz vor seinem Auftreten in der Lunge und in anderen Organen in den der Lunge benachbarten Bronchialdrüsen oder in den in das Lungengewebe eingebetteten Lymphfollikeln mit besonderer Vorliebe sich ansiedelt. Auch sprechen alle neueren Untersuchungen zu Gunsten der Annahme, daß die völlig gesunde Lunge der Einwanderung und Ansiedelung des Tuberkel-Bacillus einen beträchtlichen Widerstand entgegenstellt, und daß in jenen Fällen, wo das Lungengewebe den primären Satz der Krankheit darstellt, noch ein besonderes Moment hinzukommen muß, welches die Einnistung des Krankheitserregers in diesem Organ begünstigt. — Im Hinblick auf die Ungewißheit, in der wir uns bezüglich der Frage gegenwärtig noch befinden, durch welche Eingangspforte der Schwindsuchtspilz am häufigsten in den menschlichen Körper gelange — im Hinblick auf diesen Umstand ist aber eine neuerdings von Volland aufgestellte Theorie*) besonders geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dieser Gelehrte weist darauf hin, daß die zur Zeit der ersten Gehversuche auf dem Boden umherkriechenden Kinder ihre kleinen Hände mit dem Staube und Schmutze des Fußbodens der Zimmer und des Erdbodens verunreinigen. Da ferner die Periode des Zahnens mit jenem Umherkriechen der Kinder im Allgemeinen zeitlich zusammenfällt, und da während des Zahnens kleine Geschwüre und Erosionen an den Mundwinkeln, den Lippen, sowie am Uebergang der Nasenschleimhaut zur Haut der Oberlippe ein sehr häufiges Vorkommniß bilden und diese Stellen einen heftigen Juckreiz ausüben, so ist begreiflich, daß das Kind, indem es jene Stellen reibt, dem an seinen Fingern haftenden bacillenhaltigen Staub und Schmutz selbst den Eingang in seinen Körper verschafft. Auf diese Weise soll es nach Volland zunächst zu jener Inficirung der Drüsen kommen, die man gemeiniglich als „Scrophulose" (Scropheln) bezeichnet und die in Wirklichkeit nichts Anderes ist als eine im Drüsengewebe localisirte Tuberculose. Ob der Krankheitskeim auf die Drüsen beschränkt bleibt und in diesem Falle keine activen Erscheinungen hervorruft, oder ob er von den Drüsen aus durch die Lymphbahnen in andere Organe gelangt — dies wird nach Volland davon abhängen, ob der menschliche Körper für die Weiterverbreitung und Ansiedelung des Tuberkelbacillus geeignete Bedingungen bietet, ob angeborene oder erworbene Schwächezustände u. dergl. seine Prolification in den verschiedenen Organen und Geweben des menschlichen Körpers begünstigen. Von den an Mund, Lippen und Naseneingang befindlichen Infectionsstellen aus soll, wie bereits erwähnt, der krankheiterregende Spaltpilz in der Regel zunächst in die Halsdrüsen des Kindes gelangen — eine Annahme, die durch die bekanntlich sehr große Häufigkeit der Anschwellung jener Drüsen bei Kindern, die das erste Lebensjahr bereits zurückgelegt haben, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält. Andererseits erhält die Volland'sche Theorie, derzufolge bei der Weiterverbreitung der Tuberkelbacillen von den Halsdrüsen zu anderen Organen die Lymphbahnen (Fortleitung durch die Lymphgefäße) eine besonders wichtige Rolle spielen, durch die obenerwähnten Befunde, wie sie Nägeli an Leichen von tuberculösen Kindern gemacht hat, ebenfalls eine theilweise Bestätigung.

Ist aber die Annahme Volland's zutreffend, derzufolge die während des Zahnens an Mund, Lippen und Nase der Kinder fast regelmäßig vorkommenden kleinen Geschwüre und Erosionen eine der häufigsten Gelegenheiten für den Eintritt des Schwindsuchtskeimes in den menschlichen Körper darbieten, so ergiebt sich daraus sofort, welchen hygienischen Maßnahmen zur Verhütung der Tuberculose-Infection besondere Wichtigkeit zuzuerkennen ist. Während einerseits peinliche Reinhaltung der Fußböden, sowie der Kinderhände als eine besonders wichtige Maßregel zur Verhinderung der Ansteckung zu bezeichnen ist, wird es sich andererseits darum handeln, durch fortwährende Ueberwachung der Kinder in jenem kritischen Lebensabschnitt jede Gelegenheit zur Infection, so viel wie irgend möglich, auszuschließen. Es dürfte sich wohl auch empfehlen, zu diesem Zwecke besondere Kinderpflegerinnen auszubilden. Es wäre endlich noch in Erwägung zu ziehen, ob man nicht durch Anwendung von Schutzpferchen, Laufstühlen und ähnlichen Vorrichtungen, die dem Kinde zwar die Gehversuche gestatten, sein Herumkriechen auf dem Fuß- oder Erdboden aber verhindern, jene verhängnißvolle Beschmutzung der Kinderhände mit bacillenhaltigem Staube oder Schmutze verhindern kann.

---

*) „Zur Richtigstellung in der Frage über die Ansteckung mit Tuberculose". Therapeutische Monatshefte, herausgegeben von Prof. Dr. O. Liebreich, Jahrgang 1900, Heft 8.

Literatur und Kunst.

Die stilistische Gliederung des Pentameters bei Schiller.

Von Professor Ludwig Bellermann (Berlin).

Schiller's Gedankengang bewegt sich in der Prosa wie in der Poesie mit ganz besonderer Vorliebe in der Form des Gegensatzes oder der Antithese. Das lehrt beinahe jede Seite seiner Werke, und es hängt diese Eigenthümlichkeit mit dem unterscheidenden Zuge zusammen, den seine dichterische Beanlagung durch den starken Zusatz des Philosophischen und des Rednerischen erhält. Er versteht es in seltenem Maße, das Wesentliche einer Sache oder einer Persönlichkeit, eines Vorganges oder eines Verhältnisses in eine kurze, scharfe Entgegensetzung, übersichtlich und prägnant, zusammenzufassen. Ich brauche nur an solche berühmt gewordenen Schlagworte der Charakterzeichnung zu erinnern, wie wenn er von Wilhelm von Oranien sagt: „Er verschwendete Millionen, aber er geizte mit Minuten", oder von Wallenstein: „Er fiel nicht, weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel." Auch auf Worten wie Fiesko's: „Ein Diadem erkämpfen ist groß, es wegwerfen göttlich", oder Wallenstein's: „Eng ist der Raum, und das Gehirn ist weit", ja selbst auf so abgegriffenen Münzen, wie: „Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang", „Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude", „Wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz" ist Schiller's Stempel noch unverkennbar.

Es giebt nicht wenige Gedichte, die sich ganz und gar auf solchem Gegensatze aufbauen, bald werden die Geschlechter gegeneinander gestellt, bald die Lebensalter, die Lebens- und Weltanschauungen u. dergl. Selbst umfangreiche Dichtungen bewegen sich zuweilen vom Anfang bis zu Ende zwischen zwei solchen Polen, z. B. „Die Würde der Frauen", „Das Ideal und das Leben", „Das Siegesfest". Am bezeichnendsten und schärfsten aber tritt diese Eigenthümlichkeit natürlicherweise da auf, wo sie durch die Form auf einen engen Raum eingeschränkt ist. Keine andere Versart dürfte daher zu solcher Gedankengegenüberstellung so geeignet sein als gerade der **Pentameter**, der von selbst in zwei gleiche, scharf getrennte Hälften sich gliedert. Es giebt kein anderes Maß, wo die Gegensätzlichkeit des Gedankens so eng mit der rhythmischen Form verbunden, so gleichsam naturnothwendig aus ihr hervorgehend erscheint. Daher tritt auch bei Schiller ganz besonders im Pentameter die Schärfe des Gedankens, sowie die Symmetrie und Eleganz des Ausdrucks hervor. Wie schlagend ist z. B. die Wirkung von Versen, wie diese aus dem Spaziergang:

„Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund."
„Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl."

Da die Form der Antithese dem menschlichen Denken überhaupt eigen ist und es sich also bei Schiller nur um die größere Häufigkeit handeln kann, so ist es ganz selbstverständlich, daß eine solche Verwendung des Pentameters nicht seine Erfindung ist, sondern sich zeigt, so lange man Distichen gebaut hat. So schon bei den griechischen Dichtern Theogius, Solon, Simonides u. A.

ἄλλοτε μὲν πλουτεῖν, ἄλλοτε μηδὲν ἔχειν.
Σπάρτῃ δ' οὐ τὸ θανεῖν, ἀλλὰ φυγεῖν θάνατος.

und unter den Römern ganz besonders bei Ovid, dessen dichterischer Natur eine solche scharfgeschliffene Form oftmals höchst entsprechend ist. Wie nachdrucksvoll ist es, wenn er bei einem heftigen Seesturm von Meer und Himmel (pontus etaër), die in wildem Aufruhr sind, sagt:

fluctibus hic turnidus, nubibut ille minax,

wie zierlich und geistvoll, wenn er die beiden Gestalten, die er als die größten Sieger der Welt besingt, Achill und Amor, dahin zusammenfaßt:

salvus uterque puer, natus uterque deo.

Die überaus große Anzahl der Schiller'schen Verse dieser Art zeigt natürlich keineswegs überall eine völlig gleiche innere Gliederung.

Am schärfsten tritt die antithetische Form hervor, wenn sich die beiden Vershälften auch grammatisch als zwei selbstständige gleichgeordnete (coordinirte) Sätze gegenüberstehen. Sie enthalten dann meist zwei Begriffspaare, die einen doppelten Gegensatz bilden. Von dieser Art sind die beiden obigen:

„Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund."
„Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl."

Ich sage einen Gegensatz, obwohl es natürlich durchaus nicht immer conträre Gegensätze sind, die sich gegenüberstehen, sondern oftmals nur die entsprechenden Glieder aus zwei verschiedenen Gebieten und Begriffsreihen, wie hier Lüfte und Aether, Klang und Strahl, während wieder Bund und Streit wirkliche Gegentheile sind, Großes und Größeres den Gegensatz der Steigerung darstellen. Ganz genau ebenso sind z. B. noch im Spaziergang:

„Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab."
„Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für Euch."

Ferner aus anderen Gedichten:

„Daß das Hohe vergeht, daß das Vollkommene stirbt." (Nänie.)
„Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt." (Der Tanz.)
„Schließt sich der Eine Dir zu, thut sich der Andere Dir auf." (Die zwei Tugendwege.)
„Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei." (Die Flüsse. Saale.)
„Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht." (Shakespeare's Schatten.)
„Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll." (Die Danaiden.)
„Du bist zum Ernst mir zu leicht, bist für den Scherz mir zu plump." (Xenien.)
„Leer kam der Kopf Dir zurück, aber das Buch war gefüllt." (Xenien.)
„Wahrheit, sie war Dir zu schwer, Irrthum, den brachtest Du fort." (Xenien.)
„Aeakus sei Dir gerecht, Schlichtegroll war es Dir nicht." (Xenien.)
„Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn." (Xenien.)

Zu derselben Masse sind solche Verse zu rechnen, in denen die beiden Hälften nicht jede einen selbstständigen Satz bilden, sondern nur parallele Satzglieder sind, z. B.:

„Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Geheul." (Odysseus.)
„Unter demselben Elend, über dem nämlichen Cyrus." (Spaziergang.)
„Um das braune Gebirg', über den grünenden Wald." (Spaziergang.)
„Schwerer, als Könige groß, leichter, im Menschen zu sein." (Deutschland.)
„Sigmund, Du süßer Amant, Maskerill, spaßhafter Knecht." (Jeremiade.)
„In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu sein." (Xenien.)

Zuweilen ist es nur ein einziges gegensätzliches Paar, das ausgeprägt wird, aber zweimal, in Umkehrung:

„Nur das Alter ist jung, ach' und die Jugend ist alt." (Jetzige Generation.)

„Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.“ (Güte und Größe.)

In anderen Fällen dagegen sind es sogar drei Paare, von denen dann eines meist nicht einen Gegensatz bildet, sondern parallel steht:

„Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.“ (Die schwere Verbindung.)

„Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.“ (Freund und Feind.)

Von etwas anderer Art ist die Gestaltung, wenn es nicht zwar gleichgeordnete Sätze oder Satzglieder sind, sondern grammatische Unterordnung stattfindet, indem ein Bedingungssatz, ein Relativsatz, ein Causalsatz die Antithese enthält. Treten hierbei die beiden Glieder nicht so scharf als gleichwerthig nebeneinander, so kann doch gerade in dem logischen Gedankenverhältniß, dem die Unterordnung dient, wieder ein besonders bezeichnender Nachdruck liegen, so in den oft citirten Verse von dem „großen gigantischen Schicksal“, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“. Hätte der Dichter hier mit leicht verändertem Zuge der Feder zwei parallele Sätze gebildet: „Welches den Menschen erhebt, welches den Menschen zermalmt,“ so würde gerade das fehlen, was die Hauptsache ist, daß neben dem nämlich eben durch das Zermalmende, und gleichzeitig mit ihm, das Erhebende zu Stande kommt, daß die tragische Wirkung nur dann erreicht wird, wenn das Zermalmen so beschaffen ist, daß es den Sinn des Erhebens in sich trägt, indem bei dem Bewußtsein der Ohnmacht des Menschen uns zugleich das Gefühl seiner unverlierbaren Größe ergreift. Von ähnlicher Art sind:

„Was der Eine verspricht, leistet der Andere gewiß.“ (Kolumbus.)

„Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauschende nie.“ (Macht des Weibes.)

„Weil er der Glückliche ist, kannst Du der Selige sein.“ (Das Glück.)

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“ (Shakespeare's Schatten.)

„Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib.“ (Archimedes und der Schüler.)

„Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.“ (Sprache.)

„Wo das Gelehrte beginnt, hört das Politische auf.“ (Das Deutsche Reich.)

„Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.“ (Der gelehrte Arbeiter.)

„Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.“ (Spaziergang.)

„Wer sich liefet in Dir, liest Dich zum Glücke nicht mehr.“ (Xenien. Nekrolog.)

Endlich kann der Vers auch einen einzigen Satz bilden, so daß die Gegensätze in verschiedenen Satztheilen auftreten, als Subject und Object oder dgl. Auch hierfür einige Beispiele:

„Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.“ (Der Zeitpunkt.)

„Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List.“ (Karthago.)

„Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.“ (Das weibl. Ideal.)

„Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.“ (Spaziergang.)

„Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.“ (Die Geschlechter.)

„Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch Dich.“ (Die Geschlechter.)

„Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein.“ (Phantasie.)

„Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.“ (Der Verstand.)

„Und vor den heiteren Humor fliehet der schwarze Affect.“ (Shakespeare's Schatten.)

„Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.“ (Xenien.)

Daß die hier vorgeführte Gestaltung des Pentameters eine für Schiller besonders bezeichnende sei, ist ohne weiteres klar. Daß sie ihm nicht ausschließlich eigen ist, liegt, wie oben berührt, in der rythmischen Form selber. Vergleichen wir z. B. Goethe, so bleibt dieser ja allerdings in der Häufigkeit der Beispiele hinter Schiller wesentlich zurück, dennoch kann man auch aus ihm leicht ein Dutzend und mehr ganz ähnlich gebaute Verse beibringen, und zwar auch aus der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Schiller.

„Wo das Turtelchen lockt, wo sich das Grillchen ergötzt.“ (Anacreon's Grab.)

„Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.“ (Geschwister.)

„Psyche werd' älter und klug, Amor ist immer noch Kind.“ (Ungleiche Heirath)

„Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.“ (Röm. Elegien.)

Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt.“ (Röm. Elegien.)

„Wäre die Welt nicht die Welt, wäre dann Rom auch nicht Rom.“ (Röm. Elegien.)

„Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.“ (Wiedersehen.)

Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.“ (Amyntes.)

„Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt.“ (Elegie Hermann und Dorothea.)

„Eh' man nach Ilian zog, wenn man von Ilian kommt.“ (Bakis.)

„Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt.“ (Sommer.)

„Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.“ (Herbst.)

Wenn es unter diesen Umständen allerdings gewagt ist, diese Besonderheit zum kritischen Merkmal der Unterscheidung zu machen, so dürfte es trotzdem nicht gerade ausgeschlossen sein, daß für ein Distichon, bei dem die Urheberschaft zwischen unseren beiden Dichtern wirklich noch zweifelhaft ist, das schwankende Zünglein der Wage doch einmal hierdurch zum Ausschlag kommen könnte. Die Zahl solcher noch streitigen Distiche ist freilich heut' nur sehr klein. Aber unter den zahlreichen oben angeführten Versen ist z. B. eines von den drei berühmten Epigrammen, die beide Dichter in ihre Sammlung aufgenommen haben:

„Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.“

Ich glaube, daß dies Epigramm wohl für die meisten Leser schon an und für sich mehr Schiller'schen Klang haben dürfte; dazu kommt noch, daß bekanntlich Schiller's Auswahl für seine Gedichtsammlung erheblich früher fällt als Goethe's und daher die größere Wahrscheinlichkeit richtiger Erinnerung für sich hat, auch Goethe in solchen Dingen überhaupt sorgloser war. In solchem Falle, meine ich, wäre die antithetisch zugespitzte Form des Pentameters doch vielleicht geeignet, das Urtheil für Schiller's Autorschaft endgiltig festzulegen.

Ebenso ist das Eigenthumsrecht zweifelhaft bei folgendem Distichon aus den ursprünglichen tabulae votivae, welches Keiner von Beiden aufgenommen hat:

„Blößen giebt nur das Reiche dem Tadel; am Werke der Armuth
Ist nichts Schlechtes, es ist Gutes daran nichts zu seh'n.“

Auch hier trägt nach meinem Gefühl der ganze Gedanke, nach Inhalt und Ausdruck, entschieden Schiller's Charakter, und dazu kommt nun die Form des Pentameters als überaus bezeichnend: gerade, daß das Verbum, oder auch ein anderer antithetischer oder paralleler Begriff in seiner Wiederholung noch in die erste Hälfte des Verses genommen wird, ist eine recht häufige Anordnung:

„Hinter Dir siehst Du, Du siehst vor Dir nur Himmel und Meer.“ (Der epische Hexameter.)

„Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie gescheh'n?“ (Shakespeare's Schatten.)

„Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.“ (Genialität.)

„Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.“ (Tugend des Weibes.)

So könnten also unsere bescheidenen Beobachtungen doch hier und da einmal von kritischem Belang sein.

Zum Schluß noch zwei Worte, eines über die Form und eines über den Inhalt.

Bei Klopstock, dessen Pentameter diese Gedankengliederung ebenfalls mehrfach zeigen, lesen wir z. B. in Selmar und Selma:

„Jeden schleichenden Tag, jede schreckliche Nacht.“

und in dem Gedicht „Winterfreuden“:

„Zwischen der Sonne, die sank, und dem Monde, der stieg.“

Diese beiden Verse (sowie noch eine ganze Anzahl bei Klopstock) sind metrisch unrichtig gebaut, da bekanntlich der Pentameter in seiner zweiten Hälfte nur dreisilbige Füße („Daktylen“) duldet, sodaß die Halbverse „jede schreckliche Nacht“ und „und dem Monde, der stieg“ (noch dazu mit dem überaus schwächlichen Anlaut) für ein gebildetes Ohr einen unerträglichen Mißlaut enthalten. Unsere beiden großen Dichter, Goethe und Schiller, haben sich im Bau des antiken Verses manche Freiheit genommen, aber dieser Fehler findet sich in den nach Tausenden zählenden Pentametern, die sie geschrieben haben, nicht ein einziges Mal. Schiller hat ja auf der lateinischen Schule in Ludwigsburg viele Gedichte in correcten lateinischen Versen verfaßt und darin fast alle seine Mitschüler übertroffen, sodaß ihm die metrischen Gesetze wohl bekannt sein konnten. Indeß Klopstock, der Zögling der Schulpforta, war ihm doch ohne Zweifel an schulmäßiger philologischer Bildung bei weitem überlegen. Aber man sieht, das allein thut es nicht. Goethe und Schiller hatten eben, als echte Dichter, ein eingeborenes, lebendiges Formgefühl, das ihren Versen, mögen sie moderne Maße wählen oder „antiker Form sich nähern“, Fluß und Rundung und Wohllaut verleiht und sie vor Verletzung der nicht willkürlich erdachten, sondern aus der Natur des Rhythmus geschöpften Gesetze bewahrte.

Der Inhalt der hier berührten Gedichte geht uns eigentlich bei dieser Besprechung nichts an. Aber wenn man auch nur so gleichsam zufällig durch den Garten der Schillerschen Spruch- und Gedankendichtung wandelt, so kann man, meine ich, gar nicht umhin, immer wieder auf's Neue zu staunen über den Reichthum an köstlichen Früchten, die uns auf Schritt und Tritt entgegenwinken. Welche Fülle von bedeutenden, tiefblickenden, belehrenden und anregenden Gedanken, welche erquickende Nahrung für Geist und Gemüth! Und Alles klar und einfach und kerngesund, ohne Gespreiztheit und selbstgefällige Effekthascherei. Soviel Neues und Kühnes der Dichter ausspricht, nirgends späht er nach Wunderlichkeiten und Verzerrungen, die den Leser prickeln und ängstigen, und immer wieder wird man an Goethes prächtiges Wort erinnert, womit er dem Freunde für Uebersendung seiner tabulae votivae dankte: „Wenn es möglich ist, daß die Deutschen begreifen, daß man ein guter, tüchtiger Kerl sein kann, ohne gerade ein Philister und ein Matz zu sein, so müssen Ihre schönen Sprüche das gute Werk vollbringen, in denen die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit soviel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind.“

Die Plastik auf der Dresdener internationalen Kunstausstellung.*)

Von A. Brunnemann.

Zum zweiten Male bietet Dresden im Wetteifer mit den ersten deutschen Großstädten und Kunstcentren eine internationale Ausstellung, deren von hohem künstlerischen Ernst geleitetes Sammeln und Anordnen abermals ein Zeugniß davon ablegt, daß es einer aufstrebenden Künstlerschaft Herzenssache ist, durch Aufsuchen des Tiefgehenden, an echten Empfindungswerthen Reichen bei allen Nationen Belehrung und Erhebung zugleich zu gewähren.

Die diesjährige Ausstellung mag trotz alledem Angriffspunkte genug enthalten, etwa ihr zu starkes Betonen des Auslandes, ihr Verzetteln von Werken, die eines großen Raumes bedurften, in kleine Cabinette — Eines steht über aller Kritik erhaben: die große Mittelhalle. Sie allein lohnt einen Besuch der Ausstellung und vermag die richtige Weihestimmung vorzubereiten, die für alle Aeußerungsmöglichkeiten seelischen Lebens durch die Mittel der Kunst empfänglicher macht. Die Sculpturensammlung in Dresden hatte vor Kurzem einen Abguß von Albert Bartholomé's Todtenmonument auf dem Père Lachaise erworben, und es gelang, dieses zum natürlichen Stimmungscentrum des weiten Raumes zu machen. Schon beim Eintritt durch das Hauptthor ersteht es dem Beschauer und zieht ihn bald ganz in seinen Bann. Wenn es uns an der Eingangspforte des Père Lachaise, im „blonden“ Sandstein von Euville gemeißelt, entgegentritt als etwas mit der Erde Verwachsenes, ein allmäliges Uebergehen der Natur in die schlicht ausdrucksvolle, menschlich überzeugende Kunstform, so muß sich selbst wer dort eine Weihestunde vor diesem Denkmal verbracht hat eingestehen, daß im geschlossenen Raume einer Kunstausstellung keine würdigere Aufstellung denkbar war. Der Architect Wilhelm Kreis hat es zum bestimmenden Grundmotiv einer architectonischen Schöpfung gemacht, die durch ihren Ernst, ihre Größe, ihre Feierlichkeit einen edlen Rahmen für dies einzigartige aller Todtenmonumente abgiebt.

An der Rückwand des Saales, in einen gewaltigen Rundbogen hineingestellt, hebt sich der Abguß, der die gelbliche Farbe des Originals glücklich nachahmt, von blaugrünem Grunde los. Dunkle Cypressen schließen den Hintergrund ab und geben die Illusion des Friedhofs. Die Wände der großen Haupthalle gehen in eine, vom Grundton bestimmte graugrüne und bläuliche Tönung über. Die Ornamente sind sparsam angebracht, großzügig, romanisirend, sie gehen auf einheitliche architectonische Wirkungen aus. Die fehlenden ägyptischen Grabkammern zur Rechten und Linken des Monuments sind überaus geschickt durch zwei Thüreingänge ägyptischer Form ersetzt worden, die in den anstoßenden Raum hinüberleiten. Sie bringen Raum und Monument in eine überraschende Harmonie, und auch weiterhin enthält die gewaltige Halle nichts, was durch Unruhe oder Widerspruch diese Harmonie störend beeinträchtigen könnte. Selbst die farbenkräftigen Decorations-Gemälde Otto Gußmann's, die im Treppenhause des Deutschen Hauses zu Paris etwas zu aufdringlich wirkten, schließen sich dem Ganzen als belebender Mauerschmuck an und erweisen sich als durchaus in's Große gestimmt.

*) Vgl. den Engels'schen Aufsatz in voriger Nummer. Die Red.

Als Vordergrund für das Monument hat man ein ganz einfaches, der erhabenen architectonischen Stimmung entsprechendes Wasserbecken angebracht. Vielleicht war der Gedanke nicht ganz glücklich, die beiden prächtigen Thierfiguren George Gardet's, ein Löwen- und ein Tigerpaar, als Abschluß zu beiden Seiten des Brunnenrands zu setzen. So einzigartige und doch so verschiedene Kunstwerke, wie die Idealisirung der Sterbenden und die geistvolle Interpretirung der thierischen Individualität, müssen sich nothwendig beeinträchtigen. Der feierlich gestimmte Beschauer des Todtenmonuments erblickt in den beiden Thiergruppen zunächst nur ein die Einheit störendes Moment, bis er plötzlich herausfindet, daß es sich auch hier um Schöpfungen einer genialen künstlerischen Persönlichkeit handelt.

Noch ein Wort über das „monument aux morts", das in keinem der französischen „Salons" eine nur annähernd würdige Aufstellung gefunden hat.

Es ist das Werk Albert Bartholomé's, eines Künstlers, der 1848 zu Thiveval geboren, zunächst als Maler hervortrat und sich als solcher der französischen Pleinairistenschule, insbesondere Bastien Lepage angeschlossen hatte. Seine im Salon ausgestellten Bilder hatten einigen Erfolg, doch verschwand der junge Künstler bald; man hörte Nichts mehr von ihm. Hie und da nur verlautete, auf einem abgelegenen Friedhofe in ländlicher Einsamkeit befinde sich ein „sterbender Christus" von erschütterndem Ausdruck, und Bartholomé sei sein Bildner. Der Künstler stellte alsbald verschiedene Grabfiguren im Salon aus; 1895 endlich erschien der Entwurf zu dem jetzigen Monument, das der französische Staat erwarb, um das banale „monument du Souvenir" auf dem Père Lachaise zu ersetzen. Am Allerseelentage 1899 wurde es der Einweihung übergeben, und indem wir seine Entstehung verfolgen und die mannigfachen skizzenhaften Entwürfe betrachten, die bis zu seiner Vollendung geschaffen wurden, wohnen wir der Geburt der großen geläuterten Kunst aus den Urtiefen des Schmerzes bei. Albert Bartholomé hatte sein heißgeliebtes Weib verloren, und der Schmerz drückte ihm den Meißel in die Hand und erzwang sich schließlich plastische Gestaltung. Der Künstler suchte und forschte und ging bei Allem in die Lehre, was die große Kunst je aus Pietät für die Todten geschaffen, vom Todtencultus des alten Aegypten an, bis es ihm gelang, die Menschheit, die dem Sterben geweiht ist, mit ihrem Fürchten und Hoffen schlicht menschlich ergreifend zu gestalten.

In der Form antiker Grabkammern steigt das Denkmal empor; den Mittelpunkt bilden die dunkle Todespforte und darunter eine geöffnete Gruft. Oben nahen der Pforte männliche und weibliche Gestalten jeden Lebensalters, Schmerz, Verzweiflung, Ergebung, letztes Anklammern an das Leben in ergreifender Wahrheit und harmonischer Schönheit verkörpernd. In das sternenlose Dunkel hinein aber schreitet ein herrliches Menschenpaar; der Mann mit resignirter Entschlossenheit, das Weib zögernd. Banges Zagen prägt sich in dem leicht nach rückwärts geneigten Haupte aus, hülfesuchend legt sich die Rechte auf des Mannes Schulter, aber: „wo Du hingehst, gehe ich auch hin". Kein Antlitz redet hier zu uns, doch welch ein tiefer seelischer Ausdruck liegt in diesen beiden von rückwärts gesehenen Gestalten und welch' überzeugende Verkörperung des männlichen und weiblichen Elements! Das Hohelied des Geeintseins in der Liebe verkündet der Künstler durch das unter der Todespforte hingestreckte Paar, über dem eine Kindesleiche ruht. Sie sind nicht todt, sie schlafen nur; sie schlummern hinüber in die Ewigkeit aller Liebe. Mögen sie ruhen in Frieden!

Ueber ihn schwebt der Engel des Lichts, denn:

Sur ceux qui habitaient
le pays
de l'ombre et de la mort
une lumière resplendit.

Hiermit wird der große Auferstehungsgedanke berührt, doch ist es nicht ein christliches Denkmal allein. Allen Zeiten und allen Religionen, allen Menschen gehört es an, schon durch seine Form, durch das Fehlen aller herkömmlichen Symbolik; ein feiner Zug war's, auch den Engel flügellos zu gestalten. Und das ist's eben, was dem Monument seine treue immer wachsende Gemeinde sichert, ja, es bald zum populärsten aller öffentlichen Monumente machen dürfte: seine Zugehörigkeit zur ganzen Menschheit, die erschütternde Verkörperung eines Empfindens, das alle Zeiten, das auch die Schlichtesten unter uns verstehen können. „Es gefällt Euch," sagen uns die Franzosen, „weil es nicht nordische Kunst ist, bei welcher die Plastik erst nach dem seelischen Ausdruck in Betracht kommt." — Nein! Es zieht alle tief fühlenden Menschen in seinen Bann, weil es zwar nicht nach dem lateinischen Princip „de l'art pour l'art" die Schönheit der Form, die bloße Augenweide über die Tiefe des Gedankens stellt, sondern weil es edelste Gedankentiefe in die ihr durchaus entsprechende formale Schönheit gegossen hat. Es ist allgemein menschlich, wie die Kunst der Renaissance, die Schöpfungen Richard Wagner's, die malerischen Visionen Puvis de Chavannes.

Das Gegenstück zu Bartholomé ist Auguste Rodin, dem wir gleich im anstoßenden Saal begegnen. Aus erhabener Ruhe und Abgeklärtheit, selbst des Schmerzes und der Verzweiflung, gehen wir über in die Welt der Bewegung, die mit immer tollerer Kühnheit sich steigert bis zur elementaren oder künstlich gepeitschten Leidenschaft, wie wir den übersinnlich-sinnlichen Rodin als Schöpfer des Höllenthors kennen gelernt haben.*) In allen Fiebern zuckend treten uns seine schreitenden Gestalten entgegen: „St. Johannes der Täufer" und der schlüsseltragende „Bürger von Calais", Beide erfaßt in einem großen Bewegungsmoment, und dann nicht erstarrt, sondern vor uns hinschreitend, wie das durch künstlerische Beseelung nur noch lebendiger gewordene Leben. Einige kleinere Marmorwerke und Gypsabgüsse, „Der Künstler und seine Muse", die „Segnungen", „Francesca da Rimini" und „Paolo Malatesta" (vom Höllenthor) gestatten einen Einblick in die Phantasiekunst des Meisters, in die vielen anmuthsvollen oder tollkühnen Bewegungsmöglichkeiten, die er vorführt; selbst der skizzenhaft gebliebene Embryo legt Zeugniß davon ab, daß sein Gedanke nicht wurde, sondern war, und daß sich das Material, gleichviel welches, seinem künstlerischen Wollen spielend fügen mußte. Rodin's eminentes Können in Bezug auf geistige Individualisirung zeigen die Portraitbüsten von Puvis de Chavannes und Jean Paul Laurens; ein herrliches Beispiel für seine in's Monumentale gehende symbolisirende Kunst ist das Modell zum Denkmal Victor Hugo's (augenblicklich im Pariser „Salon" fertig aufgestellt). Der der „inneren Stimme" lauschende Heroenkopf des vielseitigsten aller französischen Poeten zeigt sich im Moment höchster seelischer Sammlung, schon reif für eine gewaltige schöpferische Eruption. Zu bedauern ist, daß neben Rodin's kühn-nervösen Phantasiegebilden nicht eines seiner seelenvollen, echt dichterischen Werke herbeigeschafft wurde, die uns erst das Bild von des Künstlers Schaffen vervollständigen, indem sie der Neigung zu decadenter Ueberreife starkes tiefes gesundes Empfinden, verklärt vom Hauche duftiger Poesie, entgegenstellen.

Das an weiteren französischen Sculpturen Vorhandene ist zweiten Ranges, sofern es nicht, wie Charpentier's großzügiges Steinrelief, die „Bäcker", in das Gebiet des Steinzeugs und somit des Kunstgewerbes hinübergreift. Denn trotz des großen Preises, den sie in Paris errungen, vermögen uns Saint-Marceaux's wagerecht schwebende Frauengestalten, „Unsere Geschicke", nicht innerlich zu erwärmen, höchstens als technische Leistung zu interessiren. Hier geht, wie so leicht, die französische Kunst in Virtuosität über.

*) Vergleiche Gegenwart, Nr. 5, 1901: Auguste Rodin.

Treffliches aber wird auf den Gebieten der Kleinplastik und des Kunstgewerbes geboten. Charpentier's „Bäcker", gleichfalls im Besitz der Königl. Sculpturensammlung, erregen ebenso hohes Interesse durch die Ehrlichkeit, mit welcher der naturalistische Vorgang dargestellt wurde (Bäcker sind am Backofen beschäftigt), wie durch das kühne technische Verfahren. Das französische Steinzeug verfügt über eine Fülle und Nuancenfähigkeit des Farbenspieles, die ihm bereits eine Berechtigung erworben haben, die Schranken des Innenraumes zu durchbrechen, um sich auf den Außenseiten der Gebäude decorativ auszubreiten, wie es der Fries am „Grand Palais" zu Paris glänzend erwiesen hat. Die Wunder der Kleinkunst und Phantasiekunst, und der so beliebten Plaketten, wie sie Charpentier, Carriès, Carabin, Roty u. A. pflegen, werden später berücksichtigt werden.

Bartholomé's Denkmal als ideales und decoratives Centrum hat uns unwillkürlich zur Betrachtung der französischen Meister geführt, doch wir haben einen deutschen Meister, der ihnen Allen an innerem Reichthum, schöpferischer Phantasiekraft und Fülle des Ausdrucks völlig die Wage hält, ja, sie für uns deutsch Empfindende theilweise überbietet: Klinger. Zu Vergleichen freilich ist die diesjährige Ausstellung nur wenig angethan; der Klinger-Verehrer erblickt nur eine Idealbüste Liszt's und die Porträtbüste einer russischen Schriftstellerin.

Aber dieser Liszt zählt hundertfach! Er läßt uns das Uebermenschliche von Klinger's Kunst geradezu visionengleich empfinden. Wenn dieser Heros, der eine ganze Welt von Musik symbolisch verkörpert, als Vorläufer des Messias Beethoven in die Welt hinaus gesandt wurde, wahrlich, so konnte kein Würdigerer gefunden werden, und wir dürfen uns auf Großes gefaßt machen. Warum aber gerade Liszt? Verkörpert dieses titanenhafte Haupt mit seinem mächtigen Emporstreben den Klaviervirtuosen Liszt, dessen geistreiche brillante Musik vorwiegend Verstandesschöpfung ist? Klinger hat uns einen anderen, dem großen Publicum wenig bekannten Liszt gezeigt, den Schöpfer großer Oratorien, den edlen Menschen, den Meister und Erkenner, der die Bedeutung Richard Wagner's gleichsam prophetisch voraussagte. Gerade diese prophetische Gabe ist's, die dem gewaltigen Haupte etwas so Packendes und Ueberlegenes verleiht. Was wird er uns nun im Beethoven geben?

Eine polychrome Porträtbüste zeigt eine russische Schriftstellerin. Den Schöpfer der Salomé mußte dieser eigenartige Rassentypus besonders reizen; er hat mit dieser Büste etwas ganz seltsam Fascinirendes geschaffen, eine Verkörperung des geschmeidigen, sinnlichen, slavischen Elements, das uns fesselt wie die Schönheit eines prachtvollen, katzenartigen Raubthieres. Etwas Elementares, von der ausgleichenden Pracht unserer Civilisation noch nicht Ersticktes steckt in diesem rassigen Kopfe.

Wenn uns drei künstlerische Individualitäten entgegentreten, wie Klinger, Rodin, Bartholomé, wer würde da nicht unwillkürlich zu interessanten Vergleichen angeregt, wer steht da nicht staunend vor den Offenbarungen des Genies, das so reich, so wechselvoll, so vielseitig schöpferisch ist, wie die schaffende Allgewalt der Natur! Hier der dämonisch faustische Zug des Germanen, dort die nervös zuckende Leidenschaft des Franzosen, und endlich die erhabene Abgeklärtheit des Lateiners, der volle Harmonie zu finden weiß zwischen innerem Reichthum an Empfindungsgehalt und rein formaler Schönheit.

Was wir Deutschen sonst noch in die Wagschale zu legen haben, hält die Vergleiche mit dem Ausland nur in Bezug auf einige treffliche Bildnißbüsten Seffner's (Leipzig), Hermann Hahn (München), Diez' und Offermann's (Dresden) aus. Zwar geht auch hier der Ausländer, insbesondere der Franzose, auf große malerische Wirkungen und auf ein geniales Zusammenfassen und überzeugendes Darbieten der geistigen Physiognomie aus, während bei uns zu viel des die großen einheitlichen Wirkungen abschwächenden Einzelnen geboten wird. In Bezug auf reine Phantasiekunst ist es, selbst wenn bedeutendere Werke als die ausgestellten herbeigeschafft würden, Deutschland noch nicht möglich, mit Ländern zu wetteifern, in denen sich schon eine völlig ausgereifte Generation ein kühnes Durchbrechen des Inhalts durch die überlieferte Form zum Gesetz gemacht hat und uns durch Jahrzehnte langes Streben nach neuen technischen Wirkungsmitteln um Wesentliches voraus ist. Schwer ist es überhaupt, zu wetteifern mit einem kleinen Lande, in dem die künstlerischen Individualitäten in reicher, abwechselungvoller Fülle erstehen und vielfach tonangebend für das Geistesleben des Landes überhaupt sind, das, durch eine Jahrhunderte alte Kunstpflege erzogen, ihnen die wärmste Antheilnahme entgegenbringt: Belgien.

Unter den Belgiern führt uns der kraftvolle Meunier mit seinen überzeugenden Arbeitertypen: „Die Tränke", „Lastträger", „Steinmetz" u. A. die durch Künstlerhand geadelte Arbeit vor. Charlier vertritt mit innerer Wärme und Aufrichtigkeit das volksthümliche Element, verliert sich aber oft zu sehr in's Genrehafte. Charles Samuel weiß seiner „Nele" einen schelmisch pikanten Zug zu verleihen, der die frische Dirne hoch über das Alltägliche erhebt. Seine „Dämmerung", ein im Schlummer geneigter Frauenkopf, ist ein ungemein zartes Beispiel der symbolisirenden Kunst, der er, wie viele seiner Landsleute, gern huldigt. Mit symbolischen Gestalten ist gleichfalls van der Stappen hervorgetreten; dieser weichen Zartheit gegenüber zeigt er das kühne, energisch charakterisirende Element in den Studien zum „Denkmal der ewigen Güte": „Der Schmerzensmann"; „Der schreitende Mann"; „Der Ahne". Auch in der Kleinplastik haben die Belgier Hervorragendes geleistet.

Eine künstlerische Persönlichkeit, die sich auf eigenartige selbstständige Weise zur Geltung zu bringen weiß, ist noch in dem Russen Troubetzkoi zu finden; einem Impressionisten, der vorwiegend auf malerische Wirkungen ausgeht. Mag er eine vornehme Dame in knisterndem Seidenkleid, einen mit Fellen bekleideten Samojeden auf einsamer Steppe vor uns hinstellen, immer weiß er das Charakteristische mit überzeugender Lebendigkeit wiederzugeben. Ein noch umfassenderes Bild von Troubetzkoi's Schaffen würde uns die Hinzufügung der vorzüglichen Büste Segantini's und eines seiner trefflichen Bildnisse Tolstoi's vermitteln, die die Collection dieses Meisters in Paris zierten.

Feuilleton.

Der Mann im Hörerraume.

Eine Studie aus dem spreewendischen Bauernleben.

Von Max Bittrich.

„Heben Sie die Hand und sprechen Sie mir folgenden Eid nach: Ich schwöre — bei Gott — dem Allmächtigen — und Allwissenden, — daß ich — die reine Wahrheit sagen — Nichts verschweigen — und Nichts hinzusetzen werde. — So wahr mir Gott helfe!"

Der vereidigte Zeuge drückte seine zitternden Beine fest an das kleine Tischchen am Holzgitter, um Halt zu gewinnen, und sah den Richter erwartungsvoll an.

„Sie sind Zeuge gewesen, als der Angeklagte, Bauersohn August Schmaler, den Bauersohn Hanko mit einem Stück Eisen geschlagen oder gestochen hat. Erzählen Sie mal."

„Wir sein bei der Gutsherrschaft zur Sperlingskirmeß gewest; ich weeß ja nu ooch nich mehr so genau — ich hoa schon zu Protokoll gegeben."

„Das geht uns hier vorläufig nichts an; die andern Herren müssen das von Ihnen selber hören. Also Sie waren zur Sperlingskirmeß, und Schmaler war aufgeregt, weil Hanko auffällig lustig war und sich

bei allen Mädchen herumdrückte und schließlich auch mit der Marie Dobberke tanzen wollte bei der Sperlingskirmeß. Was ist denn das: Sperlingskirmeß?"

„Manche meenen, weil um die Lobetanz-Zeit die Sperlinge grade in den reifen Hirse uf dem Felde gehn, thäte man's so nennen."

„Das wird also immer so genannt. Was sagte denn nun der Angeklagte über Hanto?"

„Er meente, was der Hanto is, der hätte doch nischt uf dem Gutshofe beim Lobetanze zu suchen und sullte sich lieber schämen bis uf die Knochen; denn er hätte doch nu een paar Menschen oder ihr Glücke uf dem Gewissen."

„Was meinte er wohl damit?"

„Schmaler war mit eenem Mächen gegangen seit Jahren, das er mal hat heirathen wulln. Bloß wullt er erst seine Militärzeit abmachen, weil ooch sein Alter nich ehre ja soan wullte. Der August wullte das Mächen, und wenn sie Beede nischt wie Knulln und Salz fressen sullten, hat er steis gemeent."

Im dicht besetzten Hörerraume des Gerichtssaales spuckte in dem Augenblicke ein Mann aus und zog flink das trotz der Hitze um den Hals gewurxte, dicke wollene Tuch vor das zornglühende Gesicht. Seine Nachbarn stießen sich bei diesem wiederholten Zeichen seiner Mißachtung an und tuschelten über die Gründe seines auffälligen Benehmens, ohne zur Gewißheit zu kommen.

„Was war die Marie Dobberke für ein Mädchen? War sie gut angeschrieben im Dorfe? Haben Sie sich nicht gewundert oder mit Anderen darüber gesprochen, daß der Angeklagte grade bei ihr so oft zu sehen war, bevor er zum Militär ging? Was haben Sie darüber gehört?" forschte der Richter weiter.

„Die Meisten hoan freilich zu Anfang gemeent, es gäbe doch noch mehr hübsche Mächens, aber welche mit Gelde. Andre soaten ooch wieder, wu die Liebe mal hinfiele, durt bliebe sie sitzen; da könnte sich Jedes das Maul rohe reden, das nützte doch nischt. Die Beeden müßten selber sehn, wie sie fertig werden thäten, wenn der Alte nischt rausrückte."

„Der wollte nichts von der Heirath wissen?"

„Das fehlte noch!" brummelte der Mann im Hörerraume darein und senkte vor dem forschenden Blicke des Richters flink den Blick zu Boden, während die in der Erregung zitternden Hände die alte Mütze kneteten.

Der Gerichtsdiener wand sich wie ein Huschkätzchen durch die Criminalstudenten aus dem Volke und nahm den Uebereifrigen leise in's Gebet: wenn er sich nicht ruhig verhalten könne, solle er sich entfernen.

Inzwischen beantwortete der Zeuge dem Richter die Frage: „Der alte Schmaler hat in der Schänke ofte erzählt, wenn der Sohn das Mächen nähme, kriegte er ooch nach der Militärzeit nischt; er hätte früher bloß was versprochen, damit der verliebte Dingrich erst mal ruhig Soldat werden thäte. Nich so viel wie schwarz untern Nagel is, würde der August kriegen, bis der Alte nich die Oogen zugemacht hätte. Der Eegensinn sullte mit seine Bettelprinzessin ruhig hungern; die hätte ja nich mehr im ganzen Vermögen wie eenen Thaler weniger dreißig Silbergroschen."

„Die Marie war sehr arm?"

„Sehre arm und sehre hübsch war die."

„Was geschah nun, als der Angeklagte vom Militär kam?"

„Knapp daß der August Schmaler furt war aus dem Dorfe, is der Hanto hinter der Marie hergewest, wu er bloß gekunnt hat. Manche meenten, der alte Schmaler hätte den Menschen amende dazu ufgeputscht, um das Mächen von seinem eegnen Sohne loszubringen. Unter der Brücke uf der Chaussee hat Hanto die Mächens sogar uf dem Kirchgange ufgelauert und is uf die Marie losgegangen wie een Schießhund mit Betteln und Bitteln, und wie sie gemeent hat, sie hätte, was sie brauchen thäte, und wullte mit andre Mannsen nischt zu thun hoan, hat er das Mächen bedroht: er thäte sie doch mal kirre kriegen, im Guten oder im Bösen."

„Sie haben früher bei Ihrer ersten Vernehmung noch Etwas erzählt über ein Zusammentreffen, das Sie selber mit der Marie gehabt hatten."

„Ja."

„Was sagte sie damals? Reden Sie doch!"

„Ich weeß ja nich mehr so genau —"

„Sie haben früher gesagt — Herr Gerichtsschreiber, lesen Sie mal den Passus über das Gespräch mit der Marie vor."

„Am Tage nach Pfingsten traf ich die Marie Dobberke an der Bahnstrecke im Walde sitzen und weinen, und auf meine Frage, ob sie sich etwa versündigen wollte, sagte sie, Hanto ließe ihr keine Ruhe. Bei Tag und bei Nacht schliche er ihr nach, und gepackt habe er sie auch schon ein paar Mal im Stalle, und weil sie ihrem Liebsten bei der Heimkehr vom Militär vielleicht nicht mehr würde frei in die Augen sehen können wegen Hanto's Redensarten, wäre es besser, wenn sie sich auf die Schienen schmisse und ein Ende machte."

„Halten Sie das aufrecht? Nehmen Sie die Aussage auf Ihren Eid?"

„Ja, das thu ich."

„Weiter, weiter! Nahmen Sie die Marie mit zurück in's Dorf?"

„Ich redete ihr gut zu, und denn ging sie mitte."

„Was geschah beim Lobetanz?"

„August Schmaler war paar Tage vorher von die Soldaten losgekumm und war nu zur Aushilfe uf dem Gute, bei der Ernte, um sich een paar Pfennige Geld zu machen, weil der Alte nischt von ihm wissen wullte."

„Er hat sich uf dem Gute bloß mit seinem Mensche rumfieln wulln!" erzählte der Hörer seinem Nachbar und lachte vor sich hin. „Den kenn' ich besser und sein Weibsen ooch!"

„Die Marie war damals auch grade auf dem Gute thätig?" fragte der Richter.

„Ja, die is ooch dagewest; bei die Pauer hat der alte Schmaler und Hanto das Mächen rausgeekelt; uf dem Gute, wu mehr Gesinde beisamm war, war mehr Schutz für die."

„‚Bei dem Lobetanz waren außer dem Gesinde und der Herrschaft einige Bekannte des Gutsbesitzers aus der Stadt. Die Leute aus dem Dorfe standen am Thore und tanzten nicht mit,'" haben Sie früher erzählt. Die Knechte tanzten zuerst mit den Herrschaftsdamen und die Herren mit den Mägden. Als die Marie Dobberke später nochmals mit einem der jungen Herren tanzte, mischte sich Hanto, der auf dem Gehöfte gar nichts zu thun hatte, hinein und forderte Schmaler auf, ihm das Mädchen zu einem Tanze zu überlassen. Was sagte Schmaler?"

„Er meente, Marie wüßte selber, was sie zu thun und zu lassen hätte; er für seine Parte gloobe nich, daß Marie mit Hanto'n tanzen würde. Hanto möchte sich lieber schämen und verstecken und könnte in's Gefängniß kumm nach der Art, wie er das Mächen schon zugerichtet hätte für nischt und nee."

„Die Marie tanzte nun auch nicht mit ihm?"

„Nee. Nu ging Hanto uf Schmaler'n los und schrie: Die hoa ich schon zu mehr gehoat als wie zum Tanze" —

„Weiter!"

„Gloob ich, gloob ich!" murmelte der Mann im Hörerraum und sah dem Angeklagten fest in's Gesicht. — Das Mensch und Du, Ihr seid ja een Packzeug! Warum is die denne nach dem Lobetanze in's Wasser gegangen? Pfui!"

In der Aufregung war beim letzten Worte aus dem Getuschel laute Rede geworden.

„Ich bitte mir Ruhe aus da hinten!" rief der Vorsitzende. „Noch einmal, und ich lasse den Ruhestörer auf 24 Stunden abführen. Sie haben sich ganz anständig zu verhalten; beim geringsten Laut lasse ich den Saal räumen."

„Zeuge, weiter: Hanto meinte also, er habe die Braut Schmaler's zu mehr als zum Tanze gehabt, damit wollte er wohl den Schmaler ärgern?"

„Dem is das glei sehre in die Knochen gefahren."

„Was that er denn?"

„Er ging nu uf Hanto'n los, der sich von keenem Menschen rausweisen lassen wullte" —

„Deßwegen schwebt auch noch eine Klage gegen ihn."

„und meente: Hanto, Du bist ja een ganz verlogner Kerl!"

„Umgekehrt wird een Schuch draus!" lispelten schon wieder die Lippen des Hörers.

„Ja, su meente er zu Hanto'n!" erzählte der Zeuge weiter. — „Wie er das soat, da fährt ihm Hanto an die Gurgel und brüllt: „Du mit Deine Bettel wirst nich weit kumm; Ihr baut ja goldne Luftenburgen, und drinne wird nischt sein wie een Hungertuch, erbärmliches!"

„Hanto packte den Schmaler bei der Gurgel. Schlug er auch auf ihn los?"

„Ja: was haste, was kannste!"

„Bloß gut, daß nischt daneben ging!" drangen die Worte in dem hintern Theil des Saales in das dicke Halstuch.

„Noch einmal: Ruhe im Hörerraum!"

„Die Marie weimerte nu so sehrichen, weil ihrer Liebster so zugerichtet war, und meente ooch, sie hätte Hanto'n noch niemals eenen Gefalle gethan; der wäre grade so mit Gewalt uf sie losgekumm wie nu uf Schmaler'n. Uf das kam erscht die Wuth über Schmaler'n. Keen Mensch wußte noch richtig, was los war: uf eenen Ruck war er beim Schuppen, und weil er woll nich glei fand, was er suchte (wer weeß denne!), ging er uf eenen Pflug los und riß den Pflug auseenander, als wäre er von Pappe statts von Hulz und Eisen; die Schieppe und das Vordergestelle mit die Rädchens flog glei in zwee Stücken, und in die eene Hand hielt Schmaler den Vorstecker, und eh noch Eens zu Verstande kimmt, sticht er uf Hanto'n los, daß der wie vom Blitze getroffen hinschlät und seit dem Tage rumläuft wie een Dummer. Der Docter hat geurtheelt, allmätig thäte sich das wieder legen."

„Das wissen wir. Hatten Sie den Eindruck, als ob Schmaler in dem Augenblick nicht recht bei Verstande war? Oder meinen Sie, er habe seinen Gegner erstechen wollen? Was sagte er selber denn?"

„Er meente eenklich gar nischt und schrie bloß; der jungsche Mensch war wie nich recht zurechnungsfähig."

„Hatten den Eindruck noch andere Leute?"

„Das meente Alles, wu man ooch hinhörte."

„Der hat Hanto'n erstechen wulln und weiter nischt!" tuschelte der Hörer wieder, und sein glattes Gesicht war roth vor Wuth wegen der Ansicht des Zeugen.

„Welchen Ruf hatte Schmaler im Allgemeinen? War er ein gewaltthätiger Mensch oder wissen Sie sonst etwas Nachtheiliges über ihn?"

„Aus eegne Wissenschaft weeß ich nischt Schlechtes. Die Menschen reden ja viel."

Der Hörer erhob sich, ohne es selber zu wissen, und seine Lippen flogen auseinander. „Gestohlen soll er hoan — gestohlen!" hauchte er. — „Und wer hoat denn die Dobberkens Marien in's Wasser geschmissen?"

„Was reden die Leute Schlechtes?" fragte der Richter. „Kannten Sie ihn als streitlustigen Burschen oder nicht?"

„Nee, das nich."

„Die Marie Dobberke ist am Morgen nach dem Lobetanz todt im Dorfteiche gefunden worden. Haben Sie da Beschuldigungen gehört?"

„Ich trau's ihm nich zu, dem Schmaler, daß der gestohlen hat oder sunst was Heimliches gethan. Im Dorfe ist die Rede gewest: die Marie wird in's Wasser gegangen sein wegen die schlechte Redensarten von Hanto'n."

Des Hörers Augen hingen am Gesicht des Angeklagten, und seine Lider zuckten in der Erregung. Er beugte sich vor, als hätte er die Absicht, den Mann auf der Anklagebank zu packen:

„Das sein ja Fazen, was der soat! Du Kerl maust ja wie een Rabe, wenn's druf ankimmt; Du host ooch das Mächen um die Ecke gebracht!"

Laut drangen die letzten Worte aus dem Hörerraume in den todtenstillen Raum; der Sprecher selber erschrak, und die Wirkung auf so viele Menschen brachte ihn zur Besinnung.

„Wer untersteht sich, schon wieder dazwischen zu reden? Das ist ja eine Ungebühr sonder Gleichen! Kommen Sie jetzt 'mal vor!" befahl der Richter mit donnernder Stimme.

Er sah den Schuldigen allein an der Brüstung stehen, denn seine Nachbarn waren erschreckt von ihm abgerückt.

„Gerichtsdiener! Führen Sie den Mann hier vor! Ich beobachte schon lange, wie er die Verhandlung stört; jetzt ist meine Geduld zu Ende."

„Hier, stellen Sie sich vor den Tisch. Was fällt Ihnen denn ein? Sind Sie angetrunken? Ich sehe Sie schon seit einer Stunde wiederholt an, um Sie zu warnen. Wollen Sie hintergesperrt werden? Wenn ich recht verstanden habe, hatten Sie gegen den Angeklagten Etwas vorzubringen. Wissen Sie, daß er schuldig ist?"

„Ich denke."

„Was Sie denken, ist uns hier gleichgiltig. Wie heißen Sie denn?"

„Ich heeße Schmaler, Hermann Schmaler."

„Schmaler? — Angeklagter, ist der Mann mit Ihnen verwandt?"

„Ja!" sagte der . . .

„'s wird wull so sein!" bestätigte auch der Hörer leichthin.

„Ich verbitte mir diesen Ton, verstehen Sie! Sie sind hier vor Gericht. Ich frage Sie: Sind Sie verwandt mit dem Angeklagten?"

„Ja!"

„In welchem Verhältnisse stehen Sie zu ihm."

„Wir hoan eenen und denselben Vater."

„Also ist der Angeklagte Ihr Bruder. Warum sagen Sie das nicht gleich?"

„So Eenen nennt man vor andere Leute nicht gerne so."

„Ich weiß noch nicht, wie der Gerichtshof gegen Ihren Bruder entscheiden wird, und ich verurtheile es, daß er sich, trotzdem er schwer gereizt war, so weit gegen seinen Angreifer hat hinreißen lassen. Aber das kann doch kein Grund für Sie sein, sich in der Weise hier vor Gericht einzumischen? Der Gerichtshof wird beschließen, ob Sie sofort 24 oder 48 Stunden wegen Ungebühr vor Gericht abzuführen sind. Was haben Sie zur Entschuldigung anzuführen? Was können Sie denn für einen Grund haben, Ihren Bruder in so gehässiger Weise anzuklagen, schlechte Aussagen gegen ihn zu wünschen und ihn in's Gefängniß zu bringen? Reden Sie!"

„Herr Amtsrichter, nehmen Sie's nich für ungut: aber wir sein doch nu schon seit drei Jahren in Familien-Feindschaft!"

* * *

Kain und Abel!

Aus der Hauptstadt.

Draga's Malheur.

Der Chef (hat die letzten Telegramme durchgelesen, reibt sich mit Mikosch-Geschmunzel die Hände): So — nun kann meinetwegen der Canal zum Deibel gehen! Jetzt sind wir schön heraus. Fangen wir's geschickt an, dann reicht der Vorfall für den ganzen Juni, den schlimmen Monat, aus. Hauptsache ist wieder die Arbeitstheilung, meine Herren — strenge Befolgung dieses modernen Princips! Sie schreiben den Leitartikel, Cohn!

Cohn: M. w.! Uebermüthig-drollig, mit 'm Happen Decameronstimmung? oder gar Brantôme?

Der Chef: Kein Gedanke! Mensch, Sie werden mich nie begreifen. Erörtern Sie den sensationellen Vorfall rein staatsrechtlich, vornehm bis zum Tz. Kein grelles Wort, abgeklärt und kühl jede Zeile; statt Schwangerschaft sagen Sie immer grossesse, oder noch besser das lateinische Wort dafür. Griechisch, in griechischen Buchstaben, wär' mir's schon am liebsten. Das macht sich immer pikfein. Sagen Sie unseren Abonnenten, welche Folgen der Umstand, daß keine Folgen eingetreten sind, für die Lage auf den Balkanhalbinseln, für den Weltfrieden haben wird. Und so weiter. Ein akademisch-diplomatischer Artikel. Ist zwar ordinärer Schwindel, erklärt aber, weßhalb wir weiter hinten die Alkoven-Mysterien breit treten. Wir wollen wieder einmal zeigen, daß wir das vornehmste Blatt Berlins sind und unter keiner Bedingung in Sensation machen.

Meyer: Diesem vornehmen Ton würde sich vielleicht eine gedrängte Uebersicht aller ähnlicher Fälle, die seit hundert Jahren in Königshäusern passirt sind, anschmiegen. Ich meine alle getäuschten Vaterhoffnungen, pseudomütterlichen Wahnvorstellungen, Kindesunterschiebungen —

Der Chef: Wenn Sie sich auf eine rein historische Studie beschränken wollen — in Gottes Namen! Aber keine Pikanterie! Nichts, was das weibliche Schamgefühl der Frauen und Töchter unserer geschätzten Abonnenten verletzen könnte. Und dabei täglich, Morgens und Abends, mindestens fünf Spalten über die Affaire, zwei im Sperrdruck. Herr Doctor Blüthenzweig, Sie waren ja wohl früher Arzt?

Dr. Blüthenzweig: Seh' ich noch so verhungert aus?

Der Chef: Bitte, keine Späße in ernster Stunde! Schreiben Sie uns, bevor der bestellte Artikel der Breslauer Autorität eintrifft, einen wissenschaftlichen Aufsatz über . . na, über den ganzen Vorgang. Unsere Leser müssen doch wissen, um was es sich handelt. Natürlich vertraue ich Ihrer Decenz. Können Sie mir schon Vorschläge machen?

Dr. Blüthenzweig: Ich denke mir eine ganze Artikelserie. Der Gegenstand ist so fesselnd, und wir haben so selten Gelegenheit, ihn erschöpfend zu behandeln . . . Außerdem verlangt der Leser Aufklärung. Und haben wir nicht die Aufklärung auf unser Banner geschrieben?

Der Chef: Artikelserie — gute Idee! Sie wollen die Aussichten der Königin auf Grund der Physiologie des weiblichen Körpers beurtheilen. — Selbstverständlich rein wissenschaftlich, in wissenschaftlich objectiver Weise, ohne gemeine Speculation auf niedrige Instincte . .

Dr. Blüthenzweig: Selbstverständlich! Anschließend gedenke ich mich über Puerperalkrankheiten, Amenorrhöe, veraltete Perimetris und schließlich über die Ovariotonomie sehr ausführlich zu verbreiten.

Der Chef: Brillant! Immer nur Fremdwörter! Und den Schlußartikel denke ich mir ausschließlich der Operation gewidmet, der sich die Königin angeblich vor Jahren hat unterziehen müssen und die alle guten Hoffnungen des Königs zu Wasser macht.

Dr. Blüthenzweig: Was Sie da sagen, liegt schon in der Bezeichnung Ovariotonomie.

Der Chef: Sie sind mein Mann! Der strenge, vornehme Wissenschaftler, der schmutziger Sensationsgier nicht die mindeste Concession macht!

Der Illustrationsredacteur: Und wie steht's mit den Bildern? Wir sind doch schließlich ein illustrirtes Blatt! Ich kann mich doch nicht damit begnügen, die Portraits des Königs und der Königin, des Pariser Accoucheurs und der Petersburger Aerzte zu bringen. Unsere Leser sind an gewissenhaftere Detailarbeit gewöhnt.

Der Chef (unsicher): Sie meinen?

Der Illustrationsredacteur: Man müßte doch mindestens die entscheidende Untersuchungs-Scene im Zimmer der Königin bringen.

Der Chef: Wenn das nur vornehm ist! Vornehm, lieber Freund! Bleiben wir unseren Ueberlieferungen treu! (Halb weinerlich:) Aber wenn Sie durchaus glauben . .

Dr. Blüthenzweig: Besonderen Werth würde ich auf die Illustrirung meines informirenden Artikels legen . . .

Der Chef: Pfui! Das geht doch nicht! Wir sind —

Dr. Blüthenzweig: Wie so? Alle bedeutenden Fachleute, Wissenschaftler ersten Ranges, haben solche Bilder in ihren Werken —

Der Chef: Haben sie! Und ganz wissenschaftlich? Ohne Beigeschmack! Nun, dann darf unsre vornehme Zeitung es auch thun. Wir wollen nicht ohne Noth hinter einer skrupellosen Concurrenz zurückstehen. Wie heißen denn . . wer sind die Hauptwissenschaftler? —

Dr. Blüthenzweig: Hewitt, Franzoni, Sims, Martin, Kaltenbach —

Der Chef: Wissen Sie was — schreiben Sie an die Verleger, ob sie uns nicht die nöthigen Clichés leihweise überlassen wollen! Ihnen macht es Reclame, und wir sparen das Geld. Donnerwetter, wird sich die Concurrenz ärgern!

Das Factotum (bringt die neuen Abendzeitungen).

Der Chef (blickt hinein und erbleicht): Da ist uns das Gesindel zuvorgekommen! Nein, solche Unverschämtheit! Solche Schamlosigkeit! Sehen Sie nur! Ein Eber müßte erröthen! Daß der Staatsanwalt dergleichen duldet . . . (Giftig:) Aber natürlich, meine Herren, Sie haben die guten Ideen immer vierundzwanzig Stunden später als andere Leute! . . Setzen Sie sich sofort hin, Cohn, und schreiben Sie einen Leiter gegen die schmachvolle Verrohung einer gewissen Presse, die sich nicht scheut, allergeheimste Interna der Wissenschaft, die nur in's Sprechzimmer des Arztes gehören, sensationsgierig auf offenem Markt auszuposaunen! Die frech und schmutzig unsere Volkssittlichkeit untergräbt, unsre Jugend verpestet, allem Schamgefühl in's Gesicht schlägt, um ein Geschäftchen zu machen. Fordern Sie gesetzliche Abwehrmaßregeln. Erinnern Sie daran, daß die Wissenschaft nun und nimmer dazu mißbraucht werden darf, einem profithungrigen Verleger beim Abonnentenfang zu helfen. Constatiren Sie, daß unser vornehmes Organ entrüstet ist über diese Schändung des heiligen Preßberufes, daß wir für unsern Theil nun und nimmer eine solche niederträchtige Entweihung begreifen können. Jawohl, niederträchtig! Denn ist es nicht niederträchtig, daß die Kerle uns abermals zuvorgekommen sind?

Prinz Vogelfrei.

Von den großen Berliner Sommerausstellungen.

II.

Wenn man unmittelbar von der Dresdener Internationalen Ausstellung kommt, dort aus voller Brust 'mal Kunstluft geathmet hat und nun hier in unserem kleinen Secessionshause, ohne irgendwie Ermüdung oder Uebersättigung zu spüren, umherwandelt — so möchte ich das als das beste Zeugniß bezeichnen, das der „Dritten Ausstellung der Berliner Secession“ ertheilt werden kann.

Sie ist wirklich gut. Daß dabei das Ausland wacker mitgeholfen hat — das verschlägt Nichts für den Kunstfreund. Denn der ist und bleibt doch immer Eklektiker. Ich erwähnte schon in einer Vorbemerkung, daß führende französische Maler, die Träger der jüngsten großen Evolution, die aus dem Atelier in's Freie hinaus, aus dem Conventionellen in's Individuelle hineinführte, hier noch nicht so gut vertreten gewesen sind, wie dieses Mal. Es sind freilich ältere Arbeiten, aber sie erklären, warum der Einfluß der Manet, Monet, Pissaro, Renoir so groß werden konnte. Geradezu classisch muthen uns schon heute solche Bildnißarbeiten an, wie Renoir's „Frau mit dem Sonnenschirm“, die im weißdurchsichtigen, mit einer schwarzen Seidenschärpe geschmückten Kleide vor einem mächtigen Buchenstamm steht und seitwärts in den Wald hineinblickt. Das war Freilichtmalerei vor der violetten Periode. Näher kann man der Wahrheit des Milieus und des Charakters nicht kommen, als hier geschehen. Und Claude Monet's „Mme M.“, im grün-schwarz gestreiften Atlaskleide mit dem pelzbesetzten schwarzen Jäckchen, im Ausgehen begriffen, die gelben Handschuhe zuknöpfend — von ihr kann das Gleiche gelten. Man vergißt sogar ganz der unsäglich häßlichen Damenmoden am Ausgang der 60er Jahre solchen Bildern gegenüber; man denkt gar nicht weiter daran — man genießt einfach das Kunstwerk als solches. Und dann die beiden wundervollen Marinen von Monet, namentlich der stille Hafen von Honfleur mit den braunen Segeln über dem schillernden Wasser; und wie die kleinen Figuren auf dem sturmumtosten Damm von Havre gesehen sind — das ist großartig. Pissaro schildert uns auf einer großen Leinwand die intimen Reize des hügeligen Pontoise, noch breitzügig ohne das neuimpressionistische Strichelchen- und Fleckchengewimmel. Aus seiner späteren Periode ist die Morgenstimmung bei Rouen mit dem feinen Silbergrau ohne Zweifel eine seiner schönsten Arbeiten. Von den vielen anderen Franzosen ragen noch Besnard mit einem sehr kräftigen, farbenleuchtenden Pferdemarkt, Raffaeli mit der herbstlichen Straßenscenerie beim Arc de Triomphe, d'Espagnat, der flott zugreifende und derb auftragende Impressionist, mit einem „Mädchen beim Blumenpflücken“, und Lucien Simon hervor, dessen „Circus“ in Dresden eines der schönsten Bilder der „Internationalen“ ist und dessen „Bauernhochzeit“ hier zum mindesten auch sehr fein ist.

Neben den Franzosen sind einige Holländer zu nennen. Zwei Todte: Jakob Maris, der herrliche Naturschilderer, von dem u. A. die imposante Silhouette von Dordrecht, braun gegen grau, zu sehen ist, und der hier noch ganz unbekannte Vincent van Gogh, dessen Palette den denkbar größten Gegensatz zu der Maris' bildet und der in Landschaften seine grellen Farbenstücke — bitte „stücke“ zu lesen — sozusagen auf der Leinewand aufmauert. Sein seltsames Selbstbildniß bildet gewissermaßen einen Commentar zu seiner seltsamen Malweise. Ein Sonderling, vielleicht auch ein innerlich Einsamer. Altmeister Jozef Israels dann, den ich schon neulich nannte, und sein Sohn Isaak, der in einem helltönigen Freilichtbildniß einer jungen Dame in rosa Blouse auf der Düne so ganz andere Wege wandelt, als der Alte.

Von unseren Vettern jenseits des Canals sind Lavery und Whistler minder gut vertreten als im vorigen Jahr, aber des Letzteren „Baby“, grau auf rosa gestimmt, ist immerhin sehr niedlich; Cameron brachte eine „Dämmerung“ und zwar eine gelbe; von George Sauter ist u. A. ein sehr feintöniges Selbstbildniß zu sehen, von Thomas Grosvenor eine grau-grüne überaus stimmungsvolle Canallandschaft.

Zwei der bedeutendsten Skandinaven sind mit einer größeren Anzahl von Bildern erschienen: Der schwedische Pariser Anders Zorn sagt uns nichts Neues, aber sein Backfisch z. B. mit der echt Zorn'schen Farbenharmonie von Schwarz, Grau, Braun, Weiß und Roth zeigt ihn auf der Höhe seiner Porträtkunst. Nichts Pariserisches hat der Norweger Erik Werenskjöld an sich. Der wurzelt mit Allem tief im Heimathsboden. Seine Bauernmädchen und Bauern aus Telemarken konnte kein Pariser so malen. Und erst Björnson auf dem Balkon sitzend, scharf im Profil aufgefaßt, dahinter eine weit sich hinziehende Waldhügellandschaft — er lebt förmlich und in ihm der Maler. Solche Bildnisse sind nicht bloß künstlerische, auch menschliche Documente.

* * *

Arnold Böcklin und Wilhelm Leibl. Ein Thurm und ein Wahrzeichen auf dem Bau deutscher Kunst, über Länder und Zeiten weit hinausschauend — der Eine, der Andere — ein Grund- und Eckstein dieses Baues; ein Schöpfer der Eine, der Andere — ein Könner. Man sehe sich diese Händestudien Leibl's an — wer macht ihm das heute nach? Oder der kleine lebensprühende Studienkopf. Dazu ältere Bildnißarbeiten und das allerletzte Bild, ein frisches, treuäugiges oberbayrisches Mädchen im Sonntagsstaat mit himbeerfarbenem Busentuch — wie dieses Roth zum Rothblond des herzigen Kopfes gestimmt ist! Vom Böcklin neben der bekannten „Venus Anadyomene“ und dem „Waldidyll“ und dem „Sommertag“ — drei seiner schönsten Farbenconcerte — der halbvollendete „Rasende Roland“, der, ein halbwilder Bauer oder Waldmensch, mit einem Baumstamm allerlei täppisches, dörfliches Standesgesindel zu Paaren treibt. Urwüchsiger Humor und lustiges Farbenblinken. Und das malte ein Dreiundsiebenzigjähriger! Hans Thoma — Landschaftliches und Figürliches aus den Jahren 1877 bis 1901. Eine hübsche Spanne Zeit und der Künstler doch von Anbeginn derselbe. Seine Kunst hat sich nicht geändert — nur wir erkannten sie erst spät. Von besonderem Interesse ist von den alten Bildern die „Predigt am See Genezareth“, von den neuesten das „Frühlingsconcert“. Wilhelm Trübner's „Paris' Urtheil“ wirkt eher grotesk, als schön, nicht etwa darum, weil die drei Acte die Farben der ganzen Palette zeigen. Da ziehe ich die Köpfe der Cavalleriepferde darüber entschieden vor und erst recht die idyllische Odenwaldlandschaft. An guten Landschaften und Städtebildern ist auch sonst kein Mangel. Ich nenne nur Einiges. Manche zeigen ein neues Gesicht. So Philipp Franck in seinem „Acker“ am Abhang, mit einem pflügenden Bauer, und in der „Kartoffelbuddlerin“, wo die naturalistisch aufgefaßte Figur sogar die Hauptsache ist; so Max Uth in dem abendlichen Dorf mit der heimkehrenden Schafheerde; so Karl Hagemeister, der einsam bei Potsdam Hausende, der anstatt eines seiner sonstigen Röhricht-Interieurs eine groß gesehene Winterlandschaft giebt. Von Frenzel u. A. eine wundervolle sommerliche Nachmittagstimmung mit warmem Lichterspiel hinter den Bäumen und auf dem Teich. Walter Leistikow malte wieder mehr stilisirend eine Villa im Grunewald mit stumpfgrünen Kiefernsilhouetten auf graublauem Nachthimmel; dazu mehr in der Manier des Protokolls eine feine märkische Frühlingslandschaft. Von Ulrich Hübner wieder ein Berliner Straßenmotiv, mit grauer Decemberstimmung, und von Viktor Freudmann deßgleichen ein altes deutsches Flußstädtchen mit besonders liebevoller Berücksichtigung der Localfarben ohne Schädigung des Gesammttons und natürlich im Dämmerungsfrieden. Auch von Engel, dem von Dresden nach Berlin übergesiedelten Impressionisten Paul Baum, von Willy Feldmann, Karl Langhammer, Felix Krause, Karl Storch, natürlich auch von den Münchenern Benno Becker und Richard Kaiser, von den Stuttgartern Otto Reiniger und Carlos Grethe ist sehr Gutes zu sehen.

Max Liebermann zeigt zwei vortrefflich gesehene Reiter am brandenden Meeresstrande in grauer Luft und neben diesem neuen Motiv ein altes — einen „Biergarten", dieses Mal in Leyden, womöglich noch luftflimmernder, als seine früheren und jedenfalls farbenschimmernder, eine der Perlen der Ausstellung. Ludwig von Hofmann und Kurt Herrmann machen verspätet die Mode des Pointillismus mit. Wozu? Sie gewinnen dabei nicht, und Hofmann verliert sogar ganz bedeutend. Wie viel höher standen neulich seine „Panther" bei Keller und Reiner als hier die „Mänade" und „Mittagsschwüle"! Hans Baluschek, der herbe Illustratator des Volkslebens an der Ringbahn, und Martin Brandenburg, der phantasiereiche Grübler dagegen bleiben sich gleich. Brandenburg giebt dieses Mal mit seinem „Menschen unter einer Wolke" ein besonders schwer zu lösendes Räthsel auf. Es thut Einem leid um so viel vergeblich aufgewandte Mühe, denn auch der rein malerische Effect bleibt hinter vielen seiner früheren Allegorien zurück. Da haben es die leichter, die sich mit schlechtweg coloristischen Aufgaben begnügen — wenn's ein „sich-begnügen" ist — wie Landenberger in seinen badenden Knaben, von denen die in der Abendstimmung die besten sind, wie Lichtenberger mit seinen derb impressionistischen Halbact- und Interieurstudien, die mitunter geradezu frech wirken, aber ungeheuer talentvoll sind. Auch Erich Hancke und Emil Pottner haben in ihren Bildnissen den Muth des rücksichtslosen Ich-Bekenntnisses, so daß sich z. B. das Damenbildniß von Louis Corinth daneben fast zahm ausnimmt. Gute Bildnisse gaben Kardorff, Ulrich Hübner, Leo Putz, Joseph Block, Hermann Schlittgen, vor Allem aber Graf Kalckreuth, von dem auch eine flotte Straßenscene und ein stiller Mondaufgang zu sehen sind, und Linde-Walther, dessen altes Fräulein in Schwarz mit goldener Brille eine der charakteristischsten aller hier vorhandenen Bildnißarbeiten ist, ebenso wie William Rothenstein's Bildniß seiner Eltern. Daß Fritz von Uhde und Franz Skarbina nicht fehlen, versteht sich von selbst. Der Münchener stellt uns wieder einmal seine Töchter in einer Laube vor, variirt aber das Motiv coloristisch und in der Bewegung immer sehr geschickt, und Skarbina bietet eine Reihe reizender Erinnerungen an Beleuchtungseffecte der Pariser Weltausstellung und pariserische Luftstimmungen. Höniger kommt nicht pariserisch, wie sonst so oft, sondern berlinerisch in einer Abendscene aus einer Arbeitergegend; Max Schlichting aber ist seiner graziien lila Dame auf der Düne, dieses Mal bei Mondaufgang, und seiner eleganten Vortragsweise treu geblieben, wie Habermann seiner hundertmal gesehenen, brillant gemalten, aber affectirt posirenden mageren Dame. Mit einem großen abendlichen Strandbilde mit stark coloristischen Effecten im tiefblauen Meer und schwefelgelbem Horizont, gegen den wirksam die dunkle Silhouette einer gebückten Frau im Kartoffelfelde steht, hat Oskar Kruse-Lietzenburg die Ausstellung beschickt.

Zwischen all' den vielen naturalistischen Landschaftsausschnitten und Figurenbildern einmal was „Mythologisches". Corinth malte „Perseus und Andromeda", aber natürlich nicht in „akademischer" Ausdrucksweise. Perseus trägt eine mittelalterliche Ritterrüstung und Andromeda ist ein modernes Actmodell mit Corsettfalten und fashionabler Modefrisur. Galant schickt sich der Ritter an, der Nacktheit der befreiten Schönen, die auf dem grünlichen Drachencadaver steht, einen Mantel umzuhängen. Dann geht's wohl gemeinsam in's nächste Cabaret. Das Bild hat große malerische Vorzüge, wie denn z. B. der Act vorzüglich gemalt ist, aber für seine „Psychologie" vermag ich mich nicht zu begeistern ...

Zügel und Schramm-Zittau sind die beiden virtuosen Vertreter der deutschen Thiermalerei der „Secession"; Rinder, Schafe oder Hunde, im blinkenden Sonnenschein oder im kühlen Schatten — immer ist's ein Stück echten Naturlebens. Gern sieht man auf's Neue des großen todten Segantini „Zwei Mütter".

Dagegen hat die Symbolik dieses Mal nicht sonderlich viel Glück. Franz Stassen's „Träumender Pan" sagt uns denn doch gar zu wenig, Stöving's farbig ansprechende „Güte" ist im Gedanken nicht klar und groß genug, und Franz Lippisch's Triptychon mit allegorischen Figuren der Jugend, Wahrheit, Weisheit, als Panneau für ein Studirzimmer gedacht, ist in der Farbe etwas zu dunkel und schwärzlich ausgefallen. Aber vielleicht paßt's so gerade für den Raum, für den es bestimmt ist ...

Noch ein paar Worte über die Plastik. Ich bezeichnete schon Gaul's broncene „Löwin" mit dem scharfen Blick in's Weite und der vorzüglich beobachteten muskelstraffen Haltung als ein Meisterwerk. Das Gleiche gilt auch von seinen in Stein gemeißelten ruhenden Schafen und seinen kleinen Bronce-Thierfigürchen. Groß und classicistisch schlicht sind Arthur Volkmann's leicht getönte Marmorfigur „Läufer am Ziel" und Stanislaus Cauer's wundervoll patinirte Broncegestalt „Der Stirnbinder". Georg Wrba bedient sich in der „Diana" Stuck'scher Formensprache, giebt sich aber original in der humoristischen Gruppe „Wasserscheu". Von Lederer fällt eine „Schuld", ein verzweifeltes, am Boden kauerndes junges Weib in weißem Marmor, durch die ausdrucksvolle Haltung auf. Fritz Klimsch hat nicht bloß die große Gruppe „Kuß" auf der Ausstellung, die einen lyrischen Vorwurf in monumentaler Weise behandelt, ohne daß darunter die Harmonie von Gedanke und Form leidet, sondern auch kleine Statuetten, von denen die elegante „Dame" in Marmor und die „Otéro" in Bronce die Grazie und Lebendigkeit seines Linienflusses in ansprechender Weise zeigen. Felderhoff und Steinmann haben charaktervolle, technisch vorzüglich gearbeitete Männerbüsten ausgestellt. Und wenn ich nun noch einmal auf Meunier, Rodin und den ihm im „Liebestraum" nahe verwandten Aronson hinweise — so genügt das, um behaupten zu können, daß auch auf dem Gebiet der Bildnerei für viele Aussteller das „Allein-Sein-Wollen mit der Natur" Ersprießliches mit sich gebracht hat ...

J. Norden.

Notizen.

Jetzt ist die gesegnete Zeit der Wanderfahrten da. Und weil man dem Wetter noch nicht unbedingt trauen mag, so richtet sich der erste schüchterne Versuch wie alljährlich auch diesmal wieder auf unsere lieben deutschen Mittelgebirge. Man schweift nicht in die Ferne, wo das Gute so nah liegt. Zu günstiger Stunde erscheint deßhalb in der Sammlung von Meyer's Reisebüchern die 16. Auflage des „Harz". Meyer's Führer sind den Wanderfreunden längst unentbehrlich geworden. Man hütet sie unterwegs wie einen Schatz, man richtet sich und seine Fahrt völlig nach ihren Vorschriften ein — aber sie verdienen dies Vertrauen auch. Das Harzbuch z. B. ist in seiner Art schlechtweg klassisch. Es versagt nie, und unter den tausend detaillirten Angaben, die es bringt, habe ich in wiederholter Prüfung auch nicht eine falsche gefunden. Was das bedeutet, weiß Jeder, der sich, sei es von menschlichen oder von gedruckten schlechten Rathgebern, einmal gründlich in die Irre hat weisen lassen. Dieser treue Wanderkamerad dagegen ist eine wissenschaftliche Autorität — bringt er doch allein 21 Karten mit! — und ein braver Cumpan zugleich, der Einem für Mk. 2,50 manche Doppelkrone und manchen elend verpfuschten Tag erspart. Wir wünschen ihn und den faustischen Knotenstock zum Pfingstfest in recht viele Hände! Wanderfahrten im Vaterlande sind nationale Tugendübungen, und gute Reisebücher erfüllen eine eminent nationale Aufgabe.

Die Volkswirthschaftliche Chronik für das Jahr 1900, die von J. Conrad in Verbindung mit Ed. Loening und W. Lexis herausgegeben wird (Verlag von Gustav Fischer, Jena), erfüllt in immer höherem Maaße die Ansprüche, die nationalökonomisch interessirte Politiker an ein gediegenes Nachschlagewerk stellen können. Ein Beispiel dafür. Wir gehen ernsten Kämpfen um die neuen Handelsverträge entgegen; neben ethischen und socialen Gesichtspunkten wird die materielle Seite des Kornzoll-Problems immer nachdrücklicher zur Erörterung kommen, und in dieser Beziehung ist die „Volkswirthschaftliche Chronik" ein wahrer Schatz für den, der sich ausgiebig unterrichten will. Was das Jahr 1900 brachte und lehrte, liegt hier wissenschaftlich bearbeitet, schlackenfrei zur Verwerthung vor. Wie in diesem Falle, so giebt die Chronik auf jede andere volkswirthschaftliche Frage, die das vergangene Jahr beschäftigte, gediegene, im Wesentlichen unparteilsche Auskunft; sie stellt gleichsam ein Conversationslexikon der Nationalökonomie vor, nur daß sie bei dem Leserkreis, auf den sie rechnet, selbstverständlich tiefer als jene schürfen darf.

Spartanerjünglinge. Eine Kadettengeschichte in Briefen, von Paul von Szczepanski (Georg Wigand, Leipzig). Das einfache und dabei so seltsam gewaltige Buch macht neuerdings lebhaftes Bedauern rege, daß sein Autor sich schmollend halb und halb aus der Literatur zurückgezogen hat. Wir brauchen heute solche Männer wie ihn dringender als je. Da ist keine Pose, keine aufgeputzte Sentimentalität; schmucklos einfach und klar die Begebenheit, der altpreußisch schlichte Ausdruck dem kleinen Heldenbengel wunderbar angepaßt — und das Ganze doch eine rührend schöne und echte Tragödie, die im inneren Herzen packt und die wir bis zum erschütternden Schlusse erathmend miterleben. Ein kleines Meisterwerk, klein aber nur hinsichtlich seines Umfanges!

№ 22. Berlin, den 1. Juni 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Rede,

gehalten am 3. Juni 1901 bei der Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Berlin.

Hochgeehrte Festversammlung!

Erwarten Sie von mir altem Manne nicht, daß ich am Steine dieses Todten jungfreudig von einer Zukunft spreche, die ich nicht mehr erleben werde und vielleicht gar nicht erleben möchte. Auch von dem blendenden Glanze der Gegenwart, dem Prunk ohnegleichen, der heut um uns ausgebreitet liegt, lassen Sie mich schweigen. Ich will in die Vergangenheit blicken, wie es Greisen geziemt. Mag aber doch sein, daß dies oder jenes meiner Worte den Aufhorchsamen unter Ihnen Gegenwart und Zukunft hell genug beleuchtet.

Ich kann keine stolze Rede führen, hochverehrte Festversammlung. Das Auge dieses Todten, dünkt mich, blickt so ernst, und aus den Falten seiner Stirn droht es so seltsam, daß mir der Muth entfällt, Fanfaren und Tusch zu blasen. Ich bekenne es frei und ehrlich in dieser Stunde, daß ich mich schwer versündigt habe gegen den Gewaltigen. Nur wenn ich dies bekenne, habe ich das Recht, Ihnen zu sagen, daß Sie schuldig sind wie ich, Sie allesammt.

Hier ragt das Denkmal des Mannes, dem wir nationale Einheit, staatliche Größe, weiterhin, als Früchte seiner Arbeit, seines Vollbringens, wirthschaftliche Wohlfahrt und hohe Geistescultur verdanken. Ohne Otto Bismarck hielten wir heute hinterwärts von Olmütz. Ohne Otto Bismarck wäre deutsche Erde der Tummelplatz für fremde Abenteurer und fremde Habgier geblieben. Ohne Otto Bismarck lebten wir heute entweder von der Gnade und den Subsidien auswärtiger Monarchen, oder — doch ich will die uns verbündeten und befreundeten Mächte auch in Gedanken nicht kränken. Das Werk dieses Todten ist so unbegreiflich groß, daß selbst wir, unter denen er wandelte und die Zeugen seines Schaffens waren, bemüht sind, es zu verkleinern und daran herumzumäkeln. Wir verstehen und ertragen diese Schöpferkraft nicht. So viel Dank, wie er verdiente, können wir nicht aufbringen. Darum — offenbar nur darum — sind wir undankbar. Auf der anderen Seite wird der Todte heute schon, wenige Jahre, nachdem er von uns geschieden ist, zur Legende. Sang und Sage umklingen ihn, die Verkörperung unnennbar herrlicher Tage. Nicht wie ein Mensch, wie eine übermächtige Gestalt der Volksphantasie steht er vor uns. Bricht Vernichtung über die deutsche Welt herein, so wird sein Andenken fortleben wie das Andenken Odin's oder Siegfried's. Am Winterabend wird man in der Hütte heimlich flüsternd von dem weißbärtigen Sonnengott erzählen, dem berghohen Riesen, der die Geister der Finsterniß erwürgt hat und der wiederkehren wird, von seiner Dogge begleitet, wenn die Zeit erfüllet ist.

Hochverehrte Festversammlung! Wie Gewürm sind wir von ihm gekrochen, als er noch lebte in des Glückes Scheine. Wie einen Pestkranken haben wir ihn gemieden, als kaiserliche Gunst sich von ihm abgewendet hatte. Jeder Mund war damals feig verschlossen, und schweigend hörten wir es mit an, daß schmutziges Gesindel ihn beschimpfte. Die Schmach jenes Schweigens waschen die Jahrhunderte nicht von uns ab. Wagen wir es nicht, jetzt zu reden! Wir vermehrten damit nur die Verachtung, die Kommende uns in's Gesicht schleudern werden. Es hat sich im schwarzen Jahre kein Mensch gefunden, der im Deutschen Reichstage für den Todten gezeugt hätte, für den Todten, ohne den nie ein Deutscher Reichstag gekommen wäre. Der Reichstag hat Charakter, mehr Charakter, hochverehrte Festversammlung, als die Meisten von uns. Er ist auch heute nur durch wenige Mitglieder vertreten; er schämt sich also und scheut davor zurück, dem Todten frech in's marmorne Antlitz zu schauen. Wenn dieser weite Platz menschenleer wäre, hochverehrte Festversammlung, wenn wir Alle reumüthig das Beispiel des Deutschen Reichstages befolgt und uns verkrochen hätten, statt hier mit Lärmmusik, Ordenschmuck und Paradeprunk aufzuziehen, dann dürften wir eher auf Generalpardon von der Weltgeschichte hoffen. Doch so fern stehen wir noch der Erkenntniß, daß wir allen Ernstes annehmen, heute den Todten zu ehren — es ist zum Lachen! Wir glauben, ihn ehren zu können! — und daß wir uns am Ende etwas zu Gute thun auf unser gutes, dankbares Herz und diesen blinkenden Mummenschanz.

Nein, hochverehrte Festversammlung! Es war nicht klug von uns, dies Denkmal aufzurichten. Klug wäre es gewesen, still am Namen Bismarck vorbeizuschleichen und nichts zu thun, das die Erinnerung wach rufen mußte. Mit weisem Bedacht hat das Denkmals-Comité in den trüben Zeiten nach der Enthebung des Todten von seinen Aemtern immer nur jährlich eine Sitzung abgehalten und Zins auf Zins gehäuft, statt entschlossen an die Ausführung des Monumentes zu gehen. Am liebsten hätten wir das Geld vergraben, oder einen Gottesacker dafür gekauft, wie Judas that mit den dreißig Silberlingen. Damals konnten wir in den ungerechten

Verdacht gerathen, die Ausstellung des Marmorbildes aus höfischen Beweggründen und ärmlicher Furcht vor der Ungnade Mächtiger zu verschleppen. Heute wird es Niemand in der hochverehrten Festversammlung mißdeuten, wenn ich offen mein herzliches Bedauern über die Enthüllung des Denkmals ausdrücke. Denn wir verdienen dies Denkmal mit nichten.

Caliban.

Das Bleibende aus dem Christenthum.

Von Carl Andresen (Blankenese).

In seinen unter dem Titel „Das Wesen des Christenthums" veröffentlichten Vorlesungen hat A. Harnack den geschichtlichen Jesus, nicht die Dogmatik des geschichtlichen Christenthums als den wesentlichen und bleibenden Angelpunkt des Christenthums hingestellt. E. v. Hartmann vertritt dagegen in seinen Artikeln in Nr. 1, 14 und 15 der „Gegenwart" den Standpunkt, daß in der metaphysischen Christologie, welcher der geschichtliche Jesus als zufälliger und unwesentlicher Hintergrund diene, das Wesen des Christenthums liege; diese Christologie, speciell die aus der Logoslehre hervorgewachsene, müsse als aufgehobenes Moment conservirt werden.

Das Wesen des Christenthums ist zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden gewesen. Bei den Jüngern Jesu und ihren ersten Anhängern und Nachfolgern war das Wesen des Christenthums der Glaube, daß Jesus der vom Volke Israel erwartete Messias gewesen sei.

Da Jesus aber eigentlich gar nichts von dem gethan hatte, was der erwartete Messias thun sollte, kam der Glaube auf, daß er bald, noch zu Lebzeiten einiger seiner Zeitgenossen, wieder kommen würde als Weltrichter und als Errichter des idealen Gottesreiches, als welcher der Messias kommen sollte. Die baldige Wiederkehr Jesu aus den Wolken des Himmels wurde nunmehr der wesentliche Bestandtheil des christlichen Glaubens.

Nachdem dann Paulus die nur aus pharisäischem Gedankenkreise verständliche Idee aufgestellt hatte, daß Jesus als Opferlamm in den Tod gegangen sei und sein Leben für unsere Sünde als Lösegeld (für Gott oder für den Teufel?) dahingegeben habe, trat der Glaube an die mittelst des Opfertodes Jesu zu erlangende Gerechtsprechung aus Gnaden so sehr in den Vordergrund des christlichen Glaubens, daß dieser nun das eigentliche Wesen des Christenthums wurde.

Vom Johannes-Evangelium ausgehend, wurde dann der Logosbegriff der alexandrinischen Philosophie auf die Persönlichkeit Jesu übertragen, diese als der Fleisch gewordene Logos dargestellt. Die Logos-Christologie, aus welcher später die Trinitätslehre hervorging, wurde der wesentliche Theil des Glaubens der syrischen Christen.

Aus allen diesen Auffassungen zusammen ist das spätere Christenthum herausgewachsen. Sein Kernpunkt, auf welchem der größte Theil aller späteren Lehren basirt, ist die Idee des Apostels Paulus von dem Opfertode Jesu, so daß — wie Hartmann mit Recht behauptet — der Apostel Paulus als der eigentliche Stifter der christlichen Religion, deren Mittelpunkt die tragische Gestalt des Erlösers Jesus Christus ist, angesehen werden kann.

Darin pflichte ich nun Harnack völlig bei, daß das Bleibende der geschichtliche Jesus sein wird, — auch wenn es sich als nöthig erweisen sollte, den jüdischen Messiaschristus und den paulinischen Christus und den Logoschristus, mit andern Worten die kirchliche Christologie, insoweit sie den geschichtlichen Jesus entstellt, zu verwerfen und damit das seitherige geschichtliche Christenthum „hinauszuwerfen".

Für den geschichtlichen Jesus, welcher Dank den Forschungen einer historisch-kritischen Theologie immer deutlicher vor unser Auge tritt, hat Hartmann ein ganz unzulängliches Verständniß. Er hat kein Auge für den unerschöpflichen Reichthum des für alle Zeiten und alle Völker Gültigen, welches Jesus in den Formen seiner Zeit gebracht hat. Hartmann — nicht Harnack — ist es, welcher Jesus auf das Niveau eines Reformjuden hinabdrückt, indem er ihn nicht wesentlich höher schätzt als einen Jesus Sirach, Hillel u. s. w.; er sieht nicht, daß diese niemals wie Jesus Bedeutung über die jüdische Religion und über die jüdische Nation hinaus hätten erlangen können, ja, daß die an sich unbedeutende, in den meisten Stücken aus den Religionen anderer Völker entlehnte Religion der Juden ohne die geschichtliche Persönlichkeit Jesu außerhalb des jüdischen Volkes kaum bekannt und beachtet worden sein würde. Hartmann ist blind für den Glanz, welcher von dem „Strom lebendiger und Leben weckender Wahrheiten" aus dem Munde Jesu ausgeht, daß man nicht wie bei andern Büchern müde wird, die Evangelien trotz ihrer für uns fremdartigen Darstellungsform wieder und wieder zu lesen, sondern daß sie immer noch schöner erscheinen, je mehr wir lernen, die schlichten Worte des Nazareners zu verstehen. Es entgeht Hartmann's sonst so bewährtem Scharfblick, daß das lebendige und Leben weckende Idealbild, welches uns in den Evangelien entgegentritt, in seinen wesentlichen Theilen nicht von den Evangelisten gemacht sein kann, sondern daß diese, ungebildete Leute aus dem niedrigen Volk, ersichtlich an die Persönlichkeit, von der sie schreiben, selbst nicht heranreichen, so daß sie Jesus unaufhörlich entstellen und ihn verkleinern, wo sie ihn zu vergrößern wünschen. Hartmann sieht nicht, mit welcher ganz unerreichten Weisheit von Jesus an ihn gestellte Fragen beantwortet werden und gleichzeitig ein für alle Fälle gültiger Entscheid gegeben wird. Hartmann beachtet nicht, daß nie und nirgends sonst eine so begeisternde Wirkung von einer Persönlichkeit auf die Umgebung ausgegangen ist wie von Jesus während der kurzen Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit. Es mache einmal Einer heute, wo ihm eine viel reichere Sprache zu Gebote steht als die aramäische und wo er ein viel aufnahmefähigeres, wenn auch nicht aufnahmewilligeres, Publicum vor sich hat als Jesus, den Versuch, neue, den Hörern entsetzlich erscheinende Wahrheiten in dreijähriger Wirksamkeit so darzustellen, daß sie aufgenommen werden, und dabei in den Herzen der Menschen so feste Wurzel zu schlagen, wie Jesus es gethan hat, und er wird darauf verzichten, sich diesem als Vergleich an die Seite zu stellen. Hartmann sieht nicht, wie sehr Jesus der persönlichen Anschlußbedürftigkeit des menschlichen Gemüths entspricht, nicht, wie weit er an wahrhaft menschlicher Größe jeden anderen Menschen überragt, so daß, wer an dem Vorbilde Jesu seine eigene menschliche Größe mißt, in ganz anderem Maße zu demuthsvoller Erkenntniß seiner eigenen Kleinheit kommt, als der, welcher niemals von Jesus gehört hat.

Das Außergewöhnliche und Bedeutende der Persönlichkeit Jesu hat einige seiner Zeitgenossen zu der Vorstellung geführt, er sei der erwartete Messias. Die Zeitgenossen Jesu legten ihm die Vorstellung nahe, er sei der Messias, nicht umgekehrt. Jesus protestirte vielmehr dagegen, daß man ihn einen Sohn David's nannte (der Messias sollte aus dem Samen David's hervorgehen), ja, er verbot seinen Jüngern sogar ausdrücklich, zu sagen, daß er der Messias sei. Er wollte nicht der erwartete jüdische Messias, sondern ein Messias, d. h. ein Gesandter des lebendigen Gottes, ein Messias in idealem sittlichem Sinne sein. — Das Außergewöhnliche und Bedeutende der Persönlichkeit Jesu hat den Schreiber der Quelle zum Johannesevangelium dazu geführt, in Jesus die Offenbarung Gottes, welche schon vom Anfang an wirksam war, in ihrer höchsten, den Menschen ganz unmittelbar verständlichen Erscheinung zu sehen. Daher hat er den Ausdruck Logos ohne Weiteres geeignet gefunden, mit einem seiner

Vorstellung von Jesus entsprechenden Gedankeninhalte erfüllt zu werden. Wie Wendt in seiner „Lehre Jesu" nachweist, darf das Wort Logos in den drei Stellen des Prologs nur als Offenbarung Gottes und nicht anders verstanden werden wie an den 36 anderen Stellen, an welchen es im Johannesevangelium vorkommt, wo es aber, zumal in den Aussprüchen Jesu, welchem die Philonische Logosidee ebenso fremd war wie die heterosoterische Idee des Paulus, in der Bedeutung des Logoschristus meistens sinnlos wäre. Eine dogmatische Logos-Christologie, wie sie später entstand, wäre einem der Urapostel gar nicht zuzutrauen. Das Johannesevangelium gewinnt aber sehr an Werth, wenn wir mit Wendt aufhören, es als das „Logosevangelium" zu lesen.

Nur aus dem unzulänglichen Verständniß Hartmann's für Jesu Leben, Werke und Lehre ist es verständlich, daß er den geschichtlichen Jesus, „der uns gar nichts angeht, weil wir so gut wie gar nichts von ihm wissen", für etwas Unwesentliches und nur Zufälliges hält gegenüber der später zufällig auf Jesus projicirten Logostheorie des Philo, einer Theorie, welche an Werth um Nichts höher steht als andere die Transscendenz und Immanenz in Gott vereinigende und auseinanderhaltende Lehren, z. B. Giordano Bruno's Lehre von einer Weltseele (natura naturans) als Ausfluß der transscendenten Gottheit und als Mittleres zwischen dieser und der Welt.

Nun hat aber E. v. Hartmann darin völlig Recht, daß er einen metaphysikscheuen oder gar metaphysikfeindlichen Standpunkt, wie er in der Ritschl'schen Schule vertreten ist, nicht nur als unzulänglich für eine Religion, sondern als geradezu zur Zersetzung der Religion führend kennzeichnet.

Der Zweck einer Religion ist, das subjective religiöse Gefühlsleben — welches hier als „Religiosität" bezeichnet werden soll — und die diesem entquillenden religiösen Functionen des Willens (die religiöse Moral) kräftig anzuregen, zu erhalten und zu fördern. Für diesen Zweck müssen in einer Religion metaphysisch-religiöse Vorstellungen in einer dem Volke faßbaren und auf dieses wirkenden Form dargeboten werden. Allen geschichtlichen Religionen liegt eine metaphysische Weltanschauung zu Grunde, welche eine Antwort giebt auf die Gottes- und die Unsterblichkeitsfrage. Durch die Art ihrer Gottes- und Unsterblichkeitslehre unterscheidet sich die eine Religion wesentlich von der anderen. Metaphysik ist das Element der Religion. „Vom Anbeginn der Welt an bis auf diesen Tag," schreibt J. G. Fichte, „war die Religion, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mochte, Metaphysik; und wer die Metaphysik verachtet und verspottet, der weiß entweder gar nicht, was er will, oder er verachtet und verspottet die Religion." In seiner „Selbstzersetzung des Christenthums" sagt Hartmann, daß, wo die metaphysische Vorstellungswelt in der Religion aufhört, der lebendige Quell für die Gefühlserregung im Cultus und die ethische Willenserregung zu sein, der Cultus zum todten, sinnlosen Ceremoniendienst erstarrt und die religiöse Ethik zum abstract-trockenen oder phraseologisch-sentimentalen Moralisiren verdorrt, mit dem kein Hund vom Ofen zu locken ist.

Religiosität muß ein religiöses Object haben und sich und dieses vor dem denkenden Verstande rechtfertigen können. Wo sie das unter einer den intellectuellen Fortschritten gegenüber rückständigen Religion oder unter einer Religion, welche überhaupt keine metaphysische Vorstellung von einem religiösen Object mehr bietet, nicht mehr kann, schwindet sie — wenn auch zuweilen erst nach langer Zeit — dahin.

Auch das persönliche Vorbild des geschichtlichen Jesus wird an sich allein nicht im Stande sein, Religiosität, sowie eine religiöse Sittlichkeit im Sinne Jesu, dauernd da zu erhalten, wo eine Weltanschauung vorhanden ist, in welche dieses Bild nicht hineinpaßt. Der Materialist, welcher weiß, was er will, oder richtiger, welcher will, was er weiß, wird dem Vorbild Jesu nicht nachleben; sein Lebensprincip kann, wenn er sich selbst consequent ist, nur sein, das Leben bestens zu genießen; edite, bibite, post mortem nulla voluptas! Wer zu einer idealistischen Weltanschauung hinneigt, dürfte ebenfalls Jesus nicht in allen Stücken zum Vorbilde nehmen; da er kein transscendent-reales Ziel kennt, wird sein Lebensprincip gemeiniglich ein Eudämonismus sein, welcher als höchsten Zweck irdisches Wohlergehn einer möglichst großen Menschenzahl im Auge hat. Der Schopenhauerianer wird den das Leben fliehenden und verneinenden Buddha Gotamo höher schätzen als Jesus. Ed. von Hartmann, welcher aus Pflichtgefühl strebt, seinen unseligen Gott zu erlösen, erscheint Jesu individual-eudämonistische Ethik mit transscendent-positivem Zweck als eine Pseudomoral; ein Mensch wie Jesus kann bei ihm keinen Anspruch darauf erheben, religiös-sittlich genannt zu werden.

Die von Jesus ausgehende Wirkung kann auch heute noch actuell sein bei den geistig Armen, denen Mangel an jeder Weltanschauung die Aufnahme jedes ihnen sympathisch erscheinenden Vorbildes und Moralprincips gestattet, oder bei Denen, welche einen Zwiespalt zwischen ihren intellectuellen Vorstellungen und ihren Gefühlsvorstellungen noch nicht als unhaltbar empfinden. Bei den geistig Fortgeschrittenen wird Jesus nur wirksam erhalten werden können in einer Religion, die auf einer für ihren Intellect annehmbaren Weltanschauung basirt, in welche Jesus selbst, sein Vorbild und seine Lehre hineinpassen.

Mag immerhin heute noch innerhalb des freisinnigen Protestantismus der skeptische Standpunkt der Ritschlianer vorherrschen, so wird dies doch nur vorübergehend sein. Zurücktreten wird er, sobald im gebildeten Publicum wieder Sinn und richtiges Verständniß für Metaphysik überhaupt erwacht sein wird. Einer metaphysiklosen Theologie wird die Zukunft nicht gehören; sie wird, wenn die heutige der Metaphysik abholde Zeit vorüber sein wird, nur als ein Auswuchs in der Krisis vor der Neubildung erscheinen. Schon Pfleiderer fragt in seiner „Religionsphilosophie", wie wohl eine Theologie, deren Grundlage praktischer Eudämonismus und theoretischer Skepticismus sei, die wahre Erbin des reformatorischen Geistes sein könne.

Trotz der gewaltigen Umwandlung unserer wissenschaftlichen Anschauungen in den letzten Jahrhunderten haben wir auf religiösem Gebiet keine positive Erneuerung erlebt. Doch mehren sich die Anzeichen, daß der Protestantismus sich bewußt wird, daß ihm nach Lösung der negativen destructiven Aufgabe die positive constructive obliegt. Manche jüngst auf diesem Gebiet erschienenen Bücher zeugen dafür, daß sich in den Kreisen des freisinnigen Protestantismus die Anschauung Bahn bricht, daß es nicht genug ist, die alte Dogmatik abzubrechen, sondern daß wir eine neue Dogmatik brauchen. Auch die große Masse des Volkes ist der Negation des Alten überdrüssig und sehnt sich, insoweit sie nicht das Verlangen nach Religion schon verloren hat, nach dem Neuen.

Die Aufgabe kann nicht die sein, das Volk in die Zeit des Urchristenthums zurückzuschrauben, sondern vielmehr die, wieder von dem mit so vieler kritischer Mühe wiedergewonnenen geschichtlichen Jesus ausgehend uns mittelst einer der paulinischen, alexandrinischen und hellenischen überlegenen Metaphysik zu einer das seitherige Christenthum überragenden Religion zu erheben. Der Bauplatz ist heute gereinigt, auf welchem die Religion der Zukunft erstehen kann, einer Religion, deren Mittelpunkt wieder Jesus von Nazareth sein wird, welche sich aber so abweichend vom seitherigen Christenthum gestalten wird, wie unsere modernen Anschauungen von denen der Zeitgenossen Jesu und ihrer Nachfolger sich unterscheiden. In ihr wird das Programm des Protestantenvereins, die christliche Religion im Einklang mit unseren modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen zu erneuern, verwirklicht sein.

*

Entgegnung.

Der vorstehende Aufsatz ist darin mit mir einverstanden, daß das Christenthum einer neuen, stark abweichenden Phase seiner Entwickelung, und zwar auf metaphysischer Grundlage entgegengeht, und daß das immer genauere kritische Eindringen in das Leben und die Lehre des geschichtlichen Jesus nicht ausreicht, uns das Wesen des kirchlichen Christenthums zu entschleiern. Dagegen weicht er darin von mir ab, daß er der Person und Lehre des geschichtlichen Jesus für immer eine hochwichtige Bedeutung auch in dem künftigen Christenthum gesichert glaubt, und wirft mir vor, daß ich die sittliche Vorbildlichkeit der Person Jesu verkenne und ihn mit einem Jesus Sirach und Hillel gleichstelle. Während also Harnack und ich darin übereinstimmen, die Verschmelzung des geschichtlichen Jesus mit metaphysischen Hypothesen lösen zu wollen, wenn auch zu Gunsten verschiedener Seiten der Verbindung, will dieser Aufsatz eine solche Verbindung aufrecht erhalten, wenn auch in anderen Sinne als die bisherige Kirchenlehre.

Nun beschränke ich aber die Lehre Jesu durchaus nicht auf die gereifte Spruchweisheit eines Jesus Sirach und den milden, duldsamen Rationalismus eines Hillel, sondern erkenne in ihr ebensosehr die tiefe, individuell gefärbte Frömmigkeit der jüngeren Psalmen und die schwungvolle Begeisterung und poetische Schönheit der älteren Propheten wieder. Das Fußen auf einer bereits fortgeschrittenen Zeitbildung in Verbindung mit einem congenialen Verständniß für den lange Zeit unverstanden gebliebenen Geist der alten Propheten und mit hervorragendem poetischen Sinne und Sprachgewalt waren es ja grade, was dieser Lehre nicht nur auf ihre Zeitgenossen eine mächtige Wirkung sichern mußte, sondern auch heute noch ihr eine stets neu bewährte Anziehungskraft verleiht. Wie glücklich sich aber auch diese inhaltlichen Bestandtheile mischen und von wie ansprechender Form sie getragen werden, so geht doch in ihnen noch Nichts über den Standpunkt des Alten Testaments hinaus, so daß sich in diesem und den älteren Theilen des Talmud zu fast allen Sprüchen der Lehre Jesu Parallelen und zum Theil wörtliche Uebereinstimmungen nachweisen lassen.

Dasjenige, worin die Lehre Jesu vom Judenthum abweicht, ist einerseits das Evangelium Johannes des Täufers von der Nähe des Gottesreiches, andrerseits die essäischen Forderungen der geschlechtlichen Enthaltsamkeit, der Verachtung der Familie, des Eigenthumes, Geldes, Rechtes und Staates, des willigen Unrechtleidens ohne Widerstand u. s. w. Diese Forderungen werden nur in Verbindung mit dem Glauben an die unmittelbare Nähe des Weltunterganges erklärlich und annehmbar und sind mit ihm dahingesunken bis auf die schmarotzenden Bettelorden. Weder Harnack noch der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes wollen diese Seite der Lehre Jesu sich aneignen, die wirklich vom Judenthum, wenigstens in seiner officiellen Gestalt, abweicht — denn Vorstufen der essäischen Richtung finden sich bekanntlich auch schon im Judenthum des Alten Testaments bei den Naziräern und sonst noch. In diesen culturwidrigen Zügen muthet uns moderne Occidentalen die unverkürzte Lehre Jesu fremd und abstoßend an; durch sie wird auch die Vorbildlichkeit der Person Jesu nicht nur eingeschränkt, sondern für die meisten Menschen gradezu aufgehoben. Das ehelose und arbeitslose Wanderleben eines Volkspredigers, der sich schließlich zum Martyrium drängt, steht der arbeitsamen Seßhaftigkeit und Wirthschaftlichkeit eines Familienvaters, der seine Kinder zu erziehen hat, allzu fern, um ihm als Muster vorgehalten werden zu können. Ueberhaupt sind die Aufgaben des sittlichen Lebens viel zu mannigfaltig, als daß ein einziger Typus ihnen allen als sittliches Ideal dienen könnte; vielmehr hat jedes Individuum das sittliche Ideal als concretes an sich selbst zu gestalten. Ich verkenne nicht, wie stark das Bedürfniß in der Menschennatur ist, die eigne Vorstellung des sittlichen Ideals in eine bestimmte Persönlichkeit hinauszuprojiciren, trage sie nun den Namen Goethe, Richard Wagner, Lassalle oder den eines Heiligen oder Religionsstifters, und in diesem Sinne wehre ich Niemandem, seine Vorstellung des sittlichen Ideals auf die Person Jesu zu projiciren, wenn dieß seinen Gemüthsbedürfnissen Genüge thut. Im Lichte der Kritik aber wird ein solcher psychologischer Vorgang sich doch wohl nicht als eine objective Beglaubigung der ethischen Idealität jener Personen behaupten können.

Jahrtausende lang war die Befangenheit der Christenheit in dem christlichen Dogmenkreise so mächtig, daß es ganz unmöglich schien, zu irgend einem Gegenstande des Glaubens eine wahrhaft kritische Stellung einzunehmen. Erst in den letzten anderthalb Jahrhunderten hat sich das freie Denken an diese heiligen Ueberlieferungen herangewagt und hat sie allmälig von der Peripherie her abgebröckelt unter beständigen Kämpfen mit dem Gefühl der anerzogenen Pietät. Jetzt ist die speculative und historische Kritik so weit vorgeschritten, daß sie allen Theilen des christlichen Glaubenssystems gegenüber eine ziemlich unbefangene Stellung einnimmt; nur bei einem letzten Punkte hat das Pietätsgefühl dies bisher verhindert, bei der Person und der Lehre Jesu. Da pflegt auch den kritischen Köpfen die Kritik stumpf zu werden und den historisch best Geschulten der sonst bewährte historische Sinn zu versagen. Das ist psychologisch so wohl begreiflich und vom Standpunkt des persönlichen Gefühlslebens so achtungswerth, daß gerade hier die größte Milde gegen die Irrthümer der historischen Kritik am Platze ist. Aber vom Standpunkt der Wissenschaft aus betrachtet liegt doch gerade in diesem Zusammenhange eine doppelte Mahnung zur Vorsicht, weil die Gefahr der Selbsttäuschung so nahe liegt.

Am wenigsten kann der Hinweis auf die Größe der geschichtlichen Wirkungen Jesu über den Mangel eines directen Nachweises seiner Einzigartigkeit hinweghelfen. Die kleine jüdische Secte, welche an die Messianität Jesu und seine Wiederkehr beim nahen Weltgericht glaubte, wäre bald nach der Zerstörung Jerusalems spurlos wieder verschwunden und hätte niemals der Geschichte eine Spur ihres Daseins eingedrückt, wenn nicht inzwischen der mit Jesus persönlich unbekannte Paulus in Anschluß an den Proselytismus der jüdischen Diasporagemeinden das Heidenchristenthum gegründet hätte. Dieses hellenische Heidenchristenthum wiederum hätte sich in ein bis zwei Menschenaltern ganz vom Judenthum abgelöst und wäre entweder gleich dem Manichäismus wieder untergegangen oder hätte sich in einer ganz andern Richtung entwickelt, wenn nicht die judenchristlichen Gemeinden in Palästina genöthigt gewesen wären, es trotz ihrer Verachtung als ebenbürtig anzuerkennen und sich mit ihm zu verschmelzen. Denn wie der jüdische Tempeldienst zu Jerusalem damals hauptsächlich von den Spenden der reichen jüdischen Diaspora lebte, so mußten die durch ihren Communismus ins Elend gerathenen judenchristlichen Gemeinden in Palästina wohl oder übel die dargebotene Hand der heidenchristlichen Brüder zweiter Classe ergreifen, um sich über Wasser zu halten. Alle diese Vorgänge ermöglichten erst den Fortbestand eines an die Person Jesu und an pharisäische Theologie anknüpfenden Christenthums, und ohne sie würden sich schwerlich bleibende Wirkungen der Person und Lehre Jesu aufzeigen lassen. Es ist immer mißlich, aus der Größe von Wirkungen auf die Größe einer bestimmten Ursache zurückzuschließen, die diese Wirkungen ausgelöst hat. Ein solcher Rückschluß gewinnt erst dann Berechtigung, wenn man die Größe dieser einen Ursache auch aus anderen Erfahrungen abzuschätzen und mit den der übrigen mitwirkenden Ursachen zu vergleichen vermag, weil man nur dann sicher ist, einer jeden von ihnen das ihr gebührende Maß des Einflusses zuzuschreiben.*)

E. von Hartmann.

*) Vergl. über das Verhältniß der Lehre Jesu zu ihren Quellen mein Werk „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" S. 499—531; über Jesus als sittliches Ideal: „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. S. 126—128.

Ueber elektrische Vollbahnen.

Von Gustav H. Cast (Stuttgart).

Ein Arbeitsfeld von gewaltiger Ausdehnung sucht sich die Elektrotechnik zu erringen, indem sie Versuche zum Bau elektrischer Vollbahnen macht. 200 auch 250 Kilometer sollen diese Bahnen in der Stunde zurücklegen — so versichern uns tagtäglich die Tageszeitungen. Doch das sind Utopien. Ich will versuchen, die Gründe dafür im Verlaufe meiner Auseinandersetzungen verständlich zu machen.

Schon unsere heutigen Dampf-Schnellzüge sind in keiner Weise einträgliche Einrichtungen. Verwendete man nicht für die Dampf-Schnellzüge dieselben Gleisanlagen wie für die Güter- und Personenzüge, so würden diese Schnellzüge überhaupt keine Einnahmequellen für den Staat mehr bilden, sondern im Gegentheil stetig Capital verschlingen. Bahnen, welche 200 oder mehr Kilometer in der Stunde zurücklegen sollen, beanspruchen, einerlei ob sie mit Dampf, Elektricität oder einer andern Energieform bewegt werden, ein besonderes Bahnbett und eigene, besonders construirte Gleisanlagen. Außerdem kämen dererlei Bahnen nur da in Betracht, wo die Entfernung der einzelnen Stationen von einander allermindestens 60 bis 80 Kilometer beträgt. Technisch würden sich solche Bahnen wohl construiren lassen, wenn für eine einigermaßen nennenswerthe Bahnanlage die nöthigen 100 Millionen Mark zusammenzubringen sind, aber aus rein wirthschaftlichen Gründen sind sie ein Unding. Die Betriebskosten wären wohl auch noch zu erschwingen, aber wer soll sie bezahlen? Die Actieninhaber der Bahn würden sich jedenfalls ergebenst bedanken! Die Tarife müßten enorm hoch ausfallen, vielleicht so hoch, daß sie sich in kein Verhältniß zum erlangten Gewinn an Zeit stellten.

Trotz alledem wird es möglich sein, nicht nur elektrische Voll-, sondern auch Fernbahnen mit erhöhter Geschwindigkeit zu bauen, welche zwar weniger phantastisch, dafür aber rentabel und besonders werthvoll für das reisende Publicum wären. Vor allen Dingen muß man sich vergegenwärtigen, daß ein Uebergang vom Dampf- zum elektrischen Betrieb nur allmälig erfolgen kann, und daß während der Zeitdauer der Umänderung, die vielleicht Jahrzehnte in Anspruch nimmt, beide Betriebsarten nebeneinander bestehen müssen. Also müssen die vorhandenen Bahnanlagen, besonders das Bahnbett weiter benützt werden, oder allenfalls langsam streckenweise verstärkt werden. Mit rein theoretischen Betrachtungen indeß wird man hier kaum etwas erreichen. Die Frage, ob elektrische Vollbahnen leistungsfähiger und sparsamer sind als die heute gebräuchlichen Dampf-Bahnen, kann nur der Versuch entscheiden. Aber wie soll der Versuch gemacht, welches der drei hervorragendsten Systeme, die Berücksichtigung verdienen, soll gewählt werden? Die Beantwortung ist schwerer als man sich vorzustellen vermag; ein Mißgriff kann wieder Millionen fressen.

Mit der bekannten Heilmann'schen Elektrolocomotive ist man in Frankreich trotz der schon mehrere Jahre dauernden Versuche noch zu keinem endgiltigen Ergebniß gelangt. Aber es steht nach der Meinung hervorragender Fachmänner nicht viel von ihr zu erhoffen. Ihr Maschinist muß, wenn er die Maschine in Ordnung halten und ökonomische Leistungen erzielen soll, mindestens ein talentvoller Ingenieur sein. Die Heilmann'sche Elektrolocomotive ist ein vollendetes fahrendes Elektricitätswerk mit Kessel, zwei Dampfmaschinen, einer größeren und einer kleineren, von denen jede mit einer Dynamomaschine zur Erzeugung der Elektricität gekuppelt ist. Die Fortbewegung erfolgt durch acht Elektromotore, und außerdem ist die Menge sonstiger Nebentheile nicht gering. Diese Maschine wiegt 120 Tonnen und hat eine Zugkraft von 300 Tonnen. Sie soll befähigt sein, mit ihrem Wagenzug bis 100 Kilometer in der Stunde zurückzulegen. Als Güterzugmaschine hat man mit ihr bedeutende Resultate erzielt.

Sehen wir zunächst von diesem fahrenden Elektricitätswerk ganz ab und wenden wir uns den drei Möglichkeiten anderer vielfach angeregter Systeme zu, so hätten wir für's erste den Fall zu betrachten, daß man eine Elektrolocomotive mit Accumulatoren ausrüstet, welche für 600 und mehr Pferdestärken Strom zu liefern im Stande sind. Man könnte mit derartigen Zügen bis zu 100 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Zwischen Mailand und Monza verkehren derartige Motor- und Accumulatorenwagen, auch zwischen Bologna und Modena und ebenso zwischen Bologna und San-Felice. Letztere Strecke hat eine Länge von 42 Kilometer. Die Beförderung der Reisenden erfolgt in großen Accumulatorenwagen, während der Gütertransport noch mit Dampfkraft erfolgt. Jeder Wagen hat 60 in zwei Klassen getheilte Sitzplätze. Im mittleren Theil ist ein Raum für die Postsachen. Jeder Wagen wiegt 45 Tonnen und kann mit einer Ladung eine Strecke von 100 Kilometer durchfahren. Die maschinelle Einrichtung ist für zwei Geschwindigkeiten vorgesehen und zwar für 45 und 75 Kilometer pro Stunde, welche durch zwei Tractionsmotore von je 50 Pferdestärken erhalten wird.

Gewissermaßen einen Uebergang zwischen dem Accumulatorenbetrieb und dem weiter unten behandelten System elektrischer Bahnen, welche mit hochgespannten Drehströmen arbeiten, bildet ein in neuester Zeit erdachtes System der „Helios“ Elektricitäts-Actien-Gesellschaft. Wie ja allgemein bekannt, ist es eine Eigenthümlichkeit der meisten Wechselstrommotoren, daß sie sowohl im Bau als in der Arbeitsleistung sich vielfach günstiger verhalten als Gleichstrommotore. Aber für veränderliche Geschwindigkeiten, wie der Bahnbetrieb sie mit sich bringt, sind die Gleichstrommotore den Wechselstrommotoren überlegen. Eine Einrichtung oben genannter Firma vereinigt nun beide Systeme mit gleichzeitiger Benutzung von Accumulatoren. Den größten Arbeitstheil der Fortbewegung leisten Wechselströme, während ein geringer Theil auf Accumulatorenströme kommt, welche durch Umformung erhalten werden. Dem Fahrzeug wird vermittelst der bekannten Anordnung von Trolleyleitung und Contactarmen der Wechselstrom zugeführt. Es werden nun entweder je ein Wechselstrommotor und ein Gleichstrommotor neben einander oder mit einander vereinigt, oder es wird ein Theil der Achsen mit Wechselstrommotoren besetzt, während der andere Theil Gleichstrommotore erhält. Arbeiten dann die Wechselstrommotore, d. h. fährt der Zug, so bilden die Treibachsen eine Art von Kraftübertragung auf die Gleichstrommotore, welche nun als Dynamomaschinen die mitgeführten Accumulatoren laden. So können nun die geladenen Accumulatoren eine Art Puffer-Batterie bilden, was so zu verstehen ist, daß die Accumulatoren bei raschem Anfahren den größten Theil (bei einem Wechselstrombetrieb überhaupt) der Arbeit des Anziehens übernehmen. Daß dieses System ganz besondere Vorzüge zur Beförderung schwerer Züge hat, ist leicht einzusehen, außerdem bewirkt ein Ausschalten der Wechselstrommotore ein sofortiges Bremsen des Zuges. In wenigen Augenblicken ist ein solcher Zug in voller Fahrt, ebenso in wenigen Momenten zum Halten gebracht.

Bevor wir nun auf die beiden letzten Systeme übergehen wollen, müssen wir uns zunächst einmal die Frage vorlegen, welcher Kräfte man benöthigt, um ein solch gewaltiges Getriebe von Maschinen, wie ein größerer Bahnhof es besitzt, in Bewegung zu setzen. Nicht weniger als 10000 Pferdekräfte sind es, die stetig zur Verfügung stehen müssen. Eine viel befahrene Strecke müßte, wenn sie elektrisch betrieben werden soll, alle 40 bis 50 Kilometer ein solch starkes Elektricitätswerk besitzen. Nun haben wir allerdings in der That noch keine Erfahrung mit derartig gewaltigen elektrischen Kräften, wie sie zu diesem Betrieb elektrischer Vollbahnen nöthig wären. Erst jetzt fängt man an, solche Riesencentralen zu bauen. Es besteht das Project, die Centrale Oberspree der Berliner Elektricitätswerke für 60000 Pferdestärken auszubauen, welche

vermittelst 20 Dampfdynamos erzeugt werden sollen, aber bis heute hat der Erdball noch keine solche Kraftcentrale aufzuweisen.

Nichtsdestoweniger geht man dem Problem ernsthaft zu Leibe. So ist in Belgien der Bau einer elektrischen Bahn Brüssel-Antwerpen endgiltig beschlossen worden. Die Linie soll von der Centralstration kommend bis zum Boulevard Botanique und weiter bis zum Bahnhof Schoenbeck unterirdisch verlaufen, dann im Oberbau neben der bestehenden Linie herlaufend bis Vilvorde geführt werden. Sodann überschreitet die projectirte elektrische Linie die Bahn, geht im Tunnel unter dem Canal von Bouvain hindurch, sowie bei Vealhem unter der Nethe und endigt am Bahnhof von Antwerpen in der Nähe der Vorstadt Berthem. Diese Strecke von ungefähr 45 Kilometer Länge soll in einem Zeitraum von 20 Minuten durchmessen werden.

Eine besonders eigenartige Construction wählte man in Italien auf der Strecke Lecco-Sondrio-Chiavenna. Diese eingleisige Bahn besitzt eine Länge von 110 Kilometer, verläuft durch zahlreiche Tunnels und berührt auf ihrem ersten Drittel die Ostseite des Como-Sees. Die Personenzüge bestehen aus einem Motorwagen von 300 Pferdestärken und vier Anhängewagen. Der Motorwagen nimmt jedoch auch 60 Personen und 2 Tonnen Gepäck auf. Die normale Geschwindigkeit soll 60 Kilometer betragen. Die Güterzüge werden von einer besonderen Maschine von 600 Pferdestärken geschleppt, welche eine Tractionskraft von 250 Tonnen bei einprocentigen Steigungen und 30 Kilometer Geschwindigkeit hat. Die angewendete Kraft ist Drehstrom von 3000 Volt Spannung. Sie wird bei Morbegno vermittelst Turbinen erzeugt und bei einer Spannung von 20000 Volt zu den 10 Transformationsstationen, welche auf die Länge der Bahn vertheilt sind, fortgeleitet, wo sie dann auf 3000 Volt vermittelst Transformatoren reducirt wird. Welche Geschwindigkeiten mit elektrischen Bahnen erzielt werden können, soll von der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen auf der Linie Berlin—Zossen untersucht werden. Daß man Drehstromlocomotiven, die mit Betriebstrom von 10000 Volt Spannung arbeiten, anwenden kann, ist im letzten Sommer in Lichtenfelde durch Siemens und Halske A.-G. nachgewiesen worden. Sowohl diese Firma, als auch die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft haben die Arbeiten auf der Linie Berlin—Zossen so gefördert, daß im heurigen Sommer die Versuche über den elektrischen Betrieb von Vollbahnzügen mit erhöhter Geschwindigkeit in großem Maßstabe aufgenommen werden können. Da es ja nun nachgewiesen ist, daß man den Motorwagen Ströme von so gewaltiger Spannung durch geeignet construirte Contactarme von der Trolleyleitung zuführen kann, so ist für die in Frage stehenden Versuche folgendes System vorgesehen: Die elektrische Centrale wird Drehstrom von etwa 12000 Volt Spannung erzeugen, der in drei Leitungen dem Bahndamm entlang geführt werden wird. Drei Contactarme schleifen an den drei Leitungen und führen den Strom dem Wagen zu. In dem Wagen wird darauf der hochgespannte Strom von ca. 12000 Volt vermittelst Transformatoren auf ca 1000 Volt transformirt, der dann den Maschinen zugeleitet wird. Sollte sich die hohe Spannung als zuverlässig und ungefährlich erweisen, so hätte man dann bereits schon soviel gewonnen, daß man von oben genannten alle 40 Kilometer aufgestellten Electrikitätswerken auf 50 bis 60 Kilometer von einander aufgestellte Centralen gekommen wäre. Verlaufen auch die projectirten Versuche mit Zuleitungsspannungen von 40000 Volt günstig, so wendet sich das Blatt natürlich sofort zu Gunsten elektrischer Bahnen. Es würde genügen, alle 200 bis 300 Kilometer allerdings stärkere Centralen zu errichten und auf die Strecke Transformationsstationen zu vertheilen. Hierdurch würden die Kraftvertheilungsanlagen vereinfacht. Ferner würden sich durch die gewaltigen Kraftstationen die Elektricitätserzeugungskosten unbedingt sehr erniedrigen, wie ja die großen Berliner Elektricitätswerke, die zu den vollkommensten der Welt zählen, zur Genüge darthun.

Nachdem wir nun den Accumulatoren- und Drehstrom in ihrer Anwendung zur Beförderung elektrischer Bahnen behandelt haben, müssen wir noch kurz den Betrieb elektrischer Bahnen vermittelst Gleichstroms streifen. Die beiden ersten Systeme erscheinen für den Fernbetrieb ganz besonders geeignet. Nun besitzt aber jede größere Stadt zum Vorortverkehr und zur Verbindung der im Umkreis gelegenen Ortschaften sogenannte Secundär-Bahnen, die entweder normalspurig oder kleinspurig gebaut sind und bis heute noch zum größeren Theil mit Dampf arbeiten. Ein Versuch, diese Art von Bahnen in elektrischen Betrieb umzuwandeln, wird augenblicklich auf der Wannseebahn bei Berlin gemacht. Der elektrisch betriebene Zug verkehrt auf denselben Gleisanlagen zwischen den mit Dampflocomotiven versehenen Zügen. Die größte zu entwickelnde Geschwindigkeit wurde auf 50 Kilometer pro Stunde festgesetzt; die mittlere Geschwindigkeit jedoch ist in Anbetracht der kleinen Entfernungen zwischen zwei Haltestellen nur 35 Kilometer. Täglich verkehren 12 dieser Züge, deren Zahl nach und nach auf das Doppelte erhöht werden soll. Ein Zug setzt sich aus 11 Wagen zusammen und hat in besetztem Zustande ein Gewicht von 220 Tonnen. In den Triebwagen befindet sich entsprechend der Fahrtrichtung der Führerstand vorn oder hinten. Die Beleuchtung der Wagen ist elektrisch, ihre Erwärmung im Winter erfolgt vermittelst Dampfes, der in einer besonderen Abtheilung des Triebwagens erzeugt wird. Die elektrische Energie ist Gleichstrom von 750 Volt Spannung. Da der Strombedarf ruckweise erfolgt, so sind an den Endstationen in Berlin und Zehlendorf sogenannte Pufferbatterien aufgestellt. Das Ansahren vollzieht sich in bemerkenswerth ruhiger Weise, die normale Geschwindigkeit ist nach wenigen Augenblicken erreicht. Für das Zugpersonal sind große Erleichterungen zu verzeichnen, und der Reisende weiß es zu schätzen, daß das Fauchen des Dampfungeheuers und die lästige Rauchentwickelung wegfällt.

Gedenken wir noch zum Schluß der Wohlthat, welche der elektrische Bahnbetrieb mit sich bringen wird, nämlich, daß es ermöglicht wird, an Stelle der selten fahrenden schweren Züge häufig fahrende leichte Züge mit nur wenigen Wagen verkehren zu lassen. Nicht Züge, die 200 Kilometer in der Stunde zurücklegen, haben wir nöthig, sondern wir bedürfen nur häufigerer Fahrgelegenheiten. Ist einem Reisenden damit geholfen, wenn ein Bahnzug die Strecke Berlin—Hamburg in $1^1/_2$ Stunden durcheilt, aber die Fahrgelegenheit sich ihm in 24 Stunden nur zwei oder drei Mal bietet? Ist den Reisenden damit nicht eher geholfen, daß man die alte Fahrzeit etwas verkürzt, was bei elektrischem Betrieb jedenfalls keine Schwierigkeiten bietet, dafür aber alle 2 bis 3 Stunden einen oder zwei Wagen verkehren läßt?!

Vom theoretischen Standpunkt aus können Ersparnisse bei elektrischem Betrieb nicht ausbleiben. Denn eine Dampflocomotive kann keinen Anspruch darauf machen, eine ökonomisch arbeitende Maschine zu sein, während die auf hohe Vollkommenheit gebrachten Dampfanlagen großer Elektricitätswerke dieses können. Ob aber auch die Praxis die theoretische Ueberlegenheit der Elektricität über den Dampf bestätigt, das vermag einzig und allein ein groß angelegter Versuch zu zeigen.

Literatur und Kunst.

Moderne Dramatik.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Die Klage über den Verfall der Sitten und daß das Theater sich in voller Decadenz befinde, ist uralt und zu allen Jahrhunderten wiederholt worden. Schon Quintus

Horatius Flaccus klagt über die degenerirten Schauspiele Roms (Brief II, 1), und im 16. Jahrhunderte ertönt jenseits der Pyrenäen eine ähnliche Lamentation: „Prüfet unsere gegenwärtigen Stücke, wo das Volk mit Gier hineinläuft; keine Einheit, keine Folge, keine Regeln. Unsere Autoren erinnern sich nicht mehr, daß die Komödie ein Spiegel des menschlichen Lebens sein und uns die Menschen so darstellen soll, wie sie sind; uns ihre Sitten und Gebräuche, ihre Lächerlichkeiten und Laster malen und uns bessern soll, indem sie uns amüsirt. Das ganze Uebel kommt daher, daß die Autoren ihre Arbeit als ein reines Handelsgeschäft betrachten: das Werk, welches ihnen am meisten Geld einbringt, ist für sie das Beste. Einige unter ihnen kennen sehr wohl die Regeln, welche sie verletzen; sie wären fähig, gut zu schreiben, die Natur hat ihnen Talent gegeben, aber sie ziehen die Erfolge des Tages einem dauernden Ruhme in der Nachwelt vor. Man müßte demnach unsere Nation allmälig zum guten Geschmacke zurückführen, indem man vom Theater alles Unschickliche verbannt." — Diese Worte schrieb der Verfasser des „Don Quichote" und spielte dabei auf seinen berühmten Zeitgenossen, den geistreichen Lope de Vega an, der seinerseits in seiner Schrift: „Arte nuevo de hacer comedias en este tiempo" folgendes Geständniß ablegte: „Derjenige, welcher für das heutige Theater nach den Vorschriften der Kunst arbeiten will, stirbt ohne Ruhm und ohne Belohnung. Mehrere Male, es ist wahr, habe ich nach diesen Vorschriften gearbeitet, aber ich kehre immer wieder zu jenen monströsen Compositionen zurück, deren Dummheit Männer und Frauen entzückt. Wenn ich eine Komödie zu schreiben habe, so verschließe ich Plautus und Terenz aus Furcht, ihren Schrei zu hören. In diesen stummen Büchern spricht die Wahrheit mit lauter Stimme. Ich schreibe nun nach neuen Theorien, für Diejenigen erfunden, welche die Bravos der Menge erhalten wollen. Was kann ich thun? Ich habe 483 Komödien geschrieben und, sechs ausgenommen, sündigen alle Anderen schwer gegen die guten Principien. Wären aber meine Stücke anders und besser gemacht, so bin ich fest überzeugt, daß sie nicht den Beifall des Publicums gefunden hätten."

Diese Worte, im Jahre 1609 geschrieben, passen wohl so ziemlich auch auf die dramatische Production der Gegenwart.

Daß zwischen der allgemeinen Zeitatmosphäre einerseits und dem Charakter der Kunstproduction andererseits ein inniger Zusammenhang besteht, mithin des Philosophen und Literarhistorikers H. A. Taine Milieutheorie ihre volle Berechtigung hat, wird durch die Thatsache bewiesen, daß die Blüthe der dramatischen Dichtung stets zusammenfällt mit den Perioden der Steigerung des nationalen Selbstgefühls eines Volkes. Die Literaturgeschichte zeigt, daß die Reife bezw. Blüthe der griechischen Tragödie mit den Perserkriegen zusammenfiel; daß Shakespeare und seine berühmten Zeitgenossen kurz nach der Begründung des britischen Weltreiches auftraten; daß das classische französische Drama seine Vollkommenheit im Glanze der politischen Größe Frankreichs erreichte.

Ist man berechtigt, in dieser Erscheinung ein allgemeines Gesetz zu sehen, so müßte die jüngst verflossene Zeit ein besonders günstiger Boden für die dramatische Dichtung gewesen sein. Das zu Ende gegangene Jahrhundert war ja das Jahrhundert des Nationalismus. Die Nationen hatten sich auf Grund gemeinsamer Lebensinteressen und gemeinsamer Vergangenheit zusammen geschlossen, die Nationalitäts-Bewegung bestimmte die Richtung der historischen Entwickelung des Jahrhunderts. — Daß der „Boden" für dramatische Dichtung in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts ein günstiger war, steht wohl außer Zweifel; über die Qualität der Erzeugnisse der dramatischen Dichtung läßt sich allerdings streiten. In der Kunstauffassung ist unzweifelhaft während der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ein Umschwung vor sich gegangen, vorbereitet durch Richard Wagner, den Schöpfer eines rein dramatischen Musikstils. In seinen zwei Hauptfiguren Siegfried und Parzival offenbart sich bereits der Gegensatz im geistigen Leben am Ende des 19. Jahrhunderts, der Bruch zwischen Heroismus und Asketismus in dessen menschlichem Idealtypus. Und während die Malerei von lyrisch-vagen Traumbildern aufsteigt zur Darstellung des Seelendramas, meißelt Klinger seine „Marmortragödien", formulirt Rodin seinen Satz: „l'éloquence de la sculpture est dans le mouvement", wird Henrik Ibsen literarischer Hauptvertreter des Zeitalters und mit ihm, dem einsamen Grübler, alle die, welche das complicirte Gedanken- und Gefühlsleben unserer gewaltig gährenden Zeit von der Bühne herab zeigen wollen.

Das moderne Drama beginnt, sobald die modernen Ideen dramatische Gestalt annehmen. So vertieft nach innen, so neu nach Wesen und Form die dramatische Dichtung unserer Zeit auch ist, wurzelt sie doch in der ihr vorausgegangenen Entwickelungsphase des Dramas. Schon das Scribe'sche Schauspiel mit seiner beabsichtigten äußeren scenischen Wirkung verrieth ein Gefühl — wenn auch nur oberflächlich — für die Bedeutung eines concentrirten Dialogs, für Einschränkung der Monologform nebst einem gewissen Verständniß für die Nothwendigkeit, Handlung und Situation in nahe Wechselwirkung zu bringen. Die Dramen von Dumas fils und Augier bemühten sich, in Charakterzeichnung und Handlung lebenswahr zu sein, hatten also gewissermaßen eine reformirende Tendenz, und Paul Lindau baute seine journalistische Dramatik auf interessanten Romanmotiven auf. In den Erzeugnissen der genannten Dramatiker sind die Quellflüsse zu erkennen, die vereint den starken Strom bilden, welcher mit dem Naturalismus in die Literatur hereinbrach.

Zola war der Erste, welcher vollbewußt das Programm des naturalistischen Dramas feststellte. Es sollte auf Charakteranalyse, auf genaue Darstellung der psychologischen Beweggründe der Handlung das Hauptgewicht gelegt werden; das Drama sollte den natürlichen Verlauf der Ereignisse bis zur Lösung des Knotens getreulich abspiegeln. Diese Forderung war anfangs eine nothwendige Reaction gegen den einseitigen Schablonenzwang, in den die dramatische Dichtung eingekeilt war, ein Auflehnen gegen der Spätromantiker maßlose Gefühlsausschweifungen vom Standpunkt der Vernunft. Natur, Wahrheit, Wirklichkeit wurde als Grundbedingung der dramatischen Dichtung aufgestellt, und auf dieser Grundlage eine durchaus neue dramatische Technik geschaffen. Wie jede neue Bewegung wurde auch diese, in Folge der vielseitigen Angriffe, zu einer rein doctrinären Uebertreibung gereizt. Von der ganz gerechtfertigten Berücksichtigung der Lebenswahrheit und Forderung nach Naturtreue schwoll sie an zu einem revolutionären Angriff auf alles Bestehende und bisher Giltige in der dramatischen Dichtkunst, niederreißend Gutes, ebenso wie Schlechtes im Namen des Schlagwortes „Wirklichkeit". Rücksichtslos wurden alte, erprobte Compositionsgesetze, die zum Theil im innersten Wesen der dramatischen Dichtungsart fußen, ihrer Giltigkeit beraubt. So hatte z. B. die Technik des Dramas bisher gefordert, daß das Motiv der Handlung einer Alles beherrschenden Idee untergeordnet werde, welche dessen Verlauf bestimmte. Nun aber machte man das Absichtslose zum Gesetz und webte Episode an Episode so launenhaft und frei wie nur jemals die Wirklichkeit. Dies war unstreitig ein Irrthum; denn während draußen im wirklichen Leben oft nur die Handlung selbst von einer dramatischen Nothwendigkeit etwas weiß, Zeit und Form dafür aber auf ganz zufälligen Umständen beruhen können, fordert die Structur des Dramas von selbst eine Kette innerer Causalität, welche die scheinbar von außen hereinbrechenden Ereignisse mit dem fortschreitenden Hauptverlauf der Handlung verknüpft.

Wo fand sich aber eigentlich diese „Wirklichkeit“, von der so viel Wesens gemacht wurde? Im täglichen Leben? In der Natur um uns? — Man machte bald die Erfahrung, daß sich diese sogenannte „Wirklichkeit“ verschieden zeige je nach dem subjectiven Temperament, worin sie sich abspiegelt. Es ging nicht an, ohne Weiteres eine absolut giltige Formel aufzustellen für deren objectiven Inhalt. Man kam zur Ueberzeugung, daß die Kunst, wie überhaupt der Menschheit übrige Ideale, ihren Ursprung tief in dem Heiligthum habe, das jeder Mensch heimlich in seinem Innern bewahrt. Die Persönlichkeit, die Individualität kam denn bald wieder zu ihrem verlorenen Ansehen, und in diesem Zeichen tauchte auf der Schaubühne der erste und größte Name des modernen Dramas auf: Henrik Ibsen.

Ibsen schließt sich in vielfacher Hinsicht an die französischen Dramatiker aus der Zeit des second empire an. Ihre Werke waren eine Kritik, eine indirecte allerdings, der socialen Uebelstände, und durch sie wurde die Aufmerksamkeit auf die Schattenseiten der Gesellschaft gelenkt, vor denen die Augen zu verschließen, bisher zum bon ton gehörte. Unter dem Einflusse von Kirkegaard's Philosophie, der Dichtungen Ludwig's und Hebbel's schritt Ibsen daran, sein dramatisches Programm zu verwirklichen, gemäß welchem er vom exclusiven Individualitäts-Standpunkte aus alle socialen und moralischen Gebrechen der Zeit rücksichtslos aufdecken und das ganze wirkliche Gesellschaftsleben auf die Bühne bringen wollte. Und er hatte einen tieferen Blick für dieses Leben, als seine realistischen Mitstreiter. Während diese bloß äußere Wirkung anstrebten, tauchte sein Blick tief unter die Oberfläche und strebte nach innerer Wahrheit des Dramas, nach richtiger Zeichnung der Charaktere. Hierzu genügten aber die Formen nicht, über welche die Technik des Dramas bisher verfügte. Sollten die „Seelen“ Raum bekommen, mußte der äußere Wechsel der Handlung vereinfacht werden. Wie sollte dies nun bewerkstelligt werden? Ibsen löste die Frage, indem er aus seinen Schauspielen alles ausmusterte, was nicht unbedingt zur Lösung des dramatischen Knotens erforderlich war. Das Vorspiel wurde umfassender gestaltet, so daß bei Aufzug des Vorhanges der Conflict schon in vollem Gange war. Nicht sein Druck, nur seine in den Seelen vibrirende Wiederspiegelung sollte dem Drama Leben und Inhalt geben. Es war sozusagen ein Nachgeben gegenüber dem novellistischen Element des Dramas, aber eine Concession nach typischen Mustern des antiken Dramas. Georg Brandes hat darauf hingewiesen, wie Ibsen's „Gjengangere“ (Gespenster) in ihrem analytischen Aufbau an die alte, griechische Tragödie erinnern. Nur die hereinbrechende Katastrophe ist Gegenstand scenischer Behandlung, während das Motiv nur allmälig und in spannendem Maßhalten ein vergangenes „Dunkles“ offenbart. Und in „Naar vi døde vaagner“ („Wenn wir Todten erwachen“) sehen wir die Ibsen'sche Technik auf die Spitze getrieben: die äußere Handlung eingeschränkt auf ein Minimum, eine mystisch ahnungsvolle Symbolik die dunkeln, schwer zu fixirenden Regungen in der Tiefe der menschlichen Seele aufnehmend. Das charakteristische Sondergepräge des Ibsen'schen Dramas liegt in einer eigenthümlichen, seltsam fesselnden Mischung von Realismus und Symbolik. Ibsen's Schauspiele wirken von der Bühne aus mit starker Wirklichkeits- oder Wahrheitstreue, und ihre handelnden Personen machen auf den Zuschauer den Eindruck von frei und selbstständig handelnden Menschen, direct dem wirklichen Leben entnommen. Ibsen's Personen sind wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, sie sind aber auch Incarnationen gewisser Ideen. Der Erfolg, den der nordische Dichter damit erreicht, ist gewaltig; wozu noch kommt, daß er den dramatischen Dialog in vollendetster Weise beherrscht.

Am äußersten Flügel der Naturalisten steht Gerhart Hauptmann, dessen erstes dramatisches Werk „Vor Sonnenaufgang“ deutlich die Beeinflussung durch Ibsen's „Wildente“ verräth, während der Schatten der Solneß-Figur sein bedeutsamstes*) Drama „Die versunkene Glocke“ in hohem Grade beherrscht. Aber so wie der Naturalismus Hauptmann's im Allgemeinen viel decidirter auftritt, als der des mit Ideensymbolen arbeitenden nordischen Dichters, so hat auch seine dramatische Technik sich wesentlich nach anderen Mustern ausgebildet. Er befolgt den Grundsatz Arno Holz': „Das Drama hat vor Allem Charaktere zu zeichnen, die Handlung ist nur Mittel“ — und er war der Erste, der dieses Princip in wahrhaft poetischer Weise verwirklichte. Er ist bestrebt, ganz und consequent die Wirklichkeit in ihrer ganzen täuschenden Absichtslosigkeit auf die Bühne zu bringen. Die historische Bilderserie „Florian Geyer“ und vielleicht noch mehr „Fuhrmann Hendschel“ sind dramatische Mosaikbilder, zusammengefügt aus verschiedenen Episoden, oft ohne organischen Zusammenhang mit einander, aber den Lebenslauf in detaillirter Genauigkeit widerspiegelnd. Wiewohl diese Stücke nur allzu oft in Folge des neckischen Zufallspieles das dramatisch-constructive Gesammtbild zersprengen lassen, geht dadurch die Einheitlichkeit des Kunstwerkes keineswegs verloren; sie erhält sich in der subjectiven Stimmung, mit welcher der Dichter sein Werk erfüllt hat. Der Höhepunkt von Hauptmann's Naturalismus dürfte zu suchen sein in dem socialen Zeitbilde „Die Weber“ — eines der kühnsten Experimente, zu dem Zweck unternommen, die Technik des Dramas umzubilden und seine Formen zu erweitern. Die Neuerung bestand hauptsächlich in dem Versuche, die Volksmasse als handelnde Hauptperson in's Drama einzuführen. — Realist war auch Robert Browning, der eigentlich einer älteren Periode angehört, aber bezüglich seiner Dichtung den Modernen beigezählt werden muß wegen der formfesten Auffassung der äußeren Wirklichkeit, wegen seiner concreten Gestaltungskraft, wegen seines scharfen Individualisirungs-Vermögens, wegen seines feinen Gefühls für all' die unzählig wechselnden Formen des menschlichen Lebens. Auf realistischem Grunde war seine Dichtkunst erwachsen, doch die Außenseite der Dinge und Verhältnisse an und für sich vermochte selten sein Interesse zu erregen. Der Blick des genialen Psychologen ging tiefer, sondirte ahnungsstark die Mysterien der Menschenseele. Mit der Intuition des Kenners durchschaute er das Innere des Individuums. Sein dramatisches Princip war: „action in character“, das er dem früher im Drama alleinherrschenden Principe: „character in action“ gegenüberstellte. Um sein Princip durchzuführen, war er genöthigt, die traditionelle Form des Schauspiels aufzugeben und eine neue dramatische Form zu schaffen: sein „introspectives Monodrama“. Dieses spannt den Conflict über empfindsam vibrirende Seelenstränge, sein Kern ist ein psychischer Entwickelungsproceß, sein Ausdrucksmittel ein genau analysirender, das Innere des Charakters entschleiernder Monolog.

Denn

„To the motive, the endeavour, the heart's self,
Your quick sense looks: you crown and call aright
The soul o'the purpose, ere t' is shaped as act,
Takes flesh i'the world, and clothes itself a king.“ —

Doch derjenige, der auf intuitivem Gefühlswege die heimlichen Schlupfwinkel der Menschennatur durchdringen und auskundschaften wollte des Lebens eigene Tragik, wie sie das Individuum bis in seine alltäglichsten Verhältnisse umspinnt, war der belgische Mystiker und Symboliker Maurice Maeterlinck. In innerer Ahnung schaute er eine seltsame Schattenwelt: „nackte Seelen“. Er wollte die Bühne bevölkern mit menschlichen Wesen, deren Seelenleben in verfeinerter Empfindsamkeit die feinen Regungen in der Tiefe des Unbewußten kundgeben sollte. Da die Handlung allein dies nicht auszudrücken vermochte, mußte der Dialog zu Hilfe

*) Für ihn persönlich bedeutsamstes, sonst aber doch herzlich schwaches, epigonenhaftes Drama! D. R.

genommen werden; aber nicht der gewisse, ausgeklügelte Replikwechsel, welcher die Handlung begleitet und sie illustrirt, sondern „le dialogue du second degré“, der die zitternde Ausdauer der Töne hat und der fällt und steigt mit den rhythmischen Modulationen nach Gesetzen, welche nur bestimmt werden von der unsichtbaren, unwahrnehmbaren Seele des Dramas. Bei Maeterlinck ist die Auffassung vom Wesen der dramatischen Dichtung und deren Aufgaben durchaus neu. Statt den aufregenden Anblick einer Handlung zu bieten, untersucht er die stillen Stunden der Ruhe und läßt die Gedanken gleichsam hinter einen Vorhang unreflectirten Gefühls zurücktreten. Die einzige Einheit, die er absichtlich sucht, ist die Einheit der Stimmung, und in ihr soll Alles zusammenfließen wie in einem vollen und tiefen Accord, unterstützt von einem monotonen Sang weich wogender Melodien. Seine Schauspiele bilden eine Welt für sich, eine Welt, gehüllt in dunklen Flor, in der das Leben nur gedämpft ertönt, wo mystische Träumereien, ängstigende Ahnungen, halbdunkle Gedanken einander jagen, und wo die Luft schwer ist von Weihrauch und Glockengeläute. Und die Bewohner dieser Welt sind gestaltlose Schatten, in deren Stimmen oder vielmehr Kundgebungen wunderbar subtilisirte Gefühle widerklingen. (Schluß folgt.)

Wie man Romane schreibt.

Indiscretionen aus den Roman-Werkstätten von Theodor v. Sosnosky.

I.

Roman-Schablonen.

Die Erzählungsliteratur ist der Mode kaum weniger unterworfen als die Kleidertracht. Auf die alte Romantik ist der Realismus und Naturalismus gefolgt, ihnen der Symbolismus und Mysticismus, und diese dürften in nicht zu ferner Zeit wieder von einem andern -ismus abgelöst werden. Eine literarische Tracht bleibt aber immer modern und überdauert jeden Wechsel: die Schablone. Sie ist der „ruhende Pol“ in der Flucht literarischer Moden, der unerschütterliche Fels im brandenden Meere, auf den die Routiniers und die Handwerker der Literatur, die Familienblattautoren (und Autorinnen) und die Colportage-Romanfabrikanten mit unfehlbarer Sicherheit ihre Werke bauen.

Zur Probe mögen hier solche Roman-Schablonen folgen und zwar Roman-Anfänge, Roman-Schlüsse und solche Stellen aus Romanen, die für deren Entwickelung bedeutsam sind, die man also als Roman-Krisen bezeichnen kann:

A. Roman-Ouverturen.

Colportage-Roman.

Es war an einem dunklen, stürmischen Octoberabend zu Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Thurmuhr der Sanct-Paulskirche hatte eben mit dumpfer Stimme die zehnte Stunde verkündet, als in einer jener finstern, engen Gassen, an denen das alte London so reich war, eine vermummte Gestalt, scheu an die Wand gedrückt, die Häuserreihe entlang eilte, vor einem düstern niedrigen Gebäude Halt machte und den Thürklopfer in drei abgemessenen Schlägen an's Thor fallen ließ.

Nach einer kleinen Weile wurden innen schlurfende Schritte laut, ein Riegel wurde rasselnd zurückgeschoben, und die Thür öffnete sich zu einem kleinen Spalt, aus dem der röthliche Schein einer Blendlaterne auf die bleichen, leidenschaftlichen Züge des Wartenden fiel.

„Seid Ihr es, Bob?“ ließ sich eine heisere Stimme vernehmen, und als dies bejaht wurde, öffnete sich die Thür, um den Bob genannten Mann hineinzulassen. Dann schloß sie sich knarrend hinter den beiden unheimlichen Gesellen.

In ähnlich geheimnißvoller Weise beginnen alle Romane alten Schlages, die man in alten Jahrgängen von Familienzeitschriften, aber auch in neuen Colportage-Romanen finden kann. Dadurch soll im Leser eine erwartungsvoll-gruselige Stimmung erzeugt werden, und bei naiven Lesern gelingt dies auch.

Familienblatt-Roman.

„Gott zum Gruße, alter Junge! Da wär' ich wieder in meinem lieben B.,“ — der Sprecher nannte den Namen einer mitteldeutschen Universitätsstadt — „ja, sieh mich nur zweifelnd an, alter Skeptikus und Aeskulapjünger, ich bin wirklich Wolfgang Brausewetter, Dein alter Schul-, Universitäts- und Allotriagenosse, derzeit ehrsamer Doctor der Philosophie und leider noch immer Privatdocent! Erkennst Du mich nun, Junge? Glaub' Dir's gern, daß es Dir ein bißchen schwer wird. Seit unserem letzten Zusammensein ist manches Jährlein und,“ — der Sprecher entblößte sein Haupt, das bedeutende Lichtungen sehen ließ — „wie Du siehst, auch manches Härlein dahingegangen. Wenn man dazu noch acht Stunden in einem rollenden Backofen, genannt Coupé zweiter Classe, gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge, zubringt, da muß man ja vor Hitze und Ruß aussehen wie ein Congoneger. Na, laß Dich umarmen, altes Haus! thut nichts, wenn Du dabei etwas schwarz wirst.“

Mit diesen humorvollen Worten, die wie ein reicher Quell aus seinem Munde sprudelten, begrüßte ein noch junger Mann mit blondem Vollbart, aus dem ein munteres, jetzt allerdings arg verschwitztes und bestaubtes Gesicht mit brillenbewaffneten, hellen Augen hervorsah, seinen Freund, den Dr. med. Albert Stein, der ihn auf dem Bahnsteig erwartete.

Mit solchen Wortüberschwemmungen pflegen sich im modernen Familien-Roman die humoristischen (aber nicht lächerlichen) Personen einzuführen, denen meist die Aufgabe zufällt, alle Mißverständnisse in erfreulicher Weise zu lösen, die Grollenden mit einander zu versöhnen und die Geschichte zu einem „guten“ Ende, d. h. Held und Heldin zum Altare zu führen. Bei dem verdienstvollen Heirathsvermittelungsgeschäft fängt meist auch ihr eigenes Herz Feuer, und es setzt eine Doppelhochzeit ab.

Die Langathmigkeit, mit der diese Herren ihre humoristischen (?) Ergüsse hervorsprudeln und im Fluß erhalten, macht sie zum Ideal aller Asthmatischen.

B. Roman-Krisen.

Colportage-Roman.

„Ha, Schurke!“ donnerte der Graf. „Jetzt entkommst Du mir nicht mehr!“ Und mit eiserner Faust faßte er den Elenden an der Brust.

„Verdammt!“ knirschte der Ertappte und suchte sich loszureißen, aber umsonst! Die eiserne Faust des Grafen hielt ihn umklammert wie ein Schraubstock.

„Lassen Sie mich los!“ keuchte er, „was wollen Sie von mir? Ich weiß von nichts.“

„Lüge nicht, Bube, oder ich schlage Dich nieder wie einen tollen Hund,“ rief der Graf mit Donnerstimme und hob die eine Faust drohend über das Haupt des Elenden, während er ihn mit der anderen festhielt.

Feige wie schon er war, verlegte sich der ertappte Schurke, aus Todesangst an allen Gliedern schlotternd, auf's Bitten und wimmerte: „Ich will ja alles gestehen, Herr Graf, aber tödten Sie mich nicht! Haben Sie Erbarmen mit mir!“

„Hast Du den Raub bei Dir, Schurke?“ fragte der Graf, ohne seine drohende Stellung zu verändern.

Der Bösewicht zögerte mit der Antwort.

„Antworte, Bube!“ herrschte ihn der Graf an.

Da blitzte es hinter den heuchlerisch gesenkten Lidern in den schielenden Augen des Elenden teuflisch auf, und mit demüthiger Stimme erwiderte er: „Ich habe die Papiere bei mir.“

„Heraus damit!“ befahl der Graf, ließ ihn los, behielt ihn aber im Auge.

Der Bösewicht griff nun in die innere Brusttasche, zog ein Päckchen mit Schriften heraus und überreichte es dem Grafen.

Dieser nahm es und sprach: „Ich will erst nachsehen, ob Du mich nicht belügst; bei einem Schurken, wie Du einer bist, muß man auf der Hut sein.“

Da es im Zimmer schon ziemlich dunkel war, trat er an's Fenster, um die Papiere zu prüfen. Diesen Augenblick benutzte der Andere, blitzschnell zog er einen Dolch hervor und stieß ihn dem Grafen tief in die Brust.

„Ja wohl, Herr Graf,“ zischte er, während ein satanisches Lächeln sein ohnehin abschreckendes Gesicht gräßlich verzerrte. „Bei mir muß man auf der Hut sein!“

„Mörder!“ stöhnte der Graf, dann sank er, die Mordwaffe in der Brust, leblos zu Boden.

Der Mordgeselle aber riß ihm die Papiere aus der Hand und schlug eine gellende Lache auf. „Du wirst meine Wege nicht mehr kreuzen!“ hohnlachte er, indem sich teuflischer Triumph in seinen schrecklichen Zügen malte.

Dann verließ er eilig den Schauplatz seiner dunkeln That.

Zu den Worten „Blitzschnell zog er einen Dolch hervor und stieß ihn dem Grafen in die Brust“ gehört natürlich ein Holzschnitt, besser gesagt: ein hölzerner Schnitt, der die Mordscene in schauerlicher Weise veranschaulicht.

Derart sind die Scenen, an denen gewisse Wiener Zeitungs-Romane so reich sind, und die das Entzücken aller Hausmeister- und Greißler-Familien, aller Fiacre- und Comfortable-Kutscher sowie der „gebildeten“ Köchinnen ausmachen.

Bemerkenswerth ist die abwechselungsreiche Tonart, mit der bei solchen Scenen die betheiligten Personen ihre Aeußerungen machen.

Vom Grafen heißt es hier zwar nur, er habe gedonnert, mit Donnerstimme gerufen, was dasselbe ist, und schließlich, er habe gestöhnt; sein Mörder dagegen hat zuerst geknirscht, dann gekeucht, dann gewimmert, hierauf gezischt und zum Schlusse hohngelacht.

Familienblatt-Roman.

Elsa lehnte ihr blondes Köpfchen an Arthurs Schulter und lauschte mit träumerischem Lächeln den heißen Worten, die er ihr unter glühenden Küssen mit leidenschaftlicher Stimme zuflüsterte, Worten, die ihre Sinne in einen süßen Taumel wiegten und ihr das Blut rascher durch den jugendlichen Leib jagten. Dazu war die Sommernachtluft so schwül und weich, die Blumen hauchten einen so süß berauschenden Duft aus, und in den Zweigen des Lindenbaumes über ihrem Haupte sang eine Nachtigall mit sehnsüchtig schmelzenden Tönen ihr Liebeslied. Die ganze Natur war in bräutlicher Stimmung.

Immer heißer wurden Arthur's Worte, immer heißer seine Küsse, immer fester preßte er Elsa's schlanken Leib an sich, immer schwächer wurde ihr Widerstand, heiße Schauer durchrieselten ihre blühenden Glieder, stürmisch wogte ihr schwellender Busen, wie ein süßer Rausch umfing es ihre Sinne.

„Sei mein, geliebtes Mädchen!“ flüsterte ihr Arthur in's rosige kleine Ohr. Da schlang sie die weichen, schönen Arme um seinen Nacken, schloß die trunkenen Augen und ließ sich willenlos hinabziehen auf den weichen, schwellenden Moosteppich. Die Sinne schwanden ihr in einem Taumel namenlosen Entzückens, sie wußte nicht, wie ihr geschah. — — —

O diese verdammten Gedankenstriche! Immer dann stellen sie sich ein, wenn es gerade am schönsten wird! Das haben sich gewiß schon unzählige jugendliche Leser und jugendliche oder doch jugendlich fühlende Leserinnen gedacht, wenn sich die bösen Striche — bei den Ganzmodernen sind's auch Punkte — wie ein undurchsichtiger Vorhang vor die Scene geschoben haben.

Wer über eine gestaltungskräftige Phantasie verfügt, — und wessen Phantasie ist in diesem Punkte nicht gestaltungskräftig! — der kann sich die unterbrochene Scene selbst fortsetzen und ausmalen; wem das aber nicht genügt, oder wessen Phantasie sich zu wenig Plastik und Farbe hat, der muß sich eben Casanova's Memoiren oder ähnliche Bücher anschaffen, oder noch besser: er kaufe sich ein paar jener Photographien, die in den Zeitungen stets so verlockend angepriesen werden; sie veranschaulichen das, was die Romanschreiber verschweigen, auf das Deutlichste, aber freilich nicht eben poetisch.

C. Roman-Finali.

Colportage-Roman.

Der Sterbende saß in seinen Kissen aufgerichtet da und blickte mit dem Ausdruck fieberhafter Erwartung bald auf die Wanduhr, bald auf die Thür, während er gespannt auf jedes Geräusch lauschte und seine Pflegerin immer wieder fragte, ob sie nichts höre. Wenn sie verneinte, malte sich in seinen abgezehrten Zügen schmerzliche Enttäuschung, und er stöhnte verzweiflungsvoll: „Sie kommen nicht, sie kommen nicht, sie haben mir nicht vergeben.“

Da plötzlich zuckte er zusammen, ein Hoffnungsschimmer überflog sein Gesicht, er horchte mit angehaltenem Athem, und diesmal hatte er sich nicht getäuscht: draußen fuhr ein Wagen vor, rasche Schritte wurden laut, die Thür öffnete sich und herein stürzte eine junge Frau in Reisekleidern. Mit dem Rufe: „Vater, lieber Vater!“ sank sie in die weitgeöffneten Arme des Kranken. Hinter ihr erschien nun auch eine hohe, ernste Männergestalt und trat ebenfalls an's Bett.

Ein glückliches Lächeln zog über das Gesicht des Sterbenden. Während er mit einer seiner abgezehrten, knochigen Hände die lebenswarme, weiche Hand seiner Tochter umschlossen hielt, tastete er mit der andern zitternd und scheu nach der seines Schwiegersohnes, des Mannes, den er so tief gekränkt und so unbarmherzig verfolgt hatte.

„Also auch Du hast mir verziehen?“ fragte er leise.

„Vergeben und vergessen!“ antwortete der ernste Mann und nahm die erkaltende Hand in seine starke Rechte.

Da blickte der Sterbende mit dem Ausdrucke tiefster Dankbarkeit nach oben und sprach: „Nun kann ich ruhig sterben, kann vor meine gute Marie hintreten, mein armes, theures Weib; sie wird mir vergeben, da Ihr mir vergeben habt.“

Die Worte kamen nur abgebrochen über die blassen Lippen des Sterbenden.

„Böse Eingebungen ... Starrsinn ... hab' es bereut ... für Euch ist gesorgt — dort,“ — er deutete mit den Augen nach dem Schreibtische — „Ihr seid reich ... Lebt wohl ... mir wird so leicht ... so leicht ... Maria! ...“

Die Stimme des Sterbenden sank zu unverständlichem Geflüster herab. Ein überirdisches Lächeln verklärte seine Züge und verlieh ihnen eine milde Schönheit, die sie im Leben nie gehabt hatten. Dann sank er in die Kissen zurück. Die Strahlen der untergehenden Sonne umgaben sein Haupt wie mit einem Glorienscheine. Er hatte gesühnt!

Familienblatt-Roman.

Die letzten Gäste hatten das Schloß verlassen, und dessen Besitzer sahen ihnen nach, bis sie verschwunden waren.

Dann zog der Schloßherr sein junges, schönes Weib an sich, sah ihr in die tiefen, blauen Augen und fragte lächelnd: „Nun sind wir allein, mein Lieb, wird es Dir nicht zu einsam werden, so allein mit mir simplem Landjunker?"

Die junge Frau schmiegte sich fester an ihn, lehnte ihr liebliches Köpfchen an seine breite Brust und erwiderte mit sanftem Vorwurf: „Du scherzest wohl, Geliebter? Nicht leider, nein, endlich allein! Aber nicht mehr allzulange!" setzte sie nach kurzem Zögern leise hinzu, schlang die Arme um den Nacken des Gatten, zog sein Haupt zu sich herab und flüsterte ihm das süßeste Geheimniß zu, das die Seele eines Weibes erfüllen kann. Dann barg sie ihr erglühendes Gesicht in holder Scham an seiner Brust. (Kein Roman, in dem die Frau bei dieser Gelegenheit nicht schamhaft erglüht! D. V.) Er aber drückte sie innig und doch behutsam an sein Herz und küßte sie zärtlich, dabei aber schier andächtig auf die reine Stirn. Dann sprach er mit einer Stimme, die von verhaltenem Jubel bebte: „Nun bist Du mir doppelt theuer, geliebtes Weib, Du mein Leben, Du mein Alles!"

II.

Der „Ich" im Roman.

Wer schon viele Romane gelesen und es aufmerksam gethan hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß sich gewisse Typen stets wiederholen und so zu Stereotypen geworden sind. Man hat sie auch schon in überaus drastischer Weise persiflirt, so daß es dessen hier nicht mehr bedarf.

Eine dieser stereotypen Romanfiguren ist aber bisher sorgfältiger Betrachtung noch nicht gewürdigt worden. Es soll daher im Folgenden geschehen. Diese Figur ist der Ich im sogenannten Ich-Roman.

Der Ich — das Geschlecht Ich's kann natürlich auch weiblich sein — der Ich also ist nicht so leicht zu charakterisiren und bedarf einer etwas umständlichen Erörterung.

Der Ich ist ein Mensch comme il faut, edel, hilfreich und gut. Er ist bar jedes Egoismus und denkt nie an sein eigenes Wohl, sondern nur an das der Andern. Er ist immer bereit zu trösten, zu raten, zu helfen, und wo es noth thut, entfaltet er den Muth eines Achilles und die Kraft eines Herkules. (Das gilt natürlich nur vom männlichen Ich.) Seine Hülfsbereitschaft ist um so wirksamer, als er die gewiß ebenso seltene als für seine Mitmenschen höchst angenehme Eigenschaft besitzt, stets dort zu sein, wo man ihn braucht.

Er ist aber nicht nur allgegenwärtig, sondern auch allwissend. Er weiß alles, was in seinem Bereiche gethan, gefühlt und gedacht wird, und zwar erfährt er es auf verschiedene Weise:

Erstens interessirt er sich leidenschaftlich für die Angelegenheiten Anderer, natürlich nicht aus schnöder Neugier, sondern aus warmer Theilnahme.

Zweitens machen ihn viele zum Vertrauten ihrer tiefsten Geheimnisse, um seinen Rath oder seine Hülfe zu erbitten oder auch nur, weil er ihnen so überaus sympathisch ist.

Drittens läßt ihn der Zufall so oft die Rolle des unfreiwilligen Lauschers spielen und Dinge anhören und ansehen, die weder für seine Ohren noch für seine Augen bestimmt sind. So peinlich dies einem so discreten Menschen wie Ich auch sein muß, so gern er seinen Lauscherposten auch verlassen möchte: die Umstände sind immer derart, daß er gezwungen ist, in seiner Lage auszuharren.

Und viertens ist er auch ein wenig Gedankenleser und Telepathiker; er ist nämlich manchmal im Stande, genau über das zu berichten, was man da und dort gedacht und gethan hat, obwohl er selbst nicht dabei gewesen ist, und obwohl ihm Niemand etwas davon mitgetheilt haben kann.

Es wäre wahrlich kein Wunder, wenn er sich auf alle diese glänzenden Eigenschaften etwas einbildete, Andere thäten es gewiß; ihm aber liegt das ferne, denn er hat zu seinen übrigen Vorzügen auch noch den einer geradezu unglaublichen Bescheidenheit, die ihm all das Edle, das er thut, als selbstverständlich erscheinen läßt. In seiner Bescheidenheit wagt er es in der Regel auch nicht, wenn er Jemand liebt, auf die Erwiderung seines Gefühls zu hoffen. Wenn ihm die Dame seines Herzens ihre Liebe nicht auf dem Präsentirbrett entgegenbringt, merkt er nichts, er, der doch sonst so scharfsichtig ist! Manchmal gehen ihm die Augen erst auf, wenn's zu spät ist; dann trägt er sein Unglück sein ganzes Leben hindurch mit sich herum, stirbt jedoch nicht daran, wenigstens nicht, bevor er seine Geschichte erzählt hat.

Darin, wie er dies thut, bethätigt er eine andere glänzende Eigenschaft, vielleicht seine wunderbarste, nämlich ein ganz phänomenales Gedächtniß. Es ermöglicht ihm, alle die Umstände, unter denen sich das, was er erzählen will, zugetragen hat, in ihren kleinsten Einzelheiten wiederzugeben, mögen seitdem auch Jahrzehnte vergangen sein.

Er weiß genau, ob es am Vor- oder Nachmittag geschehen ist, ob damals die Sonne geschienen hat oder nicht, und wenn, ob sie grell oder blaß gewesen ist, welche Farbe die Wolken gehabt, ob der Wind aus Ost oder West oder gar nicht geblasen hat. Er weiß ferner, ob damals die Lerche oder die Drossel gesungen, ob die Rose oder die Nelke geduftet hat. Er erinnert sich nicht nur, welche Personen damals zugegen, sondern auch wie sie gekleidet gewesen sind und gesessen haben, ob sie Kaffee oder Thee getrunken, was sie gethan und gesprochen haben. Aber nicht etwa bloß den Inhalt der Gespräche kann er wiedergeben, nein, den genauen Wortlaut und nicht vielleicht nur von einigen Sätzen, sondern von den längsten Dialogen. Von diesen weiß er wieder genau, bei welchem Worte der Eine den Andern unterbrochen hat, wie dieser oder jener einen Ausdruck betont und welche Miene er dazu gemacht hat: kurz er erinnert sich an Alles und giebt alles genau so wieder, wie er es in sich aufgenommen hat. Er ist mit einem Wort — oder vielmehr mit zweien — ein lebender Phonograph!

Er erzählt seine Geschichte entweder direct oder indirect.

Direct, indem er selbst als Autor zum Leser spricht, und das ist meist dann der Fall, wenn er sehr viel zu erzählen hat, wenn er den Lauf seines ganzen Lebens berichtet, der einen dicken Band oder gar mehrere in Anspruch nimmt, sich also mündlich doch wohl nicht wiedergeben läßt.

Indirect erzählt er, indem er sich des Autors als Vermittlers bedient und ihn wiederholen läßt, was er selbst irgend jemand erzählt hat. Das ist gewöhnlich dann der Fall, wenn es sich um eine Episode aus seinem Leben handelt, die sich auf einem Sitz erzählen läßt. In diesem Fall ist die Gedächtnißleistung noch viel großartiger, denn beim mündlichen Erzählen hat er nicht wie beim Schreiben Zeit, seine Erinnerungen zu sammeln, zu sichten, passend zu formen; nichtsdestoweniger erzählt er so correct und schwungvoll, als läse er seine Geschichte aus einem Buche heraus.

Es giebt aber noch eine dritte Art, in der Ich seine Geschichte berichtet. Sie ist gewissermaßen indirect und direct zugleich, steht der indirecten Form jedoch weit näher. Ich erzählt seine Geschichte nämlich einem Andern, und dieser theilt sie als Autor dem Leser mit. In diesem Falle hat man es daher mit zwei Ichs zu thun. Bezeichnet man den Ich, mit dem der Leser zuerst bekannt wird, als Ich Nr. 1 und den andern als Ich Nr. 2, so verteilen sich die dem Ich überhaupt eigenen Vorzüge in folgender Weise:

Ich Nr. 1 hat das bessere Gedächtniß, denn so großartig das des Ich Nr. 2 auch ist, so gehört doch jedenfalls mehr dazu, sich die Geschichte eines Andern zu merken als seine eigene. Wenn Ich Nr. 2 seine Geschichte nur dem Ich Nr. 1 erzählt und sonst Niemand, dann kommt diesem auch die Gabe vertrauenerweckender Sympathie zu. Alle andern Vorzüge, Edelmuth, Selbstlosigkeit u. s. w. entfallen auf Ich Nr. 2.

Wenn Ich seine Geschichte mündlich erzählt — gleichgiltig ob als Ich Nr. 2 oder als einfacher Ich —, so geschieht das meist in folgender Weise:

Er sitzt eines Abends im Kreise von Bekannten oder Freunden im Wirthshause. Man erzählt allerlei Abenteuer, seltsame Erlebnisse, oder auch Herzensaffairen, wenn sie des Erzählens werth sind. Jedes Mitglied der Gesellschaft muß sein Scherflein hierzu beitragen. Schließlich kommt die Reihe an den blassen Mann mit dem dunkeln Bart und den melancholischen Augen, der bisher so schweigsam und ernsthaft dagesessen ist. Man drängt ihn unter allerlei Scherzen, auch etwas zum Besten zu geben, und nach einigem Zögern entschließt er sich dazu. Er schänkt sich sein Glas voll, leert es auf einen Zug und beginnt dann, während er träumerisch vor sich hinblickt, als sähe er die Vergangenheit vor sich, mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme: „Es war an einem Tage wie heute“ ... Es folgt nun eine eingehende poetische Schilderung des Tages, der wie der heutige gewesen ist, und dann eine Geschichte von glühender Liebe und glühendem Hasse, engelhafter Güte und teuflischer Bosheit, von schneeiger Unschuld und schwarzem Verrate, von gebrochenen Schwüren und gebrochenen Herzen, kurz eine überaus rührende Geschichte, die sehr mannigfach sein kann, in der aber immer Eines sicher vorkommt, — die selbstlose, aufopfernde Helfer- und Vertrautenrolle des Erzählers. Nachdem er sie unter allgemeiner athemloser Spannung und tiefster Theilnahme beendet hat, fährt er sich langsam über die hohe Stirn, als wollte er die trüben Gedanken von dort verscheuchen, lächelt wehmüthig, bietet der Gesellschaft mit umflorter Stimme Gute Nacht und entfernt sich, alle in unsagbarer Bewegung zurücklassend.*)

Nicht selten kommt es auch vor, daß Ich Nr. 2 dem Ich Nr. 1 gleich, nachdem er ihn kennen gelernt hat, ein umfangreiches Paket überreicht, das seine Lebensgeschichte enthält. Ich Nr. 1 hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sich hinzusetzen und sie zu lesen, ohne auf das Vorrücken der Zeit zu achten. Erst wenn der Morgen seinen ersten bleichen Schein zum Fenster hineinwirft, ist Ich Nr. 1 mit der fesselnden Lectüre zu Ende.

Und diese scheint ihm so interessant, daß er sie dem Publicum bekannt giebt, wohl mit Erlaubniß von Ich Nr. 2. Es ist anzunehmen, daß er sich das Manuscript für die Drucklegung ausgeborgt, oder aber daß er es abgeschrieben hat, was freilich eine Herkulesarbeit sein muß; denn daß er sich das alles gemerkt haben soll, das wäre selbst für einen Ich etwas Unmögliches.

Wenn Ich die Namen der in seiner Geschichte vorkommenden Personen zu verändern pflegt, was man bei seinem Zartgefühl wohl voraussetzen darf, so ist das ganz zu begreifen: warum er dies aber auch mit seinem eigenen Namen thut, ist nicht einzusehen. Das Incognito hat da ja keinen Zweck; auf dem Titel der Geschichte steht ja doch sein wirklicher Name oder der, unter dem er schreibt. Es nimmt sich aber recht sonderbar aus, wenn sich Ich in dem Buche z. B. Hans und auf dem Buche Fritz nennt.

Kaum viel weniger befremdet es, daß sich Ich in seinen Geschichten fast nie als Schriftsteller giebt, was er doch in Wirklichkeit ist; und daß er diesen Beruf nur so nebenbei betreibe, ist doch kaum immer anzunehmen, denn dann würde er kaum Zeit finden, so dicke und so zahlreiche Bände vollzuschreiben.

Gar arg, ja geradezu lächerlich werden diese beiden Widersprüche, wenn Ich in einem Buche mehrere Geschichten erzählt und in jeder als ein Andrer auftritt, in der ersten als Arzt, in der zweiten als Offizier, in der dritten als Förster, dann als Lehrer u. s. w., natürlich auch jedesmal unter anderem Namen, während er in Wirklichkeit natürlich nur einen Namen hat, nur einer, meist aber keiner der erwähnten Berufsarten, ja manchmal nicht einmal demselben Geschlechte angehört, sondern ein Blaustrumpf ist.

Dieser krasse Widerspruch zwischen dem, was Ich zu sein vorgiebt, und was er thatsächlich ist, stimmt schlecht zu seinen übrigen glänzenden Eigenschaften, ja er könnte einen auf die Vermuthung bringen, auch diese seien in Wahrheit gar nicht vorhanden, es sei alles unwahr, was er erzählt, seine ganze Geschichte sei nichts als eine Orgie seiner Eitelkeit in epischer Form.

*) Natürlich, ohne seine Zeche beglichen zu haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Im Moskauer Straßenleben.

Bilder von russischer Eigenart, von Karl Noetzel (Moskau).

Was dem unbefangenen Ausländer den Aufenthalt in Rußland so reizvoll und tief belehrend gestaltet, ist die Natürlichkeit, die Einem auf Schritt und Tritt begegnet. Allerdings lassen sich Anfangs Viele stark niederdrücken durch den massenhaften Anblick des Elends. Sehr zart besaitete Gemüther können das nie überwinden. Aber man sollte doch auch dankbar sein dafür, daß Einem eben die Gelegenheit geboten wird, das Reinmenschliche des Elends in nächster Nähe kennen zu lernen. Denn daß Elend, sehr viel Elend existirt, wissen wir ja; in Culturstaaten verbirgt es sich, hier liegt es zu Tage. Man wende nicht ein, daß man mit der Zeit dagegen abgestumpft werde. Das tritt nur bei Solchen ein, deren Nerven allein beim Anblick des Elends erregt werden. Daß die Nerven sich gewöhnen, ist ein Vortheil, indem sie Einen alsdann nicht mehr daran hindern, thätig einzugreifen und im wörtlichen Sinne Alles anzufassen, wie es hier ein wirklich Wohlwollender einfach muß. Verloren geht nur die nervöse Furcht und der ästhetische Abscheu vor dem Anblick von Elend, Schmutz und Krankheit, gewonnen wird tiefes Verständniß und Mitleid für Allzumenschliches und die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Auf Letzterer beruht vielleicht hauptsächlich die überragende Größe eines Dostojewsky, eines Tolstoj. Der erst 28jährige hochbedeutende Gorki durchzog als Vagabund das weite Rußland. Aber welche Schätze förderte er auch aus den unerschöpflichen Tiefen der Volksseele! Denn bei halben Naturvölkern ist für den einigermaßen Entwickelten das Leben selbst die Erzieherin zur Menschlichkeit.

Man glaube aber darum nicht, daß es trostlos und trübselig sei auf den Moskauer Straßen oder den Boulevards, die die ganze Stadt umkränzen. Das russische Volk ist im Großen und Ganzen von einem außerordentlich glücklichen Charakter und immer aufgelegt zu Scherzen und endlosem Geschwätz. Sobald sich daher Auge und Ohr auch nur etwas gebildet haben, sieht man auf Schritt und Tritt höchst charakteristische Scenen und hört Gespräche von oft verblüffender Prägnanz des Ausdrucks oder entzückender Naivetät. Auch sind die meisten Kinder aus dem Volke äußerst gesund und kräftig, da ja der Rauhheit des Klimas und der Primitivität der Verhältnisse wegen die schwachen Kinder früh in der Jugend wegsterben. Elend sehen eigentlich nur die kleinen Handwerksjungen aus, die vielfach in abscheulichen Kellerräumen arbeiten müssen. Das ist ein sehr, sehr dunkler Punkt des russischen Gewerbelebens, der einer viel größeren Beachtung werth wäre, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist. Wenn man diese kleinen schmutzigen Jungen barfuß, nur mit einem rothen Hemde, aus dessen aufgekrempelten Aermeln die zum Zerbrechen dünnen nackten Aermchen herausschauen, und mit einer sehr diaphanen Hose bekleidet, über die Straße hüpfen sieht, so sind sie meist sehr guter Laune und immer zu Gassenbubenstreichen aufgelegt. So wirkt der glückliche Volkscharakter und die naive Lebensfreude auch in diesen armen Geschöpfen, die sich durch ihre gelbe Gesichtsfarbe und ihre schmächtigen Glieder als die richtigen Kinder des Proletariats documentiren. Wohler aussehend und oft bildhübsch sind die unzähligen fliegenden Verkäufer von Obst, zweifelhaften Süßigkeiten und jener Flüssigkeit, welche die Franzosen so bezeichnend „limonade de cochons“ genannt haben, russisch Kwaß. Und doch haben es auch diese kleinen Kerle, die von Unternehmern auf den Dörfern saisonweise gemiethet und schlecht genug gehalten werden, nicht leicht. Aber sie sind fast immer in der freien Luft, ebenfalls meist sehr guter Laune und haben außerdem reichliche Unterhaltung, da das Volk unter einander äußerst gesprächig ist, und der Russe sich Kindern gegenüber fast immer freundlich benimmt. Letztere außerordentlich sympathische Eigenschaft des gemeinen Mannes giebt dem Volksfreunde mannigfaltige Gelegenheit, mit aufrichtiger Freude wahrzunehmen, wie selbst sehr armer Eltern Kinder in der Regel von diesen auf das Beste behandelt werden. Auch die Kinder unter sich vertragen sich ausgezeichnet, und dem Ausländer wird es stets auffallen, daß man fast gar keine sich prügelnden Gassen-

buben sieht. Die sind alle „frères et cochons“ mit einiger Betonung des Letzteren. Diese Verträglichkeit ist ungemein löblich. Weniger sympathisch berührt es uns, daß, wenn sich einmal Buben schlagen, meist der viel ältere und größere den kleineren mißhandelt. Jeder deutsche Knabe würde sich solcher Feigheit schämen. Unserer Ansicht nach fehlt dem russischen Volke indeß vollständig jener Sinn, den wir als „ritterlich“ bezeichnen. Steht man z. B. in der Eisenbahn oder im Concertsaale auf, um einer Dame seinen Platz anzubieten, so wird man mit großen Augen angesehen und zwar mit entschiedener Sympathie. „Das hätte ich auch thun sollen,“ denkt sich der Russe; ihm ist aber einfach die Idee gar nicht gekommen, und eigentlich freut ihn das, denn es wäre unbequem gewesen. Vielleicht ist auch das nur eine Folge seiner rein menschlichen Denkungsweise: er erkennt eben dem weiblichen Geschlechte durchaus keinen Vorrang zu, weil er es nicht für schwächer hält. Dazu ist er allerdings insofern berechtigt, als die russische Frau meist viel energischer und praktischer ist als der Mann. In der That ist vor Kurzem ein russischer Publicist dafür eingetreten, daß die Zuvorkommenheit gegen die Damen durchaus unlogisch sei und in Widerspruch mit der Frauenemancipation stehe. Einer selbstständigen Frau müsse die Galanterie nothwendiger Weise beleidigend vorkommen. Vielleicht hat der Betreffende Recht, und sind wir nur in den Vorurtheilen des „faulen“ Westens befangen, wenn wir die Galanterie, allerdings ausgedehnt auf alle Mitglieder des weiblichen Geschlechts in allen Ständen und Altersstufen, durch uns beibehalten wissen möchten als eine höchst nothwendige freiwillige Beschränkung des maßlosen modernen Egoismus. Aber kehren wir wieder zu den Glücklichen zurück, die sich den Luxus leisten können, ungalant zu sein, nämlich zu den Gassenbuben. Eine weitere höchst interessante, leider bald verschwindende Categorie davon sind die Pferdebahnjungen. Ihre Aufgabe ist es, an sehr steilen Stellen der „Siebenhügelstadt“ zwei Pferde mehr vorzuspannen und anzutreiben, indem sie auf dem einen reiten. Schade, daß sich bis jetzt kein großer Maler dieser originellen, frischen Erscheinung angenommen hat. Wenn ein ganzer Trupp solcher Jungen angesprengt kommt in Mänteln von einem undefinirbaren Graubraun, an denen die Witterung wohl der Hauptfärbemeister war, dann leuchtet auf den wettergebräunten, rauhen jugendlichen Gesichtern eine Lebensfreude, als ob sie zum Cavallerie-Garderegiment Sr. Majestät gehörten und eine kühne Attacke ritten. Dabei werden die armen Burschen sehr überanstrengt und öfters sieht man sie schlafend auf den Hals ihrer Pferde gebeugt. Mit ihren Thieren verstehen sie sich natürlich ausgezeichnet. So sah ich einmal, wie ein Pferd dem neben ihm kauernden Knaben einen Huf in den Schooß stellte. „Du bist wohl müde,“ sagte der Knabe, „ich auch!“

Wie schon erwähnt, herrscht allenthalben eine große Neigung zur Unterhaltung und zum Scherz. Dort kommt z. B. ein Trupp kleiner Volksschulmädchen lärmend an einem alten Bauern vorbei gerannt. Der bleibt stehen und ruft ihnen lachend nach: „Wenn Ihr Euch so benehmt, werdet Ihr keine Männer bekommen.“ Die Kinder drehen sich um und schreien: „Wir wollen ja gar keine.“ „Ach,“ antwortet der Alte, „das sagen Alle.“ Und lange noch lacht er vor sich hin. Auf den Mund gefallen sind die Kinder hier überhaupt nicht. So setzt sich ein kleines, schmächtiges Mädchen auf den Rand eines leeren Schlittens. Mißmuthig dreht sich der Kutscher um. „Ich bin ja so leicht,“ sagt die Kleine, und damit giebt sich der Kutscher zufrieden und läßt sie ruhig mitfahren. Einer der bezeichnendsten und liebenswürdigsten Züge des Moskauer Straßenlebens ist der, daß die Kinder bei allen Erwachsenen Entgegenkommen, ja sogar Verwöhnung voraussetzen. Häufig ist es mir begegnet, daß einer der sehr kleinen Gymnasiasten von acht oder neun Jahren, die in ihren eselsgrauen Mänteln, langen Hosen und großen Ranzen sehr possirlich aussehen, auf mich zukam und mich bat, ihm den Mantelkragen in die Höhe zu schlagen, da ihm seine Ohren frören.

Die russische Frau ist im Allgemeinen ein ganz vorzügliches Material, wie schon aus der Literatur bekannt sein dürfte. Daß sie es sehr schwer hat, lehren uns die häufigen Familientragödien auf der Straße. Alltäglich kann man mitansehen, wie eine arme Frau ihren sinnlos betrunkenen Gemahl nach Hause schleppt, oder wie ihr hierbei die Kraft versagt und sie neben ihm am Straßengraben sitzt und ihn anfleht, mit ihr nach Hause zu kommen. Erfreulicher und nicht allzuselten ist der Anblick einer resoluten Ehehälfte, welche unter kräftigen Püffen den trunkenen Herrn Gemahl heimwärts befördert. Es gilt als selbstverständlich, daß der Mann das Recht hat, seine Frau zu schlagen. Ja, es heißt im Volksmunde, daß der Mann, der seine Frau nicht schlägt, sie auch nicht liebt. Da es als Unrecht betrachtet wird, sich in derartige Familienstreitigkeiten einzumischen, kann man zuweilen solch' widerliche Scenen mit ansehen, die sich vor einem großen Zuschauerkreise abspielen, der noch dabei in weniger roher als gedankenloser Weise sich höchlich amüsirt. Ein Ausländer wird wohl stets mit Fug und Recht eingreifen, um die mißhandelte Frau zu vertheidigen. Er kann aber dabei so schnöde abgefertigt werden, wie es mir einmal begegnete. Ich sah mich nämlich veranlaßt, einen betrunkenen Eheherrn, der seine am Boden liegende Frau unbarmherzig mit Fäusten bearbeitete, der Situation entsprechend etwas unsanft bei Seite zu stoßen. Da rief die mißhandelte Gemahlin mir, ihrem Ritter, zu: „Mach', daß Du fortkommst, Dummkopf!“ — Ich befolgte den Rath.

Die Bettelei ist auf den Straßen Moskaus ungehindert und sehr lästig. Bei der russischen Gutmüthigkeit ist sie kein schlechtrentirendes Gewerbe. Dafür läßt sich aber auch der richtige Russe vom Bettler herausgeben, z. B. auf ein Zweikopekenstück einen Kopeken. Man sieht oft grauenhafte Gestalten, wie jene meist jungen Mannspersonen, die bei unbarmherzigem Froste, nur mit Hemd und Hose bekleidet, barfuß von einem Fuß auf den andern hüpfen — meistens vor einer Schnapsbude, wo die eben erlangten Almosen allsogleich vertrunken werden; hierauf beginnt die grausige Komödie von Neuem. Für solche Widerlichkeiten wird man aber hier und dort durch den Anblick wahrhaft altchristlichen Wohlthuns entschädigt. So sah ich einen alten, ehrwürdigen Kaufmann in der hergebrachten Tracht des langen schwarzen Rockmantels und in hohen Stulpenstiefeln, der seine Cigarette aus dem Munde nahm, sie einer alten schmutzigen Bettlerin gab und, nachdem diese mehrere Züge daraus gethan hatte, sie gelassen wieder in den eigenen Mund steckte und, froh seiner guten That, seinen Spaziergang fortsetzte. Wenn ich mich bei diesem Anblicke auch nicht eines gewissen Grauens erwehren konnte, so mußte ich mir doch sagen, daß ich einer Wohlthat im echten Sinne des Wortes beigewohnt hatte.

Am Almosengeben betheiligen sich alle Gesellschaftsclassen und Altersstufen, wie es scheint, die niederen Classen am meisten. Einmal sah ich, wie ein kleiner ärmlicher Handwerksjunge einem Bettler ein Geldstück gab. Der nahm mit der einen Hand das Geld und faßte mit der anderen die Thürklinke einer Schnapsbude, vor der er gestanden hatte. Rührend war der schmerzlich enttäuschte Gesichtsausdruck des Knaben. In dem kleinen Kopfe mag zum ersten Mal die Idee aufgedämmert sein, daß nicht jede beabsichtigte Wohlthat zum Besten ausschlägt. Im Ganzen nimmt man es damit in Rußland nicht so genau. Kräftigen Männern und Frauen gebe man nichts, aber ob schließlich das alte Mütterchen oder der Krüppel sich Brod oder Schnaps für die paar Kopeken kaufen, kommt doch eigentlich nicht in Betracht. Reich sind sie gewiß nicht, und ein kleines Vergnügen kann man ihnen auch gönnen. Dies ist nun im Allgemeinen die russische Anschauungsweise, und ich finde sie nicht unrichtig. Natürlich ist eine solche Auffassung nur dadurch zu rechtfertigen, daß eine obligatorische Armenpflege nicht existirt, und daher auch das Betteln nicht verboten werden darf. Schlimmer als die Bettelei ist die unselige Trunksucht. Ihren Ursprung hat sie gewiß aus der Zeit der Leibeigenschaft, wo das Trinken das einzige Vergnügen bildete. Wesentlich befördert wird sie durch die schlechte Ernährung und durch die fehlende Elementarbildung, d. h. der Mann, der nicht lesen und nicht schreiben kann, langweilt sich in der arbeitsfreien Zeit, — und daran ist in Folge der vielen Feiertage Ueberfluß — und das treibt ihn in die Schänke. Man hat übrigens schon lange die Verbreitung der Volksbildung als bestes Mittel gegen die Trunksucht erkannt und bestrebt sich, in dieser Weise dem unseligen Nationallaster zu Leibe zu gehen.

Einen traurigeren Anblick als den eines sinnlos Betrunkenen giebt es kaum, da dessen Ausdruck hier fast stets unsagbar trostlos ist. Und dann ist man auch so an derartige Erscheinungen gewöhnt, daß oft Todtkranke oder Todte für Betrunkene gehalten und dementsprechend behandelt werden, d. h. sie werden nicht eben zartfühlenden Ernüchterungsversuchen unterworfen. Eines dieser Mittel besteht in einem höchst unsanften Reiben der Ohren mit den flachen Händen. Schutzleute führen dies oft mit sichtlichem Behagen aus und meinen dabei noch witzig zu sein. — Aus diesem Gedankenkreis heraus ist der Sprung in das Thierreich nicht allzu unvermittelt; ich will nämlich von der Thierquälerei sprechen.

Im Winter sind Moskaus vereiste Straßen durchzogen von tiefen Querfurchen, Furchen der Qualen; denn da hinein stampfen die keuchenden Pferde ihr wortloses Leiden, indem sie sich mit den Hufen anklammern, um die überschwere Last weiterzuziehen. So ist das ganze weite Moskau durchquert von den Furchen unsagbarer Pferdequalen. Dennoch ist der Russe kein bewußter Thierquäler, wie beispielsweise der Südländer, denn er ist von Hause aus gutmüthig. An seiner Grausamkeit hat außer Faulheit und Nachlässigkeit nur ein Mangel an Phantasie Schuld und seine Gedankenlosigkeit. Fällt zum Beispiel eines dieser kleinen struppigen, unendlich elenden Thierchen, so ist er zu faul, es auszuspannen und findet es praktischer, es durch Tritte in den Bauch zum Aufstehen zu zwingen. Indeß werden solche widerliche Scenen schon viel seltener, seit der Thierschutzverein und seine Tendenzen im Publicum eine so große Popularität gefunden haben, und das spricht wieder sehr für das russische Publicum. Jeder Schutzmann ist verpflichtet, einem Mitgliede des übrigens internationalen Thierschutzvereins unverzüglich seine Hülfe angedeihen zu lassen; sei es, daß ein schuldiger Fuhrmann auf die Polizei gebracht, eine allzu große Last einfach abgeladen oder ein krankes Pferd ausgespannt und in den Stall geführt wird. Man braucht auch gar nicht Mitglied des Thierschutzvereins zu sein; bei der großen Demuth des durch die Leibeigenschaft an's Gehorchen gewöhnten Volkes genügt meist schon ein strenger Blick, um einer Thierquälerei ein augenblickliches Ende zu bereiten. Einmal fiel mir ein Fuhrmann, den ich angeschrieen hatte, zu Füßen und bat um Verzeihung. Ich entgegnete ihm, er solle sein Pferd um Verzeihung bitten, das er beleidigt habe, nicht mich. Damit begnügte ich mich indeß. Uebrigens kann ich mich in solchen Situationen nie der Einsicht erwehren, daß die Lastfuhrleute selbst, halberfrorene und stets mehr oder weniger betrunkene, in Lumpen gekleidete Halbthiere, viel mehr des Mitleids werth sind als die Pferde, die doch schließlich Thiere sind, und daß demnach ein Menschenschutzverein entschieden größere Berechtigung hätte als ein Thierschutzverein. Einstweilen aber muß man sich mit dem Erreichbaren begnügen und froh sein, daß die armen Pferde mit ihren oft

wahrhaft menschlichen Leidensgesichtern geschützt werden. So manches Mal hat mich auch der sprechende Blick eines durch mich von seinen Qualen befreiten Pferdes den ganzen Tag über wie ein stiller Segen begleitet und schien mir das Gescheidteste meines vielseitigen Tagewerkes.

Doch kehren wir zu etwas Liebenswürdigerem zurück, zu den Moskauer Droschkenkutschern. Dieser sehr originelle Stand bildet für den Volksfreund eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung. Fast alle Ausländer schimpfen auf die Droschkenkutscher, weil sie sie nicht verstehen und auf alles Russische principiell schimpfen; Viele schlagen sie, denn das ist sehr unriskant, da den armen Burschen noch immer der knechtische Sinn der Leibeigenschaft innewohnt. Das wird übrigens auch bald anders werden. Ich für meine Person ziehe die Moskauer Droschkenkutscher allen anderen vor; sie sind äußerst gutmüthig, märchenhaft naiv und stets zu liebenswürdiger Unterhaltung bereit. Man bezeichnet sie häufig als Spitzbuben; ich glaube aber, daß sie häufiger betrogen werden, als betrügen. Bei der Polizei Hülfe zu suchen, dazu werden sie sich nur im äußersten Falle entschließen und das sehr begreiflicher Weise. Da es in Moskau keine Taxe giebt, so einigt man sich stets vorher mit dem Fuhrmann um den Preis, steht aber dann auch gleich mit ihm in einem sehr familiären Verhältniß. Mit Leichtigkeit veranlaßt man ihn, seine Familienverhältnisse auszukramen, wobei er es denn selten an guten Rathschlägen fehlen läßt, namentlich über das Bessere des Nichtheirathens. Hat er großes Vertrauen gewonnen, so trägt er einem wohl auch seine wissenschaftlichen Bedenken vor. Einer fragte mich einmal, wo die Sonne in der Nacht bliebe. Sehr angenehm berührte mich das Zartgefühl eines Anderen, der mir einen kleinen Umweg vorschlug, um hinter einem Leichenwagen herzufahren, der sonst seine Geleitschaft hatte. Daß übrigens gelegentliche Impertinenzen bei einer solchen Familiarität mit unterlaufen, ist recht erklärlich. Einer der Fuhrleute, mit denen ich öfters fahre, war mit meinem Preise nicht zufrieden und sagte: „Sie sind geiziger geworden, Sie wollen wohl heirathen?“ — Als mich ebenderselbe einmal zum Verzweifeln langsam fuhr und ich ihm sagte: „Du hast ja eine Kuh vorgespannt, kein Pferd“, meinte er gemüthlich: „Mein Pferdchen kostet ja auch bloß 20 Rubel, was wollen Sie Besseres dafür verlangen?“

So viel über das Moskauer Straßenleben.

Aus der Hauptstadt.

Hulagu und Saryt.

Eine asiatische Geschichte von Max Hoffmann.

Der junge Mongolenfürst Hulagu residirte gewöhnlich in Kungrad an den rauschenden Wassern des Amu Darja. Hier hatte er sich dicht am sanft ansteigenden Flußufer im phantastischen Stile des Orients eine Art Schloß erbauen lassen, das sich sonderbar genug in der Umgebung russischer Zelte und alter Filzjurten seiner kriegerischen Unterthanen ausnahm. Von den halb europäisch, halb barbarisch ausgeputzten Gemächern dieses Gebäudes führte ein verdeckter Gang nach Westen zu zierlichen bunten Kiosken, in denen seine dreihundert Frauen untergebracht waren, ein östlicher Gang aber lief zum kuppelförmig überdachten Tempel, wo der Fürst täglich mehrere Male andächtige Gebetsübungen zu verrichten pflegte. Eine prächtige, auserwählte Leibwache von hundert bis an die Zähne bewaffneten, stattlichen Turkmenen umgab ihn bei seinen Ausritten; des Nachts aber wachte vor seinem Bett eine riesige Dogge, die er von seinen Vätern ererbt hatte und die schon ein treuer Hüter seiner Vorfahren gewesen war. Dieser Hund, Sarыt mit Namen, hatte dem Großvater des jungen Fürsten mehrere Male bei räuberischen Ueberfällen durch benachbarte Stämme das Leben gerettet und war dem Enkel als werthvolles Erbstück hinterlassen worden.

Eines Nachts, nach einem Festgelage, bei dem er reichlich auf das Wohl seiner Unterthanen getrunken, hatte Hulagu einen schweren Traum. Er sah von Sonnenuntergang her ein gräßliches Gespenst, das einer riesigen, rothen Schlange glich, auf sich zukommen. Der Kopf des Ungethüms war allein so groß wie ein Elephant, die tellergroßen Augen glühten wie kleine Sonnen, und feuriger Athem dampfte aus seinen Nüstern. Mit unheimlicher Macht kam es näher und näher, und die Erde bebte bei seinem rasenden Laufe. Hulagu schrie auf und erwachte. Der Hund, der vor seinem Bette lag, knurrte. Warum knurrte dieses Thier? Hatte es etwas von dem Traum gemerkt? Durfte sein Herr nicht schreien? Als sich Hulagu diese Fragen stellte, empfand er eine Art Belästigung durch den Hund und begann nachzudenken. Sollte mit der Traumerscheinung vielleicht Saryt gemeint sein, von dem ihm Unheil drohe? Wie, wenn dieser Hund plötzlich toll würde und über ihn herfiele? Ja, es wurde ihm zur Gewißheit: Die Vorsehung hatte ihm diesen Traum geschickt, um ihn zu warnen! Dieser gefährliche Hund mußte entfernt werden, durfte wenigstens des Nachts nicht mehr in seiner Nähe geduldet werden! Was hat man nicht Alles von solchen Hunden erlebt! Sie erkennen plötzlich, durch irgend eine böse innere Krankheit gestört, ihre Umgebung nicht mehr, suchen Holz und Steine zu zerbeißen und fallen den eigenen Herrn an. Und wenn man auch nur unbedeutend verletzt wird, so kann sich daraus nach neun Tagen, neun Monaten oder neun Jahren eine schreckliche Krankheit entwickeln, die unter entsetzlichen Qualen zum Tode führt. Nein, es ist kein Spaß, einen solchen Hund um sich zu haben!

Er langte nach dem ledernen Lasso, der stets über seinem Haupte hing, und versetzte damit dem immer noch knurrenden Thier einen derben Schlag. Dieses, das nie Schläge bekommen hatte, heulte und sprang empor. Schnell war auch Hulagu von seinem Lager und auf beiden Beinen. Er glaubte nichts Anderes, als daß der Wächter seines Schlafes auf ihn los wolle, und begann wüthend auf ihn einzuhauen. Die bleiernen Knöpfe des Riemens trafen den Schädel, daß das Blut hervorquoll. Rasch drängte Hulagu, der sehr jähzornig war, das Thier nach der offenen Terrasse, und mit einem kräftigen Fußtritt schleuderte er es über die Brüstung, daß es in weitem Bogen in das Wasser platschte, wo es sogleich von den Wellen mit fortgerissen wurde. Eine geraume Zeit hörte Hulagu das Heulen des Hundes, dann aber wurde es schwächer und schwächer, bis es sich in der Ferne mit dem gurgelnden Ton der Wellen vermischte und dann verlor. Der Fürst lauschte lange aufmerksam in die milde Sommernacht hinaus, schaute dann befriedigt zum Sternenhimmel empor und warf einen Herrscherblick auf die wie Ameisenhügel daliegenden Zelte. Dort schlummerten friedlich seine wohlregierten Unterthanen, kein häßlicher Laut störte ihre sorglose Ruhe; denn über ihnen wachte er, der muthige, mächtige Fürst, der für ihr Wohl sorgte und alles Weh rastlos von ihnen fernhielt. Er begab sich nachdenklich zum Kiosk seiner Lieblingsfrau, wo er sich behaglich auf den schwellenden Kissen ausstreckte, um ruhig bis in den Tag hinein zu schlafen.

Drei Tage nach dieser Begebenheit langten russische Kaufleute in Kungrad an. Sie brachten aus dem schimmernden Moskau schöne neue Zelte, die man in wenigen Minuten aufstellen und ebenso schnell zusammenschieben und auf die Kameele laden kann, dann Gewehre, mit denen man weiter schießen kann, als das schärfste Auge reicht, und Branntwein, so scharf und klar, daß ihn der weiße Czar, der Herr der Erde, nicht besser zu trinken bekommt.

„Komm her, Brüderchen“, hieß es auf dem Markt, „sieh, für Deine beiden elenden Mähren geb ich Dir dieses schöne Gewehr! Es ist bei Gott, dem Allwissenden, ein schlechtes Geschäft, das ich mache, und der Teufel wird über meine Dummheit lachen; aber Du bist ein tapferer Held und allein würdig, eine solche Waffe zu tragen. — Komm, Schwesterchen, sieh, ich geb' Dir dieses schöne bunte Kleid, wie es die Großfürstin in ihren tausend Palästen nicht besser trägt, für den werthlosen Teppich, den Du in Deinen Mußestunden geknüpft hast! Beim Himmel, ein elender Tausch für mich! Kauft Leute, kauft!“ Und jedes Mal gab es für den Käufer ein großes Glas krystallhellen Schnaps dazu. Hei, das war ein Leben!

Die Händler hatten viel zu erzählen von ihrer weiten Reise. Immer und immer wieder aber kamen sie auf eine Geschichte zurück, bei deren Erwähnung ihnen die Thränen des Mitleids in die Augen traten. „Zehn Werst nördlich von hier ist es,“ so sprachen sie, „da, wo der Fluß den starken Strudel bildet, an den sich Keiner heranwagen darf, dem sein Leben lieb ist. Dort, zwischen den Felsen des schäumenden Wirbels, ist ein großer Hund eingeklemmt, der fast todt zu sein scheint, aber von Zeit zu Zeit klägliche, winselnde Laute ausstößt. Es ist ein

Jammer, daß die arme Creatur so verlassen in Elend und Schmerz dahinsterben muß; doch jeder ist hilflos vor der Gewalt des Wassers! — Noch ein Glas, Väterchen? Kauft, liebe Leute, kauft!"

Diese Geschichte kam auch vor Hulagu, und er war sehr überrascht, als er die Kunde vernahm. Er ließ seine Dienerschaft zusammenrufen und herrschte sie an:

„Wo ist Sarnt?"

„Herr, wir haben ihn seit drei Tagen nicht gesehen."

„Wie? Und das wagt Ihr mir jetzt erst zu sagen? Warum hat man mir das nicht längst mitgetheilt?"

„Herr, wir dachten, er wäre in einem Deiner Zimmer verborgen."

„Ihr dachtet? Da seht Ihr, was für unnützes Zeug herauskommt, wenn Ihr denkt! Sofort nachforschen!"

Es wurde im ganzen Schloß und der Umgegend gesucht und festgestellt, daß Sarnt verschwunden sei. Man sprach schüchtern die Vermuthung aus, daß das Thier wahrscheinlich des Nachts auf die Terrasse gegangen, hinuntergefallen und von der Strömung mit fortgerissen worden sei, und der Fürst bestätigte nachdrücklich diese Ansicht.

Er befahl seiner Leibwache, unverzüglich aufzusitzen. In fünf Minuten war alles zu Roß, die Trompeten schmetterten, die Waffen klirrten, und der Sand knirschte unter den stampfenden Hufen. In scharfem Trabe ging es nach der von den Kaufleuten angegebenen Stelle. Dort angekommen erkannten alle, daß jenes Thier, über das gierige Wellen bisweilen hinwegspülten und das, überall triefend, fast von Wasser durchdrängt zu sein schien, allerdings Sarnt, der Hund des Herrn sei. Nach kurzer Beratung kam man überein, daß ein Floß gebaut werden müsse. Ein kleines Wäldchen in der Nähe lieferte die Stämme, und endlich war ein geeignetes Fahrzeug hergestellt, auf dem beherzte Krieger nach Anordnung Hulagu's, der sehr eifrig dabei war, quer durch die Strömung zu dem Felsen rudern mußten, um Sarnt zu retten. Kaum aber war man in seine Nähe gekommen, so öffnete der Hund die schon geschlossenen Augen, zeigte einen ganz unverständlichen Haß und schnappte wüthend nach den Händen, die ihn aus seiner traurigen Lage befreien wollten. Einem Soldaten gelang es endlich, das Thier von den einklemmenden Felsstücken frei zu machen; in demselben Augenblick aber wurde es von den Wellen erfaßt, eine geraume Zeit in dem furchtbaren Strudel umhergewirbelt und verschwand dann unter der Oberfläche, um wahrscheinlich nach dem nicht fernen Aralsee mit fortgeführt zu werden.

Hulagu war untröstlich. Er rang die Hände, fluchte auf seine Soldaten und ließ, in Kungrad angekommen, durch ein Dutzend reichgeschmückter Herolde die traurige Nachricht vom Tode des Sarnt allen seinen Unterthanen verkünden. In seinem Tempel aber, wo er täglich andächtige Gebete zu verrichten pflegte, ließ er eine große steinerne Tafel anbringen mit der Inschrift in Goldbuchstaben:

Dem Gedächtniß des Sarnt,
des edelsten der Hunde,
dem treuen Hüter seiner Väter,
widmet diese Ehrentafel
in Dankbarkeit
Hulagu, der Gewaltige.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Thomas Theodor Heine

schreibt uns in seiner temperamentvollen und gründlichen Art:

Geehrte Redaction!

In der Nummer 16 Ihres geschätzten Blattes befindet sich ein Aufsatz über mich, von dem ich erst spät Kenntniß erhielt. Der Leser muß den Eindruck erhalten, als ob der Verfasser mit mir persönlich bekannt sei, mich in meinem Atelier besucht habe und das dort Gehörte und Beobachtete in seinem Artikel wiedergebe. Einige Sentenzen sind in Anführungszeichen gesetzt, so daß der Anschein erweckt wird, es seien meine eigenen Worte. Ich bitte Sie zu erklären, daß der Verfasser mir völlig unbekannt ist, mich nie besucht hat, und daß seine Schilderungen freie Erfindungen sind, die ein ganz falsches Bild meiner Person, meiner Ansichten und Bestrebungen geben. Es ist falsch, daß ich immer mehr geulkt als gelernt habe, und daß ich nicht ordentlich zeichnen lernte. Den Ausspruch: man hat immer einen Stil, wenn man nicht richtig zeichnen kann, habe ich in diesem Sinne nie gethan. Es ist falsch, daß ich nicht besondere Sorgfalt auf die Technik verwende; es ist falsch, daß mir die Idee die Hauptsache ist. Es ist falsch, daß ich eigentlich Journalist bin. Es ist falsch, daß ich ein Socialdemokrat bin oder überhaupt eine politische Ansicht habe. Es ist falsch, daß ich abstracte Thesen bildlich beweise. Es ist falsch, was der Verfasser über meine Festungshaft schreibt, und diese Unrichtigkeit ist mir besonders peinlich. Auf der Festung war mir weder die Gelegenheit zum Zeichnen genommen, noch wurde ich, wie in dem Aufsatz erzählt wird, strafweise damit beschäftigt, gewisse allergeheimste Gelasse zu reinigen. Ich wurde im Gegentheil sehr human behandelt und habe mich niemals abfällig über die Behandlung geäußert. Es ist falsch, daß ich gesagt haben soll, der journalistische Beruf sei wichtiger als die Schwartenmalerei, und daß ich nur zuweilen male, um den Collegen zu zeigen, daß ich das auch kann. Ich bin im Gegentheil der Ansicht, daß es angenehmer und edler ist, Bilder zu malen, als Caricaturen zu zeichnen. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie Ihrem Leserkreis, sowie den Blättern, die Ihren Artikel abdruckten, Kenntniß von dieser Berichtigung geben wollten.

Hochachtungsvoll

Thomas Theodor Heine.

Wir hoffen, daß der Verfasser des incriminirten Aufsatzes „Münchner Caricaturisten", Herr Arthur Roeßler, trotz alledem Anlaß hat, sich Th. Th. Heine's geharnischte Epistel hinter den Spiegel zu stecken. Allerdings müßte er dann nachweisen können, daß er nicht geflunkert hat.

Die Red.

Notizen.

Der Dichter der Geschichtsdramen „1812", „Mohamed" und „König von Rom", die in unserem Königlichen Schauspielhause gegeben und s. Z. hier eingehend besprochen worden sind, Otto von der Pfordten hat in Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, Studien über das „Werden und Wesen des historischen Dramas" veröffentlicht. Gründliche Kenntniß des Gegenstandes und die Kunst, in treuer Arbeit Gefundenes durch flüssige, dabei schlichte Darstellung dem großen Kreise der Theaterfreunde zugängig zu machen, zeichnen das Werk aus. Pfordten ist nicht der Mann der blendenden Aperçus, die jetzt allzu oft den Ruhm des Literarhistorikers ausmachen; ruhige Gemessenheit, die den Feuilletonstil abweist, aristokratische Kühle weht durch sein Buch, und doch liest man zwischen den Zeilen, daß er mit ganzem Herzen an den Thesen hängt, die er aufstellt. Daß er selber inbrünstig nach den Lorbeeren ringt, den die von ihm analysirte Muse zu vergeben hat. Pfordten scheint uns indeß ein besserer Theoretiker als Praktiker. Er hat Recht, wenn er die Abneigung der noch immer maßgebenden Berliner Kritik gegen das geschichtliche Drama und etliche unglaublich alberne Urtheile über Wildenbruch, unnöthige Gehässigkeiten gegen sein eigenes Schaffen tadelt. Wenn er indeß umständlich darstellt, wie seine historischen Dramen zu Stande kommen, wie er sich mühevoll das Material dazu verschafft u. A. m., dann verräth er, daß er wohl zu den Berufenen, nicht aber zu den Auserwählten zählt. — Seine sachlichen Untersuchungen und Betrachtungen über das Gebiet, auf denen er immerhin ein understander ist, verdienen aufmerksame Leser.

Hygienische Ratschläge.

Gladstone, der bekannte englische Staatsmann, hat seinem Vaterlande nicht nur durch seine staatsmännischen Tugenden große Dienste geleistet, er hat der Menschheit auch ein bewährtes Rezept hinterlassen, um gesund zu bleiben und sehr alt zu werden. Er war bis zu seinem Tode einer der rüstigsten und gesündesten Männer Englands und verließ die Welt erst nach seinem achtzigsten Lebensjahr und auch nur ungern. Das Resultat ist also ebenso glänzend, wie das Mittel einfach. Es heißt: Mensch, kaue! Gladstone versicherte es jedem, der es hören wollte, daß er jeden Bissen seiner Mahlzeiten 36mal, sage und schreibe, sechsunddreißigmal kaue. Das will umsomehr besagen, als der alte Herr bekanntermaßen ein ausgezeichnetes Gebiß besaß.

Wie übt nun aber der moderne Mensch die Kautechnik aus? Er steckt einen thunlichst großen Bissen in den Mund, drückt mit seinen paar Zähnen einseitig zwei- bis dreimal darauf, gießt einen tüchtigen Schluck Bier oder Wein dazwischen, damit das Zeug besser rutscht, und würgt dann den ganzen Speiseknäuel hinunter. Der Magen mag nun sehen, wie er mit den Speisestücken fertig wird. Der läßt aber durchaus nicht mit sich spaßen, es wird ihm ohnehin genug zugemuthet. Seine Verdauungswerkstätte ist nur für gut zerkleinerten und eingespeichelten Speisebrei eingerichtet. Groben, in Bier oder Wein schwimmenden Speisestücken steht er kraft- und machtlos gegenüber. Er plagt sich, so gut und schlecht es eben gehen mag, und schiebt dann seinerseits die unbequeme Zufuhr in unzureichend verdautem Zustande in den Darm ab. Im Darme wiederum können nur die vom Magen zuvor gründlich verdauten Nahrungsstoffe verarbeitet werden, und so kann man sich vorstellen, wie wenig Nahrungssäfte der Verdauungstraktus aus derartig schlecht gekauten Speisen für den Körper herausziehen kann. Ist es da ein Wunder, wenn man jeden dritten Menschen über schlechte Verdauung, Benommenheit im Kopf, Magenbeschwerden, Kopfschmerzen, Migräne, Nervosität und was dergleichen angenehme Drangsale mehr sind, klagen hört? Schlechte Verdauung, schlechtes Blut, schlechtes Befinden, schlechte Laune: schon die Alten nannten den Magen den „Vater aller Trübsal“. Vor allen Dingen nehme man sich zum Essen Zeit. Es handelt sich ja nicht um ein Hindernisrennen, sondern um die wichtigste und hygienisch bedeutsamste Tagesfunktion. Wir kennen ja vorläufig keine andere Möglichkeit, unseren Körper instandzuhalten als durch Essen.

Folglich: Will man seinen Körper gut instandhalten, also frisch, gesund, plage- und beschwerdelos, dann muß man auch langsam essen; denn gut gekaut, ist halb verdaut. Die Gewohnheit thut dabei alles. Zuerst wird man vielleicht lächeln, wenn man hört, man solle 36 mal die Speisen kauen; hat man sich aber erst einmal mit einiger Energie daran gewöhnt, gut zu kauen, so wird man schon nach kurzer Zeit nicht mehr begreifen, wie es möglich war, daß man früher so unvernünftig große Bissen hinunterwürgte, und bald wird man wahrnehmen, welchen Einfluß auf das Wohlbefinden das Kauen ausübt. Eltern sollten schon zeitig ihre Kinder an die goldene Regel des guten Kauens gewöhnen, anstatt, wie es jetzt oft geschieht, ihre langsam essenden Kinder mit Schelten zur Eile zu treiben. Es giebt nichts Dümmeres!

Gut kauen können, heißt — das ist klar — auch gute Kauwerkzeuge besitzen. Mit den Fingern kann man kein Papier durchschneiden, mit Zahnstümpfen und hohlen Zähnen kein Fleisch zerkauen. Die Zahnfrage wäre also zuvörderst zu regeln. Hohle Zähne sind, so weit wie möglich, beim Zahnarzt in Ordnung zu bringen, und im übrigen muß man sich unverzüglich an eine vernünftige Zahnpflege gewöhnen. Das ist unbedingt nötig, nicht nur um die Zähne selbst zu erhalten, sondern vielmehr der Reinlichkeit wegen: denn die Fäulnisstoffe, die aus jeder Mundhöhle, die nicht täglich mehrere Male gereinigt und gespült wird, in den Magen hinabgeschluckt werden, beeinträchtigen die Verdauung erst recht auf's empfindlichste.

Wie man seine Zähne pflegen muß, das ist in der letzten Veröffentlichung (vergl. vorletzte Nummer ds. Bl.) eingehend erklärt worden. „Die Sache ist einfach: den zahnzerstörenden, fäulnisbildenden Spaltpilzen den Nährboden verderben, also ihre Entwickelung unmöglich machen. Das geschieht durch mechanisches Entfernen der Bakterien-Nährstoffe und durch chemische Beeinflussung der Spaltpilze selbst. Die mechanische Entfernung der Bakterien-Nährstoffe wird mit der Zahnbürste, die chemische Vernichtung der Spaltpilze durch antiseptische Mundwässer besorgt. Die Bürste sei mittelhart. Als Mundwasser hat sich Odol am besten bewährt. Abends und morgens sind diese Mundspülungen übrigens ganz besonders angenehm, weil das Odol in der ganzen Mundhöhle eine erquickende Frische erzeugt und dadurch ein ganz eigenartiges Wohlbehagen hervorruft.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 8. Juni 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Gloria victoribus.

Herr Scherl hat Glück, trotz alledem. Und ihm grauet nicht vor der Götter Neide, die in der Jerusalemer und der Breiten Straße thronen, wenn sie sich nicht gerade auf ihren Rittergütern bei Schenkendorf und Templin agrarisch bethätigen. Herrn Scherl's mit verächtlichem Naserümpfen citirtes Localblatt wird vom Kaiser gelesen, und kaiserliche Trinksprüche, die doch, wie man uns neulich wichtig mittheilte, hinfort unter Ausschluß der Oeffentlichkeit gehalten werden sollen, politische Toaste Wilhelm's II. sind wenige Stunden später in seinem Localblatte zu finden. Während die vornehme Presse sich unter tausend Bücklingen müht, einige Brosamen vom amtlichen Tische zu erschnappen; während die Nationalzeitung, die übrigens wieder einmal ihr Grundcapital um 40000 Mk. herabsetzen und gleichzeitig für einige 300000 Mk. Vorzugs-Actien ausgeben mußte, anbetend selbst vor schlichten Regierungscommissaren in den Staub sinkt und sie auffordert, in den Commissionen alle Ungehörigkeiten von Abgeordneten kräftig zurückzuweisen, da Abgeordnete ja keine höheren Wesen seien — während all' dies waschecht liberale Liebesmühen nur ärmlichen oder gar keinen Lohn trägt, darf sich Herr August Scherl zu übertischtem Mahle niedersetzen. Und es ist kein Zweifel daran, Graf Bülow duldet lächelnd seine „Eingriffe in die Rechte des Reichskanzlers". Graf Bülow und Herr Scherl verstehen sich anscheinend überhaupt besser, als die ahnungslosen Engel unserer führenden Berliner Tageblätter wahr haben möchten.

Was der Kaiser im Casino des zweiten Garderegimentes dem französischen General Bonnal gesagt hat, ist nun allerdings nicht so welthistorisch bedeutsam, wie die in ihrer Wuth unklugen Preßneider des Berliner Localanzeigers behaupten. Seit Jahren verfolgt Wilhelm II. die Politik, das wegen seiner Empfänglichkeit für freundliche Worte und kleine Freundschaftsgeschenke bekannte französische Volk durch liebenswürdige Kundgebungen mit den Ereignissen des großen Krieges zu versöhnen. Seine persönliche Ritterlichkeit wird denn auch von den Parisern bedingungslos anerkannt, und freudig hätten sie, die seiner Mutter einen so üblen Empfang bereiteten, den deutschen Kaiser auf ihrer Weltkirmeß begrüßt. Vielleicht nicht nur aus sentimentalen Beweggründen. Eine andere, eine sachliche Wirkung haben die unausgesetzten Bemühungen des Monarchen dagegen bis zur Stunde nicht erzielt. Moltke's Wort, daß fünfzig Jahre vergehen müßten, ehe Deutsche und Franzosen sich wieder mit ruhigen Augen ansehen könnten, hat heute, wo erst drei Jahrzehnte vergangen sind, noch volle Richtigkeit. Fast gleichzeitig mit dem deutschen Kriegsherrn, der die treue Waffenbrüderschaft beider Völker in China feierte, wies der französische Kriegsminister seine Landsleute auf die Nothwendigkeit hin, den Sieg vorzubereiten. Vae victis, gloria victoribus! Und General Bonnal, der dem Soldatenkaiser seine Reverenz machte, konnte doch die boshafte Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Sieg von Austerlitz nicht im Paradeschritt gewonnen worden wäre. Er sagte nicht geradezu Jena, aber er meinte es offenbar.

Deutschland und Frankreich sind auf einander angewiesen. Das Gerede von ihrer Erbfeindschaft ist thöricht und verderblich. Nicht nur, daß sie die beiden vornehmen Culturnationen Europas sind und sich in allen wichtigen Punkten ergänzen, nein, auch ihre geographische Lage wird sie zwingen, militärisch und wirthschaftlich einen billigen Ausgleich zu schließen, vereint Front gegen gemeinsame Feinde zu machen. Aber die Erkenntniß dieser Nothwendigkeit ist diesseits wie jenseits des Wasgauwaldes noch nicht sonderlich weit gediehen. Seit Faschoda haßt Paris das britische Inselreich mit verzehrender Wuth. Kein französischer Stratege, der in seinem Pulte nicht den fix und fertigen Plan einer Landung in England verschlossen hält. Kein französischer Burenenthusiast, der in Christian de Wet nicht dem Rächer Marchand's zujubelt. Dieser allgemeinen Stimmung tritt die amtliche deutsche Politik, die officielle Berliner Anglomanie, schroff entgegen. Schon an und für sich bedeuten schriftliche und mündliche Höflichkeiten wenig im Verkehr der Völker; sie werden nutzlos, werden eine Gefahr, wenn die Thaten den Worten schnurstracks zuwiderlaufen. Am Quai d'Orsay blickt man mit unverhohlenem Mißtrauen nach der Wilhelmstraße Nr. 77. Gloria victoribus! Der Revanchekrieg ist bisher nur unterblieben, weil man die Streitmacht des neuen Reiches fürchtete — vae victis! Die einzige wirkliche Friedensbürgschaft für die Zukunft sind die starrenden Bajonette. Je eifriger wir am Ausbau unseres Heeres arbeiten, je nachdrücklicher wir den Franzosen darthun, daß sie, wenn schon ein neues Austerlitz, so doch sicher kein zweites Jena zu erhoffen haben, um so rascher werden wir sie dem endgiltigen Friedensschlusse geneigt machen. Die chinesische Waffenbrüderschaft hat vielleicht das eine Gute gehabt, daß sie etliche Beobachter aus Frankreich von der unerschütterten Tüchtigkeit der deutschen Truppen überzeugt hat. Dies Ergebniß könnte uns am Ende

nicht bloß mit der Weltmarschallschaft Waldersee's und den verplemperten 400 Millionen versöhnen, die wir nur zum Theil und außerdem ratenweise wieder bekommen sollen; es könnte darüber hinaus auch die ehrliche Versöhnung mit Frankreich anbahnen.

Vielleicht wird Herr Scherl so officiös, wie es ihm hier vor Jahren prophezeit ward. Stellt er dann seine Macht in den Dienst der Regierung, so mag er sie andererseits diese Macht auch fühlen lassen. So mag er darauf hinwirken, daß seine militärischen Mitarbeiter immer wieder die eiserne Nothwendigkeit betonen, nicht ohne Noth und ohne Unterlaß an dem alterprobten Gefüge unserer Armee zu rütteln. Nicht das Schwergewicht deutscher Waffenstärke vom Landheer auf die Flotte zu verschieben, nicht abenteuerlichen Weltmacht-Träumen nachzujagen und darüber zu vergessen, daß uns dauernder Ruhm des Siegers nur in den Garnisonen zwischen Metz und Memel erblühen kann.

Caliban.

Ein österreichisch-deutscher Zollverein?

Von Edward Genzmer.

Es ist merkwürdig, daß uns auch im neuen Jahrhundert sehr nachdrücklich eine Idee beschäftigt, welche dem vergangenen die Signatur gab. Die österreichischen Staatsmänner hatten an die Bildung des deutschen Zollvereines nicht geglaubt, sie waren nicht wenig überrascht, als mit 1. Januar 1834, allen diplomatischen Prophezeihungen entgegen, der Zollbund der deutschen Staaten in's Leben trat. Als sich später die politische Situation klärte, suchte man das Versäumte nachzuholen. Handelsminister Bruck unternahm die lebhaftesten Anstrengungen, um Oesterreich den Eintritt in den deutschen Zollverein zu ermöglichen; den Sympathien, die uns in dieser Hinsicht die süddeutschen Staaten entgegenbrachten, stand jedoch der politische Antagonismus Preußens entgegen. Nach langen Kämpfen gelang der Abschluß des Februarvertrages von 1853, der nach seinem ausdrücklichen Wortlaute die Zollunion vorbereiten sollte und zu diesem Zwecke für den Handelsverkehr zwischen dem Zollverein und Oesterreich um 25 bis 50 Procent ermäßigte Zwischenzölle einführte. Der erste entscheidende Schritt war geschehen, der Enderfolg blieb jedoch aus, nachdem Preußen durch die an Frankreich gewährte unbedingte Meistbegünstigung im Jahre 1862 den weiteren Ausbau des Systems der Zwischenzölle unmöglich gemacht hatte. Der Plan einer Zolleinigung zwischen Deutschland und Oesterreich war gescheitert, nicht aus wirthschaftlichen, sondern aus politischen Gründen. Ein Hauptargument Preußens gegen die Vereinigung war z. B. die Rückständigkeit des österreichischen Zollwesens. Dort hatte man Anfangs der fünfziger Jahre noch gar keinen modernen Zolltarif, das Schwergewicht der Zollpolitik lag dazumal in einer großen Zahl von Einfuhrverboten aus der Zeit Maria Theresia's; sofort beeilte man sich, um es dem deutschen Zollvereine gleichzuthun, mit der Erstellung eines neuen Zolltarifs, der noch im Jahre 1851 erlassen wurde und Oesterreich überhaupt erst in die Gemeinschaft der europäischen Handelsstaaten einführte. Und wenn auch die Zollvereinsidee Oesterreich Deutschland nicht zusammengeführt hat, sind sie sich in der Zwischenzeit wirthschaftlich fremd geworden? Es wird das gewiß von Niemand behauptet werden, denn der österreichische Außenhandel gravitirt nach wie vor nach Deutschland und hat zahllose wirthschaftliche Beziehungen zwischen beiden Staaten angeknüpft. Von dem Gesammtimporte in der Höhe von 1633 Millionen Kronen kamen im Jahre 1898 nicht weniger als 564 Millionen, also 34 Procent aus Deutschland, von dem Gesammtexporte in der Höhe von 1615 Millionen gingen nicht weniger als 841 Millionen, das sind 52 Procent, mehr als die Hälfte, nach Deutschland und den Freibezirken von Hamburg und Bremen. Das nächstwichtigste Herkunfts- und Bestimmungsland, nämlich Großbritannien, ist nur zu 8,4 Procent in der Einfuhr- und zu 9,2 Procent in der Ausfuhrliste verzeichnet — so groß ist der Abstand zwischen der Größe des österreichischen Außenhandels mit Deutschland und jenes mit allen übrigen Staaten. Deutschland ist der Vermittler für einen großen Theil des überseeischen Verkehrs, Hamburg und Bremen sind auch Oesterreichs wichtigste Seehäfen; man kann ruhig sagen, daß, wenn heute die Handelsbeziehungen zum Deutschen Reich plötzlich unterbrochen würden, auch der größte Theil des österreichischen Exportes nach anderen Ländern erschlagen wäre.

Aber nicht bloß in materieller, auch in geistiger Beziehung haben sich die Bande, welche beide Reiche umschlingen, immer inniger gestaltet. Man braucht nur darauf hinzuweisen, welch' parallelen Gang die wirthschaftliche Gesetzgebung genommen hat. So oft in Deutschland oder in Oesterreich ein neuer Entwurf zur Regelung dieser oder jener Frage auftaucht, so kann man ohne viel Prophetengabe voraussagen, daß er auch im Nachbarstaate zündet. Kaum war die Schutzzollbewegung in Oesterreich zum Durchbruch gelangt, da brachte auch Deutschland seinen Schutzzolltarif von 1879. Als Deutschland seinen Agrarschutz bekam, war Oesterreich mit ihm auch bei der Stelle. Schließlich hat dieser Parallelismus in der Handelspolitik zu jener höchst bedeutsamen Cooperation der mitteleuropäischen Staaten Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Schweiz und Belgien geführt, die ihren Ausdruck in den Decemberverträgen von 1891 gefunden hat. Auch weiterhin wirkten Oesterreich-Ungarn und Deutschland zusammen gelegentlich der Verhandlungen mit Rußland und den Balkanstaaten. Der Handelsvertrag mit Deutschland bildet die Basis von Oesterreichs Handelspolitik, sein Ablauf am 31. December 1903 ist der große handelspolitische Termin für Oesterreichs gesammte commercielle Beziehungen zum Auslande.

Man könnte aus diesen Prämissen die naheliegende Schlußfolgerung ziehen, daß unter so bewandten Umständen eine völlige Zollunion mit dem Wegfall aller Zwischenzolllinien anzustreben wäre. Die Hindernisse sind jedoch so zahlreich, daß man an deren völliger Beseitigung zweifelt. Sie liegen in der Ungleichartigkeit der Verbrauchssteuern, in dem einseitigen Bestande von Monopolen (Tabak), in der verschiedenen Belastung der Production, in der Ungleichartigkeit des Consums, in der selbständigen Währungspolitik beider Staaten, vor Allem aber auch in der ungleichmäßigen wirthschaftlichen Entwickelung.

Ein Differentialzollsystem, das nur auf den deutsch-österreichischen Handelsverkehr Anwendung fände und allen anderen Staaten unzugänglich wäre, so wie es seit dem Februarvertrag von 1853 bestanden hat, wäre heute nicht mehr möglich, auch wenn Deutschland und Oesterreich in die neuen Handelsverträge mit anderen Staaten die Meistbegünstigung nicht mehr aufnehmen würden. Die Schwierigkeit liegt im § 11 des Frankfurter Vertrages. Dieser Paragraph enthält zwar auch nichts Anderes als eine Meistbegünstigung, denn er besagt, daß die deutsche und französische Regierung den Grundsatz der gegenseitigen Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nationen ihren Handelsbeziehungen zu Grunde legen werden, und hierbei wird speciell auf jene Begünstigungen Bezug genommen, welche die Regierungen sechs namentlich aufgeführten Staaten gewähren werden; darunter findet sich auch Oesterreich-Ungarn genannt. Der Unterschied liegt nur darin, daß hier die Clausel nicht in einen für bestimmte Zeit vereinbarten Handelsvertrag, sondern in einen Friedensvertrag eingeschaltet ist, der bekanntlich immer für ewige Zeiten geschlossen wird und unkündbar ist. Eine Aenderung wäre nur möglich durch einen Krieg oder durch eine im Verständnisse Deutschlands und Frankreichs beschlossene

Revision des Vertrages. Das Wort der „Revision des Frankfurter Vertrages“ hat jedoch bekanntlich aus anderen Gründen einen so ominösen Klang, daß ebensowenig an den einen wie an den anderen Fall gedacht werden kann.

Der bekannte Wiener Nationalökonom Professor Dr. J. Gunzel hat neulich die Ansicht vertreten, es sei ein Ausbau des Conventionaltarifes mit Deutschland wohl möglich. „Bei aller Rücksichtnahme auf unsere zum Theil schwer ringende Industrie glaube ich dies bejahen zu können, und zwar gerade vom Standpunkte unserer industriellen Interessen. Darüber besteht kein Zweifel, daß gewisse Industriezweige, die eines Schutzes bedürfen, diesen Schutz auch gegenüber der mächtigen deutschen Industrie behalten müssen. Bei genauerem Studium unseres Zolltarifes aber sehen wir unter dem Titel von Schutzzöllen viele Positionen, die in Wirklichkeit Niemanden schützen, weil hierfür keine Industrie besteht und in absehbarer Zeit auch keine bestehen wird, da das Absatzgebiet für gewisse Fabrikate im Lande selbst ein zu geringes ist oder aus anderen Gründen die Fabrikation nicht rentabel ist. Ich erinnere nur an gewisse chemische Fabrikate, die unter dem Schutze von Patenten stehen und bei uns zu keinem rentablen Betrieb Anlaß geben können, an gewisse Specialmaschinen, die mit Rücksicht auf den kleinen Consum im Inlande zu solchen Specialindustrien, wie wir sie im Auslande finden, nicht führen können. Solange nicht begründete Aussicht besteht, daß solche Industriezweige bei uns entstehen können, wird durch solche Zölle Niemand geschützt, außer dem Fiscus; den aber will ich nicht schützen, zumal er sich durch eine Reihe von staatlichen Finanzzöllen — bis über 90 Procent vom Werthe der Waare — selbst genügend vorgesehen hat. Bei einem Entgegenkommen in dieser Richtung dürfte es uns nicht schwer sein, von Deutschland wieder Concessionen für solche Industrien zu erhalten, für welche unsere Monarchie die günstigsten Productions-Bedingungen bietet, wie z. B. für die mannigfachen Verarbeitungen des Holzes, weil Oesterreich-Ungarn eines der waldreichsten Länder Europas ist, für einzelne Zweige der keramischen Industrie u. s. w. Es ist schließlich gar nicht nothwendig, daß wir jeden erdenkbaren Industrieartikel im Lande erzeugen, zumal wenn wir nicht die Möglichkeit haben, uns hierfür zu specialisiren. Da ist es doch besser, unsere wirthschaftlichen Productivkräfte in erster Linie auf solche Industrien zu verwenden, in denen wir auch gegenüber der deutschen Concurrenz gut bestehen können. Eine solche gegenseitige Ergänzung liegt in dem ganz berechtigten Principe der internationalen Arbeitstheilung.“ Man kann diesen Anschauungen auch von deutscher Seite nur beistimmen. Aber auch in formeller Hinsicht ließen sich die beiderseitigen Zolltarife einander näher bringen, wozu sich gerade jetzt eine günstige Gelegenheit bietet, wo sowohl Deutschland als Oesterreich-Ungarn daran gehen, für die kommenden Vertragsverhandlungen einen neuen autonomen Zolltarif zu schaffen. Nicht geringe Schwierigkeiten entstehen bekanntlich in der Praxis daraus, daß das Zolltarifschema, welches den beiderseitigen Zolltarifen zu Grunde liegt, ganz ungleich ist, daß die tarifmäßigen Benennungen der einzelnen Waaren nicht übereinstimmen. In dieser Hinsicht könnte schon jetzt eine sehr wichtige Vorarbeit geleistet werden, wenn man auf beiden Seiten das Bestreben an den Tag legen würde, die Zolltarife in ihrer äußeren Anlage einander anzupassen. Das Schema des deutschen Zolltarifs ist veraltet, eine gründliche Umarbeitung ist im Zuge. Es wäre zu wünschen, daß die wirthschaftlichen Körperschaften und die Presse im Deutschen Reiche darauf hinarbeiten, daß in dieser formellen Frage, wenn nicht sofort ein einverständliches, so doch wenigstens ein gleichartiges Vorgehen beobachtet würde.

Aus dem Zoll- und Handelsbündnisse würden beiden Staaten Vortheile erwachsen. Die Annahme hat in der Handelspolitik keine Berechtigung, daß ein Theil nur das gewinnen kann, was der andere Theil verliert. Die internationale Arbeitstheilung führt immer mehr dazu, daß sich die verschiedenen Staaten ergänzen und ihre Interessensphären den natürlichen Verhältnissen entsprechend abgrenzen. Die Stellung Oesterreich-Ungarns und Deutschlands ergiebt sich aus der wirthschaftlichen Configuration und der geographischen Lage beider Staaten. Deutschland bleibt der mächtige Handelsstaat im Norden; ein großer Theil des Seeverkehres wird trotz der Sympathien für Triest über Hamburg und Bremen gelenkt bleiben, weil gerade aus unseren nördlichen Industriecentren der Weg dahin ein kürzerer ist. „Ich bin mir dessen vollkommen bewußt, daß in dem Kampfe auf den Weltmärkten nicht Rücksichten und Sympathien ausschlaggebend sind, sondern die Tüchtigkeit des Kaufmannes, aber gewisse unnatürliche Erscheinungen könnten doch beseitigt werden,“ bemerkt Prof. Grunzel. „Eine merkwürdige Anomalie muß es doch genannt werden, wenn sich in Folge zeitweiser Zurückdrängung des österreichischen Einflusses in den Balkanländern der Deutsche daselbst auch in Artikeln festgesetzt hat, in denen wir concurrenzfähig dastehen; ebenso unnatürlich war es, daß wir beispielsweise die momentanen Conflicte mit Dänemark dazu benützten, um den Deutschen das Absatzgebiet daselbst und in den skandinavischen Ländern zu bestreiten, deren unmittelbarer Nachbar Deutschlands bleibt. Das sind Irrwege des Exportes, die auf die Dauer Niemandem Vortheil bieten.“

Die Richtung der beiderseitigen expansiven Handelspolitik ist klar vorgeschrieben. Deutschland sucht die weite See und gründet in weit abgelegenen Gebieten Colonien. Oesterreichs Interessensphäre bildet der nahe Orient, der sich nicht bloß durch die steigende Aufnahmsfähigkeit der Balkanvölker, sondern auch räumlich vor unseren Augen erweitert. Kaum hatten die anatolischen Bahnen Kleinasien durchquert, als auch die Nachricht kam von ihrer Fortsetzung bis zum persischen Meerbusen, ein stiller Sieg des deutschen Einflusses, der noch seine Früchte tragen wird. Es ist auch kein Traum mehr, daß der Orient-Expreß von Paris durch Oesterreich nach Bagdad, bis an den persischen Meerbusen fährt und die kürzeste Linie herstellt für den Post- und Personenverkehr nach Britisch-Indien. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese Bahnen Länderstriche durchqueren, die einstmals den größten Culturheerd der Menschheit faßten. Die Deutschen bauen dort nicht bloß Bahnen, sie colonisiren auch und werden das Land gewiß zu neuer Blüthe bringen. Oesterreichs Interessen kreuzen sich mit den deutschen daselbst nicht, sondern können sich gegenseitig verstärken.

Allerdings stehen der Verwirklichung des Zollbündnisses starke Gegner feindlich gegenüber. Dem Deutschen Reiche mit seinem aufstrebenden Welthandel droht heute die größte Gefahr von Amerika. Es betrug die Fabrikaten-Ausfuhr der Vereinigten Staaten von Nordamerika:

1880	102 Millionen Dollars
1895	183 „ „
1898	290 „ „

Die Einfuhr ging in dieser Zeit um das Gleiche zurück.

1880 war noch die Einfuhr drei Mal so groß, wie die Ausfuhr. In 10 Jahren wird das Verhältniß gerade das umgekehrte sein. Es ist klar, daß in dem bevorstehenden Kampfe für Deutschland ein Bundesgenosse von der Bedeutung Oesterreichs von großem Werthe sein muß. Denn „Nicht schadet es dem Starken, wenn er sich verstärkt“. Von ganz besonderer Bedeutung wird aber die Frage des engeren Zollanschlusses an das Deutsche Reich, wenn man sie aus dem Gesichtswinkel des österreichisch-ungarischen Ausgleiches betrachtet. Der jetzige Ausgleich ist eingestandenermaßen mit der Absicht geschaffen worden, ihn nicht mehr zu erneuern, wenn das, was man in Ungarn die Vorbereitungen zur Schaffung des selbstständigen Zollgebietes nennt, bis zum Ablauf des Zoll- und Handelsbündnisses beendigt ist. In-

zwischen wird in Ungarn eifrig vorbereitet, d. h. man trachtet auf ungarischem Boden, ein selbstständige Industrie groß zu ziehen. Wenn die ungarische Regierung wirklich innerhalb der Zeit der Geltung des jetzigen Ausgleiches dazu gelangen sollte, eine genügend kräftige Industrie zu schaffen, dann werden es die Einflüsse der großen ungarischen Industriellen und der daran interessirten Capitalgruppen sein, welche der Erneuerung des österreichisch-ungarischen Zoll- und Handelsbündnisses mit aller Macht entgegentreten werden, und die ungarische Regierung, welche vielleicht aus politischen Gründen die Erneuerung des Bündnisses anstreben wird, wird die Geister, die sie gerufen, nicht bannen können. Was dann aus der österreichischen Industrie werden soll, wenn ihr das ungarische Absatzgebiet entzogen wird, läßt sich schwer ermessen. Es ist kaum möglich anzunehmen, daß eine Forcirung des Exportes auch nur annähernd den geringsten Ersatz hierfür bieten kann. Im Hinblicke darauf ist Oesterreich genöthigt, der Zukunft vorbauend, Annäherung an das Deutsche Reich zu suchen.

Zur Unterseebootsfrage.

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

Die Frage der Unterseeboote ist unlängst von Neuem in den Bereich des Tages-Interesses getreten und man berichtet, daß der Kaiser das Modell eines derartigen Bootes, das sich seit längerer Zeit in Kiel befindet, vor einigen Tagen besichtigt hat. Wenn es einer Macht gelänge, zuverlässig functionirende, ihre Torpedos mit Treffsicherheit abfeuernde Unterseeboote zu bauen, so würde sie in ihren Häfen und Küsten fast unverwundbar sein und die Angriffe feindlicher Panzergeschwader leicht zu nichte machen können. An eine Verwendung der wenig Actionsradius besitzenden Boote zum Kriege auf hoher See aber eignen sich vor der Hand höchstens sehr kleine, empfindliche und recht unvollkommene, an Bord der Kriegsschiffe mitzuführende Constructionen. Allein es scheint bis jetzt überhaupt dafür gesorgt, daß diesem neuen Kriegsinstrument, das die Staaten befähigen soll, auch unter dem Meeresspiegel Krieg zu führen, die Beherrschung des feuchten Elementes versagt ist, ähnlich wie bisher die für militärische Zwecke gebauten Luftballons außer Stande waren, Könige im Reich der Lüfte zu sein. Nichtsdestoweniger treten immer mehr Seemächte der Frage der Unterseeboote für Kriegszwecke näher, und vor kurzem erregte es Aufsehen, daß auch die englische Admiralität, die sich bisher völlig ablehnend gegen den Bau von Unterseebooten verhalten hatte, den Bau von fünf Booten des amerikanischen Hollandtyps in's diesjährige britische Marinebudget aufgenommen hat. Die Darlegungen des Marine-Parlamentssecretärs Forster ließen später allerdings die Annahme zu, daß es sich bei diesen Booten um eine englische Erfindung und um einen ganz neuen Unterseebootstyp, und zwar nicht sowohl um ein Unterseeboot nach Art der Hollandboote, sondern um einen Unterseebootzerstörer, vielleicht unter Anlehnung an die Hollandboottyp, handele. Damit harmonirte auch die bisherige Ansicht der englischen Admiralität, daß die Unterseeboote „blind" und daher unverwendbar seien, und die noch im Vorjahre in einer Preisschrift der Royal United Service Institution ausgesprochene Auffassung gut informierter englischer Marineofficiere: „daß Unterseeboote ein Zeugniß von Schwäche und keineswegs für die englische Flotte zu empfehlen seien, wie das Ausland auch über sie denken möge. Sowohl die Amerikaner wie die Spanier seien während ihres letzten Krieges im Besitz derartiger Boote gewesen*); allein da beide nicht einmal versuchten, von ihnen Gebrauch zu machen, so sei vielleicht die Folgerung gestattet, das sie sie nicht der Mühe des Transports nach dem Kriegsschauplatz für werth hielten. Obgleich eine sehr beträchtliche Anzahl verschiedener Unterseeboottype zu verschiedener Zeit erfunden und erprobt wurde, waren die Resultate dieser Versuche, wenn auch oft als eminent zufriedenstellend geschildert, nie derartig, um zu ihrem Bau in größerer Anzahl zu führen." Hiervon macht, wie wir bemerken, zur Zeit allerdings Frankreich eine Ausnahme, da es den Bau von 44 neuen Unterseebooten beschlossen hat und 1906 deren 56 besitzen wird. „Ihre Verwendung," fährt der britische Gewährsmann fort, „wurde sogar aus Gefühlsrücksichten verworfen, und selbst Napoleon, den derartige Rücksichten sehr wenig kümmerten, lehnte die Verwendung des vom Erfinder des Dampfschiffs construirten, sehr gelungenen Fulton'schen Bootes gegen die englische Flotte ab, weil sein Admiral Décres erklärte, daß ein derartiges Fahrzeug nur gegen Riffpiraten und Seeräuber passend sei." Wenn der Autor der Preisschrift ferner bemerkt, daß Frankreich seine Unterseeboote wahrscheinlich mehr zur Befriedigung einer Laune des Publicums als in der thatsächlichen Erwartung, daß sie von irgend besonderem Werth für seine Flotte sein würden, gebaut habe, so scheint doch die mit seinem jüngsten Marinebudget für den Bau von Unterseebooten und Torpedobooten bewilligte beträchtliche Summe von 118 Millionen Frcs. wovon etwa 17 Millionen auf die 14 vorhandenen und im Bau begriffenen und die acht für das laufende Budgetjahr bewilligten entfallen, scheinen auch die Probefahrten seiner höchsten Spitzen, wie des Marine- und Kriegsministers und selbst des Präsidenten der Republik mit den Booten, ferner die reguläre Organisation der weiteren Versuche mit ihnen und entsprechende Ausbildung des Marinepersonals darauf hinzudeuten, daß man sich in französischen Marinekreisen denn doch einen schließlichen bedeutenden Erfolg von ihnen verspricht. In England aber wurde die Admiralität trotz ihres skeptischen Urtheils über die Unterseeboote durch die öffentliche Meinung veranlaßt, zu ihrem Bau zu schreiten. Fünf Boote wurden, wie erwähnt, von ihr bestellt, von denen das erste in diesem Herbst vollendet sein soll. Der betreffende Bericht der Admiralität bemerkt: „Welchen Werth diese Boote im künftigen Seekriege haben werden, vermag nur den Gegenstand der Conjectur zu bilden. Den Versuchen mit ihnen wird die Admiralität beiwohnen, um ihren richtigen Werth zu ermitteln. Die Frage ihrer Verwendung muß in allen Richtungen studirt und ihr Mechanismus sorgfältig beobachtet werden."

In Frankreich, wo man fühlt, daß man im Bau der großen Schlachtschiffe mit England, welches deren 66 vollendet und im Bau gegenüber 33 französischen besitzt, nicht zu concurriren vermag und im Begriff steht, auch von Deutschland, das bereits 19 fertige Schlachtschiffe und zehn im Bau besitzt, überholt zu werden, in Frankreich hofft man umsomehr in den Unterseebooten ein neues, leicht herstellbares und verwendbares, gewichtiges Kampfmittel zu gewinnen, das bestimmt ist, der furchtbarste Feind der großen Schlacht- und sonstigen Panzerschiffe zu werden. Schon Admiral Aube wirkte für die Vertheilung der Streitkräfte auf weniger schwere, leicht bewegliche, aber dafür zahlreichere Schiffe und trat zuerst für die Unterseeboote ein. Er empfahl eine Classe größerer Unterseeboote, die von den wichtigen Häfen aus ihre Angriffskraft ausnutzen sollten, und eine kleinere Classe, die, wie die Boote und Dampfpinassen an Bord der Kriegsschiffe mitgeführt, während der Seeschlacht in's Wasser gelassen werden und dem Gegner die kleine, aber tödtliche Wunde beibringen sollen. Versuche in letzter Richtung fanden aber nur insoweit statt, als der 30 Tonnen deplacirende „Gymnote" zwar an Bord des Magenta geschafft wurde, ohne daß man indeß weiter mit ihm experimentirte.

Die französische Marine besitzt zur Zeit vier fertige, in

*) Die Spanier verfügten nur über eins, den Peral.

Dienst gestellte Unterseeboote, den Gymnote (30 Tonnen), Gustave Zédé 266 Tonnen, Morse 146 Tonnen, Narval 106 Tonnen, ferner drei fast vollendete Boote, den Français 146 Tonnen, den Algérien 146 Tonnen und den Farfadet 185 Tonnen. Im Bau befinden sich sieben Boote à 106 und 185 Tonnen und für das Budgetjahr 1901 sind acht von 106 Tonnen bewilligt und drei eines neuen Typs für 1902. Die Gesammtzahl der Boote soll, wie erwähnt, Ende 1906 56 betragen. Die französische Marine ist jedoch in Anbetracht der Verschiedenartigkeit ihrer Unterseeboots-Typen und der förmlichen Einsetzung einer Versuchscommission zur Ermittelung eines Normaltyps über das Versuchsstadium noch keineswegs hinaus. Die von der französischen Presse als außerordentlich gelungen dargestellten Versuche mit Unterseebooten 1899 bei Toulon und den Hyèrischen Inseln, sowie im Januar d. J. bei Cherbourg und neuerdings wiederum bei Toulon haben sich, der Mar.-Correspondenz zu Folge, im Wesentlichen als Fehlschläge erwiesen. Die Berichterstatter, welche die Versuche begleiteten, verfehlten natürlich nicht, deren Lob zu singen; allein es ergab sich, daß ein besonders wichtiger Apparat, das Periscop, der Spiegelapparat, welcher zur Beobachtung der Meeresoberfläche dienen soll, bald nach dem Untertauchen beim Morse und Narval völlig versagte. Ueberhaupt machten die beiden Categorien der größeren Unterseeboote, die Morse und Narval repräsentiren, in der Hauptsache völlig Fiasco. Morse ist ein mit elektrischer Kraft nur unter dem Meeresspiegel zu verwendendes Boot; Narval dagegen ein sogenanntes Ueberfluthboot mit Dampfmaschine und elektrischem Motor und dazu bestimmt, seinen Weg vornehmlich unter Dampf an der Meeresoberfläche zurückzulegen und erst, in die Nähe des Feindes gelangt, unterzutauchen und dann seinen Torpedo abzufeuern. Als das Boot aber untertauchen wollte, währte der dem Untertauchen vorhergehende Wechsel der Accumulatoren, das Einziehen des Schornsteins und der Abschluß der Feuerung so lange (fast $^1/_2$ Stunde), daß von fast allen Betheiligten die Verwendung dieses für offensive Zwecke bestimmten Unterseeboottyps in seiner gegenwärtigen Verfassung als ausgeschlossen erachtet wurde. In der Folge ist denn auch der Weiterbau der vier Boote vom Narvaltypus sistirt worden. Dagegen soll bei den nahezu fertigen Booten des Morse-Typs, Français, Algerien und Farfadet noch versucht werden, Verbesserungen an den elektrischen Accumulatoren und am Periscop anzubringen.

Allerdings ist bis jetzt bei den französischen Unterseebooten erreicht, daß man mit Sicherheit und etwa fünf Knoten Geschwindigkeit unter dem Meeresspiegel mit ihnen zu fahren vermag; allein, in die Gefechtsnähe des Feindes gelangt, dauert das Untertauchen bei den Morsebooten noch immer über zwei Minuten, ein Zeitraum, innerhalb dessen das Boot von den Schnellfeuergeschützen des anzugreifenden Gegners vernichtet werden kann. Gelingt jedoch auch das Untertauchen vor jeder Beschädigung, so fehlt es dem Boot an der erforderlichen Orientirungsfähigkeit unter Wasser; es ist also außer Stande, mit Sicherheit seine Torpedos gegen den anzugreifenden Schiffsrumpf abfeuern zu können. Der mit der Meeresoberfläche communicirende Spiegelapparat, das Periscop, hat, wie erwähnt, versagt. Unter Wasser aber ist in geringer Entfernung nichts mehr zu sehen, und selbst elektrische Scheinwerfer helfen darüber nicht hinweg. Der Compaß functionirt bei den eisen- und stahlreichen Unterseebooten und deren elektrischen Strömungen in den betreffenden Apparaten nicht so sicher, daß man auf 2—3 km Entfernung mit Zuverlässigkeit in die Torpedoangriffsnähe an einen Schiffsrumpf des Gegners gelangen könnte. Ein Wiederemportauchen, um den richtigen Kurs inne zu halten, wird daher nothwendig, und damit läuft das Boot abermals Gefahr, von den Schnellfeuergeschützen des Gegners vernichtet zu werden. So lange den Unterseebooten eine zuverlässige Orientirung unter Wasser nicht gesichert ist, bleibt daher ihre Verwendung ganz problematisch. Selbstverständlich ist an eine Verwendung des Typs im Kriege auf hoher See, mit alleiniger Ausnahme sehr kleiner, an Bord der Kriegsschiffe mitgeführter Boote, nicht zu denken. Muß man doch den Actionsradius im Maximum auf elf deutsche Meilen unter Wasser veranschlagen. Nur bei dem 266 Tonnen deplacirenden Gustave Zédé scheint er gelegentlich der Versuche von 1899 auf der Rhede von Hyères 150 km betragen zu haben. Die Boote sind daher selbst bei genügend verbessertem Orientirungsvermögen und erhöhter Fahrtgeschwindigkeit nur zur Küsten- und Hafenvertheidigung, sowie bei Blokaden und Kämpfen, die in Nähe der Küsten stattfinden, zu verwenden. Hier würden sie allerdings, falls ihre „Blindheit" und andere schwerwiegende Mängel abgestellt werden könnten, sehr Bedeutendes zu leisten vermögen. Neuerdings beabsichtigt der amerikanische Ingenieur Holland ein verbessertes Boot zu bauen, mit dem er den Atlantischen Ocean durchqueren will; ob ihm dies jedoch gelingt, scheint nach den bisherigen Erfahrungen mit den Hollandbooten mehr als fraglich. Dieser, den neuen englischen Versuchsbooten zu Grunde gelegte Typ, hat sich schon hinsichtlich seiner Fahrtleistungsfähigkeit sehr wenig bewährt, denn zu einer Strecke von 145 Seemeilen, die ein Torpedoboot bequem in acht Stunden zurücklegt, bedurfte er 48 Stunden, in denen das Fahrzeug allerdings $20^3/_4$ Stunden durch Reparaturen &c. und Erholungsbedürfniß der Mannschaft zur Unthätigkeit genöthigt war, und nur 5,3 Knoten pro Stunde erreichte. Nach dieser Fahrt war die Mannschaft völlig ausgepumpt, und das Boot befand sich in so defectem Zustande, daß es sofort nach dem Ausgangspunkt, Annapolis, zurückgeschleppt werden mußte. Bei seinem Torpedoschießversuch traf nur ein Torpedo das feststehende Ziel, der andere verfehlte es. Die Unterseeboote sind überdies bis jetzt nicht schnell genug, um gegen Kriegsschiffe in Fahrt in dieser Richtung mit Erfolg manövriren zu können. Der die Versuche begutachtende amerikanische Admiral O'Neil hat daher seiner Regierung von der weiteren Beschaffung von Hollandbooten abgerathen und erklärt, „daß die Unterseeboote, bevor sie als ein nützliches und zuverlässiges Kriegsinstrument angesehen werden können, noch eine lange und ernste Studien- und Versuchsperiode durchmachen müssen."

In deutschen Marine- und flottentechnischen Kreisen betrachtet man die Unterseeboote bis jetzt mit sehr skeptischem Auge, und eine marinetechnische Autorität, Geheimrath Busley, unterzog im Jahrbuch der Schiffbautechnischen Gesellschaft die Eigenschaften der Unterseeboote auf Grund ihrer Probefahrten einer eingehenden Prüfung, in der er als ihre charakteristische Eigenschaft die geringe Stabilität der gänzlich untergetauchten Boote erklärt, und auf die gefährliche Handhabung, den beschränkten Gesichtskreis, die geringe Geschwindigkeit, den kurzen Actionsradius und die hohen Kosten verweist, so daß ihnen vor der Hand bei uns keine großen Aussichten blühen.

Ueberraschen kann es daher, daß gerade jetzt in dem schiffbaukundigen Norwegen lebhaft für den Bau von Unterseebooten für die Küstenvertheidigung namentlich in den tief in's Land schneidenden Fjorden, eingetreten wird, so daß man z. B. den etwa 16 deutsche Meilen langen Christiania-Fjord mit 20 Unterseebooten ausreichend vertheidigen zu können glaubt, und daß die schwedische Marineleitung den Bau von fünf Unterseebooten beantragt hat.

Literatur und Kunst.

„Faust am Hofe des Kaisers."

Von Professor Eduard von Bamberg (Leipzig).

Soeben hat Friedrich Tewes in Hannover die Bearbeitung, welche J. P. Eckermann 1834 vom ersten Act des Faust zweiten Theiles lieferte, bei Reimer in Berlin erscheinen lassen.

Der Abdruck ist diplomatisch genau nach dem Handexemplar des Verfassers erfolgt, demselben, welches der Componist, Karl Eberwein in Weimar, benutzte, und wenn es Interesse hat, kann die von dem Herausgeber als unverständlich bezeichnete Veränderung der Jahreszahl 1834 in 1844 dahin aufgeklärt werden, daß man an eine Aufführung erst nach Beendigung der Composition denken konnte, welche ein Decennium nach Vollendung der Bearbeitung stattfand.

Eberwein erzählt, wie Eckermann immer wieder seine Ansicht von der Aufführbarkeit des zweiten Theiles vorgebracht und ihn endlich mit der Bearbeitung des ersten Bildes überrascht habe, welches er mit „Faust und Helena" und „Faust's Tod" zu einer Trilogie für drei Abende verbinden wollte. Er machte sich sofort an die Composition, schloß sie aber, durch Berufsgeschäfte gehindert, erst nach Jahren ab. Der Intendant v. Spiegel hatte auch alle Anerkennung für das Werk, nur konnte er sich zu einer Aufführung nicht entschließen, weil die 1000 Thaler, welche der Maschinist forderte, dem Budget unmöglich zuzumuthen waren. Indessen bildeten Sonnenauf- und -niedergang, Regenbogen, Flammen, Elephant, Drachenwagen und Goldkiste sammt den Erscheinungen schon damals keine Unmöglichkeit, und deßhalb gab Eberwein die von Eckermann mit aller Begeisterung getheilte Hoffnung nicht auf, endlich doch zum Ziele zu gelangen. Als man ihm 1852 eine Ehre erweisen wollte, erbat er sich die Vorführung der Musik zum ersten Act in einem Hoftheaterconcert; an diesem Orte und bei seiner allgemeinen Beliebtheit hatte er auch einen hübschen Erfolg, während die Goethe'schen Worte, von den Herren Pätsch und Jaffé declamirt, als Zugabe in den Kauf genommen wurden. Nach seiner Pensionirung ging er sodann energischer vor, trat mit einer ganzen Reihe von Bühnen in Verbindung und schrieb zur Empfehlung weitläufige Briefe. Leider vergebens; als aber die Berliner Absage in der Presse als etwas Selbstverständliches erwähnt wurde, sandte er der „Europa" zwei Aufsätze, in denen er die Geschichte seiner in Weimar oft gespielten Musik zum ersten Theile behandelte und über die zum ersten Acte des zweiten nähere Mittheilung machte (1853). Dabei ging er auf Eckermann's Arbeit ein und druckte auch den hinzugedichteten Dialog zwischen Faust und Mephistopheles (I. 3), sowie die wesentlichen Erläuterungen ab. Der jetzige Herausgeber irrt also, wenn er für sich absolute Neuheit in Anspruch nimmt und Beaulieu-Marconnay die erste Veröffentlichung jenes Dialogs zuschreibt. Der Aufsatz dieses Autors im Goethejahrbuch (II, S. 459 f.) ist aus dem Eberwein's geflossen und kann keinen selbstständigen Werth beanspruchen.

Beaulieu hat nur das Verdienst, als Intendant die Hand zur Aufführung geboten zu haben, welche am 24. Juni 1856, zum Geburtstag des Großherzogs Carl Alexander, stattfand. An diesem Tage wurde immer etwas Apartes gegeben, und die diesmalige Wahl erschien durch die Vorliebe des Fürsten für das Gedicht, seine engen Beziehungen zu dem mittlerweile verstorbenen Bearbeiter und die Verdienste des am Pulte noch rüstig dirigirenden Componisten gerechtfertigt. Im Vorübergehen: der „Chevalier Wollheim da Fonseca, Dr. und K. Portug. Commandeur" verwarnte die Intendanz sofort nachdrücklich, seine Bearbeitung gehörig zu respectiren und sich jeden Plagiats zu enthalten. Wenn die Könige bauen, wollen die Kärrner nicht nur verdienen, sondern maßen sich auch noch ein Recht über die Ideen an!

Die Musik Eberwein's, von welcher naturgemäß die Hälfte des Erfolges abhing, konnte aber nicht bedeutend wirken, nachdem Berlioz und Liszt bereits in Weimar festen Fuß gefaßt hatten. Sie besaß keine großzügige Charakteristik, der Personen schon gar nicht, schloß sich wesentlich an die Gefühlsmomente und kleinen Motive an und begnügte sich, die dichterischen Gebilde einzuführen. Frei von Faustischen Elementen, war sie anmuthig, einfach, nett, die Arbeit eines Capellmeisters, der die Mozart'sche Schule nicht verleugnete, aber nie auf dramatische Wirkungen aus war. Die Ausstattung fiel ganz befriedigend aus, der Mummenschanz sogar geschmackvoll; und als die kaum noch so stark in Anspruch genommenen Maschinerien den Dienst versagten, wartete das Publicum geduldig, ohne sich aus der Stimmung bringen zu lassen. Als Mephistopheles gastirte Kaibel aus Cassel, der später als Charakterdarsteller und namentlich als Regisseur eine wirksame Thätigkeit entfaltete, mit individueller Charakteristik, und Grans, damals in frischer Jugendblüthe, gab den Faust mit Schwung, Feinheit und Würde.

Ein Stück kann der zweite Theil nie werden; es ist nur die Frage, ob man durch größere oder geringere Freiheit in der Bearbeitung den größeren oder geringeren Schein eines solchen erwecken will. Eckermann freilich hat diese Absicht nie gehabt, es kam ihm vielmehr darauf an, das Theater als einfaches Mittel zu gebrauchen und die Abart von Bühnenform, welche Goethe für die Dichtung seines Greisenalters benutzte, mit schonender Rücksicht beizubehalten, um selbst untheatralische Abstractionen darzustellen. Die Wirkung bestand denn auch bei der (einzigen) Wiederholung in einer kalten Aufnahme, während der festliche Anlaß bei der Première undeutbares Stillschweigen bedingt hatte. Kühne wies mit Recht darauf hin, daß in der dargestellten Partie der Moment, wo Mephisto dem Astrologen soufflirt, sowie die Erscheinung von Paris und Helena die einzigen Ideen des Dichters sind, welche durch die Darstellung erläutert und gehoben werden können. Er gab aber bereitwillig zu, daß dies in Weimar geschehen sei, und lobte die Gestaltung im dritten Act als glücklich und geschickt. Die Gegensätze von Gothik und Antike, Schatten und Menschen, Helden und Hofleuten, Nüchternheit und Leidenschaft werden durch Eckermann's Vorschriften gut betont. Nachdem sich die mit einem Schlachtengemälde gezierte Hinterwand des Rittersaales geöffnet hat, erblickt man in mäßiger Höhe ein attisches Theatrum; die Vorderbühne wird bis an's Orchester von dem Hofe eingenommen, während Mephistopheles seine Glossen aus dem Souffleurkasten heraus spricht, auf dem oberen Proscenium aber postirt sich links der Astrolog, indeß Faust im Gewande eines griechischen Priesters rechts mit Schlüssel und Dreifuß aus einer Versenkung emportaucht.

Das ist das Beste bei Eckermann; das Schlechte besteht darin, daß der Maskenzug sich einen ganzen Act ausspinnt, in dem der Zuschauer nichts als Ballet, Aufzüge, Ausstattungskünste zu genießen bekommt. Das hätte selbst Goethe schwerlich fertig gebracht! Im Uebrigen braucht man bloß die obige Scene in der Bearbeitung von Otto Devrient zu vergleichen, um zu sehen, daß er — auf Grund seiner Principien — diesen Vorgänger benutzt hat. Er hat ihn sogar meiner Ansicht nach vom dramaturgischen Standpunkt aus vollständig ausgekauft, während die Erläuterungen Eckermann's, auch von Eberwein's Aufsatz abgesehen, durch die „Gespräche" größtentheils überflüssig gemacht werden. Es bliebe sonach nur die Vermuthung, daß die Veröffentlichung des ersten Bildes dazu anregen soll, die weiteren Theile der Trilogie in's Leben zu rufen. Das wäre, um mit Deutobold Symbolizetti Allegorowitsch Mystificinsky zu argumentiren, eine Aufgabe für die Gemeinde der seligen Fausterklärer! Oder es müßte ein sehr bedeutender Componist kommen; aber wahrscheinlich würde er sich sehr bald einen neuen Dichter zulegen, um das Abstracte durch Concretes zu ersetzen, Goethe's Dichtung nur als Stoff für einen neuen Text zu benutzen. Selbst wenn die Goethegemeinde noch so groß und die Aufführung des zweiten Theils trotz alledem in möglicher Ausdehnung gefordert würde, kraft der ehernen Gesetze der Bühne würde das Eckermann'sche Fragment immer nur als Curiosum in Betracht kommen. Inzwischen kann man seine Pietät gegen Goethe aus den „Gesprächen" zur Genüge kennen lernen,

und diese werden für absehbare Zeit sein Gedächtniß in ehrenvoller Weise wach erhalten; auch soll der Nachlaß ja noch menschliche und literarische Documente enthalten, die der Veröffentlichung werth sind. Der Herausgeber ist zu eifrig; er übereckermannt Eckermann, wenn er ein Manuscript, das ohne Rücksicht auf den Druck lediglich zur Orientirung des Componisten und Regisseurs dienen sollte, mit allen Zufälligkeiten wiedergiebt, in den unschuldigen Bleistiftbemerkungen fünf Hände unterscheidet und sie auch noch aus dem Weimarischen Theaterarchiv nachweisen möchte. Zum Glück würde er dort keine Anhaltspunkte finden, denn das Material aus dieser Zeit ist außerordentlich gering.

Schließlich theilt er noch unbedeutende Zettel aus einem Dictat Eckermann's zu „Gesprächen über den zweiten Theil" mit. Das einzig Interessante sind die Bemerkungen über Goethe als Vorleser und sein kalligraphisches Manuscript vom ersten Theil des Faust. Indessen kann sich heute Jeder selbst über Goethe'sche Handschriften ein Urtheil bilden, und um von der Declamation des Meisters ein richtiges Bild zu gewinnen, muß man die Schilderung von Johanna Schopenhauer vergleichen, an deren Gesellschaftsabenden er oft genug seine Vortragskunst und zwar an sehr verschiedenen Gegenständen geübt hat.

Ein Dichter-Zigeuner des mittelalterlichen Frankreichs.

Von Dr. Maximilian Kohn.

Nicht seit heut und gestern ist das Pariser Zigeunerthum der Kunst eine für sich bestehende Welt gewesen, wo sich die Armuth nackt, der Leichtsinn frei und unverhüllt zeigt. Schon viele Jahrhunderte vor Henri Murger, zugleich dem ersten Schilderer der „Bohême", vor Gerard de Nerval, dem unglücklichen Freunde Heinrich Heine's und feinsinnigen Stilisten, den man am Gitter der Schänke „zum zullenden Kalbe" in einer Winternacht erhängt gefunden, war der berühmteste französische Volksdichter des Mittelalters, François Villon, dessen Leben lange in tiefes Dunkel gehüllt war, einer bedauernswerthen zigeunerhaften Verkommenheit anheimgefallen.

Villon, dessen Familienname Montcorbier war, hat später den Namen eines seiner Beschützer, Guilleaume de Villon, angenommen. Er ist Pariser Kind und von blutarmen Eltern 1431 geboren:

> Pauvre je suis de ma jounesse
> de pauvre et de petite extrace.
> Mon père n'eut oncq grand richesse,
> ne son ayeul, nommé Erace.

Gleichwohl erhielt François, der bereits in jungen Jahren seinen Vater verloren, eine leidliche gelehrte Bildung. Ein echter akademischer Bürger des lateinischen Viertels links der Seine, stürzte er sich mit aller Lust in den Strudel des Lebens. Ob er wirklich die Würde eines maître ès-arts, der freien Künste Meister, erlangt hat, ist mehr als zweifelhaft. Leider sollte ein unseliges Ereigniß für des Dichters ganze Folgezeit von verhängnißvoller Bedeutung werden. Bei einem Streite mit einem Priester, den François freilich nicht vom Zaun gebrochen, verletzte er den Gottesmann tödtlich und floh, um sich der Strafe zu entziehen, aus Paris, wohin er erst etliche Monate später, im Januar 1456, zurückkehrte. In der Zwischenzeit hatte er sich mit schlimmen Gesellen verbunden und sich vor Raub und Diebstahl nicht gescheut. Dem Kneipwirthe Wein, dem Garkoche ein Huhn oder den Damen der Halle einen Fisch zu mausen, waren noch seine geringeren Diebereien. Schließlich brachten ihn seine Gaunerstückchen und seine wohl zur Stillung des Hungers unternommenen Diebstähle in's Gefängniß. Sogar das Todesurtheil blieb nicht aus. Noch hinter den Riegeln des Kerkers bewahrte Villon seine geistige Verve, seine Sorglosigkeit, seine bis zum Cynismus sich steigernde Possenreißerei. Er verfaßte seine Grabschrift und machte sein Testament in Versen. Seinem Anwalt vermachte er statt jeglicher Bezahlung eine Ballade, den Kneipwirthen seine Schulden, einem Saufaus sein leeres Faß, Spielern seine Karten und Würfel, seinen Fluch dem Häscher, der ihn verhaftet, zwei Processe einem gar dicken Bekannten, um dessen Wohlbeleibtheit einzuschränken, und schließlich seinen Körper der Mutter Erde („notre grand' mère la terre"), die Würmer beklagend, die keine Fettschicht finden würden, so schlimm habe ihm der Hunger mitgespielt (grande graisse, tant la faim lui a fait dure guerre). Er spottet des Galgens auf dem Hügel Montfaucon (wo der ehemalige Pariser Galgen stand), wo sein Körper vom Regen gewaschen, von der Sonne getrocknet, vom Winde noch als Staub und Asche nach allen Richtungen hingewirbelt werden würde. Villon will sterben, wie er gelebt. Nur fordert er seine ihn überlebenden Mitbrüder auf, Gott zu bitten, ihm zu verzeihen; und sollten sie etwa an dem Worte „Mitbruder" im Munde eines von Rechts wegen zum Tode Verurtheilten Anstoß nehmen, so gäbe er ihnen zu bedenken, daß eben nicht alle Menschen kalte Besonnenheit besäßen: „ihm zumal habe der Herrgott eine geringe Dosis ‚Menschenverstand' verliehen, so zwar, daß er seine Zeitgenossen damit zu versorgen außer Stande gewesen". Villon wurde nicht gehängt. Auf eine Appellation seinerseits nämlich wurde das Urtheil vernichtet. Kaum in Freiheit, führte er sein altes Bummelleben fort. Er ward zum zweiten Male verhaftet, und das Damoklesschwert einer neuen Verurtheilung zum Tode hing über ihm. Hoffnungslos gab er sich diesmal verloren. Schon schrieb er sein „Lebewohl an das Leben", als zum Glücke Ludwig XI., der kurz zuvor den französischen Thron bestiegen hatte, die Stadt Meung, wo der Poet in Gefangenschaft schmachtete, mit seinem Besuche beehrte und unverhoffte Gnade walten ließ. „Le bon roy de France" preist ihn der Dichter dankerfüllten Herzens.

Inmitten dieses zwischen Hunger, Kerker und Galgen verbrachten Lebens zeigt sich Villon, der seine Fehler nicht verkleistert, nicht beschönigt, als einen wirklichen Dichter von Gottes Gnaden, der mit bezaubernder Naivetät eine echte Herzenssprache redete. Seine köstlichsten Balladen stehen in seinem „Großen Testament" (Grand testament). Alle weit überragend die weltberühmte ballade des dames du temps jadis. Hier gedenkt er aller berühmten Schönheiten, vergleicht ihr Angedenken mit einem Schatten, mit einem Schalle, der spurlos am Ohre vorübergeht. Jede Strophe endet mit einem rührenden Refrain, der die Nichtigkeit irdischer Schönheit vortrefflich ausdrückt: Mais où sont les neiges d'antan? Wo ist des Vorjahrs Märzenschnee? — Von der Mutter des heiligen Ludwig, Blanche, einst einer gefeierten Schönheit, die Graf Thibault von der Champagne, krank von Liebeslust, in unvergänglichen Versen gefeiert, singt Villon:

> Mais où sont les neiges d'antan?
> Dictes-moy où, n'en quel pays
> La royne Blanche comme ung lys,
> Qui beauté eut trop plus qu'humaine,
> Où est-elle, Vierge souveraine,
> Mais où sont les neiges d'antan?

Derlei Gedanken an die menschliche Gebrechlichkeit begegnen uns bei dem sinnigen Poeten nicht selten und verleihen seinen Versen dichterische Gluth und einen philosophischen Anflug. So bisweilen elegisch angewandelt, sagt er in einem seiner Poëme, wo er die Pariser Straßen und Kreuzwege besingt, angesichts des Pariser Gottesackers: Là sont des têtes qui jadis s'inclinaient l'une vers l'autre, les unes maîtres, les autres valets. Plaise au doux Jésus les absoudre! Gar wundersam schildert er den Untergang des Erdensohns. Nichts fehlt, nicht der Todesschweiß, nicht die letzten Zuckungen des Körpers, der anschwellende Hals, das

welke Fleisch, nicht jene Verzweiflung und Bitterkeit, darüber das Herz bricht, nicht die Vereinsamung der Kinder, Brüder und Freunde, denn

Et même Paris ou Hélène
Quiconque meurt, meurt à douleur.

Der übermüthige Dichterstudent verschmähte zu Zeiten das tragische Pathos nicht und beugt sich vor der dämonischen Allgewalt des Todes. In der That erhebt sich Villon zu vor ihm ungeahnten philosophischen Betrachtungen, die selbst in den Dichtungen, wo er sein verbummeltes Leben ungeschminkt schildert, zu finden sind. Wenn er einerseits seine Geschicklichkeit rühmt à voler devant et derrière (zu stehlen von vorne wie von hinten), so fügt er andrerseits gewissermaßen zu seiner Rechtfertigung bitter hinzu:

Hélas! pauvreté fut mon héritage;
Et l'on sait que dans pauvreté
Ne gît pas trop grand' loyauté.

Läßt nicht auch Shakespeare den armen Apotheker, der Romeo gegen sein Gewissen Gift verkauft, die Worte sagen: My poverty, but not my will, consents. Und wie sagt doch Molière von jenem Armen, der seine Rechtlichkeit bis zur zartesten Gewissenhaftigkeit bethätigt: Où la vertu va-t-elle se nicher? (Wohin verirrt sich nur die Tugend?)

Noch eines Lobgedichtes auf die Pariser Frauen müssen wir gedenken. Wie Walther von der Vogelweide einstens die deutschen Frauen vor allen anderen gerühmt, so erkennt Villon, namentlich in der Kunst des zierlichen Sprechens, den anmuthigen Pariserinnen mit dem sprichwörtlich gewordenen Kehrreim den Vorrang zu:

Et quoy qu'on die d'Italiennes,
Il n'est bon bec que de Paris.
Und lobt man auch Italiens Frauen,
Pariser Mundwerk muß man schauen.

Seit dem Jahre 1461, in dem das „Grand Testament“ vollendet wurde, fehlt jede Spur dieses „Poeten des Lasters“, wie kalte Splitterrichter ihn zu nennen sich nicht entblödet haben. Wie er gestorben, ist unbekannt. Doch was verschlägt's? Er hat sich in das Herz seines Volkes und aller Literaturfreunde eingesungen, und seine Werke erben als unverwüstliches Eigenthum der Weltliteratur unbestritten fort. Mit ihm verstummte zugleich die Volkspoesie für lange Zeit in Frankreich — und es nahte die Aera, wo Alles in steife Formen eingepreßt und von gemüthvoller Innigkeit, ursprünglicher Natürlichkeit Nichts, rein gar Nichts zu verspüren war.

Moderne Dramatik.

Von Anton Weis-Ulmenried.

(Schluß.)

Ibsen, Hauptmann, Browning und Maeterlinck bezeichnen Jeder für sich einen Wendepunkt in der modernen Literatur sowohl wie in der ihres Volkes, und alle Vier zusammen bilden eine Constellation, die nahezu all' die Elemente umfaßt, aus denen das moderne Drama seine typische Gestalt erhalten hat.

Es erübrigt noch, aus den verschiedenen, einander scheinbar oft widerstreitenden Bestrebungen die gemeinsame, große Hauptader herauszufinden, in welcher die Entwickelung einem noch unbestimmbaren Ziele entgegengeführt wird. Ein großer Theil des geistigen Interesses der modernen Culturmenschheit ist darauf gerichtet, so weit als möglich das Räthsel zu ergründen, das jedem Einzelnen aus dem Leben selbst entgegenstarrt. Die Lösung kann auf zwei Wegen gesucht werden: entweder durch beobachtende Intelligenz oder durch unmittelbare Intuition. Das Gefühl schenkt uns die subjectiven Beziehungen zum Mysterium des Lebens, der Verstand stellt die Lebenserscheinungen unter faßbare Begriffe zusammen. Für denjenigen Menschen, dessen Streben auf Veredelung und Erhebung seines Ich gerichtet ist, ergiebt sich mithin die Aufgabe, die Gedanken mit Gefühlswärme zu erfüllen, die Gefühle hinwiederum mit dem Lichte klarer Gedanken zu durchleuchten. Und dieser Mensch oder Menschentypus ist es, dessen Züge immer bestimmter hervortreten aus der reichen Figurenwelt, mit der die moderne Dramatik die Bühne bevölkert. Es ist der in die Wirklichkeit übertragene, im Contact mit ihr aber reducirte Typus des Nietzsche'schen Uebermenschen, der blonde Arier mit seiner eigenen Variation des Goethe'schen Lebensprincips:

Sich des Halben zu entwöhnen
Und im Großen, Ganzen, Schönen
Resolut zu leben. — — —

Diese Neigung der Dichterphantasie, in einer einzigen, nach unzähligen, individuellen Verschiedenheiten variirten Gestalt die typischen Eigenschaften des allgemeinen Menschenideals jedes Zeitalters zu vereinen, läßt sich durch die ganze Entwickelung der Literatur verfolgen: die Renaissance schaute auf zu den edlen Forscherzügen der Humanisten; die Reformation stellte die Faust- und Prosperotypen auf; die Romantiker verherrlichten Napoleon's Heldengestalt, und in unserer Zeit ist es der im Handeln und Wollen Starke, auf den sich die Hoffnungen der Zukunftsträumer richten. Seine Schritte hallten schon durch Immermann's und Hebbel's Dramen, ehe noch Ralph Waldo Emerson die Handlung als der Persönlichkeit zusammenhaltende Kraft aufstellte; er schimmert durch bei Ibsen und Hauptmann und tritt in all' seiner Selbstherrlichkeit bei Strindberg und den Jungdeutschen auf. Voll und ganz haben wir ihn schließlich vor uns in Rich. Dehmel's Tragödie „Der Mitmensch“. Da schreitet er dahin in genialer Rücksichtslosigkeit, getragen von dem Rechte des höher stehenden Menschen, seiner Bestimmung treu zu bleiben und zu schaffen, während der niedriger Stehende nur sterben kann, um des Ersteren Weg durch die Conflicte des Lebens zu ebnen. In dieser Gestalt findet er sich auch schon bei Browning, als dieser das Verbrechen als äußerstes Mittel für die ungehemmte Entwickelung der Persönlichkeit hinstellte. Der Conflict mit der Gesellschaft ist in jedem Fall unausbleiblich. Der Zwang, welchen diese auf die Freiheit des Individuums ausübt, bringt es zur Empörung, da sich seine Handlungsweise von nichts Anderem bestimmen lassen kann, als von der inneren Ueberzeugung, daß es unbedingt die Aufgabe erfüllen müsse, die es sich im Leben gestellt. — —

Neben diesem Typus läßt sich im modernen Drama noch ein anderer verfolgen: es ist das um seine Existenz kämpfende Weib, ein Typus, der in „Nora“ noch die sympathische Hilflosigkeit eines aus dem Schlafe erwachenden Kindes hat, seither sich aber unter zahllosen Variationen und sentimentalen Ablegern zu einer kaltherzigen Egoistin, zu einem Mannweib, einer Männin ausgebildet hat, wie eine solche repräsentirt ist durch Hella Warkentin in Halbe's „Mutter Erde“. Von einem Spielzeug des Mannes ist das Weib in der dramatischen Literatur zur neiderfüllten Widersacherin des Mannes geworden, zu seinem Feinde, der mit aller Kraft niedergerungen werden muß. Von diesem Gesichtspunkt aus hat auch Schwedens vornehmster lebender Dramatiker August Strindberg sich in den Streit gemischt. Von reagirendem männlichen Selbstgefühl zum Kampf gegen den maßlosen Weibercultus des „Feminismus“ gerufen, bekämpft er in stereotyper Weise und mit geradezu exaltirtem und unnatürlichem Hasse das „Weib“. — Gemeinsam mit der modernen Dichtkunst hat die moderne Dramatik das Motiv des Uebermenschen. Man braucht nur die gründliche Schrift Leo Berg's „Der Uebermensch in der modernen

Literatur" zu lesen, um zu finden, wie dieses Motiv alle Gebiete der modernen poetischen Production durchdringt. Mit dem Motiv des Uebermenschen steht in naher Verwandtschaft eine andere Bestrebung der modernen Dramatik: die Wiedergeburt des historischen Dramas auf Grundlage neuer Principien und unter Anwendung neuer dramatischer Ausdrucksmittel.

Zu welcher Zeit wurde wohl der „Uebermensch" vollständig historisch realisirt? War bisher nicht das kraftstrotzende, selbstbewußte Individuum der Renaissance die von ganzen Dichtergenerationen erträumte, gewaltige Heldengestalt? Befand sich nicht schon Machiavelli's Fürst ein gutes Stück jenseits von Gut und Böse, da er mit allen Mitteln einer überlegenen Intelligenz und Scrupellosigkeit die Erreichung einer unabänderlich vorgesetzten Lebensaufgabe anstrebte? Stand man nicht damals gerade wie heute mitten in einer weitausgreifenden geistigen Revolution, deren Verheißungen man wie einen erfrischenden Morgenwind begrüßte, die man aber nicht in klare Gedanken zu fassen, die man nur träumend und ahnend zu schauen vermochte? Die Kunst in jeder Form ist immer der Ausdruck der zu ihrer Zeit erreichten höchsten Cultur. Der echte Dichter, sowie der bildende Künstler steht in innigster Verbindung mit den Verhältnissen und Gestaltungen seiner Zeit. In den Kunstwerken, die auf bleibenden Werth Anspruch machen, ist darum stets der Herzschlag der betreffenden Zeitperiode zu vernehmen. Nur der historische Stoff, der des Dichters inneres Leben in wahrhafter Wesensgemeinschaft berührt, vermag sich wirklich in sein Interesse hineinzuwachsen und sich ganz bildbar in seiner Phantasie zu gestalten.

Der schwedische Schriftsteller Oskar Levertin hat in seinen „litteraturhistoriska afhandlingar" Englands romantische Dramatik im abgelaufenen Jahrhundert folgender Weise charakterisirt: „Die starke und coloristische Kunst der Renaissance, welche aus den Trieben und Leidenschaften der brausenden Jugendzeit ihr Colorit sich suchte, bildet die immer mehr versiegende Unterströmung, während die unruhigen Kräuselungen des modernen Seelenlebens den Wellengang an der Oberfläche bestimmen."

Durch die Auffassung und Behandlung des historischen Stoffes, weniger durch die Wahl des Stoffes an und für sich erhält diese Art von Dramatik ihr charakteristisches Gepräge. Das moderne Drama hat durchaus keinen Platz für idealisirte Heroen oder Tyrannen, vor denen die Menschheit zittert. Es schreitet von Typen zu Individuen. Den Gang der historischen Weltereignisse oder das Spiel der Kräfte in der socialen Entwicklung der Völker klarzulegen, ist eine Aufgabe, welche der Dichter mit Recht von sich weist; denn dies ist so wenig Zweck des Dramas, daß im Gegentheil jede Forderung in dieser Richtung ein Verkennen der freien Existenzberechtigung der dramatischen Dichtkunst in sich schlösse und sie somit zu einem ganz und gar unwürdigen Sclavendienst für die historischen facta verurtheilte. Der Dramatiker hat eine weit mehr philosophische Aufgabe, die gerade dort anfängt, wo die Thätigkeit des Politikers und Historikers aufhört. Das historische Material kann ihm daher nur den allgemeinen bekannten Verlauf der Ereignisse liefern. Auf diese Weise unterscheidet sich das künstlerisch angelegte historische Drama sowohl von den Typen bildenden Principtragödien der älteren Zeit, als auch von dem historischen Intriguenschauspiel nach Sardou's Recept. Auf der Bühne wird das historische Drama am liebsten Charakterportrait in tiefem clair-obscur — wie bei Browning (Karl I., Strafford, 2c.) man müßte bis auf Shakespeare zurückgehen, um Aehnliches zu finden — breit angelegte Cultur- und Milieuschilderung wie bei Hauptmann (Florian Geyer), fragmentarische, schwunghafte, aber lebensvolle und geniale Charakterzeichnung wie bei Strindberg (z. B. in seinem historischen Drama „Maester Olof") oder ein graziös-poetisches Spiel in historischem Gewande, wie ein solches Rostand mit echt französischem Esprit geliefert in seiner populären Komödie „Cyrano de Bergerac".

Mit der Richtung, welche am Schlusse des Jahrhunderts das ganze geistige Leben eingeschlagen hatte, hängt das Bestreben zusammen, in die moderne Dichtkunst den gewissen Unterstrom der gefühlsstarken Stimmung, welche der Realismus ganz auszutrocknen drohte, zurückzuleiten. Vor 100 Jahren schlugen die Romantiker denselben Weg ein gegenüber der damals herrschenden kalten Verstandesdichtung. So wie gegen ihre Uebertreibungen eine Reaction eintrat, so schließen sich die Modernsten unter den Jungen wieder an die Romantiker betreffs Subjectivität, Gefühlsstärke und Mystik. Innerhalb des Dramas zeigt sich dieses Streben als eine Verstärkung des lyrischen Elements. Es herrscht die Sehnsucht über die einförmige, erdgebundene Alltäglichkeit hinaus nach einem imitativen Kunstideal, aber nicht nach dem unschuldsvollen, nebelhaften Sagenreich der Romantik; denn durch den Flor der Träume und Märchengestalten bemerkt man bei den Modernen immer wirkliche, leibhaftige, moderne Menschen, und in der Phantasie scheinbar harmlosem und neckischem Spiel mit Symbolen giebt sich des Dichters intimes, streng persönliches Seelenleben zu erkennen. (Vgl. Hawel's „Mutter Sorge," Sabil's „Tantalus"). Der erste „sociale Dichter" Deutschlands, Gerhart Hauptmann, schmolz selbst den Realismus in Lyrismus um in seinem entzückenden Traumgedichte „Hannele". Ohne nur für einen Augenblick den realistischen Rahmen zu lösen, stellte er des Traumes Wirklichkeit neben die des Lebens und verknüpfte sie zu einem Bilde, dessen poetischer Gehalt ebenso groß ist wie seine psychologische Wahrheit.

Ueber den lyrischen Traum in dramatischer Form gelangte man zum Sagendrama — und ist die Sage etwas Anderes als ein halbwaches Träumen, worin des Volkes dunkle Lebenserinnerungen zurückkehren? Und hier war das Feld offen für den freiesten und volltönigsten Lyrismus. Hier wurde der Poesie verdichtete Atmosphäre gefunden, die Resonanz für den überquellenden Ausbruch des Gefühls, und Raum für die Phantasie, den Flug zu versuchen nach den Höhen des Uebersinnlichen, wo der Mystik Göttermacht den Verstand auf die Knie niederzwingt. Auf dieses Gebiet flüchtete Hauptmann, als er in seinem Schauspiele „Die versunkene Glocke" den Kampf des Künstlers gegen beschränkte Vorurtheile und der Selbstkritik nagende Seelenqual aufnehmen wollte. Und hier bewegt sich mit Vorliebe Maeterlinck's Phantasie — in einer Märchenlandschaft, wo mystische Mächte des Menschen Willen in Fesseln legen und deren Gedanken umspannen mit dem geheimnißvollen Rauschen von des Lebens sachte dahinströmendem Urquell.

Eine scharf markirte, in der dramatischen Production allgemein hervortretende Eigenthümlichkeit ist der Charakter der Schicksalstragödie im modernen Drama. So wie der analytische Ausbau eine gewisse äußere Gleichheit mit der antiken Tragödie aufweist, so bindet sich die moderne Schicksalsauffassung an eine innere Gleichheit. Es ist, als sähen wir unter einem modernen Antlitz mit seinem forschenden Grüblerblick, seiner von seelischen Leiden gefurchten Stirn und den in skeptischem Hohne zuckenden Lippen die ruhigen, stolzen marmornen Züge eines griechischen Helden. Das Schicksal liegt aber nicht wie in der antiken Tragödie in den Händen einiger persönlicher Mächte, welche des Schicksals unerbittliches Gebot durchzuführen haben; sondern es sind der Wissenschaft Lehren und Gesetze über das Leben und die Grundbedingungen der menschlichen Existenz, welche nun die Rolle der Götter übernommen haben. Es ist das über Alle und Alles herrschende Causalgesetz, welches die Menschen unter das Joch zwingt und deren Schicksal vollführt mit der Schonungslosigkeit eines unerbittlich sich vollziehenden Naturprocesses. Zola gab auch hier die Losung. „Ich habe,"

sagt er im Vorwort zur Dramatisirung seines „La curée“, „das Symbol der antiken Schicksalsidee aufgegeben und René unter den doppelten Einfluß der Erblichkeit und des Milieu gestellt.“ — Beides findet sich wieder bei Ibsen: das „Milieu“ in der „Frau vom Meer“, wo Ellida Wangel des Elternhauses und des Meeres mystische Einwirkung auf ihr Gemüth erfährt, die Erblichkeit in den „Gespenstern“, wo Oswald Alving für die moralischen Verirrungen seines Vaters büßen muß. In ähnlicher Weise wird Hauptmann's Johannes Vockerat betroffen. Die Umstände und Verhältnisse binden seinen Willen und nähren die innere Zersplitterung seiner Seele. Die unablässig wechselnden Eindrücke des modernen Culturlebens, der in der Jugend eingeprägte Auctoritätsglaube, das Aufbäumen gegen conventionelle Gewohnheitsvorstellungen im Verein mit ererbten Anlagen, mit dem Wahrheitsdurst des Forschers, mit der Liebe zu den Kindern und mit den fesselnden Pflichten des Gatten, all' das spinnt sich zu einem Netz zusammen, in dessen Maschen die Seele des modernen Gefühlsmenschen sich verfängt und der Verzweiflung verfällt.

In größerer äußerer Gleichheit mit dem antiken Schicksalsbegriff, aber mehr willkürlich vermittelt durch ein Spiel blinder Zufälligkeiten, kehrt die Nemesisidee bei Browning wieder. Es liegt Etwas von höherer göttlicher Gerechtigkeit in dem selbstverschuldeten Tod, mit welchem der Herzog von Tresham (in „A blot in the scutcheon“) seine Verbrechen sühnt, da er die Rache aus Gottes Hand nehmen und selbst ausüben will. Dieselbe Analogie begegnet uns auch bei Gabriele d'Anunzio. In seiner „Gioconda“ bildet die Vorausbestimmung die alleinherrschende Macht über des Menschen Wollen und Handeln, und in „La citta morta“ läßt er die Heldin demüthig erklären: „Siamo la preda d'una forza oscura e invincible.“ Für ihn ist das Individuum bloß eine Comparse in des Lebens großem Trauerspiel. Darum soll das Drama eine Erklärung des Lebens geben, d. h. eine Verherrlichung des Schicksales und der ewigen Gesetze sein, nach welchen die Götter das Dasein des Menschen gestalten. In Strindberg's „Folkungasaga“ ist König Magnus mit dem Fluch der Blutschuld beladen, und ein Weib — ein für Strindberg charakteristischer Zug — die Königin-Mutter Ingeborg, wird die Vollzieherin des Strafgerichts der Schicksalsmächte.

Zu allen Zeiten war das Drama die Dichtungsform, welche sich am besten zur Darstellung des Tragischen eignete. Im modernen Drama wird das „Leiden“ in intimeren Zusammenhang mit den geistigen Lebensformen gebracht, die Tragik in dem Conflict des Individuums mit dem Zeitgeist und den Zukunftsideen gesucht. Damit wird auch dem Zuschauer ein tieferes Verständniß für die sinnliche Nothwendigkeit dieses Leidens vermittelt, das von Strindberg in Geert Bokpräntare's Replik mit den Worten ausgedrückt wird: „Einer muß sterben, damit die Anderen leben können.“ — Die tragischste Gestalt, welche die ganze moderne Dramendichtung aufzuweisen hat, ist wohl Frau Alving in den „Gespenstern“. Ihre Lüge ist die Liebe zur Wahrheit.

Im modernen Drama bekommen die elementaren Leidenschaften immer weniger Gelegenheit, auf das Handeln des Menschen einzuwirken, und des Lebens blos äußere Conflicte interessiren nur hinsichtlich ihrer Wirkung nach innen. Die wechselseitigen Beziehungen der Individuen zu einander haben den Charakter verfeinerter geistiger Cultur angenommen, und die Streitigkeiten zwischen ihnen werden auf das Gebiet des Seelenlebens hinübergezogen. Bei dem Reichthum und der Vielseitigkeit, welche das intellectuelle Leben der Gegenwart auszeichnen, kann nicht mehr eine regelmäßige Persönlichkeit zur Trägerin der die Entwicklung leitenden Principien gemacht werden. Die Rolle des Einzelnen muß sich darauf beschränken, mitzuwirken wie das Glied eines unermeßlichen Organismus, aus dessen Leben er sein eigenes schöpft. Man hat die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht geht, die ganze Welt umzubilden mit Kräften, die kaum zur vollen Entwicklung des Einzelnen genügen. Darum wird auch z. B. bei Ibsen die Situation stets allgemein menschlich-tragisch, während die Verhältnisse, gegen welche das Individuum ankämpft, gänzlich jenes Charakters entbehren, welcher ein Merkmal der antiken Tragödie ist.

Was Maeterlinck mit seinem „le tragique quotidien“ beabsichtigt, erklärt er damit, daß er nicht glauben könne, daß die Tragik des Menschenlebens nothwendiger Weise im Kampfe zwischen Pflicht und Leidenschaft liegen müsse. Er will darum im Drama vernehmen das Rauschen des verborgenen Springbrunnens des Lebens und fühlen die Anwesenheit mystischer Mächte als unlösliches Vereinigungsband zwischen der Persönlichkeit und dem Unendlichen. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird das Drama im Wesentlichen Zustandsschilderung. Jede menschliche Handlung bildet die Resultante der Energie und der äußeren Verhältnisse, in welche sich der Mensch zufällig versetzt sieht. Bevor dieses Handeln geschieht, ist eine lebhafte Thätigkeit vor sich gegangen in jener geheimnißvollen Welt, in welcher Ideen, Impulse und Motive entstehen, und in welcher die inneren Seelenconflicte ausgekämpft werden. Dieses Gebiet für das Drama zu gewinnen, war schließlich und endlich das Streben der Modernen. Sie brauchten damit nicht zu experimentiren in diesem „théatre statique,“ sie hatten bloß die Erscheinungen so zu sagen von innen heraus zu sehen und das einfache Factum anzuerkennen, daß der Strom des Lebens nicht nur außerhalb des Menschen braust, sondern auch durch seine Seele. Schärft der Dramatiker dann sein Ohr für die leidenschaftlichen Ausbrüche, in welche des Seelenlebens wachsende Intensität von selbst ihre Spannung erleichtert, wird er finden, wie wunderbar reich das meist isolirte innere Leben der menschlichen Seele in Wirklichkeit ist. — Dies führt dann mit sich eine Verinnerlichung des Scenenbildes, das für den dramatischen Dichter die Nothwendigkeit bedingt, den Umfang seines Gesichtskreises zu begrenzen für jeden speciellen Fall. Was dabei an Breite verloren geht, wird gleichzeitig an Tiefe gewonnen.

Nur allzu oft wurde gegen das moderne Drama der Vorwurf erhoben, daß es den Anforderungen der Bühne fremd gegenüberstehe, schwer wenn nicht unmöglich aufzuführen sei auf den Brettern. Dieser Vorwurf hat, soweit er sich auf die alten Traditionen angepaßte, im Schlendrian erlahmte scenische Technik bezieht, eine gewisse Berechtigung. Aber neue Formen im Drama erheischen auch entsprechend neue Einrichtungen auf der Bühne. Vor der Hand gehören die eingeführten Neuerungen in das Gebiet des Experimentes; doch viele Zeichen deuten darauf hin, daß der rechte Weg gefunden ist. Die Erfahrungen an competenter Stelle haben bereits erwiesen, daß der scenische Stil, wie ihn das moderne Drama erfordert, nicht jenseits der Grenze des Erreichbaren liegt. Es handelt sich nur darum, die richtige Art und Weise zu treffen, um die Scenerie selbst zu „beseelen“, durch Decorationen einen stilgemäß componirten Rahmen zu schaffen, der mit dem Geist der Dichtung innerlich übereinstimmt. Die Vorbedingungen hierfür liegen in einem intimen Gefühl für das Zusammenwirken von Inhalt und Form. Die Alten besaßen in hohem Grade dieses Gefühl und das Shakespeare'sche Theater war ebenfalls ein natürlicher Ausdruck hierfür. Auch bei unseren besten Bühnenkünstlern findet sich dieses Gefühl mehr oder weniger bewußt. Mounet-Sully verlangte, auf dem antiken Theater zu Orange seinen bewunderungswürdigen „Oedipe roi“ ohne die üblichen Decorationen spielen zu dürfen. Es war der richtige Instinct, welcher des Künstlers Wunsch leitete. Er fühlte, daß der weite Raum der Scene, statt den Eindruck der Vorstellung zu vermindern, ihm vielmehr Etwas von seiner eigenen überwältigenden Größe verleihen und Sophokles' großartige Tragödie zu ihrer

vollen Wirkung kommen lassen würde. — Gegenwärtig vermißt man noch das Verständniß für die Bedeutung dieses Zusammenhanges zwischen Schaubühne und Drama. Unsere Scene entbehrt der edlen Harmonie der antiken Scene, sie leidet aber an einem noch tieferen Fehler. Sie stellt den inneren Bedarf des modernen Dramas nicht zufrieden, sie ermangelt vielleicht nicht der Mittel, des Dramas lebendige Stimmung über die Zuschauer zu verbreiten, aber sie verschmäht es gewöhnlich, sie anzuwenden. Das Scenenbild auf unseren Theatern ist im Allgemeinen allzu wahr, allzu realistisch, zu sehr angelegt auf Sinnestäuschung. Auf diesem Wege kommen wir kaum weiter. Wir müssen im Gegentheile der Phantasie weiteren Spielraum zu bereiten suchen; wir müssen lernen, die Illusionswelt der Scene lebendig zu machen, und in dem äußeren Milieu ein leise tönendes Accompagnement zu den Seelenprocessen, die sich auf der Scene abspielen, schaffen. Weder mystische Florvorhänge noch ein peinlicher Accessoirrealismus sind hierzu nothwendig. Das Detail gewinnt nur in dem Maße Bedeutung, als es zur Erzielung des beabsichtigten Gesammteindrucks mitwirkt; in der richtigen Weise angeordnet, kann es entscheidend für das Ganze werden. Maeterlinck hat gezeigt, welch durchgreifende Effecte zu erreichen sind z. B. mit dem Gemurmel eines Springbrunnens, welcher während einer Liebesscene plätschert; oder mit dem verstummenden Schrei eines Vogels, mit dem unruhigen Flackern einer Lampe, u. s. w. Aber nicht einmal die spröde Natursymbolik, welche zu derlei verwendet wird ist eigentlich unentbehrlich. Eine wehende Gardine vor einem offenen Fenster; ein glitzerndes Wogenblinken im Hintergrund der Bühne; das Brausen eines Baches bei Unterbrechung eines Dialogs, u. dgl. — all dies ist besser als des geschicktesten Decorationsmalers und Tapezirers Kunst geeignet, jene stimmungsvolle Illusion hervorzurufen, wie sie das moderne Drama begehrt.

Auch dem Schauspieler stellt die moderne Dramatik interessante, wenn auch schwierige Aufgaben. Die auftretenden Personen sprechen nicht mehr in formvollendeten Perioden mit erstaunlicher Zungenvolubilität zum Publicum, um diesem ihre Gedanken und Gefühle mitzutheilen. Sie reden und handeln, wie die Situation in jedem Augenblick es von ihnen erfordert. Der Schauspieler kommt daher heute weit weniger als ehemals mit einer nur klangvollen Declamation und einer geschulten Plastik aus. Er muß die unzähligen Ausdrucksnuancen des gesprochenen Wortes beherrschen. Es ist z. B. unendlich schwieriger, eine einfache aber gedankenvolle und vielsagende Replik zu sprechen, wie es z. B. Prinz Erik in Strindberg's „Gustav Vasa“ thut, wie er den Rosenkranz auf des Blumenmädchens (Karin Månsdotter) blondes Haupt legt: „Siehst Du! Nun ist der Kranz bei der Krone“; — als tadellos einen langen, gedankenvollen Monolog in classischen Jamben zu declamiren. Der Schauspieler muß das Talent besitzen, die von ihm dargestellten Menschen streng zu individualisiren; er muß wissen, daß Geberden, Bewegungen, Stellungen, Mienenspiel nicht nur eine Zeichensprache von individuellem Inhalte sind, sondern, und in höherem Grade die individuell eigenthümlichen Ausdrücke für eine streng persönliche Seelenstimmung und damit verbundene Gemüthsbewegungen. Mit einem Worte: er muß verstehen, wie die innere Persönlichkeit sich im äußern widerspiegelt. Dadurch wird seine Kunst wirklich eine „Uebersetzung der Seelensprache in die körperliche Sprache“. Und diese Kunst ist eine der schwersten, aber auch eine der schönsten.

Die moderne Dramatik enthält viel Fremdes, Experimentelles, was schwerlich das Heimathsrecht in der Literatur oder auf der Bühne gewinnen wird, und Pflicht der Kritik ist es, die ungesunde Philosophie zu bekämpfen, die aus so vielen Erzeugnissen der modernen Dramatik spricht oder doch herausgelesen wird. Zu wünschen wäre, daß sich unter den „Jungen“ mehr kraftvolle, selbstschöpferische Geister fänden, die eine ernste und wirksame Abwehr gegen den in der modernen Dramatik überwuchernden psychiatrischen und neurologischen Romanticismus versuchten und dahin zurückkehrten, uns wieder einmal wirkliche Menschen, fast möchte man sagen: menschliche Menschen zu schildern, die doch ebenso viele Probleme und gewiß noch tiefere Leidenschaften und geistige Besonderheiten darbieten, als jene Patienten Charcots und Lombroso's. Verheißungsvolle Vorboten eines segensreichen Umschwunges in der modernen Dramatik, dieses für das Volksleben so unendlich wichtigen Dichtungsgebietes, tauchen bereits hier und da auf: es sind die Volksstücke und die nationalen Dramen. Die moderne Dramatik wird das richtige Ziel erreicht haben, wenn sie die souveräne Formsicherheit des Realismus mit der ahnungsstarken Intuition des Mysticismus vereint und uns so das Seelenleben in seiner reichen und vollen Wirklichkeit darstellt.



Feuilleton.

Zwei Feinde.*)

Von Hugo Greinz.

Geschiedene Eheleute, — wie das häßlich klang! Es war auch häßlich gewesen, der ganze Streit, durch Monate hindurch, ihn wie sie zog er hinab in den Koth, in die Gemeinheit. Er hätte sich nie gedacht, daß er gegen eine Frau, und wenn es auch seine eigene gewesen wäre, so bös, so ungalant, so roh sein könne. Aber sie war's auch. Und von ihr berührte es ihn doppelt weh, — von ihr, einer Frau, seiner Frau. Es kam so weit, daß es ihm zum Ekel wurde, sie zu sehen. Sobald er ihr Gesicht schaute, dachte er an die Wiederkehr dieser allzuvielen Scenen, an all' das Gemeine und Unerquickliche, das zwischen ihnen schon lag. Ueber das konnte er nicht hinwegkommen. Er konnte nicht mehr in ihre Augen sehen, in diese großen, blauen Augen, die für ihn einst das ganze Erdenglück bargen. So weit war es gekommen. Und da war es wohl das Beste gewesen, auseinander zu gehen. Es band sie nichts Gemeinsames, kein Kind, keine Liebe, keine Sehnsucht.

Und doch war es ein trauriger, schwerer Tag, als sie es thaten. Trotzdem, daß sich ein unerträglicher Bann von ihrer Seele löste, dachte jedes: es hätte schön sein können, schön und lieb — warum bezwingen wir uns nicht, warum trachten wir nur darnach, dem Anderen Böses zu thun und zu sagen, ihm die Tage seines Lebens zu vergällen und zu verbittern? Und es kam Beiden an diesem Tage wieder die Erinnerung an die süßen, süßen Stunden, in denen sie sich gefunden. Es war zu viel, zu viel unirdisches Glück damals, — ihre Liebe zu leidenschaftlich, ihre Sehnsucht zu brennend. Und die verzehrte sich selbst, sie glomm in ein Häuflein schmutziger Asche zusammen, — nein, — es war doch das Vernünftigste: auseinander zu gehen, sich fern sein, Nichts von einander zu wissen, und einander ganz, ganz fremd zu werden. Das beabsichtigten sie. Und so schieden sie eigentlich in einem gemeinsamen guten Willen.

Er begann sein früheres Junggesellenleben wieder, von dem er so leicht, so lächelnd Abschied genommen hatte, — vor zwei, drei Jahren. Er hatte ja Elli so lieb gehabt. Eine elegante Garçonwohnung wurde sein neues Heim. Den ersten Abend verbrachte er darin allein, sinnend und träumend. Lässig lag er auf der Chaiselongue, qualmte eine Cigarette nach der anderen und freute sich seiner wiedererwachten Frei-

*) Dr. Hermann Ubell hat in Nr. 19 der „Gegenwart“ auf das Novellenbuch „Küsse“ des jungen Autors so warm hingewiesen, daß wir unseren Lesern gern eine Probe daraus bieten.

heit. Aber die Freude war nicht ehrlich. Er ertappte sich auf ganz nichtswürdigen Gedanken. Ein Abend ging ihm nicht aus dem Sinn und quälte ihn mit schmerzlich süßer Erinnerung. Das war der Abend, da er mit Elli eins geworden war für's Leben, — ja, dachte er höhnisch, für's Leben von drei Jahren.

An diesem Abend saßen sie stundenlang in großer Gesellschaft. Sie sprachen leicht und ungezwungen, wie von jeher. Sie verstanden sich so schön, so gut, so herzlich gut. Jede Regung der Seele war dem Anderen fühlbar, — jedem Gedanken kamen sie entgegen. Und da geschah dieses Schöne, daß er sie fragte, und daß sie mit einem offenen, glücklichen, freudigen Ja antwortete. Er wußte dies Alles, als ob es gestern geschehen wäre. Er wußte noch alle Einzelheiten: wie er im größten Gefühl der Seligkeit nach Hause schritt, wie er in seinem Zimmer anlangte — dort saß er vor seinem Schreibtisch, — ohne Schlaf, ohne Müdigkeit, trotzdem es spät nach Mitternacht war. Er konnte nicht ruhen. Alle Lampen, alle Kerzen am Kronleuchter steckte er an und öffnete weit das Fenster, durch das die scharfe Luft einer späten Herbstnacht drang. Und so saß er drei, vier Stunden, bis zum Morgen an seinem Schreibtisch, so wie er gekommen war, im Frack, mit der weißen Binde.

Er saß und schrieb den ersten Brief an Elli, — zehn, zwölf, fünfzehn Seiten. — Sein ganzes Leben legte er hinein. Alles — Alles, — die ganze Schönheit, die er wußte, die ganze Reue, die er über sein bisheriges Leben empfand. Ohne Schlaf legte er sich in das Bett. Mittags erwachte er. Als er Elli, die den Brief inzwischen erhalten, getroffen hatte, küßte sie ihn fast zu Tode für diesen Brief! Aus Dankbarkeit und aus Glück, sagte sie, deßwegen, daß er ihr das schrieb, was er jedenfalls noch keinem weiblichen Wesen mitgetheilt hatte. Und da begann dann das Glück, das große, übergroße Glück.

Nein, — er durfte gerade an dem ersten Abend seiner neuen Freiheit nicht daran denken, an diese Tage, an diese Stunden. Es that ihm so weh. Und so raffte er sich auf und ging. Wohin, war ihm gleichgiltig. Nur fort, — und nur zu einem Weibe. Er hatte eine so große Sehnsucht nach dem Weib, — ach, seine Frau, — die sah er ja die letzten Wochen gar nicht mehr als Weib an, die war ja sein Feind, ganz in derselben Form, wie ein Mann sein Feind sein konnte.

Wochen hindurch führte er ein solches Leben. Von einem Taumel in den andern, von einer Leidenschaft in die nächste. Er mußte es! Denn er wollte nicht zur Besinnung kommen. Und er mußte sich ja doch wohl und glücklich in seiner Freiheit fühlen.

Die Bäume dufteten so stark in den Gärten, die voll von Blüthen standen. Er hatte es gar nicht gemerkt, daß es Frühling geworden war. Plötzlich schien ihm das zum Bewußtsein gekommen zu sein. Das war ein Abend, als er müde und mißgestimmt durch die Straßen schritt. Die Sonne war schon hinter den letzten Häusern hinabgesunken, und es lag noch eine milde, schwache Wärme in der dämmerigen Luft. Die Straßen waren noch erfüllt vom Leben des Tages. Und die Leute sahen so froh und glücklich aus, — es war ja Frühling und den ganzen Tag warmer Sonnenschein gewesen. Mit Neid sah er den Menschen nach, den jungen Männern und Mädchen, die lachend und plaudernd nach Hause gingen. Die hatten alle ein Heim, und wenn es noch so dürftig und armselig gewesen wäre.

Ihm war fast das Weinen nahe. Und plötzlich, ohne daß er es beabsichtigt hätte, stand er vor dem Hause, in dem Elli wohnte. In seinen Frühlingsgedanken noch befangen, stieg er die Treppe hinauf und klingelte. Elli öffnete ihm selbst die Thür, gar nicht erstaunt, daß er komme. Es schien ihr ganz selbstverständlich zu sein, daß er sie besuche.

Sie saßen am offenen Fenster, durch das der leise, weiche Wind strich. Sie sprachen von dem und jenem, ruhig, gelassen, ohne Aufregung, — es war sehr lieb. Später, als sie den Thee getrunken hatten, setzte sich Elli an das Clavier. Seine Lieblingslieder spielte sie, — voran das Frühlingslied von Gounod, das ihn in so glücklich schwermüthige Stimmungen bringen konnte. Er sah, wie ihre zarten, weißen Finger über die Tasten glitten, — vom Stuhl aus, auf dem er saß, und der im Schatten der Lampe stand, blickte er in ihr Gesicht. Wie ihm das verändert erschien, — jede Härte war verschwunden, an ihrer Stelle lagen wieder die zarten, sanften, weichen Linien, die ihr Gesicht so lieb, so süß und innig erscheinen ließen. Er schloß die Augen und lauschte. Einem Lied nach dem andern. Und dann ward es stille. Lange Zeit sprach Niemand. Aber sie fühlten, wie sich ihre Augen trafen, zagend, ängstlich, furchtsam. Als es spät geworden war, stand er auf, dankte und ging. Sie reichten sich die Hände und schieden.

Oft dachte er an dieses erste Wiedersehen, das er sich in den Zeiten des Grolles ganz anders ausgemalt hatte.

Und die nächste Woche ging er wieder zu Elli. Es war so, wie das erste Mal. Sie sprachen, als ob nichts zwischen ihnen vorgegangen wäre, das sie zu feindlicher Gesinnung zwingen, das ihnen einen freundschaftlichen Verkehr verbieten müßte. Und Elli spielte ihm wieder seine Lieder. Er war ihr so dankbar für diese Zartheit. Denn sie that es, ohne daß er sie darum gebeten hätte. Und an jedem Abend, da er bei ihr war, bewunderte er ihr Antlitz, ihre Gestalt. Wie sich die blonden Haare vom weißen Hals abhoben, den weichen, frauenhaften Wuchs ihres Körpers, ihrer Glieder. Einmal, wie er mit süßem Entzücken alles dies sah, — erschrak er plötzlich. Denn es kam der Gedanke: dies Alles gehörte ja einst ihm, mit Leib und Seele, in Liebe und Hingebung, — alles Das, was er verloren, — ach, was er von sich gestoßen hatte, grausam, roh, unmännlich. Das machte ihn traurig. Denn jetzt war es ihm doch ein Fremdes — er wußte nicht, was Elli's Gedanken, die er ja einst so ganz besessen hatte, umfaßten — er kannte ihr Leben nicht — ihre Sehnsucht nicht.

Und je öfter er zu ihr kam, desto trauriger und verlassener schlich er sich langsam und trübselig in sein Heim zurück, in die leeren, trostlosen Zimmer, die er allein bewohnte, die keine zarte, liebreiche Frauenhand schmückte und ordnete — die ja nur für ihn allein bestimmt waren.

Ja, er war sich dessen sicher, und er befand sich auf dem besten Wege, sich in seine Frau zu verlieben. Und er schämte sich dessen gar nicht. Aber trotzdem fand er nicht den Muth, sich das offen einzugestehen, noch weniger, es Elli selbst zu sagen.

Darum blieb er aus. Er ging auf's Land. Die Einsamkeit dort that ihm Anfangs wohl. Aber nach drei Wochen war er soweit gekommen, es sich ernstlich zu überlegen, ob er sich nicht eine Kugel durch den Kopf schießen sollte. Er war ja doch zu nichts nütze, kein Mensch hatte ihn lieb und empfand ihn als Nothwendigkeit. Diese Stunden waren fürchterlich. Und dazu die stille, grüne Einsamkeit des abgeschiedenen Landes, in dem er weilte, — Berge und Wälder, dazwischen da und dort eine freie Saat, Wiesen und Wege, und drunten der Strom, der heraufrauschte. Nein, — hier fand er keine Genesung. Er mußte fliehen.

Nach zwei Tagen saß er bei Elli, die ihn mit großen, traurigen Augen ansah. Es that ihm weh. Sie saßen stumm einander gegenüber. Nur hie und da fiel ein Wort und ließ das große Schweigen nur beängstigender werden. Endlich saß er sie wieder am Clavier. Er schloß die Augen. Die Töne rauschten, zagend leise, vergehend — — — und da hörte er, wie ein stoßendes, grausames Schluchzen einen jungen Leib durchbebte, wie sich ein tiefer Schmerz aus gequälter Brust löste — — ja — es war so: Elli weinte ... Elli weinte ...

Da konnte er nicht anders ... Dieses liebe, liebe, süße Haupt mit den lichten Zöpfen, die am Scheitel lagen — er mußte zu ihr — und vor ihr auf den Knien, zog er dieses Haupt zu sich und küßte es, Mund, Augen, Haare — — wie wahnsinnig — wie ein Verdürstender, der nach qualvollen Tagen auf eine Quelle stößt. Und sie weinten Beide, herzerschütternd. Es ward ihnen so leicht dadurch.

Aus der Hauptstadt.

Börsen-Dämmerung.

Wohl seit Jahrzehnten hat die Berliner Börse kein so trauriges Aussehen gehabt wie seit einigen Wochen. Das Geschäft ist verödet, der Organismus zerrüttet. Dieser Niedergang des einst so blühenden Instituts wird von Manchen auf das Conto der Parteien gesetzt, die Gesetzgebung und Rechtsprechung in den Kampf gegen das Börsenwesen getrieben haben. Noch mehr Schuld daran tragen aber vielleicht die Zustände, die sich an der Börse entwickeln und die früher nicht möglich waren. Das merkt die Börse in sich selbst auch; denn nur dadurch konnte sie so übermächtig von jener Depression gepackt werden. Die Vorgänge, die sich augenblicklich bei einer Reihe von Hypothekenbanken abspielen, spotten doch jeder Beschreibung. Selbst die schlimmsten Bankbrüche, die wir im ganzen letzten Menschenalter erlebt haben, sind harmlos, wenn man sie mit dem Milliardenkrach des letzten halben Jahres vergleicht. Und die Leute, die vor etwa zwei Jahren für die Mündelsicherheit der Hypothekenbanken-Pfandbriefe kämpften, müssen heute ihr Antlitz verhüllen und sich schämen, daß sie es gewagt haben, einem derartigen Raube an dem mobilen Capital das Wort zu reden. Die Schiebungen, die die verhafteten Directoren und treibenden Kräfte der Preußischen Hypotheken-Actien-Bank, der Deutschen Grundschuldbank, der Pommerschen Hypotheken-Actien-Bank und der Mecklenburg-Strelitzschen Hypotheken-Bank vorgenommen haben, entstammen in erster Linie dem unsoliden Aufbau dieser Banken. Dieser resultirte wieder daraus, daß man die Sanirung der Institute seiner Zeit mit falschen Mitteln durchführte. Die Auswüchse einer ungesunden Concurrenz und die Gewissenlosigkeit der Verwaltungen haben dann das Uebrige gethan. Unsere Haute Banque freilich versteht, aus allen Blüthen Honig zu saugen, auch aus den mißduftenden. Und so hat sie, die sich schon bei dem ersten Krach im November v. J. zur Sanirung bereit erklärte, dabei glänzende Geschäfte gemacht. Ohne Rücksicht auf das Privatpublicum hat sie die Werthe der Banken heruntergeschrieben und schließlich zwei neue Banken geschaffen, die (abermals) reorganisirte Preußische Hypotheken-Actien-Bank und die Neue Berliner Boden-Actien-Ges., wobei aber zu wünschen gewesen wäre, daß auch die erstere ihre Firma geändert hätte. Man weiß ja, daß der stolze Name „Preußische Hypothekenbank“ nicht wenig zur Irreführung des naiven Publicums beigetragen hat. Natürlich haben sich die Herren Sanitätsräthe selbst nicht vergessen; denn für sie fielen bei der Rettungsaction nicht nur hübsche Profite ab, sondern auch einträgliche Pöstchen, mit denen sie sich auf einige Jahre begnügen können.

Aber mit dem Essen war der Appetit gekommen. Da man der Pommerschen Hypothekenbank schon lange gram war, so wurden jetzt alle Hebel gegen sie in Bewegung gesetzt. Es begann eine wilde Hatz, die einstweilen mit der Verhaftung der beiden Directoren endete. Ob es aber auch in diesem Falle gelingen wird, dem Publicum klar zu machen, daß wieder eine vollständige Krisis vorliege, möchte ich doch bezweifeln. Die Pommersche Hypothekenbank mag einige Geschäfte gemacht haben, die nicht ganz fair sind; aber ich bin doch fest davon überzeugt, daß es kaum nöthig sein wird, wiederum eine Sanirungsaffäre vorzunehmen, die unsern Capitalisten abermals Millionen und Millionen kosten würde. In dieser meiner Auffassung werde ich bestärkt durch die seltsame Haltung, die die großen Banken zu dem Run auf die Pommersche eingenommen haben.

Die kleine Mecklenburg-Strelitzsche Hypothekenbank war die Ablagerungsstätte für die Pommersche. Bei ihr liegen die Dinge denn auch etwas schlimmer, wie die Enthüllungen in der Generalversammlung bewiesen haben. Aber auch hier dürfte dem Publicum mit Vernunft und Ruhe mehr erhalten werden, als wieder einige sanirungswüthige Leute herausbringen wollen. Sehr amüsant ist bei dieser letzten Affäre, wie sich die Aufsichtsräthe der beiden Banken benehmen. Ein Theil davon thut so, als ob er überhaupt von der ganzen Sache nichts wüßte, obwohl es sich dabei vielfach um Riesengeschäfte handelte und obwohl die vorangegangenen Ereignisse und die daran geknüpften Erörterungen in der Presse über die Pflichten des Aufsichtsraths jedem Mitgliede einer solchen Körperschaft Augen, Ohren und Gewissen hätten schärfen müssen. Andre aber treten jetzt als Retter auf und wollen dadurch zugleich verwischen, was sie selbst in ihrer Jahre langen Thätigkeit bei der Bank hätten sehen müssen. Es gehört eine unglaubliche Naivetät dazu, den Sachkennern zuzumuthen, zu glauben, die Herren Aufsichtsräthe hätten von jenen merkwürdigen Millionenschiebungen nichts gewußt. Und dabei fühlte sich einer der Aufsichtsräthe, der jetzt plötzlich die Machinationen aufdecken will, als eine allererste Autorität, die auch der Regierung bei der Umgestaltung der Hypothekengesetzgebung als eine regelrechte Stütze beigegeben war. Er hatte stets in Wort und Schrift alle sonstigen Hypothekenbanken verurtheilt und stets gegen angebliche Unsolidität und schlechte Geschäftsgebahrung andrer Banken geeifert. Und nun (ist es Ironie oder Tücke?) erlebt man es, daß er gerade gegen seine Bank vorgeht, in der er als Aufsichtsrath Jahrzehnte lang die hohen Emolumente eingestrichen, die er aber in dem Augenblicke, wo dem Schiffe Gefahr drohte, nach Art der Ratten verließ.

Es kann nicht ausbleiben, daß die neueste Scandalaffäre im Hypothekenbankenwesen wieder weitere Kreise zieht und jedenfalls unserm Bau-, Terrain- u. s. w. Wesen einen argen Stoß giebt. Insbesondere die Beseitigung der immer dringender werdenden Wohnungsnoth erfährt dadurch abermals einen unübersehbaren Aufschub. Und welche sonstigen Verwüstungen hier die Hyänen des Schlachtfeldes in dem gesammten Wirthschaftsleben der Nation anrichten, läßt sich noch nicht einmal ahnen. Jedenfalls hat die bei dem ganzen Hypothekenbankenkrache zu Tage getretene, von kurzsichtigem Egoismus getriebene Selbstzerstörungswuth den Gegnern der modernen wirthschaftlichen Entwicklung gefährliche Waffen geliefert.

Nicht unerwähnt bleiben mag auch die Differdingen-Dannenbaum-Affäre. Auch hier haben sich Verhältnisse herausgebildet, die man kaum für möglich gehalten hätte. Das ist um so mehr zu bedauern, als dabei Persönlichkeiten mitgewirkt haben, die sonst als vorsichtig und solide bekannt sind, und das Werk in technischer Beziehung groß dastehen soll. Wie man trotzdem dazu kam, dem Publicum noch die Obligationen dieser finanziell vollkommen verkrachten Gesellschaft anzubieten, ist eine Frage, die man wohl von der andern Seite beantworten müßte. Jedenfalls können die Zeichner auf jene Obligationen mit vollem Recht das dafür hingegebene Geld mit Zinsen zurückverlangen; und es muß ihnen werden, wenn man nicht annehmen soll, daß in der ganzen Sache ein beinah criminelles Uebelwollen mitgespielt hat.

Die Affäre der Northern Pacific greift natürlich auch auf die deutschen Märkte herüber. Das Ganze war ein wirklich genialer Yankeestreich, der allerdings einer großen Anzahl von Leuten Millionen kostete. Es ist nur naiv, daß man jetzt plötzlich auf die Idee kommt, die Arrangeure jener Schwänze sollten den Fixern das Material zur Verfügung stellen, damit diese über kurz oder lang ihren Unfug von Neuem beginnen können. Die Beschlüsse der Londoner Börse, wodurch die Lieferung jener Stücke immer wieder hinausgeschoben wird, lassen diese Körperschaft im Lichte unerhörter Unsolidität erscheinen. Dieser Ansicht gaben auch führende englische Zeitschriften Ausdruck; aber in Deutschland würde man einen Börsenvorstand, der derartige Beschlüsse faßte, weil einige große Diebe nicht zahlen wollen, in's Zuchthaus schicken. Die Londoner Börse hätte die Yankees für ihren Gewaltcoup mit der Ausschließung amerikanischer Werthe bestrafen können; sie durfte aber keine Durchbrechung des Grundsatzes dulden, daß für bankerott erklärt werden muß, wer seine Verpflichtungen nicht erfüllt. Die großen Verluste, an denen die deutschen Märkte leider nicht uninteressirt sind, trafen allerdings fast ausschließlich so reiche Leute, daß der Allgemeinheit hieraus kein directer Schaden erwächst. Aber wir sollten daraus doch unsere Lehren ziehen. Das Publicum möge sich die Machenschaften die es jetzt gesehen hat, als Warnung hinter den Spiegel stecken und sich ja in keine amerikanischen Geschäfte einlassen. Die Gesetzgebung möge bei uns wieder bald normale Lebensbedingungen für die Börse schaffen, damit das Publicum mit seinen Engagements nicht über die Grenze zu gehen braucht. Die Börsenvorstände endlich werden gut daran thun, ein wachsames Auge auf etwaige neukommende amerikanische Werthe zu haben.

Bei dieser Gelegenheit sei auch des neuesten Raubzuges der Schweizerischen Bundesbehörde gedacht. Als seiner Zeit die erste Offerte des Schweizerischen Bundes für den Rückkauf der Nordostbahn bekannt wurde, erhob sich bei uns mit vollem Recht ein Sturm der Entrüstung über das frevelhafte Gebahren des Bundes. Es war rein speculativ, wie auch die großen Operationen bewiesen haben, die vor dem Bekanntwerden jener Offerte spielten und die sich jedes Mal bei einer Aenderung der Sachlage wiederholen. Die Zulassungbehörden verschiedener deutscher Plätze haben seiner Zeit gegen dieses Treiben Protest eingelegt und versprochen, keine schweizerischen Werthe mehr zuzulassen, wenn nicht zuvor eine anständige Regelung des Rückkaufs der Bahnen mit den Actionären getroffen werde. Es wird sich jetzt zeigen, ob diese Zulassungsbehörden weiter entschlossen sind, für das deutsche Capital einzutreten. Auffällig bleibt es unbedingt, daß sich noch keine große Bank, noch kein großer Bankier bereit gefunden hat, gegen dieses, ich möchte beinahe sagen, schwindelhafte Gebahren vorzugehen; sonst sind doch bei allen möglichen Gelegenheiten Comités und Vertretungen entstanden, um angeblich bedrohte deutsche Interessen wahrzunehmen. Die Schweiz hat seiner Zeit den größten Theil ihrer Bahnen mit deutschem Capital gebaut, wie Deutschland überhaupt lange für die Schweiz das Capitalreservoir war. Das deutsche Capital hat Sorgen genug gehabt, bis es eine ausreichende Verzinsung erhielt. Als dann die Entwickelung der Bahnen endlich so weit war, haben es die freie Schweiz und ihre Behörden für gut befunden, dieses deutsche Capital einfach hinauszugraulen und die wohlerworbenen Rechte durch immer neue Gesetze mit Füßen zu treten. Es ist nur zu bedauern, daß auch die deutsche Regierung diesen Raub an dem deutschen Capital nicht bei Zeiten durch ein energisches Einschreiten verhindert hat. Die Capitalverluste, die der deutsche Markt in einem Jahre durch China, durch die Hypothekenbanken-Affäre, den New-Yorker Boom u. s. w. erlitten hat, sind so enorm, daß man allen Grund hat, jeden weiteren Abfluß zu verhüten. Allerdings muß man hier bemerken, daß leider auch bei unsern Verstaatlichungen häufig Macht vor Recht ging.

Auch die Börse, die in ihrer Art viel dazu beigetragen hat, Deutschland groß zu machen, ist in der letzten Zeit arg gedrückt worden. Aber man darf sich nicht verhehlen, daß auch sie nicht „frei von Schuld und Fehle“ ist. Ich erinnere nur an verschiedene neue Gründungen, die, was die Höhe des Emissionscurses betrifft, geradezu frevelhaft genannt

werden müssen. Ich brauche bloß Namen wie Kammerich, Orenstein und Koppel zu nennen und auf die Summen aufmerksam machen, die das Publicum daran verloren hat. Es muß gewiß als beklagenswerth bezeichnet werden, daß sich die Berliner Börse zur Zeit in einer solchen Depression befindet und daß eine Besserung für die nächste Zeit als ausgeschlossen ist. Die Börse verlangt vielleicht mit Recht eine Aenderung der sie betreffenden Gesetze; aber sie vergesse vor Allem die innere Einkehr nicht! Eckehard.

Die Kölner Blumenspiele.

Wenn ein kunstfreudiger Mann heute aufsteht und erklärt: „Ich werfe so und so viel Tausend Mark aus, damit jedes Jahr die besten deutschen Dichtungen mit einem Preise ausgezeichnet werden", so kann nur Jemand aus der ja immer noch nicht ausgestorbenen Rasse der Böotier diesen Gedanken lächerlich finden. So fand denn auch die Rede, in der Herr Hofrath Dr. jur. Johannes Fastenrath am 13. Mai 1898 in der Kölner „Literarischen Gesellschaft" seine Stiftung von zehntausend Mark zur Einrichtung deutscher „Blumenspiele" ankündigte, ein freudiges Echo von nah und fern. In Spanien, wohin sie aus Südfrankreich verpflanzt worden waren, hatte Herr Fastenrath die Blumenspiele, d. h. dichterische Preiskämpfe, bei denen die Belohnung in Blumen besteht, kennen gelernt, und setzte nun für seine eigene Stiftung folgende Bedingungen fest: Es sind fünf ordentliche Preise ausgesetzt: 1) eine Ehrenschleife und lebende Blumen für den Sieger im Liebesgedicht, der außerdem damit das Recht erhält, die „Königin des Festes" zu ernennen, „der er seinen Preis überreicht und die er zu ihrem Throne geleitet"; 2) ein goldenes Veilchen für das beste religiöse Gedicht; 3) eine goldene Kornblume für das beste vaterländische Gedicht; 4) eine goldene Nelke für die beste Humoreske und 5) eine goldene wilde Rose für die beste Novelle. Ein sechster, jedes Jahr zur Vertheilung gelangender Preis wurde in Gestalt eines silbernen Bechers von der Stadt Köln für das beste stadtkölnische Gedicht verliehen. Außerdem kommen noch die von Jahr zu Jahr gestifteten außerordentlichen Preise zur Vertheilung. Das Blumenfest selbst, also die feierliche Preisvertheilung unter Vorsitz der Blumenkönigin und ihres „Hofstaates", soll stiftungsgemäß jedes Jahr am ersten Sonntag des Mai im großen Gürzenich-Saal vor sich gehen.

Ob es gerade nach Jedermanns Geschmack ist, den Preis für ein Gedicht — „unter Harfenspiel und Orgelklang" und dem Beifallsklatschen einer tausendköpfigen Menge — auf dem blumengeschmückten Podium des Saales aus den Händen einer auf dem Throne sitzenden „Königin" entgegenzunehmen, und ob die ganze Einrichtung, die auf einen südlichen, romanischen Volkscharakter zugeschnitten war, uns nicht doch etwas „spanisch" anmuthen muß, waren allerdings Bedenken, die sich nicht ohne Weiteres von der Hand weisen ließen. Aber „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen". Mit diesem Gedanken beruhigten sich die Zweifler vorläufig und harrten der Meisterwerke, die aus dem Wettbewerb siegreich hervorgehen würden. So störte denn auch kein Mißton das erste Blumenfest, als es 1899 — über die Bühne ging, könnte man sagen, denn die Inscenirung hätte jedem Opernregisseur Ehre gemacht. Daß damit alle Bedenken beseitigt gewesen wären, soll nun allerdings nicht behauptet werden; im Gegentheil fanden die nüchternen Beobachter der romantischen Spiele gar Manches auszusetzen, dachten indeß: aller Anfang ist schwer, und wollten durch ihren Tadel dem großherzigen Stifter die Freude an seinem Werke nicht verderben. In dieser liebenswürdigen Absicht verbargen sie auch sorgfältig alle Zeichen des Mißvergnügens über die etwas aufdringliche Art, wie gerade dieser Stifter nicht nur für die Blumenspiele als solche, sondern vor Allem für seine Person Reclame zu machen verstand. So war zum Beispiel die Bestimmung, daß der Dichter des Liebesgedichts eine Dame, die er verehrte, zur „Blumenkönigin" erwählen durfte, stillschweigend dahin abgeändert worden, daß der Herr Hofrath dem Dichter dieses schwere Amt abnahm und eine „wirkliche" Fürstin zur Königin bestimmte — 1899 die Königin von Rumänien (Carmen Sylva), 1900 die Prinzessin Victoria zu Schaumburg-Lippe, die Schwester unseres Kaisers, und 1901 die Infantin Donna Paz, Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern. Die betreffende Fürstlichkeit ernannte dann ihrerseits eine Stellvertreterin, die für sie den Sitz auf dem Blumenthrone im Gürzenich einnahm. Auffallend war es auch, daß der Herr Hofrath diese Vice-Blumenkönigin auf ihren Thron geleitete, während nach der Satzung dem preisgekrönten Dichter diese Aufgabe zufiel — doch was liegt an Aeußerlichkeiten, wenn der Kern der Sache gut ist! Wir sind alle Menschen, und wer kann von sich behaupten, daß die Eitelkeit in seinem Herzen kein Plätzchen findet? Wenn Jemand schon weiße Haare und noch Nichts für die Unsterblichkeit gethan hat, ist der Wunsch, sich ein Ehrenplätzchen in der „Woche" zu erringen, entschuldbar, um so mehr, wenn der Betreffende versucht, als Kunstmäcen den Kranz der Unsterblichkeit zu verdienen. Eins freilich wird man billiger Weise verlangen dürfen, daß Der, der uns einen neuen Frühling verspricht, uns auch die Blüthen zeige. Wenn unter Harfenspiel und Orgelklang goldene Blumen als Preise für Dichtungen in feierlicher Volksversammlung den Verfassern überreicht werden, dann müssen die Dichtungen auch wirklich gut sein, sonst wirkt der ganze Klimbim humoristisch. Werden wirkliche Dichter oder reimende Dilettanten ausgezeichnet? — das ist hier die Frage.

Ganz leicht ist sie nicht zu lösen, wenigstens nicht, wenn man auf der Galerie des Gürzenichsaales ein bescheidenes Plätzchen in der zweiten Reihe gefunden hat und als einzige Aussicht einen Korb mit Gemüse vor Augen hat, den eine Dame vor Einem als „Frühlingshut" auf dem Kopfe balancirt. Mit Mühe kann man aus der gedruckten Festordnung und den Lauten, die hie und da von unten herauf hallen, sowie aus den Reden der Dame mit dem Gemüsekorb entnehmen, daß zuerst der Herr Hofrath Dr. jur. Johannes Fastenrath auf das Podium steigt, die nationalen und socialen Segnungen der Blumenspiele preist und die lange Reihe der Fürstlichkeiten aufzählt, die dem Unternehmen wohlwollen; daß dann der Herr Hofrath unter rauschendem Beifall der Menge das Podium wieder verläßt; daß dann die Blumenkönigin mit ihrem Hofstaat von dem Herrn Hofrath auf das Podium hinaufgeführt wird; daß dann — zwei Stunden lang! — die preisgekrönten Gedichte und die Namen ihrer Verfasser verlesen werden; daß jeder Dichter und jede Dichterin auf das Podium schreitet, den Preis aus den Händen der Blumenkönigin empfängt und dem Herrn Hofrath die Hand drückt; daß dann ein Festlied des Herrn Hofraths gesungen wird und zum Schlusse der Secretär der Gesellschaft eine Rede auf den Herrn Hofrath hält. Nach dieser öffentlichen Feier geht die misera plebs auseinander, während die Auserwählten sich zu einem lecker bereiteten Mahle niederlassen, wobei der Herr Hofrath neben der Blumenkönigin sitzt und man auf Musik verzichtet, „da", wie es in dem vorjährigen officiellen Berichte der „Literarischen Gesellschaft" heißt, „für eine solche bei den vielen Trinksprüchen kaum Raum blieb."

Aber was ist nun mit den preisgekrönten Gedichten? Sind es wirklich Meisterwerke? Ich muß gestehen, daß, als ich am 5. Mai d. J. mit dem Gemüsekorb vor den Augen zwei Stunden lang den unendlichen Strom der Poesie vor meinen Ohren hatte vorbeirauschen lassen, ich am Schlusse das berühmte Mühlrad im Kopfe zu haben glaubte. Ich hatte überhaupt nur noch ein Gefühl — entsetzlichen Hunger. Ich hätte am liebsten in den wunderschönen Frühlingshut gebissen. So schrieb ich denn auch die bedauerliche Thatsache, die ich im Stillen feststellte, daß mir nämlich die verlesenen Dichtungen — so weit ich sie überhaupt verstehen konnte — eigentlich meist nur wie gutgemeinte, stellenweise aber schlecht gereimte Dilettantenarbeiten vorgekommen waren, dem Hunger zu, und beschloß, die Frage nach dem wahren Werthe der bei den Kölner Blumenspielen preisgekrönten Dichtungen auf einem anderen Wege zu lösen. Kann man sie doch in aller Ruhe in dem jedes Jahr von der „Literarischen Gesellschaft" herausgegebenen „Jahrbuch der Kölner Blumenspiele" genießen. Ein Meisterwerk hatte ich übrigens im Druck schon auf der „Festordnung" vor Augen, das „Becherlied" des Herrn Hofrathes Dr. jur. Johannes Fastenrath, also das Lied, welches im Gürzenich der andachtsvollen Versammlung vorgesungen worden war. Es heißt da z. B.:

> Unser ist der Provencalen
> Und der Spanier Blumenspiel,
> Nur in hohen Idealen
> Sehen wir des Ringens Ziel.
> O Pocal Du,
> Ström' beim Mahl Du,
> Ström' in reicher Fluth
> Den frischen Muth,
> Begeist'rungsgluth,
> Der Helden feurig Blut.

Hübsch, nicht wahr? Und dabei hat das Lied sieben Strophen, und jede endigt mit dem schönen Kehrreim: „O Pocal Du u. s. w."

Die Lectüre dieses Gedichtes ließ mich allerdings in den Jahrbüchern kostbare Schätze vermuthen, und ich konnte es kaum erwarten, bis ich auf der Stadtbibliothek die beiden bisher erschienenen umfangreichen Quartbände in den Händen hielt, die Quartbände, in denen die preisgekrönten Arbeiten der beiden Vorjahre enthalten sind. —

Leider muß ich nun aber gestehen, daß ich von meinem im Hunger gefällten ersten Urtheil nicht zurückgekommen bin; trotzdem ich mit wahrer Andacht Seite um Seite in den Bänden umblätterte, Gedichte, welche goldene Blumen verdient hätten, fand ich nicht. Beweisen läßt sich so eine Behauptung natürlich nicht, und da ich unmöglich die beiden Bücher hier abdrucken kann, muß ich mich mit einigen Stichproben begnügen.

In dem 1899 mit dem ersten Preise für religiöse Gedichte, also dem goldenen Veilchen, ausgezeichneten „Gebet" von Frau Henriette Zillen heißt es z. B.:

> In Aengsten bin ich aufgewacht,
> Ich wandelte im Traume;
> Ich bin ein Zweig, der über Nacht
> Fiel ab vom Lebensbaume.
> Nun weht der Wind so kalt,
> In Sturmes Allgewalt
> Welk' ich dahin allein.
> Du frisches Reis,
> Du Ehrenpreis!
> Am Tag der Noth gedenk' ich Dein. —

Mein Mark ist hin, die Wange fahl,
Die Stimme muß verhallen;
Herr! sende Deines Geistes Strahl
Und Labetrunk uns Allen! u. s. w.

Ob da nicht das „Becherlied“ von Fastenrath noch schöner ist? Doch gehen wir weiter In dem im gleichen Jahre mit dem silbernen Becher preisgekrönten Gedichte auf Köln, „Der Krone am Rhein“, von Clemens Wagner heißt es sehr hübsch:

Doch im Frieden Deiner Wälle,
An verborg'ner Esse Brunst,
Selber Meister und Geselle
Modelte die stille Kunst.

Weiter: Ein mit „ehrenvoller Erwähnung“ ausgezeichnetes „Gebet in der Natur“ von W. Robbers beginnt mit den Versen:

Wie die liederreiche Lerche aufsteigt von der grünen Flur,
Mit Gesang den Schöpfer preisend — ein Gebet in der Natur! —
So auch schwirre Liederlerche, die Du wohnst in meiner Brust,
Auf zum Throne des Allmächt'gen, sing' ein Lied von Maienlust.

Die Schlußstrophe ist aber noch schöner:

In des Vogels Ei verborgen, bis sie aufweckt Frühlingsdrang,
Schläft die Schwingenkraft des Adlers und der Lerche froher Sang,
Und in meiner Seele schlummernd ruht das Lied als stummer Kern,
Bis, von Frühlingshauch befruchtet, hell ertönt's zum Lob des Herrn.

Namentlich der „stumme Kern“ muß jeden für Poesie Begabten als werthvoller dichterischer Fund entzücken; er steht augenscheinlich hier im Gegensatz zu anderen Kernen, welche singen oder sprechen oder andere Allotria treiben.

Aus dem Liebesgedicht „In der Stille“, womit im vorigen Jahre ein Herr Emil Kaiser den Hauptpreis des ganzen Festes gewonnen hat, also aus dem Gedichte des eigentlichen Dichterkönigs des vorigen Jahres sei es noch gestattet, die ersten Zeilen als Probe zu geben:

Ich stehe am Fenster;
Flocken wirbeln draußen
Weiß herab
Auf den weißen Schnee.
Wie stille (!) die Welt ist!

Ein leichter Schritt
Vor meiner Thür,
Ein Kleiderrauschen
In meinem Zimmer;
Ihre Nähe
Umduftet (!) mich.

Leise erröthen
Die weißen Flocken,
Nicht Flocken jetzt mehr:
Kirschblüthenblätter,
Vom Lenzwind entführte
Unschuldige Kinder.
Dazwischen schwärmen
Weißliche (!) Bienen
Honigbelastete u. s. w.

Was bedeuten bei diesem Wust unreifer Dilettantenarbeiten die paar besseren Gedichtchen, die hineingestreut sind? Bessere Gedichtchen ist nicht etwa als Steigerung von guten aufzufassen, denn nirgends tritt uns ein Dichter entgegen, der uns wirklich Etwas zu sagen hätte, der uns wirklich emporrisse in seine Höhe — nein, auch die „besseren“ Gedichtchen bleiben eben nur „nett“, in alter Weise mit alten erprobten Gedanken zusammengeklebt. Es ist dieselbe Goldschnitt-Dutzendwaare, die uns Jahr für Jahr korbweise auf den Büchertisch gelegt wird.

Und dafür Harfenspiel und Orgelklang und goldene Rosen und Veilchen und silberne Becher? Dafür große Reden und echte Prinzessinnen als Blumenköniginnen und große dicke Jahresberichte der Literarischen Gesellschaft? Die Jahresberichte, in denen die Preisdichtungen veröffentlicht werden, sind nämlich wirklich unheimlich dick; so zählte ich in dem Bande für 1899 genau 363 Seiten; da nun aber alle Preisgedichte zusammen nur 48 Seiten füllten, so wird man mich verwundert fragen, was denn auf den übrigen 315 Seiten gestanden hat. Sehr einfach: die Drahtgrüße, Briefe, Glückwunschschreiben, die von berühmten und unberühmten Männern und Frauen, Städten und Gesellschaften, Fürsten und Fürstinnen aus Anlaß der Blumenspiele an ihren Stifter, den Herrn Hofrath, gerichtet wurden. Keine Zeile wird uns davon erspart; Jahr für Jahr werden Hunderte von Seiten mit diesen werthvollen Urkunden der hofräthlichen Berühmtheit angefüllt. So lesen wir da sauber gedruckt z. B. den tiefsinnigen Spruch:

Gold'ne Rosen, gold'ner Wein,
Königin und deutscher Rhein;
Präsident und Dichterkreis,
Allen, allen unser Preis!

München. Marie Brugger.

Oder folgende Drahtdichtung:

Hoch die preisgekrönten Dichter,
Hoch des schönen Kampfes Richter,
Hoch, der der Blumenspiele gedacht hat
Und sie nach Deutschland uns gebracht hat!

Otto und Wanda Waldau.

oder die beiden folgenden:

Der Stifter lebe hundert Jahr',
Sein Blumenspiel doch immerdar!

Dresden. Milbach.

Glückwunsch und Grüße viele
Zum Fest der Blumenspiele!

Münster i. W. Storck.

All' diese Verse sind, wie gesagt, sauber hinter den Preisdichtungen in den Jahrbüchern der Blumenspiele abgedruckt. Dazwischen finden wir dann auch Prosa, wie z. B.:

Wiesbaden.

Wir weilen im Geiste in Ihrer rosigen Mitte und senden Ihnen unsere aufrichtigsten Glückwünsche und besten Grüße! Leo und Mizzi Connard.

Woher die vielen hundert Seiten poetische und prosaische Grüße kommen, die Herr Fastenrath jedes Jahr empfängt? Sehr einfach! Er hat sie — bestellt. Unter anderen ähnlichen Briefen sei ein Begrüßungsschreiben des Erzherzogs Ludwig Salvator angeführt:

„... Sie sagen mir, ich soll Ihnen einen Gruß zum 7. Mai senden, an welchem Tage die Jochs Florals im altehrwürdigen Köln gefeiert werden sollen — —“

Natürlich ist auch dieser Brief in der Sammlung abgedruckt. Es ist überhaupt jede Zeile darin gedruckt, die Herr Hofrath Dr. jur. Johannes Fastenrath im Laufe der zwischen zwei Blumenspielen liegenden zwölf Monate empfangen hat, es sind alle Zeitungskritiken über die Feste wörtlich wiedergegeben, ja eine Seite ist sogar in der Zierleiste mit der Inschrift versehen: „Französischer Festgruß einer deutschen Dichterin“ und dem aus ungefähr zehn Zeilen bestehenden französischen Hymnus von „Marie-Constance, Baronne de Malapert-Neufville“ aufbewahrt. Ob es nöthig gewesen wäre, schon in der Ueberschrift zu versichern, daß die Dichterin thatsächlich nicht französisch dichten kann, oder ob man diese Entdeckung dem Leser hätte überlassen sollen, wage ich nicht zu entscheiden. Ich führe nur die Schlußzeilen an und bitte alle Diejenigen, welche schon einmal einen französischen Vers gelesen haben, das nachfolgende Product recht hübsch zu scandiren. Sie werden wirklich viel Spaß dabei haben:

Soyez heureuse, Reine-Lauréate bénie.
Y-a-t-il donc un plus charmant empire?
L'empire des coeurs et de la poesie
Vous l'unissez. Vous rendez douce la vie
A vos heureux sujets qui vous admirent.

— — Das also ist das Ergebniß der Kölner Blumenspiele! Das sind die Blüthen des angekündigten rheinischen Dichterfrühlings! Und ernste und vernünftige Leute wie ein Karl Freiherr von Perfall lassen sich zu diesem Jahrmarktsrummel geduldig als Staffage verwenden!! Geduldig hören sich Oberbürgermeister und Stadtverordnete Jahr für Jahr zwei Stunden lang diese preisgekrönte Poesie an, geduldig schreiben berühmte und unberühmte Personen das bestellte Sprüchlein, geduldig lauschen Tausende jedes Jahr dem „Becherliede“. Keiner zuckt die Achseln, Keiner verzieht eine Miene, und nur Einer lächelt stillvergnügt — der Dichter, der Stifter, Herr Hofrath Dr. jur. Johannes Fastenrath: „Es ist erreicht, meine Herren!“

Das Berühmtwerden ist gar nicht so schwer, wie man denkt. Man muß es nur verstehen. — — — F. Walther Ilges.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6**, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 24 Berlin, den 15. Juni 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. | Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. | Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der deutsche Frontofficier.

Von einem alten preußischen Officier.

In unseren Buchhandlungen liegt seit einiger Zeit eine Brochure aus, die sich mit der Erweiterung der Berufsbildung unserer Officiere befaßt. Darauf läuft sie hinaus, daß vermehrtes Wissen die Selbstständigkeit im Denken und Handeln, die noch nicht den heute an sie zu stellenden Anforderungen entsprechen soll, wesentlich heben und den Officier nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst in den Bemühungen um einen bürgerlichen Beruf kräftig unterstützen würde. Bis jetzt findet der deutsche Officier nur auf der Kriegsakademie in Berlin und auf einem sinnverwandten Institut in München Gelegenheit, sich in militärischer wie allgemeiner Richtung weiter zu bilden. Recht beträchtlich ist die Zahl der zu ihrem Besuch Einberufenen. Dennoch stellt sie nur einen äußerst geringen Bruchtheil des gesammten deutschen Officierkörpers dar. Es wird daher die Errichtung eines zweiten militärischen Bildungsinstituts gefordert, das das wünschenswerthe größere Maaß von Kenntnissen weiteren Kreisen zuführe. So harmlos der Vorschlag auch aussehen mag, er verlangt doch eine tief eingreifende *Reform*. Aber nur die wenigen wirklichen Genies, von denen vielleicht alle hundert Jahre eines die Welt betritt, bringen von vornherein Alles mit, was die anderen Sterblichen sich erst mühsam erarbeiten müssen. So ist in der Regel auch zu der Aufgabe eines erfolgreichen Reformators ein im längeren Leben durch Erfahrungen gereiftes Urtheil die unerläßliche Voraussetzung. Mancher Weltverbesserer, der wie in dem vorliegenden Falle in jugendlichem Feuer den Himmel stürmen wollte, wird über seine eigenen Reformvorschläge erstaunen und sich versucht fühlen, sie selber zu widerlegen, nachdem unter erlittenen Enttäuschungen sich das Blut abgekühlt und er erkannt hat, daß nicht jeder Plan, weil er gut gemeint ist, deßhalb auch ausgeführt werden muß oder kann. Aber woher denn eine Reform? Es soll ja nur unser militärisches Bildungswesen erweitert werden. Gewiß — aber gerade diese Erweiterung bedeutet eine gefahrvolle Modelung der Factoren, welche bei der Heranbildung der Truppe zu einem zuverlässigen Instrument in der Hand der höheren Führer mitzuwirken haben.

Täglich bekommen wir es zu lesen und zu hören, daß der Mensch als Mitglied eines Culturstaates stets vorwärts streben muß, wenn er nicht geistig oder moralisch „einpacken" soll. Niemanden geht diese Wahrheit mehr an als den Officier. Wo er sich auch zu zeigen hat, im oder außer dem Dienst, überall hat er die Untergebenen vorbildlich zu beeinflussen. Nur unter dem Ansporn des eigenen Strebens ist und bleibt er dazu fähig. Dazu kommt noch, daß er bei dem Uebertritt aus der Schule in die Armee nicht gerade übermäßig mit Wissen bepackt ist. Nur Wenige des jährlichen Nachwuchses unseres Officier-Corps verlassen das Gymnasium nach bestandenem Abiturientenexamen. Das Hauptcontingent stellen das Cadetten-Corps und die privaten Militär-Vorbereitungsanstalten; und so groß die Verdienste des Cadetten-Corps um die Armee auch sein mögen, wer wird behaupten können, daß dort zu viel gelernt werde? Also auch schon, um seinen Mann in der sogenannten gebildeten Gesellschaft zu stehen, muß der Officier unbedingt an seiner geistigen Vervollkommnung auch dann weiter arbeiten, wenn er in das Leben hinausgetreten ist. Ob aber der *Staat ein besonderes Interesse daran hat, ihn hierin unter großem Kostenaufwand zu unterstützen*, will uns doch sehr zweifelhaft erscheinen.

Keine Frage, Wissen ist Macht. Durch sein überlegenes Urtheil beherrscht der Wissende den Unwissenden. So weiß auch der wissende Officier den Untergebenen sicherlich richtiger zu behandeln als der weniger wissende. Folgt hieraus aber die Nothwendigkeit, das Wissen bei allen Officieren möglichst hoch zu schrauben? Unseres Erachtens hat sich der bisher vom Staate zur Erweiterung der Berufsbildung unserer Officiere eingeschlagene Weg durchaus bewährt; und wir sehen nicht ein, warum andere und vor Allem weitere Bahnen betreten werden sollen. Muß denn immer nach der Staatshülfe geschrieen werden? Geht denn von ihr allein alles Heil aus? Wer von unseren jungen Officieren den Drang empfindet, aus sich Etwas zu machen, dem kommt der Staat in den Kriegsakademieen zu Berlin und München bereitwillig entgegen. Kann es ihm aber verdacht werden, wenn er sich nach Möglichkeit innerhalb der Grenzen seines Bedarfs hält? Fast hat es schon den Anschein, als wenn er über diesen hinausginge. Denn nur eine bescheidene Zahl Auserwählter der sogenannten Kriegsakademiker dringt in die höheren Chargen hinauf. Umsoweniger darf der Staat von dem bisher befolgten Grundsatz abweichen, weil er sich sonst in sein eigenes Fleisch schneiden würde.

Nur wer selber Jahr aus Jahr ein in dem Frontdienst gestanden hat, weiß, wie Schweres und Hartes er ihm zumuthet. Wenn es überhaupt eine Schule des Entsagens

giebt, so ist sie in ihm zu finden. Nach der Bethätigung seines Ichs strebt jeder gebildete Mann. Selbst wenn der Officier schon ein Bataillon oder eine Abtheilung zu befehligen hat, ist er niemals sein eigener Herr, kann er jeden Augenblick unliebsamer Eingriffe in seine Anordnungen Seitens der höheren Instanzen gewärtig sein. Fließt nicht ferner sein Dasein in beständiger Unruhe dahin? Vermag er jemals am Vormittag zu übersehen, was ihm der Nachmittag oder Abend bringen wird? Muß er nicht damit rechnen, daß er von der Uebung, zu der er soeben ausgerückt ist, sogleich wieder aus irgend einem Grunde zurückgeholt wird? Und neben dieser Unstetigkeit im Frontdienst, die offensichtlich immer mehr zunimmt, herrscht doch wieder eine große, den Geist einschläfernde Eintönigkeit. In demselben Kreise bewegen sich in jedem militärischen Dienstjahr die Obliegenheiten. Denn das Einerlei behauptet sich sowohl der großen Fülle fast täglich einlaufender abändernder Verfügungen und Vorschriften wie dem häufigen Wechsel der Individuen gegenüber, mit denen der Officier dienstlich in Berührung kommt. Nicht Anregung, sondern das unbehagliche Gefühl der Unsicherheit erregt die Erstere, der Letztere allmälig eine gewisse Gleichgiltigkeit. Es bedrückt schließlich auch den leichter angelegten Charakter, wenn er immer und immer wieder die Instruction aus der Tasche ziehen muß, um nachzusehen, was Rechtens ist. Und wer ist andererseits im Stande, auch noch in den späteren Dienstjahren in jedem Rekruten stets den einzelnen Menschen zu erblicken? Sind doch die individuellen Unterschiede desto geringer, je tiefer der Mensch in der Bildung steht; und trotz aller Volksschulen ist es auch heute um das Wissen unserer Mannschaften noch ziemlich mäßig bestellt. Kein Anderer als der geistig Genügsame ist einer derartigen Aufgabe gewachsen. Wer höhere Ansprüche an das Leben und den Beruf stellt, wer nicht bloß nach dem allerdings auch schon beseligenden Gefühl strebt, das erfüllte Pflicht verleiht, wer erst dann das innere Gleichgewicht zu finden meint, wenn er ein tüchtiges Stück intensiver geistiger Arbeit, das ihm zur Erweiterung seines Gesichtskreises verhelfen kann, vor sich gebracht hat; — nun, der geht sehr schnell in der Ausübung des eintönigen, die selbstständigen Regungen erstickenden Frontdienstes der Freude an dem Werke verlustig. Entbehrt er aber dieser, so arbeitet er zwar noch immer nicht pro nihilo; wohl sinkt aber unbedingt der Werth seiner Leistungen. Dies zeigt sich überall in der ganzen civilisirten Welt. Besonders scharf tritt es aber in dem militärischen Dienst zu Tage, in welchem die Person jeder Zeit den Ausschlag giebt. Wie schnell überträgt sich nicht die Stimmung des Vorgesetzten unbewußt auf den Untergebenen, und mit der Stimmung auch die ganze Auffassung über die zu verrichtenden Obliegenheiten! Viele, sehr viele geistig genügsame Dienstthuer braucht der Staat, aber nur verhältnißmäßig wenige, die den Frontdienst bloß kennen zu lernen haben, weil sie wissen müssen, wie die Truppen, die sie später gegen den Feind unter eigener Verantwortung zu führen haben, beschaffen und vor Allem, wie sie entstanden sind. Würde der Staat nicht selber die Unlust an dem eintönigen Frontdienst nähren, wenn er den Gaumen nach einer Beschäftigung reizte, die auch intensivere geistige Genüsse gewährt? Davon gar nicht zu reden, daß der vermeintliche Besitz eines größeren Maßes von Wissen nur zu leicht zu einer zu hohen Bewerthung der eigenen Person verleitet und unversehens einen Ehrgeiz weckt, der niemals befriedigt werden kann. Geradezu grausam muß es namentlich in unserer Zeit, die fortgesetzt an der Hebung des geistigen Niveaus auch des einfachen Individuums arbeitet, den Uneingeweihten erscheinen, wenn die Mehrzahl der Officiere zu einer Thätigkeit von Amtes wegen verurtheilt wird, in denen die höheren Gesichtspunkte des Lebens sich nicht zur Geltung bringen können. Aber bleibt denn dem Staate etwas Anderes übrig, wenn er sich in der Truppe ein schneidiges Schwert erhalten will? Kein Opfer ist zu groß, sobald Bestand und Sicherheit des Vaterlandes in Frage kommen.

Durch keine Rücksicht darf sich der Staat in seiner harten Selbstsucht irre machen lassen. Auch zu Gunsten des späteren besseren Fortkommens der Officiere in bürgerlichen Lebensstellungen darf er sich keineswegs um den genügsamen Dienstthuer bringen. Eine thatsächliche Verpflichtung besteht in dieser Hinsicht für ihn nicht, die sogenannte moralische aber ist auch nur sehr schwach begründet. Theoretisch läßt sich ja nicht bestreiten, daß, wer mehr gelernt hat, auch schneller und sicherer durch das Leben geht. Aber ebenso wenig kann in Abrede gestellt werden, daß bei dem Suchen des verabschiedeten Officiers nach einer Anstellung das größere oder geringere Maß von Kenntnissen gar nicht mitspricht. Hochgebildete Männer sehen sich in ihren bescheidenen Hoffnungen ebenso oft und bitter getäuscht wie ihre geistig einfacher angelegten Kameraden und Leidensgefährten. Nur die persönlichen Beziehungen und Empfehlungen entscheiden. Wer darüber nicht verfügt, klopft ebenso vergeblich bei den staatlichen Behörden wie bei den bürgerlichen Unternehmern an. Eine bestimmte Anzahl von Lotterie-Collecten hat der Staat an verabschiedete Officiere zu vergeben. Jeder Bewerber wird sorgfältig in mannigfachen Listen notirt und erhält sicherlich in diesem noch eine besonders wohlwollende Note, wenn er eine größere Bedürftigkeit nachweisen kann. Aber legt nicht ein einflußreicher Verwandter, Freund oder Bekannter ein gutes Wort für ihn ein, so kann er auf die Collecte bis zum letzten seiner Tage warten. Der bürgerliche Unternehmer kauft aber auch nicht die Katze im Sack. Nur denjenigen stellt er an, für dessen Leistungsfähigkeit Männer seines Vertrauens sich verbürgen. Das soll zugegeben werden, daß erhöhtes Wissen das Einarbeiten in das neue Amt erleichtert. Indessen um dieses nebensächlichen Vortheils willen können doch dem Staate nicht Veranstaltungen zugemuthet werden, die das feste Gefüge seiner Armee erschüttern.

Und „vestigia terrent“ heißt es auch hier. Man denke nur an die Regiments- und Bataillonsschulen, in denen während langer Wintermonate die Unterofficiere und Capitulanten für die Civilanstellung nach dem Ausscheiden aus der Truppe herangebildet werden. Sie bestehen zwar schon seit unabsehbaren Zeiten; nicht aber als eine dem Heere heilsame Einrichtung, sondern, um mit dem verflossenen Minister Herrn Brefeld zu reden, als nothwendiges Uebel. Bewährt haben sie sich nur für die Unterofficiere; der Armee erwachsen aus ihnen schwere Uebelstände. Wir wollen darauf kein Gewicht legen, daß es das dienstliche Interesse unmöglich fördern kann, wenn dem Capitulanten und Unterofficier fortgesetzt zu verstehen gegeben wird, daß ihr Aufenthalt in dem Regiment nur Mittel zum Zweck ist. Davon ist er schon viel zu sehr aus sich selber heraus durchdrungen. Aber stellen diese Truppenschulen nicht zu den Stunden des Unterrichts den gesammten Dienstbetrieb einer Compagnie in Frage? Muß der Chef nicht schließlich in Verzweiflung gerathen, wenn ein Unterofficier nach dem anderen aus der Front an ihn herantritt mit der Bitte, ihn für die Bataillonsschule zu entlassen; wenn er an sein Compagnie-Revier denkt, das von jeder Aufsicht entblößt ist, während die Herrn, die diese Aufsicht zu üben hätten, unter Anleitung der Lehrer über den Wissenschaften sitzen? Opfer über Opfer werden schon in diesem Unterricht dem Königlichen Dienst zu Gunsten der Unterofficiere auferlegt; und nun soll sich Aehnliches zu Gunsten der Officiere für ihr späteres Fortkommen wiederholen? Haben wir denn nicht schon genug abcommandirte Officiere? Hat der Compagnie-Chef wohl einen Leutnant, der ausreichend lange unter seinem Befehl gestanden hat, um ohne jedesmalige besondere Anleitung in seinem Sinne erfolgreich wirken zu können? Wie in einem Taubenschlag geht es auf diesem Gebiete in den Regimentern zu, und un-

verantwortlich wäre es, wenn der Officier dem Frontdienst noch mehr als bisher und sogar zum Besuch eines wissenschaftlichen Instituts im Interesse seines späteren Fortkommens im bürgerlichen Leben entzogen würde. Nicht die Armee ist für den Unterofficier und den Officier da, sondern diese für die Armee. So stehen sie zu einander; und an diesem Verhältniß kann nur auf Kosten des Vaterlandes gerüttelt werden, dessen Wehrkraft ohnehin schon durch die Kürzung der Dienstzeit um ein volles Drittel in bedenklicher Weise geschwächt worden ist.

Multum, nicht multa! In der weisen Beschränkung der Aufgaben liegt die Gewähr der Erfüllung. Wer Alles betreibt, betreibt Nichts. Wer allen Anforderungen gerecht werden will, befriedigt keine. Schon viel zu sehr ist in dem letzten Jahrzehnt diese Wahrheit in unserem staatlichen Leben mißachtet worden. Die Nation verliert sich bereits vollständig in all' den Zielen, die ihr gesteckt werden, und die noch dazu fast alle in möglichst divergirenden Richtungen laufen. Rücksichtslose Beschränkung muß der Staat, wenn er sich seiner schweren, fast erdrückenden Verantwortung überhaupt noch bewußt ist, sich auch hier auferlegen. Nur eine Reform in pejus recht gefährlicher Art würde er vornehmen, wenn er die Vorschläge zur Erweiterung der Berufsbildung des deutschen Officiers der Verwirklichung entgegenführen sollte. Selbstverständlich wird diese Auffassung als überaus rückständig vielfach verächtlichem Achselzucken begegnen, trotzdem Meister Goethe mit seinem Urtheil über die hohe Bedeutung eines gebildeten Officiers wohl Niemandem mehr aus der Seele gesprochen haben kann als uns. Nein, auch wir sagen aus innerer Ueberzeugung, der deutsche Officier bedarf eines höheren Grades von Bildung; und wer wahrnimmt, daß er ihn noch nicht besitzt, hat dringenden Anlaß ihn sich anzueignen. Die Befähigung hierzu hat er von der Schule mitgebracht, mag diese ein Gymnasium oder das Cadetten-Corps gewesen sein. Aber aus eigenem Antrieb und, so weit ihm die Kriegsakademie verschlossen bleibt, aus eigener Kraft hat er zu ihm zu gelangen. Ohne sie muß er sich bescheiden. Der Staat erblickt in dem Einzelnen nur ein Glied der Allgemeinheit; und deren Interesse wird gewahrt, wenn der genügsame Frontofficier treu und freudig seinen Dienst thut.

C. v. W.

Der Kampf um den Canal.*)

Gebaut muß er doch werden.

Von Major a. D. Victor Kurs, 3. Vorsitzenden des Centralvereins für Hebung der Deutschen Fluß- und Canal-Schiffahrt.

Die Nummer 18 der „Gegenwart" hat unter der Ueberschrift „Der Kampf um den Canal" zwei Artikel gegen den Rhein-Weser-Elbe-Canal gebracht, die mir leider erst verhältnißmäßig spät zu Gesicht gekommen sind. Die Berathung der wasserwirthschaftlichen Vorlage, deren Hauptstück dieser Canal war, ist im Abgeordnetenhause durch den Schluß von dessen Tagung inzwischen abgebrochen worden. Indessen ist doch das Interesse weiter Kreise an Wasserstraßen überhaupt, und speciell an dem Kampf der Meinungen über die Zweckmäßigkeit des Rhein-Weser-Elbe-Canals, immer noch so groß, daß wenigstens ein Theil auch Ihrer Leser es vielleicht gern sieht, jene Themata hier von einem Freunde der Wasserstraßen behandelt zu sehen.

*) Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede. Nach den Canalgegnern muß ein Canalfreund, zumal wenn er mit Gründen kommt und einen so angesehenen Namen führt, das Wort nehmen. Ob er die compacte Mehrheit der Widersacher zum Schweigen bringen wird, ist freilich eine andere Frage. Die Red.

Von einem Freunde der Wasserstraßen, nicht von einem „Canalenthusiasten", wie mich der erste der beiden Artikel nennt. Enthusiast! Du liebe Zeit: es sind jetzt bereits etwa 27 Jahre her, seit ich meine ersten Artikel für die „Gegenwart" geliefert habe; aus dieser Angabe schon können die Leser entnehmen, daß ich mich in einem Alter befinde, dem Enthusiasmus nicht mehr innezuwohnen pflegt. Hätte ich aber solchen Enthusiasmus auch je besessen, so hätte ich ihn ohne Zweifel längst eingebüßt, und das schon während der Verhandlungen des preußischen Landtags in den Tagungen von 1882—83 und 1886, die langdauernd genug gewesen sind, um auch den schönsten Enthusiasmus des zu ihrer Lectüre Verurtheilten verrauchen zu lassen. Ich bin so wenig Canalenthusiast, daß sogar einer der bekanntesten Gegner des Canals, der Generalsecretär des Vereins der Braunkohlen-Industriellen, Dr. Richard Mohs, seiner Zeit mein Urtheil über die Zweckmäßigkeit von Canälen als ruhig und nüchtern gelobt hat, und daß meiner Erinnerung nach auch der energischste Bekämpfer der Wasserstraßenpolitik der preußischen Regierung, Eisenbahndirections-Präsident Ulrich in Kassel, trotz der Fehden, die sich zwischen ihm und mir in Fachblättern abgespielt haben, mir in keinem derjenigen seiner Artikel, die sich mit meinen Canalansichten beschäftigen, irgend welchen „Enthusiasmus" für Canäle vorgeworfen hat. Ich glaube mir in Kreisen der Fachleute eher den Ruf erworben zu haben, daß ich bei der Behandlung von Canalfragen einer Neigung zur Höflichkeit, und Unparteilichkeit (Fürst Otto v. Bismarck bezeichnete diese einst als eine ihm eignende „unglückliche" Neigung) zu sehr folge und deßhalb den Gegnern zu viel concedire.

Nun zur Sache! Ich beschäftige mich zuerst mit dem zweiten Artikel über Canäle und Schleppbahnen von R. W. Heidmann-Hamburg.

Den dort vertretenen Ansichten bin ich in canalgegnerischen Zeitungen Berlins, Schlesiens, der unteren Elbe- und der unteren Emsgegend, sowie in Einzelschriften, recht oft begegnet; bald waren sie kund gegeben aus „Hamburger Rhederei"- oder „Handelskreisen", bald wieder von „beachtenswerther sachverständiger Seite", bald von einem schlichten „Fachmann". Wo und von wem auch immer diese Ansichten veröffentlicht worden sind: sie stimmten unter einander rührend überein.

Und zwar nicht allein in Theilen des Gedankenganges und in den Gesammtergebnissen, sondern auch darin, daß sie erstens die Transport-Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Amerika ohne Weiteres auf das Deutsche Reich übertrugen, daß sie zweitens allgemein anerkannte deutsche eisenbahntechnische Autoritäten*) für sich nicht anzuführen vermochten, und daß sie drittens denjenigen deutschen Eisenbahn-Fachmann, den die Canalgegner früher gern und häufig für sich citirt hatten, jetzt, wo er sich gegen die von ihnen empfohlenen Schleppbahnen ausgesprochen hatte, entweder gar nicht mehr erwähnten oder aber ohne irgend welche sachlichen Gründe in ziemlich einfältiger Art verunglimpften.**)

Dieser Fachmann ist Herr Todt, der jetzige Präsident

*) Präsident Ulrich ist freilich als langjähriger Ministerial-Decernent in Tariffragen und als wissenschaftlich geschulter Eisenbahn-Schriftsteller eine Autorität ersten Ranges. Wasserstraßen bekämpft er aber nicht an sich oder gar, weil sie veraltete und unzweckmäßige Verkehrsmittel darstellten, sondern er bekämpft nur die Aufwendung bedeutender staatlicher Mittel für ihre Verbesserung oder Herstellung, weil die Schiffahrtsstraßen (offene Flüsse und Canäle zusammengerechnet) nach der Gesetzgebung des deutschen Reiches die auf sie aufgewendeten Mittel nicht genügend rentirten, wohl aber den gut rentirenden Staats-Eisenbahnen eine noch höhere Rente durch die Billigkeit der Wasserfrachten entzögen. D. Verf.

**) Glücklicherweise sei er aus dem Staatsdienst entlassen, und seine antiquirten Ansichten könnten also wenigstens nicht mehr schaden, wurde z. B. seiner Zeit gesagt, und als nach kurzer Zwischenzeit seine Wiederanstellung erfolgte, hieß es: hoffentlich werde er inzwischen etwas gelernt haben und dadurch unschädlich geworden sein. D. Verf.

der Eisenbahndirection Erfurt, bis vor Kurzem Jahre lang Präsident derjenigen Eisenbahndirection, deren Bezirk vor allem über die Grenzen der Leistungsfähigkeit von Eisenbahnen die nöthige Kenntniß verschaffen konnte und kann, der Eisenbahndirection Essen nämlich, welcher im Wesentlichen gerade das Bahnnetz des Ruhrreviers, das ja ein Haupttheil des Canals durchschneiden soll, unterstellt ist.

Herr Heidmann schlägt nach bekannten Mustern vor, „eine Schleppbahn im großen Styl vom rheinisch-westphälischen Districte über Berlin bis nach dem Herzen von Ostpreußen mit Zweigbahnen, soweit es nöthig, nach den großen Küstenplätzen, ferner eine Querbahn von Schlesien über Posen nach Danzig“. Abgesehen davon nun, daß es bis jetzt in der ganzen Welt keine einzige zweigleisige Bahn giebt, die einen Verkehr von 16 Millionen Tonnen im Jahr, wie ihn der Rhein-Weser-Elbe-Canal ohne Zweifel nach Herstellung einiger weniger im Project bis jetzt fehlender Doppelschleusen und bei 22stündigem Betrieb bewältigen kann, thatsächlich bewältigte: ist die angepriesene Schleppbahn sehr viel theurer als der Canal.

Die Ausführungen des oben genannten Präsidenten Todt in Heft 86/1899 und 1/1900 der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen ergeben darüber Folgendes: Im Ruhrrevier müßte die Schleppbahn die zahlreichen von ihr gekreuzten öffentlichen und Privatbahnen auf einem fortlaufenden, etwa 6 m hohen, durchschnittlich 60—100 m breiten Damm überschreiten und würde von Duisburg—Ruhrort bis zur Gegend östlich von Dortmund, selbst ohne Berücksichtigung der Zechenbahnhöfe und -Anschlüsse, etwa 124 Millionen Mark Baukosten erfordern. Zu diesen kämen 60 Millionen Mark für Anschaffung von 7—8000 der verlangten 50 Tonnen-Wagen und 250—300 Locomotiven und ferner ein Anlagecapital von etwa 170 Millionen Mark für die Hauptlinie und ihre Zweiglinien zwischen dem Dortmunder Revier und der Elbe. Demnach kostete die Güterschleppbahn vom Rhein zur Elbe im Ganzen 124 + 60 + 170 oder 354 Millionen Mark. Dagegen würde der Rhein-Weser-Elbe-Canal mit Zweigcanälen und Wesercanalisirung dem Staat Preußen 261 Millionen Mark kosten. Aehnliche Verhältnisse würden sich im oberschlesischen Revier und für einige sonstige Strecken der von Heidmann vorgeschlagenen Güterschleppbahn voraussichtlich auch ergeben, so daß durch deren Bau bei mindestens gleich hohen Baukosten eine voraussichtlich geringere Verkehrsleistung erreicht werden würde.

Daß die Verkehrsverhältnisse von Amerika für Preußen nicht maßgebend sind, erhellt aus folgenden kurzen Betrachtungen: Die amerikanischen Eisenbahnen vermitteln zum nicht geringen Theil Massentransporte unter so günstigen Umständen, wie sie in den Industrierevieren Preußens keinenfalls anzutreffen sind. Die Gewinnungsstätten der Kohle und des Eisens sind mit einander und mit den Werken durch Bahnen verbunden, denen durch den Betrieb des Bergbaues sowohl wie der sonstigen Werke ein Hin- und Rücktransport von Massengütern gesichert ist, wie er in solcher Art so leicht nicht wieder vorkommt. Sobald, wie in Preußen, nur die Hinfracht, nicht aber auch die Rückfracht in Massengütern stets gesichert ist, muß sich der Betrieb nothwendigerweise theurer stellen, wobei noch davon abgesehen werden mag, daß die Herstellungskosten der preußischen Bahnen diejenigen der amerikanischen vielfach übertreffen. Zudem aber hätte nicht verschwiegen werden dürfen, daß die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten sich zum großen Theil recht schlecht verzinsen. Nach dem Berichte des Bundes-Verkehrsamtes in Washington über die Entwickelung der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten für das Jahr 1895—96 lieferten von deren Actien 70,17% des Anlagecapitals gar keine Erträge und nur 12,40% mehr als 6% Ertrag; selbst von den Eisenbahn-Obligationen zahlten 11,40% keine Zinsen; 151 Bahn-Gesellschaften befanden sich am 30. Juni 1896 im Concurse. Diese Zahlen sollten doch davon abhalten, auch für Preußen so niedrige Frachttarife, wie sie sich für Amerika ergeben, zu empfehlen, und zwar um so mehr, als die Finanzen Preußens wesentlich auf die Eisenbahn-Einnahmen basirt sind. — Bezeichnend ist übrigens, daß der ganz unmoderne, mit zahlreichen Schleusen versehene und nur für ungefähr 225 Tonnen-Schiffe befahrbare Erie-Canal die Concurrenz mit den amerikanischen Eisenbahnen derart bestanden hat, daß er stets in der Lage gewesen ist, diese in den Frachten zu unterbieten, wobei noch zu bemerken ist, daß er durch die Canalabgaben seine Baukosten einschließlich derjenigen der Vergrößerungsbauten (Anfangs trug er nur 70 Tonnen-Schiffe) längst eingebracht hat.

Recht bezeichnend ist ferner, daß die von dem Hanseaten Heidmann so eifrig vertretene Ueberzeugung von der Inferiorität auch moderner Wasserstraßen gegenüber den „Güterschleppbahnen“ gerade da nicht getheilt wird, wo das allergrößte Interesse an der Herstellung neuer leistungsfähiger Wege vorhanden ist, nämlich in der Hansestadt Bremen. Diese hat bekanntlich für den Rhein-Weser-Elbe-Canal nebst Wesercanalisirung Kosten zu tragen sich bereit erklärt, deren Zinsen einschließlich der Unterhaltungskosten u. s. w. der Canäle weit über 2 Millionen Mark jährlich erfordern. Auch in Hamburg würde man es übrigens trotz alledem wohl sehr bedauern, wenn die Wasserstraße der Elbe, die sowohl wegen häufig geringer Fahrtiefe als auch wegen gelegentlicher Frostsperren oder Hochwässer von den Wasserstraßen-Gegnern als „unzuverlässig“ bezeichnet werden müßte, als Verkehrsweg fortfiele und etwa durch eine Schleppbahn ersetzt würde. Nach dem Werke „Hamburgs Handel und Schifffahrt 1899“ sind von im Ganzen 4,64 Millionen Tonnen auf der Oberelbe nach Hamburg eingeführt 2,44 Millionen; es fällt der **kleinere** Theil der Einfuhr auf die Lübeck-Hamburger, Berlin-Hamburger und Venloo-Hamburger Eisenbahnen **zusammen** (der Verkehr auf anderen Bahnen wird in der Hamburger Statistik nicht geführt). Von Hamburg ausgeführt sind, wiederum 1899, im Ganzen von 4,68 Millionen Tonnen auf der Elbe 3,51 Millionen Tonnen, also im Verhältniß noch viel mehr als bei der Einfuhr.

Hiermit seien die Ausführungen des Herrn Heidmann verlassen, und es möge übergegangen werden zu Denjenigen, die unter dem Titel „In zwölfter Stunde“ in jenem Artikel „Der Kampf um den Canal“ zusammengefaßt sind, und die den Vorzug haben, bei Weitem amüsanter zu sein als jene Heidmann'schen.

Der Verfasser von „In zwölfter Stunde“ fürchtet, es werde den Marsbewohnern viel Kopfzerbrechens verursachen, wenn eines schönen Tages ihnen der mit Wasser gefüllte Mittelland-Canal entgegenleuchtete. „Denn,“ so heißt es weiter, „daß das Culturvolk zwischen den Alpen und der Nord- und Ostsee auf den Einfall gekommen ist, zur Bewältigung seines Waarenverkehrs wieder Canäle zu bauen, daran wird kein Marsmensch denken.“

Nun werden aber allerwärts großartige neue Canalbauten geplant: in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Canada neue Riesencanäle nach New York, nach dem Mississippi und nach dem St. Lorenz-Strom; in Rußland Verbindungen zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee und endlich zwischen der Newa und dem Weißen Meer, wie denn auch schon, abgesehen vom europäischen, sogar im asiatischen Rußland trotz der dortigen langen Frostzeit Canäle und Wasserstraßen existiren, die einen sehr erheblichen Verkehr aufweisen. In naher Nachbarschaft des deutschen Reiches stehen ebenfalls neue Canalunternehmungen in fast sicherer Aussicht: so in Oberitalien, ferner bekanntermaßen in Oesterreich, wo der Entwurf für den Bau zahlreicher und tausende von Kilometern langer neuer Canäle und Canalisirungen bereits die Genehmigung des Abgeordnetenhauses gefunden

hat; sodann in Frankreich, wo nicht allein zu den bisherigen ein neuer „Mittelland-Canal" von Rouvroy nach Pontailler gebaut wird, sondern auch bekanntlich eine großartige Vervollständigung und Verbesserung des Wasserstraßennetzes im Werke ist. Daß man in Holland über den deutschen Michel gelacht haben würde, weil er seine guten Eisenbahnen mit Canälen vertausche, ist sehr wenig wahrscheinlich; denn der colossale Binnenwasser-Verkehr Hollands belehrt dessen Bewohner eines Besseren. An der Vergrößerung seines neuesten und leistungsfähigsten Canals, des Nordsee-Canals, arbeitet Holland noch jetzt, und ein neuer Binnenschifffahrtsweg von Amsterdam zur Maas ist vor wenigen Jahren vollendet und hat bereits einen außerordentlich starken Verkehr aufzuweisen.

Im Ganzen werden sich also die sehr geehrten Marsbewohner und die Astronomen unter ihnen, denen übrigens der Artikel außerordentliche Scharf- und Weitsichtigkeit, sowie sehr vorzügliche Instrumente zutraut, viel mehr darüber wundern, daß rings um Deutschland neue großartige Canäle entstehen und engmaschige, zusammenhängende Wasserstraßen-Netze geschaffen werden, während die großen Ströme des nordwestlichen Deutschlands ohne Wasserverbindung bleiben. Mögen sich die Marsbewohner indessen „viel oder wenig Kopfzerbrechens" über die Canäle auf der Erde machen: hier haben wir es zunächst damit zu thun, welche stichhaltigen Gründe denn gegen den Rhein-Weser-Elbe-Canal vorgebracht worden sind.

Die Theilstrecke Dortmund-Rhein begünstige — so sagt der Verfasser von „In zwölfter Stunde" — die holländischen und belgischen Häfen, schon weil die Hafenabgaben in Rotterdam von den klugen Diplomaten im Haag für Güter aus dem rheinisch-westphälischen Revier aufgehoben worden seien. Letzteres ist aber ein Irrthum. Diese Hafenabgaben bestehen, wie in der Canalcommission des preußischen Abgeordnetenhauses amtlich erklärt worden ist, nach wie vor, und diejenige Grenze, bis zu welcher jetzt, wo der Dortmund-Rhein-Canal nicht besteht, das Ruhrrevier billiger mit Rotterdam verkehrt als mit Emden, liegt nur wenige Kilometer westlich desjenigen Punktes, bis zu welchem nach Herstellung des Dortmund-Rhein-Canals der Einfluß Rotterdams vorrückt. In diesem von Rotterdam etwa zu erobernden kleinen Streifen ist aber der Verkehr ungleich geringer als in dem, den es jetzt schon beherrscht, und als Ausgleich für den geringen Verlust an holländische Häfen dient für das Ruhrrevier sowohl wie für die deutschen Häfen Emden und Bremen der außerordentliche Zuwachs an billigem Ein- und Ausfuhrverkehr.

Welche „Fachleute" sich „nahezu einhellig gegen die Canalbauerei ausgesprochen" hätten, verschweigt der Verfasser. Der oberste amtliche Vertreter des Faches, der Minister für die öffentlichen Arbeiten, und seine Commissare, letztere fast lauter Techniker, haben sich jedenfalls für den Canal so energisch ausgesprochen wie nur möglich, und daß der Regierungs- und Baurath Sympher, den der Verfasser nennt, einst erklärt hat, in zehn Fällen müsse man neunmal dem Landweg den Vorzug vor dem Wasserwege geben, und dennoch jetzt und seit Langem unter den Vorkämpfern für den Rhein-Weser-Elbe-Canal in allererster Linie steht, sollte doch wohl den Schluß zulassen, daß dieser Canal jedenfalls von ihm unter die 10% der bauwürdigen gerechnet wird.

Der Vergleich der Leistungsfähigkeit des Canals und der Schleppbahnen ist oben schon gestreift. Wenn die Canäle dabei als antiquirte Verkehrsmittel angesehen werden, so ist übersehen, daß die Fortbewegung der Schiffsfahrzeuge durch Menschenkraft oder auch durch Wind, selbst durch thierische Zugkraft auf den Canälen sowohl wie auf den Flüssen schon seit lange mehr und mehr in Abnahme begriffen ist, und daß als Zugkräfte schon lange die Dampfmaschinen, neuerdings auch elektrische Kräfte verwendet werden, so daß ein Wettbewerb der Schifffahrt mit den Eisenbahnen auch auf abgabepflichtigen Gewässern durchaus erfolgen kann.*) So hat sich in den drei ersten Jahren nach der Canalisirung der abgabepflichtigen oberen Oder deren Verkehr verachtfacht, im Hafen von Kosel sogar verachtzigfacht. Das Kilometer des veralteten Finowcanals, der nur 170 Tonnenschiffe trägt, während der Rhein-Weser-Elbe-Canal für 600 Tonnenschiffe bestimmt ist und die canalisirte obere Oder 400 Tonnenschiffe trägt, befördert mehr als das Dreifache eines Durchschnitts-Kilometers der deutschen Eisenbahnen. Dieser Canal deckt nicht allein seine Verwaltungs-, Unterhaltungs- und Schleußenbetriebs-Kosten, sondern verzinst nach wiederholten Aeußerungen der früheren Finanzministers v. Miquel etwa zehn Millionen Mark, während er etwa zwei Millionen Mark gekostet haben mag. Der Binnenschifffahrts-Verkehr im ganzen deutschen Reiche hat nach Ausweis der Notizen über den „Durchgang" in den fünf Jahren von 1894 bis 1899 im Durchschnitt um 77% zugenommen, auf den großentheils abgabepflichtigen canalisirten Flüssen und Canälen für sich im Durchschnitt um 62%. Die Zunahme beträgt weit mehr als bei den Eisenbahnen, obgleich diese inzwischen sehr wesentlich an Länge gewachsen sind, was für die Wasserstraßen nicht zutrifft.

Wenn der Verfasser den Plan des Rhein-Weser-Elbe-Canals eine „ungeheuerliche Liebesgabe" an die Industrie nennt, so ist doch zu betonen, daß von den jährlichen Kosten, die der Canal verursacht hätte, wenn er gar keinen Verkehr und also auch gar keine Einnahmen erzielte, der preußische Staat 5,9 und die „Interessenten" 5,3 Millionen Mark jährlich zu tragen gehabt hätten, und daß jegliche Einnahme zuerst dem preußischen Staate zu Gute gekommen und also von jenen 5,9 Millionen abzuziehen gewesen wäre. Es ist ferner übersehen, daß zwar die Eisenbahnen erheblich billiger als jetzt transportiren könnten, wenn man von ihnen, wie bei den Canälen, nur eine 3½ procentige Verzinsung und Tilgung ihres Capitals verlangte; allein dann würden die Eisenbahneinnahmen und damit die Staatseinnahmen sehr wesentlich alterirt werden, während derjenige Verlust, der ihnen etwa durch den Betrieb des Canals erwächst, schon nach wenigen Jahren durch die natürliche Zunahme des gesammten Verkehrs in dem von den neuen Canälen beeinflußten Bahngebiet ersetzt sein würde. Die directen Mehrausgaben des preußischen Staates für die Binnenschifffahrt, die sich gegenwärtig auf gegen 20 Millionen Mark jährlich beziffern mögen, werden — und das wird auch meist vergessen — erstens dadurch wieder eingebracht, daß zu Wasser sich manche Güter transportiren lassen, die auch bei billigen Frachtsätzen den Bahntransport nicht lohnen würden, und daß sie in veredeltem Zustande, also mit verhältnißmäßig hohen Frachtsätzen, auf die Bahnen wieder übergehen und diesen also gute Einnahmen zuführen; zweitens dadurch, daß ein großer Theil derjenigen Güter, welche die an den Wasserstraßen gelegenen Industrien verbrauchen, vor und nach der Fabrikation auf den Eisenbahnen transportirt werden muß, wie dies das Mitglied der Dresdener Handels- und Gewerbekammer, Dr. Ewald Bellingrath, noch jüngst in einem sehr interessanten Vortrag dargelegt hat.

Daß der Canal ein Einfallsthor für fremdes Getreide bilden würde, ist für ganz bestimmte Bezirke zuzugeben, indessen selbst vom Führer der Conservativen, Grafen Limburg-Stirum, als so wenig wichtig angesehen worden, daß dieser erklärt hat, vom Standpunkt der Landwirthschaft wäre gegen den Canal an und für sich nichts einzuwenden.

*) Auf dem abgabefreien Rhein leistet die Schifffahrt in gewissen Verkehrsbeziehungen in Bezug auf Billigkeit und auch auf Schnelligkeit der Beförderung so viel, daß der mehrgenannte Präsident Ulrich erklärt hat, Derartiges vermöchten die Bahnen nicht zu leisten. Bekanntlich rentiren übrigens die den Rhein beiderseits begleitenden Bahnen dennoch sehr gut. D. Verf.

Warum endlich in aller Welt dem Rhein-Weser-Elbe-Canal das Wasser fehlen soll, ist gänzlich unerfindlich. Bei seiner Speisung ist auf Wasser aus der Ruhr und Leine nur dann Rücksicht genommen, wenn diese ausreichend Wasser besitzen. Die Lippe hat, wenn der Rhein-Weser-Elbe-Canal gebaut ist, sogar, statt wie jetzt 1,75 cbm secundlich, nur 0,75 cbm secundlich abzugeben. Die Abgabe aus der Elbe ist so gering, daß selbst bei kleinsten Wasserständen sich ein Verlust an Fahrtiefe von etwa 3 mm ergeben würde, wobei aber noch zu bedenken ist, daß auch dieser Verlust gar nicht eintritt, weil bei so niedrigen Wasserständen die Elbe tiefer steht als der Canal bei Magdeburg, während, wenn sie höher steht und also auf diese Weise in den oberen Theil (den Magdeburger Zweig) Wasser aus der Elbe gelangt, dieses ihr im unteren Theil (dem Heinrichsberger Zweig) wieder zugeführt wird. Es bliebe also nur die Entnahme aus der zu Zeiten allerdings wasserarmen Weser bedenklich, wenn nicht diese Entnahme durch deren Canalisirung unschädlich würde.

Weder „trinkt also der Canal die paar Flüsse leer", noch „verödet er deren Uferland". Was letzteren Punkt anbetrifft, so bietet er sogar — und dasselbe gilt von der zu canalisirenden Weser — vielfach Gelegenheit zu segensreichen Bewässerungen und Entwässerungen.

Daß an einzelnen Stellen des Canals Pumpwerke erforderlich werden, ist ein Internum des Betriebes, das mit dem Wasserbedarf des Canals nichts zu thun hat; denn dieser hängt nur ab von der Größe der Verdunstung, der Versickerung und des an den tiefsten Punkten der einzelnen Schleußentreppen eintretenden Verlustes, und influirt nur auf die Entnahme aus den Flüssen selbst, nicht aber auf die aus den einzelnen Canaltheilen, deren Bedarf ja eben schon berechnet ist. Ein Versagen der Pumpwerke ist durchaus nicht zu befürchten, schon weil man selbstverständlich Reserven an solchen erbaut. Hinzukommt, daß vorsichtiger Weise diejenigen Wassermengen gar nicht bei der Speisungsberechnung berücksichtigt sind, welche dem Canal aus den oberen Läufen der von ihm gekreuzten kleineren Flüsse und Bäche ohne Schwierigkeit zugeführt werden können und theilweise zugeführt werden müssen. — Es hat sich denn auch kein namhafter Techniker gefunden, der gerade die überaus durchdachte Art der Wasserversorgung des Rhein-Weser-Elbe-Canals angegriffen hätte, und die Zweifel sind auf die Kreise nichtsachverständiger Abgeordneter und Privatleute beschränkt geblieben.

Das Kopfschütteln der Marsbewohner über einen Wasserweg ohne Wasser würde also nicht stattfinden und demgemäß auch keine sublunarische Erwiderung erhalten.

Irische Geschichten.

(Mit persönlichen Erinnerungen.)

Von Karl Blind.

„Quid novi ex Africa?" hieß es vor Alters über den dunkeln Welttheil, von wo her den Römern stets Ueberraschendes kam. „Quid novi ex Hibernia?" ist für die Besitzer des englischen Weltreiches auch eine naheliegende Frage.

Der irische Unterhaus-Abgeordnete T. W. Russell, der sich durch seine liberal-unionistische, das heißt: reichsfreundliche Gesinnung den Weg in's Salisbury'sche Ministerium gebahnt hatte, kämpft seit seinem erzwungenen Ausscheiden an der Seite der homerulerischen Sonderbündler für Verbesserung der Grundeigenthums-Gesetze mit grimmigem Eifer. Das war eine der Ueberraschungen, die sich Wenige hätten träumen lassen.

Nicht minder unerwartet ist der Angriff gewesen, den das Dubliner Blatt „The Irish People" dieser Tage gegen den gewiß hoch-vaticanistischen Cardinal Vaughan gerichtet hat, weil dieser neulich bei dem König mit einer Ergebenheits-Ansprache vortrat, obwohl Eduard VII. — wie es ihm verfassungsmäßig vorgeschrieben ist — gewisse römisch-katholische Lehren bei seiner Thronbesteigung abschwor. Das „Irish People", das der nationalistischen Partei der irischen Vertreter im Unterhause als Sprechsaal dient, erwies sich da noch päpstlicher, als der Papst. Bei dieser Gelegenheit fielen in dem Blatte gegen das Vorleben des Königs recht anzügliche Bemerkungen; und dies veranlaßte Herrn Wyndham, den Minister für Irland, stehenden Fußes die polizeiliche Beschlagnahme der betreffenden Nummer zu verfügen, wobei, ganz verfassungswidrig, kein richterlicher Befehl vorgezeigt oder erlassen wurde.

Aehnliche Angriffe sind gegen den Fürsten, als er noch Thronfolger war, in Londoner Volksblättern oft genug gerichtet worden. Nie trat jedoch hier eine Beschlagnahme oder gar eine gerichtliche Verfolgung ein. Man wird sich auch diesmal ohne Zweifel einer solchen enthalten: einmal, weil öffentliche Verhandlungen zu allerhand Unannehmlichkeiten für den König führen würden; sodann, weil ein irisches Geschworenengericht in politischen Fällen nicht zu einer Schuldigsprechung zu bewegen ist. War die Handlungsweise des Ministers daher klug? Und wird der König es ihm danken? Man darf es bezweifeln.

Um die Sache echt irisch zu verfitzen, trifft es sich so, daß Herr Wyndham der Abkömmling eines berühmten Führers der irischen Schilderhebung von 1798 ist. Er selbst ist natürlich entschiedener Gegner der Sonderbunds- oder Losreißungs-Bestrebungen; sonst säße er nicht im Salisbury'schen Ministerium. Daß nun gerade er auf den Gedanken verfallen mußte, die Darstellung des „Irish People" an die große Glocke zu hängen, so daß die in London befindlichen Tagesschriftsteller aus den verschiedenen Welttheilen und Ländern nichts Eiligeres zu thun hatten, als den Draht nach allen Richtungen mit der Wiedergabe der Einzelheiten in Bewegung zu setzen: das berührt die ohnedies leicht zum Witz geneigten Iren so humoristisch, wie nur denkbar. Sie könnten Herrn Wyndham beinahe als insgeheim den Gesinnungen seines Ahnen zugethan feiern.

*

Dies bloß als Einleitung zu einer anderen, ebenfalls echt irischen Geschichte, die zwar vor vielen Jahren begann, aber bis auf den heutigen Tag ganz räthselhaft unentwirrbar geblieben ist. Sie bezieht sich auf den unlängst in der Nähe von Dublin erfolgten Tod von James Stephens, dem einst viel genannten und gefürchteten „Haupt-Centrum" der Fenier-Verschwörung, die in den Sechziger Jahren spielte und anscheinend jetzt wieder im Aufleben begriffen ist.

Ueber das eigentliche Wesen dieses Mannes schwebt immer noch ein sonderbares Dunkel. Herr Redmond, der Führer der irischen Partei im Unterhause, hat zwar Stephens, in einem Telegramm an seine Angehörigen, als einen „Helden" bezeichnet. Andere dagegen haben ihn in seiner eigenen Partei für das gerade Gegentheil erklärt und seinen Titel „C. O. I. R. B. (Chief Organiser of the Irish Republican Brotherhood) mit echt irischer Laune so umgedeutet, daß er als Feigling (Coward) dastehen sollte. Ja, manche seiner ehemaligen Anhänger wollten ihn gar zum Verräther im Solde Englands stempeln!

Die etwas eigenthümliche Art, wie Stephens 1865 aus dem Gefängnisse entkam, und der Umstand, daß er 1891 nach Irland zurückkehren konnte, ohne daß ihm der Proceß gemacht oder er irgendwie belästigt wurde, während einer seiner Mitverschworenen zu langjähriger Zwangsarbeit verurtheilt worden war, galt bei den zum Mißtrauen nur allzu leicht neigenden Iren als Grund zu berechtigtem Verdacht.

Ihrer Natur nach sind die Stock-Iren von iberisch-keltischer Abkunft geheimbündlerisch angelegt, auch als schlaue Kundschafter bekannt. Sie unterscheiden sich dadurch stark von der Masse der nicht sehr fein beobachtenden Engländer. Der Vollblut-Ire ist ein Gemisch von wirklicher Gutmüthigkeit und einschmeichelnder Zutraulichkeit einer- und von tückischer Verschlagenheit und plötzlich hervorbrechender Leidenschaft andererseits. Die einschmeichelnde Zutraulichkeit, verbunden mit der im Hintergrunde lauernden List, eignet ihn zum Verschwörer, die im Innern glimmende Leidenschaft zum Manne der That. Sonderbarer Weise aber haftet den Meisten zugleich eine große Geschwätzigkeit, ein an weibliches Wesen erinnerndes Mittheilungsbedürfniß, an. Darum werden eben so viele irische Geheimbünde zu Nichte. Ist der Verdacht des Einen gegen einen Anderen erregt, so wird der Zweifelnde sogar leicht selbst zum Verräther. Das giebt dem Sprichwort: „Wenn ein Ire geröstet wird, dreht stets ein anderer Ire den Bratspieß", eine doppelt schlimme Bedeutung.

Ob Stephens von alt-irischem Blute war, ist wenigstens aus seinem Namen nicht ersichtlich. Seine Familie war sogar protestantisch und gehörte zur Oranien-Partei — das heißt, war reichseinheitlich gesinnt. Aus welchen Bestandtheilen aber die Fenier-Partei sich zusammensetzte, mag aus folgenden Thatsachen ersehen werden.

Byrne, der Stephens zur Befreiung verhalf, war als Gefängnißwärter angestellt, um die Verhafteten Nachts zu überwachen. Er soll trotzdem angeblich als Fenier eingeschworen gewesen sein, nachdem er früher in der „irischen Brigade" des römischen Kirchenstaates für den Papst gegen Garibaldi gekämpft hatte! Hauptmann Kirwan, der außen vor dem Gefängniß den befreiten Stephens empfing, hatte ebenfalls im päpstlichen Heere gedient. Hauptmann M'Cafferty, der den Fluchtplan entwarf, war Offizier im Dienste der amerikanischen Sclavenhalter-Empörung gewesen! Die Namen dieser beiden letztere Fenier deuten auf keltisch-irischen Ursprung. Merkwürdige Republikaner, diese Streiter für Papst- und Sclavenhalterthum!

Als an Stelle der von Mönchen gegründeten geheimen „Phönix-(sprich im Englischen: Fenix)Gesellschaft", mit einer Art Wort-Anklang, der Fenier-Bund trat, beschlossen irische Sonderbündler, dem französischen Marschall Mac Mahon, als einem Abkömmling von Iren, ein Ehrenschwert zu überreichen. „Mac Mahon, unser König!" war damals ein beliebter Trinkspruch sogenannter irischer Republikaner. Ultramontanismus und Bonapartismus sollten zur Losreißung der Insel von England zusammen wirken.

Denn das ist nun einmal nicht zu verkennen und seit Daniel O'Connell's Tagen leider genügend erwiesen, daß die Grundwurzel der irischen Losreißungs-Bestrebungen und der Homerulerei im Ultramontanismus liegt. Die Grundeigenthums-Frage spielt wohl mit. Auch hat es gewiß in Irland Männer gegeben und giebt es noch, die entweder aus nationaler und freiheitlicher Gesinnung, aus Stammeshaß, oder aus Gründen des Ehrgeizes gegen England aufgetreten sind. Manche unter ihnen sind geistig aufgeklärt gewesen, ohne es freilich laut einzugestehen. Bei der Erhebung von 1798 stellten sich sogar Protestanten gegen das damalige, durch und durch aristokratische Regierungssystem Englands als Führer voran. Allein die Franzosen, die in's Land einbrachen, sahen schnell zu ihrem Erstaunen, daß die Masse der irischen Kämpfer Päpstlinge waren, gleich den Vendeern. Und noch heute kann der bekannte Ausspruch als wahr gelten: „Wenn England morgen katholisch würde, so würde man nichts mehr von irischen Nationalbestrebungen hören."

Eine persönliche Erinnerung mag hier eingeflochten werden. Ich hatte in den Sechziger Jahren im Norden Englands, in Bradford, vor Deutschen im Schiller-Vereine Vorträge gehalten und war bei dieser Gelegenheit durch den Freund, bei dem ich zu Gast war, mit einem Engländer bekannt geworden, der mich am Tage darauf bat, mir auf einem Spaziergange in der Umgegend eine vertrauliche Mittheilung machen zu dürfen. Er entwickelte mir die Einzelheiten eines Geheim-Bundes zum Zweck der Trennung Irlands von England. Seines Berufes war er Geistlicher irgend einer kleinen Dissenter-Gemeinde. Um die Wichtigkeit des Geheim-Bundes, für den er mich glaubte gewinnen zu können, recht kräftig darzustellen, theilte er mir mit, daß „in vielen Capellen Irlands durch die Priester Waffen unter dem Altar verborgen gehalten" würden.

Ich schnitt die weiteren Verhandlungen kurz mit der Bemerkung ab, daß ich zwar ebenso sehr von den Leiden der irischen Ackerbau-Bevölkerung, wie von denen der betreffenden englischen Classe, überzeugt sei, aber mit den Verschwörungen der katholischen Priesterschaft nichts zu thun haben könne. In späteren Jahren erfuhr ich durch denselben Freund, der mich mit dem genannten Herrn bekannt gemacht hatte: es sei dieser außer Landes gegangen, und zwar unter Hinterlassung eines gesellschaftlich sehr üblen Rufes.

*

Den Namen „Fenier" brachte eigentlich nicht James Stephens auf, sondern der in alt-keltischem Schriftthum gut bewanderte John O'Mahony. Stephens nannte seine geheime Gesellschaft in Irland die „Irische Republikanische Brüderschaft". Welcher Sorte sie war, mag man aus obiger Schilderung schon ersehen haben. John O'Mahony wirkte zuerst in Amerika; dort hieß der Verein: „Fenier-Bund". Genau genommen, war aber dieser Name eine Geschichtsfälschung.

Die Fenier, oder Fianna, waren nämlich nicht etwa, wie gewöhnlich in Irland ausgegeben wurde und noch wird, alt-irische, keltische Recken und Helden, sondern vielmehr germanische Eroberer Irlands. Sie kamen aus Norwegen und Dänemark, zählten zum Theil wohl auch deutsche Friesen in ihren Reihen. Sie werden in den, allerdings in keltischer Sprache vorhandenen, „Fenischen Gedichten" als blondhaarig, blauäugig, gewaltig tapfer, als kühne Jäger, als sangeskundig und becherfroh geschildert. Wie das bei Germanen so oft der Fall gewesen, verloren sie offenbar bald ihre eigene Sprache im fremden Lande, ja, sanken allmälig unter irischen Fürsten zu einer Art Volkswehr oder zu Landsknechten herab. Man könnte nun eben sowohl die Gothen, Longobarden, Franken und sonstige deutsche Krieger-Sippen für heldenhafte Vorfahren der Italiener, Franzosen, Spanier u. s. w. erklären, wie die Fianna oder Fenier für reckenhafte Ahnherren der Vollblut-Iren.

Allmälig ging der von O'Mahony gewählte Fenier-Name auf den Geheim-Bund auch in Irland über. Zu einer größeren Erhebung kam es indessen nicht — von Pulversprengungen u. dgl. abgesehen. Die großen Versprechungen, die Stephens gemacht hatte, erwiesen sich als Wind. Behauptete er doch, es seien 200 000 Mann in der Verschwörung, von denen 50 000 im amerikanischen Kriege gefochten hätten. Die Umstände, die bei seiner Flucht aus dem Gefängnisse vorkamen, erweckten, wie gesagt, großen Verdacht gegen ihn. Von da an war seine Thätigkeit, obwohl er sie von Paris aus fortzusetzen suchte, in der eigenen Partei vielfach umstritten. Durch die Parteigänger O'Mahony's wurde er endlich seiner Stellung als „Haupt-Centrum" förmlich entsetzt.

Unter Gambetta erhielt Stephens ein kleines Amt in der französischen Republik. Die Iren dereinst als Bundesgenossen gegen England wieder zu verwerthen, ist nämlich in Paris immer noch eine beliebte Ueberlieferung. Die französischen republikanischen Verbannten, die die grüne „Insel der Heiligen" seit neuerer Zeit besucht hatten, kamen allerdings stets enttäuscht zurück. Das hat mir mehr als Einer von ihnen gestanden. Alle Franzosen, die bei ihrem Aufenthalte in London die irische Frage studirten, änderten ebenfalls, so

weit meine Erfahrung reicht, ihre ursprünglich hierher mitgebrachte Ansicht — gleichviel, ob sie gemäßigte, sogenannte blaue, oder rothe Republikaner, Socialdemokraten oder Mitglieder des Pariser Gemeinde-Aufstandes von 1871 waren.

Ledru-Rollin allein machte eine Ausnahme. Mit einer hochgebildeten, auch unserer wie der englischen Sprache mächtigen Dame halb baskischer, halb irischer, also, vom Standpunkte der Völkerkunde betrachtet, eigentlich doppelt irischer Abkunft verheirathet und von demselben Widerwillen, wie die Männer der großen französischen Staatsumwälzung, gegen das „aristokratische England" erfüllt, konnte er sich von dem Gedanken nicht losmachen, Irland müsse von England abgetrennt werden.

Daß James Stephens ruhig wieder nach Dublin zurückgelassen wurde, in dessen Nähe er fast verschollen starb, hat den Verdacht gegen ihn nicht verlöschen lassen. Insofern bleibt seine Person immer noch ein Räthsel. Indessen enthalte ich mich gern eines Urtheils, da mir die Heftigkeit, mit der die Iren gegen einander unter sich wüthen, nur zu gut bekannt ist.

Dem Leichenbegängniß dieses geheimnißvollen Hauptes einer einst gefahrdrohenden Verschwörung folgten einige tausend Menschen — vielleicht meist nicht sowohl aus Liebe zu ihm, als aus Haß gegen England. Es befand sich darunter der Bürgermeister von Dublin, der im Londoner Unterhause Mitglied der irischen National-Partei ist. Wider Erwarten wurde jedoch am Grabe keine Lobrede gehalten. Keinerlei Kundgebung, wie sie sonst bei den so lebhaften Iren stets üblich ist, fand statt. Kein Ruf wurde laut. Alles blieb stumm, weil man wohl fürchtete, es könne sich aus den Reihen einer gegnerischen Gruppe von Feniern störender Widerspruch erheben. Denn nirgends wird, wenn die Partei-Leidenschaften entfesselt sind, die Ruhe des Grabes weniger geachtet, als in der ultramontan-klerikalen „Insel der Heiligen".

Die privatrechtlichen Folgen des Duells.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Verschiedene unglückliche Affairen haben in letzter Zeit wiederholt die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Duell gelenkt. Es soll hier nicht erörtert werden, ob und welche Gründe für oder gegen die althergebrachte Sitte geltend gemacht werden können, Ehrenhändel durch Blutvergießen zum Austrage zu bringen. Beschränken wir uns vielmehr darauf, vom rein juristischen Standpunkte die Frage zu prüfen, ob und welche Ansprüche der im Zweikampf Verletzte oder die auf seine Unterstützung angewiesenen Personen rechtlich an den Gegner und sonstige am Zweikampf mittelbar Betheiligte haben.

Als Zweikampf ist nach der Rechtsüberzeugung des Reichsgerichts jeder ernsthafte Kampf zweier Personen mit tödtlichen Waffen anzusehen, der nach bestimmten Regeln ausgefochten wird. Es fällt darunter also auch die Studentenmensur mit scharfgeschliffenen Schlägern. Bei der Erörterung der Rechtsfrage ist von der Erwägung auszugehen, daß es sich um eine von der Gesellschaft zwar geduldete, wenn nicht gar geforderte, von Religion und Sittengesetz aber gemißbilligte, vom Gesetz unter Strafe gestellte Gepflogenheit handelt.

Wer vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigenthum oder ein sonstiges Recht eines Anderen widerrechtlich verletzt, ist dem Anderen auf Grund B.-G.-B. § 823 zum Ersatze des daraus entstehenden Schadens verpflichtet. Die gleiche Verpflichtung trifft Denjenigen, der gegen ein den Schutz eines Anderen bezweckendes Gesetz verstößt. Die Herausforderung zum Zweikampfe mit tödtlichen Waffen, sowie die Annahme einer solchen Herausforderung bedroht Str.-G.-B. § 201 und in verschärftem Maße Str.-G.-B. § 202, wenn bei der Herausforderung die Absicht, daß einer von beiden Theilen das Leben verlieren soll, entweder ausgesprochen worden ist oder aus der gewählten Art des Zweikampfes erhellt. Es kennzeichnet sich diese Strafbestimmung ihrer rechtlichen Natur nach als eine auf Schadensverhütung abzielende gesetzgeberische Maßnahme. Wer aber in der Ausübung einer unerlaubten Handlung sich befunden hat, der hat die Vermuthung wider sich, daß ein bei solcher Gelegenheit entstandener Schaden durch seine Schuld verursacht worden sei. Und deßhalb kann es einem rechtlichen Bedenken nicht unterliegen, daß, wer im Zweikampfe seinen Gegner verletzt oder tödtet, die wirthschaftlichen Nachtheile zu ersetzen hat, die dieser oder die auf seine Unterhaltspflicht angewiesenen Personen dadurch erleiden.

Nun begrenzt B.-G.-B. in den §§ 843, 844 die Eintrittsverbindlichkeit des Schadensurhebers beim Vorliegen einer unerlaubten Handlung dahin, daß, wenn in Folge einer Verletzung des Körpers oder der Gesundheit die Erwerbsfähigkeit des Verletzten aufgehoben oder gemindert wird oder eine Vermehrung seiner Bedürfnisse eintritt, dem Verletzten durch Entrichtung einer Geldrente Schadensersatz zu leisten ist, an deren Stelle unter Umständen eine Capitalabfindung treten kann. Der Anspruch wird auch dadurch nicht ausgeschlossen, daß ein Anderer dem Verletzten Unterhalt zu gewähren hat. Im Falle der Tödtung hat der Ersatzpflichtige die Kosten der Beerdigung Demjenigen zu ersetzen, welchem die Verpflichtung obliegt, diese Kosten zu tragen. Ferner muß er Demjenigen, welchen der Getödtete unterhaltspflichtig war oder unterhaltspflichtig werden konnte, und dem nun in Folge der Tödtung das Recht auf den Unterhalt entzogen ist, durch Entrichtung einer Geldrente insoweit Schadensersatz leisten, als der Getödtete während der muthmaßlichen Dauer seines Lebens zur Gewährung des Unterhalts verpflichtet gewesen wäre. Das Mindestmaß dieser Ersatzpflicht würde sich also auf diejenigen Beträge erstrecken, welche die öffentlich-rechtliche Unfall-Versicherung zubilligt, also bei Vorhandensein von Kindern bis zum zurückgelegten 18. Lebensjahre, wenn nicht sogar noch darüber hinaus bis zur Vollendung einer standesgemäßen Ausbildung für einen Lebensberuf. Daraus erhellt, daß die wirthschaftlichen Folgen eines Zweikampfes für den als Sieger hervorgegangenen Duellanten sehr drückend werden können.

Angesichts dessen drängt sich die Frage auf, ob es keine Möglichkeit giebt, von dieser Ersatzpflicht befreit zu werden. Hat bei der Entstehung des Schadens ein Verschulden des Beschädigten mitgewirkt, so hängt auf Grund B.-G.-B. § 254 die Verpflichtung zum Ersatze sowie der Umfang des zu leistenden Ersatzes von den Umständen, insbesondere davon ab, inwieweit der Schaden vorwiegend von dem einen oder dem anderen Theile verursacht worden ist. In Folge dessen ist zu untersuchen, ob diese Rechtsregel auf den Zweikampf Anwendung finden und von dem unmittelbaren Schadensurheber für sich verwerthet werden kann. Gemeinhin wird man geneigt sein, von der Annahme auszugehen, daß beide Zweikämpfer im gleichen Grade an dem Entstehen des Zweikampfes, mithin auch an seinem Ausgange Schuld tragen, weshalb das zusammentreffende Mitverschulden des Unterlegenen den Sieger aus seiner Ersatzpflicht befreien müsse. Dies trifft jedoch nicht zu, wenigstens nicht in jedem Falle. Es darf zwar den Regeln des Tactes, des Anstandes, der gesellschaftlichen Sitte bei Prüfung der Schuldfrage nie die ihnen gebührende Berücksichtigung versagt werden. Indeß ist daraus noch nicht die Schlußfolgerung zu ziehen, daß beide Kämpfer gleichermaßen schuldig und verantwortlich sind. Ebenso wenig gerechtfertigt ist es freilich, dem Herausfordernden das Uebergewicht der Schuld beizumessen. Denn in der Regel pflegt gerade er der von seinem Gegner in seiner Ehre

Gekränkte gewesen und durch dessen Verhalten zur Herausforderung bestimmt worden zu sein. Dazu tritt, daß in zahlreichen Fällen der Duellant gar nicht nach freier Willensentschließung handelt, vielmehr dem Gebote gehorcht, welches Standesbewußtsein und Berufsehrgefühl ihm auferlegen, so daß er gewissermaßen zu seinem Vorgehen durch Rücksichtnahme auf Andere gedrängt wird. Dies wird stets dann zutreffen, wenn ein Ehrengericht dahin entschieden hat, daß nur der Zweikampf unter dem von ihm aufgestellten erschwerenden Bedingungen die gekränkte Standesehre wieder herzustellen vermöge. Wird als Kampfbedingung die Fortsetzung des Zweikampfes bis zur Kampfunfähigkeit des einen Theils verlangt, dann könnte man geneigt sein, bei Prüfung der Schuldfrage für den Eintritt oder den Wegfall der Ersatzpflicht die Ueberzeugung zu vertreten, es handele sich um ein vorsätzliches Herbeiführen des verhängnißvollen Ausganges, so daß die Unterlage für Anwendbarkeit des ersten Satzes im B.-G.-B. § 823 erbracht wäre. Allein auch ohne diese Feststellung ist sowohl hier wie in den minderschweren Fällen die Voraussetzung zur Ersatzpflicht aus Absatz 2 rechtsunbedenklich gegeben, so daß mit hoher Wahrscheinlichkeit auf ein obsiegendes Urtheil Seitens Derer gerechnet werden kann, welche Ansprüche auf Schadloshaltung erheben.

Ob neben den am Zweikampf unmittelbar Betheiligten auch die bloßen Mittelspersonen, das heißt Cartellträger, Secundanten, Ehrengerichtsmitglieder, Aerzte u. s. w. ersatzpflichtig gemacht werden können, ist nicht zweifelsfrei. Haben Mehrere durch eine gemeinschaftlich begangene unerlaubte Handlung einen Schaden verursacht, so sind sie nach B.-G.-B. § 830 solidarisch für den Schaden verantwortlich und stehen in dieser Hinsicht Anstifter und Gehülfen den Thätern gleich. Jedenfalls würde es aber gewagt sein, die Schiedsrichter und Aerzte heranziehen zu wollen. Auf diese paßt keines der Begriffsmerkmale eines Anstifters oder Gehülfen am Zweikampf. Anders liegt die Sache bei Denjenigen, welche die Herausforderung überbrachten und die Kampfbedingungen festsetzten. Auch sie haben sich in Ausführung einer nach Str.-G.-B. § 203 straffälligen, mithin unerlaubten Handlung befunden und zwar in dem Grade, daß ohne ihre Mitwirkung der Zweikampf selbst nicht hätte vor sich gehen können. Ihre Ersatzpflicht ist deßhalb in Sonderheit dann rechtlich nicht zweifelhaft, wenn sie noch dazu durch Verrufserklärung oder ein ähnliches Verhalten die Zweikämpfer zu der Herausforderung oder ihrer Annahme bestimmt haben.

Es bleibt schließlich noch übrig, kurz auf die aus der Studentenmensur ableitbare Ersatzpflicht einzugehen. Hier wird sich nur in wenigen Fällen ein tödtlicher oder ein die volle Erwerbsfähigkeit aufhebender Ausgang herausstellen, so daß die vorangestellten Ausführungen darauf bloß dann anwendbar sein werden, wenn die von ärztlicher Seite und aus Kreisen der Versicherungstechniker befürwortete Infectionsclausel rechtliche Billigung findet, wonach jede Infection durch Krankheitserreger, welche zu einer beigebrachten Verletzung der Haut in ursachlichem Zusammenhange steht, unter den Begriff eines schadlos zu haltenden Unfalles fällt. Dagegen ist allerdings die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine Verletzung auf das fernere Fortkommen des Verletzten nachtheilig einwirken könne. Dies steht zu erwarten, wenn ein Zweikämpfer in seiner äußeren Erscheinung entstellend verletzt wird, und z. B. als Theologe oder Philologe auf Anstellung nicht mehr rechnen kann, weßhalb er das begonnene Fachstudium unterbrechen und sich zur Wahl eines anderen Lebensberufes entschließen muß. In diesen Fällen hat er einen Anspruch auf Ersatz der dadurch verursachten Mehraufwendungen. In erster Linie haftet hierfür der, welcher ihm die Verletzung beigebracht hat, allerdings unter der Voraussetzung, daß er sich daraus nicht durch das nachweisbare Mitverschulden des Verletzten befreien kann. Dieser Nachweis wird ihm wohl meist gelingen. Ist Letzteres nicht möglich, dann kann noch die Rechtsregel des B.-G.-B. § 832 in Wirksamkeit treten. Wer nämlich zur Beaufsichtigung einer Person verpflichtet ist, die wegen Minderjährigkeit oder wegen ihres geistigen oder körperlichen Zustandes dieser Beaufsichtigung bedarf, der ist zum Ersatze des von dieser Person einem Dritten widerrechtlich zugefügten Schadens verpflichtet. Deßhalb kann sogar der Vater oder Vormund subsidiär haftbar erklärt werden, der seinem Sohne oder Mündel die Erlaubniß zum Eintritt in eine schlagende Studentenverbindung ertheilt und die zur Aufnahme unentbehrlichen Geldmittel gewährt hat.

Literatur und Kunst.

Rudolf Stratz.

Von Dr. Curt Heinrich.

„Durchsetzen muß man sein Ich in der Welt, wie es nun einmal geschaffen ist, oder daran zu Grunde gehen.“ So steht es in einem Romane von Rudolf Stratz, und für das Beste, was er geschrieben hat, können diese Worte als Motto dienen. Sie helfen zu gleicher Zeit auch verstehen, daß dieser Schriftsteller in verhältnißmäßig kurzer Zeit die volle Gunst des großen Publicums erworben hat, ohne der Sympathien eines kleineren Kreises zu entbehren, welcher gegen so manches Unliterarische in seinem Werke nicht blind sein kann. Stratz ist vor Allem Unterhaltungsschriftsteller, zu dem er gleich bei seinem ersten Auftreten 1893 vorzügliche Qualitäten mitbrachte; aber er ist noch mehr — ein feiner, philosophischer Kopf, durch ernste historische Studien geschult, ein scharfer, unbestechlicher Beobachter, der erst im bunten Rock, dann auf Reisen und vor der bunten Bühne der Reichshauptstadt die Augen offen gehalten hatte, — und hinter Allem — oder besser an erster Stelle — eine kräftige, eigenmächtige Persönlichkeit, die als Mann mit beiden Füßen fest auf der Erde steht, als Künstler in angestrengter, freudiger Arbeit die Sehnsucht nach dem ganz Großen, nach Höhenluft nie verloren hat.

I.

Der deutsche Roman erfreut sich im Auslande keines großen Ansehens. Besonders in Frankreich, dessen Production dritten und vierten Ranges bei uns noch einen beschämend großen Absatz findet, wird man diese Beobachtung immer wieder machen. Leute, welche über die deutsche Klassik, über Heine, Th. A. Hoffmann und Hebbel recht gut orientirt sind, schweigen vollständig, wenn die Rede auf deutsche Romane unserer Tage kommt. Es ist ihnen, sie sind ihnen zu langweilig. Dabei wollen sie dann gar nicht die ganz wenigen hervorragendsten Autoren beider Nationen vergleichen, sondern einfach Durchschnitt zu Durchschnitt, und da kann man ihnen ihr Urtheil wenigstens nicht verdenken, wenn es eben meist auch nur nachgesprochen oder überliefert ist. Es geht dem Deutschen hier, wie es ihm leider immer noch im gesellschaftlichen Leben der Nationen geht; er kann sich in die neue Stellung, welche ihm die Siege von 1870/71 und der darauf folgende ungeheure, stets wachsende wirthschaftliche Aufschwung geschaffen haben, noch immer nicht ganz finden; er hat den großen Schritt vom Träumen zum Handeln gethan; jetzt steht er stolz vor dem hohen Hause, das er durch treue Arbeit sich erworben; aber die Gewohnheit des schlichteren, engeren Heims vergangener Tage läßt sich nicht so leicht bannen. So ist es im Leben und so ist es im Roman, der ja stets nur das Leben, mehr oder minder schief gebrochen, wiederspiegelt. Der deutschen Unterhaltungsliteratur fehlt für das Ausland, was die französische zu einseitig bevorzugt, das Mondaine und —

Demi-Mondaine. Sicherlich hat sich nun schon in den letzten Jahren bei uns ein Umschwung vollzogen. Aber Vorurtheile im fremden Lande sind sehr schwer zu beseitigen, und dann schreibt der deutsche Schriftsteller zu allererst doch für das deutsche Publicum.

Die kleine Abschweifung ist gemacht worden, um für die Beurtheilung der ersten Romane Rudolf Stratz's den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Es sind Berliner Romane; gewiß in einem weit oberflächlicheren Sinne, als wenn man von des alten Fontane's Berliner Geschichten spricht, in denen das Berlinerthum den Helden aus allen Poren athmet. Aber wieviel Berliner giebt es denn heute in Berlin? Gerade das ewige Kommen und Gehen, das unruhige Wellenspiel der gewaltigen Menschenfluth mit ihrem rastlosen Auf und Nieder bildet eine Hauptsignatur der modernen Weltstadt. Die größten Gegensätze neben und unter einander in wunderbarem Knäuel dahinschwimmend und sich entwirrend nach dem ewig gleichen Gesetze des Kampfes um's Dasein; und dann wieder ein grauses und krauses Spiel, von der Intrigue und dem Zufall in bunter Reihe regiert — das gegebene Feld für den Romanschriftsteller. Rudolf Stratz that die „Berliner Höllenfahrt" — er war eine Zeit lang Redacteur an der Kreuzzeitung — und brachte manch grelles Bild, manch scharf gesehene Skizze und feine Beobachtung mit herauf. Schon vorher war in Buchform der Roman „Unter den Linden" erschienen*), dem bald in schneller Reihenfolge „Die kleine Elten", „Arme Thea", zwei kleine Novellensammlungen und — nicht in Berlin spielend — der Kasernenroman „Dienst" folgten.

Es ist meist eine bunte Handlung in diesen Erzählungen, die Fabel geschickt geknüpft und abgesponnen. Stratz hat aber auch von dem eben überwundenen Naturalismus gelernt, was zu lernen nützlich und nothwendig war. Er ist in dem Milieu, das er zu schildern unternimmt, in das er seine „spannende" Handlung hineinstellt, durchaus zu Hause. Nicht nur etwa in der etwas zu detaillirten Puderrechnung der kleinen Elten zeigen sich gewissenhafte Studien. Er kennt vor Allem genau jene Leute „in" und „unter dem Schlitten", die Kreise, in welchen die goldene Jugend sorglos mit dem ollen ehrlichen Alter zwischen Turf und grünem Tisch, Börse und Alkoven, Uhl und Moabit dahinpendelt. Hier hat er seine Beobachtungen gemacht und daß er sie gerade hier machte, hat seinen ersten Büchern zu dem ersten Erfolg mit verholfen. Man kann dabei zwei Empfindungen wohl bemerken, mit denen der Autor dieser von ihm geschilderten Welt gegenübersteht. Er hat einmal in einem Feuilleton über das Gigerl lebhaft erklärt, es gebe gar keine Gigerln, sondern nur einige Leute, die sich anständig anzögen. Diese Uebertreibung, die in Deutschland nur mit Nutzen ausgesprochen werden kann, ist immerhin bezeichnend für die Sympathie, welche er von Natur aus in starkem Maße für die elegante, große Welt empfindet. Er ist kein und will kein Büchermensch sein, sondern ein Mann der Welt, so wie der französische Schriftsteller — mit wenigen Ausnahmen — ein Mondain sein will. Daß er zugleich Künstler ist, kann ihn in seiner natürlichen Sympathie einerseits nur bestärken. Jeder Künstler hat als unbewußter Aristokrat ein Sehnen nach den Höhen der zeitgenössischen Cultur, welche — im Großen und Ganzen natürlich nur — auf den Höhen der Gesellschaft am ersten anzutreffen sind. Andererseits wird der Künstler, als ewig einsamer, die Dissonanzen gerade des verfeinerten Daseins, den Widerspruch zu dem, was er als Ideal oder Sehnsucht mehr oder minder klar in der Brust trägt, hier desto lebhafter empfinden. Je nach dem Temperament wird dann in der Darstellung ein ironisches, satirisches oder tragisches Element überwiegen. Bei Stratz finden wir zuerst nur das ironische. Aber das Gefühl, das später zu einem Degout wird und ihn als Reisenden für lange Zeiten in die Höhenluft der Natur flüchten läßt, tritt noch zurück hinter der Freude an dem bunten Leben seiner Gestalten. Er ist mit ganzer Seele beim Fabuliren. Er ist Unterhaltungsschriftsteller im guten Sinne des Wortes, der doch zugleich in jedem seiner Bücher uns auf einen bestimmten Lebensausschnitt hinweist oder aus Geschehen und Geschicken ernsthafte Fragen für ernste Leser aufstehen läßt.

Neben der Vorliebe für gewisse — oft entgegengesetzte — Kreise der Reichshauptstadt zeigt sich auch hier schon eine Bevorzugung bestimmter Charaktere, die wir dann auch in späteren Romanen des Verfassers wiederfinden werden. Graf Parsenow in „Unter den Linden" heißt in „Die kleine Elten" Seybling. Der Cavalier sans faute et sans reproche, Gewaltmensch durch und durch, der seine moralin-freie Genialität ebenso in kühnen Börsengeschäften, wie mit der Waffe in der Faust bethätigt. Es steckt ja wohl in diesen Gestalten noch viel Unliterarisches; aber wir empfinden doch ein starkes Können, was gerade auch im Gegensatz zu einer modernen Kenner-Literatur immer wohlthuend wirkt. Ein Zug scharfer Männlichkeit geht von Anfang an durch die Werke Stratz's. Sentimentalität ist ihm durchaus fremd. Die kleine Schauspielerin, die aus Bergheim von ihrem Husaren Fritz nach Berlin kommt, muß ihre ganze heitere Tapferkeit gebrauchen, und der junge Leutnant, dem seine Kameraden liebevoll den Revolver in die Hand drücken, weil er über Nacht durch Schuld des Vaters sein Vermögen verloren hat, wird schonungslos in den kalten Strudel geworfen: Wenn Du kannst, so schwimme. Georg Textor kann schwimmen, und weil er sich rettet, darf er auch Andere retten. Dabei muß auch hier auf die tüchtige Milieuschilderung hingewiesen werden. Die Gestalt des im Zuchthaus gewesenen Baron Hoffäcker und seine Umgebung ist nicht übel gelungen. Ein starkes Interesse für Manneskraft — auch wo sie recht deplacirt auftritt — und Mannesthat, und eine warmherzige Sympathie mit den Irrenden, Kämpfenden, von denen doch jedes „in Lachen und Weinen und Lieben ein armes Menschenkind", tritt — neben allerdings recht vielem Conventionellen — verbunden mit starkem technischen Können, in den ersten Romanen von Rudolf Stratz hervor.

II.

Eine secessio in montem sacrum. Von dem Berliner Asphalt in die Firnenhöhe, vom Spieltisch in die Gletscherhütte. Als Elisabeth von Randen von Gündlingen für immer Abschied nimmt, sind ihre letzten Worte: „Jawohl, ich danke Ihnen von Herzen. Sie haben das Beste in mir aufgeweckt. Ich werde in Zukunft vielleicht unglücklicher sein, aber ruhig und klar mit mir selbst, weil ich an Sie denken darf ... und weil ich an mich denken darf, ohne die Augen niederzuschlagen ... Das war's, was ich in den Bergen gesucht habe, was mich da hinauftrieb".*)

Der „Weiße Tod" ist mir der liebste von Stratz' Romanen. So einfach ist die Handlung, ein Conflict in vielen Hunderten von Erzählungen aller Zeiten behandelt. Doch in dem Wie hat der Dichter sein Eigenstes und Bestes gegeben.

In der Ehe mit dem gutmüthigen schwachen Randen ist nur eins in Elisabeth gewachsen: die Sehnsucht. In den weißen Höhen der Alpen inmitten der schweigenden Größe der Natur trifft sie dann den Mann, zu dem vom ersten Augenblick an durch geheime Wahlverwandtschaft jede Fiber von ihr strebt. Die starke, hochgemuthe Frau findet in dem erhabenen Schrecken des Hochgebirges den stärkeren Mann, dort, wo der, dem sie angehören soll für's Leben, sich klein und feige zeigt. „Darüber kommt kein Weib hinweg." Doch ja ... denn sie ist stark; stark und stolz. Die Erinnerung an die wenigen Tage, in denen ihre Brust frei sich dehnen

*) Berlin 1893, 4. Auflage 1899.

*) „Der weiße Tod" 1897, „Montblanc" 1899, „Die letzte Wahl" 1898, „Die ewige Burg" 1900, „Die thörichte Jungfrau" 1901: diese sämmtlich bei Cotta Nachf., Stuttgart.

durfte, wird ihr Kraft geben, auch in der äußerlichen Enge weiter zu leben, neben dem Gatten, der zu klein für sie, in der Erfüllung ihrer Pflicht, welche sie aus den Augen ihres Kindes liest. Sie wird glücklich dabei nie werden; sie weiß es, und sie nimmt es als ihr Geschick auf sich. Stratz liebt kein rührseliges Pactiren. Sich durchsetzen oder daran zu Grunde gehen: und „schließlich thut der Mensch doch nur, was er seiner Natur nach muß".

Das wird uns noch einmal gezeigt in dem weit angelegten Roman „Die letzte Wahl". Der Dichter kehrt hier zum Theil auf den Schauplatz seiner ersten Arbeiten zurück, an welche die Gestalt des brutalen Börsen-Grafen erinnert. Doch der Rahmen ist größer. Die hochgehenden Wogen politischen Lebens und Treibens, im Einzelnen den Kampf der Parteien um einen strittigen Wahlkreis, haben einen tüchtigen Schilderer gefunden, wenn man auch Vieles wieder zu „romanhaft" finden mag. Scharf charakterisirt stehen sich, wie überall bei Stratz, Spieler und Gegenspieler gegenüber, neben ihnen eine Reihe fesselnder Nebenfiguren — Pfarrer Hohinroth — und manche feine sociale Beobachtung, manche ernste gewichtige Frage wird hier der Leser mit fortnehmen. Parallel aber mit dem politischen Wahlkampf geht ein Kampf glimmender Leidenschaft. Herbert von Halden und seine Schwägerin Mary erkennen zu spät, daß sie einander gehören im Leben und — im Tode. Auch vor ihnen reckt unerbittlich ihren Arm die Pflicht und es gilt, die „Letzte Wahl" zu treffen. Zwei Vollmenschen auch sie, treu einander und sich selbst. Die Fahrt durch das winterliche Thüringer Waldgebirge, welche die Beiden ihrem Geschick entgegenführt, ist eins der packendsten Capitel Stratz'scher Naturschilderung. Leider können wir uns nicht verhehlen, daß der Autor hier — und nicht nur hier — in der letzten Zeit in Manier zu verfallen droht. Er ist ein großer Reisender geworden; immer wieder hat er den Zauber des Hochgebirges auf sich wirken lassen und dann wiederzugeben gesucht, was ihn seine Augen dort oben haben schauen lassen. So in „Montblanc". Aber hier steigen wir zu den höchsten Höhen des alten Europa erst auf Umwegen durch den Glühsand der Marokkanischen Wüste und in der „Thörichten Jungfrau" wechselt der Schauplatz in fiebriger Eile — man sieht oft zu wenig den Grund — zwischen Gletscherspalten und dem grünen Rasen von Iffezheim, den Tempelruinen von Olympia und dem fashionabelsten Kurort im Engadin. Die Naturschilderungen werden dann hier zu oft Selbstzweck, sie wirken oft überladen, unangebracht und vor Allem durch eine gewisse stilistische Wucht undelicat. Gleich dem rasch wechselnden, internationalen Milieu hat in den letztgenannten Romanen die Handlung das Einheitliche, Einfache, wie es „Der weiße Tod" zeigt, schon wieder verloren. Auf den ersten Blick erinnern die Personen an die Kosmopolitains Bourget'scher Romane. Amerikanische oder russische Milliardäre, deutsche Prinzen, dazu unglaublich schöne, verführerische Frauen, die auf eigenen Yachten alle Meere befahren, berühmte Globe-Trotters und berühmte Künstler. Es ist immer eine mondaine Gesellschaft, wenn auch gute alte Bekannte, die auf dieses Epitheton weniger Anspruch machen können, überall zugesellt sind. Stratz ist in seinen Neigungen eben Derselbe geblieben; nur ist er mit ihnen in die weite, weite Welt gegangen und hat auch versucht, zugleich mehr in die Tiefe zu bringen. Vor Allem aber ist er überall — von einigen Breiten wie in der „Thörichten Jungfrau" abgesehen — interessant und fesselnd, und wenn man in künstlerischer Hinsicht das überrankende Episodenwerk tadeln muß, wird man doch auch gerade an manchen Einzelheiten seine große Freude haben.

Ich habe schon einmal auf den stark männlichen Grundton hingewiesen, der durch alle Werke von Rudolf Stratz hindurchklingt. Es ist da zuerst wohl die kräftige Persönlichkeit des Dichters selbst, welche ihn seine Helden sich suchen und schaffen ließ. Aber wer wollte trotzdem den Einfluß der Zeitströmung verkennen und das Ideal des Leidensmannes von Sils-Maria? Auf dem Wege zur Wirklichkeit muß wohl das Beste verloren gehen. Aber ist es dafür nicht Wirklichkeit? Oder doch ein Ideal, dessen Verwirklichung nur der Dichter in allen Farben des Lebens zeigt? Kenner und Könner, Männer, die aus breitem Brustkasten ja sagen und doch nie den verrätherischen Zug um die Mundwinkel verlieren. Gesundheit des Körpers und des Geistes, die das Leben lebenswerth macht. So ist der Doctor in der „Ewigen Burg", so meint der Zoologie-Professor in der kleinen Novelle „Sammy", ein Mann müsse sich jedes Jahr einige Mal in Lebensgefahr begeben, „um sich die nöthige Achtung vor sich und seinen Nerven zu bewahren", und so ist der Mann, der in Gewißheit des Todes seinen letzten Aufstieg zum Montblanc unternimmt, um hoch oben, nachdem er dem Eisriesen noch einmal als Sieger den Fuß auf den Nacken gesetzt, fern allen Niederungen, schön zu sterben. Er kann nicht leben als ein kranker Mensch, kann das Commercium und gar Concubinum mit friedlichen Thalbewohnern nicht ertragen. Wirklich ein „Ueber"mensch und dieses fatale „Ueber" in Gänsefüßchen soll hier alle Bedenken einschließen.

Aber auch er thut doch, was er seiner Natur nach thun muß, ebenso wie der kleine melancholische Prinz in der „Thörichten Jungfrau", dessen starker Geist wohl seinen elenden Körper aber nicht das Glück zwingen kann. Ihm gegenüber in wirkensvollem Contrast steht Meister Josephus, der Künstler auf der Grenze zwischen Talent und Genie, der Mensch mit dem kindlichen Herzen und naivsten Mannesegoismus. In demselben Roman finden wir dann noch einen weiblichen Cäsarenkopf, das Yankee-Weib, das fast wie die Vertreterin einer neuen sieghaften Race im Triumph-Mailcoach durch das alte Europa jagt — unter den Gefangenen an erster Stelle ihr Gatte, der kleine Prinz. Und daneben, auf allen Seiten, bei jeder Biegung und jedem Anhalten, welche Fülle der Nebenfiguren und Gesichte. Es ist die weite Welt und die große Welt. Ein großer Zug macht sich überall bemerkbar, ein scharfer Blick und ein bedeutendes gereiftes Talent, das sich hoffentlich nicht in Vielschreiberei zu sehr ausgeben wird.

Rudolph Stratz hat auch einige historische Romane und ein paar Bühnenstücke veröffentlicht. Sie sind für sein Werk unwesentlich. Er ist uns werth als Unterhaltungsschriftsteller erster Ordnung, als moderner, vornehmer Romancier und — als einer, der noch etwas mehr ist.

Die Kunstausstellung in Darmstadt.

Von Eduard Engels (München).

Nach der Eröffnung der ersten Ausstellung der Secession in Wien, so erzählt Hermann Bahr in „Bildung", saßen wir — die jungen Maler und ihre Freunde — Abends fröhlich zechend beisammen, in einer wunderbaren Erregung, fast einem Fieber, wie man es wohl im ersten Frühling hat, wenn überall schon ein heftiges Verlangen, ein ungeheures Versprechen unter der Erde zu klopfen scheint. So, noch zitternd vom Taumel des Kampfes, schlossen wir unsere geheimsten Begierden auf, die tiefsten Sorgen, Wünsche und Pläne. Da erhob sich Olbrich, der bis dahin gelassen im Tumult gesessen, mit hellen Blicken auf die Enthusiasten und sagte in seiner kurzen, festen, gern etwas spöttischen Art: „Das ist alles noch gar nichts. Durch kleine Mittel kommen wir nicht weiter. Eine Stadt müssen wir erbauen, eine ganze Stadt, die Regierung soll uns in Hietzing oder auf der Hohen Warte ein Feld geben, und da wollen wir dann eine Welt

schaffen. Das heißt doch nichts, wenn Einer bloß ein Haus baut. Wie kann das schön sein, wenn daneben ein häßliches ist? Was nützen drei, fünf, zehn schöne Häuser, wenn die Anlage der Straße keine schöne ist, wenn darinnen die Sessel, die Teller nicht schön sind? Nein, ein Feld, anders ist es nicht zu machen, und da wollen wir dann zeigen, was wir können; in der ganzen Anlage und bis in's kleinste Detail, Alles von einem Geiste beherrscht, Straßen und die Gärten und die Hütten und die Tische und die Sessel und die Löffel und die Leuchter Ausdrücke derselben Empfindung, in der Mitte aber, wie ein Tempel in einem heiligen Haine, ein Haus der Arbeit, zugleich Atelier der Künstler und Werkstätte der Handwerker. Das ist, was wir brauchen."

Es mag jetzt ungefähr zwei Jahre her sein, daß Olbrich diese Bierrede hielt. Die österreichische Regierung hat sich dadurch nicht bewegen lassen, das bewußte „Feld" in Hietzing oder auf der Hohen Warte herzugeben. Wahrscheinlich hat sie das Haus der Wiener Secession am Naschmarkt genauer angeschaut und das Olbrich'sche Wort „das heißt noch gar nichts, wenn Einer bloß ein Haus baut", durchaus bestätigt gefunden.

Aber was in Wien nicht zu haben war, bot sich unverhofft in — Darmstadt. Unsere mitteldeutschen Residenzen müssen etwas thun, um nicht ganz in Vergessenheit zu gerathen. Weimar hat einmal Böcklin, Lenbach, Kalkreuth berufen, Meiningen hat Komödie gespielt, Coburg den Bulgarischen Thron bestiegen. Da konnte Darmstadt nicht länger zurückbleiben. Wer redete noch von Darmstadt? Wäre ihm nicht die Holbein'sche Madonna durch Erbschaft zugefallen, man hätte seinen Namen gewiß nur noch in der Geographiestunde nennen hören. Richard Muther, der es neulich besuchte, schrieb: Es ist noch immer die Stadt mit den weiten, menschenleeren Straßen und den frostig vornehmen Häusern, die Stadt, wo die kleinen Institutsfräulein, von ihrer Pensionsmama gehütet, im Gänsemarsch nach dem Herrengarten spazieren ...

Da mußte also etwas ganz Phänomenales geschehen, wenn man die gute Stadt wieder ein wenig in die Mode bringen wollte. Mit den gewöhnlichen Mitteln: Musikfest, Kunstausstellung, Musteraufführungen irgend eines von Jos. Lauff restaurirten Classikers, Allgemeiner Deutscher Hebammen- oder Schornsteinfeger-Congreß war da nichts gethan. Man mußte mit einer etwas — umfänglicheren Geberde in das bewußte „volle Menschenleben" hineingreifen ...

So fanden sich eines schönen Tages Josef Olbrich, dessen wesentlichste Begabung die für das „Phänomen" ist, und das „Document des Jahrhunderts", dessen Name allein schon die Welt verblüffen mußte, in der kleinen Residenz am Fuße des Odenwaldes ein.

Darmstadt, das von dem Leben des Jahrhunderts vielleicht am wenigsten gespürt hatte, unternahm es, das Jahrhundert zu documentiren.

Das alte Europa war von diesem Entschluß so überwältigt, daß es zu Gunsten des armen Jahrhunderts auch nicht den kleinsten Rettungsversuch machte ...

Die „heiligen Sieben" aber, Olbrich voran, Behrens, Bosselt, Bürck, Christiansen, Habich, Huber hinterdrein, marschirten auf die Mathildenhöhe und hielten Kriegsrath. Wahrscheinlich befand man sich wieder einmal in einer „wunderbaren Erregung, fast einem Fieber", wenigstens hielt Olbrich abermals seine Wiener Bierrede, die er nur ein wenig in's Hessische übersetzte. Er sprach: „Ein weites, baum- und blumenreiches Terrain, die großherzogliche Mathildenhöhe, giebt den Plan. Oben am höchsten Streif soll das Haus der Arbeit sich erheben; dort gilt, gleichsam in einem Tempel, die Arbeit als höchster Gottesdienst. Acht große Ateliers mit kleinen Meisterstuben, ein kleines Theater, Turn- und Fechtsäle, gastliche Räume, Douchen und Bäder sind in einen Langbau aufgenommen. Im abfallenden Gelände: die Wohnhäuser der Künstler, gleich einem friedlichen Ort, zu dem nach des Tages emsiger Arbeit von dem Tempel des Fleißes herabgestiegen wird, um den Künstler mit dem Menschen einzutauschen. Alle die Häuschen um ein Forum gruppirt mit eigenartig angelegten Wegen, Gärten, Beleuchtungskörpern, Brunnen und Blumenbeeten zur Einheit verbunden. Im Häuschen selbst ein eigenartiges Wohnprincip. Der große Raum, als Raum des Lebens, birgt alles Wohnliche. Dort soll Kunst in Fläche und Form vertreten sein, Musik gehört, Reden gewechselt, Gäste empfangen, schöne Stunden verlebt werden. Alles andere Raumgebilde betont mehr den Zweck in einfacher Schönheit. Das Schlafzimmer nur der Ort des Schlafes, einem ruhigen Abendlied gleichend, für Speise und Trank ein festlich-fröhlicher Trinkliedraum, das Bad als perlende Reinheit. Bis unter das Dach das Ganze eine Reihe von Stimmungen ... Kein Quadratcentimeter soll Form und Farbe erhalten, die nicht von künstlerischem Geist durchdrungen sind. Auch die Malerei und Plastik, deren beste Leistungen durch persönliches Erbitten zur Ausstellung gelangen, sollen in moderner Art dem Publicum zugänglich gemacht werden. Dazu kommt noch die Lösung der modernen Theaterdecoration, eines Festschmuckes der gesammten Stadt, Vergnügungen jeder Art, Vorträge, Conferenzen. Kein Gebiet menschlichen Denkens und Empfindens soll in diesem Rahmen unberücksichtigt bleiben ..."

So sprach Josef Olbrich und ganz Deutschland, nein, Europa spitzte ehrfurchtsvoll die Ohren. Es war in der That eine ganz wunderbare Aufgabe, die sich die sieben jungen Leute gestellt. Wenn sie gelang, war etwas ganz Neues, Unerhörtes erreicht. Dem ekelhaften Jahrmarktwesen der Ausstellungen war ein Ende gemacht und der modernen Kunst eine Apotheose von strahlender Herrlichkeit bereitet.

Nur freilich mußte das Werk auch gelingen! Es mußten, nachdem man einmal den Mund so voll genommen, die Leistungen auf der Höhe der ruhmredigen Verheißungen stehen! Es mußte ein wirkliches Document, sei es nun des Jahrhunderts oder, wie man später sagte, „der deutschen Kunst 1901" werden!

Die Arbeit begann. Man sorgte zunächst einmal für die wirthschaftliche Fundirung des Unternehmens. Der Großherzog setzte, wie „Die Kunst" zu berichten wußte, einen sehr niedrigen Erwerbspreis an, um welchen jeder einzelne Künstler ein Stück des Ausstellungsgeländes zur Errichtung eines eigenen Hauses kaufen konnte. Die Kaufsumme brauchte nicht sofort erlegt zu werden, sondern durfte als (auf fünf Jahre unverzinsliche) Hypothek auf dem Hause beruhen bleiben. Bald nachher bildete sich dann in der Stadt ein Comité wohlhabender Kunstfreunde, welches die Mission übernahm, den Künstlern möglichst unverweilt die Gelegenheit zum Bauen zu verschaffen. In kürzester Frist wurden die zum Rohbau erforderlichen Capitalien aufgebracht und die Colonisten erhielten gegen billige Zinsen, was sie benöthigten. Nun brauchte nur noch für die innere Ausstattung der Häuser Sorge getragen zu werden. Die unzähligen großen und kleinen Möbel und Gebrauchsgegenstände waren zu beschaffen, für welche die Künstler selber die Entwürfe liefern wollten. Die Aufgabe war neu und schwierig genug. Aber sie wurde zur Zufriedenheit gelöst. Man machte nämlich den gescheidten Vorschlag, den Fabrikanten die Entwürfe der Künstler zu unterbreiten und ihnen ihren Erwerb anheimzugeben. Nahm der Fabrikant einen Entwurf an, so verpflichtete er sich, dem Künstler das erste ausgeführte Exemplar des betreffenden Gegenstandes und außerdem eine gewisse Tantième vom Absatz der weiteren Exemplare zu bewilligen. Die Künstler hatten also Gelegenheit, noch etwas dabei zu verdienen, wenn sie sich — etwas kauften. Es war, als ob Jemand in einen Laden ginge, die Dinge, die er begehrte, gewissermaßen geschenkt bekäme und obendrein noch ein Lotterieloos erhielte, das ihm die Aussicht auf einen Treffer eröffnete ...

Man sieht, die Gründung der Colonie vollzog sich so einfach, daß jede Stadt, die in Verbindung mit dem Kunstschaffen der Gegenwart treten möchte, ihn ohne Schwierigkeiten nachahmen könnte. Was wäre das aber für ein Gewinn für die Kunst, wenn man in Deutschland einmal anfinge, solche Colonien allenthalben in's Leben zu rufen! Wie würden die Künstler, die heute meist bedürfnißlose Nützlichkeitsmenschen sind, in Daseinsbehagen aufleben, wie die Gewerbe gefördert, die Bürgerschaft zum Verständniß der Kunst und zu jeder edlen Verfeinerung des Lebens erzogen werden!

Ich hebe das ausdrücklich hervor, weil darin das beste Lob enthalten ist, das man der Darmstädter Veranstaltung zollen kann. Hier und nirgendwo anders liegt ihre Bedeutung. Ihre vorbildliche Bedeutung. Was die Künstler geschaffen, verschwindet daneben. Man überlege doch nur einmal einen Augenblick. Was sollten, was konnten sieben unerfahrene junge Leute, auch wenn sie noch so begabt waren, Epochemachendes schaffen! Wie tief müßte das Niveau der Kunst sein, wenn sieben Anfänger sie „documentiren" könnten! Man hat diese ganze Veranstaltung viel zu wichtig gemacht. Und die Veranstalter selbst haben die Sache viel zu leicht genommen. Ein geistreicher Mann hat einmal gesagt: „Alles Schöne, was das 19. Jahrhundert brachte, ward dem Leben abgetrotzt, im blutigen Kampfe von großen Geistern dem Banausengeist abgerungen." Giebt das nicht zu denken? Auch im 20. Jahrhundert? Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Darmstädter Sieben es viel zu — bequem gehabt haben. Was sie schufen, ist voller Leichtigkeit und Fröhlichkeit der Hervorbringung, gewiß. Aber ist es nicht häufig auch voll gigerlhaften Tändelsinnes, oberflächlich, bar männlicher Selbstzucht und tieferen Gehaltes? Ist es nicht durchweg architektonisches und kunstgewerbliches Spielzeug? Eine Nürnberger Schachtel für große Kinder? Für meine Begriffe ist allein das Haus des Peter Behrens im eigentlichen Sinne des Wortes „gebaut"; alles Uebrige wirkt auf mich rein provisorisch, wie ein Experiment, eine Caprice, ein leicht hingeworfenes Bonmot. „Jetzt, wo Alles fertig ist," sagt der ehrliche Hans Christiansen, „möchte man manchmal wieder von vorn anfangen."

Und jedenfalls steht so viel fest: ein Document deutscher Kunst ist das nicht. Irgendwelche documentarische Bedeutung kann da gar nichts beanspruchen. Jede bessere moderne Villencolonie trägt zur Lösung unserer künstlerischen Probleme so viel wie diese Ausstellung bei. Neu und vorbildlich ist allein die Idee dieser Ausstellung.

Das war ein unbezahlbarer Einfall, statt des üblichen Kunstjahrmarkts, wie ihn unsere Ausstellungen bieten, einmal eine Vorführung von Kunstwerken auf Grundlage ihrer praktischen Verwendung im Leben zu veranstalten. Fertig eingerichtete Häuser statt bilderbepflasterter Wände und kunstgewerblicher Rumpelkammern: das hatte uns noch Niemand geboten. Nur freilich hätte man eine so gute Idee auch in würdiger Weise durcharbeiten und nicht nach Art der üblichen Ausstellungen über's Knie brechen sollen. Zwei Jahre ungefähr hat man an dem Darmstädter Document gearbeitet. Läßt sich in so kurzer Zeit eine ganze Colonie erbauen und bis zum kleinsten Bedarfsgegenstand herab einrichten? So erbauen und so einrichten, daß dabei ein „Document deutscher Kunst" herauskommt? — Selbst wenn die Sieben ganze Berge von Skizzen im Vorhinein mitgebracht hätten, wäre das unmöglich gewesen.

So darf man denn auf Einzelheiten wenig achten und muß sich an den Gesammteindruck halten. Er ist, abgesehen von den abgeschmackten Holzbauten (Portal, Blumenkiosk, Ausstellungshalle, Theater) und dem schrullenhaften Ernst-Ludwig-Haus (mit den Ateliers und Festräumen) gar nicht so übel. Jede Gegend erfordert ihren besonderen Baucharakter. Man muß im Wald anders als in der Stadt, an Berghalden anders als in der Ebene, zwischen Felsen anders als zwischen Blumen bauen. Olbrich, der Decorateur, hat eine feine Witterung für diese Dinge. Seine Häuser mag man loben oder tadeln, daß sie hübsch in die Landschaft hineincomponirt sind, wird man nicht leugnen können. Sie haben ganz das leichte, blumenhafte, idyllisch-spielerische Wesen des gewellten Terrains, auf dem sie stehen und des gärtnerischen Milieus, das sie umgiebt.

Vielleicht liegt es in diesem gefühlvollen Eingehen auf den Lyrismus der Landschaft begründet, daß die netten, gefälligen Häuschen so wenig „gebaut" erscheinen. Ein Architect ist ein strenger Mann, ein unerbittlicher Rechner und Constructeur, der es auf sich nimmt, die brutalste aller Gewalten, die Schwerkraft zu bändigen und zur Schönheit abzurichten. Olbrich dagegen macht mehr den Eindruck eines Schwärmers, giebt sich als ein Mann der graziösen, vielleicht affectirten Willkür, als ein Stutzer der Architectur, als ein Projectemacher. Wenn man seine großen Redensarten hört oder seine Worte im Catalog liest: Der Vorraum „bringt dem Eintretenden selbst eine Begrüßung entgegen", das Gastzimmer ist ein Raum, „der einem frischen Morgen gleicht", „dem Guten im Menschen eine Verkörperung im Raum zu geben war Motiv für Alles" — so erkennt man unschwer den lyrischen Enthusiasten und wundert sich nicht länger darüber, daß er so wenig Sinn für den tectonischen Organismus, die Structur des Bauwerkes hat und seine Häuser gewissermaßen als verzierte Pappschachteln behandelt, in die er nach Bedarf Löcher (Fenster und Thüren) hinein macht.

In dem Vorwort eines Skizzenbuches, das er dem Großherzog gewidmet hat, wird als hauptsächlichster Vorzug seiner Bauweise gepriesen, daß sie uns wieder die Lust an nackten Mauern, die Lust an weitläufigen Wandflächen gebe. Ich räume ein, daß in dem Streben, durch glatte Flächen zu wirken, ein gesunder Kern steckt. Was sollen an unseren heutigen Façaden antike Säulen und Giebel, gothische Zinnen und Fialen, barockverkröpfte Gesimse, Rococoschnörkel und sonstige Requisiten aus dem architectonischen Leihhaus? Eigene Bauformen haben wir nicht, also werden wir uns vorläufig der Bauformen am besten enthalten und durch den Rhythmus der Flächen zu wirken suchen. Nur freilich müssen wir auch thatsächlich wirken. Heißt das aber wirken, wenn Olbrich auf jede Proportion in der Ausmessung der Flächen verzichtet, wenn er wahllos, wo es die inneren Verhältnisse des Hauses fordern, hier ein Fenster, dort einen Balcon, hier eine Loggia, dort eine Thür anbringt? Olbrich kümmert sich wenig um die Harmonie der Bauglieder. Er scheint sogar eine gewisse Disharmonie zu bevorzugen. Er will mehr verblüffen als überzeugen, mehr tapeziren als bauen.

Die Olbrich'schen Häuser sind von innen nach außen construirt. Draußen nichts weiter als malerische Niedlichkeiten von mehr bizarrer als schöpferischer Eigenart, wollen sie drinnen Leben und Empfindung athmen, dem Bewohner wie ein gutsitzender Rock auf den Leib passen. Olbrich, der Stimmungsmensch, hatte hier einen geeigneten Wirkungskreis. Und er hat reizende Einfälle auf die reizvollste Weise gestaltet. Abgesehen von den durchweg zu engen Treppen und der mangelhaften Beleuchtung der nicht eben lustigen Räume ist Alles originell und voll wienerischer Grazie. Grundlegende Neuerungen darf man allerdings auch hier nicht erwarten. Das Princip der englischen Halle ist in Deutschland längst kein Fremdling mehr. Und wenn in Olbrich's eigenem Hause das Clavier oben hoch auf einem Balcon in der Halle Aufstellung gefunden, so ist das vielleicht eine Sensation, aber gewiß keine Neuerung. Auf die Frage, ob die Häuser auch wohnlich sind, werden nur die zukünftigen Bewohner selbst eine zuständige Antwort geben können. Je individueller sie diesen angepaßt sind, um so fragwürdiger müssen sie den Fremden anmuthen. Ich kann einem Frack nicht ansehen, ob er dem Herrn Habich oder dem Herrn Christiansen sitzt, die Herren müssen ihn erst anziehen. Mir

persönlich kam beim Durchschreiten der Häuser Muther's Wort in Erinnerung: „Bei Olbrich sprudeln die Ideen. Spielend streut er aus, was Andere sich mühsam aus den Fingern saugen. Trotzdem verstehe ich die Leute, die in einem solchen Zimmer nicht wohnen möchten. Es ist, als hätte man immer einen geistvollen Plauderer um sich, müßte Espritraketen verpuffen hören, auch in Augenblicken, wo man still und allein sein will."

Ueber die anderen Künstler und die Ausmöblirung der Häuser werde ich das nächste Mal berichten.

Feuilleton.

Auswanderer.

Novelle von Emil Ertl.*)

1. Mutter und Sohn.

Ein geschnürtes Bündel lag auf dem Tisch, und ein winziger Koffer stand daneben.

Der junge Bursch, der an dem Tische saß, war kräftig gebaut, grobknochig, aber von fahler Gesichtsfarbe. Er hatte die Ellbogen aufgestützt und stierte in's Weite. Meilenweit war er fort mit seinen Gedanken. Von den dürftigen Einrichtungsstücken, die ihn umgaben, sah er nichts, bemerkte nicht das ängstliche Gethue des alten runzligen Weibes, das sich in seiner Nähe zu schaffen machte. Durch die weißgetünchten Wände der Dachstube hindurch schweifte sein Blick in blaue Fernen, weidete sich an farbigen Bildern von südlicher Pracht, azurnen Meeren, sonnbeglänzten Küstenstrichen, wo Kolibris an Lianenkelchen nippten und freie, heitere Menschen in Gleichheit und Brüderlichkeit zusammenwohnten.

„Wenn Du Dir's halt doch noch überlegen möchtest ..." sagte die Mutter schüchtern.

Er schwieg, sagte gar nichts.

Immer dunkler wurde es in der Stube. Vor dem Fenster lag der Novembernebel.

Schleichende Dämmerstunde ...

Die kleine Petroleumlampe brannte, auf dem Sparherd brodelte das Wasser. Als die Kartoffeln gargekocht waren, setzte sie eine ganze Schüssel davon auf den Tisch, daß es nur so dampfte. Sogleich machte er sich darüber und begann zu essen.

Sie saß ihm gegenüber und sah ihm zu, wie eine Mutter auf ihr Kind blickt, das an ihrer Brust trinkt, mit derselben wehmüthigen Freude. Wehmüthig, weil immer der Gedanke dabei ist: Bald wirst du anderswo deine Nahrung suchen ...

Selbst aß sie nichts. Nicht einen Bissen hätte sie hinuntergebracht. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie zitterte am ganzen Körper und dachte nur immer: Wenn er sich's halt doch noch einmal überlegte? ...

Der Sohn zog, während er kaute, einen silbernen Siegelring vom Finger, der noch vom Vater her war. Er legte ihn auf den Tisch.

„Den lass' ich Dir da ... man kann nicht wissen ..."

Wie wenn ihr ein Stück Herz herausgerissen würde, empfand sie es. Fest stand es also? Unabänderlich? ... Ohnmächtig ihre Mutterliebe, die ihr so groß, so stark, so unüberwindlich schien? Unfähig, ihn auch nur um Haaresbreite von seinem Entschlusse abzudrängen! — Instinctiv sah sie sich nach Bundesgenossen um.

Sie sagte: „Die Franzi ist heut' dagewesen ... hat geweint ..."

Er rührte sich nicht, zuckte nur die Achsel, setzte seine Mahlzeit fort.

Und nun fing die Alte selbst zu weinen an.

„Die Franzi hat gesagt ... sie glaubt ..."

„No, no, also! Was glaubt sie denn?"

Die Alte schluchzte. „Ja, Ihr Männer macht es kurz, und wir sitzen dann da ..."

Er legte das Messer weg, lehnte sich in seinem Stuhl zurück, starrte finster vor sich hin.

Es ging etwas in ihm vor, gewiß! In ängstlicher Spannung, mit neu erwachtem Hoffen hing das Auge der Mutter an ihm.

„Du, Mutter ..." sagte er. „Ich habe ihr verboten zu kommen ... es wird mir zu hart ... Nicht wahr, Du bist so gut und sagst ihr's ... Ich werd' ihr schon Geld schicken — von drüben ... Sie kann sich drauf verlassen! Ein Lump bin ich nicht!"

Die Mutter schluchzte auf. Von drüben! So war Alles vergebens! Immer hat sie's gesagt: „Mit der verfluchten Socialdemokratie!"

Da wird er lebendig, beugt sich vor, legt die Faust auf den Tisch. Seine Augen funkeln, und die Zähne bleckt er wie ein wildes Thier.

„Dagegen sagst Du mir nichts, Mutter! Da versteh' ich keinen Spaß, daß Du's weißt!"

Und dann kriegt er das Messer zu fassen, mit dem er die Kartoffeln geschält, und stößt es in die Tischplatte, daß es zitternd darin stecken bleibt.

Die Mutter trocknet die Thränen, geht an ihre Arbeit, säubert das Kochgeschirr, räumt die Betten ab. Sie murrt nicht mehr, wehrt sich nicht. Wie ein geduldiges Lastthier ist sie, dem man eine neue Bürde aufgeladen, und das die überschwere Fracht weiterschleppt, weil es nun einmal nicht anders sein kann, bis zum Zusammenbrechen.

Was sie ihm an den Augen absehen kann, das thut sie ihm noch. Den silbernen Ring muß er durchaus wieder an den Finger stecken. Und an Franzi wird sie schon Alles bestellen! Ueberhaupt — wenn es nur ihm gut geht, drüben! Sorgen braucht er sich keine zu machen um sie und Franzi! Sie werden sich schon weiterhelfen ... mit Gottes Hülfe!

Mit Gottes Hülfe — zaghaft ist das Wort über ihre Lippen gekommen, so, als ob sie sagen wollte: Entschuldige, daß ich altes Weib noch so dumm bin!

Und als er sie vor dem Schlafengehen auf die Wange küßte, was er sonst nie that, da blühte aus ihrem dumpfen Kummer ein tröstliches und beinahe beglückendes Gefühl empor, das sie freilich nicht in schöne Worte hätte fassen können: Entsagung um seinet Willen, um Gottes Willen!

Noch lange lag sie wach und lauschte zärtlich den Athemzügen des Sohnes, der sogleich eingeschlafen war, dann schlief auch sie ein, ein Gebet auf den Lippen.

2. Der Sohn träumt.

Es ist ein weites Flachland nebliger Niederungen, erfüllt von braunen Schwaden beißenden Kohlenrauchs und vom übeln Geruch des Schweißes. Schwer hebt sich die Brust, wie eine Maschine athmet und keucht sie, aber leicht wie ein Aar fliegt empor der Blick nach den Bergen, die die Fläche begrenzen und in jähen Felsenmauern über den Dunst der Ebene aufragen. Frühlingsgrüne Palmenwälder krönen die sonnigen Höhen, und schneeweiße Tempel grüßen, strahlend in der reinen, ewig heiteren Luft, lachend und lockend in die Tiefe.

Und da beginnt es sich zu regen in den Niederungen. Eine mißfarbige Wolke, wälzt es sich gegen den Berg. Menschen sind es im Arbeitskittel, Hunderte, Tausende, dicht gedrängt wie ein Bienenschwarm. Heerschaaren der Finsterniß, erwacht, die sonnige Hochburg zu stürmen. Mit dumpfem Geschrei rennen sie an, prallen gegen den Wall der Felsen. Schon erreichen die Ersten die steinernen Mauern, beginnen hinanzuklettern, mit Todesverachtung, wie toll. Aber zu steil, zu glatt sind die Wände. Kopfüber stürzen sie herunter, reißen im Falle die Nächsten mit sich, zermalmen durch die Wucht ihrer Leiber die Nachfolgenden, massenhaft fallen sie nieder, wie Mücken im Herbst.

In blindem Eifer springen die Nachstürmenden auf die Leichen der Gestürzten, beginnen von Neuem das waghalsige Spiel. Wieder ein Gleiten und wieder ein Stürzen, und im nächsten Augenblick liegen auch sie mit gebrochenen Gliedern auf dem Menschenknäuel, der am Fuße der Felswand zuckt. Aber schon drängt es neuerdings zu Hunderten heran, über Leichen, über Sterbende hinweg, die Felsen empor. Ein Jeder scheint daran zu glauben, daß gerade ihm gelingen müsse, was den Anderen mißlang. Und immer wieder machen sich neue Schaaren in verbissener Wuth an das todtbringende Wagniß. Immer wieder stürzen sie den Andern nach, an den Klippen zerschellend.

Schier unerschöpflich an Menschen ist die qualmende Niederung. Ganze Heersäulen strömen hervor aus dem Rauch der Essen, der am Boden hinkriecht, graue, rußige Menschenwolken. Und mit dumpfem, weithinhallendem Geschrei wälzen sie sich gegen ihr Verhängniß.

Nun reißt es auch ihn mit fort aus der Erstarrung, in der er das grausige Schauspiel betrachtet. Eine wilde Lust überkommt ihn, die freie Höhe zu gewinnen oder zu sterben. Jauchzend, in tollen Sprüngen, eine rothe Fahne in der Luft schwenkend, rennt er mit tausend und abertausend Genossen gegen den unbezwungenen Bergwall. Aber schwer und schwerer werden seine Schritte, wie lehmige Erde spürt er es unter den Füßen, und als er zu Boden blickt, gewahrt er, daß er auf Leichen, in Bächen rothen Blutes watet.

Entsetzt will er umkehren, zurück! Aber die entfesselte Menge, die hinter ihm herstürmt, verschluckt ihn, macht ihn zu ihrem willenlosen Gliede. Nichts weiter ist er mehr als ein Organ des großen ungebärdigen Schwarmthieres. Gedrängt, geschoben, gestoßen, eilt er vorwärts. Höher und höher sieht er Leichenmassen vor sich aufschwellen, sich zum Berge thürmen, hinaufwachsen zum heißersehnten Ziele. Es kümmert ihn nicht mehr, auf was er tritt. Nur die Palmen und Paläste hat er noch im Auge, die in heiterer Ruhe näher und näher winken. Gleichgiltig ist er gegen das Blut geworden, das ihm von Füßen und Kleidern trieft. Nach Glanz und Sonne lechzend, stürmt er weiter, klimmt über Hügel von Gefallenen hinweg, tritt unter seine Stiefel, was sich noch regt, nur hinan, hinan die blutige Straße!

Bis nah' an die sonnbeglänzte Höhe reicht schon der Wall von

*) Aus dem im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart, soeben erschienenen Novellenband „Mistral" des begabten jungen Dichters. (Vgl. „Gegenwart" Nr. 19.)

menschlichen Leibern. Im Schweiße seines Angesichts, kletternd und watend, arbeitet er sich die Leichenböschung empor. Nur ein niedriger Felsgrat ist noch zu bezwingen, der darüber hinausragt wie starrendes Gletschereis aus Moränen. In Rissen und Spalten klammert er sich fest, schiebt sich aufwärts, schwingt sich von Tritt zu Tritt und erreicht als Erster die Höhe.

Beseligt trinkt er die reine, befreite Bergluft. Aber seine Schläfen hämmern. Rothe Nebel gaukeln vor seinen Blicken, und erschöpft sinkt er zu Boden. Wie im Starrkrampf liegt er mit geschlossenen Augen, ist nicht im Stande, ein Glied zu rühren. Er spürt Tritte über sich hinweggehen, hört hundertfältiges Stimmengewirr ringsum, riecht den Schweiß der Niederung, der nun auch die Höhe zu erfüllen beginnt. Eine ungeheure Angst kommt über ihn: sie zertreten, zerstampfen dich, dringen dich um den Lohn deiner Mühe! Der Gedanke giebt ihm wieder Kraft. Er rafft sich auf, findet sich im Gedränge der Genossen, immer neue Massen klimmen den Bergwall herauf.

Sehnsüchtig späht er nach den Palmen und Palästen, aber die sind verschwunden, wie weggeblasen. Sehnsüchtig sucht sein Auge den heiteren Himmel, das Licht. Aber eine dumpfe stahlgraue Dunstschicht hat sich über das Firmament gebreitet und die strahlende Sonne in einen düster schwelenden Klumpen verwandelt. Matt, verschleiert wie ein ausgeronnenes Auge glost sie unheimlich auf die wahnsinnigen Menschen nieder.

Ja, Wahnsinnige sind es, die ihr schmutzig flößendes Licht bescheint, wahnsinnig durch Enttäuschung, Verzweiflung. Wüthig raufen sie sich die Haare, schlagen sich mit Fäusten ins Gesicht, werfen sich auf den unfruchtbaren Boden und stoßen Stirnen und Fäuste gegen scharfkantige Steine, um ihren Seelenschmerz zu übertäuben.

Das trostlos verschlackte Stück Erde vor ihnen, das sie in so heißen Kämpfen errungen, und das ihnen jetzt keinen Tropfen Schweißes werth dünkt, beginnt inzwischen sich in graubraune Fetzen einzuhüllen wie ein armes hungerleidendes Weib, das fröstelt. Die Nebel der Niederung sind es, die hinter den Siegern bergan gekrochen kommen und über die Hochfläche den Schwaden der Tiefe ausbreiten, mit Kohlenrauch geschwängert und Blutgeruch von hunderttausend Leichen. Dichter und dichter ziehen die stickigen Wolken sich um sie zusammen, schwer athmen die Lungen, arbeiten und keuchen wie Maschinen.

Aber da heben sich plötzlich alle Hände und weisen in die Ferne wie auf eine Erscheinung. Ein blinkender Berggrat, der die kahle Ebene begrenzt und in senkrechten Felswänden aus ihr aufsteigt! Gleich einer Fata morgana, duftig und hell, schwebt das Bild über der braunen klebrigen Atmosphäre, ragt daraus empor wie eine südliche Insel aus schmutziger Brandung. Immergrüne Palmenwälder krönen die sonnige Höhe, und schneeweiße Thürme und Tempel grüßen, strahlend in der reinen, ewig heiteren Luft, lachend und lockend in die Tiefe.

In wildes Geschrei bricht die Menge aus. Neue Kräfte fühlt sie in sich erwachen bei diesem Anblick. „Empor! Empor!" hallt die Losung aus tausend Kehlen. Er selbst, die rothe Fahne in der Hand schwenkend, eifert die Zögernden an. Wie mißfarbige Wolken wälzen sich die Schaaren über die Fläche hin, prallen gegen die hochaufragenden Felsmauern. Die vordersten Reihen beginnen hinaufzuklettern, mit Todesverachtung, wie toll. Er selbst mitten darunter. Eine unsägliche Sehnsucht überkommt ihn, die Höhe zu gewinnen, oder zu sterben. Die rothe Fahne hält er zwischen den Zähnen, mit Füßen und Händen arbeitet er sich hinan. Blut springt ihm unter den Nägeln hervor, sein Gesicht ist zerkratzt und zerschunden. Schon hat er ein beträchtliches Stück der Felswand bezwungen, da blickt er zurück und sieht tief unter sich Leiber der Gestürzten zucken, sieht seine Mutter und Franzl stehen, die ihn mit ängstlichen Blicken verfolgen. Ihn schwindelt — er läßt los, und mit einem Aufschrei fällt er, saust, sich überschlagend, in die Tiefe ...

Als er aufwachte, lag der matte Schein des Frühlichts auf dem Fenster. Er suchte sich zurechtzufinden. Allmälig fiel ihm Alles wieder ein ... Socialdemokratie ... Streik ... Brasilien ...

Er stand leise auf, begann sich anzukleiden. Wie eine Maschine that er es, dumpf und fast gedankenlos.

Alles, was er dachte war: Kann schon so kommen ... Wer weiß? ... Aber was soll man machen? ... (Schluß folgt.)

Notizen.

Von dem bei Martin Oldenbourg, Berlin SW., erscheinenden Lieferungswerke „Das Thierleben der Erde" liegen nunmehr die ersten 20 Lieferungen vor. W. Haacke hat sich des Textes angenommen, der frisch, fesselnd und lebendig geschrieben ist und, ohne mit nebensächlichen Einzelheiten überlastet zu sein, doch scharf umrissene Bilder der Fauna entstehen läßt. Die Bilder im wirklichen Wortsinne verdanken wir dem bekannten Thiermaler W. Kuhnert. Ihm gebührt ein ganz besonders herzliches Lob. Noch in keinem naturgeschichtlichen Werke hat der Illustrator die Thierpsyche so geistreich erfaßt, so erschöpfende Charakteristiken gegeben. Wir kommen auf das famos ausgestattete Werk nach seiner Vollendung zurück; seine bequeme Erscheinungsweise wird viele unserer Leser in den Stand setzen, sich dieses Gegenstück zum berühmten Brehm anzuschaffen.

Von Muret-Sander's Encyklopädischem Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache (Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin SW.), liegen 21 Lieferungen des zweiten, deutsch-englischen Theils vor. Der Langenscheidt'sche Verlag steht beim ganzen deutschen Buchhandel in dem wohlbegründeten Rufe, immer nur das Beste zu geben. Dieser gute Ruf mag hier und da im Sortiment theoretischer Natur sein; wir Praktiker aber wissen, daß die Firma sogar noch besser als ihr Ruf ist. Wer je über Toussaint-Langenscheidt's unsterblichen Lehrheften gesessen hat und ihnen die gründliche Kenntniß der englischen oder französischen Sprache verdankt, für den bedeutet jedes neue Druckwerk des alten Hauses eine neue Festgabe. Der Muret-Sanders, scheint uns, übertrifft noch den berühmten Sachs-Villatte. Es giebt kein Wörterbuch, das mit so planmäßiger, übersichtlicher und klarer Anordnung des Materials einen so ungemessenen Reichthum des Inhaltes vereint; keines, das dem Slang und den verborgensten Provinzialismen, ohne deren Kenntniß Einem die fremde Sprache immer fremd bleibt, so liebevolle Stätte gewährt hat. Wirklich, Liebe zur Sache ist das treffendste Kennzeichen dieses prächtigen Buches. Sie verräth sich in jeder Einzelheit, nicht zuletzt in der äußeren Erscheinung des Werkes, im Satz und Druck. Der Muret-Sanders wird jedem Kenner der englischen Sprache unentbehrlich sein, und jedem Nichtkenner erst recht. Der mäßige Preis des Werkes (die Lieferung kostet Mark 1,50) ermuntert hoffentlich allgemein zur Anschaffung des neuen „Langenscheidt", der in Wahrheit eine lexikographische Großthat ist.

Paul Bornstein hat unter dem Titel „Der Tod in der modernen Literatur" eine Reihe Essays erscheinen lassen (Verlag von Johannes Cotta, Berlin und Leipzig), die sich indeß nicht nur mit dem Sensenmann und seinem Spiegelbild in unserer Dichtung, sondern auch mit dem Boulevard-Hellenismus der Pierre Louys und Genossen, mit Maria Bashkirtseff, Knut Hamsun, Peter Nansen, Maeterlinck, dem französischen Chanson &c. &c. befassen. All' diese Literaturplaudereien sind flott und eindringlich geschrieben und wohl geeignet, ein aufhorchsames Laienpublicum in die Literaturkämpfe unserer Tage einzuführen. Man wird dem Autor nicht allenthalben beipflichten können; Hirschfeld's „Agnes Jordan" z. B. und andere Dinge mehr überschätzt er märchenhaft, aber fast immer freut man sich seiner lebendigen, wenn auch nicht eben umfassenden und tiefen Art.

Eine der besten Anthologien, die uns die letzten Jahre gebracht haben — bald genug wird es ja Dank der Reichstagsmehrheit von 18 gegen 12 Stimmen mit ihnen überhaupt vorbei sein — ist Theodor v. Sosnosky's „Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H., Stuttgart). Sosnosky hat es verstanden, sein Sammelwerk weit über die landläufigen Wald- und Wiesen-Anthologien zu erheben, indem er nicht nur strenge und geschmackvolle Auswahl traf, sondern auch die innere Entwickelung der Dichter in den dargebotenen Proben recht anschaulich zum Ausdruck brachte. Seine Anordnung verdient überhaupt, in den Hauptzügen wie den Einzelheiten, ehrliches Lob. Daß man manches persönliche Lieblingsgedicht schmerzlich vermißt und manchen Dichter dazu, versteht sich bei der ungeheuren Fülle des Stoffes von selbst; dafür würde man dann wieder Gesellen wie Saphir ganz gern vermissen. Sosnosky hat auch die allermodernste Lyrik liebevoll berücksichtigt und ein recht farbiges Bild von ihr geliefert. Wir zollen der fleißigen und gewissenhaften, gerecht abwägenden Arbeit alle Anerkennung und empfehlen jedem Leser, der eine Geschichte der Jahrhunderts-Lyrik in seinem Bücherschranke zu haben wünscht, diesen hübsch gebundenen Blumenstrauß.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 22. Juni 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Gumbinner Mord.

Mitten in's Herz hat die Kugel getroffen, die wüthende Rachsucht auf den schlimmen Leuteschinder abfeuerte; der obrigkeitliche Scharfsinn dagegen, der aufgeboten ward, um den Mörder zu packen und zu zermalmen, ist rathlos am Ziele vorbeigeirrt. Ruhigeres Blut, eine ruhigere Hand und überlegene Willenskraft haben den kleinen Verbrecher vor seinen mächtigen Verfolgern gerettet. Wieder einmal ist die fanatische, verzweifelte Schlauheit eines engen Hirns, das all' sein Vermögen auf einen Punkt sammelte und sich zu disciplitiren verstand, Sieger über die neuerdings immer nervös aufgeregte Dame Gerechtigkeit geblieben. Niemand fand sich, der den Mörder verrieth; die Mitwisser schwiegen, sie verstanden, sie billigten vielleicht die blutige That. Der Gumbinner Gerichtshof hat die vor ihn geschleppten Angeklagten des Mordes nicht für schuldig befinden können. Sein Votum stellt der Fähigkeit und Gewissenhaftigkeit dieser militärischen Richter ein wahrhaft glänzendes Zeugniß aus. Wir haben es erlebt, daß durchgebildete Juristen, Männer mit jahrzehntelanger, richterlicher Praxis in entscheidender Stunde diese unbedingte, feste Unparteilichkeit nicht zu bewahren wußten. Freilich ging es in Gumbinnen um einen Kopf. Jeder leise Zweifel, der die Schuld der Angeklagten zögernd in Frage stellte, mußte ihnen zu Gute kommen; die Wucht des Indicienbeweises prallte gegen eiserne Mauern, sobald auch nur ein Belastungszeuge von ferne verdächtig schien, eine blasse Möglichkeit des Irrthums auftauchte. Wenn der Henker vor der Thüre steht, hat der Richter wohl darauf zu achten, daß er nicht selber das Richtschwert führe und sich mit dem Blute des Opfers beflecke. Von den Gumbinner Officieren ist keine Secunde lang der Gedanke an die ungeheure Verantwortung gewichen, die auf ihnen lastete. Es kann sein, daß die Mehrzahl von ihnen zu einem Schuldigspruche gelangt wäre ohne dies furchtbare Gefühl der Verantwortung, das seine Flammenzeichen an die Wand schrieb. Wenn es noch grundsätzliche Gegner des militärischen Processes gegeben hat, Bedenkliche, die strenge Manneszucht und strenge Gerechtigkeit für unvereinbar halten, so muß sie der Ausgang des Gumbinner Processes eines Besseren belehrt haben. Wie schrecklich der Anlaß immer ist, wie befremdlich zahlreiche processuale Feststellungen, die auf Krosigk's Dienstzucht ein merkwürdiges Licht werfen, und wie bedauerlich der einstweilige Abschluß des Trauerspiels auch sein mag, mit gerechtem Stolz darf doch wieder, Alles in Allem, die Nation auf ihr Heer blicken. Das Urtheil beweist seine unverletzte innere Stärke. Es zerstreut schwarze Befürchtungen, die im Laufe der Verhandlungen drohend aufstiegen, und es hat den Gerichtsherrn in den Stand gesetzt, die unleugbar gesetzwidrige, bei alledem sehr erklärliche Festhaltung des einen Angeklagten nach dem Freispruche zu dictiren, ohne daß der sonst so beliebte, allgemeine Aufschrei der Empörung erfolgt wäre. Was durch die Blätter säuselte, war Wind, kein Sturm. Lastet der schreckliche Verdacht zu Unrecht auf dem Manne, so wird er eine Verlängerung seiner Haft im Hinblick auf den erfolgten Freispruch mit verhältnißmäßiger Gemüthsruhe ertragen, während andererseits der Gerichtsherr, dem die Verdachtsmomente noch immer erdrückend genug schienen, um daraufhin eine offenkundige Gesetzwidrigkeit zu wagen, für sich die Entschuldigung und Begründung in Anspruch nehmen darf, daß das Recht über den Formen der Gerechtigkeitspflege steht. Nur daß diese Entschuldigung dann nicht bloß für Gerichtsherren und andere Excellenzen, sondern auch für ihre Untergebenen Geltung haben muß.

Weit wichtiger als die militärgerichtliche Eigenmächtigkeit eines hohen Herrn, die keinesfalls schlimme Nachwirkungen zeitigen kann, und tief betrübend im Gegensatz zu der männlich stracken Haltung der Richter ist die durch den Proceß erfolgte Feststellung der Krosigk'schen Vergehen. Man braucht nicht wie das Berliner Tageblatt des Herrn Mosse ungeheuerliche Schandthaten dieses Menschen frei zu erfinden und in bekanntem Aufputz dem schaudernden Leser vorzusetzen, um nachher, wenn der Schwindel entlarvt worden ist, stotternd, aber doch mit verwogener Keckheit von tendenziösen Märchen der socialdemokratischen Presse zu faseln. Man braucht auch das alte Thema von den Recruten-Mißhandlungen, früher Herrn Richter's, jetzt Herrn Bebel's Budget-Specialität, nicht in epischer Breite behaglich-grausam abzuwandeln. Und dennoch wird sich jeder Nerv gegen die Vorstellung aufbäumen, daß ein offenbar zerrütteter Mensch seine zügellosen Stimmungen Jahre lang auf Untergebene loslassen durfte, die sich nicht zur Wehr setzen konnten, und sich nicht zur Wehr zu setzen wagten. Krosigk hat die Kugel, die ihn niederstreckte, selbst gegossen. Der schon einmal Versetzte, wiederholt wegen Mißhandlung Angezeigte, stand wahrscheinlich auf der Liste der Officiere, die beim Ausbruch eines Krieges unverzüglich in fremde Regimenter, weit vom Schuß, gesteckt werden. Daß die militärischen Oberen nicht kurzen Proceß mit solchen Offi-

cieren machen, ehe sie ihren Mördern einen langen Proceß zu machen gezwungen sind, gehört zu den schlimmen Schwächen, nicht des Systems, sondern des mißverstandenen Systems.

Die Vergehen der Unterofficiere gegen ihre Zöglinge sind allenfalls verständlich, wenn sie auch in dem Augenblicke an Zahl abnehmen, vielleicht ganz verschwinden würden, wo man sich entschlösse, rohe Grausamkeit grausam zu bestrafen und auf keinen Fall mehr gefährliche Gnade walten zu lassen. Der Unterofficier hat es allzu oft mit recht sprödem Material zu thun; was die ländlichen Rekruten an Geschwindigkeit und Auffassungsgabe vermissen lassen, das ersetzen die städtischen nur mangelhaft durch Autoritätslosigkeit und mehr oder minder verschämte Wurstigkeit. Zuweilen fällt es da dem Geplagten schwer, zu entscheiden, ob er einen Bösartigen oder einen Armen im Geiste vor sich hat, und seine eigene Erziehung zeigt ihm kaum deutlich genug die Grenzen weiser Erziehungskunst. Es ist ihm nicht ohne Weiteres klar zu machen, und wenn es ihm klar gemacht worden ist, vergißt er es leicht, daß jedes gemeine Schimpfwort, jede Mißhandlung den Zwecken der Heereszucht grell entgegenwirkt und größeres Unheil anstiftet, als die so gefürchtete socialdemokratische Agitation. Nicht nur, daß dem Geschmähten und Geschlagenen die ohnehin meist geringe Lust am soldatischen Handwerk völlig verkümmert wird, nein, man impft ihm auch den Haß gegen diese und andere staatlichen Einrichtungen künstlich ein. Aus tüchtigen, braven Kerlen erwachsen uns verstockte, vor Wuth und Haß zitternde, dem Tag der Vergeltung entgegen lechzende Feinde. Nicht Jeder richtet den Carabiner auf seinen Unter-Krosigk, aber mit Inbrunst hängt jeder seine Hoffnungen an die große Retterin und Rächerin der Schwachen, die Socialdemokratie. Unser so treues und anhängliches, urconservatives Volk wird, die Klage ist an dieser Stelle schon oft erhoben worden, durch Verwaltungsbornirtheit, Polizeichicane und Unterofficierston, durch die lieben, alten Anschnauz-Gewohnheiten gewaltsam in die Opposition gedrängt. Den Subalternbeamten fehlt diese Einsicht, sie wissen oft nicht, was sie thun, und können es nicht wissen. Um so bedeutsamer und verantwortungsvoller ist die Aufgabe ihrer Vorgesetzten.

Und daß gerade unter ihnen die Krosigk's noch wild wuchern, diese ernste Lehre des Gumbinner Processes darf nicht ungenutzt bleiben. Wir wollen keine waschlappig-sentimentalen Officiere. Soldatische Zucht muß rauh sein; gesunde Soldatenmagen vertragen das ebenso gut wie das Commißbrod. Aber nie darf der Vorgesetzte die Menschenwürde seiner Leute mit Füßen treten, nie vergessen, daß nicht er allein Gottes Ebenbild ist. Viehischer Jähzorn richtet das Heer zu Grunde, tödtet alle Arbeitsfreude der Betroffenen, macht aus freien Männern rachsüchtige Sclaven. Gesellen wie der Krosigk sind die Organisatoren der Niederlage. Wehe den militärischen Oberen, die derlei Schädlinge nicht bei Zeiten mit eisernem Besen aus dem Gefüge des Heeres entfernen! Heute, wo man ruhelos an der Verjüngung der Armee arbeitet, sollte man just hier die Hauptkraft einsetzen. Nur dann vermag das deutsche Heer seine Aufgabe dauernd zu erfüllen, wenn es sich in Wahrheit zum Volksheer auswächst, wenn die Nation seine hohe Bedeutung für Volksgesundheit, Volkszucht und Erziehung erkennt. Wenn das Wort vom Rocke des Königs seine wirkliche Bedeutung gewinnt und der Officier im gemeinen Mann den Kameraden, den Mitbürger achtet, der derselben hohen Ehre wie er theilhaftig geworden ist.

Prinz Vogelfrei.

Die Verrohung der Jugend.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

Die Klagen über die Verrohung der Jugend sind allenthalben wieder auf die Tagesordnung gekommen, auch die zur Sommerzeit mit Recht so beliebten Congresse beschäftigen sich angelegentlich damit. Und das ist ganz gut so. Zwar möchte man verdrießlich sein über die Unrichtigkeit und Unaufrichtigkeit des Gejammers, aber auch auf schlechte Vorträge können nützliche Discussionen folgen. Unaufrichtig sind diese Klagen oft, denn man beschuldigt das neue Geschlecht nicht selten bloß deßhalb der Rohheit, weil es sich nicht so leicht mehr etwas vormachen läßt wie das alte. Es sieht auch in den „besseren" Ständen das Allzumenschliche, die „beste Gesellschaft" ist ihm noch keine zweifellos gute, und selbst die „allerhöchsten Herrschaften" entgehen der Kritik umso weniger, je mehr sie auf ihr besondere göttliche Erleuchtung pochen. Aeußerlich ist ja dank unserer vorzüglichen militärischen Schulung noch viel Disciplin vorhanden, aber das unbehagliche Gefühl läßt sich nicht verbannen, daß die Unterordnung nur noch äußerlich und unzuverlässig ist. Wir imponiren unseren Untergebenen nicht mehr so, wie wir das gern möchten; sie wagen über einige unserer Ansichten zu lachen und einige unserer Eigenschaften zu verachten, und deßhalb empfinden wir deutlich: die Jugend verroht, nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu, der Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei.

Unrichtig ist die Behauptung von der Demoralisation, das weiß jeder, der sich ein wenig mit Culturgeschichte beschäftigt. Wenn man freilich nur Jahreszahlen und Regentenreihen gelernt hat und nur die großartigen Siege unserer Vorfahren und die erstaunlichen Tugenden unseres angestammten Fürstenhauses näher betrachtet hat, dann kann man ja glauben, daß früher das Volk und besonders die liebe Jugend sich fürnehmlich an Gesangbuchliedern erquickt und keine Leidenschaft stärker gefühlt habe als diejenige, für Thron und Altar den letzten Blutstropfen zu verspritzen. Man braucht aber nur ein Dilettant in der Culturgeschichte zu sein, um zu wissen, daß zu allen Zeiten eine erschreckliche Rohheit zu Tage trat, daß man zu allen Zeiten an eine Zunahme dieser Rohheit und deßhalb an eine schlimme Zukunft, wo nicht gar an das endliche Hereinbrechen des göttlichen Strafgerichts glaubte. „Alle Welt gehet in Fressen, Saufen, Unkeuschheit und in allen Lüsten frei, daß es sauset und brauset", klagt Luther 1523, und 1542: „Ich bin es satt, in diesem gräßlichen Sodoma zu leben, ja nur etwas davon zu sehen; der jüngste Tag ist nahe; die Welt verdient den Untergang." Und Hans Sachs, der doch auch kein Griesgram war, ruft aus: „Möchte doch Gott uns einen deutschen Herkules schicken, der das Land von Raub, Mord und Plackerei säubere, denn vor den Räubern und Mördern ist niemand sicher." Solche Zeugnisse kann man aus allen Zeiten haben; neben jeden Fürsten in der Berliner Siegesallee könnte man einen hervorragenden Zeitgenossen stellen, der in beweglichen Worten klagt, daß es in seinen Tagen hundserbärmlich schlecht im Lande ausgesehen habe, daß besonders die Jugend in ihrer Zügellosigkeit und schier täglich zunehmenden Rohheit die schwersten Sorgen erwecken mußte. Als ich Soldat war, peinigten mich die Zoten, die meine Kameraden mit Vorliebe sangen und die die Erzieher des jungen Volks, die Leutnants und Hauptleute, ohne die geringste Störung ihrer guten Laune mit anhörten. Da nahm ich einmal ein handschriftliches Liederbuch zur Hand, das ein verdienter preußischer Beamter vor einem halben Jahrhundert als Soldat sich zusammengeschrieben hat, und fand da zu meinem Troste, daß die Lieder damals noch schmutziger und blödsinniger waren.

Aber wir dürfen die Klagen über zunehmende Verrohung nicht einfach mit ungläubigem Lächeln ad acta legen. Sie enthalten ja auch zwei böse Wahrheiten: erstens, daß es immer noch viel Rohheit unter uns giebt, zweitens, daß gerade in unserer Zeit auch neue verrohende Einflüsse am Werke sind. Es ist in der That Jedermann herzlich zu begrüßen, der gegen die Verrohung der Jugend das Rechte thun möchte.

Aber wem wollen wir zugestehen, daß er das Rechte gegen diesen Nothstand thue? Graf Mirbach wird neue Kirchen bauen wollen, Graf Ziethen-Schwerin will mehr Superintendenten einsetzen und sie besser bezahlen, ein Dritter vielleicht den epileptischen Urheber des Bremer „Bubenstücks“ am Spieße braten, um seinesgleichen Furcht einzuflößen, Herr Bebel dagegen sieht kein Heil, ehe nicht der jetzigen politischen und wirthschaftlichen Ordnung ein jüngster Tag anbricht, und wieder Andere haben den einen oder andern Ismus als Heilmittel. Für Denjenigen, der seine Ansichten nach der Meinung bildet, die in seinen Kreisen für standesgemäß oder pflichtgemäß gilt, ist also gesorgt, aber wie finden wir Unabhängigen hier den rechten Weg?

Eine Menge Irrthümer vermeiden wir, wenn wir uns immer wieder sagen, daß die Andern, über die wir urtheilen sollen oder die wir bessern möchten — Menschen sind, und daß auch wir Menschen sind, daß wir folglich die Andern am besten verstehen, wenn wir uns selbst an deren Stelle denken. Die Menschheit zerfällt nicht in Gute und Böse, Christen und Heiden, Gebildete und Ungebildete, Einsichtige und Verirrte, Rohe und Feine, sondern wir Alle haben Stücke und Ansätze von allen diesen Eigenschaften. Bei unserem Thema fragen wir also: Wie entstand das Rohe in uns, und wie überwanden wir die schlechten Einflüsse, soweit wir ihrer Herr wurden?

Der Uebergang von der Kindheit in das wissende Alter ist für unsere Seele außerordentlich gefährlich. Da ist zuerst die neue Kenntniß vom geschlechtlichen Leben des Menschen. Aber dadurch würden unsere Kinder nicht so sehr erschüttert werden, wenn sie nicht in derselben Zeit, wo ihre geschlechtlichen Triebe erwachen, zugleich erführen, wieviel Unsittlichkeit in der Welt ist. Sie erfahren, daß öffentliche Dirnen in einer besonderen Gasse wohnen, daß sie auf den Straßen streifen; sie erfahren allmählig, daß ein großer Theil der Erwachsenen, die sie bisher mit Ehrfurcht ansahen, recht schwach und sündhaft ist. Das Alles hören sie nicht von Eltern und Lehrern, sondern hinten herum; desto mehr reizt es ihre Phantasie, desto schneller kommen sie zu der Ansicht, daß es zweierlei Moral giebt, eine zum Lehren und eine andere zum Befolgen. Der Trieb, es den Erwachsenen gleichzuthun, ist den Heranwachsenden von Natur gegeben; er offenbart sich bei den Knaben bekanntlich auch gern durch Rauchen und Trinken. Auch in diesen Dingen steht leider wieder die Lehre der Erwachsenen in schroffem Gegensatze zu ihrem Beispiele; die Jünglinge suchen heimliche Kneipen auf, verspotten dort nicht ohne Anlaß ihre Lehrer und Aufseher, kommen in schlechte Gesellschaft mit gewissenlosen Wirthen, verdorbenen Kellnern, leichten Kellnerinnen. Wenn sie angetrunken sind, üben gewisse Häuser, die zwar in der Theorie nicht existiren, in der Praxis aber leicht zu finden sind, ihre Anziehungskraft aus. Und so erfolgt der Bruch mit der officiellen Moral innerlich, vielleicht auch äußerlich. Ein Drittes kommt noch hinzu. Man erzieht die Kinder zu Religion und Patriotismus; „fürchtet Gott, ehret den König!“ wird ihnen fleißig vorgeredet. Aber über kurz oder lang erkennen sie, daß der größte Theil der Erwachsenen von diesem Schul-Patriotismus sich längst losgesagt hat und daß namentlich die Religion, die sie so andächtig lernten, in der Welt gar nicht gilt. Irgend Jemand sagt ihnen, und sie nehmen es vielleicht allzu bereitwillig an, die Glaubensartikel seien Pfaffenschwindel, ihre Lehrer glaubten selber nicht daran, die Dogmen und Wundergeschichten stritten wider die Vernunft, im Leben würden ganz allgemein andere Gebote befolgt als die des Christenthums. Da bricht in der Seele des jungen Menschen eine Welt zusammen; sein Glaube an die Aelteren ist dahin; er sieht um sich herum nur Lüge, Heuchelei, Vergewaltigung, Habsucht und Elend. Er steht am Scheidewege. Entweder paßt er sich dieser nichtswürdigen Welt an, indem er innerlich verroht — äußerlich kann er dabei ja ein sehr feiner Mann bleiben und es zu den höchsten Ehrenstellen bringen — oder er verzichtet auf das angenehme Schwimmen mit dem Strome, stellt sich feindlich zu den schlechten Zuständen, die er immer deutlicher sieht, giebt sich dem einen oder andern Glauben oder Idealismus hin und ringt beständig gegen die auch weiterhin noch auf ihn eindringenden verrohenden Kräfte, denen er schließlich als fertiger Mann besser Stand halten wird, als der schwankende Jüngling es konnte. Bei uns in Deutschland hat wohl die Socialdemokratie in den letzten Jahrzehnten am häufigsten das Verdienst gehabt, junge Menschen vor der Vergröberung der Gesinnung und des Lebenswandels zu schützen, indem sie ihnen eine schönere Welt zeigte, deren Vorbereitung uns über die Jämmerlichkeit unserer heutigen Zustände hinweghelfen kann. Ich schreibe das, obwohl ich das socialistische Ideal für verkehrt halte, denn ich muß zugestehen, daß die Socialdemokratie für Viele eine wahrhaftige Religion ist, und eine solche ist sicherlich der beste Schutz gegen Verrohung.

Wahrhaftig aber muß die Religion sein, und deßhalb kann unsere Staatskirche auch bei der denkbar größten Vermehrung ihrer Gebäude und Diener gegen die Verrohung der Seelen nichts ausrichten. Jeder Denkende weiß heute, daß jene Geistlichen unfreie Menschen sind, bei deren Reden oder Schweigen man nie sicher weiß, ob sie von innerster Ueberzeugung oder von Rücksicht auf ihre Vorgesetzten geleitet werden. Die kirchlichen Behörden sind auch ungeschickt genug, dem staunenden Publicum jährlich einmal zu zeigen, daß so ein Pastor nicht nach seiner eigenen Ueberzeugung zu reden hat, sondern nach Vorschrift, wie jeder andere Unterofficier auch. Das eine Jahr wird den socialreformerischen Geistlichen der Mund verboten, das Jahr darnach haben die welfisch Gesinnten Gott für die Annexion von Hannover zu danken, das nächste Jahr darf ein Pastor in dogmatischen Dingen nicht laut sagen, was zehntausend Amtsbrüder längst leise gesagt haben. So werden die Geistlichen von ihren eigenen Vorgesetzten um ihre Ehre gebracht, um allen Einfluß bei denkenden Menschen. Ich kenne den Redacteur einer officiellen Zeitung und bedaure ihn herzlich; er schreibt zuweilen die schönsten Leitartikel, schreibt sie sich aus der Seele heraus, aber Niemand beachtet ihn und seine Meinung; man sucht höchstens in seinen Zeilen nach einer Offenbarung aus einem Ministerium. So können mir auch die vielen wohlwollenden, hochbegabten Pastoren leid thun, die überall gegen Mißtrauen ankämpfen müssen, weil sie Religion lehren sollen, ohne für ihre geistige Unabhängigkeit, d. h. ihre Wahrhaftigkeit eine Bürgschaft bringen zu können. Sie haben das Unglück, daß sie alle Sachen, die sie anfassen, discreditiren. Predigen sie Genügsamkeit, so erwecken sie Verdacht; mahnen sie zur Geduld, so erscheinen sie als schwarze Polizei. Dieselben Lehren, die Graf Tolstoi verkündigt, sind zum nicht kleinen Theile auch von unseren Pastoren längst in trefflichen Worten gepredigt, aber erst auf Tolstoi achten wir, weil wir von seiner vollkommenen Aufrichtigkeit und Freiheit überzeugt sind. Das Alles fühlt das Volk, auch schon die heranwachsende Jugend, und deßhalb darf man von den Pastoren keine großen veredelnden Wirkungen erwarten. Ob aber das Christenthum viel gegen unsere Rohheit ausrichten könnte, ist leider mehr eine theoretische als praktische Frage, denn unabhängige, begeisterte, Ernst machende Vertreter der christlichen Ethik, wie sie in der Bergpredigt und am Kreuz gepredigt ist, haben wir so wenige, daß wir mit ihnen noch nicht rechnen dürfen. Wir haben zwar auch einen christlichen Staat, aber der ist jetzt gerade in China mit einigen Dingen beschäftigt, über deren Christlichkeit der Gekreuzigte wohl andere Gedanken hat als unsere Machthaber.

Gewaltig trägt zur Verrohung der modernen Menschheit unsere Arbeitsweise bei. Der Industrialismus hat der Arbeit die Seele gestohlen. Es ist ja jetzt nicht gegen ihn anzukämpfen, alle unsere mächtigen Leute, vom Kaiser bis zu

August Bebel, halten die großindustrielle Productionsform für allein zeitgemäß, für in der Zukunft allgemein herrschend und deßhalb heute zu begünstigen. Dennoch darf gesagt werden, daß diese Form der Production der menschlichen Arbeit ungefähr Alles nimmt, was sie Gutes und Erfreuliches hatte. Sie raubt uns die leiblichen Anstrengungen, die wir nöthig haben, um gesund zu bleiben, und der Sport ist ein ungenügender Ersatz. Sie raubt uns die innere Theilnahme an unserer Beschäftigung, die Freude an ihrer Vollendung und Bestimmung; der Vater machte für seine Nachbarn Tisch, Bett und Sarg, der Sohn schiebt Tag für Tag, Stunde für Stunde ein Stückchen Holz an die Kreissäge, weiß nicht, für wen und wozu, thut es nur, um von dem verhaßten Arbeitgeber die Groschen zu bekommen, für die er sich verkaufen mußte. Sie raubt unsern Kindern ferner eins der besten Bildungsmittel. Wir gingen noch zum Schuster, Schneider, Bäcker, Müller und sahen, wie die nöthigen Güter entstehen und bekamen Lust zur einen oder andern Arbeit; wir halfen unsern Eltern im Felde oder am Webstuhl, wuchsen ganz von selbst in eine schöne Kenntniß des menschlichen Wirkens hinein, wußten es gar nicht anders, als daß jeder vom Kinde bis zum Greise sein Teil zur allgemeinen Arbeit beitragen muß. Jetzt ist das anders: die Einen müssen verdienen und arbeiten deßhalb, die Andern haben's nicht nöthig. Früher war die Familie eine wirkliche Lebensgemeinschaft, Großeltern, Eltern, Söhne und Töchter schufen alle an einem Werke mit. Heute geht der Vater zu einem fremden Hause, erwirbt seinen Lohn oder Gehalt fern von den Seinen; auch sonst ist wenig Arbeitsgemeinschaft in der Familie. So verarmt der Begriff der Familie, das ganze Institut wird immer entbehrlicher und lästiger, die praktischsten Leute heirathen nur noch, wenn ganz besondere praktische Gründe, namentlich eine hohe Mitgift dafür sprechen, sich solche Last aufzuladen. Die Hetäre gewinnt Vorzüge vor der Ehefrau, Kinder machen nur Sorgen und Kosten. Es ist ein unverschämter Schwindel, wenn man jammert, die Socialdemokraten untergrüben die Familie; das besorgen ganz andere Leute.

Der zunehmende Verkehr, die Loslösung von der Scholle, die Freizügigkeit, die Heimathlosigkeit eines stetig wachsenden Theils unserer Landsleute, sie tragen gleichfalls viel zur Auflösung der Familien, zur Zerbröckelung alter Autoritäten und oft auch zur Verrohung der Jugend bei. Man kann auch daheim im Dörflein gründlich roh sein. Das Pastoren-Sammelwerk „Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner“ zeigt das recht ausführlich denen, die es nicht aus eigener Erinnerung wissen. Aber zweifellos sind Heimath, Verwandtschaft und Bekanntschaft ein starker Schutz gegen schlechte Entwicklungen. Diesen Schutz hat der Soldat in seiner höchst ungemüthlichen Kaserne, der großstädtische Arbeiter in seiner Schlafstelle, auch der Student in seiner Bude nicht. Wer anhangslos, einsam in einer großen Stadt Monate lang verbracht hat, weiß, welche Anziehungskraft da ein freundlich lockendes weibliches Wesen bekommt, auch wenn sie noch so lasterhaft ist; es ist ja auch so ein in's kalte Leben hart hinausgestoßenes, schwaches Menschenkind. Wir können uns heute nicht denken, daß in Zukunft die Menschen wieder zum allergrößten Theile in ihrer Heimat wohnen könnten, wie das früher Regel war, und daß in Gänsedorf nur die Gänsedörfer und ihre Frauen aus der nächsten Gemeinde, nicht auch die Polacken leben sollten. Aber so systematisch brauchte man doch das Heimathsgefühl nicht auszurotten, wie das z. B. unsere militärischen Behörden bei Officieren und Mannschaften leider so erfolgreich thun.

Eine Panacee gegen die Verrohung der Jugend giebt es natürlich nicht. Sie verlangt gar viele Gegenmittel, und darunter sind einige, die denen, die sie anwenden sollen, ganz und gar nicht sympathisch sind.

Das Erwachen des Deutschthums in Ungarn.

Von F. Guntram Schultheiß.

Im deutschen Reichstag haben sich vor einiger Zeit die Polen über die deutsche Reichspost beschwert, weil sie bei den massenhaft auftretenden polnischen Adressirungen das Interesse des Dienstes zu wahren versucht hatte. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Aber wie immer fanden die Polen bei ihrem Vorstoß gegen das Deutschthum und seine Stellung im Deutschen Reich und in Preußen dienstwillige Schildknappen.

Wie gut haben es doch die Polen im deutschen Reich, wie schlecht dagegen die Deutschen in Ungarn!

Und wie durchaus falsch wäre es, das Verhältniß der Polen zum Deutschen Reich und die Rechte der Mehrheit der Bevölkerung Ungarns gegenüber der herrschenden Minderheit der Magyaren auf die gleiche Stufe zu setzen! Eine genauere Kenntniß der Magyarisirungsbestrebungen dürfte sich gerade deßhalb für deutsche Gesetzgeber und Politiker, die sich mit der polnischen Frage herumzuschlagen haben, dringend empfehlen. Die Schrift „Deutschthum und Magyarisirung in Ungarn und Siebenbürgen“ (Verlag Lehmann in München) stellt das historische Material übersichtlich zusammen. Das königlich ungarische Ministerium hat durch ein Verbot der Schrift für Ungarn seinerseits den Werth des Buches anerkannt.

Hier nun nachtragsweise einige res hungaricae, die auch als Analogien zu den polnischen Umtrieben lehrreich sein könnten.

Bekanntlich ist die Herstellung von Ansichtspostkarten seit Jahren eine Specialität der deutschen Industrie; was in der Schweiz oder in England, in Skandinavien oder Egypten von den Reisenden gekauft wird, stammt meistens aus Dresden, Frankfurt, München rc. In Ungarn ist's in der Hauptsache ebenso; und demgemäß trugen die ungarischen Ansichtspostkarten meistens deutsche Aufschriften. Die ungarischen Kaufleute begnügten sich, über die deutsche Aufschrift „Postkarte“ das in Ungarn alleinseligmachende Levelezölap zu drucken, bis die ungarische Regierung auf die drohende Germanisirung aufmerksam wurde und nun verordnete, daß die „fremden Wörter“ — ausgestrichen sein müßten, widrigenfalls der inländische Empfänger 8 Kreuzer = 16 Heller Strafporto zu zahlen hätte. Selbstverständlich gingen manche „patriotische“ Postbeamten in der Praxis noch über die Verordnung hinaus, sie verlangten die 8 Kreuzer Strafporto auch dann, wenn die „fremde Aufschrift“ noch kenntlich war, ja wenn nur ein „An“ oder „Die“ auf der Karte stehen blieb! Die Handels- und Gewerbekammer zu Großwardein beschloß gegenüber dieser kleinlichen Chikanirung des Publicums eine Vorstellung an das ungarische Handelsministerium, es möge nicht über den Wortlaut der Verfügung hinausgegangen werden.

Das ist ein heiteres Stücklein. Nun aber noch ein sehr ernstes zur Kennzeichnung der Magyarisirung.

Das königlich ungarische Unterrichtsministerium giebt ein Blatt für Volksschullehrer heraus, natürlich nur in magyarischer Sprache (Néptatinók lapja). Darin stand vor einiger Zeit unter dem Titel „Directe Methode“ ein Aufsatz, der die Praxis eines Volksschullehrers in einem deutschen Dorfe der Gespanschaft Veszprim (deutsch früher Weißbrünn genannt) als rühmliches Beispiel schilderte. Er war ganz jung als Lehrer in das Dorf gekommen und sprach dessen Volkssprache, aber als einer der entschlossenen Vaterlandseroberer hatte er sich vorgenommen, sein schwäbisches Dorf, oder doch wenigstens die junge Generation, zu magyarisiren. Seine Vorgänger hatten nichts erreicht, weil sie das Magyarische deutsch beigebracht hatten, deßhalb gelobte er weder auf der Gasse noch in der Schule ein deutsches Wort fallen zu lassen. Dann zerriß er die deutschen Wandkarten in der Schule und warf die deutschen Fibeln in's Feuer, mit den Kindern aber sprach er nur magyarisch, sie mochten selbst

zusehen, wie viel sie davon lernten. Nun bestürmten ihn sämmtliche Schwaben des Schulstuhls, der gewählten Aufsichtsbehörde, er möge doch die Kinder auch Deutsch lehren, wie sollten sie sonst zu Gott beten. Der Lehrer aber erwiderte ihnen ruhig: „Gott kann nicht Deutsch". Eine Abordnung der Schwaben ging zum Bischof, mit der Frage, ob Gott wirklich nicht Deutsch könne. Der beruhigte sie mit salbungsvollen Worten, Gott sei allwissend und könne deßhalb auch Deutsch; den Lehrer aber ließ der Bischof zu sich rufen und ermahnte ihn liebevoll, seine Pflicht zu thun, zu magyarisiren, aber nicht so scharf und auch nicht zu sagen, daß Gott nicht Deutsch könne. Und damit blieb Alles beim Alten, nur die Kinder sangen und beteten auch in der Kirche magyarisch. Die Schwaben aber waren niedergeschlagen, bis ihnen der Gedanke kam, sich beim Oberstuhlrichter zu beschweren. Der ließ nun auch den Lehrer kommen und hielt ihm mit bittender Stimme eine Strafpredigt. „Gott segne Sie, Herr Lehrer, aber betreiben Sie die Magyarisirung nicht mit solchem Feuer. Im ganzen Bezirk war bisher Ihre Gemeinde die ruhigste, frömmste und geduldigste, und jetzt ist sie ganz empört." Der Lehrer wurde traurig, aber der Stuhlrichter, ein junger Mann, der dabei saß, sprang auf und machte dem Oberstuhlrichter Vorwürfe, daß er den eifrigen Lehrer abkanzle und die Schwaben ermuthige. „Zum Teufel mit Deinen Schwaben. Sie wohnen hier schon seit Jahrhunderten, und hat auch nur ein einziger Magyarisch gelernt? Der magyarische Boden, magyarisches Brod und magyarischer Schutz ist ihnen recht, aber die magyarische Sprache nicht? Herr Lehrer, fahren Sie nur fort, ich werde es verantworten." Nun ward auch der Oberstuhlrichter anderen Sinnes: er lud ihn zum Mittagessen ein und ließ ihn dann in seinem eigenen Wagen, mit dem Haiducken auf dem Bock, in sein Dorf zurückfahren. Dem Lehrer schwoll das Herz in freudigem Stolz, und Thränen stiegen ihm in's Auge. Wehe Euch, Ihr Schwaben! In diesen Thränen ertrinkt Ihr mit Eurem ganzen Dorf! Als die Schwaben den Lehrer so im Triumph einfahren sahen, riefen sie verzweifelnd einander aus den Thüren zu: „Jetzt ist Alles zu Ende, Gott kann wirklich nicht Deutsch!"

Elf Jahre wirkte der Lehrer in dem schwäbischen Dorf, und die Jungen wurden alle zu Magyaren. Seine Methode wurde als Vorbild empfohlen, und der Lehrer erhielt eine Beförderung.

So zu lesen in einem amtlichen Blatt des ungarischen Unterrichtsministeriums! Die wackere Redaction der Kronstädter Zeitung aber hat das Verdienst, den Aufsatz höher gehängt zu haben für den deutschen Leser. Kann die ganze Brutalität der Magyarisirung drastischer gekennzeichnet werden? Das ungarische Volksschulgesetz von 1868 bestimmt in seinem Paragraph 58: „Jeder Schüler soll in seiner Muttersprache unterrichtet werden, sofern diese eine der in der Gemeinde üblichen Sprachen ist."

Vae victis! so klingt es zwischen den Zeilen dem ungarischen Deutschthum entgegen. Im Jahre 1872 hatte es 1810 Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache besessen; 1898 waren es deren noch 387, davon 260 der 210 000 Siebenbürger Sachsen, also 127 für die 1 900 000 Deutschen im engeren Ungarn. Was die 850 mit magyarischer und deutscher Unterrichtssprache bedeuten, läßt sich kaum verkennen.

Sind die Schwaben schon so niedergetreten, daß sie den blutigen Hohn zum Schaden in den Kauf nehmen müssen? Es ist sicher, daß der nationale Seelenfang, mit List und Gewalt betrieben, dem Magyarenthum nach dem äußeren Anstrich des öffentlichen Lebens und nach den Listen der Volkszählung ergiebigen Zuwachs eingetragen hat. Bei der jüngsten Zählung ist die Losung ausgegeben worden, Alle, die durch die Schule oder sonst Magyarisch gelernt haben, als Magyaren zu betrachten; als Muttersprache könne auch die am liebsten gebrauchte Sprache eingetragen werden. Am Erfolg ist nicht zu zweifeln: auf dem geduldigen Papier wird das Deutschthum Ungarns allenthalben sich im Rückgang, im Aussterbezustand befinden.

Vielfach wohl auch in Wirklichkeit — dank dem Hochdruck der Magyarisirung und der Selbstentwürdigung der deutschen Stadtbevölkerung, so in der Zips und vor Allem in Pest-Ofen. Da besitzt ja nicht einmal der Nachwuchs der Reichsdeutschen eine deutsche Schule und ist der Magyarisirung schutzlos preisgegeben — eine brennende Schande für das mächtige deutsche Reich.

Und trotz alle dem — es geschehen Zeichen und Wunder — durch die Massen des ungarischen Deutschthums geht es wie ein Recken und Dehnen, wie ein Erwachen aus dem tiefen Schlummer des letzten Menschenalters. Eine deutsche Bewegung in Ungarn — wer hätte das noch vor Kurzem für eine Möglichkeit der nächsten Zukunft erklären dürfen, ohne als Optimist und Schwärmer verlacht zu werden?

Ein passiver Widerstand gegen die stürmische Magyarisirung hat ja stets bestanden. Aber neu ist es, wie da und dort die Wortführer für das Recht des Deutschthums auf nationalen Fortbestand sich erheben, wie die Schwaben sich an die Seite der Siebenbürger Sachsen stellen, wie neben den erprobten tapferen Streitern, dem Siebenbürgisch-deutschen Tageblatt und der Kronstädter Zeitung junge Kräfte im Banat sich regen, das Weißkirchener Volksblatt, die Großkikindaer Zeitung, und seit einigen Monaten das Temeswarer Deutsche Tagblatt für Ungarn. Durchaus maßvoll, weit entfernt von dem aufgeregten, häufig gassenbubenhaften Ton der judäomagyarischen Presse, verfechten sie den Standpunkt des Gesetzes und der Staatsordnung, gegenüber den Chauvinisten und Aposteln der unbedingten Magyarisirung. Als Antwort auf den oben angeführten Artikel „Die directe Methode" brachte die Großkikindaer Zeitung eine vortreffliche Abfuhr mit der Ueberschrift „Der schwäbische Michel", der Gedankengang ist kennzeichnend für die Stellung der nationalbewußten Deutschbanater zum Deutschthum und zum ungarischen Staatswesen. Im Munde der Magyaren hat die Bezeichnung Schwabe fast immer einen spöttischen Klang, dagegen wird hier mit Stolz die Zugehörigkeit zum großen schwäbischen Volksstamm betont, aus dem Schiller, Uhland, Körner und andere Leuchten der Wissenschaft und Literatur, und ebenso die Herrscherhäuser der Habsburger und Hohenzollern hervorgegangen seien. Die nach Südungarn berufenen Schwaben haben dem Lande in harter Arbeit das Gepräge deutscher Cultur gegeben und sind in jeder Hinsicht vollberechtigte Bürger Ungarns geworden. Den Anspruch der Magyaren, die führende Nation zu sein, erkennen sie gern an, ebenso den Vorrang der magyarischen Sprache als Staatssprache — aber sie wollen Deutsche bleiben und nach dem Gesetz den Unterricht in der Muttersprache festhalten. „Die Deutschen des Banats wollen keine andere Gemeinsamkeit mit den ausländischen Deutschen haben, als die Gemeinsamkeit der Cultur. Auf diese Cultur aber haben wir ein Recht, stolz zu sein; sie befähigt unsere Kinder, sich im Ausland Kenntnisse zu sammeln, aus den reichen Schätzen der Wissenschaft und des Wirthschaftslebens einer Nation von 80 Millionen zu schöpfen. Unsere Kinder dürfen nicht geistig verkrüppelt werden, indem man ihnen die Schulung in der Muttersprache vorenthält. Unsere Kinder sollen auch ihre Abstammung in Ehren halten. Wer etwas Anderes anstrebt, wer den Sohn seinem Vater im Herzen entfremdet, der versündigt sich an den heiligsten, den Familienbanden, an den Gesetzen der Religion wie der Natur. Auf dem Wege der Entnationalisirung mit List und Gewalt, überschüttet man uns mit Haß. Wer aber Haß säet, kann keine Liebe ernten."

So selbstverständlich und bescheiden dergleichen Regungen des deutschen Nationalbewußtseins uns erscheinen, den Aposteln der Magyarisirung klangen sie ganz ungewohnt, denn bisher galten doch die Banater als höchst friedfertige Leute, die sich

ohne Mucksen zum Völkerdünger hergaben. Man begann in Pest aufmerksam zu werden und fand bald neuen Anlaß, sich zu entrüsten.

Im Februar 1900 bildete sich in Wien eine Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone. Als Zweck des Vereins bezeichnen die Satzungen Erweiterung der seinen Mitgliedern in der Heimath unzulänglich gebotenen Kenntnisse auf dem Gebiet deutscher Cultur, sowie Unterstützung armer Mitglieder, dann auch die Unterstützung oder Gründung deutscher Schulen in den Ländern der ungarischen Krone. Abgesehen von dem letzten weitaussehenden Punkt handelt es sich um gegenseitige Förderung. Die jungen Leute empfanden die Nachtheile ihres Bildungsganges auf den magyarischen Gymnasien und Realschulen, die absichtliche Vorenthaltung der Schulung in der deutschen Muttersprache: sie hatten sich aber durch den Drill in der fremden Sprache das Deutschthum nicht verekeln lassen, wie die Mehrzahl ihrer Leidensgefährten, und gaben ihrer deutschen Empfindung kräftigen Ausdruck in einem Aufrufe, den sie im Banat verbreiteten. Er bezeichnet als Aufgabe der Vereinigung, „im Bunde mit den Siebenbürger Sachsen den Muth der strammdeutschen Väter im heiligen Kampfe für die Erhaltung der deutschen Eigenart und Muttersprache auf's Neue zu entflammen, die Wankenden zu stärken und die Treugebliebenen dem Verdachte der Entvolklichung zu entziehen."

Der echt deutsche Idealismus und der Muth, mit dem die beiden Unterzeichner des Aufrufs, die Studirenden Josef Matter als Schriftführer und Adolf Wettl, als Obmann vor die Oeffentlichkeit traten, verdient volle Anerkennung. Sie wußten, was sie damit auf sich nahmen: einen wüthenden Ausbruch des magyarischen Chauvinismus. Die Pester „patriotische" Presse verstand gar wohl die Tragweite dieses neuen Fortschrittes der deutschen Bewegung und läutete Sturm. „Pangermanen in Ungarn" betitelte sich einer der zahlreichen Leitartikel, die sich gegen die Vereinigung kehrten, und damit war ein Schlagwort gefunden, das seitdem immer wieder mit Erfolg den Mangel an Einsicht und Wahrheitsliebe vertritt. Der Aufruf wird da ohne Weiteres als Vaterlandsverrath bezeichnet, die Vereinigung als eine Masche des Netzes von Burschenschaften, mit denen die österreichischen Universitäten umstrickt werden, um die Angliederung an Deutschland vorzubereiten. Die deutsche Agitation, die Oesterreich zu Grunde richte, (als ob nicht dafür die Tschechen, Polen, Slowenen nach dem Vorgang der Magyaren seit Menschenaltern bemüht wären!) wende sich damit auch an die zwei Millionen Deutscher in Ungarn, damit sie sich als Deutsche bekennen und sich der Bewegung anschließen, die alle Deutschen in einem Reich vereinigen wolle! Als Gegenwehr aber weiß der Artikelschreiber nur — das Verbot des Besuchs österreichischer Universitäten vorzuschlagen. Die Armseligkeit des angeblich liberalen magyarischen Polizeistaates hat eben keine Hülfsmittel als fortgesetzte Steigerung des Zwanges. Auch die magyarische Studentenschaft von Pest hielt eine Versammlung ab, in der der „Präsident des Universitätsclubs" der Entrüstung über das „vaterlandsverrätherische Treiben" Ausdruck gab, das den Zweck verfolge, die dem magyarischen „Staatsgedanken" treue deutsche Bevölkerung aufzuwiegeln. Ein anderer Redner nannte den Aufruf „ein von Blödheit strotzendes Bubenstück", ein angeblicher Zipser Sachse forderte die Siebenbürger Sachsen auf, sich die patriotische Gesinnung der Zipser anzueignen und wünschte den Aufruf ohne Antwort zurückzusenden, das sei das Vorgehen, wie es ernsten Männern (!!) gegenüber unreifen Kindern (!!) anstehe. Die Entrüstung über die sündhaften Bestrebungen der vaterlandfeindlichen Agitatoren wurde denn natürlich mit aller Feierlichkeit angenommen. Der Kurs der geschwollenen Phrasen scheint aber selbst in Ungarn beträchtlich gesunken zu sein, anderswo können sie jedenfalls nur erheiternd wirken.

Um den Kampf für die Rechte des Deutschthums auf gesetzlichem Boden mit Aussicht auf größeren Erfolg aufzunehmen, erschien den Führern die Begründung einer täglich erscheinenden Zeitung nothwendig. Es war das kein so leichtes Unternehmen, denn es mußte ja erst der Versuch gemacht werden, ob die doch vielfach verschüchterte schwäbische Bevölkerung den erforderlichen Resonanzboden für deutschnationale Töne bieten würde. Das finanzielle Risiko fiel einigen wenigen opferfreudigen Männern zu. Das seit Ende 1900 in Temeswar erscheinende Deutsche Tageblatt für Ungarn verdient alle Anerkennung für seine entschiedene und geschickte Vertretung des deutschnationalen Standpunktes; der sich übrigens durchweg deckt mit den wahren Interessen des national gemischten Staates Ungarn; deßhalb war es auch noch nicht möglich, dem Blatte, das den Chauvinisten ein Dorn im Auge sein muß, von Obrigkeitswegen Schwierigkeiten zu machen. Für unsere Handels- und Industriekreise dürfte es sich als Insertionsblatt empfehlen, da das Deutschthum in Südungarn, mit rund einer Million Köpfe, sich um den bei uns leider Gottes fast allein bekannten und benützten Pester Lloyd wenig kümmert.

Inzwischen sind ja zwischen dem ungarischen Deutschthum und dem landwirthschaftlichen Großbetrieb im Deutschen Reich fruchtbare Beziehungen angebahnt worden, indem der evangelische Hauptverein für Auswanderer in Witzenhausen durch seinen Geschäftsführer Dr. Aldinger die Anwerbung deutschungarischer Landarbeiter für die Sommerarbeit an Stelle der polnischen Sachsengänger organisirt hat. Es ist eine Verbindung, die für beide Theile Nutzen bringt, erst jüngst hat die württembergische Centralstelle für Landwirthschaft sie amtlich empfohlen. Der Werth ihrer Muttersprache wird diesen Sommerarbeitern fortan nicht mehr zweifelhaft gemacht werden können.

Nur kurz sei noch zum Schluß darauf hingewiesen, daß die hohe ungarische Regierung selbst eifrig bemüht ist, der deutschen Bewegung neue Anhänger zuzuführen. Der Ministerpräsident hat kurzer Hand auf dem Verordnungswege den Preßburgern und den Oedenburgern den Rest ihres deutschen Theaters genommen, um ihnen dafür das magyarische aufzudrängen. Das war nun selbst dem lammherzigen Bürgerthum dieser Städte zu stark, es hat sich zu Gegenschritten aufgerafft. Ob es in der königl. Ministerrepublik Ungarn möglich ist, gegen den Minister Recht zu behalten — das werden die Preßburger und Oedenburger auf praktischem Wege ermitteln müssen. Wohin die schlaffe Nachgiebigkeit gegen den Chauvinismus führt, haben sie längst sehen können. Vielleicht sind sie jetzt durch den Schaden klug geworden.

Literatur und Kunst.

Kleinkunst und Kunstgewerbe auf der Dresdner Ausstellung.

Von A. Brunnemann.

Völlig international ist dieses Gebiet der Ausstellung nur in Bezug auf die Keramik zu nennen. Es wetteifern dort alle neueren und neuesten keramischen Erzeugnisse der nord- und westeuropäischen Nationen, und Amerika schließt sich mit der Rookwood-Potery und den Gruby-Fayencen diesem Wettkampf erfolgreich an.

Ueber Keramik ist schon unendlich viel geschrieben worden, und doch bietet gerade dieser Zweig des Kunstgewerbes stets eine Fülle neuer Reize, so daß wir auf die besten Leistungen hinweisen möchten. Das planlose Durcheinander der Aufstellung verwirrt zunächst, doch bald sondert das Auge das

Werthvolle von den bösen — und was für bösen! — Verirrungen ab, wir begrüßen alte Bekannte von Paris und Amerika, wir freuen uns der entschiedenen Fortschritte der Münchener: Heider, Magnussen und Schmuz-Baudiß im vornehmen Zusammenstimmen der Farben, wir finden die bekannten tüchtigen Arbeiten Prof. Läuger's (Karlsruhe), der Frau Schmidt-Pecht (Constanz) und von Mutz (Altona) heraus. Die mannigfachen Wirkungen durch Form und Farbe, die sich auf dem Gebiet des Steinzeugs erreichen lassen, haben zuerst unsere, dem Handwerk entfremdeten Künstler gelockt, ihm wieder ihr Interesse zuzuwenden und hier ist das zielbewußte Eingreifen und Umgestalten durch Künstlerhand am schärfsten ersichtlich; Stilwidrigkeiten und Geschmacklosigkeiten verschwinden, schlichte harmonische Schönheit der Form, wohlthuendes Zusammenklingen der Farben, treten, bei Wahrung der persönlichen Eigenart, immer glücklicher hervor.

Der phantasievolle Deutsche trachtet zumeist danach, das Steinzeug mit dem Pinsel zu decoriren, was bei einer Fülle abwechslungsreicher, dem modernen Stilgefühl entsprechender Decorationsmotive auch manche Mißgriffe mit sich brachte; der Franzose beschränkt sich fast ausschließlich auf eine Veredelung des Rohmaterials durch chemische Processe. Die farbige Wirkung des grès flammé, wie sie das Uebereinanderfließen mehrfarbiger Glasuren durch die Kunst des Feuers hervorbringt, wird hier zur Hauptsache gemacht, und noch stehen bei diesem Verfahren die Franzosen in Bezug auf technisches Können und vornehme Farbengebung einzig da. Eine innige Verschmelzung der Glasuren mit dem Scherben verleiht ihrem Steinzeug den Anschein des natürlichen, reizvoll im Sonnenglanze schimmernden Steines. Der Werth der einzelnen Stücke ist ein rein idealer; das plaisir des yeux, die bloße Augenweide ist hier allein maßgebend. Ein paar Prachtvasen von Dalpayrat und Clément Massier, welch Letzterer noch metallischen Lüstre verwendet, dürften, mit anderen Arbeiten verglichen, den Zauber des grès am anschaulichsten zur Geltung bringen. Vollkommene technische Sicherheit geht hier Hand in Hand mit einer Farbenharmonie, wie sie nur das verfeinerte Empfindungsschwingen eines durch hohe Cultur entwickelten Auges zusammenzustimmen versteht. Leider zeugt manche böse Verirrung bei uns Deutschen von einem gänzlichen Mangel an diesem feinen Verständniß für Farbenzauber, und die auf Abwegen Wandelnden können nicht genug auf die vorbildliche Schönheit der französischen Arbeiten hingewiesen werden.

Einen Saal für sich nimmt der Keramiker Georges Höndschel ein, der zugleich seine Privatsammlung von Werken des ihm befreundeten, früh verstorbenen Jean Carriès ausstellte, wofür ihm ganz besonderer Dank gebührt. Wir machen hier die Bekanntschaft einer durchaus eigenartigen künstlerischen Individualität, von der das Ausland, jedenfalls in Folge der so kurzen schöpferischen Laufbahn, nur wenig hörte. Carriès war der erste französische Bildhauer, der das Steinzeug für größere plastische Arbeiten verwendete und mit ihm Wirkungen erreichte, wie sie sich von einer mit Malerei genial verbundenen Plastik kaum denken lassen. Aehnlich dem Schöpfer der französischen Keramik, dem Hab und Gut und Leben seinem Werke opfernden Bernard Palissy, lebte Carriès, nachdem er sie erkannt, ganz für seine Aufgabe, unter der er bald zusammenbrechen sollte. In einem Werke über ihn erzählt Arsène Alexandre, wie der junge Künstler, ein kränklicher, leicht erregbarer Mensch, sich leidenschaftlich für die japanischen Broncen und keramischen Erzeugnisse begeisterte, und einst, nach Betrachtung einer kleinen Vase, sofort Paris verließ, um sich nach der Provinz Nevers zu begeben, einer altberühmten Töpfergegend und dort Versuche anzustellen. Zunächst hatte der in der Technik ganz Unerfahrene mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; allmälig aber gehen aus seinen rastlos schaffenden Händen Gefäße und Köpfe hervor, denen er das volle Gepräge seiner eigenartigen Persönlichkeit verleiht. Die Technik ist gewonnen; Carriès will sie zu einem großen monumentalen Thor verwerthen, da rafft eine im Lande grassirende Seuche den schwächlichen, durch Ueberanstrengung erschöpften Körper hin.

Nur sechs Jahre durfte er sich seinen neuen Aufgaben widmen, doch trotz des jähen Abschlusses, den dies Schaffen fand, trägt es keine Spur des Fragmentarischen an sich. Jedes Stück ist in sich vollendet und der Ausdruck eines künstlerischen Wollens. Die Höndschel'sche Sammlung weist fast keine Gefäße auf, doch alle die Porträt- und Phantasiebüsten, die Kinderköpfe, die Masken und Halbmasken, die seltsamen Faungesichter und Thiergestalten zeugen von einer tollkühnen Phantasie, von einem leidenschaftlichen Künstlertemperament, das sich die Wiedergabe der menschlichen Physiognomie in ihrer bis in's Groteske gesteigerten Ausdrucksfähigkeit zum Lieblingsstudium gewählt hat. Hier wetteifert Carriès mit den fratzenhaften, spukhaften Sculpturen der Gothik, während ihn liebliche, mit einem leisen Anflug von Humor umspielte Frauenköpfe, und noch im mystischen Dunkel der Kindesseele befangene Köpfchen schlummernder Babies seinen großen Vorläufern Donatello und Luca della Robbia nahe bringen. Carriès erreicht seine Wirkungen als Keramiker mit den denkbar einfachsten Mitteln. Er wahrt den graugelben Ton des Steinzeugs, dem er durch dunkle, anscheinend willkürlich aufgesetzte Schattirungsflecken pikante Reize zu verleihen weiß. In dieser scheinbaren Willkür aber offenbart sich seine Genialität, die ihn instinctiv die Ausdrucksmöglichkeiten des glasirten Thones finden ließ. Carriès' Werke zeichnen sich ferner durch ihre feine Oberflächenbehandlung aus; der nervöse Künstler suchte, wie berichtet wird, auch dem Tastvermögen einen raffinirten Genuß zu bereiten. Höndschel's Poterien, reich an vornehmen Wirkungen, trotz geringer Farbenscala, streben ähnlich denen Bigot's, vorwiegend danach, die Illusion von Naturproducten zu geben.

Auf starke künstlerische Persönlichkeiten weisen die zahlreich ausgestellten Plaketten hin; die vollständigste Collection sandte Charpentier. Bei ihm finden wir sicheres Zusammenfassen und Vortragen des Charakteristischen, zugleich verbunden mit einer großen malerischen Wirkung. Seine Technik eignet sich in hervorragender Weise für Charakterköpfe; Frauen- und Kinderköpfe bekommen durch sie etwas Herbes, Starkknochiges. Cazin, Roty, Chaplain, Yencesse vertreten alle Feinheiten der Medailleurkunst bis zur peinlichen Sauberkeit, ohne jedoch in's Kleinliche oder Banale zu verfallen; immer finden wir ein rein künstlerisches Moment, das über das technische Können triumphirt; hier eine vorwiegend geistreiche Interpretirung der Physiognomie, dort (vergl. Roty) ein lyrisches Element, eine trotz der zarten Arbeit in's Große gehende Stimmungsmalerei. Paul Dubois zeigt sich mit seinen Zinnreliefs als echter Belgier, derber, kräftiger, breiter, doch immer wirkungsvoll und dem Kleinlichen fern. Wir vermissen Reliefarbeiten der Engländer, deren weiche, vornehme Linienanmuth mehr die decorative Seite der Metallbearbeitung vertritt und einen Uebergang in's Kunstgewerbe bildet.

Es interessirt, den in Paris lebenden Finländer Ville Valgren und seine Gattin hier durch größere Arbeiten kennen zu lernen. So reizvoll die bekannten stilisirten Frauenfigürchen auch sind, die vor einigen Jahren in Paris das Entzücken aller Aestheten erregten, die symbolischen Verkörperungen von Blumen oder Stimmungen, eine gewisse Affectirtheit haftet ihnen an und sie sind, was noch schlimmer ist, durch minderwerthige Nachahmungen bereits zum banalen Genre geworden. Hier zeigt sich das Künstlerpaar wieder dem Zauber und der Frische ursprünglicher Natur nachgehend: ganz wundervoll ist ein bretonischer Kinderkopf der Frau Valgren, auch Ville Valgren macht mit Glück Studien in der Bretagne.

Carabin, Rivière, Dejean schließen sich diesen Klein-

plastikern an mit Arbeiten aus Holz, Thon, Bronce und Elfenbein, Leistungen von hoher technischer Virtuosität und verblüffender Kühnheit, wie die Serpentinetänzerinnen Carabin's. Ein keckes Spielen mit der Form macht sich bei diesem geltend, ein Streben nach malerischer Wirkung bei Dejeau; Rivière's Salammbô, eine mit Juwelen besetzte Elfenbeinstatuette, gehört schon mehr in das Gebiet des objet d'art, für das der Franzose, dessen Kunst vorwiegend eine Luxuskunst ist, ein hochentwickeltes Verständniß zeigt und bei dessen Hervorbringung er die Künstler in idealer und materieller Weise unterstützt.

Das Gebiet der Kleinplastik beherrscht das Ausland fast ausschließlich; wenn nicht die flüchtige Laune eines unserer großen Meister, wir nennen nur Klinger und Stuck, sich in kleinplastischen Versuchen gefällt, einen eigentlichen Kleinplastiker von hervorragender Bedeutung besitzen wir nicht, ein Beweis, daß die in's Monumentale strebende, deutsche Phantasie jene Grazie des Kleinen nicht zu erreichen im Stande ist, die unter der Hand des Franzosen gleichsam spielend entsteht. Das nervöse prickelnde Temperament, die graziösen lebendigen Vorbilder einer geschmeidigen, keck beweglichen, in Kleidung, Geste und Mienenspiel ungeheuer ausdrucksfähigen Frauenwelt fehlen. Soll es uns als Mangel angerechnet werden, daß wir nicht in die hypernervöse Unruhe verfallen, die dem echten gesunden Kunstwerk so entgegen ist? Ferne davon, aber verfolgt die Kleinkunst nicht andere Ziele als die monumentale Kunst? Will sie nicht vorwiegend, als Zimmerschmuck gedacht, dem Auge eine Freude bereiten durch das anmuthige Spiel der Linien? Um so besser, wenn Geist oder Seele auch da noch durchbrechen und Phantasie und Gemüth anregen, aber noch lieber eine auf gefällige Wirkungen ausgehende bloße Augenweide, als ein an innerem Gehalt armes und daneben noch recht traditionelles und banales Werk, wie wir deren leider so viele sehen. Ich denke besonders dabei an die Porcellantechnik. Ueberall Gebundensein an frühere Formen; nirgends noch ein glücklicher Versuch, das Figürliche dem modernen Stilgefühl entsprechend zu gestalten, obwohl ja die Gefäßbildnerei und ihre malerische Decoration in dieser Hinsicht schon recht befriedigende Resultate aufzuweisen hat. An diesem Mangel kranken alle Porcellanfabriken Deutschlands und Hollands und auch Frankreichs mit Ausnahme der Musteranstalt Sèvres'. Nach dem Norden muß man gehen, um den Anfang zu einer modernen Porcellanplastik zu finden; freieres Schaffen durfte sich dort, an keine strenge Tradition gebunden, geltend machen. Eine herrliche Gruppe hat unter Anderem die Kgl. Kopenhagener Manufactur ausgestellt, eine Najade, die einen Fischerknaben küßt. Wie das geschmeidige Weib aus den Wellen emportaucht, wie sich der Jüngling liebestrunken niederneigt, das ist mit einer Poesie des Ausdrucks, mit einem anmuthigen Fluß der Linien verkörpert, die daneben die ganze Schönheit und Leistungsfähigkeit des Materials zur Geltung gelangen lassen. Sèvres löste mit den graziösen Tischfiguren Léonard's die Aufgabe, etwas Neues, von aller Tradition Befreites und doch dem Material durchaus Entsprechendes zu bieten. Zu bedauern ist, daß keine einzige davon nach Dresden kam. Ueberhaupt kann die Auswahl, die Sèvres nach hier gesandt hat, als keine besonders glückliche angesehen werden; die kleinlichen Decorationsmotive befinden sich in der Ueberzahl, das Kühne, Freie, in's Große Gehende fehlt bis auf einige Vasen mit reizvollen Krystallglasuren; es fehlen ferner Proben der malerisch so wirksamen pâte de verre. Gallé und Tiffany sind mit nur wenigen Exemplaren ihrer Kunstgläser vertreten und auch die Glasfenster sind in ganz geringer Zahl vorhanden. Ein solches schließt den Lese- und Ruheraum ab und berührt, indem es als Grundmotiv orangen-gelbe Melonen aufweist, wohlthuend durch die vornehmen Lichteffecte, die es hervorbringt.

In der Textilindustrie tritt neben Scherrebeck die Webschule des schleswig-holstein'schen Vereins zur Förderung der Kunst- und Hausindustrie hervor, leider mit etwas zu kleinlichen Motiven. Es liegt ein so gesundes Streben darin, die Hausweberei, die mit unverwüstlichem Material und echten Farben arbeitet, nach dem Beispiel des Nordens zu fördern, umsomehr aber sollten die dabei gewählten Motive nicht der Ausfluß einer Modelaune, des „Jugendstils" in seinem schlechten Sinne sein. Die Entwürfe Otto Eckmann's für Scherrebeck haben die Aufgabe, Zweckentsprechendes und Bleibendes zu schaffen, unseres Erachtens immer sehr glücklich gelöst, Vogeler, der Verherrlicher der Märchenwelt, dürfte mehr der Mode unterworfen sein.

Was die Stickereien bieten, sieht weniger frisch und freudig aus, vielmehr recht abgeblaßt und banal, der Ausfluß eines gefährlich zu werden drohenden Dilettantismus. Noch schlimmer als dieser erscheint eine bereits kräftig entwickelte Massenproduction, mit all ihren anti-künstlerischen Begleiterscheinungen: Seelenloses Nachahmen unverstandener Motive, ungenügende Berücksichtigung des Gebrauchszwecks und der Leistungsfähigkeit des Materials, wodurch dem Publikum ein ganz falscher Begriff von den neuesten Bestrebungen beigebracht wird. Kissen und Decken mit stilisirten Blumen oder Linienschmuck werden dutzendweise gefertigt, und der künstlerische Werth ist dieser Dutzendwaare entsprechend. Freilich, die Sache lohnt sich schlecht; Obrist sogar mußte seine Kunststick-Schule aufgeben, nun soll es die Masse bringen. Welche Freudigkeit im textilen Schaffen herrscht beispielsweise in Schweden, Norwegen und Finland, ja bis nach Lappland hinauf, ganz zu schweigen von den Ländern mehr orientalischen Charakters, bei denen ja die klimatischen Verhältnisse, die Ausstattung der Innenräume einen großen Verbrauch von Teppichen und Kissen u. s. w. bedingen, so daß diese Industrie seit uralter Zeit gepflegt wird. Die Arbeiten des Nordens, von denen wir leider keine sehen, bieten Erweiterungen der schon künstlerisch hochstehenden Hausindustrie, an der sich ein ganzes Volk mit treuer Liebe und Pietät für die Heimathkunst betheiligt. An dem in der Volksseele schlummernden naiven künstlerischen Bewußtsein, das gleichsam instinctiv das Zweckentsprechende trifft, daran fehlt's bei uns, es ist theilweise nicht angeboren, theilweise durch wirthschaftliche Niederlage und politische Bedrängniß zu Grunde gegangen.

Dem Künstler, der heute bewußt ersetzen will, was einst naiv entquoll, steht noch zu wenig Erfahrung zur Seite; nicht immer deckt sich die ästhetische Freude mit dem praktischen Bedürfniß, bisweilen wird auch durch ihn das Material vergewaltigt und nur zu oft wendet er sich dem überflüssigen Luxus zu, der beim objet d'art, aber nicht bei der praktischen Zimmer-Einrichtung am Platze ist. Wie lange sind etwa diese gestickten Wandverkleidungen, aus hellen Seidenstoffen bestehend, zu halten bestimmt, die das Damenzimmer Pankok's zieren?

Bei Betrachtung manches noch weniger haltbaren Plunders möchten wir ausrufen: Dann um Gotteswillen nichts Modernes! Das schlichteste Alte ist besser! Und erst recht Nichts von diesen provisorischen Versuchen massenweis vervielfältigen und verbreiten! Es gewinnt Niemand dabei als der Fabrikant, Künstler und Publicum werden beide angeführt, am meisten das Letztere. Gut Ding will Weile haben und es ist der Capitalfehler unserer Zeit, daß Alles zu rasch geht und daß auch der stetige zielbewußte Wanderer, aus Furcht, überholt zu werden, zu toller Hetze mit fortgerissen wird. Wir müssen den verlorenen Boden unter den Füßen, das gesunde zweckdienliche Kunsthandwerk früherer Zeiten erst wieder gewinnen, sonst treten wir eine unsichere Luftreise an.

Am traurigsten trifft das über die Massenproduction Gesagte neben Verirrungen der Metall- und Leder-Industrien für die Juwelierkunst zu. Man hat Etwas von der Wunderwelt jüngerer französischer und belgischer Arbeiten gesehen,

besonders die herrlichen Arbeiten René Lalique's und fabricirt nun frisch drauf los Kämme, Schnallen und Anhänger in bunt zusammengewürfeltem Material, ohne sich seiner eigentlichen Wirkungen oder Grenzen bewußt zu werden. Selbst ganz minderwerthige Sachen wenig bekannter französischer Juweliere weisen eine weit gediegenere Ausarbeitung und vornehmere Farbenstimmung auf. Auf gesunden Bahnen wandelt wer Henry van de Velde folgt. Er kann bisweilen etwas monoton werden, aber niemals überladen, plunderhaft, oder kleinlich.

Ueber die ausgestellten Zimmereinrichtungen läßt sich nicht viel Gutes sagen; zwei müssen als gänzlich verfehlt angesehen werden.

Als Vorbedingung für die modernen Möbel stellt jeder führende Theoretiker oder Praktiker auf: Zweckentsprechende Form, wirkliches Verständniß für die Bedürfnisse der Neuzeit, mäßige und vernunftgemäße Anwendung der Zierraten. Schön ist hier zunächst was an seinem Platze ist. Ist nun ein Eckarrangement mit Sopha, Bord und Schränkchen zweckentsprechend zu nennen, wenn Jeder, der sich bequem darauf niederlassen will, in Gefahr läuft, eine Spiegelscheibe einzudrücken und einige Nippes umzuwerfen? Ein solches weist der Mahagoni-Salon des Architecten Melichar (Wien) auf, dessen übrige Möbel gleichfalls nur wenig befriedigen. Die Wiener hatten gerade in Paris außerordentlich wohlthuende Zimmer-Einrichtungen ausgestellt, in denen das moderne Stylgefühl in gediegenen Formen und edlen Farbenwirkungen zum Ausdruck kam. Das Speisezimmer, Entwurf von Schandt (Dresden), erfüllt die erwähnten Vorbedingungen am besten; es ist praktisch und wohnlich und bietet auch durch gefällige zweckentsprechende Formen und angenehmes Zusammenklingen der Farben dem Auge Erfreuliches. Das Damenzimmer Pankok's aber erscheint als künstlerische Spielerei; geradezu mit Schrecken blicken wir auf eine Ueberfülle von Schnitzereien, denen kleinliche Motive zu Grunde liegen und die auch da sind, wo man ihrer am wenigsten bedarf; z. B. bei den Stuhlkanten und Lehnen.

Sollen wir den ausgestellten Reformkleidern noch einige Worte widmen? Das Bestreben, unsere Kleidung in normalerer Weise der Körperform anzupassen, verdient vom sanitären wie vom künstlerischen Standpunkt vollste Anerkennung und Ermuthigung, doch können wir in den vorgeführten Kleidern, bis auf wenige Ausnahmen, Entwürfe von Otto Gußmann, nur eine einseitige Lösung dieser schwierigen Aufgabe erblicken; das hygienische Moment wurde entschieden mehr berücksichtigt als das künstlerische. Zu welch edlen Linien bietet gerade die Empireform, die hier zumeist zu Grunde liegt, Veranlassung und wie wenig anmuthige Linien zeigen diese Gewänder. Und warum nicht lieber für ganz junge Mädchen einen Hänger à la Käte Greenaway mit farbiger Schärpe, statt dieses sackartig bauschenden Gartenkleides? Hier stehen unsere Künstler noch vor schwierigen reformatorischen Aufgaben, deren geschickte Lösung aber in weitesten Kreisen Dankbarkeit erregen würde.

Es wäre gewagt, wollte man aus dem in Dresden Gebotenen auf den augenblicklichen Stand des deutschen Kunstgewerbes schließen. Der kräftig aufstrebende, frische freudige Zug, der in Paris, wenn auch nicht zu durchschlagenden ästhetischen Erfolgen führte, doch allgemeine Achtung abnöthigte und reiche Hoffnungen erstehen ließ, fehlt hier auf fast allen Gebieten mit rühmlicher Ausnahme des Steinzeugs. Das wenige Gute heimischer Kunst wird durch die Uebermacht des Auslandes erdrückt. Jedenfalls muß die kunstgewerbliche Abtheilung auch in Bezug auf Anordnung als der schwächste Theil der sonst so wohlgelungenen Dresdner Ausstellung angesehen werden und dies ist in Hinblick auf das große Interesse, das dem Kunstgewerbe heute mit Recht von allen Seiten zugewendet wird, sehr zu bedauern.

Der Hunger der Schatten.

Ein Beitrag zur Entwickelung der Religionen.

Von Elie Reclus.

Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Die Geister sollen oder sollten die Natur des Geistes haben, so glauben unsere abendländischen Völker.

Was ist nun der Geist? Er ist eine einfache und intelligente Substanz, der es nicht genügt, immateriell zu sein, und die sich als die Antithese der Materie und bis zu einem gewissen Punkt als ihre Feindin darstellt. Das ist die herrschende Doctrin, die Erbschaft der scholastischen Doctrin, die sich seit langen Jahrhunderten in den Köpfen des Occidents ausgebildet hatte und noch jetzt darin herrscht. Der Geist, so lehrt man uns, ist die Verneinung der Materie, die ihrerseits wieder die Verneinung des Geistes ist. Die beiden Substanzen finden sich in unseren Körpern vereinigt, vereinigt oder neben einander gestellt. Keinem verständlichen System gelang es noch, die beiden Unerträglichkeiten zu überbrücken: die Welt des Geistes und die Welt der Materie. Dem Bilde Gottes, des ungeschaffenen Geistes, sollten die Menschen oder geschaffenen Geister entsprechen; Gott wäre also der höchste Wille, die reine Intelligenz, und die Menschen wären Auffassungen und Gefühle, Wünsche und Gelüste.

Es handelt sich nicht darum, hier über das begründete Gute oder Schlechte der Behauptung zu streiten; es genügt uns zu constatiren, daß sie Gewicht erlangt hat und uns als ausschlaggebend gelehrt wird. Mehrere von uns nahmen sie als wahr an. Ob nun wahr oder nicht, sie hat die Intelligenzen gebildet und ihnen ihre Gestaltung gegeben. Dieses Dogma, das lange Jahrhunderte herrschte und bei den uncivilisirten Völkern noch herrscht, wird unverständlich. Man begreift nicht mehr, daß unser Geist eine vom Körper getrennte Existenz besitzt; man begreift noch weniger, daß er essen und trinken muß. Jeder intelligente Mensch muß die Behauptung, die Geister könnten Hunger, könnten Durst haben, im Uebermaße essen und trinken, sich einen Rausch oder eine Magenverstimmung zuziehen, für einen Scherz von recht zweifelhaftem Geschmack halten.

Dennoch war diese Doctrin das Grundprincip des atavistischen Aberglaubens, die Grundlage der ersten Religionen. Sie war das Resultat längerer Betrachtungen; man kann sie als Wahnsinn bezeichnen, aber nicht als Albernheit.

* * *

Zweifellos stellten unsere Vorfahren folgende Behauptungen auf:

Daß die Seele unsterblich ist, bezweifelt Niemand. Jeder sieht, Jeder fühlt den Schatten unter uns gehen und kommen. In diesem Punkt herrscht vollständige Uebereinstimmung. Streiten wir also nicht über das, was durchaus feststeht.

Zweiter Punkt. Da der Schatten stets lebendig ist, so muß man ihn ernähren. Das Leben ist eine Flamme, die man unterhalten muß.

Thatsächlich ist das Leben eine unaufhörliche Bewegung. Es giebt keine Bewegung ohne Reibung und keine Reibung ohne Verlust der Substanz. Dieser Verlust muß ersetzt werden, damit das Leben fortgesetzt werden kann. Alle physiologischen Handlungen, darunter das Denken, sind Anstrengungen, die dem Organismus etwas kosten, gleichgiltig, ob wenig oder viel. In ihren vielfachen Formen hört die Materie nicht auf, sich auszugeben, und zwar giebt sie sich in den animalischen Formen schneller aus, als anderswo. Je leidenschaftlicher das Leben ist, desto schneller verbraucht es sich; je besser die Flamme brennt, desto schneller verschwindet das Holz. Die Wesen würden sich verzehren, in nichts verschwinden, wenn die Nahrung nicht die angegriffene, unaufhörlich reducirte Materie wieder herstellte. Das Wesen,

das sich nie verringerte, wäre unsterblich — aber was wäre das für eine Unsterblichkeit! Das Leben richtet sich nach außen. Es kämpft und arbeitet. Damit es sich verlängert, muß man ihm durch die Nahrung Ersatz schaffen und ihm Gelegenheit geben, sich durch die von außen kommende Materie zu reconstruiren, durch eine Zufuhr von Nahrungsmitteln, die es zu seinem Nutzen zersetzt und verbraucht. Die belebte Materie thut nichts weiter, als sich zu zersetzen, sich neu zu schaffen, und sich wiederum zu zersetzen. Für eine Reihe von Individuen geht das Leben nicht über das Essen, um zu leben, und über das Leben, um zu essen, hinaus.

Die Natur bietet das Schauspiel von Wesen, die verzehren und sich gegenseitig verzehren. Sie thun das ein Jeder in seiner Weise: schlürfend, saugend, leckend, knabbernd, schlingend, wiederkäuend, verdauend. Aber auch der Esser wird zerbrochen, zermalmt, zerhackt, verspeist, von verschiedenen Säuren bearbeitet, in Flüssigkeit umgesetzt, zersetzt; er geht von Combination zu Combination, von Zahn zum Magen und vom Magen zum neuen Zahn über. Die Welt verspeist die Welt. Ein hervorragender Esser ist der Mensch, ein Vielfraß, obwohl er nicht den starken Rachen des Walfisches oder des Hippopotamus besitzt. Indem er seine erprobte Intelligenz in den Dienst seines unersättlichen Appetits stellt, verzehrt er alle Anderen. Wie er haben auch die Götter einen furchtbaren Appetit: er stopfte sie mit Blut voll und schonte dabei nicht sein eigenes Fleisch.

So unterdrückte der Tod für die Schatten durchaus nicht die Nothwendigkeit, für die Bedürfnisse eines anspruchsvollen Magens zu sorgen. Wieder das Essen und Trinken, wieder die Unterwerfung unter die unedlen Bedürfnisse der Neuschaffung! Immer tödten, um zu essen, und essen, um zu tödten — wird man denn mit diesem gräßlichen Rituell nie zu Ende kommen? „Da die Seele aus Licht und Wärme geschaffen ist, aus Intelligenz und Leidenschaft, warum sie anders als mit Sonnenstrahlen nähren?“ dachten die Poeten. Mußte man und wird man sich stets von den kräftigen, den Thieren und Pflanzen entnommenen Substanzen nähren müssen? Wie oft träumten Utopisten, unverstandene Philosophen davon, unserem Organismus das Mittel zu verschaffen, direct der Atmosphäre die erforderliche Quantität Sauer-, Stick-, Wasserstoff und Kohlensäure zu entnehmen, die der Organismus consumirt?

Solche Einfälle sind das Werk von Chemikern wie Berthelot, doch nicht von Urvölkern, die überzeugt waren, daß das ultra-irdische Leben das Leben in seinen großen Linien fortsetzt, — bis auf den Unterschied, daß der entmaterialisirte Körper nicht mehr dasselbe Gewicht und dieselbe Festigkeit besitzt. Zweifellos grübelt der Büffel über das Wie und Warum nicht lange nach; er frißt, weil er Hunger hat; er frißt, weil ihm das Fressen angenehm ist; er frißt, so viel er kann. Was wird aus seinen Genossen, die fortgebracht werden und nicht wiedererschienen sind? Wenn er sich von ihnen überhaupt eine Vorstellung macht, so ist es die, daß sie auf anderen Wiesen fressen. Aehnlich dachte sich der Urmensch, daß die, die er fallen sah und sich nicht wieder erhoben, anderswohin jagen gegangen sind. Da er nichts anderes that, als essen, um zu leben und leben, um zu essen, so verschmolz der Begriff des Lebens mit dem des Essens. Die „Seligen“ gingen zu ewigen Gastmählern — in Abraham's Schoß, zum üppigen Mahle Gamache's, in's Schlaraffenland. Dort fließen Quellen von Wein, Nektar, Honig und anderen schönen Getränken. — Man stürzt sich freudigen Herzens auf einen Eber, dessen einzelne Stücke von selbst wieder wachsen, man setzt sich vor einem Walfisch nieder, von dem Behemoth und Leviathan fraßen. Wenn man nur daran dachte, kam einem das Wasser in den Mund. Doch für die Feinde, die gehaßten Nebenbuhler sollten die Qualen des Hungers, die Gräuel des Durstes, das ewige Elend bestimmt sein. Die Dogmen des Paradieses und der Hölle nahmen ihren Ausgangspunkt in den Phantasien schrecklicher Hungersnöthe und wunderbarer Schmausereien. Für den Augenblick wird es uns genügen, zu wissen, daß die animische Materie sich, so fein sie auch ist, durch die Bewegung und sogar durch die Ruhe verbraucht. Da sie ihre Verluste nicht wieder ersetzt, so kann sie in der Atmosphäre mit dem Winde, den sie als Substanz hat, nur schwächer, geringer, dünner werden und sich auflösen. Nicht mehr gesehen werden, verschwinden, ist für einen Geist „der zweite Tod.“

* * *

Zahllos sind die Zeugnisse, welche behaupten, daß die Schatten die Wohnung nicht zu entbehren vermögen, und daß es fromm ist, für sie zu sorgen. Wir können dafür die ausschlagendsten Zeugnisse der christlichen Gelehrten beibringen. Doch sie sprechen nicht so laut, wie die Ostjaken, Syrjänen und Burjaten, bei welchen Castren folgendes Axiom aussprechen hörte:

„Unsere Götter würden ihre Tugend verlieren, wenn wir aufhörten, ihnen zu opfern.“

Man kann sich nicht klarer ausdrücken. Die Götter bewahren ihre Göttlichkeit nur, wenn man ihnen zu essen giebt ... Andere als die Ostjaken hätten daraus folgenden Schluß gezogen: „Die Götter haben keine andere Existenz, als die, die wir ihnen wohlwollender Weise beilegen. Unterdrücken wir sie also ein für allemal.“

Wie dem auch sein mag, der Ausspruch ist werthvoll; er trifft auf alle Religionen zu und bietet den Schlüssel zu ihren Geheimnissen.

* * *

Hätte nun nicht schon allein der Duft der Speisen hingereicht, die Schatten zu ernähren? Brauchen sie etwas kräftigeres als Düfte? Man hätte glauben können, daß ein Blättchen, das Aroma des Falerners, einige Tropfen Muskat, ein ganzes Volk, eine Nation von Geistern, die ja nur zarte und leichte Materialität besitzen, sättigen müßten.

In der That sagt Ovid, der Dichter der „Fastes“ in deutlichen Ausdrücken: „Die Gottheiten des Styx sind nicht gierig. Den reichen Geschenken ziehen die Manen eine fromme Liebe vor. Was brauchen sie schließlich mehr? Einige Brodkrumen in Wein getaucht, mit ein wenig Salz; dazu Veilchen. Mehr verlangen die Toten nicht.“

Demnach ist es billiger, einen Schatten zu ernähren, als ein Rothkehlchen oder einen Stieglitz?

Ovid war nicht aufrichtig. Er besang ein Thema, das ihm Mäcenas, der dem Kaiser Augustus den Hof machte, eingegeben hatte. Augustus wußte oder hatte gewußt — ganz wie Napoleon I. — was man von der Religion zu halten hat. Lucrez hat es deutlich genug gesagt. Doch er wünschte die Wiederaufrichtung des Cultus zur großen Idee seiner Regierung zu machen, weil das Volk einer Religion bedarf. Da es der Befehl des Herrn war, so besang Ovid die „Fastes“, die Kalender- und Priesterfasten. Doch er kümmerte sich darum ebenso viel wie um den griechischen Kalender. Hinter der befohlenen Begeisterung merkt man die Gleichgültigkeit und den tiefen Mangel an Verständniß für den Gegenstand. Lesbia, Delia, Cynthia besingen — das ließ er sich gefallen! Doch dem Hofpoeten, dem großen Führer der „goldenen Jugend“, hatte der Kaiser und Pontifex den Befehl ertheilt, den allzu vernachlässigten häuslichen Cultus wieder zu Ehren zu bringen. Er mußte sich fügen und die Laren für bescheiden, anmuthig und reizend ausgeben. Die Kaiserin hätte dem Dichter kein Lob gespendet, hätte er von den anspruchsvollen Forderungen der antiken Gottheiten gesungen, von ihrem grausamen Hunger gesprochen, von dem wilden Appetit der Dämonen und den Banketten berichtet, auf denen sich die sabinischen und latinischen Göttern mit Menschenfleisch vollstopften. Livius wünschte, man solle die Laren als niedliche, harmlose Wesen darstellen. Die seinen, die der Julier,

eine müßiggängerische, aristokratische Schaar, waren sehr behaglich untergebracht. Ihr Magen, den sie sich in vielfachen Schlemmereien verdorben hatten, lebte jetzt nur von „Diät". Diese Manen, deren zarte Nüchternheit der Verfasser der „Ars amandi" rühmte, dachten, man könne Brod entbehren, wenn man Braten hat.

Doch im Volke wußte Jeder, daß die Schatten einen unersättlichen Hunger haben, ähnlich wie Fliegen, die stets bereit sind, sich ebenso auf Milchtöpfe wie auf Blutlachen zu stürzen. Ihre Vorliebe ist das Blut, das rothe, warme Blut, das Blut als Elixir des Fleisches, als Essenz des Lebens, als Auszug der Kraft und Intelligenz. Und kein Blut ist so süß und gezuckert, so köstlich, wie das des Menschen. Die Götter konnten davon nie genug bekommen. Sie berauschten sich daran und verlangten immer mehr und mehr; nie konnten sie ihren Durst löschen. In Ermangelung menschlichen Blutes tranken die Schatten das Blut von Stieren, Pferden und Hammeln, Hühnern und Tauben. Das größte Blutbad sagte ihnen am meisten zu. Aus der Ferne witterten die Schatten das Blut, kamen herbeigeeilt und stürzten sich mit Gier darauf.

Als Ulysses in den Hades stieg, grub er ein Grab und schlachtete Schafe darin. Alle Seelen versammelten sich um ihn herum, ein ungeheurer zitternder Haufe. Und in ihrer Schaar sah Antikleia, die eigene Mutter des Helden, ihren Sohn erst, nachdem sie einige Tropfen von der wunderbaren Flüssigkeit des warmen Blutes getrunken, das ihr das Wort, das Gefühl und den Willen wiedergab.

Selbst wenn ein Schatten nicht viel Nahrung verlangen würde, so würden doch unzählige Schatten ungeheuer viel essen. — Besteht eine schlechte Verwaltung auch in der anderen Welt, wie in dieser, wo der Reichthum der einen die Noth der anderen zur Folge hat? — Jedenfalls hört man stets und überall sagen: „Die Schatten frieren. Die Schatten haben Hunger. Die Schatten betteln."

Selbst die christlichen Seelen haben Hunger. In diesem Falle sind sie weit von dem Christenthum der Kirche von Jerusalem entfernt, in welcher die Güter gemeinsam waren, wie auch die Mahlzeiten gemeinsam stattfanden. So sagte die Wittwe Oberlin's, des ehrwürdigen Pastors vom Steinthal im Elsaß zu dem Medium, das sie befragte: „Mein Elend, mein schreckliches Elend ist der Hunger! Ich habe nicht genug zu essen!"

Doch brechen wir ab. Es wäre unpassend, den modernen Spiritismus in die Debatte zu ziehen. Halten wir uns an die alten Berichte und namentlich an die Behauptungen der Urvölker.

* * *

Die Quitschuas boten ihren Gottheiten Cocablätter. Heute, da sie besser unterrichtet sind, bringen sie sie auf dem Altar der Jungfrau Maria dar, und die Geistlichen übernehmen es, sie zu übermitteln. In Neu-Guinea nähren sich die Götter von Sago, in Aitu-Katu von Zucker. Auf so mancher Südsee-Insel schlug man ihnen Cocosnüsse ab oder bot ihnen den Saft des Brotbaumes.

In ähnlicher Weise berauben sich die Neger der Haïti-Inseln der Mameys und Guabajas, zarter Früchte, damit die Seelen sie in der Dunkelheit verzehren können.

In Ermangelung anderer Mittel leben die Schatten von Industrie, ehrlicher wie unehrlicher. Sie stehlen Körner, Beeren und Früchte und saugen den Saft der Cocosnüsse und des Raphiabaumes aus. Durch ihre Diebstähle erzeugen sie Brand, Rost, Reblaus und die Krankheiten des Weinstocks und der Kartoffeln. In Australien halten sich die „Bulyas" den Tag über im Blattwerk und moosbewachsenen Baumstämmen, sowie in den Felsspalten auf; sobald die Nacht gekommen ist, schwärmen sie in so großer Anzahl in's Gestrüpp, daß die Luft von dem dumpfen Summen nagender Kiefer erfüllt wird; sie greifen die Würmer und Insecten, die Ratten, Eidechsen und Frösche, ja sogar die Ameisenlarven an. — Wie schwer hat man es doch, sich sein armes Leben in dieser und in jener Welt zu verdienen!

Nach der Behauptung der Innoiten gehen die Dämonen auf die Jagd und rauben den Füchsen ihre Beute, wenn sie an's Ufer geschwemmte Fische fressen. In warmen Ländern verwandeln sie sich in gierige, lästige und hartnäckige Bremsen, in blutsaugende Lausfliegen, die sogar die Adern angreifen und sich eher todtdrücken lassen, als daß sie ihre Beute aufgeben. Im Evangelium trägt ihr Anführer den Namen Belzebub; neben Lucifer nimmt er fürstlichen Rang ein.

In seinem Bilde vom Hades zeigte der griechische Maler Polygnotes den Dämon Eurynom, wie er Leichen zerfleischt, und stellte ihn als riesige Fleischfliege mit schwarzblauen Flügeln dar. Das war ein großartiger Fingerzeig für die Regisseure des „Orpheus in der Unterwelt". Sie machten aus Jupiter einen um Euridice herumsummende Hummel.

In Argentinien giebt es eine Legende, nach der sich die Seelen morgens in kleine Mücken verwandeln, abends jedoch wieder menschliche Gestalt annehmen. — Die Bhutas von Hinterindien nähren sich von verfaultem Fleisch, Koth und Abfällen. — Noth kennt eben kein Gebot. In China halten sich die Kungs in stinkenden Orten, faulenden Gewässern auf und nähren sich von verfaultem Fleisch und wenn möglich von menschlichen Leichnamen, deren Gestalt sie annehmen.

Die Maoris in Neuseeland glaubten, die Lieblingsnahrung der Gespenster wäre der Guano. Dem schiffbrüchigen Matrosen Jackson, von dem sie vermutheten, er käme aus der anderen Welt, boten diese großen Unschuldigen den Inhalt eines Nachtgeschirrs an.

Nach der Behauptung der Orientalen halten sich die Djinns in so großer Anzahl in den Latrinen auf, daß man beim Betreten dieser Orte die Worte sprechen muß: „Mit Eurer liebenswürdigen Erlaubniß, Ihr seligen Unsichtbaren!"

Wenn der Ghul eine Beute gepackt hat, so verschlingt er ganz zuerst die Eingeweide, und wenn es sich um einen Menschen handelt, so wartet er, bis die Würmer sich vermehrt haben. Wenigstens behauptet das Iba Wabschiach in seiner Agriculture Nabathéenne.

Die Oger und andere Kannibalen stehen mit den Leichenfressern auf einer Stufe. Die Märchen und Legenden wimmeln von ihnen. Schon Hesiod erwähnte die Keres, die auf die Schlachtfelder liefen, um das Blut der Verwundeten zu trinken. Die Bewohner des Limousin sagten, daß ihre Schloßfrau von Gimel — eine „weiße Dame" — einen Körper besitze, der weiß wie Schnee und so durchsichtig sei, daß man durch ihre Kehle den Wein und auch das Blut fließen sehe. Denn die zarte Dame hat eine Vorliebe für Kinder.

Der gefürchtetste unter den grönländischen Dämonen trägt den Namen Erloer Sortok oder der Eingeweidefresser.

So zu enden! Von dem ekelhaften Gewürm zernagt, zur Aasfliege zu werden! welche Schmach und Schande! Die letzte Bitte des Australnegers an seine Nächsten war, ihm die „ehrenhafte Beerdigung" seines Körpers zu Theil werden zu lassen, d. h. ihn selbst essen zu wollen. Die Eltern, Verwandten und Freunde erfüllten fromm und von ganzem Herzen den Wunsch.

Hier und da hört man von räuberischen Geistern sprechen, die die zur anderen Welt führenden Landstraßen unsicher machen und das Gewerbe von Wegelagern ausüben. Da sie nichts zu beißen haben, so fallen sie die Karawanen der Toten an und rauben ihnen die Lebensmittel, die sie mit sich führen. So statten die Kurden, die selbst Wegelagerer sind, den Todten mit einem genügend vollen Ränzel und einem Knotenstock aus und sagen zu ihm: „Theile mit den ehrlichen Reisenden; was die Anderen betrifft, so vertheidige Dich!"

* * *

Daß die herumirrenden Geister der Nahrung bedürfen, daß die stets in Bewegung begriffenen Phantome genöthigt sind, sich zu stärken, indem sie ein feines Gas, ein zartes Parfüm zu sich nehmen, das mag den Gegenstand interessanter Discussionen in einem modernen Salon zwischen Theosophen und Neobuddhisten bilden. Doch was soll man von den Aquapinern, den serbischen Bauern, den malayischen Wilden sagen, die da behaupten, die Elemente seien auch lebende Wesen, und man müsse dem Wind zu essen geben und der Flamme Erfrischungen anbieten?

Zu dem prasselnden und funkensprühenden Feuer sprachen die Kongoneger des Pater Canazzi wie zu einem Geschöpf, beklatschten es, beglückwünschten es, bewarben sich um seine Gunst, dankten ihm und warfen ihm Mehl zu.

Castren erzählt, daß bei den Kaibalen die Hausfrau dem Feuer ihrer Jurta Verbeugungen machte und ihm einige Stück Speck spendete, auch bot die gute Frau dem Gotte der aufgehenden Sonne einige Stücke an.

Die Tartaren bewirthen ihre Flüsse und Seen. Sie besitzen die ausnehmende Liebenswürdigkeit, in das Feuer einige Krümel ihres Tabaks, ihres kostbaren Tabaks, zu streuen. „Das ist für Dich!" sagen sie; „belustige Dich damit! Wir vergessen Dich nicht; vergiß uns auch nicht!"

Die Asaris von Westafrika opferten dem Berge Jahva Kühe. Alle zwölf Monate brachten die Japanesen dem Vulcan Tengger Opfer dar, indem sie Reis in den stets ausbrechenden Krater gossen. Dem Vulcan Bronok bringen sie Kokosnüsse, Ananas und Bananen, Kuchen und leckere, eben aus dem Ei gekrochene Hühner dar.

Die Diris von Nicaragua opferten der Nesaya, der Dame des Vulcans, einer alten runzligen Gottheit mit krummen Zähnen, junge Mädchen. „Pele, unsere alte Göttin," erklärte man Jules Rémy, „Pele ist mager, sehr mager geworden . . . Seit wir Christen sind, hat sie nichts mehr zu beißen, weder Schweinefleisch, noch sonst etwas. Sie sieht schrecklich aus!"

Gehen wir von den Vulcanen zu den Feuern des Himmels über. Wenn es donnert, wissen die Igorroten, das bedeutet: „Kabuniung hat Hunger!" Dann bieten sie ihm unter schönen Ceremonien ein Schwein.

„Wenn der Donner Mensch oder Thier tödtet," sagen die Kaffern, „so ist das ein Zeichen, daß man ihn vernachlässigt hat, und daß er selbst für seine Mahlzeit sorgen muß."

Der Lette, der den Donner grollen hört, holt eine Schweineschwarte, schwingt sie und zeigt sie dem Himmel. — „Perkun, guter Perkun, da ist Speck, guter Speck! Doch sei artig, thu uns nichts zu Leide!"

Ein peruvianischer Cazike, der von Tumbez, bildete sich ein, die Castillaner hätten den Blitz in ihrer Muskete sitzen. Er goß Wein in den Lauf, streichelte das Gewehr und dachte es dadurch zu besänftigen: — „Zerschmettere uns nicht!"

Die Annamiten veranstalten ihren beiden Großvätern, dem Genius des Feuers und dem Genius des Wassers, jährlich ein Bankett.

Damit die Flüsse und Ströme, die Seen und Sümpfe sich nicht selbst Opfer holten und nicht selbst für ihre Nahrung sorgten, ist oder war es in allen Ländern üblich, ihnen zu opfern. Für den Augenblick wird es genügen, die Tschuktschen zu erwähnen. Den Geistern, die auf den Vorgebirgen und Felsen des Weißen Meeres hausen, bringen sie Brei, damit sie ihn mit den Freunden oder Genossen theilen, die sich in den Wassern verlieren.

Auf dem Rothen Meer sah Burckhardt die arabischen Matrosen Mehl über Bord werfen. — „Was thut Ihr da?" — „Wir geben den Geistern der Stürme zu essen."

Wenn der Wind das Getreide umzureißen droht, gehen die Bauern in Kärnten zu dem Baum, der das Haus beschattet, binden Fleisch daran und sprechen: „Freund, nun hast Du genug gewüthet, iß und verhalte Dich ruhig!"

Nachtigall sah die Baghirmis einem großen Pfahl Spenden darbringen, der die Ehre hatte, den großen Baghirmi, ihren Schirmer und Beschützer darzustellen.

Wir erfahren von Siculus Flaccus, daß man die Prellsteine, die Verkörperung der Vorfahren, mit Oel salbte, ihnen Guirlanden umlegte und flatternde Schleier an ihnen befestigte. Numa Pompilius ließ ihnen Brei, Kuchen und die Erstlinge der Früchte vorsetzen, ganz abgesehen von einem Lamm, das man von Zeit zu Zeit schlachtete.

Früher bewahrten die Bauern Norwegens sorgfältig runde Kieselsteine. Jeden Donnerstag gaben sie ihnen ein bißchen Feuerung, bestrichen sie mit Butter, besprengten sie mit Bier und legten sie dann respectvoll auf ein Bett von Stroh.

Was soll man ferner zu dem Mehl sagen, das man dem Monde opferte, dem Brei, den man der Sonne spendete, den Milcheimern, die man ihnen in's Gesicht goß, dem Blut, mit dem man den Sirius, die Plejaden und die übrigen Gestirne zu besprengen behauptete?

Schließen wir. Sagen wir nur noch, daß die Brahmanen die Verpflichtung haben, täglich Spenden und Gebete dem Gotte des Feuers, dem glorreichen Agni, dem Mondgotte, der Göttin des Tages, der des Himmels, der der Erde, den Winden, den Gottheiten des Wassers, denen der großen Bäume, allen Geistern, die im Lichte und in der Dunkelheit dahinschreiten, darzubringen.

Alle müssen essen und trinken; und alle brauchen die unerläßliche Ration Lob und Schmeichelei.

Feuilleton.

Auswanderer.

Novelle von Emil Ertl.

(Schluß.)

3. Die Mutter träumt.

Eine Menge Volkes wartet vor dem hohen Portal einer Kirche. Aus dem Innern tönen sanfte Orgelklänge und lieblicher Gesang. Aber Niemand kann eintreten, denn das Thor ist verschlossen.

Sie selbst steht mitten in der Menge, ihr Kind auf dem Arm, ihren Sohn. Der ist noch ganz klein, ein oder zwei Jahre, und schön wie ein Christusknabe. Zärtlich preßt sie ihn an ihre Brust, blickt ihm in die großen Augen, legt ihren Arm schützend um ihn, daß ihm kein Schaden zugefügt werde. Die Menschen drängen ungestüm gegen den Eingang, versuchen sich vorwärts zu schieben, drücken auf die Klinke, pochen an die Pforte. Das Thor bleibt verschlossen.

Da werden sie unwillig und gehen fluchend fort, einer nach dem andern. Immer lichter wird die Schaar der Harrenden. Endlich entfernen sich auch die Letzten. Allein steht sie vor dem Kirchenthor, ihr Kind in den Armen. Sie kann sich nicht losreißen. Die süßen Töne, die aus dem Innern dringen, halten sie wie mit überirdischer Gewalt.

Und plötzlich springt die Pforte krachend auf, und eine Stimme erhebt sich, die tönt wie Posaunen des Gerichts: Ihr Kleingläubigen, die ihr verzweifelt an der ewigen Güte, tretet ein zur Quelle alles Lichts!

Aengstlich blickt sie um, nach den Andern, die mit ihr harrten, aber die sind Alle fort, verschwunden. Da drückt sie sich zitternd hinter eine steinerne Säule und wagt kaum zu athmen. Aber ein Engel von unbeschreiblicher Schönheit, in goldenen Locken und strahlendem Gewand faßt sie an der Hand und führt sie feierlich in die hohe düstere Halle, wo in breiten schweren Wogen brausende Orgeltöne rollen. Schwarz wie Särge starren die leeren Kirchenbänke, aber vom Hochaltar dringt durch bläuliche Weihrauchwolken tausendfacher Lichterglanz wie der milde Schimmer eines unermeßlichen Sternenhimmels.

Demüthig und verschämt schreitet sie an der Hand ihres Führers durch die riesige Halle, wagt es nicht, die Augen aufzuschlagen.

Vor dem Hochaltar läßt er sie allein. Sie sinkt in die Kniee, das Kind an sich drückend. Zögernd hebt sie den Blick empor. Da fällt wie ein beengendes Gewand die Furcht von ihr. Gleichsam nackt, ohne Scham fühlt sie sich als Geschöpf dem Allmächtigen gegenüber.

Sie sieht einen Kranz holdseliger Engel, pausbackige kleine und

schlanke große. Aus Notenblättern singen die Einen zur Orgel, silberne Weihrauchfässer schwingen die Andern. Und inmitten der Glorie Christus, der ernst und mild auf sie niederschaut. Die rothen Wundmale scheinen zu glühen.

Zu seiner Rechten thront Maria, die Himmelskönigin in blau und rosenfarbenem Gewand. Die neigt sich in unsäglicher Anmuth zu dem Kinde herab und streckt wie segnend die Hände aus ...

Da erwachte die Mutter und erkannte, daß es nur ein Traum war. Sie lauschte zu ihrem Sohne hinüber, der athmete schwer und wälzte sich in seinem Bette herum.

Alles fiel ihr wieder ein ... Socialdemokratie ... Streik ... Brasilien.

Aber ein wunderbares Gefühl von Trost und Zuversicht wohnte in ihrem Herzen.

Was klagte sie kleinmüthig, daß sie den Sohn verlieren mußte? Konnte es nicht zu seinem Besten also bestimmt sein? Vielleicht lag es im Rathschluß der ewigen Vorsehung, ihn auf diese Weise zu Gott, zum Glauben zurückzuführen, die sündigen Parteigötzen, die er verehrte, nach ihrem wahren Werth erkennen zu lassen! Sind die Wege des Herrn nicht unerforschlich? Und war es nicht eine gute Vorbedeutung, daß sie im Traume ihr Kind an die Stufen des göttlichen Thrones getragen hatte? Hatte nicht Maria sich geneigt, die schmerzhafte Mutter, die all' ihren Kummer verstehen mußte wie Niemand sonst? ...

Sie betete: „Herr, Gott, Dein Wille geschehe!“

Da hörte sie den Sohn, der aufgewacht war und sich leise ankleidete. Sie erschrak heftig.

So war der Tag gekommen?

4. Abschied.

Wie todt liegt die Fabrik da. Kein Rauch steigt aus dem Schlot. Es ist, als ob einer zu athmen aufhörte.

Mehrere von den Arbeitern richten ihre Blicke hinauf. So fremd, so traurig sieht er aus ohne Rauch. Es thut ihnen ordentlich weh, daß sie ihm zum Abschied das anthun mußten, dem langen rothen Gesellen.

Ernst und gefaßt stehen die Männer beisammen. Kein lautes Wort fällt. Schweigend schütteln sie einander die Hände, schauen sich in die Augen. Die Weiber flüstern untereinander, wischen sich mit dem Rücken der Hand die Thränen ab

In der Ferne hängen ein paar Strichregen vom Himmel auf die Erde nieder. Der kalte Novembermorgen, die trostlose Ebene, die vielköpfige Menge, die von Minute zu Minute anschwillt, Alles ist in dieselben Farben gekleidet: Farben der Armuth.

Still ist es wie auf einem Kirchhof. Aber da kommt ein Trupp junger Burschen an mit Bündeln und kleinen Koffern, Reisig auf den Hüten wie Rekruten. Sie jauchzen, sind angezecht. Juchhe! Es lebe Brasilien!

Einer aus ihrer Mitte ruft einen Dastehenden an: „So, jetzt kannst wieder arbeiten, die Rädelsführer gehen!“

Der Angeredete ist ein bärtiger Mann mit finsterem Gesicht, der zwei Kinder von drei und fünf Jahren an den Patschhänden hält.

Einen Blick voll Neid und Sehnsucht schießt er auf den Spötter hinüber, dann senkt er ihn wie beschämt auf die mit Wasser gestriegelten Köpfe seiner Kleinen.

Den ersten reut sein Wort. „Laß gehen,“ sagt er, „wenn wir drüben sind, schreiben wir Euch, dann kommt Ihr nach!“

Da bildet sich schon der Zug. In Reihen, sechs Mann hoch setzen sie sich in Bewegung. Wie Soldaten marschiren sie los, Reih' um Reih'. Mancher hat sein Mädel zur Seite, das ihm das Bündel trägt. Die Zurückbleibenden umdrängen sie in Schwärmen, laufen vor ihnen her. Eltern und jüngere Geschwister hängen sich an die Scheidenden.

„Wir begleiten Euch! Nur ein Stück noch begleiten wir Euch!“

„Alles mit!“ heißt es. „Feierliches Geleit bis zum Bahnhof!“

Ein hagerer alter Mensch springt zur Seite auf eine Tonne. Sein Auge ist unstet, fanatisch, wie es über die Menge hinschweift. Mit lauter Stimme ruft er: „Genossen und Genossinnen! Haltet Ruhe und Ordnung, wenn es durch den Ort geht! Sie sollen sehen, daß wir Arbeiter sind!“

Das Wort zündet. Ja, das sollen sie sehen! Und aus tausend Kehlen steigt zum grauen Morgenhimmel das Lied der Arbeit ...

Als der Zug den Hauptplatz erreichte, fand er alle Straßenausgänge von Landjägern besetzt.

„Nur die Auswanderer dürfen durch!“ hieß es.

„Warum denn? — Warum? — Wir wollen sie ja nur begleiten!“

Die Masse staute sich. Dicht gedrängt standen alle beisammen.

„Was ist denn los? — Warum dürfen wir sie nicht zum Bahnhof begleiten?“

In den vordersten Reihen ging es an's Abschiednehmen. Man hörte Weiber aufschluchzen.

„Leb' wohl! Leb' wohl! Vergiß nicht zu schreiben!“

„Zurück, die nicht abreisen!“ riefen die Landjäger.

Das war leicht gesagt. Viele wollten zurück, aber die Andern drängten vor.

„Laßt uns durch, wir versäumen den Zug!“

„Laßt die Auswanderer durch!“

„Zurück! Platz machen!“ schrien die Landjäger, stießen mit den Gewehrkolben in die Menge. Weiber und Kinder kreischten. Ein mörderisches Gedränge entstand. Hilferufe wurden laut.

„Wozu das Alles?“ rief es aus der Menge. „In schönster Ordnung hätten sie uns begleitet!“

„Zurück! Platz machen!“ schrien die Landjäger, stießen mit den Gewehrkolben in die Menge.

Truppweise passirten die Auswanderer die Kette.

Ein kräftiger junger Mensch, der ein Kofferchen in der Hand trug, pflanzte sich trotzig vor den Postenführer, der die Pässe vidirte.

„Jetzt — warum soll meine Mutter mich nicht bis zum Bahnhof begleiten dürfen?“

Das alte runzlige Weib klammerte sich an seinen Arm, weinte.

„Zurück, wer nicht dazu gehört!“ rief der Postenführer.

„Warum? will ich wissen! Warum?“

„Zurück, wer nicht dazu gehört!“

„Warum?“ sagte der Auswanderer.

„Zurück!“ sagte der Landjäger.

Der junge Mensch schäumte vor Wuth. Aber er beherrschte sich.

„Sie wollen uns den Abschied von der Heimath leicht machen,“ sagte er. „Leb' wohl, Mutter! Geh zurück!“

Er küßte die Alte, die schluchzend mit ihren knochigen Armen seinen Hals umschlang.

„Geh, geh, Mutter! Es wird eine Zeit kommen ... Wir wollen hoffen ... Geh ... geh ... leb' wohl!“

Er riß sich los, wies den Paß vor und eilte den Genossen nach. Er war schon einer der letzten.

Aber die Alte wollte noch nicht von ihm lassen. Für das ganze zukünftige Leben sollte sie ihn verlieren, ja — das war Gottes Wille. Aber diese Viertelstunde gehörte er noch ihr nach menschlichem und göttlichem Recht!

So ähnlich fühlte sie es, und entschlossen machte sie einen Versuch durchzuschlüpfen, ihm nach. Ein Landjäger stellte sich ihr in den Weg. Sie stieß ihn zur Seite, aber ein zweiter faßte sie an den Handgelenken und drängte sie zurück in die Menge. Sie stöhnte unter dem eisernen Druck seiner Fäuste, rang mit ihm, allein spielend bewältigte er sie und zwang sie auf die Knie. Da biß sie ihn in die Hand, daß die Muskeln knackten. Seinen Schmerz überwindend, riß er das Gewehr von der Schulter, tractirte sie mit Kolbenstößen. Seine Nebenmänner sprangen ihm bei, hielten, indem sie mit ausgestreckten Armen ihre Gewehre als Barrière gebrauchten, die unheimlich murrende Menge im Zaum.

Auch ein Officier von den Landjägern eilte herzu und herrschte das alte Weib an: „Zurück, oder ich lasse Sie arretiren!“

Da fuhr sie ihm schon mit beiden Händen in's Gesicht und kratzte ihn, daß ihm das Blut in den Bart rann. Aber er behielt seine Fassung und hieb sie nur mit der flachen Klinge über den Rücken.

Sie biß, kratzte, schlug um sich und spie gleich einer Rasenden. Wie ein wildes Thier wehrte sie sich gegen fünf oder sechs Männer, die mit Kolben und Bajonetten auf sie eindrangen. Nur mit vieler Mühe wurde sie endlich überwältigt und an beiden Händen gefesselt.

Die Menge war inzwischen durch die vorrückende Gendarmerie zurückgedrängt worden. Unter Kreischen und Schreien der Weiber und Kinder floh sie gegen die Straße, durch die sie eine halbe Stunde vorher so stolz auf ihre Zucht und Ordnung einmarschirt war.

Am unteren Ende des Platzes, der schon gesäubert war, stand das alte Weib aufrecht, allein, von zwei Jägern mit aufgepflanztem Bajonett bewacht wie ein Mörder, ein gefährliches Raubthier. Wüthend zerrte sie an den Handschellen, die ihre Gelenke umklammerten. Sie fühlte: ihr Recht hatte man geknebelt, ihr Mutterrecht, die letzten Minuten an der Seite ihres Sohnes auszuharren, den sie für's Leben, für's ganze Leben verlor!

Und diese himmelschreiende Vergewaltigung sah der Himmel ruhig mit an? Stand ihr nicht bei in ihrem heiligen Recht? Schleuderte keinen Blitz gegen die rohen Ueberwinder? Und sie hatte doch mit Gott in der letzten Nacht so innig Zwiesprach gehalten? Warum rührte er sich nicht, wenn er seine Geschöpfe liebte? Ah — vielleicht war Alles ganz anders eingerichtet, als sie bisher geglaubt hatte! Sagte ihr Sohn nicht immer, daß die Starken Kindermärchen erfinden, um die Schwachen zu knechten?

„Hoch die Socialdemokratie!“ schrie sie aus Leibeskräften.

Die beiden Landjäger, die ihr zur Seite standen, geboten ihr Schweigen, pufften sie mit Fäusten in die Seite.

„Hoch die Socialdemokratie!“ schrie sie aus Leibeskräften.

Der Officier, der sich noch immer das strömende Blut vom Gesicht wischte, trat heran und redete gütlich auf sie ein, zu schweigen, es sei zu ihrem eigenen Besten.

Sie hörte nicht auf ihn, schrie aus Leibeskräften: „Hoch die Socialdemokratie! Hoch die Socialdemokratie!“

Ihre Hände mochten sie fesseln, ihre Zunge konnten sie nicht knebeln.

„Hoch die Socialdemokratie!“ scholl es nun auch aus dem Gewühl der Arbeiter. Ein wüstes Gejohle, hundertstimmig. Und wie eine Mauer stand plötzlich die flüchtende Menge fest.

Mit gefälltem Bajonett, wie im Kriege, rückte eine Schwarmlinie von Landjägern gegen sie vor. Ein furchtbarer Hagel empfing sie. Man hatte an die scharfkantigen Steine nicht gedacht, die zur Straßenbeschotterung allenthalben in ganzen Haufen aufgeschüttet lagen.

Haßerfüllt standen die Gegner einander gegenüber. Ein regelrechter Kampf entwickelte sich. Auf beiden Seiten wälzten sich Verwundete in ihrem Blute.

Plötzlich erschollen Commandorufe. Unglaublich rasch und exact concentrirte sich die Gendarmerie. „Feuer!" Eine knatternde Gewehrsalve, durchdringend, erschütternd, aber ganz kurz, wie der jäh abgebrochene Ton einer riesigen Rassel . . .

Einen Augenblick war es ganz still. Dann erfüllte jämmerliches Wehklagen die Luft. In wilder Hast, kopfüber flüchtete die Menge durch die enge Straße zurück.

Ganz kaltblütig und ruhig stand der Officier mitten auf dem Platz. Er zündete sich eine Cigarre an wie Einer, der seine Arbeit gethan hat. Jetzt wurde er wieder auf das alte Weib aufmerksam, das sich noch immer auf derselben Stelle befand. Sie schrie ununterbrochen und zerrte wie wahnsinnig an ihren Ketten.

Langsam, gemächlich schlendernd und den Säbel auf der Erde schleifend, näherte sich der Officier und gab einen Wink, sie nach dem Polizeiarrest abzuführen. Ein Gendarm escortirte sie. Sie ging gutwillig vor ihm her in ihren Handschellen, durch die stillen Seitenstraßen und Winkelgäßchen. Nur von Zeit zu Zeit kreischte sie auf und schrie aus Leibeskräften: „Hoch die Socialdemokratie! Hoch die Socialdemokratie!"

Dann flogen klirrend die Fenster auf, und die Leute steckten die Köpfe heraus.

„Eine Rädelsführerin!" hieß es. „Man sieht, wie nothwendig es war, sich vorzusehen!"

Aus der Hauptstadt.

Meine Sommerwohnung.

Von Theophil Zolling. (Aus dem Nachlaß.)

I.

Ein kleines Haus ist meine Wahl
An grüner Bergeshalde
Im schattenkühlen Wiesenthal,
Umrauscht vom Buchenwalde.
Es liegt an keiner Eisenbahn,
Vom Fremdenstrom durchfluthet,
Komm mit der Schneckenpost ich an,
Der Schwager fröhlich tutet.

II.

Die Wirthin ist ein ehrlich Weib,
Kramt nicht in meinen Sachen.
Die Kinder nie zum Zeitvertreib
Mich noch nervöser machen.
Singvögel jubeln frei vom Ast,
Vom Berge Bächlein rinnen,
Und als verehrter Sommergast
Ich selig mitten drinnen.

III.

Stets sonnenklare Gegend rings,
Und wenn es einmal regnet,
Dann nie bei Tag es schlechterdings,
Nein, nur des Nachts begegnet.
Kein kläffend Hündchen ist mir nah,
Kein Hauch von Lungenkranken.
Was Wunder, kommen mir allda
Unsterbliche Gedanken!

IV.

Wohl Tag und Nacht, oft bis es tagt,
Schwärm' ich allein im Freien,
Doch wenn es mir das Herze sagt,
So kann ich's auch zu Zweien.
Gott wunderschöne Mädchen schuf
In meinem Thal viel Hundert.
Der Kuckuck zählt mit lautem Ruf
Die Küsse mir verwundert.

V.

Ein naher Krug hat guten Wein,
Auch Bier ist zu empfehlen,
Und fällt mir's just zu kegeln ein,
Wird nicht Gesellschaft fehlen.
Doch in der Laube links vom Thor
Trink' ich auf alle Schönen,
Wirthstochter nimmt die Zither vor,
Ich laß' den Bierbaß dröhnen.

VI.

Kein Leierkasten frech mich stört,
Der wild die Walze haspelt.
Kein Klavicymbel wird gehört,
Kein Leutnant Süßholz raspelt.
Kein Modeweib im neusten Kleid
Spaziert, gefolgt vom Diener,
So weit man geht, ist weit und breit
Kein einziger Berliner!

VII.

Geheimraths essen mir nicht fort
Die blauen Bachforellen,
Nicht Staffeleien sieht man dort
Vor allen Wasserfällen,
Und kein naturgelehrter Gast
Tobt mit der Pflanzenpresse. —
Kennst Du so seltne Sommerrast,
So gieb mir die Adresse!

Börsen-Reform, die ich meine.

Von der Beendigung des chinesischen Krieges hat man sich an der Börse vielfach Wunderdinge versprochen. Die Leute, die so dachten, haben ganz vergessen, welche Anstrengung und wie viel Zeit dazu gehört, die alten, durch die kriegerischen Unruhen unterbrochenen Verbindungen wiederherzustellen und gar neue anzuknüpfen. Die eigentlichen Kriegsereignisse sind ein Kinderspiel gegen die Concurrenzkämpfe, die jetzt durchzufechten sind, ehe wir unsern Antheil an dem chinesischen Markte erlangt haben.

So ist die Berliner Börse abermals um eine Enttäuschung reicher. Weiter bleibt sie gänzlich auf sich allein angewiesen. Und da ist neuerdings wieder eine Tendenz zum Durchbruche gekommen, die geradezu verwüstend genannt werden kann. Die Contremine hat Oberwasser bekommen. Das Gesetz verbietet ja zwar das Fixen von Montanpapieren; aber man hat Mittel und Wege gefunden, um nicht nur in den sog. Ultimopapieren, sondern auch in Cassawerthen beständig Contremine-Abgaben vorzunehmen. Wer ein offenes Auge an der Börse hat, dem ist es nicht entgangen, daß das reelle Geschäft auf dem Industrie-Actienmarkte fast aufgehört hat und an dessen Stelle ein Speculationsgeschäft von kleinen Speculanten und Angestellten von Banken und Bankiers getreten ist. Das ging soweit, daß das „Commis-Fixen" zeitweise dem Markte die Richtung gab. Man hat Mancherlei unternommen, um diese unsoliden, die Börse sowie die Banken und Bankiers schädigenden Geschäfte der Angestellten zu hintertreiben.

Es war Alles vergebens. Selbst die Androhung, die Firmen, die derartige Geschäfte treiben, an den Pranger zu stellen, hat Nichts gefruchtet, weil Jeder gewußt hatte, daß sie nicht in die That umgesetzt werden würde. Es wäre aber die höchste Zeit, hier mit unbarmherziger Strenge vorzugehen und sowohl den jungen Leuten als auch den Firmen, die mit ihnen gehandelt haben, den Zutritt zur Börse für alle Zeiten zu untersagen. Freilich hat es mit der Durchführung so rigoroser, im Interesse der Börse aber durchaus nothwendiger Beschlüsse noch gute Weile.

Eine weitere Eigenthümlichkeit des gegenwärtigen Börsenverkehrs liegt darin, daß schon durch unglaublich bescheidene Aufträge zum Kauf oder zum Verkaufe die Curse gestaltet werden. Das Publicum darf sich daher gar nicht wundern, wenn es in diesen Tagen trägen Geschäftsganges seine Papiere oft um 10, 20 und mehr Procente sinken sieht. Von einem Herauskommen von Massenaufträgen kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Zum Kaufen vermögen die jetzigen Zustände nicht anzuregen; zum Verkaufen aber ist nach den furchtbaren Stößen des letzten Jahres nicht mehr viel in den Händen des Publicums. Deßhalb sollte man sich fragen, ob es gerechtfertigt ist, daß kleine Aufträge, so wie es in diesen Tagen geschah, den Curs reguliren dürfen. Ob die Makler für derartige Cursnotirungen verantwortlich zu machen sind, läßt sich natürlich schwer sagen. Aber nach Abhülfe sollte man doch suchen, wenn es auch schwierig sein mag, eine zu finden, die allgemein befriedigt. Wenn man aber der Ansicht ist, daß diese Art Cursregulirung indirect ein Werk der Contremine ist, dann müßte man in derartigen Fällen den Curs doch überhaupt streichen. Das ist ja früher oft genug vorgekommen.

Neben der Contremine spielt jetzt vielfach auch ein Theil der Presse ein unverantwortliches Spiel. Bei dem Hypothekenbankenkrache, wo es doch genug zu erzählen gab, schwiegen diese Herren, um sich das Inseratengeschäft nicht zu verderben; jetzt schüttet die bewußte Presse das Kind mit dem Bade aus, weil, nach ihrer Meinung, an der Conjunctur doch Nichts mehr zu ändern ist. In kritik- und schamloser Weise durchkreuzt sie alle Versuche, eine Besserung herbeizuführen, ohne dabei an die furchtbare Schädigung zu denken, die sie durch ihr Treiben dem Publicum und dem Nationalwohlstande zufügt. Fast täglich kann man sehen, wie diese Sorte von Zeitungen, die sich zu den sogenannten großen zählen, im Gefolge der Contremine Industrie und Handel in einem Lichte darstellen, als ob sie vollständig ruinirt seien. Mit solchen Berichten geht man dann an der Börse krebsen. Der Erfolg ist ein Curssturz, wie wir ihn in den letzten Wochen erlebt haben. Es giebt sodann wohl mehr als ein Dutzend kleiner Börsenblätter, die zusammen keine 1000 Abonnenten haben und ihren Beruf nur darin suchen, den Inserenten das Geld für Inserate abzuzapfen. Die Leutchen gehen dabei aber mit solchem Raffinement vor, daß man ihnen gerichtlich Nichts anhaben kann. Diese Sorte Blätter hat zumeist gar keinen festen Abonnentenstamm. Sie verschickt einzelne Exemplare an Banken, denen sie ein Inserat abzujagen gedenken, oder an einzelne Persönlichkeiten, die sie sich durch einige wohlmeinende oder niederträchtige Worte gefügig zu machen hofft. Eine besondere Art dieser Presse bildet die, welche von gewissen, eigentlich muß es heißen von gewissenlosen Bankiers (wenn man diesen Namen für solche Persönlichkeiten gebrauchen darf) herausgegeben wird und die auf ein ganz besonders naives Publicum speculirt, aber, wie die Erfahrung lehrt, oft mit recht gutem Erfolge.

Der Unfug mit der geschilderten Art von Börsenpresse wird auch dadurch unterstützt, daß sie in engster Verbindung mit Inseratenbureaus steht, ja selbst in ihrem Verlag gedruckt wird. Diese Bureaus, von denen manche 3—4 Zeitungen besitzen, haben sehr oft die Börseninserate zu vergeben. Dabei begehen sie die Schamlosigkeit, die großen Zeitungen mehr oder weniger zu vernachlässigen und statt dessen ihren eigenen oder andern Winkelblättchen, von denen sie große Rabatte bekommen, umsomehr zuzuwenden.

Das scandalöse Treiben schädigt die Inserenten, das Publicum und die großen anständigen Zeitungen, denn auf diese Weise gelangen die Bekanntmachungen nur einem kleinen Kreise von Interessenten zu Gesicht; es wird also der Hauptzweck des Inserats, die Publicität, verfehlt. Das Publicum wird benachtheiligt, weil ihm dadurch manche wichtige Mittheilung entgeht. Die großen anständigen Zeitungen, die einen umfangreichen und kostspieligen Apparat aufbieten, um ihre Leser in ausgedehnter und zuverlässiger Weise zu informiren, werden um einen Theil des Erfolgs ihrer Anstrengungen gebracht. Dem Ansehen der Börse selbst kann es nur schaden, wenn sich eine Presse, wie wir sie oben geschildert haben, an ihre Fersen heftet. Gegen diesen Unfug giebt es nur ein Mittel. Die Banken und Industriegesellschaften müßten sich zusammenthun und es mit Entschiedenheit ablehnen, jenen Zeitungsunternehmungen und Agenten noch irgend ein Inserat zu geben. Schon die eigene Würde sollte den Gesellschaften ein solches Vorgehen gebieten; denn die revolverartige Manier, womit jene „Verleger und Redacteure" arbeiten, müßte jede Art von Geschäftsverbindung mit ihnen unmöglich machen.

Von den oben gekennzeichneten „Preßhelden" bis zur Affaire der Schweizer Nordostbahn ist nur ein Schritt. Diese, hier schon erwähnte Angelegenheit hat auch in der letzten Woche neuen Staub aufgewirbelt, da bekannt wurde, daß Präsident von Salis und die beiden Directoren des Unternehmens über den Kopf ihrer Aufsichtsräthe weg und über den Kopf aller ihrer Actionäre hinweg mit dem, man kann wohl sagen, rücksichtslosen Herrn Zemp verhandelt und die Bahn buchstäblich an die Schweiz verschachert hat. In der ganzen Geschichte der Actiengesellschaften ist ein derartiger Fall noch nicht dagewesen; und man kann gar nicht scharf genug gegen diese Persönlichkeiten vorgehen, die anscheinend im eigenen Interesse das Wohl und Wehe der Actionäre preisgegeben haben. Die Schweiz hat auf dem Gebiete des Actienwesens schon manche sonderbare Frucht gezeitigt; ich erinnere nur an die Gesellschaften, die man in Basel oder Zürich gegründet hat, auch von deutscher Seite, um dem deutschen Gesetze ein Schnippchen zu schlagen. Aber das sind Alles Kleinigkeiten gegen die Art, wie Seitens der Schweiz selbst, von officieller und staatlicher Seite gegen die Gesellschaften vorgegangen ist, von denen man genau wußte, daß ihr Actienbesitz sich im Auslande, speciell in Deutschland befand. Was hat man bei uns für Beredsamkeit aufgeboten, um bei dem Abschlusse des letzten Handelsvertrages ja der Schweiz nicht zu nahe treten zu lassen; und jetzt brutalisirt diese selbe Schweiz gutgläubige deutsche Actionäre. Die deutsche Regierung und die Banken haben ruhig zugesehen, wie in frivoler Weise den deutschen Actionären das Geld aus der Tasche gezogen wurde. Niemand hat sich gefunden, der gegen ein solches Gebahren Protest eingelegt hätte. Kein Comité ist zusammengetreten, um den bedrängten Actionären der Bahn zu Hülfe zu kommen. Auch vom Schweizerischen Bundesrathe hört man immer noch nicht, daß er selbst Verwahrung eingelegt hätte gegen eine Abmachung, die eine Persönlichkeit aus seiner Mitte zum Schaden ehrlicher Actienbesitzer abgeschlossen hat. So bleibt den Actionären nur übrig, sich selbst zu helfen, soweit das geht und noch einen Erfolg verspricht. Aber solche Zustände tragen nicht zur Hebung des Ansehens der Börse bei. Ihr wird ja immer die Schuld an derartig großen Capitalverlusten beigemessen, obgleich sie in diesem Falle wirklich keine Verantwortung trifft. Hier sind vielmehr die Vorwürfe an die Adresse der Banken und der Actionäre zu richten, weil sie sich nicht rechtzeitig gegen das schändliche Vorhaben des schweizerischen Bundesrathes in's Zeug geworfen haben. Mögen sie jetzt retten, was noch zu retten ist! Eckehard.



Hygienische Ratschläge.

Der moderne Mensch scheint gegen Belehrungen über Zahnpflege immun geworden zu sein. Anders ist die geradezu haarsträubende Vernachlässigung unserer Zahnverhältnisse nicht mehr zu erklären. Es ist einfach ein Rätsel. Beinahe täglich erscheinen in Zeitschriften, Broschüren usw. die eindringlichsten Belehrungen über die unausbleiblichen körperschädigenden Folgen, die eine ungepflegte Mundhöhle hervorruft. In den Wochenschriften hat die Rubrik „Zahnpflege“ einen Stammplatz inne, und doch ist (gering geschätzt) jedem dritten Deutschen eine übelriechende, unsaubere Mundhöhle eigen. Ich frage mich: Wie in aller Welt ist das möglich? Nutzt sich die Sprachwirkung ab? Wird das Wort fadenscheinig? Ist die Abneigung des Kulturmenschen gegen Glauben so stark, daß er überhaupt nichts mehr glaubt? Vielleicht wird zuviel geschrieben; der Mensch ist übersättigt. Er liest, aber es haftet nicht.

In keinem Zeitalter war es mit den Zähnen der Menschheit so traurig bestellt, wie in unserem so viel gerühmten Jahrhundert. Untersuchungen haben ergeben, daß schon unter 100 Schulkindern nur zehn, in manchen Gegenden sogar nur drei, gesunde Gebisse hatten. Also ca. 90 % aller Schulkinder sind schon zahnkrank! Die indirekten Ursachen der von Generation zu Generation rapid zunehmenden Zahnverderbnis liegen in unseren Lebensgewohnheiten und in unserer Ernährungsweise begründet: weichliche, nährsalzarme Nahrung, unzweckmäßige Säuglingsernährung, ererbte Disposition zu schlechter Zahnbildung, intensive Kopfarbeit, vor allen Dingen aber Unreinlichkeit und mangelhafte Mundpflege. Die direkte Ursache für das Hohlwerden der Zähne haben wir in den Spaltpilzen zu suchen, die in der Mundhöhle Fäulnis und Gärung verursachen. Ist der Mund ungepflegt und unsauber, so bildet er eine vorzügliche Brutstätte (Temperatur 37°) mit den denkbar günstigsten Lebens- und Ernährungsbedingungen für diese kleinen, aber sehr gefährlichen Lebewesen. Nährstoffe für die Bakterien sind: Speisereste, Mundschleim, abgestoßene Zellen der Mundschleimhaut, freiliegende Zahnnerven usw. Aus diesen Nährstoffen produzieren die Spaltpilze schädliche Stoffwechselprodukte, namentlich Milchsäure, die den Zahnschmelz auflöst. Bedenklich ist, daß neben diesen zahnzerstörenden Spaltpilzen zahllose krankheitserregende (pathogene) Bakterien in diesem natürlichen Mundbrutofen sich nähren und jederzeit zum Angriff auf den Gesamt-Organismus bereit sind. Neben vielen anderen sind in hohlen Zähnen und unsauberen Mundhöhlen (Väter und Mütter merkt Euch das!) Erreger der Diphtherie nachgewiesen worden. Darum legen Aerzte und Zahnärzte mit Recht einen so großen Wert auf die sorgfältige Mundpflege bei Kindern!

Für den denkenden Leser (nur dieser kommt in Betracht) ergiebt sich aus Vorstehendem von selbst, daß täglich mehrmaliges Säubern der Mundhöhle ganz unbedingt notwendig ist. Es ergiebt sich ferner klar, wie die Mundpflege zweckmäßig ausgeübt werden muß. Die Sache ist einfach: den Spaltpilzen den Nährboden verderben, also ihre Entwicklung unmöglich machen. Das geschieht durch mechanisches Entfernen der oben genannten Nährstoffe und durch chemische Beeinflussung der Spaltpilze selbst. Die mechanische Entfernung der Nährstoffe wird mit der Zahnbürste, die chemische Vernichtung der Spaltpilze durch antiseptische Mundwässer besorgt. Die Bürste sei mittelhart. Als Mundwasser hat sich Odol am besten bewährt. Wir wissen aus sorgfältig nachgeprüften Forschungen sowohl, als durch vielfach praktische Erfahrungen, daß Odol das antiseptisch wirksamste und unschädlichste Mundwasser ist, das uns gegenwärtig zur Verfügung steht.

Selbstverständlich darf man auch dem Odol keine Zauberwirkung zutrauen. Bereits hohle Zähne kann auch Odol nicht wieder gesund machen; diese müssen vom Zahnarzt gefüllt werden. Die aus längst vergangenen Zeiten (als die Schmiede sich noch nebenbei mit den Zähnen beschäftigten) stammende Furcht vor dem Zahnarzt ist lächerlich.

(Zahnarzt A. Werkenthin-Berlin.)

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 26. Berlin, den 29. Juni 1901. 30. Jahrgang. Band 59.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. — Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. — Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Wassersport.

Am Vormittage der Grünauer Ruder-Regatta ist das Nationaldenkmal, das den alten Bismarck ehren soll, enthüllt worden; kleine Uniform, wenig Militär, keine Fahnen auf den öffentlichen Gebäuden, kein Bismarcklied und keine Decorationen für die Mitarbeiter und Gehülfen des Meisters Begas — so skizzirten bedauernd Berlins Leibblätter die Scenerie. Herr v. Bülow hat bei der Gelegenheit eine Rede gehalten, deren Gedankentiefe, vornehm-geistreiche Form und freimüthige Objectivität allenthalben schallend gelobt wurde. Die Rede fand, wie man ferner mittheilte, lebhaften Beifall; einzelne Sätze sollen laute Bravorufe ausgelöst haben. Wahrscheinlich die, worin Bismarck als nicht unfehlbar und als ein Mensch hingestellt wurde, der wie wir Anderen Irrungen und Wirrungen unterworfen gewesen sei. Von solchen Gedankentiefen in vornehm-geistreicher Form und solchem Freimuth wimmelte es überhaupt in dem Bülow'schen Vortrage. Gleich nachher liefen die Massen, ein bischen formlos, aus einander, und, wie gesagt, die Decorationen für Begas' Mitarbeiter und Gehülfen sind ausgeblieben. Dem Meister selbst soll, so verlautet aus sicherer Quelle, bei seinem bevorstehenden siebzigsten Geburtstage ein Pflaster auf die Wunde gelegt werden. Uebrigens hat er erst vor Kurzem einen hohen Orden erhalten. Dieser Umstand beruhigt einigermaßen.

Wenige Tage später hat Wilhelm II., der auf dem Berliner Königsplatze schwieg, in Cuxhaven, Tags darauf auch in Kiel gesprochen. Herr Bürgermeister Mönckeberg, das Haupt der guten Hamburger Republikaner, hatte mit etwas gewaltsamer Verrenkung die Rede vom Segelsport auf die auswärtige Politik gebracht, und der Monarch benutzte den Anlaß, wieder einmal seine Anschauungen über Deutschlands Zukunft zu entwickeln. Man weiß, aus welchen Stimmungen heraus die rhetorischen Gaben des Kaisers geboren werden. Auf seinen lebhaften Geist wirkt die Umgebung, strahlt der festliche Stern der Stunde mit besonderer Kraft, und in ihrem Bannkreis strömt er seine Empfindungen mit lyrischem Schwung in der ureigenen Sprache seines Talentes, seines besonderen Rednertalentes, aus. Es liegt ihm fern, in solchen Augenblicken Regierungsprogramme zu entwickeln, den Gang der Politik vorher zu bestimmen; er will nichts sein, als ein froher und begeisterter Gast unter anderen Gästen, der seinen Empfindungen impulsiven Ausdruck giebt, weil ein Gott ihm die Kunst verlieh, zu sagen, wessen er sich freue, und weil er weiß, daß die Versammelten seinen Worten mit Andacht lauschen. So schwingt er sich über den nüchternen Alltag zu goldeneren Höhen empor, schwimmt wie ein Schwan auf blauen Wassern, mehr Poet als Staatsmann, mehr tanztüchtiger Vollmensch als Kronenträger. Man darf die Bedeutung der Sätze, die er dann prägt, nicht gering anschlagen, denn der Redner ist der erste Mann im Reiche, und an seiner Ideenarbeit Theil zu nehmen, sein inneres, noch halb verborgenes Wollen aus solchen Kundgebungen kennen zu lernen, ist wichtiger, als die Lectüre von tausend und einer ängstlich tappenden Ministerrede. Doch die Bedeutung kaiserlicher Worte beruht vor Allem auf ihrer Eigenschaft, die Bahnen der deutschen Politik mit Blitzlichtern zu erhellen. Darüber hinaus strahlen sie nicht. Nur in ihrer Totalität darf man sie betrachten, nie sich bei ihren Einzelheiten, bei der und jener flüchtig hingeworfenen Wendung aufhalten. Grelle Mißverständnisse würden sich sonst drängen, und des Gemäkels wäre kein Ende. Das Wort vom Nagel, den wir draußen einschlagen sollen, um unser Rüstzeug daran aufzuhängen; die besondere Ehrung Ballin's, der ein fleißiger und von der Conjunctur begünstigter Kaufmann ist, weiter nichts; die historisch nicht recht haltbare Anschauung, daß die Nachfolger des Großen Kurfürsten seine Flotte allein deßhalb verfaulen ließen, weil sie sich erst das Recht erkämpfen mußten, in der Welt mitzureden und ihr Volk ungestört zu regieren — über all' diese und ähnliche Details ließe sich mancherlei sagen. Mancherlei, doch recht Ueberflüssiges. Als Extract beider Kaiserreden stellt sich wieder sein Drang auf's Meer hinaus dar, seine inbrünstige Sehnsucht nach Seegeltung und Seegewalt. Mit dieser sich verstärkenden Neigung hat das deutsche Volk zu rechnen. Seine Wirthschaftspolitik wird sich, wie die Dinge liegen, ihr anpassen müssen; es steht kaum zu erwarten, daß im Reichstag Männer genug sind, die sich entschlossen dem neuen Hanseatismus, der durchaus Handelsverträge gebraucht, entgegenstemmen und den heimischen Körnerbau vor seinen Wogen retten wollen. So bedeutungsschwer wie die wirthschaftliche Frage, deren Lösung furchtbare und verderbliche Erschütterungen, von wahnwitzigem Haß durchglühte Kämpfe heraufbeschwören muß, so wichtig ist auch die militärische. Das zukünftige Deutschland mit dem hohen und freien Blick, für den die Hansestadt nach des Kaisers Meinung der geeignetste Standpunkt ist, bedarf einer Flotte, deren Angriffswucht und Stärke der unseres Heeres gleichkommt. Eine Weltmacht- und Weltmarkt-Politik von so gewaltigen

Umrissen, wie sie Wilhelm II. vorschweben, mit unseren jetzigen maritimen Machtmitteln stützen zu wollen, hieße in Wahrheit lebensgefährlichen Wassersport treiben.

Zur Zeit fällt die deutsche Flotte überhaupt nicht in's Gewicht. Durch die Aufstellung des ostasiatischen Geschwaders, das im Gelben Meere höchstens Paradezwecken, weiter jedenfalls zu nichts gedient hat, ist unsere Küste derartig von Vertheidigern entblößt worden, daß im Kriegsfall Nord- und Ostsee ohne einen Kanonenschuß unter die Herrschaft des Feindes gekommen wären. Aber auch nach der Ausführung des vom Reichstag gebilligten Flottenplanes kann unsere Marine nie selbstständig auftreten. Nur als Verbündete wird sie Bedeutung haben, secundäre Bedeutung zum Beispiel für England insofern, als eine russisch-französische Allianz ohne die deutsche Marine nicht die Stärke der englischen Seemacht erreichen würde. So bleibt uns nur eine bescheidene Rolle zu spielen übrig. In der Schmeichlerpresse liest man zwar tagtäglich von der phänomenalen Ueberlegenheit unserer Schiffe, und manche Herrschaften thun so, als könne jedes deutsche Kriegsschiff es ohne Weiteres mit zwei fremden aufnehmen. Wissende behaupten eher das Gegentheil. Zu irgend welcher Ueberholung liegt jedenfalls nicht der geringste Anlaß vor. Ist Deutschland wirklich entschlossen, den Wettbewerb aufzunehmen, so muß es seine Flotte verdoppeln, verdreifachen, und die Spitze dieser angestrengten maritimen Rüstungen gegen England kehren. Wer John Bull auf dem Weltmarkte niederconcurriren will, darf zur See nicht sein Vasall sein und von seiner Gnade abhängen.

Sind wir aber stark genug, um statt des Wassersportes wirklich kraftvolle und, wenn's sein muß, rücksichtslose Wasserpolitik zu inauguriren? Werden wir in Zukunft unseren Diederichs und Schönfelder so beschämende Tragikomödien ersparen können, wie sie sich in den Häfen von Manila und Apia, zum ewigen Gaudium der gesammten nordamerikanischen Presse, abspielten? Eine Flotte halten können, die unserem Landheere gleichwerthig ist? Der Mann, dem jetzt das bunt verworrene, von Wassergespenstern umzirkte Denkmal am Königsplatze ragt, war in dieser Frage anderer Meinung als der celebre Hamburger Generaldirector, den ein liebenswürdiges Kaiserwort in Verbindung mit der alten Hansa gebracht hat. Bismarck gegen Ballin ... Es fällt einigermaßen schwer, sich zu entscheiden und zu wählen zwischen dem Kanzler der Vergangenheit und dem der Zukunft.

Caliban.

Eduard VII. und der Krieg gegen die Buren.

Von einem hervorragenden Staatsmanne der Cap-Ansiedelung, der dort Jahre lang, bis in die neueste Zeit herein, einen Ministerposten einnahm, und zwar zuerst im Cabinete von Cecil Rhodes, erhalte ich eine durch ihn verbürgte Angabe, die wie ein Scheinwerfer die Urheberschaft des unheilvollen Krieges in Südafrika beleuchtet. Den Namen dieses hochachtbaren Staatsmannes zu nennen, ist gegenwärtig, wo am Cap Kriegsrecht waltet, nicht rathsam. Erwähnt sei aber, daß er mit Sir Hercules Robinson, dem früheren Oberbevollmächtigten am Cap und Oberbefehlshaber der dortigen Truppen, gut befreundet war. Wie man sich erinnern wird, hielt sich Cecil Rhodes anfänglich nicht zu den englischen, sondern zur holländischen Partei und erlangte dadurch die Premierschaft.

Die mir zugegangene Mittheilung lautet nun: „Bald nach dem Jameson'schen Freibeuter-Zuge (raid) war Sir Hercules Robinson zeitweilig in London. Er wurde nach Marlborough-Haus zu dem Prinzen von Wales eingeladen. Dort sagte der Prinz zu ihm beim Abschied: ‚Vergessen Sie nicht: diese verdammten Buren müssen zerschmettert werden! (Mind, those damned Boers must be smashed!)‘ Dies hat Sir Hercules Robinson mir selbst erzählt.“

So mein Gewährsmann.

Bekanntlich war Robinson, der später den Titel „Lord Rosmead“ erhielt, keineswegs für diese Vernichtungs-Politik begeistert, deren Gefährlichkeit und furchtbare Schwierigkeit er besser als viele Andere erkannte. Es ist zwar durch den parlamentarischen Untersuchungs-Ausschuß in Sachen des Jameson'schen Raubzuges festgestellt, daß auch Robinson, gleich seinem Vorgänger Lord Loch, und dem englischen Bevollmächtigten für Betschuana-Land, Herrn Newton, der in Mafeking weilte, von wo die Freibeuterei ausging, längst über die Johannesburger Verschwörung unterrichtet war. Allein, hätte man seinem Rathe gefolgt, so würde man sich doch sehr besonnen haben, ehe dieser langwierige, Englands Streitkräfte erschöpfende, seine Finanzen zerrüttende Krieg unternommen worden wäre. Der damalige Thronfolger und jetzige König Eduard VII. war aber, zu Folge dieser mir gewordenen Mittheilung, auf die Zerschmetterung der freien Buren-Bevölkerung, deren Land sozusagen die Schweiz von Südafrika bildet, unnachsichtlich erpicht.

Warum wohl?

Man wird sich erinnern, daß, als der Untersuchungs-Ausschuß in London die Zusammenhänge des Jameson'schen Einbruches zu ergründen hatte, man plötzlich auf eine Anzahl Telegramme und Briefschaften stieß, durch welche sehr hohe Kreise in den schandbaren Ueberfall der Südafrikanischen Republik offenbar würden hereingezogen worden sein. Für die Aufklärung der Vorgänge und die Bloßstellung der dabei thätigen Drahtzieher hatte Sir William Harcourt, der Führer der liberalen Opposition, Tag um Tag treffliche Dienste geleistet. Ein bedeutender Rechtskundiger und als solcher früher an der Hochschule Cambridge als Professor des Völkerrechtes thätig, brachte er beim scharfen Kreuzverhöre der aufgerufenen Zeugen die für die Urheber des Raubzuges unangenehmsten Thatsachen klar an's Licht. Noch ein paar weitere Fragestellungen und Forderungen auf Vorlegung aller Telegramme und Briefschaften — und der Schleier des innersten Geheimnisses der verruchten Machenschaften war gelüftet! ...

Da erschien der Prinz von Wales im letzten kritischen Augenblicke im Saale des Untersuchungs-Ausschusses und wechselte mit Herrn Cecil Rhodes einen warmen Händedruck vor Aller Augen.

Nun wußte man, um es mit einem groben Volksausdruck zu bezeichnen, „wo Barthel den Most geholt hatte“. Von diesem Augenblicke an war die überwiegende Mehrheit des Ausschusses geistig gezähmt oder gelähmt. Harcourt, dessen Wissen und rednerische Schlagfertigkeit nicht von entsprechender Festigkeit des Gebahrens unterstützt ist, wurde plötzlich von einem Unwohlsein befallen, wie man es anderwärts in Hofkreisen auch bei nothwendig gewordenem Ministerwechsel gewohnt ist. Es sah wie eine Talleyrand'sche Krankheit aus. Er blieb von da an aus den Verhandlungen vorläufig weg und stellte nachher keine unbequemen Fragen mehr.

Wahrscheinlich war Sir W. Harcourt der Gedanke gekommen, daß die bereits hochbetagte, in schwankender Gesundheit befindliche Königin nicht allzu lange mehr ausdauern könne, und daß sich eines Tages möglicher Weise die Frage ergäbe: wer von den Häuptern der liberalen Partei, falls diese die Mehrheit besäße, zum Premier-Minister durch den kommenden König ernannt werden solle — ob Lord Rosebery, oder er selbst, Sir William Harcourt? Wäre es da — so mochte er sich die Sache überlegen — im Hinblick auf die Zukunft nicht rathsam, den durch den Thronfolger mit dem Urheber des Jameson'schen Zuges gewechselten Händedruck als einen deutlichen Wink aufzufassen und sich von nun an durch Zurückhaltung bei dem Prinzen von Wales beliebt zu machen?

Daß Harcourt mit Rosebery persönlich verfeindet ist, braucht kaum erwähnt zu werden. In dem Ministerium, dem der Letztere als Premier vorstand, und dem Harcourt angehörte, sprachen die Beiden nie persönlich mit einander; noch auch nannten sie sich je in öffentlichen Reden. Als Gladstone zurücktreten mußte, erwartete Harcourt, als alter Kämpfer, zur Premierschaft berufen zu werden. Gladstone aber, der einem ehemaligen Gegner stets sehr bitter nachtrug, konnte nicht vergessen, daß er einst gezwungen worden war, die von Harcourt gegen ihn gerichteten heftigen Angriffe dadurch zur Einstellung zu bringen, daß er Harcourt mit einem Ministerposten abkaufte! Die Königin ihrerseits, die dem irischen Homerule feind war, wollte von keiner Premierschaft Harcourt's wissen. Dieser war nämlich, um im Gladstone'schen Cabinet bleiben zu können, vom Standpunkte des entschiedenen Unionisten, den er bis dahin eingenommen, plötzlich in's Parnell'sche Lager übergegangen.

So wurde denn, durch eine stille Abmachung zwischen Gladstone und der Königin, wobei die gemeinsame Abneigung gegen Harcourt das Band war, der viel jüngere Rosebery, der persönliche Freund Gladstone's, zum Haupte des Cabinets ernannt. Es war dies um so auffallender, weil Rosebery, im Gegensatze zu der letzten Umwandelung Gladstone's, in der Homerule-Frage ganz lau, innerlich wohl eher der irischen Forderung abgeneigt war und noch ist. Er erfand ja das Wort von der Nothwendigkeit, zuerst den vorherrschenden Geschäftstheilhaber zu bekehren; was eine Vertröstung auf den Nimmerleins-Tag war.

Harcourt besitzt ebenso großen Stolz wie Ehrgeiz. Er rühmt sich königlicher, Tudor'scher Abkunft, und hat Rosebery jene Enttäuschung nie verziehen. Daher die Schnelligkeit, mit der er in Sachen des parlamentarischen Untersuchungs-Ausschusses dem Winke des Prinzen von Wales folgte, dessen Schwiegersohn, der Herzog von Fife, im obersten Rathe der „Südafrikanischen Gesellschaft" saß, von welcher der Jameson'sche Zug unter der Leitung von Cecil Rhodes ausgerüstet worden war. Rhodes, der sog. „Diamantenkönig", hat dies ja selbst offen zugestanden. Er ist vielfacher Millionär. Das Weitere kann man sich, in Anbetracht von prinzlichen Verhältnissen, die in England oft genug der Gegenstand privater und öffentlicher Erörterungen gewesen sind, unschwer ausdenken.

Der Händedruck, den der Thronfolger dem Erzränkeschmied Cecil Rhodes zu Theil werden ließ, hatte seine erwarteten Folgen. Jene Telegramme und Briefschaften, durch die ein damals beinahe allerhöchster Kreis sehr schlimm compromittirt worden wäre, sind bis zu dieser Stunde unterdrückt geblieben. Herr Chamberlain hat die Telegramme und Briefschaften in der Hand gehabt, verweigert aber stets Auskunft darüber.

Auch Chamberlain hat nämlich, wie der englische Ausdruck lautet, eine Axt für sich zu schleifen — das heißt, für den Fall, daß Lord Salisbury abginge und es sich um die Frage handelte: ob der Herzog von Devonshire oder er, Chamberlain, zum Haupte des Cabinets ernannt werden solle. Darum diente er dem Prinzen von Wales, indem er alle seine früheren Grundsätze und Aeußerungen in Sachen der Transvaal-Frage kurzweg über Bord warf. Darum nannte er den seinem Amtseide als Premier treulos gewordenen Anreger des verbrecherischen Unternehmens, Herrn Cecil Rhodes, im Unterhause einen „Ehrenmann".

Chamberlain gab diese Erklärung ab, nachdem er kurz vorher den von dem Untersuchungs-Ausschusse erstatteten, die Urheber und Theilnehmer an dem Freibeuterzuge brandmarkenden Bericht mit unterzeichnet hatte! Ein englisches Gericht verurtheilte den Dr. Jameson zu längerer Gefängnißhaft. Dank dem Händedrucke des Prinzen von Wales aber wurde Rhodes nicht verhaftet, nicht vor Gericht gestellt, sondern ging unangefochten in England ein und aus, obwohl er es, vorsichtiger Weise, bei seinen Besuchen in London stets sehr eilig hatte und immer plötzlich viel früher abreiste, als er es, schlau genug, in den Zeitungen hatte ankündigen lassen. Dank jenem Händedruck ist der dunkle Ehrenmann Cecil Rhodes sogar bis auf diesen Tag Mitglied des Geheimen Staatsrathes von England geblieben!

„Vergessen Sie nicht: diese verdammten Buren müssen zerschmettert werden!" Dies Wort des Prinzen ist von einem Freunde des ehemaligen Oberbevollmächtigten am Cap verbürgt — einem Manne, der zur Zeit, als Herr Rhodes sich noch zur holländischen Partei hielt und Premier war, mit diesem zusammen im Ministerium saß.

Nun wird man wissen, wer bei dem fluchwürdigen Kriege hinter Herrn Chamberlain stand und steht. * * *

Die Tragödie des deutschen Langkopfs.

Von Heinrich Driesmans.

„In Egypten, Palästina, an der Küste des Rothen Meeres und anderwärts finden sich sehr wohlgebildete Menschen, deren geistige Entwickelung vor dem Alter von zehn Jahren stehen geblieben ist. In Cairo wird von christlichen Geistlichen Muselmännern, Griechen, Juden und Katholiken Unterricht ertheilt. Die arabischen Schüler stehen dort, was die Intelligenz betrifft, den Franken voran, werden aber von diesen über kurz oder lang überholt. In Beirut, wo Kinder mehrerer Rassen vereinigt sind, beobachten die Lehrer bei den Semiten einen sehr raschen Fortschritt während der ersten Jahre, der im Alter von acht Jahren zum Stillstand kommt. Von da ab lernen die Zöglinge überhaupt nichts mehr."

Diese Beobachtung des belgischen Gelehrten Emile Burnouf hat mich auf die verschiedene Befähigung zweier Rassentypen des deutschen Volkes für höhere geistige Entwickelung aufmerksam gemacht, welche in einem, wenn auch nicht so schroffen, so doch entsprechenden Verhältniß zu einander stehen, wie Franken und Araber im Morgenland. Man wird zunächst gewiß auf die Juden rathen, welche ja in der That ein ähnliches Verhalten im Vergleich mit den Deutschen zeigen, wie ihre Rasseverwandten in der Levante zu den Franken — indem sie die Deutschen an Auffassungsgabe und Beweglichkeit des Geistes übertreffen und schneller in die höheren Berufe hineinwachsen, von den langsamer reifenden, aber ideenhafteren und ideologischeren Letzteren indessen schließlich — sagen wir vom dreißigsten bis vierzigsten Lebensjahr ab — eingeholt und in gewissem Sinne überholt werden. Ich will jedoch hier auf diesen Rassenunterschied nicht weiter eingehen, sondern einen anderen feststellen, der uns mehr zu denken giebt, weil er von weit folgenschwererer Bedeutung für die Entwickelung des deutschen Volkes ist.

Die Anthropologen unterscheiden zwei Rassentypen in Deutschland, einen rundköpfigen und einen langköpfigen. Der Erstere wird auf einen vorarischen mongoloiden Grundstock der europäischen Bevölkerung zurückgeführt, der indessen nicht mehr rein vorhanden ist, sondern sich mit keltischen und romanischen Elementen zu einem besonderen, aber von dem Letzteren, dem germanischen, scharf unterschiedenen Typus verschmolzen hat. Auch der germanische erscheint nur selten noch in der reinen ursprünglichen Form; er hat sich durch Verschmelzung mit keltoromanischen Elementen gleichfalls zu einem mittleren Typus herausgebildet. So stehen einander in Deutschland mithin zwei mittlere Typen gegenüber, einer mit rundköpfiger und einer mit langköpfiger Tendenz, von denen der erste keltoromanisch-mongoloiden, der Andere keltoromanisch-germanischen Ursprunges ist. Der Einfluß dieser beiden Köpfe auf die deutsche Culturentwickelung und

ihr Wettbewerb in dieser Culturentwickelung verdient aufmerksame Beachtung.

In einem ähnlichen Verhältniß wie der arabische und fränkische stehen auch der deutsche rundköpfige und langköpfige Typus zu einander. Jener ist der beweglichere, gewandtere, früher reife, dieser der langsamere in der ganzen Entwickelung, aber leistungsfähigere und für das höhere, intensive Geistesleben befähigtere. Schon in der Jugend- und Schulzeit offenbaren diese Typen ihre grundverschiedene Beanlagung in überraschender Weise. Wie den jüdischen, so kann jeder Lehrer den mongoloiden Typus an der schnelleren, lebhafteren Fassungsgabe leicht herauserkennen. Ich bin in der Lage, aus den eigenen Schuljahren in Frankfurt am Main einen treffenden Beleg hierfür anzuführen. Da gab es in der Gymnasialclasse drei Schichten, welche sich beim Aufsteigen von einem Jahr zum anderen kaum merklich verschoben. Die beiden ersten Bänke waren von einem rundköpfigen, dunkelhaarigen Typus besetzt, desgleichen die beiden letzten; dazwischen bewegte sich der langköpfige blonde Typus. Dieser bildete das „Mittelgut", er zeigte sich von langsamerer Fassungsgabe und Lernfähigkeit und konnte mit dem „oberen" lebhaften, blitzschnellen, rundköpfigen im Wettbewerb um das Wissen nicht Schritt halten. Der „untere" rundköpfige, welcher die beiden letzten Bänke füllte, war gleichfalls nicht unbegabt zu nennen, er verhielt sich nur theilnahmlos gegen die humanistischen Fächer; im Rechnen und bis zu gewissem Grade in der Mathematik hingegen zeigte er fast durchgängig gute, oft glänzende Leistungen. Diese beiden Abzweigungen des rundköpfigen Typus erklärten sich im Uebrigen aus verschiedenem socialem Ursprung. Die Väter des Ersteren waren höhere Beamte oder Gelehrte, die des zweiten reichgewordene Handwerker, Bäcker und Metzger. In beiden Fällen waren es ausstrebende Elemente, und die Sprößlinge verriethen ihre Begabung, ihre schnelle Fassungsgabe in der Geistesrichtung, welche der socialen Stellung der Väter gemäß war: die Einen in den humanistischen, die Anderen in den realen Fächern, und in Beiden überflügelten sie den mittleren germanischen Typus, der weder in den humanistischen mit den Einen, noch in den mathematischen Fächern mit den Anderen gleichen Schritt halten konnte. So ging es fast unverändert bis Untersecunda. An der Spitze dieser drei Schichten marschirte als Primus ein Jude, der seinen Platz von Sexta bis Prima behielt. Von Obersecunda ab wendete sich aber das Blatt mit einem Male. Sowohl die oberen wie die unteren Rundköpfe verschwanden zum größeren Theil, nachdem sie ihr einjähriges Dienstzeugniß erlangt, und die verbliebenen fielen merklich gegenüber den Langköpfen ab, welche nun in den höheren Wissensgebieten erst ihre Begabung zu entfalten begannen, in denen es weniger auf schnelle Fassungsgabe als auf die Fähigkeit zu anhaltendem, tiefen Nachdenken und ausdauernder Arbeit ankam.

Dies Beispiel kann uns einen Fingerzeig geben, wie der Wettbewerb der Langköpfe und der Rundköpfe sich in der späteren Lern- und Lebenszeit gestalten mag. Wie in der Schule, so haben die Rundköpfe auch auf der Universität wegen ihrer schnelleren Fassungsgabe, ihrer Orientirungsfähigkeit und Findigkeit die größere Aussicht, vorwärts zu kommen, Carrière zu machen, in die höheren Beamtenstellen und Professuren aufzusteigen, als die langsameren, gründlicheren Langköpfe. Diese letzteren, die ideologischen Naturen, fügen sich weniger leicht in den akademischen Schematismus, sie gehen lieber ihre eigenen Wege, das Wissen ist ihnen nicht sowohl Mittel zum Zweck des Vorwärtskommens oder der Aufrechterhaltung eines bestimmten Lehrsystems und einer Lehrthätigkeit, sondern tieferer Wahrheitszweck. Sie bilden die ewige Opposition gegen den Akademismus, gegen den trockenen geistlosen Specialismus; ihr geistiges Wesen gipfelt im Ideenleben, und sie pflegen deßhalb in der akademischen Laufbahn schlecht abzuschneiden. Mit gewissem Recht darf man sagen, daß der Unterschied, den Schiller zwischen dem „Brodgelehrten" und dem „philosophischen Kopf", Schopenhauer zwischen „Philosophieprofessor" und „Philosoph" macht, wie abgepaßt ist auf den Typus Rundkopf und den Typus Langkopf. Könnte man die Schädelmaße der deutschen Professoren und Gelehrten abnehmen, dann würde sich ergeben, daß diese um so **rundköpfiger** sind, je trockener und exacter sie ihre Fachwissenschaft behandeln, und um so **langköpfiger**, je mehr Geist und Idee sie hineinlegen oder herausholen. Dieser Unterschied spricht sich in der angewandten wissenschaftlichen Methode aus. Man vergleiche nur einmal, wie verschiedenartig ein **A. v. Humboldt** und die heutigen Naturwissenschaftler die Naturwissenschaft, **J. Grimm** und die Philologen die Philologie, **Schleiermacher** und die Theologen die Theologie, **Dernburg** und die Juristen die Jurisprudenz, **Feuchtersleben** und die Mediciner die Medicin behandeln: dann wird man erkennen, daß hier ein Rassenunterschied, ein Unterschied in der organischen Bildung zu Grunde liegen muß. Ueberall, wo in einem Gelehrten der **Denker** über den **Forscher** triumphirt, wo ein solcher den Akademismus nicht mehr aushalten kann und des akademischen Tones satt, in's große Leben hinüberschaut und greift — da durchbricht langköpfige Tendenz die rundköpfige Schale, welche sich um unser ganzes geistiges und gesellschaftliches Leben wie eine harte Kruste gelegt hat. In der That, das moderne Leben ist auf den „Rundkopf" zugeschnitten; die staatlichen Institutionen bewirken und — bezwecken ihrer ganzen Einrichtung nach eine Auslese der Rundköpfe. Und dies ist nicht verwunderlich. Denn diese Institutionen selbst sind von Rundköpfen geschaffen, welche alle modernen Verhältnisse beherrschen und durchdringen. Der ideologische Langkopf wird sich nur schwer in die Staatsbeamtenlaufbahn, zumal die preußische, hineinschicken. Er kann nicht mit ganzer Seele dabei sein: er liebt die Natur, die Kunst, die Poesie, die Freiheit zu sehr, welche ihm erst als das wahre Leben erscheinen. Er wird wohl seinen Drang überwinden und sich in eine Beamtenlaufbahn schicken, so lange er muß; aber sobald er irgend kann, wird er den Zwang abschütteln, um sich selber leben zu können. Der Rundkopf hingegen ist in der Staatslaufbahn so recht in seinem Element; er schwimmt darin, wie ein Fisch im Wasser. Er wünscht sich gar nichts Anderes, er hat keine Nebengedanken und -bestrebungen, wie der Langkopf, er will nur **vorwärts** kommen, ein tüchtiger Beamter werden, der eine geachtete und ansehnliche Stellung in der Gesellschaft einnimmt. Sein höchstes Streben ist, auf der socialen Stufenleiter so hoch zu klimmen wie möglich. Er ist unglücklich, wenn er dabei Schiffbruch leidet, da er mit sich selbst allein wenig anzufangen weiß; und er betrachtet sein Leben als „verpfuscht", da dieses alsdann keinen „Inhalt" mehr hat, den es einzig durch die Eingliederung in eine straff centralisirte Organisation gewinnt.

Demgemäß muß also das moderne Staatswesen auf eine Auslese und Heranzüchtung der Rundköpfe einerseits und auf Ausscheidung und Vertilgung der Langköpfe andererseits hinarbeiten, und zwar um so nachhaltiger, je schematischer es ist, je weniger es dem persönlichen Fühlen und Denken Spielraum gewährt. Langköpfe können in einer bureaukratischen Verwaltung überhaupt nicht beliebt sein, weil sie immerfort gegen diese aufbegehren werden und sie zu sprengen drohen. Sie haben nicht nur selber den Drang auszuscheiden, sondern auch die Bureaukratie hat die Tendenz, sie auszumerzen. Das lehren insbesondere die Verhältnisse in der protestantischen Kirche. Während des letzten Jahrzehnts ist eine ganz stattliche Reihe von Geistlichen aus diesem Schematismus ausgestoßen worden, weil sie den Muth hatten, sich offen zu einer dem heutigen Culturbewußtsein im Allgemeinen und dem deutschen Empfinden im Besonderen entsprechenden Auffassung des Christenthums zu bekennen. Hier sehen wir die rundköpfige Tendenz mit mechanisch-sicherer Energie und Conse-

quenz an der Arbeit. „Thüren zu — wer nicht mit uns ist, bleibe draußen — Einspruch wird nicht geduldet — unbedingte Verpflichtung auf Agende und Dogma!" So rufen Consistorium und Synode. Die Rundköpfe wollen eben um jeden Preis unter sich sein! Und wie in dieser Kirche, so in jeder anderen modernen Institution. Es ist schwer, wenn nicht unmöglich für einen Denker, in dem großen akademischen Wissensbetriebe eine Stätte zu finden. Sobald er sich mit einer höheren, umfassenderen Anschauungsweise hervorwagt, pflegen seine Collegen ihr Anathema über ihn auszurufen. Dies Anathema lautet in der betreffenden Kunstsprache „unwissenschaftlich"! So haben die Philosophieprofessoren über Schopenhauer und Nietzsche, so die Philologen gar über Jacob Grimm den Bann der Unwissenschaftlichkeit verhängt.

Wir wollen mit dem Vorstehenden, wie gesagt, nicht behaupten, daß die Rundköpfe unbegabt und daß nur die Langköpfe begabt seien. Jene sind nur anders begabt als diese, und sie triumphiren über die Antipoden, weil ihre Begabung einseitig und ungerechtfertigter Weise höher gewerthet wird, als die der Langköpfe. Die Rundköpfe können ihre Fähigkeit nur oder vielmehr am besten innerhalb einer mächtigen Organisation — wie Staat und Kirche — und als ihre Glieder entfalten, während die Langköpfe sich vorzüglich in der Freiheit und Selbstbestimmung entwickeln und unter jedem Zwang verkümmern. Die Rundköpfe sind vorzügliche Verwaltungsbeamte, sie haben entschieden organisatorisches und methodologisches Talent, indem sie blitzschnelle Orientirungsfähigkeit mit rastlosem Bethätigungstrieb verbinden. Sie haben große Verdienste um die moderne Cultur; aber sie haben uns so tief in den staatlichen Bureaukratismus, den wissenschaftlichen Akademismus und den religiösen Dogmatismus hineingeritten, daß wir wieder eines bedeutenden Langkopfs bedürften, der unserem entgeisteten Leben von Neuem Geist einhauchte. Die Rundköpfe befinden sich jetzt in der vortheilhaften Lage, durch die herrschenden Institutionen in jeder Hinsicht begünstigt zu werden, und ihre Lage ist um so vortheilhafter, je akademischer die Wissenschaft, je dogmatischer die Religion und je bureaukratischer die Verwaltung behandelt wird. Sie gelangen auf diese Weise in die höheren und höchsten Stellungen, sie können ihr Leben am ausgiebigsten gestalten, sich mit den vornehmsten Familien verbinden. Der Anthropologe Otto Ammon hat ausgerechnet, daß der Kopfindex in Europa bereits ungewöhnlich hoch ist (das Zeichen der Rundköpfigkeit) und durchschnittlich schon höher steht, als in der asiatischen Heimath der Rundköpfe. Selbst die reinsten mongolischen Völker weisen danach einen Index von nur 82 bis 83 im Durchschnitt auf, während er bei uns bereits 85 und darüber in manchen Gegenden beträgt, so daß man mit gewissem Rechte sagen kann, daß der Langkopf, der „deutsche Kopf" im Aussterben oder doch in starkem, unaufhaltsamem Rückgang begriffen ist.

Darum sollte man den ideologischen Langkopf behandeln wie ein seltenes und immer seltener werdendes Gewächs. Das heißt, man sollte ihn „ziehen" und womöglich züchten. Denn es dürfte einmal die Zeit kommen, da man vergeblich nach ihm suchen — da er ausgestorben und verschwunden sein wird, wie so manche andere edle Arten.

Literatur und Kunst.

Das Berliner Bismarck-Denkmal.

Von Max Kempff.

I.

Man muß von der Siegesallee herkommen, die Steinmetzen-Arbeiten dort genugsam betrachtet und zuletzt in Begas' immerhin noch reichlich flauer Bismarckherme am Kaiser Wilhelm-Denkmal den künstlerischen Höhepunkt dieses marmornen Operntheaters bewundert haben. Dann ist man genügend geknetet und zugericht't, um dem neuen Nationaldenkmal mit dem richtigen Maßstab gegenüberzutreten. Dann überrascht Einen die gewaltige, visionäre Energie, die aus dem Antlitz des Ewigen spricht, dann zwingen Einen die machtvollen Augen wieder in den Bann wie damals, als man den Lebenden schauen durfte. Es thut mir freilich leid um die herrliche Schädellinie, die der künstlerisch unmögliche Kürassierhelm topfartig verdeckt und deren Anblick uns der Bildhauer nicht entziehen durfte, weil gerade sie vor Allem charakteristisch für den Mann Bismarck war. Es thut mir leid um Begas' prächtige Skizze, die durch die mechanische Vergrößerung nicht wuchtiger und erst recht nicht feiner geworden ist. Sie war echt und groß in jedem Fältchen; jetzt sind allerlei Geister und Teufel, die ich vorher ganz deutlich zu sehen glaubte, aus dem Broncegesicht verschwunden. Jedoch als Ganzes betrachtet und ohne spähende Nörgelei: dieser Bismarck-Kopf ist ein imposantes und ergreifendes Stück Arbeit, auf das der Siebzigjährige stolz sein darf. Ergreifend deßhalb, weil es deutlich die Liebe des Schöpfers zu dem Unermeßlichen verkündet; imposant, weil die nimmermüde Liebe zum Werke sie sichtbarlich noch überragt.

Auch sonst präsentirt sich die Denkmals-Anlage von vorn leidlich. Wohl taugt dieser Rumpf mit dem decorativ flatternden Mantel, der schlecht ausgefüllten Uniform, die der Figur etwas Greisenhaftes giebt, schlecht zu dem mächtigen Haupte. Und trotz ihrer enormen Abmessungen kommt sie gegen die Nebengestalten, vor Allem gegen den schablonenhaften Atlas mit der Weltkugel nur mühsam auf. Dies Monument verlangt überhaupt, daß der Beschauer sich sorglich den richtigen Standpunkt ausklügele, von dem aus er die richtigen Eindrücke zu gewinnen vermag; in der Gruppirung des Kerns zu den allegorischen Episoden aber muthet es ihm entschieden zu viel zu. Es ist eine Unruhe in dem wild bewegten Werk, das dem Monumentalen schweren Abbruch thut, eine übermäßig lebendige, zappelige Gliederung. Gewiß, Begas' Neigung zum farbig-üppigen Prunk hat das weniger verschuldet als die nothgedrungene Rücksicht auf den Platz. Hier hätte nur eine Colossalstatue getaugt, deren simplen und dabei ernsten, gigantischen Linien die bunte Front des Reichshauses der erwünscht muntere Hintergrund gewesen wäre. Eine Composition, wie sie Begas gewählt hat, mit ihrem überladenen Episodenkram und ihrer Allegoristerei von vorgestern, widerspricht dem Grundgedanken jedes Bismarck-Denkmals. Begas mußte aber diese Form wählen, weil das gigantisch Simple nun einmal nicht sein Fach ist.

II.

So hat er den Königsplatz und die Reichstagsfront decorativ zu bezwingen versucht. Eine breit ausladende, mannigfach gebogene und gereckte Linie, deren leidenschaftlich agirender Pomp den Kampf mit Wallot's Pracht aufnehmen will. Rechts und links Springbrunn-Becken, dazu bestimmt, den Raum zu füllen, das Kunstwerk gleichsam unter der Hand zu complettiren und es davor zu beschützen, daß es erbarmungslos von der Fläche verschlungen wird. Nereiden und Wassergöttern fällt die Aufgabe zu, zwischen dem Denkmal und den Fontainen den nun einmal nöthigen, äußeren Zusammenhang herzustellen. Weiter haben sie keinen Beruf. Es ist genug, wenn sie sich leidlich hübsch ausnehmen. Daß sie zur Beseelung des Ganzen nichts beitragen, pures, gleichgiltiges Schauwerk sind, das zu leugnen oder gar zu maskiren, fällt Begas gar nicht ein. Er hat ein Bühnenbild geschaffen, das sich dem Parkett anmuthig darstellt, einen in die Augen springenden Knalleffect. Ob die Scenerie auch vom Schnürboden aus wirkt, ob sie dem Inspicienten behagt, der sich hinter den Coulissen herumtreibt, das ist gleichgiltig. Um solche Kinkerlitzchen kümmert sich der gewiegte Theater-

mann nicht. Die üppige Begas'sche Anlage macht, wählt man seinen Standpunkt seitwärts, sofort einen seltsam dürftigen, mageren Eindruck. Unverständliches Liniengewoge schwingt sich durch die Luft; ein wirres Durcheinander von Formen, die allesammt etwas Unkörperliches an sich zu haben scheinen.

III.

Die in der Künstlerwelt herrschende Abneigung gegen Allegorien, die Liebe zur Einfachheit führt Begas auf den Mangel an Einfällen zurück. Mag sein. Doch dann müßte er, an seinem Bismarck-Denkmal gemessen, ein ganz besonderer Liebhaber der Einfachheit sein. Denn Einfälle hat er dies Mal nicht gehabt. Was er an Surrogaten dafür bietet, ist kläglich und trägt die Schuld an den hier und da allzu grausamen Urtheilen, die über sein Werk gefällt worden sind. Die mehr posirende als studirende Sphinx, der unglückliche Atlas, die Leopardendompteuse, die noch dazu in ganz unmöglicher, koketter Pose auf der eben überwundenen Bestie steht, gleich als wollte sie sich mit einem ausgestopften Ungeheuer für die Woche photographieren lassen — welche betrübende Seelenlosigkeit offenbart dies zusammengetragene, bildhauerische Phrasengeklimper! Der einzige Siegfried, der das deutsche Schwert hämmert, ist tüchtiger Begas — und ihn erblickt man erst nach völliger Umwanderung des Denkmals. Leider vermag seine ruhige, gefaßte Schönheit die böse Erinnerung an all' die Exaltirtheiten rund um uns, an all' die clichémäßigen, aufgedonnerten Nothbehelfe nicht auszulöschen. Er glänzt nur für sich und hilft so auch seinerseits dazu, keine harmonische Gesammtwirkung aufkommen zu lassen.

IV.

Es ist ein Denkmal, das Fürsten der Barockzeit von michelangelesk träumenden Bildhauern verdienten Staatsmännern hätten setzen lassen können, verdienten Staatsmänner wie andere Männer mehr. Doch kein Bismarck-Denkmal, kein National-Denkmal. Verlegen wird das Volk vor den schönen Puppen stehen, aus denen es nicht klug zu werden vermag. Der alte Reichserbauer, den längst schon Sang und Sage umschauern, der ewig junge, alte Riese, der uns den Frühling wieder in's Land brachte, die Sonne und die Freiheit — er harrt des Denksteines noch. Ihn feiert das bunte Theater am Königsplatze nicht, und von ihm weiß es auch nichts.

Es wäre jedoch ungerecht, den Künstler dafür verantwortlich machen zu wollen. Er gab, was die Zeit geben konnte.

Modernes in der Tonkunst.

Von Hermann Springer (Berlin).

In die Zeit des Gründerschwindels hinein schleuderte Richard Wagner sein geharnischtes Manifest gegen das „Moderne". In seinem Entrüstungspessimismus wetterte er gegen die „Mode" mit ihrem Gefolge von lächerlichen und krankhaften Erscheinungen und compromittirte dabei den Begriff „modern" recht gründlich. Gar manch Einer genirte sich wohl im Angedenken daran, das unschuldige und, ach, so unentbehrliche Wörtlein in den Mund zu nehmen. Die Rehabilitirung hat erst das letzte Jahrzehnt so recht fertiggebracht. Man vermehrte den Sprachvorrath um das nicht eben schöne, aber seiner Bequemlichkeit wegen zu tolerirende Wort von der „Moderne" und gewöhnte sich die verhängnißvoll abschätzige und keineswegs im eigentlichen Sinne des Begriffes begründete Association mit der fragwürdigen „Mode" allgemach ab.

Der Zeitenlauf schlägt jetzt ein unheimlich schnelles Tempo an. Wie hat sich seit den Tagen, da Wagner seine Epistel in die Bayreuther Blätter hineinschrieb, in den Höhenregionen der künstlerischen Cultur das Bild verschoben! Wie hitzig wurde noch vor zehn Jahren seine „Bedeutung" umstritten, wie gerieth man noch ernsthaft über Urtheilsblödigkeiten in den Harnisch! Bis dann mit einem Male der Meister von Bayreuth in stiller Majestät auf dem Postamente einer überragenden und unantastbaren Größe dastand. Im Schatten des Colosses aber tummelte sich die eifrige Jugend und holte zu neuen Streichen aus. Ein frischer, fröhlicher Krieg begann: der Kampf um die „moderne Kunst" im Sinne des heutigen Tages.

Kampfeslust und Kampfesstimmung ist Temperamentssache. Den Einen packt die nervöse Spannung, die Sehnsucht nach neu zu gewinnenden Formen eher als den Andern, der mit dem Herzen ebenso aufrichtig bei der Sache ist, aber die Dinge lieber ruhigen Gemüthes an sich herankommen läßt. Zu den heißblütigen Kunstkämpfern gehört Arthur Seidl, der wackere Aesthetiker, der sich seine Gedanken über den „Modernen Geist in der deutschen Tonkunst" in einem im Berliner Harmonieverlage erschienenen, stattlichen Buche vom Herzen geschrieben hat. Er schaut mit dem Auge eines hoffnungsfreudigen Optimisten vorwärts, nach einer Zukunft voll neuer Probleme und neuer Ideale aus, — nach dem unentdeckten „Kinderland", das Nietzsche-Zarathustra weist. Die Thatsache des Jahrhundertanfangs erfüllt ihn mit dem berauschenden Vorgefühl neuer Ziele und Zeiten. Das, was man mit einem beliebten Worte als neue „Errungenschaften" zu preisen pflegt, inclusive Elektricität, Röntgenstrahlen, Automobilen, hat es ihm dabei mit seinen Wundern angethan, — mehr vielleicht, als man von einem berufsmäßigen „Culturpsychologen" erwarten sollte; denn es bleibt doch einmal bestehen, daß dergleichen an sich gewiß schöne und erstaunliche Dinge mit „Cultur" meist recht wenig zu schaffen haben. Die Fäden, die von diesen Eroberungen der Außenwelt hinüberführen in das Reich des Innenlebens, sucht er mit besonderer Liebe auf und wacht eifrig über das Ineinandergreifen aller Symptome, die auf den verschiedenen Gebieten neue Lebensformen verkündigen. Und als neuer Inhalt dafür gilt ihm, dem Nietzschejünger, der Individualismus, die Befreiung der Persönlichkeit zu selbstherrlicher Bestimmung durch eigene Gesetze. All das ist eine von ehrlicher Begeisterung getragene Zeitansicht. Es hat etwas Reizvolles, von der Höhe eines solchen hoffnungsfreudigen Idealismus aus Kunstpolitik zu treiben. Aber auch sein Gefährliches. Der Rachen des unbarmherzigen Fortschrittsmolochs verschlingt dabei gar manches Opfer. Es bedeutet kein Hindämmern im Pfahlbürgerschlaf, wenn man dieses Prestissimo nicht so ohne Weiteres mitmacht. Für viele geweckte Geister hat die von Seidl gepriesene Aussicht, durch flottes Mitrennen mit der Zeit zum „vollgiltigen Weltbürger zu avanciren", nichts Verlockendes. Das Gefühl der Seekrankheit, der peinlichen Schwebe zwischen Alt und Neu, die Seidl in den jetzigen Zeitläuften an der Jahrhundertswende constatirt, ist sicherlich keine allgemein verbreitete Erscheinung. Und am Ende will dieser Modernitätsfanatismus nicht wohl zu dem geforderten Rechte der Individualität passen. Manchem, der als Schaffender für voll genommen zu werden verdient, behagen die Seitenpfade oder die ruhigen Winkel eben mehr als der Trab auf der Heerstraße des allgemeinen „Fortschritts".

Wagner ist das künstlerische Genie der zweiten Jahrhundertshälfte. Von ihm leuchten Strahlen in jeden Winkel künstlerischer Cultur hinein. Durch die großartige Synthese des Gesammtkunstwerks legte er Keime, die in mannigfachen Formen aufgegangen sind und noch immer neu aufgehen. Gewiß, Wagner ist aus dem Alltagsstreit heraus in die Historie entrückt. Aber sein Einfluß ist noch in lebendigem Wirken begriffen. Ein Genie von seiner umfassenden Größe

verschwindet nicht so leicht in der Versenkung. Für das Ungestüm der Vorwärtsdränger freilich ist das nicht mehr Geist und Kunst des Heute. Nietzsche mahnt schroff und ungeduldig, daß die „Motive Wagner'scher Kunst mit dem Charakter der heutigen Menschheit unvereinbar“ seien. Mit ihm hält Seidl gleichen Schritt. Für ihn ist die Epoche, in der Wagner zum Führer taugte, versunken und vergangen, der Parsifal von 1882 bereits der „ideale Aus- und Nachklang“ einer Zeit, die mit dem Heute nichts gemein hat. Er wird so zum radicalsten Vertreter des in den letzten zehn Jahren stark angewachsenen linken Wagnerianerflügels, welcher sich gegenüber der esoterischen Art derer um Wahnfried das Recht unabhängiger Kritik nicht nehmen läßt und sich dabei auf den aller Monumentalisirung abholden Meister selber beruft. Daß echtes, ehrliches und im Grunde des Herzens ehrfürchtiges Wagnerthum sich mit bedingungsloser Bayreuthgläubigkeit mit der Zeit immer schlechter verträgt, hat sich ja leider Gottes schon lange herausgestellt. Seidl gehört zu Denen, die sich hier etwaige wehmüthige Gefühlsmomente durch ein schneidiges „Vorwärts Marsch“ abschneiden. Für ihn ist die große Sonne Wagner unter den geistigen Horizont hinabgesunken. Er schaut schon in die Morgenröthe der erträumten Zukunft, und auf Friedrich Nietzsche als den neuen Lichtträger, „das Prototyp modernen Wesens“, den „praeceptor animae modernae“.

Wo ist nun aber neuer Geist des Näheren in den Erscheinungen des musikalischen Gebietes zu spüren? Wo finden sich Ansätze zu Neuem über Wagner hinaus? Das Wort von dem befruchtenden Einflusse des Wagner'schen Kunstwerks ist keine Phrase. Jedem, der ein Organ für das Getriebe der Gegenwartskunst besitzt, wird vielfach eine musikalische Tendenz in Werken der Literatur wie der bildenden Kunst zum Bewußtsein gekommen sein. Bei einem Geschlechte, das durch die Sensationen Wagner'scher Musik hindurch gegangen ist, ist es nicht erstaunlich, wenn ganze Gebiete künstlerischen Schaffens gleichsam von einem musikalischen Elemente durchdrungen sind. Diese Anzeichen läßt sich Seidl nicht entgehen. Er greift aus dem Felde der Wortdichtung einige Erscheinungen heraus, die sich ihm in diesem Sinne sozusagen als merkwürdige Uebergangsformen und Zwischenglieder darstellen, wie „Hannele“ oder die „Versunkene Glocke“ mit ihrer lyrisch musikalischen Grundstimmung. Als besonders lehrreiches Exemplar solcher Zwischengebilde nimmt er sich Humperdinck-Rosmer's „Königskinder“ vor, wo Wort und Ton eine von so vielen Stimmen als illegitim verschrieene Ehe eingegangen sind. In dem Humperdinck'schen „Sprechgesang“ erkennt er ein bedeutungsvolles Uebergreifen der modernen Literatur auf die Wagnerbewegung, ein Fruchttragen des neuen musikdramatischen Stils im Gebiete des Wortverses, und diesen mindestens symptomatischen Werth des vielerörterten Falles kann man ihm gern zugeben. Einen Schritt weiter weg vom „Melodram“ zum musikalischen Drama hin bedeutet Bierbaum's Lobetanz, zu dem Ludwig Thuille die Musik geschrieben hat. Als dieses „Singspiel“ seiner Zeit auf der Opernbühne erschien, begrüßte man es mit aufrichtiger Freude. Dem feinen Stimmungszauber der Dichtung mit ihrem treuherzig alterthümelnden Tone und seinen zarten lyrischen Reizen kann sich wohl so leicht Niemand entziehen, ja ich habe bei oftmaligem Genießen des Werkes von der Bühne herab mich des bei einer „Oper“ wahrlich seltenen Eindruckes nicht erwehren können, als ob hier einmal der Musiker seinem Dichter an poetischer Kraft nicht immer gleichkomme. Mit solchem Betonen des Duftigen, Sensitiven, Intimen von Bierbaum's kleinem Werke läßt man, denke ich, dem Dichter alle Ehre widerfahren, die ihm zukommt. Anders Seidl. Ihm scheint die neue und fortschrittliche Kunstthat des Lobetanz in etwas ganz Anderem zu liegen, nämlich in dem auf der Bühne nicht besonders herausgearbeiteten, secessionistischen Geschmack der Ausstattung, und er grollt, daß man somit von der Hauptsache und dem specifisch Neuen und modern Verdienstlichen des Werkes gar keine Ahnung habe. Ich vermag schlechterdings in der Forderung von zartfarbigen Decorationen, von präraphaelitischen Costümen à la Burne Jones und von Botticellifrisuren nicht so etwas Originelles noch auch etwas der Dichtung selbst Integrirendes zu erblicken, und mindestens verspreche ich mir von einer Verwirklichung dieser scenischen Feinheiten, zu denen sich unsere Opernbühnen leider nun einmal nicht so leicht aufschwingen, keine besonderen Offenbarungen. Da steht denn doch als „moderne That“ die geniale Conception des Todeshumors in der Kerkerscene des letzten Actes, die unheimliche Groteske des tanzenden Todes — in deren packender Gestaltung übrigens der Musiker dem Dichter einmal völlig congenial zur Seite tritt — fraglos höher. Hier liegen künstlerische Werthe, die nicht bloß äußerlich aufgesetzt, sondern eigenkräftig neu geschaffen sind. In diesem Zusammenhange verklagt nebenbei Seidl en bloc die Kritik über das Bayreuth von 1896, weil sie für die decorativen Mißgriffe im Jubiläumsringe blind gewesen sei. Immerhin hat es aber doch auch damals an Einsichtigen nicht gefehlt, die an der rechten Stelle die rechten Fragezeichen setzten. Daß Meister Thoma nicht der rechte Künstlersmann war, der hier zu selbstständiger Mitarbeit von Nöthen ist, darüber fanden sich damals gar entschiedene Stimmen von Leuten, denen das „Gesammtkunstwerk“ mehr als eine schöne Redensart ist, einmüthiglich zusammen. An dieser Bayreuther Jubiläumsaufführung kam einem mit Deutlichkeit zu Bewußtsein, wie viel trotz löblichen Eifers bis zur Annäherung an's Ideal noch fehlt. Trotz eines Vierteljahrhunderts Bayreuth ist das Gebiet einer neuen Decorationskunst und Bühnentechnik, wie sie Wagner hellsichtig vorgeschaut hat, noch immer nicht herzhaft betreten. Hier sind Probleme künstlerischer Arbeit gestellt, die im wahren Sinne modern genannt zu werden verdienen.

Von den neuen Schöpfungen im musikalischen Drama erscheint Seidl vor Allem und so ziemlich einzig Strauß' Guntram der Betrachtung würdig. Warum? Weil nach ihm hier das „erste Textbuch nach Wagner mit grundsätzlich moderner Regung“ vorliegt. Er zeigt, wie persönliche Erlebnisse des Künstlers, sein Sichlosringen vom Bayreuther Wagnerthum und von Schopenhauer bestimmend eingegriffen haben, und wie sich hier der Uebergang vom alten romantischen Ideal Wagner'scher Erlösungstragik zu dem des neuen Lebens mit innerer Selbstbefreiung und Selbstbestimmung markirt. Es ist Seidl's gutes Recht, von seinem Standpunkte aus dies bedeutsam zu finden. Aber verfällt er mit diesem Hervorkehren der allgemeinen geistigen Tendenz des Werkes vor dessen eigentlich künstlerischen Qualitäten nicht halb und halb in jene „Gehaltsästhetik“, die er sonst mit so guten Gründen bekämpft? Ist ein Werk, das von einer anderen Weltanschauung getragen wird als dem Nietzschethum, deßwegen schon als unzeitgemäß abzuweisen? Der moderne Geist, den Seidl sucht, soll sich doch nicht in Gesinnung und Weltansicht, sondern im Kunstwerk, das heißt in dem Wie des künstlerischen Ausdrucks zeigen. Von dem Wie des Guntram aber wird nicht geredet, wir werden nicht über das bedenklich Unorganische des Werkes beruhigt, in welchem die Hypertrophie des Orchesters die Wirkung so empfindlich beeinträchtigt. Als die eigenkräftigste und bedeutsamste Erscheinung nachwagnerischer Kunst stellt sich schließlich Richard Strauß überhaupt in den Mittelpunkt der ganzen Betrachtung. Seidl tritt für ihn mit dem Bekehrungseifer des Apostels ein. Was er über die symphonischen Hauptschöpfungen sagt, und vor Allem sein großes Capitel über die Zarathustra-Tondichtung, sind Prachtstücke einer warmherzig nachempfindenden und mit feinem Sinn bis in's Detail eindringenden Auslegung. Keiner, dem es um ein näheres Verständniß dieser vielumstrittenen Erscheinungen zu thun ist, sollte daran vorübergehen.

Der Weg von „Tod und Verklärung“ bis zum „Heldenleben“ bedeutet sicherlich den bedeutsamsten Höhenzug modernen Tonschaffens. Dem Dichter dieser Tonwerke stellt Seidl als Träger modernen Geistes noch Gustav Mahler zur Seite, und zwar nicht ohne ausdrückliche Reserve. Aber wie viele andere Schaffende läßt er auf seiner Suche nach modernem Kunstgeiste ablehnend am Wege stehen! Eine so merkwürdige Erscheinung wie Hugo Wolf gilt ihm nur als Nachblüthe der Periode Schumann bis Wagner und als Nachlese aus der Vergangenheitsliteratur. Und doch ist Wolf mit seiner feinorganisirten Tonlyrik in mancher Hinsicht Eroberer von Neuland. Leute wie D'Albert haben einen Vorstoß nach einem deutschen Musiklustspiele hin gemacht. Der Kritiker der Moderne hat dafür kein Interesse. Von einem Werke wie Pfitzners „Armen Heinrich“, in dem so viel neuartiges Musikempfinden steckt, schweigt er: aus dem Schopenhauer-Wagnerischen Ideale des Mitleidens heraus geboren, ist es für den Nietzscheaner ein Anachronismus. Droht da nicht das von ihm für die Gegenwartskunst aufgesteckte Panier des l'art pour l'art in's Schwanken zu gerathen? In seiner Begeisterung für das, was ihm als Ideal leuchtet, merkt unser Kritiker Nichts davon. Und diese Begeisterung ist seine Stärke. Er hat das Temperament des Parteimannes und die Inbrunst des Bekehrers. Sein Buch ist eine ehrliche That und ein Verdienst. Niemand wird von ihm scheiden, ohne den Dingen, für die darin gekämpft wird, in der einen oder der anderen Hinsicht verstehend näher getreten zu sein. Und das ist, denke ich, für beide Teile Gewinn genug.

Lieben und hassen ist leichter als verstehen, in der Kunst so gut wie anderswo. Geht man daran, neugewonnene Werthe in ihrem Wesen zu erkennen, die Regeln der neuen Erscheinungen aufzusuchen, so benimmt man vor Allem der blind verdammenden Respectlosigkeit den Boden. Von den Erfolgen wissenschaftlicher Forschung kann die Kunst nur profitiren. Der Grund ist schon gelegt. Schon kommt man dem Besonderen der neuen Musik in der Erkenntnis immer näher. Seit Helmholtz' großartiger Erschließung der Fundamente des Tonempfindens, seit Stumpf's weitschauend begonnenem Anbau des gewaltigen Gesammtgebietes der Tonpsychologie regt es sich auf diesem psychophysischen Wissenschaftsfelde immer lebhafter. In methodischer Empirie sucht man die Phänomene der Steigerung und Differenzierung unseres Auffassungsvermögens zu beobachten. Die Musikwissenschaft im engeren Sinne nimmt sich die neuen Ausdrucksmittel bei Wagner und den Musikern um ihn und nach ihm zu näherer Prüfung vor und constatirt im Einzelnen die Art ihrer Bereicherung. In systematischer und umsichtiger Weise leistet solche Arbeit Heinrich Rietsch in seiner bei Breitkopf und Härtel erschienenen Untersuchung der „Tonkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. Wie erstaunlich stellt sich in der neuen Musik die Entwicklung im Gebiete der Harmonik dar! Wie hat sich der Reichthum der polyphonen Möglichkeiten, der tonalen Wandlungen gesteigert! Das feine Geäder der Tristanchromatik bildete den Eingang zu einer Welt von neuen Sensationen. In zarten verschwimmenden und zerfließenden Uebergängen wogen die Tonströme durcheinander. Wie in der Malerei, so ringt in der Musik die Impression, der innerliche Empfindungseindruck nach Geltung. Die Tonbilder werden einheitlich erfaßt, nicht constructiv zusammengesetzt. Das subtile Aufnahmevermögen gewann in der Verwendung der sogenannten alterirten Accorde ein Mittel zu überraschenden und vielsagenden Ausdrucksnuancen. Die früher allein herrschende Diatonik stellte sich jetzt dieser schillernden Chromatik mit bewußter und schlagender Contrastwirkung zur Seite. Der Parsifal mit seinem Gegensatz zwischen den strahlend reinen Dreiklangsharmonien der Gralswelt und den chromatischen Stürmen als Ausdruck für die Unrast der außerhalb des Heiles Stehenden ist dafür classisches Beispiel. Einen gewichtigen Schritt stellt weiter die sich anbahnende Renaissance der alten Kirchentonarten dar, deren unserm Ohre fremd gewordene Tonfolgen nun mit eigenem Reize in den Dienst modernen Musikempfindens treten. Und zu alledem die unerschöpfliche Fülle neuer orchestraler Klangmischungen! Immer stärker, immer mannigfaltiger wird das Rüstzeug moderner Technik. Ist es da ein Wunder, wenn viele unserer heutigen Musiker eine Art Entdeckerlust beseelt? Mit bewußter Keckheit wagt man sich in's Neue und Unerprobte. Die so vielfach differenzirten Ausdrucksmittel werden combinirt, neue Stimmungswerthe, neue Farbenwirkungen versucht, — und dann kommen Studien heraus, bei denen sich der Charakter des Experiments nicht hinwegdisputiren läßt. So erscheint mir beispielsweise selbst Manches von Richard Strauß, etwa die Gesänge für Bariton mit Orchester nach Dehmel und Rückert, die er letzthin geschrieben hat, als solches Studienproduct. Auf lyrischem Gebiete blüht diese Experimentirkunst besonders üppig. Wenn man dem Componisten sein Recht geben will, soll man von solchen Dingen nicht die nämliche Wirkung verlangen wie von einem organisch ausgewachsenen Kunstwerke. Und warum soll schließlich ein Musiker derlei nicht auch im Concertsaale vor die Leute bringen dürfen? Wer verübelt es dem Maler, wenn er seine Studien, oft Kleinigkeiten höchst fragmentarischer Art, mit in den Ausstellungen aufhängt? Freilich, wenn die Experimentirgelüste für den Musiker das einzige Motiv abgeben, das ihm die Feder in die Hand drückt, so geht die Kunst wohl betrüblich leer dabei aus. Zum Glück ist das doch nicht gar oft der Fall. Ergrübeltes und Erstudirtes, an dem die lebendige Seele keinen Antheil hat, ist auch bei unsern Allerneuesten nicht die Regel. Auch bei ihnen gilt meist noch der Satz, daß man erst einen Gedanken haben muß, ehe man ihn ausdrücken kann, auch bei ihnen giebt immer noch der Drang, etwas Eigenpersönliches auszusprechen, eine erlebte Stimmung künstlerisch auszulösen, den Anstoß zum Produciren. Und die Paar verbissenen Experimentenjäger stehen am Ende doch noch höher als die stillvergnügten Componirhandwerker aus der guten alten Zeit der Capellmeistermusik. Die Großen wie die Kleinen, die welche Neues schaffen, und die Anderen, die es sich sauer erarbeiten wollen, sie Alle faßt heute der Zeitenstrom mit gefährlichem Wirbel. Schnell und jäh geht er und Vieles spült er auf den Grund, zur Vergessenheit hinab. Hoffentlich ist es von unserer geschäftigen Gegenwartskunst kein allzuspärlich Theilchen, was sich auf seinem Rücken hinüberrettet in die Zukunftsferne.

Ungewollte Komik.

Von M. Landau (Wien).

Unter den Shakespearegelehrten wird jetzt darüber gestritten, ob der Dichter des Mohren und des Kaufmanns von Venedig nur mit dem Geiste oder auch einmal körperlich in Italien geweilt hat. Dagegen hat noch Niemand behauptet, daß er je nach Böhmen gekommen sei. Mit stolzer Miene konnten selbst Sextaner seine Unkenntniß der Geographie daraus deduciren, daß er den Antigonus des „Wintermärchens“ an der Küste des „wüsten Böhmen“ landen läßt.

Aber der Dichter ist ein Seher. Er ahnte schon vor dreihundert Jahren, daß einst ein österreichischer Minister erstehen werde, dem die guten Staatsbürger jubelnd eine halbe Milliarde zur Verfügung stellen würden, um sie — ins Wasser zu werfen? Nein, um Canäle zu bauen, zu denen nur das Wasser fehlt. Hat doch schon vor mehreren Jahren, als die Canalpläne zuerst auftauchten, ein geistreicher Finanzmann die wegen der Concurrenz beunruhigten Eisenbahnactionäre mit dem Troste beruhigt, daß die Eisenbahnen an dem Trans-

port des Wassers zu den Canälen sehr viel verdienen werden. Wahrscheinlich um diese Actionäre nicht gar zu reich werden zu lassen, brachte der österreichische Minister gleichzeitig mit dem Canalproject den Antrag einer ungefähr zehnprocentigen Steuer auf die Eisenbahnfahrkarten im Abgeordnetenhause ein. Bekommen die österreichischen Canäle wider alles Erwarten Wasser, so wird man in naher Zukunft sehr gut von Sicilien zu Schiff nach Böhmen gelangen können, wenn die Canäle fertig gestellt werden, und erst recht, wenn die Projecte — zu Wasser werden. Und dann wird Shakespeare auch in der Geographie eine gute Note bekommen. Woher hätte er sich übrigens über Böhmen unterrichten können, da Sybel's Historische Zeitschrift damals noch nicht existirte? In dem 14. Bande (1865) dieser grundgelehrten wissenschaftlichen Zeitschrift hätte er unter den Werken über „Deutsche Provinzialgeschichte, österreichische Stammlande" H. Murger's Scènes de la vie de Bohème finden können.

Aber Dichter sind nicht bloß Seher, sondern sie schlafen auch manchmal ein, wie das schon Horaz von dem „guten Homer" bemerkt hat. Und das thun nicht bloß große Dichter, sondern auch mittelmäßige und kleine, ja selbst gewöhnliche Prosaiker und Journalisten. Gut, daß sie nicht ruhig schlafen. Denn sie reden manchmal recht unsinnig im Schlafe und unterhalten die Leser mit diesem Unsinn und mit ihren Schnitzern besser als mit dem im wachen Zustande Gesagten.

Wenn der österreichische Dichter Ludwig August Frankl singt:

„Des Dogen muß ich denken, vor dem der Türk' einst floh,
Des neunzigjährigen Helden, des Dogen Dandolo.
Er warf den Erbfeind nieder und zog im Siegesglanz,
Sich ew'gen Ruhm erwerbend, ins herrliche Byzanz"

so hat er eben nicht gedacht, daß Doge Dandolo mit dem türkischen Erbfeind nichts zu thun hatte und daß das von ihm a. 1203 erstürmte Byzanz eine gut christliche, von dem griechischen Kaiser Alexis Angelus regierte Stadt war. Schlimmer noch als dem venetianischen erging es einem anderen Seehelden, der zum Leipziger Raufbold degradirt wurde.

Auf den englischen Admiral Byng, der die spanische Flotte 1718 bei Cap Passaro besiegte, anspielend, sagt Joh. Chr. Günther in seinem „Lob des Knastertobaks":

„Daß wenn die Pfeifen glüh'n,
Muß der Schmerz so weit entfliehn,
Als die span'sche Degenklinge
Vor dem tapfern Binge."

Dazu bemerkt der Herausgeber der Werke Günthers, Ludwig Fulda, der scheinbar im Märchenlande besser bewandert ist als in der Geschichte des 18. Jahrhunderts: „Binge wohl ein Freund aus dem Leipziger Kreise, sonst unbekannt".

Vorsichtiger im Gebrauche seines Wissens war freilich der englische Staatsmann Sir William Temple, der in einem Briefe an Lord Carlingford nur die Vermuthung äußerte, daß Cassel irgendwo in Hessen liege.

Manchmal ist freilich nicht der Schreiber, sondern der Drucker an solchen Schnitzern und Entgleisungen schuld. Aber nicht Jeder nimmt es sich so zu Herzen wie der italienische Schriftsteller Allessandro Guidi, der auf dem Wege zu Papst Clemens XI., um ihm ein Prachtexemplar seiner Uebersetzung von dessen Homilien zu überreichen, darin einen Druckfehler entdeckte. Dies ärgerte und kränkte ihn so sehr, daß er, in Frascati angekommen, einen Schlaganfall erlitt und nach wenigen Stunden starb.

Ob es ein Druckfehler, ein lapsus memoriae oder Mangel an literarhistorischem Wissen war, welcher Dickens (in seinen Pictures from Italy) das komische Epos „Der geraubte Eimer" Tasso, statt Tassoni zuschreiben ließ, weiß ich nicht. Wegen eines ni zu wenig wollen wir mit dem englischen Humoristen nicht rechten. Am wenigsten hätte über ihn der neueste französische Biograph der Théroigne de Mericourt lachen dürfen, der aufrichtig gestand, er wisse nicht, wer der Herr Spinster sei, den sie in England geheirathet hatte. Er hat nämlich in einem englischen Document ihrem Familiennamen das Wort spinster (für unverheirathet) angefügt gefunden.

So lachen wir auch nicht, wenn Max Nordau im Feuilleton der Neuen freien Presse vom 3. März 1898 von Rostand's „Cyrano von Bergerac" sprechend sagt: „Grimms Märchen, die Fabliaux des Mittelalters und Chaucer's Canterbury tales sind die Ahnen dieser unsterblichen Gattung, die kindlich und tief die Fehler der Weltordnung zu verbessern sucht, keine Ungerechtigkeit duldet, jedes Leiden tröstet, den Bösen bestraft, den Guten belohnt, den Bedrückten mit stets bereiten Wundern beispringt und im Allgemeinen wie im Besonderen dem lieben Gott zeigt, wie er es hätte machen sollen, um den Beifall seiner menschlichen Kritiker zu erringen."

Grimm's Kindermärchen den schlüpfrigen Fabliaux der französischen Trouvères gleichgestellt, Chaucer's „Prolog der Frau aus Bath", Jean de Boves' Fabliau „De Gombert et de deux clercs" als kindlich unschuldige moralische Erzählungen gepriesen — und wir lachen noch immer nicht! Dr. Max Nordau, recte Südfeld, als Retter der Juden und Gründer des Zionsstaates — da müssen wir lachen.

Traurig könnte uns dagegen eine Erzählung Schopenhauer's stimmen, die Carl Bähr in seinen „Gesprächen mit Schopenhauer" mittheilt: Auf dem Theater in Florenz sei einmal in einem Drama Metastasio sehr verherrlicht worden. „Da erhebt sich aus dem Publicum mitten im Parterre ein alter Mann in grauem Kittel und ruft, indem er mit einem Stock mehrmals auf den Boden stößt: Ich bin Metastasio, ich bin Metastasio! Der angerufene Dichter selbst, der gegenüber seiner vorzeitigen Apotheose auf der Bühne seine ärmliche Wirklichkeit in Erinnerung brachte und für diese das Mitleid der Versammlung in Anspruch nahm!"

Metastasio, der von 1730 bis zu seinem 1782 erfolgten Tode als wohlbesoldeter kaiserlicher Hofdichter in Wien lebte und ein großes Vermögen hinterließ, muß also einmal ganz im Geheimen (denn seine Zeitgenossen und Biographen wissen Nichts davon) nach Florenz gekommen sein, um als armer Greis das öffentliche Mitleid zu erregen. Das stimmt traurig. Und wenn Schopenhauer, der 36 Jahre nach dem Tode Metastasio's zuerst nach Italien kam, selbst Zeuge dieser Scene war, dann ist es schon, um pessimistisch zu werden. Auch über Dante zeigte sich der große Pessimist sehr schlecht unterrichtet. Siehe Parerga und Paralipomena II. 367—70 und die Einleitung zu „Ueber den Willen in der Natur".

Zu welcher Sorte von Gedichten wohl die Dante's gehören, könnte uns vielleicht der Kritiker von Jenny Reuß' „Tempi passati" in der Neuen freien Presse (vom 23. December 1897) sagen. Nach ihm sind Gedichte wie Pelzthiere. Da giebt es im großen Ganzen vier Sorten: Solche, bei denen die äußere Form, der Pelz, sehr kostbar, das Fleisch aber ungenießbar ist, solche, bei denen der Inhalt, das Fleisch, ungemein schmackhaft, der Pelz aber werthlos ist, dann solche, bei denen Form und Fleisch gleich unbrauchbar oder brauchbar sind.

Ich bin in der Zoologie nicht so bewandert, um ein Thier zu kennen, dessen Pelz sehr kostbar und dessen Fleisch ungemein schmackhaft ist, aber ich ziehe aus der feinsinnigen Kritik die Lehre, daß man Gedichte jedenfalls nur im Winter lesen und sie den Sommer über gegen Motten verwahren soll.

Wie dieser Kritiker die Poesie vom Standpunkte des Pelzwaarenhändlers betrachtet, so Paul de Lagarde die Religion vom Standpunkte des Chirurgen: „Man trägt die Religion nicht wie einen Leistenbruch oder eine Mastdarmfistel mit sich herum, von denen man den Mitmenschen gegenüber keine Notiz nimmt," sagte er (Göttinger gelehrte Anzeigen, 1890, S. 710).

Ja, „die Zeitläufte sind hart, die Gebräuche groß in unsern geschäckerten Staatengebilden," klagte schon vor vier-

zehn Jahren ein Feuilletonist der Wiener allgemeinen Zeitung. Und gar arg trieben sie es in Rom, wie der Neuen freien Presse im Juni 1884 in orientalischer Bilderpracht berichtet wurde: „Am Capitol da oben ging es später zu wie in einem Ameisenhaufen, wenn ein unberufener Stock das emsige Gethier in seiner Arbeit stört. Die Einen liefen hilferufend die Treppe des Senatorenpalastes herunter, in dessen Saale sich die Menge wie ein gordischer Knoten zusammenballte, die Anderen patschten tactmäßig in die Hände und schrieen Evviva und Abbasso ...“

Um solch einen zusammengeballten gordischen Knoten zu zerhauen, würde ein Alexander allein nicht genügen, er müßte das Schwert des Damokles dazu haben oder wenigstens einen berufenen Stock. Daß in Rom taktmäßig geklatscht wird, ist übrigens leicht begreiflich — sagt doch E. Ruth in seiner Geschichte der italienischen Poesie: „Die Italienrinnen der unteren Klassen brechen in Gesang aus, wenn ihr Zorn den höchsten Grad erreicht hat.“

Solche Aeußerungen aus Frauenmund kann man aber leicht vernehmen und braucht sein Ohr nicht anzustrengen, wie jener „Kaiserliche und königliche Hofschriftsteller“, der vor einigen Jahren seine „Erlauschte Mädchengespräche“ als „preisgekrönte sensationelle Novität“ ankündigte. Daß es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch k. u. k. Hofschriftsteller in Oesterreich gab, habe ich nicht gewußt. Mir scheint aber, daß auch das amtliche Staats-Handbuch nichts davon wußte. Es erinnert mich das an jenen Soldaten, der mir in meiner Jugend erzählt hat, er sei Corporal oder Feldwebel gewesen. Zufällig bekam ich dann seinen Militairabschied zu sehen, in dem er nur als „Gemeiner“ bezeichnet war. Darüber befragt, antwortete er: „Mein Hauptmann war ein großer Judenfeind, und darum wurde meine Beförderung vor ihm geheim gehalten.“

Pikanter als die erlauschten Mädchengespräche mag übrigens der Theater-Roman „Bekenntnisse eines Hoftheaterdirectors von einem k. k. Cultusministerial-Beamten“ gewesen sein, den der Verleger ankündigt als „eine Art deutscher Nana, aber poetisch durchhaucht, gut geschrieben, befriedigt den neuzeitlichen, bei beiden Geschlechtern gleich stark vertretenen Hautgout auf eine elegante Weise.“

Neugierig bin ich nur, ob dieser k. k. Hofschriftsteller und der (wirkliche) Cultusministerial-Beamte in der noch im achtzehnten Jahrhundert errichteten Akademie erzogen wurden, wo, wie Anton von Geusau in seiner „Geschichte der Stiftungen“ berichtet, die adelige Jugend nicht blos in Philosophie, Geschichte und Mathematik, sondern auch in den „kreisämtlichen Wissenschaften“ unterrichtet wurde.

Was nützen jetzt diese Wissenschaften, da die Kreisämter aufgehoben sind?

Und was nützt dieses ganze Geplauder? fragt vielleicht der Leser. — Nur um ihm eine heitere Viertelstunde zu verschaffen, wie sie mir die Lectüre mancher der hier genannten Geistesproducte verschafft hat.



Feuilleton.

Das entdeckte Genie.

Von Max Hoffmann.

Hans Lauter war lyrischer Dichter. Also literarisch sehr schwer belastet, aber dabei doch immerhin ein ganz netter Mensch, und zwar einer, der nicht einmal seinen Beruf verfehlt hatte: denn er hatte thatsächlich von der gütigen Mutter Natur ein Poetengemüth mitbekommen und durch andauernden Fleiß die Kunst des Versemachens bis zu einer ansehnlichen Höhe entwickelt. Nicht, daß er einer der „Neutöner“ gewesen wäre, die nach einer Mittelachse wie am Bratspieß dichten, oder einer der „Ueberbrettler“, die in dalbrigen Tanzliedern mit Kling, klang gloribusch und Piep, piep! hausbackene oder halbweltliche Gedanken vortragen; er dichtete als ein feinfühlender Gemüthsmensch von Natur und Welt, wie es jene Poeten thaten, die von den jüngsten Sängern längst als lächerlich zum alten Eisen geworfen sind. Es gelang ihm auch, ab und zu eins von seinen Gedichten bei irgend einem Familienblatt anzubringen; aber trotzdem und trotz seiner zwei Bände lyrischer Gedichte mit den vielversprechenden Titeln „Harfentöne“ und „Aeolsklänge“ war er doch so gut wie unbekannt geblieben, und seinen Namen meldete kein Literaturwerk und kein Conversationslexikon.

Glücklicherweise war Hans Lauter nicht auf den pecuniären Ertrag seiner Poesien angewiesen; denn sein Vater war Besitzer eines großen Hotels, und so konnte sich der einzige Sohn sorglos seinen ästhetischen und sonstigen Beschäftigungen hingeben.

Da brach das Unglück über die Familie herein. Der Vater verlor an Sanden'schen und anderen, staatlich beaufsichtigten Pfandbriefen sein Vermögen, mußte Berlin verlassen und behielt gerade so viel übrig, um sich ein kleines Wirthshaus in einem hinterpommerschen Städtchen kaufen zu können. Dorthin zog mit den Eltern auch der Sohn, und da er bis auf das Dichten ein ganz verständiger Mensch war, so griff er tapfer mit zu. Nach einigen Jahren besaßen die Lauter's einen hübschen Gasthof, verbunden mit einem kleinen Anwesen, dessen Leitung in Bezug auf Gänsefütterung, Schweinemästung, Melken der Kühe und sonstige ländliche Obliegenheiten sich ganz in den Händen des Sohnes befand. Man hatte sich auch vollständig die Sprechweise der neuen Heimath angeeignet. Der Sohn hieß jetzt einfach Hannes, und wenn ihn einer von seinen früheren Bekannten in seinen hohen Stiefeln, kraft- und gesundheitstrotzend, fast wie ein Großknecht ausschauend, über den Hof hätte gehen sehen, so hätte gewiß Niemand den Lyriker Hans Lauter wiedererkannt, der einst in den Kaffees der Großstadt Cigaretten rauchend gesessen und über Stimmungen gebrütet hatte.

Aber innerlich war Hannes derselbe wie früher geblieben. War sein Tagewerk vollbracht, so saß er in seinem Stübchen bei der Lampe, und was ihm die Sterne zugeblinzelt, der Fliederbusch gerauscht und die Lerchen und Nachtigallen gesungen hatten und was sonst den Tag über sein Herz bewegt hatte, das brachte er in hübsche Verse und schrieb es in Hefte nieder, von denen schon eine ganze Reihe auf seinem Schreibtisch lag. Das war seine Erholung. Bisweilen kam wohl ein kleines Hochmuthsteufelchen und flüsterte ihm in's Ohr: „Hannes, die Sachen sind druckreif, gieb sie heraus!“ Aber im Drang der Arbeit waren solche Gedanken bald wieder verschwunden.

Eines Tages logirte sich in den Gasthof ein kleiner, magisterhaft aussehender Herr ein, der sich als Professor Sparrenberg in's Fremdenbuch eintrug. Wie sich später herausstellte, war er Literaturprofessor an einer kleinen Universität und bereiste Pommern zum Zwecke von Dialektstudien. Es war gerade Markttag, und so mußte ihm wegen Ueberfüllung des Gasthofs das Zimmer des Hannes als Logis eingeräumt werden. Am anderen Morgen stöberte der alte Herr, wie es seine Art war, in dem Zimmer umher und entdeckte die Hefte des Hannes. Er las und las, steckte die Hefte zu sich, erkundigte sich, wer das geschrieben habe, und als sich Hannes schüchtern als der Verfasser meldete, musterte er ihn durch seine Brille erstaunt vom Kopf bis zu den Füßen. Hannes hatte sich die ruhige, wortkarge Art der Bewohner des platten Landes angewöhnt und gab deßhalb auf die Fragen des Professors nur kurze Antworten.

„Das haben Sie Alles gemacht?“ fragte ihn der kleine Herr.

„Jawohl!“

„Und Sie sind der Sohn des Hauses, und jene würdige Frau, die in der Küche die Herstellung des trefflichen Gänsebratens überwacht, ist Ihre Frau Mutter, und jener Herr, der die Gäste begrüßt, Ihr Herr Vater?“

„Jawohl!"

„Und Sie gehören hier zum Volk?"

„Jawohl!"

„Ausgezeichnet! Ausgezeichnet! Was pflegen Sie zu lesen, junger Mann?"

„Eigentlich gar nichts, Herr Professor. Nur manchmal werfe ich einen Blick in den ‚Ortsanzeiger'."

„Das ist herrlich! Junger Mann, Sie sind ein Genie. Geben Sie mir diese Hefte mit! Bald werden Sie von mir hören."

Hannes überließ dem Herrn die Hefte und hatte nach seiner Abreise den Vorfall beinahe vergessen, als er einige Wochen später eine Zeitung zugesandt erhielt, in der folgende Notiz stand:

Auf seiner Reise durch Pommern, die er zum Zwecke von Dialektforschungen unternahm, ist es dem berühmten Professor der Literaturgeschichte, Sparrenberg, geglückt, einen Naturdichter ersten Ranges zu entdecken. Er ist ein Sohn einfacher Eltern, ein Kind des Volkes, und es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Meisterschaft dieser stille Mensch, der wie ein Bauernknecht aussieht, die poetische Gefühlssprache in Versen und Strophen beherrscht. Professor Sparrenberg findet in dieser Entdeckung wieder eine Bestätigung seiner Theorie, daß die echten Dichter immer nur an der Peripherie des Vaterlandes und niemals in den Großstädten gefunden werden. Er bereitet eine Buchausgabe der Gedichte dieses Genossen von Burns und Petöfi vor, und die erste Auflage dürfte bald vergriffen sein.

Hannes freute sich aufrichtig über diesen Erfolg und ließ ihn sich ruhig gefallen; denn er hatte auch so viel Bauernschlauheit bekommen, um sich über seine Vorbildung in tiefes Schweigen zu hüllen. Bald erschien das Buch, die illustrirten Zeitungen brachten sein Bild, natürlich in mehr als einfacher Kleidung mit den hohen Stiefeln, und die Familienblätter rissen sich um seine Gedichte.

Er war berühmt geworden.

Aus der Hauptstadt.

Der Reporter auf dem Kreuzberg.

Auch die allerschlimmsten Neider müssen dem Berliner Local-Anzeiger den Ruhm hervorragend schneller und umfassender Berichterstattung lassen. So prompt arbeiten seine Reporter, daß selbst Blätter wie die Cölnische und die Frankfurter Zeitung nicht selten in die üble Lage kommen, wichtige Nachrichten dem schlichten Anzeiger entlehnen zu müssen, dem „Localblatte", wie sie dann halb herablassend, halb verärgert zu sagen pflegen. Fast täglich finden sich wahrhaft staunenswerthe Leistungen von Berichterstattung in dem vielgehaßten Blatte. Zu nicht geringer Ueberraschung der Betheiligten fuhr unlängst Kaiser Wilhelm an dem Hauptportal der Großen Kunstausstellung vor. Nicht einmal die Herren des Vorstandes hatten von dem hohen Besuch benachrichtigt werden können. Aber der Reporter des Berliner Local-Anzeigers war rechtzeitig zur Stelle gewesen; und schon wenige Stunden nach dem Scheiden des Monarchen aus dem Kunsttempel brachte sein Blatt eine meisterhafte Schilderung der Besichtigung. Kein Bild, welches der Betrachtung gewürdigt worden war, hatte er übergangen; jedesmal hatte er die kaiserliche Bewunderung oder Anerkennung in andere Worte gekleidet und da, wo weder zu bewundern noch anzuerkennen war, den Tadel so vorsichtig umschrieben, daß der Verfertiger des Werkes sich, wenn er mit Süßigkeiten nicht schon übersüttert war, immer noch geschmeichelt fühlen konnte. Bei den Göttern, der Mann, welcher dem Herrscher bei dem Gange durch die Kunstausstellung mit Bleistift und Notizbuch folgen durfte, gab Denen Recht, die Herrn August Scherl nachrühmen, er verstehe es, die besten Federn in seinen Dienst zu stellen.

Indessen, manchmal versagt auch sein Scharfblick. Man weiß, daß er militärische Mitarbeiter in Hülle und Fülle zu seiner Verfügung hat. Excellenzen, Generäle, Admiräle und Militärschriftsteller, die in der Armee zu den ersten Capacitäten gezählt werden, rechnen es sich zur besonderen Ehre an, ihr Wissen in gloriam des Anzeigers zu verwerthen. Aber weder zu diesen, noch zu den befähigteren Köpfen des Herrn August Scherl überhaupt dürfte jener militärische Reporter gehören, der über das von dem Monarchen im Monat Juni auf dem Kreuzberg abgehaltene große Cavallerie-Exerciren zu berichten hatte. Außer vielen anderen Specialitäten betreibt der Berliner Local-Anzeiger mit besonderer Geschicklichkeit die Loyalität. Diesem edlen Zweck wird doch aber keineswegs gedient, wenn wir in dem Blatte die fragliche Darstellung der Vorgänge in einer Weise geschildert finden, welche geeignet ist, der militärischen Autorität des Kriegherrn Abbruch zu thun.

Wenn mit Cavallerie manövrirt wird, muß auch tüchtig attaquirt werden — der Satz gilt heute noch. Und es wird noch viel Wasser die Spree hinunterfließen, bis in der gesammten deutschen Armee sich die Wahrheit zum Siege durchgearbeitet hat, daß die Hauptaufgabe der Cavallerie weniger im Fechten, als vielmehr in der Aufklärung besteht. Zu verwundern ist es ferner in unserer scheinbar so vielseitigen und doch so einseitigen Zeit durchaus nicht, daß sich die Neigung zum Zusammenziehen unnatürlich großer Cavallerie-Massen behufs Veranstaltung wirkungsvoller Attaquen noch immer zu behaupten vermag, trotzdem die Verwendung dieser Massen, die den Grundbegriffen moderner Taktik widerstreitet, von allen militärischen Sachverständigen verworfen wird. Endlich läßt es sich, weil dies in dem Wesen der leichtfüßigen Cavallerie begründet ist, wohl begreifen, wenn mit ihr an einem Uebungstage, in kurzer Folge auseinander, viele verschiedene Aufgaben gelöst werden, während der an dem Boden klebenden Infanterie schon der Athem ausgeht, wenn ihr deren zwei zugemuthet werden. Nach allen Richtungen der Windrose kann sie bei dem Exerciren verwandt werden, bald gegen einen von Norden, bald gegen einen von Osten, Westen oder Süden erscheinenden Feind. Aber auch Alles das in Rechnung gesetzt — die in diesem Falle unbegreifliche Berichterstattung des Berliner Local-Anzeigers läßt doch nur den einen Schluß zu, daß bei jener Cavallerie-Uebung auf dem Kreuzberg die Unnatur wahre Triumphe gefeiert hat; daß alle in dem Exerciren vollführten Bewegungen ausschließlich dazu bestimmt waren, effectvolle Bilder zu stellen, und daß die Erziehung von Führern und Truppe zu dem wirklichen Krieg rein gar nichts von der Uebung profitirt hat, trotzdem Roß und Reiter viel Schweiß haben hergeben müssen. Unwillkürlich müssen sich bei der Lectüre des gefährlichen Local-Anzeiger-Referates solche Gedanken dem Laien aufdrängen. Der militärische Sachverständige bleibt vor ihnen allein deßhalb bewahrt, weil er weiß, daß ein derartiger Dienst denn doch zu ernst ist, um von irgend welcher Seite auf die leichte Schulter genommen zu werden. Um seinem unqualificirbaren Bericht die rechte Würze zu geben, bemühte sich aber der Herr Reporter noch, das Geschilderte mit dem Mantel der Liebe zu bedecken, indem er auf die Meinungsverschiedenheit der Theoretiker über den Werth so seltsamer Bewegungen hinwies. Da die Praktiker sie sämmtlich unbarmherzig verurtheilen müßten, so ließ er wenigstens einen Theil der Theoretiker für sie eine Lanze brechen, also die Leute, deren Ansichten kaum irgend welche Bedeutung haben können. Wie in dem menschlichen Leben überhaupt, beherrscht auch im Kriege nicht der Theoretiker, sondern der Praktiker das Feld.

Nun liest, wie man weiß und wie besonders Herr Mosse inständig bedauert, nicht bloß der Berliner Bürger den Berliner Local-Anzeiger. Hoch und Niedrig greift zweimal täglich hastig nach diesem Blatte. Mehr als wahrscheinlich ist es daher, daß der eigenthümliche Bericht über das große Cavallerie-Exerciren auf dem Kreuzberg auch zur Kenntniß einiger höherer Militärs gelangt ist, welche dieser Uebung beigewohnt haben. Es ist dringend zu hoffen, daß diese Herrn die Leitung des „Berliner Local-Anzeigers" bedeutet haben werden, in Zukunft bei allen Anlässen, wo ein persönliches Handeln des Monarchen zu erwarten steht,

weniger ungeschickte Federhelden aus der Kaste der Militär-Reporter auszuwählen. Hyperloyalität ist noch nicht die alleinige Voraussetzung zur befriedigenden Erledigung einer solchen Aufgabe. Sie richtet in der Regel mehr Schaden an, als sie nützt. Wer sicherlich vorher durchdachte Uebungen im Lichte harmloser Spielerei erscheinen läßt, nun, der mag wohl zur Schilderung eines Schützenfestes oder eines Kegler-Congresses das Zeug haben; auf das Exercirfeld gehört er entschieden nicht, am Allerwenigsten dann, wenn der Kriegsherr sich an die Spitze gewaltiger Reiterschaaren setzt, um sie mit gezogenem Säbel dem erkundeten Feinde entgegenzuführen. Nicht Stümper, sondern federgewandte, klare Köpfe von der ebenso schnellen und glücklichen Auffassung, wie sie dem Reporter über den Besuch der Kunstausstellung eigen ist, hat der Local-Anzeiger in Fällen wie dem vorliegenden auf den Kreuzberg zu entsenden, wenn es ihm, woran ich keine Secunde lang zweifle, mit seiner Loyalität Ernst ist. Sonst könnte er bei bösen Menschen in den Verdacht gerathen, ein verkappter Umstürzler zu sein, der nach Jesuitenart nur deßhalb vor dem Träger der Krone in Ehrfurcht erstirbt, um unter byzantinischer Maske desto sicherer seine Autorität zu untergraben. Ein Soldatenkaiser wurde der deutsche Kriegsherr auf dem bekannten Frühstück in der Caserne des II. Garde-Regiments zu Fuß von dem französischen General Bonnal genannt. Als Soldatenkaiser paßt er aber die Friedensübungen genau den Forderungen des modernen Krieges an und verleugnet vor Allem diese nicht in dem Maße, wie es ihm von dem Berichterstatter des „Berliner Local-Anzeigers“ in unverantwortlicher Weise angedichtet worden ist. Man weiß, daß der Berliner Local-Anzeiger in dem Geruch eines halbofficiösen Blattes steht, — Niemand bedauert das mehr, als Herr Mosse — und daß die Zahl seiner gläubigen Leser Legion ist. Sie Alle schwören auf die Weisheit, die täglich vor ihren Augen verzapft wird. Liegt da nicht die Gefahr vor, daß sie durch eine so verfehlte Berichterstattung, wie ich sie heute leider kennzeichnen mußte, in ihrem Vertrauen auf die militärischen Fähigkeiten des Herrschers erschüttert werden?

Ajax.

Dramatische Aufführungen.

„Mutter Maria“. Drama in vier Acten von Ernst Rosmer. (Deutsches Theater.) — „Der tolle Bismarck“. Lustspiel in vier Aufzügen von Walter Harlan. (Lessing-Theater.) — „Die goldene Brücke“. Schauspiel in drei Acten von Richard Skowronnek. (Meßthaler-Ensemble im Neuen Theater.)

Zwar sind schon mehrere recht respectable Hitzwellen über die märkische Ebene und den mit Stuck bekleideten Backsteinhaufen darin, die sogenannte Reichshauptstadt, hingefluthet, aber die Theater spielen noch immer weiter. Das — leider nicht salzhaltige — Meer der Novitäten will sich nimmer erschöpfen und leeren. Und obgleich wir an unseren stehenden Bühnen eigentlich reichlich genug hätten, bemühen sich auch noch allerlei auswärtige Theaterleiter, Berlin mit dramatischer Kost zu versorgen; werden jeden Augenblick neue Freie, Genossenschafts- und Volks-Bühnen begründet, die es unter drei blitzblanken Neuheiten in zwei Wochen nicht thun. Der Chronist muß unter diesen Umständen auf gewissenhafte Ausübung seines Amtes verzichten. Schließlich ist auch er etwas wie ein vernunftbegabtes Lebewesen und fühlt sich in Folge dessen während der heißen Sommerszeit wohl zur gekühlten Erdbeerbowle, nicht aber zum Genuß frostiger Dilettanten-Dramatik angeregt. Die Frage, für wen alle unsere Theater augenblicklich eigentlich offen stehen und alle diese heimischen und importirten Truppen spielen, läßt sich überhaupt schwer beantworten. Berlin hat ja sommerlang einige wagemuthige Fremde in seinen Mauern, aber auch die sitzen Abends lieber im Concertgarten, als im muffigen Parquet auf heißen Polstern. So bleibt denn nur die Kameraderie übrig, die die Opferthat des Applaudirens entsagungsfähig auf sich nimmt, und die Freundschaft und Verwandtschaft, die den begabten Neffen oder Schwiegersöhnen den an sich schon nicht hochstehenden Lorbeer noch tiefer zu hängen sucht.

Das Deutsche Theater schloß die Reihe seiner Darbietungen mit Ernst Rosmer's „Mutter Maria“ ab. Brahm riskirte keinen Abend für das melancholische Stück, sondern gab es auf einer Matinée. Nachher tauchte es nie wieder auf. Man braucht das Stück nicht einmal gesehen, sondern nur gelesen zu haben, um diesen jähen Absturz zu verstehen. Der versificirte Wirrwarr ist kaum im stillen Kämmerlein auseinander zu halten; auf der Bühne, wo die Eindrücke sich drängen und rasch verdrängen, ja überstürzen, wird Einem von Alledem so dumm, daß das bekannte Mühlrad nur noch einen schwachen Vergleich bietet. Mutter Maria ist eine Bergfee, die sich vom Bergjäger küssen läßt; der Bergjäger kommt elend um, Maria genest eines Kindleins. Gute Menschen bemühen sich um sie, wollen sie beten lehren; daneben schleicht beständig der Tod zwischen den Coulissen einher und lüstert nach dem Kleinen. Eines Nachts, als Maria sich von den Feenschwestern bethören läßt und zum Reigen mit ihnen auf die Gipfel entschwebt, packt er ihr Junges und wiegt es ein. Die verzweifelte Fee a. D. vermag ihm seine Beute nicht wieder abzuringen. Vor Allem deßhalb nicht, weil sie völlig außer Stande ist, das kleinste Vaterunser zu beten. In ihrer unklugen Mutterliebe geht sie so weit, dem bedauernswerthen Kinde sowohl den Eingang in den Himmel, wie die Rückkehr in's Grab zu versperren, und erst nach sehr eindringlichen Vermahnungen bequemt sie sich endgültig zu christlichen Sitten. Da im ersten Acte ein alter Einsiedler ein Muttergottesbild in den Felsen meißelte, hat Maria es leicht, vor diesem Bilde niederzusinken und zu sterben. Der Tod hält wieder eine bedeutungsvolle, kleine Ansprache. Etwa sieben bis acht Dichter haben im Laufe des Spieljahres den Tod zwischen Pappdeckel und Leinwand citirt, keiner mit so geringem Erfolg wie Frau Bernstein-Rosmer. Ihre Phantasie ist matt und inhaltlos wie ihre allegorische Tüftelei. Ein graues Durcheinander von Ausgelesenem, halb oder gar nicht Verdautem; eine Confusion, die sich hinter immer neuen Confusionen zu verstecken trachtet.

Im Lessing-Theater nahm zum Schlusse noch der Dramaturg dieser Bühne, Walter Harlan, das Wort, indem er einen jungen Deichhauptmann auf die Beine stellte, der nicht recht weiß, ob er sich für das traute adlige Fräulein oder für die ein bischen spleenige englische Miß entscheiden soll. Das Lustspiel verspottet außerdem noch die Bigotterie, den rothen Radicalismus und andere wirksame Pendants. Es heißt deßhalb „der tolle Bismarck“. Die Geschicklichkeit Harlan's, altmärkische Stimmungsbilder zu zeichnen, verdient Lob, und seine Art, Bismarck'sche Kraftworte zu benutzen, amüsirt eine Weile. Allzu bald freilich versandet das Stück; allzu bald ärgert und verstimmt die Ausschrotung des Bismarckischen Namens zu so nebensächlichem, bedeutungsarmem Possenspiel.

Auch Richard Skowronnek hat sich an einen großen Vorwurf gewagt. „Es giebt einen prachtvollen dramatischen Stoff“, läßt er seinen Helden sagen, „aber wer ihn behandelt, der ist am Morgen nach der Aufführung ein todter Mann.“ Na, Skowronnek lebt, trotzdem die Meßthaler-Truppe seine „goldene Brücke“ aufgeführt hat. Ein alter jüdischer Gauner, der es zu Millionen gebracht hat, strebert sich in die bessere Gesellschaft empor; Siegfried, sein Sohn, übertrifft den Papa noch an Skrupellosigkeit und Gelenkigkeit. Und nur das Töchterchen, die fromme Helene, hält treu zum wahren Menschheits-Ideal. Wie es schlechte und brave Juden giebt, so giebt es auch brave und schlechte Christen. Zu den bravsten gehört Wisselingk, N. Guhrauer's Privatsecretär, ein directer Nachfahr Oswald Steins, des geistreichen Hauslehrers. Man hört selten gediegenere Phrasen als die, womit er das artige Judenmädchen überschüttet. Zum Dank dafür heirathet ihn Helene am Ende, nachdem sie zuvor den schlechten Christen, der doch ein wirklicher Graf ist, hoheitsvoll von sich gewiesen hat. Skowronnek hat den gewissen trockenen Humor, und er hat auch zur rechten Zeit den Humor anderer Leute. Seine semitisch-antisemitischen Späße lassen sich hören und gefallen beiden Parteien; fährt er in dieser Art fort, dann braucht der Dichter nicht zu befürchten, je nach Aufführung eines seiner Dramen ein todter Mann zu sein. Uebrigens verdient hervorgehoben zu werden, daß seine Kunst der Charakteristik sich verschärft, wenn auch nicht vertieft hat; daß er gediegene, lustige Caricaturen im Fliegenden Blätterstiel zu entwerfen versteht und eine sichere Hand in der Wiedergabe klug beobachteter Einzelzüge sein eigen nennt. Manche Partie des Stückes wird dadurch recht anregend und unterhaltend.

Von allerhand grobem Unfug.

Die Börse soll absolut nicht zur Ruhe kommen. Kaum ist der Hypothekenbankenkrach nothdürftig beigelegt, so muß in Dresden die Creditanstalt für Industrie und Handel, die nach Jahren schlechter Geschäftsführung anscheinend wieder solide verwaltet worden war, um ein Moratorium nachsuchen oder, wenn man deutlich sein will, den Concurs anmelden. Auch hier zeigte es sich, daß, bevor der Krach offen ausbricht, die Ratten das sinkende Schiff verlassen und nunmehr die Retter in der Noth spielen, nach berüchtigtem Muster die Sanirung vornehmen wollen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Direction und Verwaltungsrath dieser Bank in unverantwortlicher Weise an geradezu phantastische Unternehmungen gegangen sind und den Credit so in Anspruch genommen haben, wie man es bei vernünftigen Geschäftsleuten kaum für möglich halten sollte. Aber man muß hier als Entschuldigung anführen, daß sich in den letzten Jahren bei vielen Gesellschaften eine Großmannssucht herausgebildet hatte, so daß man schließlich glaubte, das Geld

werde vom Himmel fallen und man brauche nur die Hände aufzuhalten, um davon mit vollen Händen ausstreuen zu können. In erster Linie war das bei allen Elektricitätsgesellschaften der Fall, die, um überhaupt leben zu können, Aufträge übernommen haben, bei denen von vornherein die Möglichkeit, auch nur mit blauem Auge davon zu kommen, ausgeschlossen war. So war es auch bei der Dresdner Creditanstalt, die einfach jeden Credit bewilligte und besonders der Kummer'schen Elektricitäts-Gesellschaft Summen vorgeschossen hat, die schließlich gar nicht mehr zu decken waren. Die Kummer-Gesellschaft hat, ebenso wie viele andere Elektricitätsgesellschaften, Bauten ausgeführt, die vielleicht dereinstmals gute Erträge bringen werden, zunächst aber in den Effectenportefeuilles liegen bleiben. Es ist ein fürchterlich schwerer Schlag, daß gerade jetzt wieder eine große Bank in Zahlungs-Verlegenheiten gerathen ist.

Bei der Gelegenheit sei auch des unerhörten Unfugs gedacht, der mit dem Geschäfte in Disconten getrieben wird. Der richtige Ausdruck würde hier Wechselreiterei lauten. Eine große Anzahl von Banken, deren Hauptsitz in Berlin ist, hat sich daran betheiligt. Durch Vermittlung von Geldagenten („Maklern") werden diese „Disconten" weiter gegeben, und wir erleben es jetzt, daß die der Dresdner Creditanstalt nur mit Unterstützung anderer Banken und Hinausschiebung der Verfallzeit eingelöst werden können. Es ist ein Eingreifen dringend nothwendig, um solchen Discontgeschäften ein Ende zu bereiten, und der Börsenreform-Ausschuß sollte sich wirklich nicht nur mit der Frage, ob das Terminhandel-Verbot aufgehoben werden und das Spielregister fallen soll, sondern auch mit diesem sträflichen Wucher befassen.

Das Trauerspiel, das sich schließlich, man kann fast sagen, in ein Lustspiel verwandelte, ich meine die Affaire der Pommer'schen Hypothekenbank, ist in der Generalversammlung glücklich zu Ende geführt worden. Wir müssen kurz recapituliren, was mit dieser Bank vorgegangen ist. Nach dem Ausbruch des Spielhagenkrachs mußte die Bank schließlich darauf verzichten, ihre Pfandbriefe aufzunehmen. Als dann verbreitet wurde, daß die Pfandbriefe nicht voll gedeckt seien, verließen auch hier die Ratten das untergehende Schiff. Aber nicht genug damit; sie mußten durch fürchterlich klingende, in Wirklichkeit aber durch ihre Unklarheit die wahre Lage verschleiernde Berichte das Publicum in Unruhe zu versetzen. In Folge dessen sanken Pfandbriefe und auch Actien so tief, daß man hätte glauben können, die Katastrophe sei auch hier perfect. Dann kamen beruhigende Artikel; von allen Seiten kaufte man die Pfandbriefe zurück; selbst von den Actien wurden namhafte Beträge aufgenommen; in der Generalversammlung konnte man schließlich hören, daß die Pfandbriefe nicht ernstlich gefährdet seien. Aber nun kommt das eigentlich Interessante. Die ehemaligen Herren Präsidenten wurden mit Glanz wieder in ihre Ehrenämter eingesetzt, ja, die aus dem Aufsichtsrathe ausgeschiedenen Herren fanden bei den Sanirungsräthen herzlichen Empfang, offene Arme, wohl in der Hoffnung, daß sie nunmehr wieder das Lob der Banken singen würden, deren Directoren, wie sie noch vor wenigen Wochen erklärt hatten, ohne ihr Wissen in scandalöser Weise gewirthschaftet hätten. Es wäre doch sonderbar, wenn die Directoren der Bank allein regreßpflichtig gemacht, die Herren Aufsichtsräthe aber, die Jahrzehnte lang Tantièmen eingestrichen haben, aus ihrer Regreßpflicht ohne Weiteres entlassen würden, nur weil sie, als die Karre festgefahren war, weidlich geschimpft und alle Schuld allein auf die Directoren abgewälzt haben. Das hieße denn doch, die Comödie vollends zur Narrenposse machen.

Keinen anderen Namen verdient der Protest, den einige Speculanten bei der Zulassungsstelle der Berliner Börse eingereicht haben, weil der russische Finanzminister die Certificate der russischen Südwestbahn noch immer nicht auszahle. Man will eventuell, wenn die Russen etwa wieder russische Papiere an die Berliner Börse bringen wollen, einfach deren Notirung ablehnen. Es ist wirklich eine beachtenswerthe Keckheit, daß sich diese Speculanten überhaupt unterstehen, eine solche Forderung zu stellen. Aber man sieht, daß die Zulassungsstelle duldsam auf manche Zumuthung eingeht, wenn sich nur die richtigen Leute mit der erforderlichen Unverfrorenheit finden. Bisher haben sich freilich noch immer nicht die Leute eingestellt, die da allen Ernstes fordern, auf jeden Fall der schweizerischen Rente, die doch früher oder später an unserer Börse zur Einführung kommen soll, die Zulassung zu verweigern. Und doch sind die Actionäre aller schweizerischen Bahnen von dem schweizerischen Bunde schmählich übervortheilt worden.

Das Kohlensyndicat hatte neuerdings die Unverfrorenheit, statt die Preise endlich herabzusetzen, eine neue Fördereinschränkung zu decretiren. Wie lange diese Willkür und Gewaltherrschaft noch dauern soll, darf man wirklich begierig sein, zu erfahren. Begreifen denn die Kohlen-Barone noch immer nicht, daß aller Uebermuth seine Grenzen hat? Wie können die Herren es wagen, die bisherigen Preise mit Gewalt behaupten zu wollen und so direct auf eine Wiederkehr der Kohlennoth hinzuarbeiten, unter der das ganze Volk leidet, während sie die Gewinne daraus einziehen? Die Debatten über die Kohlennoth, die im preußischen Abgeordnetenhause geführt wurden, scheinen von den Herren gänzlich vergessen worden zu sein. Und leider haben sie einigen Grund zu solcher Vergeßlichkeit. Denn warum duldet die Regierung noch immer schweigend ihr unqualificirbares Treiben?

In den Verhandlungen über das Kalisyndicat scheint es überaus heiter hergegangen zu sein. Die Herren, die zu einer Einigung kommen wollten, haben sich zuletzt als schlagende Verbindung constituirt und ihren Ansichten durch handgreifliche Aeußerungen Nachdruck zu verleihen gesucht. Man wird abzuwarten haben, ob das Zustandekommen des Syndicats durch eine derartige nachdrückliche Beweisführung gefördert worden ist. Jedenfalls ist es bedauerlich, daß ernste Männer, die zu solchen Arbeiten berufen waren, sich soweit vergessen konnten, persönliche Empfindungen durch Hiebe zu verdeutlichen. Besonderes Vertrauen dürfen Personen dieser Art wahrhaftig nicht beanspruchen. Es kommt hinzu, daß die Lage der Kali-Industrie überhaupt gegenwärtig alles Andere eher als glänzend ist. Der Verkauf mehrprocentiger Producte nach Amerika hat gewaltig abgenommen, — man nennt eine Millionensumme — und wenn es zu einem Unterbietungskriege kommt, dann wehe den schwächeren Werken, wehe vielleicht just Denen, die den Kampf leichtfertig oder habgierig heraufbeschworen haben! Will man die verderblichen Folgen des wahnsinnigen Taumels, der in den beiden letzten Jahren alle Köpfe verwirrte und Krethi und Plethi, Maurermeister, Gastwirthe, „Beamte bis herab zum Künstler" zu Kaligräbern machte, will man die Folgen dieses Taumels abwehren, so heißt es jetzt vor Allem ruhig Blut bewahren, in Ruhe und Einigkeit arbeiten. Daß unter diesen Umständen Fusionirungspläne, wie der zwischen Benthe und Hansa-Silberberg schwebende, mindestens deplacirt sind, bedarf kaum der Erwähnung. Für solche Actionen ist gegenwärtig nicht der geeignete Zeitpunkt. Benthe ist gerade erst aus dem Schwersten heraus, hat seinen Gewerken bereits schlimme Enttäuschungen gebracht und sollte sich jetzt vor allen Schritten hüten, die vielleicht etlichen führenden, an beiden Gewerkschaften betheiligten Herren, nie aber der Gesammtheit der Gewerke Nutzen bringen können. Aufgabe seiner Leiter scheint mir zu sein, mit aller Kraft die Schachtarbeit zu fördern, nicht aber sich an zahllose andere Unternehmungen zu zersplittern. Die Gewerke sollten sich dergleichen nicht ruhig gefallen lassen, sonder kräftig ihr Interesse wahren. Benthe braucht jetzt ein paar Jahre unbedingter Ruhe, die das Werk zu ernster Arbeit benutzen muß; alle Zwischenspiele und ablenkenden Kinkerlitzchen sind durchaus vom Uebel.

* * *

Fast an jedem Tage rückt jetzt die Verwaltung irgend eines Werks mit dem Geständnisse heraus, daß sie sich in ihrer ganzen Calculation geirrt habe, wobei dann natürlich die Actionäre die Zeche bezahlen müssen. Da zeigt sich denn wieder einmal, wie ungeheuerlich die Indolenz der Actionäre, besonders in guten Zeiten, ist. Sähe man es nicht an hundert Beispielen, so würde man's kaum für möglich halten, daß das Publicum so leichtsinnig mit seinem Capital umgeht, so vertrauensduselig ist. Die Leitung der Gesellschaften liegt fast überall ausschließlich in den Händen der Directoren, da ja in den meisten Fällen der Aufsichtsrath nur eine Pfründe ist, eine Gelegenheit, durch Nichtsthun Geld, Trinkgeld zu verdienen. Der kleine Theil der Actionäre, der in die Generalversammlungen kommt, befindet sich dort stets in der Minderheit, während die Directoren oder einige Interessenten über die Majorität verfügen und naturgemäß auch den Aufsichtsrath nach ihrem Gutdünken wählen. Es giebt eine Unzahl von Gesellschaften, wo der Aufsichtsrath eine vollkommene Null ist und, wenn er nicht mit Pudelgehorsam thut, was die Herren Directoren befehlen, einfach in der nächsten Generalversammlung abberufen wird. Dadurch sinkt natürlich jene Aufsichtsbehörde, die der Gesetzgeber im Auge hatte, zum Popanz herab. Und wir erleben es, daß in vielen Generalversammlungen der Aufsichtsrath verlegen zugeben muß, von den Geschäften nichts zu verstehen oder sich auch gar nicht darum gekümmert und alles geglaubt zu haben, was ihm die Directoren vorschwindelten. Gegen diese skandalöse Gepflogenheit, diese Gewissenlosigkeit ohnegleichen giebt es nur ein Mittel: den Strafrichter. Der Aufsichtsraths-Unfug, wie er jetzt grassirt, ist eine schwere Calamität für unser ganzes Actienwesen geworden. Man sehe nur einmal die Liste der Aufsichtsräthe durch: fast alle diese Stellen werden an Leute vergeben, die sich daraus einen Nebenverdienst verschaffen wollen. Daß diese Nebenverdienste ganz enorme Summen ausmachen, braucht hier nicht besonders hervorgehoben zu werden. Es wäre wahrhaftig nicht verwunderlich, wenn gerade jetzt, wo man so viele Beispiele von gewissenlosen Aufsichtsräthen erlebt hat, der Vorschlag einer hohen Tantièmensteuer neuerdings auftauchte und zugleich eine Garantie dafür verlangt würde, daß diese wohlberechtigte Steuer nicht auf die Actionäre abgewälzt wird. Würde außerdem endlich einmal eine Anzahl Aufsichtsräthe regreßpflichtig gemacht und müßten diese Herren dabei tüchtig in die Tasche greifen, dann würde sich vielleicht mancher Mann in Zukunft davor hüten, Vertrauensposten anzunehmen, denen er nicht gewachsen ist oder die er nicht mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes ausfüllen will. Es fordert den Spott direct heraus, wenn man beim Durchblättern des Verzeichnisses der Aufsichtsräthe findet, daß derselbe Mann, der früher Rechtsanwalt oder etwas Aehnliches war, sich jetzt als Aufsichtsrath in einem oder zwei Dutzend Gesellschaften befindet, wo er heute über Bankwesen, morgen über Feuerversicherung und dann über Eisenbahnen, Bergwerke, Elektricität, Kali-Industrie, kurzum über alle Zweige unserer Volkswirthschaft befinden soll, ohne daß er vielleicht auch nur von einem dieser Dinge mal entfernt hat läuten hören. Dieses skandalöse Treiben muß unbedingt ein Ende nehmen. Gerade neuerdings hat man bei den Sanirungen dieselben Persönlichkeiten fungiren sehen. Einer der Herren, den man jetzt gewöhnlich den „Obersanirungsrath" nennt, mußte in einer Versammlung zugeben, daß der Aufsichtsrath von den Geschäften nichts verstanden habe, sondern erst einen geprüften Kaufmann habe zu Rathe ziehen müssen. Man schlägt

sich bei solchen Vorkommnissen an die Stirn und fragt sich, woher denn Jemand den beneidenswerthen Muth nimmt, verworrene Dinge wieder in Ordnung bringen zu wollen, von denen er keinen blassen Schimmer hat. In den hiesigen Banken geht das Unwesen der Aufsichtsrathsstellen so weit, daß, wenn eine Aufsichtsrathsstelle frei wird, immer umschichtig der nächste der Herren Directoren in die offene Stelle einrückt, ohne daß man sich fragt, ob er von dem betreffenden Geschäftszweige eine Ahnung hat oder ob er lediglich dazu da ist, die hohen Reisekosten und am Ende des Jahres die schönen Tantiemen zu schlucken.

Wir haben letzthin auf das aller Beschreibung spottende Treiben der Angestellten von Banken und Bankiers an der Börse aufmerksam gemacht. Unserer Anregung folgend, scheint nunmehr die sogenannte Stempelvereinigung, die aus Mitgliedern unserer ersten Banken und unseren ersten Bankiers besteht, dem frechen Wirrwarr entgegentreten zu wollen. Ich fürchte aber, daß es sich auch hier nur um einen Schreckschuß handelt. Nach einem von ihr ausgegebenen Communiqué will die Stempelvereinigung in Zukunft die Aufträge von solchen Firmen nicht mehr annehmen, die die verkaufte Waare nicht liefern kann, sondern sich, nach langem Hin- und Herschreiben, schließlich executiren läßt. Es ist interessant, zu beobachten, wie bei Beginn der Börse die Cursmakler täglich ganze Stöße von Mahnbriefen bekommen, die nicht erfolgte Lieferungen betreffen, und wie sich dann die kleinen Speculanten und Firmen drehen und winden, um immer wieder noch einen Tag Zeit zu gewinnen, die verkaufte Waare einzudecken. *Das ganze Manöver ist ein verkapptes Differenzgeschäft, — nur daß es viel schlimmere Folgen hat als all' die Differenzgeschäfte, die man durch das Börsengesetz hat aufheben wollen.* Die enormen Cursdifferenzen, die sich in der letzten Zeit fast täglich zeigten, sind diesen unheilvollen Speculationsgeschäften zuzuschreiben. Es würde ein großes Heulen und Zähneklappen geben, wenn sich vielleicht einmal der Staatscommissar an irgend einem Tage um derartige unsolide, das ganze Geschäft und das Publicum schädigende Speculationen kümmern wollte. Jeder anständige Kaufmann würde ihm für ein solches Eingreifen zu Dank verpflichtet sein. Wenn es der Stempelvereinigung ernst sein sollte, dann möge sie hier die Sonde in die Wunde führen und die Patienten, die davon betroffen werden, einfach verbluten lassen.

An der Berliner Börse spielt zur Zeit übrigens wieder jene Persönlichkeit eine Rolle, die vor Jahresfrist durch eine Ordensangelegenheit weiteren Kreisen bekannt, allerdings nicht in gutem Sinne bekannt geworden ist. Diese Persönlichkeit, anscheinend mit einer ganzen Clique von Freunden und Speculanten aus Rheinland und Westphalen, beherrscht Dank seiner verwegenen Speculationen wieder einmal das Tagesgeschäft. In den letzten Tagen soll er angeblich die Kurse dadurch beeinflußt haben, daß er colossale Abgaben in Blanco vornahm, in der Hoffnung wohl, daß die Deroute noch weiter um sich greifen werde. Nun, das alte deutsche Sprichwort vom Kruge, der stets nur eine gewisse Zeit lang zum Brunnen geht, besteht noch immer zu Recht. Und das ist ein gewisser Trost. Wenn man viele Jahre hindurch die Börse besucht hat, so hat man es Dutzende von Malen beobachtet, daß Herren dieses Calibers in den meisten Fällen melancholisch endeten: es blieb ihnen zuletzt nicht viel mehr übrig, als ihr nicht gerade sehr rühmliches Leben. Was sich unser Ordensritter ad notam nehmen möge.

Ekkehard.

Notizen.

Grazer Kunst. Herausgegeben vom Grazer Künstler-Bund. (Hans Wagner, Graz.) An sich schon und ohne Weiteres erweckt, was aus Steiers lieblicher Hauptstadt kommt, ein günstiges Vorurtheil. Zumal, wenn es sich um deutsche Kunst und deutsches Kunstschaffen handelt, das von des Reiches südlichster Hochburg hinüber grüßt. Aber der stattliche und inhaltreiche Band, der uns heute vorliegt, darf getrost auf das günstige Vorurtheil verzichten. Er wird seinen Weg von selbst machen, denn er ist reines, klingendes Gold. Mit Fug beansprucht er die Ehre ernster, rückhaltloser Kritik, eine Ehre, auf die nur Meister Anspruch haben. In der That ist es ganz erstaunlich, welch' eine Fülle rüstiger, fleißiger Talente das Land des Osterdinger's birgt, wie fröhlich und kunstschön dort gesungen, mit wie frischem Wagemuth und flottem Strich dort gemalt wird. Daß Peter Rosegger Geschichten schreibt, in denen die Volksseele spricht und doch jede Zeile des Poeten köstliche, wäldlerische Eigenart meldet, daß zumal die ergreifende kleine Tragödie vom schönen Lenerl, die er beigesteuert hat, ein Schmuck des Bandes ist, das bedarf besonderer Betonung nicht. Ebenso wenig soll Emil Ertl's nachdenklicher „Wolf von Gubbio“ und sollen Hermann Ubell's feine, wie Silberglocken klingende Verse besonders gerühmt werden. Beide Autoren sind unseren Lesern bekannt, haben hier schon ihr Können bewiesen. Dagegen wollen wir die anderen, bisher minder oft genannten Grazer Poeten, die Drasenovich, Frischauf, Graf, Kolla rühmend und spornend erwähnen. Ihre Lieder erreichen die Ubell'schen nicht an Schmelz und ganz eigenthümlichem Stimmungszauber, der sich schon im Versmaß ausspricht, aber sie verrathen sämmtlich eine lyrische Begabung, die für die Zukunft Treffliches erwarten läßt. Hermann Ubell sollte den sogenannten Jung-Wienern, den posirenden und affectirten, seine gesunde Grazer Schule keck entgegen stellen! Technisch ist das Werk mit einer so gediegenen Opulenz ausgestattet, daß man zum höchsten Ruhme der jungen Maler, die ihre Schaffenslust in dem Buche bethätigen durften, nur sagen kann, sie haben diese Gediegenheit der Ausstattung im Allgemeinen verdient. Schad-Rossa's Zierleisten sind besonders hervorzuheben. Der eigenartige musikalische Theil des Bandes ist unter Wilhelm Kienzl's Leitung entstanden. Das Ganze ergiebt einen schönen Zusammenklang der drei Künste, von dem wir zuversichtlich hoffen, daß er überall im Reiche Wiederhall finden und den wackeren Grazer Südmärkern auch im Norden anhängliche Freunde erwecken wird.

Aus den Hochregionen des Kaukasus. Wanderungen, Erlebnisse und Beobachtungen von Gottfried Merzbacher. (Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig.) Dem Alpinisten, der ein bischen schweiz- und tirolmüde geworden ist und nach neuen Sensationen lechzt, wird das Herz klopfen beim Studium dieser beiden, reich mit Bildschmuck und Kartenmaterial ausgestatteten Bände, die das Hohelied von der wilden Edelschönheit des kaukasischen Gebirgs singen. Merzbacher ist ein Bergsteiger ersten Ranges; ohne eine Spur jener widerlichen Koketterie und Renommisterei, die die alpine Literatur zum großen Theil ungenießbar macht, erzählt er uns von seinen Wanderungen, und wir erleben sie mit, überwinden ihre Mühsale mit ihm und blicken mit ihm von der Wunderhöhe des sturmumtobten Elbrus (5629 m) auf Europa und Asien. Mit Purtscheller, dem unvergeßlichen, und zwei Tiroler Führern hat Merzbacher unter Gefahren ohnegleichen, oft nur mit Anspannung der letzten Kraft, eine stolze Reihe jungfräulicher Gipfel bezwungen und gleichzeitig der wahren Wissenschaft schätzbare Dienste geleistet. Merzbacher ist ein Pfadfinder, der zu locken und sich Nachfolger zu werben versteht; die herbe Frische der von ihm durchquerten Alpenwelt athmet aus seinem Werke und macht unendliche Sehnsucht rege. Aber nicht nur der Aesthetiker mit den Poetenaugen, der unternehmende Hochtourist, der Schwierigkeiten überwindet um ihrer selbst Willen, sondern auch in eben so ausgedehntem Maße der Mann der Wissenschaft spricht aus diesem prächtigen Buche, das eine Classe für sich darstellt. Die durchwanderten Gegenden werden uns durch seine Art der Schilderung, sein erstaunliches Beobachtungsvermögen, seine liebevolle Vertiefung in's Detail dauernder Besitz. An seiner Hand lernen wir nicht allein die äußere Gestalt, sondern auch die Psyche dieser noch fast ganz verschlossenen Gebiete kennen. Wen sein Wandertrieb in die kaukasischen Reviere trägt, der wird vorher ganz selbstverständlich gründlich bei Merzbacher in die Schule gehen; aber auch wer es sich an einer Phantasiefahrt genügen lassen muß, der wird die märchenschönen Gefilde am besten mit Hülfe unseres Buches durchpilgern. Die Ausstattung der beiden umfangreichen Bände ist glänzend. Solche Leistungen stellen das deutsche Buchgewerbe in die vorderste Reihe.

Von Heinrich Sienkiewicz' berühmtem Romane „*Quo vadis?*“ ist bei der Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, die siebente Auflage erschienen. Das ist immerhin Etwas, wenn es auch mit den 800000 Exemplaren, die von dem merkwürdig grazlösen und ergreifenden Werke in Frankreich verkauft worden sein sollen, keinen Vergleich aushält. Sienkiewicz hat mit dieser Arbeit den Preis über alle Mitbewerber davongetragen, die wie er das neronische Rom zum Hintergrund bewegter epischer Bilder wählten. Die lasterhafte Grazie der Welthauptstadt, der schillernde Geist ihrer Uebercultur ist noch nie mit so feinen, so wirksamen Farben gemalt worden. Petronius, der Unsterbliche, dem wir die Be-

gebenheiten des Enkolp verdanken und der bei Sienkiewicz eine so sympathische Rolle spielt, hätte den Modernen wahrhaftig beneiden müssen. In gleicher Weise imposant und dichterisch zart dabei sind die Anfänge des Christenthums, der machtvolle Gegensatz, der Kampf zweier Weltanschauungen geschildert. Wir lasen das Werk vor Jahren zum ersten Male im Feuilleton einer Wiener Zeitung; es hat sich alle Reize bewahrt und wirkt noch heute wie eine rührend schöne Offenbarung. Die Benziger'sche Ausgabe, die Rothaug stimmungsvoll illustrirt hat, ist die vornehmste unter den uns bekannten deutschen.

Die „Geschichte der französischen Literatur“, die Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld im Bibliographischen Institut, Leipzig, haben erscheinen lassen, zeichnet sich durch einen freien und sozusagen weltmännisch-künstlerischen Standpunkt aus. Sie legt kein sonderliches Gewicht darauf, erschöpfend in des Wortes übler Bedeutung zu sein, sie vermeidet es, bloße Gerüste und Gerippe vor uns hinzustellen, sondern giebt überall blühendes Fleisch, Anschaulichkeit, warmes Leben. Das macht ihren großen Vorzug aus und wird ihr im gebildeten Publicum zahlreiche Freunde erwerben. Die erfrischende Lesbarkeit des Buches, die man bei stoffverwandten Werken leider so oft vermißt, dieser französische Einschlag geht erfreulich Hand in Hand mit echt deutscher Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit. Die Literatur des Mittelalters hat in dieser Beziehung mustergiltige Darstellung gefunden und enthält einige geradezu classische Capitel. Daß der Verlag auch dieser seiner Veröffentlichung ein stattliches Gewand und reichen Schmuck verliehen hat, bedurfte bei seinem Rufe eigentlich kaum der Erwähnung. Er hat aber ein Uebriges gethan und durch die beigegebenen zahlreichen Abbildungen und Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung, zumal durch die Facsimile-Beilagen das Werk illustrativ vollkommen auf die Höhe des Textes gebracht. Es treten hier ein Geschmack und ein glücklicher Griff in der Auswahl, eine unsagbar peinliche Sorgfalt in der Wiedergabe zu Tage, die schlichtweg vorbildlich genannt werden müssen.

Ein neuer Brockhaus! Mit festlichem Gewande angethan, stellt sich uns der erste Band der „Neuen revidirten Jubiläums-Ausgabe“ vor. Heutzutage vergeht die Zeit rasch und hinterläßt tiefere Spuren als je vorher — wir erkennen das an unserem Conversationslexikon vom vorigen Jahr, das gerade den Schriftsteller häufiger im Stich läßt, als es ihm erträglich scheint. Der Stoff drängt sich eben in immer reicherer Fülle heran, und fast ist es ein Wunder zu nennen, wenn ihn die modernen Encyklopädien, die Conversationslexika, zu bewältigen wissen. Dem neuen Brockhaus ist das gelungen. Er hat uns bei keiner Stichprobe, aber auch bei keiner einzigen, im Stich gelassen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, — über Athen können wir freilich erst im zweiten Bande nachlesen — wenn man neben der textlichen Vorzüglichkeit und wissenschaftlichen Gründlichkeit des Buches, die sich doch trefflich mit gediegener Kürze des Ausdruckes paart, auch noch den bildlichen Schmuck des Werkes besonders hervorheben wollte. Eins entspricht dem Anderen. Das deutsche Buchgewerbe darf auf den neuen Brockhaus stolz sein.

Jenny von Gerstenbergk hat bei Cotta in Stuttgart ein schmales Bändchen „Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walter und Wolf“ erscheinen lassen, das einen ganz ungeahnten Reichthum persönlicher Erinnerungen und neuer Thatsachen enthält, einen Reichthum, der uns das Bild der vornehmen Frau erst wirklich klar und glänzend macht. Um die Häupter Aller, die der Dichterfürst segnete, hat das Jahrhundert einen Strahlenschein gewoben; doch liebenswürdiger und menschlich schöner ist uns von allen diesen Halb-Heiligen keine erschienen, als die „liebe Gattin seines Sohnes“. Das Portrait, das Jenny v. Gerstenbergk von ihr gezeichnet hat, wird diesen Eindruck vertiefen. Sie veröffentlicht eine lange Folge wichtiger und fesselnder Briefe Ottiliens, die den einzigartigen Zauber, die hohe geistige Begabung und seelische Größe dieser geweihten Frau deutlich zum Bewußtsein bringt, und sie schildert uns Ottilie an der Hand eigener Aufzeichnungen, wobei sie nur hier und da mit feinem Finger die Farben harmonisch vertheilt. Es ist ein köstliches Buch, und Jedem, der den Meister liebt, wird es eine Stunde reinen, fast weihevollen Genusses verschaffen. Unsere Leser haben es bereits aus einem Aufsatz kennen gelernt, der sich darauf beschränkte, die fesselnden Mittheilungen Jenny v. Gerstenbergk's wortgetreu wiederzugeben.

Eine neue Goethe-Ausgabe, die Karl Heinemann besorgt, bringt das Bibliographische Institut, Leipzig, auf den Markt. Sie ist weitschichtig wie die berühmte Weimarer Ausgabe und doch mit gedrungener Kürze angelegt: weitschichtig, was die Schöpfungen Goethe's anbelangt, knapp und kurz hinsichtlich des Commentar-Beiwerks. So verspricht sie in ihrem Gesammtumfange classisch für den gebildeten deutschen Mittelstand zu werden. Schon der erste Band, der uns vorliegt, zeigt ein anerkennenswerthes Bemühen, das größere Lesepublicum an den Errungenschaften theilnehmen zu lassen, die die Goetheforschung in den letzten Jahren gemacht hat; auf einzelne Gedichte des Olympiers, ihren Ursprung und ihre Bedeutung wird ganz neues Licht geworfen. Ganz vorzüglich ist die Goethe-Biographie Heinemann's. Bleiben die folgenden Bände auf der Höhe des ersten, so bedeutet diese Ausgabe einen Treffer ersten Ranges.

Von der prachtvollen Griechischen Culturgeschichte Jacob Burckhardt's, die Jacob Oeri bei W. Spemann, Stuttgart, herausgiebt, liegt uns der dritte Band vor. Das Werk ist aus Burckhardt'schen Colleg-Concepten entstanden, liest sich aber, als sei es direct seiner herrlichen Feder entsprungen: überall dieselbe tiefe und edle Begeisterung, dieselbe vornehme Kraft der Sprache. Es sind Stunden reinen Genusses, die man dem adligen Buche verdankt, und mit herzlicher Freude taucht man in die blauen Fluthen des geistigen Aegäischen Meeres, das Burckhardt's Schöpfergewalt vor uns ausbreitet. Man weiß ja, wie er die Antike auffaßte: nicht mit schwärmerischer Leidenschaft, die an der schönen Oberfläche haften blieb, sondern mit der ernsten und innigen Zuneigung des reifen Mannes, die ihre Liebe gerade in der Kritik am deutlichsten zeigte. Ein gebildetes Publicum, das sich an der Hand eines geist- und verständnißvollen Gelehrten noch einmal in die verschollene Schönheit versetzen lassen will, wird den Burckhardt'schen Darlegungen mit derselben gespannten und freudigen Theilnahme folgen, wie es seine Studenten thaten.

Neue Ideale nennt Fritz Lienhard eine Reihe gesammelter Aufsätze, die er bei Georg Heinrich Meyer, Berlin SW., in Buchform hat erscheinen lassen. Bringt das Werk auch eigentlich keine neuen Ideale, so spricht doch aus den einzelnen Essais immer ein ehrlich ringender, ernster Geist, der es wohl verdient, daß man seinen Wünschen und Hoffnungen lausche. „Mensch sein ist auf alle Fälle wichtiger, als Litterat sein.“ Was Lienhard über Sommerfestspiele, über die Grundlagen der Dichtung, Persönlichkeit und Volksthum sagt, auch seine dramaturgischen Betrachtungen und seine Glossen über Kipling haben Anspruch auf gewissenhafte Würdigung; weniger eigenartig sind z. B. seine Bemerkungen über Shylock, nicht ganz gerecht seine Ibsen- und Tolstoi-Kritik, und manchmal mangelt ihm die just dem kritischen Essaisten unentbehrliche, bündige Klarheit.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Abonnement auf das III. Quartal 1901.



Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das II. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung**, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W. 30, Gleditschstr. 6, Expedition: Berlin W., Mansteinstr. 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

